# DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1924
5. Jahrgang
1. Halbjahr




* STEFAN GROSSMANN *
ERSCHEINT JEDEN SONNABEND
JAHRGANG V HEFT 1 * HERAUSGEBER *

# DAS TAGE-BUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 5. Januar 1924

## INHALT:



Einzelverkaufspreis 40 Goldpfennige
Kr. 4000,— Kc. 2,50

* TAGEBUCHVERLAG M·B·H *

# DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON
STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

# INHALTS-VERZEICHNIS

5. Jahrgang / 1. Halbjahr
1924

## POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:

KUNST, LITERATUR, PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT:

BRIEFE, BETRACHTUNGEN, ERINNERUNGEN:

## DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

GLOSSEN:

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Januarwoche

Ein kundiger Mann schreibt dem T-B: In der sozialistischen Presse Frankreichs werden jetzt allerlei russische Dokumente der Vorkriegszeit veröffentlicht, aus denen hervorgeht, welche Pariser Zeitungen und Redakteure aus russischen Quellen reichlich gespeist worden sind. Die Enthüllungen sind in der französischen Presse selbst nicht sehr beachtet worden, einmal, weil die Enthüllten kein Interesse daran hatten, im Augenblick viel Geräusch zu machen — auch Protest ist Geräusch —, und dann, weil die Verblüffung nicht gar so groß gewesen ist. Deutsche Zeitungen freilich sind der Entrüstung über die gekaufte Pariser Journalistik voll. Nun ist ja kein Zweifel, daß die deutsche Presse sittenreiner als die französische ist, die Sittenreinheit selbst steht aber in Frankreich anders im Kurs als hierzulande. Im übrigen ist in allen Dingen Psychologie wünschenswerter als Entrüstung. Die französische Korruption unterscheidet sich vielfach von der deutschen. In Deutschland ist der Journalist gewöhnlich ein kleiner Beamter, unbestechlich — weil er gewöhnlich außerhalb der großen Welt lebt, in der bestochen wird. In Frankreich war der Journalist vielfach im Sinne seiner nationalen Politik bestechlich. Nehmen wir an, der „Temps" hatte sich zu einer russenfreundlichen Politik entschlossen — nun, dann sah es die Administration für eine Selbstverständlichkeit an, daß die Zarenregierung diesen Entschluß honorierte. Es gibt eine Naivität der Korruption unter den Franzosen, die uns unverständlich ist. Nach diesen patriotischen Korruptionsgesetzen wäre es schändlich gewesen, wenn der „Temps", von der russischen Allianz durchdrungen, etwa aus englischen Händen Geld genommen hätte. Aber aus den alliierten russischen Freundeshänden? Das bedeutete bloß die erste Realisierung des Bündnisses! Die französische Korruption lief immer im vaterländischen Geleise, damit war dem patriotischen Gewissen Genüge getan. Sollen wir diesen Tiefstand der Publizistik verachten? Die Zeitungsmenschen — gewiß! Aber die Staatsmänner? Als Walther Rathenau noch lebte und eben Minister geworden war, erschien eines Tages ein Unterhändler aus Paris in Berlin und erzählte: Eine stattliche Anzahl vielgelesener Pariser Zeitungen, denen die russischen Subsidien fehlen und die sich zu englischen Unterstützungen nicht entschließen können, hält den Zeitpunkt einer deutsch-französischen Auseinandersetzung und

Verständigung für gekommen. (Briand und Loucheur waren damals nicht ausgeschaltet, das Wiesbadener Abkommen stand vor der Tür.) Der Widerwille gegen England ist, so erzählte der Makler, in Paris, wenigstens in diesen großen Redaktionen, größer als der gegen Deutschland. Hier habt Ihr Briefe leitender Köpfe, die das bestätigen. Aber das ist nun einmal Tradition der Zeitungen, die alle von den Abonnements nicht leben können: die auswärtige Politik dieser Blätter muß durch auswärtige Quellen genährt werden. Wir könnten nach England gehen, wir gehen lieber nach Deutschland. . . . Der Unterhändler zeigte Belege für die Richtigkeit seiner Angaben. Er kam zu Rathenau. Der hörte ihn aufmerksam an, prüfte die Korrespondenzen, erkundigte sich nach der Höhe der notwendigen Summen, schwieg und riet zur Unterstützung der Pariser Korruption. Er schickte den Boten zu einem nordbayerischen Industriellen, der damals, vorübergehend, auch eine staatliche Würde bekleidete; auch dieser Mann, der die Dinge geschäftlich-nüchtern ansah, riet, das übrigens nicht sehr große Kapital in dem Unternehmen zu investieren. Aber das Auswärtige Amt! Rathenau seufzte. Erstens ist es sehr moralisch, und zweitens hat es wenig Geld. Der Bote wurde nach Paris zurückgeschickt. Er kam ein zweites Mal, brachte noch viel überzeugendere Briefe, wartete auf den Bescheid der moralischen Diplomatie (unsere Geldnot war vor drei Jahren noch nicht so katastrophal) und empfing ihn nie. Verdrossen, später wütend reiste der Unterhändler nach Hause. Nun frage ich kaufmännisch Denkende: Haben wir klug gehandelt, als wir entrüstet waren? Sind wir zu sittlichen Erziehern der französischen Presse berufen? Wäre es nicht klüger gewesen, unmoralisch, aber praktisch zuzugreifen? Vor allem aber: Hätte sich das Geschäft nicht für Deutschland gelohnt? Ich möchte kein letztes Wort in dieser Sache sprechen, dazu fehlt mir die Sachverständigkeit. Immerhin möchte ich an diesem Beispiel zu bedenken geben, ob zu viel politische Sittlichkeit nicht zuweilen Schaden anrichten kann?

In München ist der geistige Nährvater der Nationalsozialisten Dietrich Eckardt gestorben. Er war ein ganz simpler Judenfresser von der billigsten Sorte geworden, und es gehörte die geistige Lebendigkeit eines alten bayrischen Generals dazu, dies tägliche Wutgeheul durch Subventionen zu unterstützen. Aber freilich für den General Epp war der dicke Dietrich noch ein Ideal an geistiger Regsamkeit. Na, wir kannten diesen völkischen Beobachter länger als der Herr General, Dietrich Eckardt ist nämlich auch einmal jung und frisch und beinahe ein Kämpfer gewesen. Das war nicht damals, als Graf Hülsen ihn und seinen entsetzlichen „Peer Gynt" ausbeutete, sondern viel früher. Damals war Dietrich Eckardt Redakteur am „Lokalanzeiger". Aber irgendwie hatte er sich den Groll des unsichtbaren Herrschers August Scherl zugezogen und

flog in weitem Bogen hinaus. Dietrich Eckardt setzte sich hin und schrieb eine Komödie „Familienväter“. Sie versuchte mit dem bißchen Darstellungskunst, das er damals noch besaß, das Schicksal der armen Schreiberkulis zu schildern, die sich in jeder Richtung ihres Blattes seufzend schicken, weil sie eben Familienväter sind und deshalb das Heu aus jeder Krippe fressen müssen. Sehr hübsch war in dem Stück das Walten der anonymen Macht Scherls gezeigt, das Zittern der armen Schreiberknechte vor dem grollenden Chef, die durch „langjährige treue Pflichterfüllung“ erzeugte Mutlosigkeit, welche sich nicht einmal mit offenem Egoismus zu schmücken wagte. Hier ist der deutsche Redakteur als der armselige kleine Beamte gezeichnet worden, der er war und der er heute, zitternd vor Lebensangst, noch viel mehr ist. Es versteht sich, daß kein deutsches Theater die Journalistenkomödie aufzuführen wagte. Doch — eine. Es war die Wiener „Freie Volksbühne“. Sie brachte, unbekümmert um den zürnenden Blick der bürgerlichen Presse, die „Familienväter“ heraus. Die Hauptrolle, einen alten, seelisch und leiblich ausgemergelten Lokalredakteur, gab — es sind beinahe zwanzig Jahre her — ein damals noch nicht sehr bekannter Schauspieler, klein, nervös, hastig, bald urkomisch, bald zu Tränen rührend: Max Pallenberg. Sah man den zittrigen greisen Zeitungsschreiber, bebend vor den Launen des Herausgebers, bebend vor innerer Wut, zuletzt aber immer wieder gehorsam, treu, redlich und fleißig, dann erschütterte den Zuschauer das Dienstbotenschicksal der traurigen Repräsentanten der siebenten Großmacht . . Die Komödie wurde an die zwanzig Mal gespielt, trotz den drohenden, grollenden Augenbrauen der bürgerlichen Presse, und Dietrich Eckardt war des Dankes voll für die Institution der Volksbühne, die ihre freie Existenz größtenteils der Aufnahmefähigkeit deutscher Arbeiter verdankte. Seit den „Familienvätern“, die einem bitteren Erlebnis ihr Entstehen verdankten, hat Dietrich Eckardt nichts Rechtes mehr geschaffen. Er saß dann jahrelang im Café des Westens, wurde immer fetter an Leib und Seele, heiratete dann reich und wurde in München der grimmigste Schimpfer gegen Stefan Großmann, dem er den einzigen Festtag seines Lebens zu verdanken hatte. Hinter dem „Völkischen Beobachter“, der zur Ermordung Großmanns aufforderte, stand Dietrich Eckardt, der nun selbst ein „Familienvater“ geworden war, zitternd vor dem unerbittlichen Chef Adolf Hitler. Vor ein paar Tagen wurde Eckardt aus der Schutzhaft entlassen, der Chef sitzt noch, aber die Kahr-Welt freute ihn nicht mehr, er starb in Gram und Leberleiden. Der ganze Eckardt mit seinem unzerstörbaren Schimpftalent, das wüsteste Demagogentalent Münchens, ist eine einzige erschreckende und schauerlich belustigende Pallenbergrolle. Vielleicht wird diese närrische bayrische Komödie noch geschrieben. Sie wird heißen: „Der Eid im Bürgerbräu“ oder „Der Herr Generalstaatskommissarius steht zuerst auf“.

ARTHUR HEICHEN.

# HJALMAR SCHACHT UND SEIN PROGRAMM

Die deutsche Bankwelt in ihrer überwiegenden Mehrheit hätte als künftigen Reichsbankpräsidenten Dr. Helfferich wahrscheinlich lieber gesehen als Dr. Schacht. In der Tat wurde denn auch, ehe der Reichsrat sein Votum in der Reichsbankpräsidentenfrage abgegeben hate, ein frisch-fröhliches Treiben gegen Dr. Schacht inszeniert. Daß das Reichsbankdirektorium sich für Dr. Helfferich aussprechen werde, war ja von vornherein anzunehmen. Dem Vater der deutschen Inflation, ihrem währungstheoretischen Interpreten, mußte sich das Reichsbankdirektorium gesinnungsverwandt fühlen. In einem Vorwort zu einer Neuauflage seines Werkes über „Das Geld“ leugnet Dr. Helfferich eine deutsche Inflation, weil der Goldwert des deutschen Zahlungsmittelumlaufes in den Nachkriegsjahren weit geringer war als in Friedenszeiten. Nun gehört die sinkende „Effektivität“ des Geldumlaufes, um einen Ausdruck der russischen Nationalökonomie zu gebrauchen, — nun gehört der sinkende Goldwert des Papiergeldumlaufes zu einer Begleiterscheinung jeder Inflation. In Deutschland, in Polen, in Ungarn, überall zeigt sich dasselbe Bild. Es blieb Herrn Helfferich vorbehalten, aus einem Krankheitssymptom der Inflation ein Beweismittel gegen das Vorhandensein einer Inflation zu machen. Helfferich hat die an sich zweifellos richtige Zahlungsbilanztheorie so verballhornt, daß es heute selbst für Anhänger dieser Theorie schwer ist, sich zu ihr zu bekennen. Noch im Frühjahr dieses Jahres hat Helfferich sich im Untersuchungsausschuß über die Ursachen des Marksturzes nicht gescheut, das Märchen vom Nichtvorhandensein einer Inflation in Deutschland neu aufs Tapet zu bringen. Als Indizium erklärte er damals wiederum den niedrigen Goldwert des deutschen Papiergeldumlaufes, obwohl er selbst, wie jeder einigermaßen Sachkundige, wußte und wissen mußte, daß nicht nur die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes gegenüber der Vorkriegszeit enorm gestiegen, sondern daß auch die private Kassenhaltung und die Markdepositen bei den Banken gewaltig gesunken und der Markumlauf durch Devisenzirkulation verdrängt worden war. Als Helfferich damals im Untersuchungsausschuß sogar auf den Widerspruch des Reichsbankpräsidenten Havenstein stieß, war er gewandt und vorsichtig genug, sich einen Rückzug zu lassen, indem er erklärte, er habe dies zunächst „nur als Problem“ gestellt. Das Reichsbankdirektorium hat die Wahl Dr. Helfferichs empfohlen mit dem Hinweis auf sein internationales Ansehen als Währungstheoretiker. Die Verdienste Helfferichs um die Schaffung der Rentenmark sollen eben so wenig verkleinert werden wie die Qualitäten seines Buches „Das Geld“. Ehre wem Ehre gebühret. Freilich hat gerade in Deutschland vor dem Krieg nicht besonders viel dazu gehört, ein einigermaßen passables Buch

über Geldwesen zu schreiben. Unter den Blinden ist bekanntlich der Einäugige König. Die wissenschaftliche Nationalökonomie in Deutschland hat sich vor dem Kriege lieber mit der Lage und Geschichte des Seifensiedereigewerbes im Orte Krähwinkel als mit difficilen Problemen der Währungstheorie befaßt. Auf diesem Boden hatte es Dr. Helfferich verhältnismäßig leicht, ein zu Ansehen gelangtes Buch zu schreiben, das in anderen Ländern, in Amerika oder England, nur passable Mittelware geblieben wäre. Und die Verdienste, die sich Helfferich mit seinem Buch erworben hat, hat er reichlich verschüttet dadurch, daß er der Inaugurator der deutschen Inflation während des Krieges und in den Nachkriegsjahren ihr theoretischer Advokat vielleicht weniger aus Ueberzeugung als vielmehr ab irato und vielleicht auch mit dem geheimen Hintergedanken gewesen ist, die Republik nicht in offener Feldschlacht niederzuwerfen, sondern ihr hinterrücks ein Bein zu stellen. Daß das Direktorium der Reichsbank anderer Ansicht gewesen ist, ist verständlich. Kennzeichnend für den Geist staubiger Perücken ist es aber doch, daß es an seiner Spitze Herrn Helfferich justament in einem Augenblick sehen wollte, in dem es dem Ausland gegenüber darauf ankam (schon um den Weg zu Valutakrediten zu eröffnen), ein entschiedenes Bekenntnis zum Deflationismus abzulegen. Nichts hat so sehr den Ruf Deutschlands auch im neutralen und uns gutgesinnten Ausland und auch bei einem nicht zu kleinen Teil des Auslanddeutschtums so untergraben wie die hemmungslose Inflationswirtschaft, die jahrelang ohne jeden Versuch einer aktiven Gegenwehr blieb! Es war ein Axiom in Deutschland, daß vor Regelung der Reparationsfrage keine Währungsstabilisierung möglich sei und daß diese Währungsstabilisierung wiederum nur von der Seite der Produktion her allmählich in Angriff genommen werden könne. In diesem Punkte waren sich die Inflationisten von Helfferich und Stinnes angefangen bis zu den Gotheins und Dernburgs vollkommen einig. Sie alle, die offenen Reaktionäre wie die Bindestrich-Demokraten, sind offene oder verkappte Helfershelfer der Inflationisten und der Geldentwertungs-Betrugswirtschaft gewesen. Erst als das Wasser allen bis zum Halse stieg, war man bereit, auf die Manifestation solcher Auffassungen zu verzichten. Jetzt erst war der Boden auch reif für die Tätigkeit Dr. Schachts.

Sein erster Programmpunkt lautete: Selbsthilfe aus eigener Kraft. Schon die Ausgabe dieser Parole genügte, um ihm einen gewissen Fonds von Vertrauen gerade im Ausland einzubringen. Dem weinerlichen Valutapessimismus in Deutschland, dem laissez faire, laissez aller in Währungsdingen, setzte er etwas entgegen, was in Deutschland ein Novum war: nämlich Aktivität. Der Währungsaktivismus des Jahres 1922 hatte ja tauben Ohren gepredigt. Ursprünglich plante Dr. Schacht unmittelbar die Errichtung einer zentralen deutschen Goldnotenbank. Als ihm vor Monaten der

Posten eines Finanzministers angeboten wurde, machte er die Uebernahme des Amtes abhängig von der Zustimmung des Kabinetts zu diesem seinem Projekt. Gleichgültig, ob die deutsche Goldnote als einzige deutsche Währung gedacht war oder aber, was wahrscheinlicher ist, als Doppelnote neben einem zirkulierenden Papiergeld: das Projekt verriet einen gewissen Wagemut. Dr. Schacht schätzte den deutschen Devisenvorrat auf etwa 4 Milliarden Goldmark, d. h. weit höher als die übrigen deutschen Sachverständigen. Im Untersuchungsausschuß über die Ursachen des Marksturzes waren die Sachverständigen einschließlich des Bankiers Loeb (Mendelssohn) — anscheinend aus falschverstandenen außenpolitischen Erwägungen heraus — sichtlich bemüht, diesen Devisenvorrat der heimischen Wirtschaft so gering als möglich einzuschätzen. Die bekannte Vogel-Strauß-Politik, die glaubt, dem Vaterlande zu nützen, ihm aber schadet dadurch, daß sie Tatsachen in ein falsches Licht rückt und dadurch wiederum der Unterschätzung der eigenen Kräfte und des eigenen Bewegungsspielraums Vorschub leistet! Es bleibt das Verdienst Dr. Schachts, der Wahrheit die Ehre gegeben zu haben. Denn nur im Vertrauen auf einen relativ großen Devisenbesitz der heimischen Wirtschaft konnte das Stabilisierungswerk, dessen offizieller Beginn auf den 20. November fällt, in Angriff genommen werden. Nur dadurch konnte in den letzten Wochen der notwendigste deutsche Importbedarf sichergestellt, konnte das Defizit der deutschen Zahlungsbilanz ausgeglichen werden, daß die deutsche Volkswirtschaft von ihrer Devisenreserve zehrte, soweit diese nicht für die Abwicklung des Außenhandels notwendig war. Im Untersuchungsausschuß hatten sämtliche Sachverständige die Legende zu verbreiten gesucht, als sei der gesamte deutsche Devisenbesitz für die Zwecke des Außenhandels notwendig. Von den sogenannten Wertsicherungskäufen der Wirtschaft sprach man nicht. Ob das deutsche Stabilisierungswerk auch weiterhin von Dauer sein wird, das hängt davon ab, ob die deutsche innere Devisenreserve den Anforderungen der nächsten Zeit gegenüber ausreichend sein wird. Denn die deutsche Zahlungsbilanz wird noch auf Monate hinaus passiv sein, wenn auch, hoffentlich recht bald, mit dem Zufluß ausländischen Kapitals in dieser oder jeder Form zu rechnen ist. Es bleibt Dr. Schachts Verdienst, diese Zuflüsse nicht zu einer conditio sine qua der Währungsstabilisierung, sondern umgekehrt eine, wenn auch zunächst nur behelfsmäßige, Stabilisierungsaktion zur Voraussetzung ausländischer Kreditzuflüsse gemacht zu haben. Die Mentalität der deutschen Regierungsmänner, der Wirtschaftsführer und derer, die sich dafür halten, war bislang nur auf die erste Möglichkeit eingestellt. Deutschland von der Erwartung, daß ihm die gebratenen Tauben von selber in den Mund fliegen würden, abgebracht zu haben, ist — auf dem engeren Gebiet der Währung — das Verdienst Dr. Schachts. Damit sollen die Verdienste

Dr. Helfferichs um die Schaffung der Rentenmark keineswegs verkleinert werden. Der Währungsgeschichte wird Helfferich als der Schöpfer einer neuartigen Währung, der Rentenwährung, erhalten bleiben. Nur dürfen diese Verdienste nicht übertrieben werden. Es entspinnt sich allerorts eine Helfferich-Legende, die von vielen Seiten mit einer gewissen Geflissentlichkeit genährt wird. Der Präsident des Zentralverbandes des deutschen Großhandels z. B., der Kommerzienrat Ravené, entbietet den Verbandsmitgliedern einen Neujahrsgruß, in dem es u. a. heißt:

> „Trotzdem aber geht das Jahr 1923 nicht zu Ende, ohne daß dem deutschen Volke dank der Genialität eines Helfferich wenigstens auf dem Gebiet seiner zusammengebrochenen Währung eine gewisse Ordnung und Beruhigung gegeben worden ist."

Eine solche einzelstehende Aeußerung soll man eben so wenig überschätzen wie die Fähigkeit der Herren Präsidenten oder Vizepräsidenten großer Wirtschaftsverbände, die Vorgänge auf dem Währungsgebiet überhaupt zu beurteilen. Aber als Symptom sind solche Aeußerungen dennoch zu werten. In einer Pressekonferenz, die vor Monaten stattfand, feierte der Vizepräsident der Reichsbank von Glasenapp anläßlich einer Besprechung des Rentenbankgesetzes und der Novelle zum Bankgesetz den „genialen kombinatorischen Geist Helfferichs". Der Reichsbankvizepräsident meinte damit die Deckung der Rentenmark durch verzinsliche Goldpfandbriefe, — jene Konstruktion, die auf eine Anregung Helfferichs zurückgeht. Aber gerade mit dieser dem „genialen kombinatorischen Geist" entsprungenen Idee Dr. Helfferichs ist es nichts. Die Deckung der Rentenmark durch Pfandbriefe würde es nicht verhindern können, daß die Rentenmark auf 40 oder 30 % oder noch weniger ihrer Goldparität heruntersinkt. Sie würde das auch nicht verhindern können, wenn der von Sachverständigen von vornherein als zu niedrig bezeichnete Zinsfuß der Rentenbriefe von 5 auf 10 % erhöht werden würde. In einem Lande, in dem bei stabilem Geldwert die kurzfristige Ausleihung von täglichem Börsengeld ein Mehrhundertfaches eines solchen Zinsfußes von 5 bis 10 % für langfristiges Kapital beträgt, kann solcher Deckungsmechanismus garnicht wirksam werden. In Oesterreich ist es nicht einmal nach mehr als einem Jahre nach vollendeter Kronenstabilisierung gelungen, die Sätze für kurzfristiges Geld auf das Niveau des Zinsfußes der Oesterreichischen Nationalbank (9 %) herabzuschrauben. Wie sollte unter diesen Verhältnissen das Sparkapital sich dem langfristigen Kapitalmarkt, den Pfandbriefen, Sachwertanleihen, dem Hypothekenmarkt zuwenden? Ein äußeres Symptom dafür, daß der Deckungsmechanismus der Rentenmark nicht funktioniert, ist es, wenn Nachfrage nach den Pfandbriefen der Rentenbank überhaupt nicht besteht und nicht einmal aus den Kreisen der Landwirtschaft sich zeigt, wo man die Rentenbriefe zur Abdeckung der

Grundschuld aus dem Rentenbankgesetz verwenden könnte. Es heißt sogar, daß die Rentenbankbriefe nicht einmal gedruckt sind! Die geniale Konstruktion Helfferichs zeigt also überhaupt keine Wirksamkeit. Wenn die Rentenmark sich trotzdem hält, dann ist das weit weniger der Deckung der Rentenmark, als vielmehr der Tatsache zuzuschreiben, daß der Rentenmarkumlauf und der Umlauf der konkurrenzierenden Währungen (Papiermark und Goldanleihegeld) genügend knapp gehalten wird. Die Aufrechterhaltung des Wertes der Rentenmark ist, wie ich schon an anderer Stelle ausgeführt habe, keine Deckungs-, sondern eine Quantitätsfrage! In dieser richtigen Erkenntnis arbeitet, soviel man beobachten kann, Dr. Schacht mit großem Erfolge. Gerade der Bekämpfung des Notgeldunwesens, die er eingeleitet und durchgeführt hat, ist es zuzuschreiben, wenn die Rentenmark in ihrem Wert erhalten bleibt. Für Januar sind beträchtliche Quantitäten wertbeständigen und nicht wertbeständigen Notgeldes zur Einlösung aufgerufen worden. Diese Maßnahme Dr. Schachts wird es hoffentlich ermöglichen, daß weitere Rentenmarkemissionen, namentlich aus den Privatkrediten der Rentenbank, in den Verkehr geleitet werden können, ohne daß die Relation zwischen Warenpreisen und der Rentenmark erschüttert, d. h. eine neue Inflation hervorgerufen wird. Die Bekämpfung des Notgeldunfugs war gewiß rigoros, sie hat große Unzuträglichkeiten für die Eisenbahn, für die Kommunen des besetzten und unbesetzten Gebietes herbeigeführt, aber sie war wirksam. Der Deflationismus Dr. Schachts, der von Anbeginn das Geld in seiner Gesamtheit ins Auge faßte, war auch dem Wert der Rentenmark zuträglicher als die schönen Deckungskonstruktionen Dr. Helfferichs. Dr. Schacht war von vornherein kein Freund der Rentenmark, er ist ihr aber ein guter Beschützer gewesen, das werden ihm auch seine Gegner einräumen müssen.

Wie und wan der Uebergang zu einer einheitlichen deutschen Goldwährung, die das eigentliche Ziel Dr. Schachts allerwege war und jetzt noch ist, bewerkstelligt wird, ist eine andere Frage. Wendet sich die außenpolitische Situation Deutschlands, fließen ihm Valutakredite größeren Umfangs von auswärts zu, dann kann eine zentrale deutsche Goldnotenbank vielleicht mit einem einzigen Schlag errichtet werden. Anderenfalls ist ein Umweg notwendig, wie ihn Dr. Schacht vorgesehen hat, nämlich der Weg über lokale Goldnotenbanken und lokale Devisenzertifikate nach dem Muster Hamburgs, Bremens und Kiels.

---

„Die Franzosen müssen regiert werden von einer eisernen Hand in einem samtenen Handschuh.“ *Napoleon.*

Die III. Republik, Madame Marianne, in phrygischer Mütze (aus dem Modeatelier Yvonne) ist das Weib der Weiber. Sie ist die ehelich angetraute Gattin Europas, aus guter Familie, streng erzogen, klassisch gebildet, katholisch, praktisch und hysterisch. Diesen einzigen, letzten Fehler darf man ihr nicht verdenken, sie teilt ihn mit allen Frauen von 45 Jahren, die nicht mehr Mütter werden. Wer aber wagte, ihr offiziell dies Alter zu geben: ihr, die die schlankesten Hüften hat, große Emailaugen, mit denen sie alle jungen Natiönchen verführt, und Lippen, blendend vom Rouge de Lescaudieu: nur, damit sie immer in die Trikolore passen. So ist Frankreich, la France. Aber man irre sich nicht: sie ist trotzdem eine treue Hausfrau, sie waltet ernsthaft über das Heim, sie ist eine großzügige Erzieherin der Kinder und sehr moralisch. Sie hat natürlich einen Geliebten: aber sie trifft ihn nur zwischen 5 und 6 in dessen garçonnière, um punkt sieben ist sie Königin am Familientisch und geht nie ohne den Gemahl aus.

So ist Frankreich, das Weib.

Das Weib liebt den Skandal, den fait divers und die Prozesse. Deshalb ist die III. Republik von Skandalen, fait divers und Prozessen gekennzeichnet, wie sonst die Völkergeschichte von Schlachten und Königsnamen. Die Daten der III. Republik sind: Panama, Dreyfus, Bonnet Rouge: drei Skandale, die jeder zirka 10 Jahre des intimsten Lebens des Landes umfassen und bedeuten und in die jeweilig die höchsten politischen Persönlichkeiten verwickelt waren. Panama: die Tragödie der Finanz. Dreyfus: die Epopöe der Militärrevanche. Bonnet Rouge: die Oper des journalistischen Defaitismus. Die Trilogie einer Republik!

Frankreich hat sich in diesem Schmutz gesielt wie eine Hure: aber wie kam es, daß es immer rein, lächelnd, fast jungfräulich daraus hervortrat und stark und groß blieb — bis zu dem Grade, daß es den Krieg bestehen und gewinnen konnte? Das ist das Geheimnis des Ewig-Weiblichen, das das Mysterium, vor dem der deutsche Problematiker steht wie vor dem verschleierten Bild!

Frauen regieren über Frankreich. Diese Epoche ist eine der abenteuerlichsten und wildesten in Europa. Neben den drei oben zitierten rationellen Geschichtsphasen gibt es drei andere, nicht minderen politischen Wertes, die, wenn man sagen darf, den seelischen Gehalt einer Zeit offenbaren. Beredter als die Namen der Präsidenten der Republik sind die der Frau Steinheil, der Frau Caillaux und der „roten Jungfrau“ Germaine Berton: drei Mörderinnen, drei Ruferinnen, drei Trägerinnen weithin leuchtender Fackeln und gnadenloser Revolver.

Es ist recht frauenhaft, daß sowohl die Caillaux wie die Berton nicht die absoluten Vertreter der verhaßten Idee niederknallten: sondern im Trieb, im Instinkt, den persönlichen, den augenblick-

lichen Feind, und insofern ohne Vorbedacht, ohne „Schuld". Das ist das Unfaßbare im Element Weib! Und doch, und doch hatte ihre Tat die radikale Bedeutung eines theoretisch-logischen Eingriffs ins Rad der Politik und der Ideen. Calmette war der persönliche Feind des Ministers Caillaux, war lediglich ein Journalist, der am nächsten Tag ein Dokument veröffentlichen wollte, das dem Mann der Mörderin schaden mußte: ein kindlicher „unvorbedachter" Reflex im Hirn der Frau: dieser Mann muß sterben, dann kann er nicht mehr schaden! In diesem Augenblick sind die Opfer Puppen, ist ein Revolver die nötige Ablenkung für die akute, sinnlose Verzweiflung. Eine Spitzenbluse hätte vielleicht unter anderen Umständen auch vielleicht dieselbe Beruhigung bringen können. Das Schwurgericht sprach gerechterweise die Madame Caillaux frei — aber der Prozeß Caillaux behielt seine ungeheuren Proportionen bei, er fand zwischen dem 20. und 30. Juli 1914 statt, und schied bald Frankreich in zwei Gruppen: die Nationalisten und die Defaitisten. Calmette war ein kleiner Mann, der Schluß welthistorisch.

Das Gleiche bei Germaine Berton: ihr Haß galt der „Action Française", dem infamen Hetzer Léon Daudet, der lügnerischen Bramarbaserei des wanstigen, übermütigen Royalistenführers, der in der Kammer, als einziger Vertreter seiner Minorität, in die höchste Trompete blies und Frankreichs rosige Ohren verletzte. Sie suchte drei Tage lang nach Daudet: traf auf der Redaktion nicht ihn, sondern den ironischen Sekretär Marius Plateau, der sie mit seiner Gemütsruhe und fanatischen Sicherheit reizte und mit fast körperlichem Haß sprengte: die Kugel sauste in sein Fleisch. Ein fast Unbekannter fiel — aber eine triumphale Idee entwich dem Kadaver wie seine Seele.

Und so wurde aus dem kleinen Mord der wahre Prozeß des Nachkriegs — genau wie die Frauenungeduld der Caillaux den Prozeß des Vorkriegs heraufbeschworen hatte. Die Extreme Frankreichs wurden handgemein. Die Royalisten einerseits —, ihr gegenüber die Partei des Herzens, der Freiheit, des Menschlichen, das die Zivilisation hervorgebracht hat. In diesen Augenblicken ist der schöne Sopran von Notre Dame la France erklungen, und wir, die es erlebten, erbebten im Innersten und liebten, liebten dieses Land. Seit Jahrhunderten schenkte es Europa die edelsten Gestalten des Geistes und des Gemütes.

Von Jeanne d'Arc, der ritterlichen „pucelle", über Charlotte Corday, dem „ange de l'assassinat" bis zu Germain Berton, der „vierge rouge" — eine Kurve, ein einziger, ja ein göttlicher Heiligenschein, der über den Scheiteln dieser Frauen wie ein Meteor leuchtet. Politische Marien, Göttinnen dieses politischen Geiststaates Frankreichs. In die Kniee vor dieser Schönheit des Herzens! Epopöen für diese antiken Gefühlsmächte!

# DER FALL HERMAN GEORGE SCHEFFAUER

In nationalistisch aufgepeitschten Zeiten gibt es wohl keinen schlimmeren Vorwurf als den der Vaterlandslosigkeit. Schon deswegen, weil diese Vaterlandslosigkeit leicht mit dem Internationalismus, wie ihn die sozialistische Lehre predigt, verwechselt wird. Dieser rote Internationalismus ist aber keine echte Vaterlandslosigkeit: der französische Revolutionär von 1789 verwandelte sich trotz „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ einst blitzschnell in einen wütenden Patrioterich, und der Jude Trotzki sprach unmittelbar nach seiner Selbst-Promotion zum Kriegsminister ganz wie ein unproletarischer Kollege ebenfalls von „unseren braven Jungen an der Front“. Die echte Vaterlandslosigkeit, der echte Internationalismus darf eben nicht mit seiner politischen Abart verwechselt werden. Seine Feindschaft gegen das eigene Vaterland ist zu tief und zu ernst, als daß sie sich von einem zum anderen Tage umstellen ließe. Zwischen Nationalisten und Bolschewisten ist immer noch ein Band — das derselben Grundanschauung, derselben moralischen Einstellung: deswegen schließen sie so leicht Bündnisse, deswegen schlägt der eine „ismus“ so leicht in den anderen um. Der echte Kosmopolit aber bekennt sich zu keiner Partei und kann sich zu keiner Partei bekennen, weil seine sittliche Bewertung der Dinge eine grundverschiedene ist, weil sein Ja der anderen Nein und sein Nein der anderen Ja ist und weil sich zwischen Ja und Nein beim besten Willen keine Brücken schlagen lassen.

Ist der Amerikaner Herman George Scheffauer, der soeben bei Paul Steegemann sein Buch „Das Land Gottes — Das Gesicht des neuen Amerikas“ erscheinen läßt, ein solcher Kultur-Kosmopolit? Wir wollen nicht vorschnell diese Frage beantworten und vorerst nur das eine feststellen, daß Scheffauer, wie fast alle Kultur-Kosmopoliten, das Ausland dem eigenen Vaterlande vorzieht und daß er, ebenfalls nach Art der Kultur-Kosmopoliten, seinem Vaterlande sehr kritisch, um nicht zu sagen feindlich, gegenübersteht. Scheffauer ist eine aristokratische Natur, und wenn eine solche das Unglück hat, in Amerika geboren zu sein, so ergeben sich die Konsequenzen von selbst. Dazu ist er stark künstlerisch und dichterisch veranlagt, was seine Ablehnungsgeste nur steigern muß. Denn wer leidet in der Kaffeemühle der Gleichheit mehr als der Schaffende, er, dem die Erhaltung und die Ausdrucksmöglichkeit seiner Persönlichkeit so wichtig sein muß wie die Luft und das tägliche Brot? Kein Wunder, daß dieser Sohn des schönen Kaliforniens, trotz Trauben und Sonne, dieses Land verließ und noch als reifer Mann in das neblige England übersiedelte, in jenes England, das dem Amerikaner ungefähr, wie den Deutschen Italien, als die Heimat der Kunst und Kultur erscheint. Aber auch von diesem Italien war Scheffauer wenig befriedigt, auch

hier, so erkannte er bald, war er noch in seinem geschäftigen und geräuschvollen, seinem gehalt- und gestaltenlosen Amerika. Mehrere Besuche in Deutschland, der Heimat seiner Vorfahren, sowie seine Beteiligung an der damals in England erscheinenden Nietzsche-Uebersetzung, erweckten in ihm Bewunderung für unser Land und darum neue Auswanderungsgelüste. Und dann brach der Krieg aus und mit ihm der alte Haß Scheffauers gegen die westliche Zivilisation. Schon am Tage des Kriegsausbruches nahm er Partei für Deutschland. Er war an diesem Tage mit seiner jungen Frau Ethel Talbot-Scheffauer, einer in England wohlbekannten Dichterin, in mein Londoner Haus gekommen, und noch sehe ich vor mir seine schwarzen Locken sich schütteln wie die des zornigen Jupiters und höre unter dem Klirren der Teetassen seine Stimme verkünden: „Passen Sie auf, diese Heuchler werden sich aus dem Durchmarsch durch Belgien die notwendige sittliche Entrüstung einpumpen und Deutschland den Krieg erklären“ . . . .

So kam es, und als das englische Sittlichkeitsbarometer immer höher stieg und die Wolken des Unheils sich immer tiefer auf den Kontinent senkten, da litt es Scheffauer nicht mehr in London. Er nahm seinen amerikanischen Paß, erklärte, daß er in Holland „die Situation studieren wolle“ und ging geraden Wegs nach Deutschland. Das war im Januar 1915. Heute schreiben wir 1924, und vieles hat sich seitdem geändert . . . Scheffauers „Italien“ liegt in schweren Nöten . . . Aber sein Ideal besteht, und mit dem Ideal sein sehr realer Widerwille. Nur der kann lieben, der des Hasses fähig ist . . .

Ich gestehe, daß ich ein Faible habe für Leute, die ein Ja und ein Nein haben wie Herman Scheffauer. Ich liebe sie besonders, wenn sie dazu noch das Talent haben, ihrer Meinung den gebührenden Ausdruck zu verleihen. Wenn solch einer in Zorn gerät, facit indignatio versum: so kommt immer etwas Gutes dabei heraus. Wie unter den Hammerschlägen eines ärgerlichen Hephästos glühen und sprühen die Verse in Scheffauers „Kind im Zeitungsblatt — eine Ode gegen mein Zeitalter“. (The Infant in the News sheet, an Ode against the Age. Copyright by the Overseas Publishing Co. Hamburg 15.) Dies ist ein Haßgesang gegen die moderne Presse, die Scheffauer, und nicht mit Unrecht, als eines der schlimmsten Symptome unserer kranken Zeit erscheint. Ein ähnlicher Geist des Zornes weht auch durch sein deutsch-geschriebenes Prosabuch „Das Land Gottes“. Und es ist beileibe kein blinder Zorn, der sich da Luft macht: nur gewöhnliche Menschen macht der Zorn blind, den Dichter macht er sehend. Gerade dieser mit Recht gefürchteten Leidenschaft schuldet Scheffauer seine psychologische Einfühlungskraft; gerade ihr verdankt er die Flüssigkeit des Stiles, die an einem Ausländer doppelt bewundernswert ist. Wer hat dieses Buch übersetzt? Ich weiß es nicht. Oder ward es vielleicht vom Autor selbst gleich deutsch

niedergeschrieben? Ich weiß auch das nicht. Ich weiß nur das eine, daß ich es vom Anfang bis zum Ende durchlesen konnte und ob der Leichtigkeit der Lektüre, die mit der Tiefe des Einblicks ebenso seltsam wie angenehm kontrastierte, fast auf jeder Seite meine Freude hatte. . .

Schon in dem ersten Kapitel des Buches „Die Entstehung der Nation“ wird der Grundzug der amerikanischen Psyche richtig diagnostiziert, und dieser Grundzug wird aus der religiösen Herkunft abgeleitet. Der Amerikaner ist Calvinist und Puritaner. Aus dieser seiner frommen Herkunft erklärt sich beides: der Idealismus wie der Utilitarismus, zwei anscheinend einander widersprechende Charakterzüge, die aber dennoch nur die beiden Seiten ein und derselben Medaille sind. „Der Brand, den diese Puritaner in der neuen Welt entfachten, glüht bis zum heutigen Tage weiter, bisweilen als die weiße Flamme der politischen Freiheit, bisweilen als die rote Fackel der Bürger- und Religionskriege, bisweilen als der schwelende gelbe Scheiterhaufen, den fanatische Geister und Hände entzünden.“ Auf diesen männlichen Calvinismus wird dann, wie Scheffauer ebenfalls richtig bemerkt, das weibliche Reis des Rousseauismus gepflanzt und findet in der von Thomas Jefferson verfaßten berühmten Unabhängigkeitserklärung von 1776 seinen bekanntesten Ausdruck. „Es ist ein Dokument, das in erhabenem Stile die politische Philosophie dieses amerikanischen Denkers und Staatsmannes widerspiegelt, der von Rousseaus Anschauungen und den humanitären Lehren des 18. Jahrhunderts so tief durchdrungen war; es verherrlicht Ideale, die ihrerseits, wie durch Thomas Paines Schrift „The Rights of Men“, der französischen Revolution Zündstoff geliefert haben.“

Was Scheffauer von den anderen Amerikanern unterscheidet, ist seine negative Einstellung zu den magischen Formeln „des Lebens, der Freiheit, des Glückes“, die zum Palladium der amerikanischen Zivilisation erhoben wurden und die dort bei einem jungen Volke vielleicht noch inbrünstiger geglaubt werden als im alten Europa. Scheffauer ist Europäer, weil er die Vorurteile seines Vaterlandes überwunden hat. Ueber die Jagd nach dem Glück, über Jeffersons rhetorische Phrase, über den frechen Gleichheitsschwindel seines Volkes zuckt er nur die Achseln. Aber er zuckt nicht nur die Achseln, sondern er ballt auch die Faust dagegen. Mit Schaudern sieht er den Idealismus, der einst harmlose Romantik war, sich ändern, von Washingtons Nicht-Einmischungs- in die Monroe-Doctrin, die Europa verkündete: America farà da se. Und schließlich wird die Romantik gar aggressiv, und es kommt zum Weltkrieg, in dem sich gerade Amerika in die europäischen Verhältnisse einmischt. Von ehrlicher Furcht erfüllt, erzählt Scheffauer den Europäern, daß der Krieg Amerikas nicht nur den Zentralmächten, sondern ganz Europa galt; und als treuer Ekkehardt warnt er Europa vor der Mentalität der neuen Gene-

ration, die, aggressiv geworden, sich einbildet, eine Weltmission zu haben, um die Menschheit zu erobern und zu verbessern.

Andere und nicht minder gelungene Kapitel des Buches behandeln das öffentliche, das Privat- und das Geschäftsleben des Amerikaners. Kunst und Literatur, zu denen der Verfasser ein besonders inniges Verhältnis hat, werden gestreift; und in einem sehr scharf sehenden Abschnitt „Puritanismus und Geschlechtsleben" wird der große Unterschied zwischen europäischer Freiheit und transatlantischer Knechtschaft in puncto puncti des Ausführlichen behandelt. Wer mit den wahrhaft erdrückenden und erstickenden Verhältnissen von drüben vertraut ist — Verhältnissen, die geradezu durch die Verpöntheit des Verhältnisses hervorgerufen werden, wie Scheffauer fein hervorhebt —, der wird sich doppelt wundern und doppelt freuen, daß eine solche Verurteilung des unbarmherzigen Systems aus der Feder eines geborenen Amerikaners gekommen ist. Hat doch die Verdrängung des mächtigen Triebes gerade in Amerika eine Ueberreizung der Phantasie zur Folge gehabt, die nur der Psycho-Analyse und der Christian Science zugute kommt, im übrigen aber Pascals alten Satz bestätigt: „Qui veut faire l'ange, fait la bête". Daß ein solches überreiztes und überhetztes Volk nicht ein Beispiel für ein noch so erschüttertes Europa abgeben darf, das hat Scheffauer richtig empfunden; daß es dennoch dank seiner politischen und materiellen Machtstellung sich als Kulturfaktor geltend machen könnte, das hat ihm die Feder in die Hand gedrückt: „Ich erkläre hiermit," schreibt der Autor, „trotz aller Gefahr, daß ich bei meiner eventl. Rückkehr nach den Vereinigten Staaten von dem Ku Klux Klan oder der Amerikanischen Legion gelyncht werde, daß meiner Ansicht nach das heutige Amerika im Guten und im Bösen ein modernes Barbarentum ist, das, nachdem es Europa unterjocht hat, Ehrgeiz genug besitzt, um an die Eroberung der Welt zu gehen und der ganzen Menschheit eine oberflächliche, mechanische und materialistische Gesellschafts-, Wirtschafts- und Staatsordnung aufzuzwingen."

Ich meine, Scheffauers Furcht ist doch etwas übertrieben. Eine Weltmission zu haben, bilden sich sämtliche Demokratien ein — auch diejenigen Europas, das Amerika hier wie in allen geistigen Dingen nur sklavisch kopiert hat. Selbst die von Scheffauer als undemokratisch gepriesene deutsche Nation hat ihren Fichte gehabt, der ihr erzählte, nur sie sei berufen, das Reich der Freiheit und Vernunft zu begründen, und ihren Hegel, der ihr berichtete, Preußen sei die endgültige Realisation des Weltgeistes. Sprechen die Amerikaner vom Lande Gottes, so reden die Franzosen vom französischen Gott: Le bon Dieu est français. Den Russen erzählte Dostojewski, daß alle gesunden Völker der Weltgeschichte ihren Gott gehabt hätten, der keine anderen Götter neben sich duldete und daß nur der russische Gott, der einst aus der russi-

schen Volksseele geboren werden würde, dazu bestimmt sei, die Welt zu erobern und das Reich Christi auf Erden zu begründen. Vom englischen Imperialismus ganz zu schweigen: der hält sich von alters her dazu berufen, die Welt sittlich zu verbessern und ihr jene Pax Britannica zu verschaffen, unter dem sie — und der englische Handel — am besten gedeihen können. Ein Teil dieser Briten hält sich gar geradezu für die Abkömmlinge der zehn verlorenen Stämme Israels, des auserwählten Volkes par excellence das seinerzeit die ganze Welt „moralisch gehoben" hat — mit dem Erfolge, den wir heute vor uns sehen, aber auch mit dem, daß wir statt e i n e s auserwählten Volkes jetzt ein paar Dutzend haben. Früher kannte man nur den Irr- und Größenwahn dieses einen Volkes und Einzelner: heute sind alle Völker von der Psychose befallen und erklären natürlich ihre Krankheit, wie alle Irren, als Gesundheit. Schon vor dem Weltkriege konstatierten kluge Aerzte diese progressive Paralyse der Vernunft, die in der Nachkriegszeit so klar zutage trat: ich empfehle Herman Scheffauer die Bücher des französischen Barons Ernest Seillère, in dem zwar weniger über Amerikas als über Europas mystischen Nationalismus sehr viel Kluges und Richtiges erzählt wird.

Auch sonst, meine ich, müssen wir mitschuldigen Europäer die amerikanische Seele gegen ihren amerikanischen Kritiker mitunter in Schutz nehmen. Er ist oft hart und ungerecht, und diese Härte ist selber noch ein Ueberbleibsel jenes Puritanismus, den er so erfolgreich an anderen entdeckt und bekämpft. Der Puritaner kennt ebensowenig, wie der Jakobiner Nüancen. Wie der Jakobiner nur „la vertu" und „le vice" sah, so kennt der Puritaner nur „right" und „wrong". Und Scheffauer sieht alles right im Weltkriege bei Deutschland und alles wrong auf der anderen Seite. Dabei passiert es ihm, daß er mitunter den Deutschen Komplimente macht, die keine sind: z. B. auf Seite 45, wo er von dem „arglosen, versöhnlichen Deutschland" spricht. Das erinnert an die harmlosen Träumer und Metaphysiker, von denen Madame de Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" einst den Franzosen vorfabelte und an die die Franzosen auch glaubten, bis 1870 die Ulanen kamen und 1914 die 42 cm-Geschütze. Nein, nein: auch die deutsche Seele hat, wie die amerikanische, ihre zwei Seiten — machen wir uns und den anderen keinen Dunst vor: wir sind ja hier nicht unter Politikern, die solchen Schwindel von Berufs wegen nötig haben.... Wir sind auch keine „black-and-white-Artists" (schwarz- und weiß-Zeichner) und werden als skeptische Europäer Scheffauer nicht unbedingt glauben, wenn er uns von der schwarzen Herrschsucht und der schamlosen Ländergier der Union berichtet, wenn er von dem Untergange des amerikanischen Idealismus spricht, der durch die drei Kriege, den gegen Mexiko, den gegen die Südstaaten, den gegen Europa dokumentiert würde. Was uns Europäern an Amerika furchtbar erscheint, ist durchaus nicht seine Habgier und

sein Materialismus, es ist seine Phantasterei und sein Idealismus, seine „Enthusiasmitis“ und seine Entzündbarkeit. Zweimal während der letzten hundert Jahre ist dieses Volk moralisch explodiert: das einemal in den eigenen vierjährigen Bürgerkrieg, der, durch ein sentimentales Weiberbuch entfacht, die Union beinahe ruinierte; das anderemal in den Weltkrieg, der durch einen sentimentalen Kreuzzug nach dem Osten beinahe Europa zugrunde richtete. Aber auch hier dürfen wir uns nicht als erhabene Sittenrichter aufspielen: war nicht unser europäischer fürchterlicher vierjähriger Bürgerkrieg ebenfalls eine gräßliche moralische Explosion, ein Kampf und ein Krampf, eine Wut und eine Glut um Worte, „Slogans“ und abstrakte Werte? Ein amerikanischer Blödsinn ist eben immer auch ein europäischer Blödsinn, und der Blödsinn von drüben hat vielleicht nur das eine Gute, daß er uns die heimische Marke wie im Vexierspiegel zeigt . . . Und darum glauben wir nicht an eine spezifisch amerikanische Schlechtigkeit und Niedertracht. Wir glauben auch nicht an Scheffauers „bugbear“ (Schreck gespenst), an den schwarzen Verräter und Macchiavelli Woodrow Wilson. Die Macchiavellis, die großen Immoralisten, sind überhaupt selten, und seltener denn je sind sie heute, wo es nur unzählige kleine Schufte und ein paar große Dummköpfe gibt. Wilson ist ein Jünger Rousseaus und Kants, also ein typischer Amerikaner und Idealist. Sein plötzlicher Umschwung, trotz seiner Wiederwahl unter der Parole „he kept us out of war“, ist gänzlich rousseauistisch. Wer den Menschen à la Rousseau für gut hält, wird leicht enttäuscht und dann ebenso leicht zum blutrünstigen Kriegshetzer gegen „die Verbrecher“. Vom Humanitarier zum Militaristen ist nur ein Schritt: „pityless humanitarians“ (mitleidslose Menschheitsfreunde) nannte sie schon der alte Disraeli . . . Und auch die Idee des Völkerbundes kann nur einem religiösen Hirn entsprungen sein . . . Hier berührt sich Wilson mit Kant und seiner Idee vom ewigen Frieden. Aber er braucht garnicht Kant gelesen, sondern nur amerikanische Heilslehren gehört oder ererbt zu haben: der Völkerbund ist eine Quäker-Idee und wird als solche noch viel Unheil, weil viel Heuchelei, in der Welt anstiften Nichts spricht dafür, daß Wilson eine Kombination von Jago, Odysseus und Talleyrand war: im Gegenteil, sein nervöser Zusammenbruch, zusammen mit dem seines Traumes, ist ein Beweis für seine subjektive, wenn auch Don Quichotische Ehrlichkeit . . . Die Sancho Pansas auf der Friedenskonferenz brachten ihn zum Fall und seine Seifenblase zum Platzen, was nicht hindern wird, daß die Sancho Pansas — die Leute, „die wissen, wie's gemacht wird“ — auch noch einen Teil der Prügel beziehen werden, die bisher nur dem Don Quichote zuteil geworden sind.

Die Frage, ob Scheffauer ein Kultur-Kosmopolit ist, darf darum nur mit Einschränkung bejaht werden. Wir in Europa haben eine kleine Gemeinde dieser Spätlinge einer alten Kulturgemein-

schaft, Spätlinge, die vielleicht die Erstlinge eines neuen Frühlings sind. Zu ihnen gehört der Franzose Stendhal, der einst aller Welt verkündete, sein Vaterland sei dort, wo es Leute gebe, die ihn verstünden. Zu ihnen gehört auch Friedrich Nietzsche, der es als das Zeichen eines guten Deutschen erklärte, wenn er sich entdeutschen könne. Scheffauer hat die Kraft gehabt, sich zu entamerikanisieren; er hat aber auch das Glück gehabt, sogleich ein anderes Ideal zu finden, ein Glück, dessen weder der vaterlandslose Stendhal noch der entdeutschte Nietzsche zuteil geworden sind. Und dieses Glückes ist Scheffauer doch nur deswegen teilhaftig geworden, weil er nicht gänzlich ent-amerikanisiert ist. In seiner unbedingten Parteinahme für Deutschland und gegen die Entente steckt immer noch ein guter Teil sittlicher Entrüstung, und diese sittliche Entrüstung entstammt sicherlich noch demselben Puritanismus, dem Scheffauer so gründlich in seinem Buche den Prozeß macht.

Aber wie die besten Antisemiten diejenigen sind, die etwas semitisches Blut in den Adern haben, so sind auch die besten Anti-Amerikaner jene, die noch etwas in sich vom Amerikaner beherbergen. Ajax kann nur durch Ajax' Kraft gefällt werden, und Amerika, das können wir unserem Autor ruhig zugeben, braucht furchtlose Kritiker vielleicht mehr als irgendein anderes Land. Gerade die männliche Furchtlosigkeit ist der ansprechendste Zug an Scheffauers Buch. Dieser Mann hat die Boote hinter sich verbrannt. Er lebt im Exil und wird daselbst bleiben müssen, und er will daselbst bleiben, trotzdem dieses Exil längst kein Dorado mehr ist. Und wo in aller Welt findet man leicht einen Mann, der es wagte, einem siegreichen Volke, und noch dazu dem mächtigsten der heutigen Welt, entgegenzutreten und ihm im Zenite seines Uebermuts die Worte Jesu Christi entgegenzuschleudern: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" . . . Hier kommt neben dem Amerikaner der Deutsche zum Durchbruch, jener Deutsche, der (nach Dostojewski) der ewige Protestant der Weltgeschichte ist. Scheffauer zwar ist Katholik, Abkömmling einer bayerischen Familie, die dem Lande schon manchen bedeutenden Kopf gegeben hat — aber ein bayerischer Katholik ist eben auch ein Deutscher und als solcher ebenfalls ein guter Protestant. Und während die übrigen Deutschen mit dem Schwerte in der Hand gegen eine Zivilisation protestierten, die sie selber mitgeschaffen, der sie aber selber überdrüssig geworden waren, so protestiert mit der Feder in der Hand gegen dieselbe Zivilisation dieser amerikanische Sproß des deutschen Volkes, indem er uns ein Buch beschert, das, wie Arons großer Stab, alle übrigen Amerika-Bücher verschlingen sollte und sicherlich zur Erleuchtung einer dunklen und unwissenden Welt das seinige beitragen wird.

WOLFGANG GOETZ

# SOLL DER SCHAUSPIELER SEINEN NAMEN VERSCHWEIGEN?

Gegenwärtig gibt eine treffliche Bande junger Schauspieler in der Berliner Klosterkirche ein Gastspiel, genannt: „Der Maskenwagen“ der Holtorf-Truppe. Diese Männer verschweigen auf dem Zettel ihre Namen, eine Tatsache, die in der Zeit des übersteigerten Startums zu denken gibt. Man könnte wohl glauben, daß die fahrenden Leute aus der Not eine Tugend machten; solcher Zettel ist genau so gültig für Treuenbrietzen wie für Wien, da Umbesetzungen durch erneute Druckkosten keine erneuten Sorgen zeugen. Allein, soweit wir Gelegenheit hatten, das Treiben der Holtorfianer zu beobachten und ihre Absichten zu erraten, tritt für sie der Dichter durchaus in den Vordergrund, hinter dem der einzelne zu verschwinden hat. Die Schauspielkunst wird von diesen Künstlern als eine dienende Kunst betrachtet, welche Einstellung ihre reichen Früchte trägt.

Unzweifelhaft hinkt der Dichter gegenwärtig um ein erhebliches hinter dem Mimen her. Publicus läuft ins Theater, um jenen oder diesen in einer Rolle zu sehen. Noch böser: Es werden Schmarren aufgeführt, weil diesem oder jenem die einzige Rolle — was sich so Rolle nennt — Gelegenheit gibt, sich darzustellen oder zu enthüllen. Dafür bleibt bessere, vielleicht gute Ware im Kasten. Auch unsere armen Klassiker leiden darunter, man geht nicht zu Schiller, sondern zu Herrn X. als Wallenstein — zum mindesten, um die neue Auffassung des Regisseurs zu sehen, wobei dann meist mehr vom Regisseur als vom seligen Hofrat übrigbleibt. Hinzu kommt mörderisch die Suggestionskraft des Namens. Wir sehen Namen einst trefflicher Schauspieler nunmehr in Kindergröße an den Litfaßsäulen prangen, die nicht ein Zehntel des seelischen Erhebens mehr zu geben wissen, das etwa ein Banco oder Fortinbras in Plauen vermittelt. Dies alles ist bekannt, dies alles geschieht, trotzdem das Schicksal des Großen Schauspielhauses deutlich vor Augen führt, wohin der Weg läuft, wenn die Bühne dem Drama Vorschriften machen will, trotzdem wir wissen, daß auch auf anderen Gebieten, etwa der Politik, die Ueberschätzung des einmal eingeprägten Namens nicht allzu gutes stiftet und daß unter den Stummen im Lande hie und da Leute von gleicher Begabung sind.

Je bekannter ein Mimenname, desto mehr wird der Künstler zur Privatperson, die Legende rankt sich um ihn, und wenn er oben als Ferdinand seine Luise umgirrt, fällt uns ein, wie reinlich das für ihn sein muß, da wir ja wissen, daß der beiden Verhältnis vor kurzem sich unter gleichwohl dramatischen Effekten löste. Er wird zum Maß, das drückend auf jüngere und begabtere Künstler wirken kann, und so versteinert er wider Willen. Beispiele ohne Namen brauchen wir kaum zu nennen, aber wer erinnert sich nicht des großen Schau-

spielers, den das Publikum zwang, immer wieder Trottel zu spielen, weil sein Name ihn fest umriß, wer gedenkt nicht jener Spieler, die in Chargen Vorzügliches leisteten, dann, herangezerrt zu großen Rollen, Gleichgültiges, mitunter verzweifelt Schlechtes darboten, aber von der zünftigen wie unzünftigen Kritik aus Angst vor der Blamage weiter gelobhudelt wurden, ihnen und uns zu keinem künstlerischen Gewinn. Wer wagte nach einem Abend, an dem Kainz schlechter Laune gewesen war, zu sagen, daß man anderswo ohne Boxkämpfe an der billigeren Kasse genau den gleichen, vielleicht einen größeren Genuß gehabt habe. Endlich, wenn wir in besseren Zeiten in irgendeine entlegene Stadt kamen, sagten uns die Namen der Schauspieler überhaupt nichts, und es ist sehr fraglich, ob wir nicht viel unschuldiger, d. h. genußfroher dem Spiel folgten. Eigene Erfahrung lehrt sogar, daß einzelne Künstler uns mehr schenken als irgendwelche große Namen.

Auf der anderen Seite macht es ein seltsames Vergnügen, wenn man nach Jahren einem Mimen wieder begegnet, den man früher aufmerksam an einem kleinen Theater gesehen hatte. Ohne die Hilfsmittel seines Privatnamens wären wir nicht imstande gewesen, seinen Aufstieg zu begleiten, des eigenen Urteils uns zu erfreuen, das Wiedersehen zu feiern.. Weiterhin sind uns Namen Gewähr, daß unser Entschluß, ins Theater zu gehen, sich lohnen wird, wenn auch der unbekannte Autor versagt. Oder umgekehrt: wir hören, daß Y. den Faust spielen wird, und wir entschließen uns daraufhin zum unwiderruflich letzten Male, zu versuchen, ob es uns in unserem Leben nicht vielleicht doch ein einziges Mal gelingt, den gänzlich unbekannten Faust J. W. Goethes statt des beliebten Schauspiels „Gretchen und Mephisto“ zu sehen.

Hier aber liegt’s. Der Schauspieler ist Mittler, ein hoher, ehrenvollster Beruf, wie der Priester ja auch nur Mittler des göttlichen Wortes ist. Man sagt sich auch: Geh zu dem und dem Lehrer in die Schule und verschweigt seinen Namen nicht; wir konnten auch in Friedenszeiten nicht an sämtlichen Universitäten herumreisen, bis wir den rechten fanden. Wir können — auch als Quadrilläre — nicht jede Hamlet-Aufführung besuchen, aber der Name Z. reizt uns an. Nie hätten wir Provinzprimaner Kainz kennengelernt, wäre sein Ruf nicht längst vor ihm zu uns gedrungen. Matkowsky wäre uns genau so bekannt wie jedem fünfhundertsten Deutschen heutzutage sein großer Vorläufer Fleck. Und warum denn solche Meister, Mittler und Deuter in der nur zu kurzen Frist des höchstverdienten Ruhms berauben, den wir viel kleineren Geistern gönnen: daß wir dankbar und verehrend ihre Namen nennen.

So lächerliche und ekelhafte Blütchen der Unfug mit dem abgestempelten Namen treibt: unser Urteil ist doch gottlob frei. Es kann mich nichts in der ganzen Welt hindern, selbst die Berliner upper ten nicht, die himmlische N. einfach widerwärtig zu finden und in

der kleinen Q. ein hinreißendes Genie zu verehren. Die kindergroßen Buchstaben an den Litfaßsäulen sind ein willkommenes Warnungssignal, ich gehe bestimmt nicht hin, die kindischen Mätzchen des Wracks zum millionsten Male anzusehen. Mögen die anderen darauf hineinfallen, wenn's ihnen Spaß macht.

Der echte Künstler erhöht jedoch sich am meisten durch Hingabe an das Dichterwort, der schlechte Mime gibt sich der Lächerlichkeit preis, indem er sich vordrängt. Ich habe ein Recht, den Lächerlichen zu kennen wie den Großen. So gesund und erzieherisch das Prinzip des Maskenwagens ist, ein so nachahmenswerter Gedanke in dieser Namenlosigkeit liegt, so spannend es heutzutage sein dürfte, zu erfahren, ob das Publikum nach dem Cäsar (nicht A und B, sondern) Antonius oder Brutus ruft: der Schauspieler stellt sich mit seinem Namen, wie jeder andere Künsler oder sonstige Mensch auch tut. Es liegt ganz in seiner Hand, ob das Publikum ohne Schaden für seine Kunst bösen oder guten Unfug mit seinem Namen treiben darf. Er ist ja ohnehin Schall und Rauch.

---

ERNST WEISS. FAMILIENGESCHICHTE

(1914.)

Lea S . . . wurde im Jahre 1870 geboren. Sie war das vierte Kind und das einzige, das am Leben blieb.

Der Vater war Christ, die Mutter Jüdin, die Ehe war leidenschaftlich, unruhig, von einem unwahrscheinlich starken Glück im Beginn begünstigt. Aber in den Kindern wurden beide Eltern unglücklich, in den Kindern wurden die Gatten gestraft. Sie wollten nicht an Strafe glauben, aber sie mußten.

Das älteste Kind, ein Knabe, kam mit einem bösen Ausschlag auf die Welt, der nie verging; immer blieben auf den Strümpfchen, später auf den Fußstapfen des Kindes feuchte Flecken zurück; die Eltern hatten einen unbesiegbaren Widerwillen gegen das Kind, der erst dann aufhörte, als das Kind gestorben war.

Das zweite Kind war ein Knabe, kerngesund, mit den strahlenden blauen Augen des Vaters und dem schmalen, dunklen Kopf der Mutter.

Das dritte Kind war ein Mädchen, sehr zart, mit ewig grauen Lippen, mit ewig erstarrten Händen. Erst als es mit dem älteren Bruder in dasselbe kleine Bettchen gelegt war, erholte es sich, es lernte von dem Bruder lachen, und manchmal erwachten die Eltern des Nachts und hörten, wie die zwei Kinder eifrig die Hände gegeneinander stemmten, unter schrillem Lachen miteinander kämpften, so daß sich das Rohrgeflecht des kleinen Wagens, goldbestrahlt vom flackernden Kerzenschimmer des Nachtlichts, weit auseinander bog. Eines Tages erkrankte das kleinere Kind an Diphtherie. Nach kurzer Zeit war es tot, das ältere folgte ihm nach 24 Stunden nach.

Diese vierundzwanzig Stunden wendeten das Leben der Eltern. Nie hatten sie an Gott geglaubt, sie hatten nie früher von Sünde gewußt, ihre Ehe war das glücklichste Ereignis des ohnehin schon glücklichen Lebens gewesen. Nun stürzte sich alles gegen sie: jeder Tag des früheren Lebens drängte seine Faust gegen ihr Glück, alles Böse, das bis jetzt vermieden war, stand drohend vor ihnen.

Sie wollten während dieser vierundzwanzig Stunden alles tun, wenn ihnen der Knabe blieb. Die Ehe sollte getrennt, der Knabe sollte fern von den Eltern erzogen werden. In der dritten Stunde nach dem Tode der kleinen Luise begann Alfred die Augen zu verdrehen. Er konnte nicht mehr sprechen, heiser würgte er an seinen Schmerzen. Gut, er sollte blind, auf Lebenszeit stumm bleiben, aber nur die Lebenszeit sollte man ihm lassen. Sie verstanden nicht mehr, wie sie den Tod des ersten Kindes leicht hatten hinnehmen können. Hätten sie doch damals geweint! Todesanzeigen an die Verwandten geschickt, ein besseres Leichenbegängnis veranstaltet! Warum hatte man die Spielsachen des Erstgeborenen aufbewahrt, in der sicheren Erwartung, ein späteres Kind würde glücklicher damit spielen. Ja, selbst die zwölf Paar Strümpfe des armen Knaben waren nicht vernichtet. Und die Mutter sah die kleinen Fußspuren des Kindes ganz dunkel über die lichten Fliesen der Küche verlaufen, und sie hielt an sich, um nicht zu schreien.

Noch war die kleine Luise nicht begraben, noch lag sie in dem schwarzen Nebenzimmer, das doppelt, aber nun viel zu spät versperrt war, als der Bruder starb. Er löschte sehr sanft aus und regte sich nicht. Die Mutter nahm ihn aus dem warmen Bettchen, dessen Korbgeflecht ganz eingesunken und völlig in sich verfallen schien und wiegte den recht leichten Körper hin und her. Von den Fußsohlen des Leichnams schien Feuchtigkeit und tränender Moder zu fließen.

Nach dem Tode der zwei Kinder kamen die Verwandten und begannen zu trösten. Sie kamen zum ersten Male seit der Hochzeit, denn diese Ehe war beiden strenggläubigen Familien ein Greuel gewesen. Die Gatten demütigten sich, küßten ihren Eltern, ihren Schwiegereltern die Hände, und die Frau tat dies sogar ihrer älteren Schwester. Sie sprachen zu jedermann mit leiser, böser, vernichteter Stimme, zueinander sprachen sie nicht.

Acht Tage nachher reiste die Frau zu ihren Eltern, der Vater blieb allein zurück. Er war unglücklich, aber er gewöhnte sich allmählich an sein Unglück. Da brannte sein Haus ab, und damit ging alles zugrunde. Es geschah am gleichen Tage, an dem seine Frau wiedergekommen war. Nun lächelten beide, jetzt verstanden sie alles und lachten, nun fürchteten sie nichts mehr. Sie begannen einander wieder zu lieben, sie waren arm, alles war verloren, aber sie zitterten nur gegeneinander hin, fühlten, was sie früher nie ge-

fühlt hatten. Neun Monate nach dem Brande, fast zwei Jahre nach dem Tode des kleinen Alfred und der kleinen Luise kam Lea zur Welt.

Sie erzogen das Kind gütig, sehr sanft. Sie erzogen es aber nicht selbst. Manchmal dachte die Mutter, sie hätte etwas Ansteckendes an ihren Händen, etwas von der Feuchtigkeit, von den nassen Fußsohlen ihres ersten Kindes, von der plötzlichen Todesstarre des zweiten, von der ewig frierenden Kälte des dritten. Sie überließ das Kind einer mährischen Wärterin, einer dicken, gesundheitsstrotzenden Amme namens Libuscha.

Nie sprach man dem Kinde von dem Unglück der Eltern, es erfuhr nicht einmal, daß seine zwei Geschwister gestorben waren. (Den Tod des ersten konnten die Eltern auch jetzt noch nicht bedauern.) Und das Kind hörte nichts davon, daß die Eltern jedes zu einem anderen Gott beteten, und sie beteten jetzt.

Die Kleine wurde, da sie als Mädchen dem Glauben der Mutter folgen sollte, nach jüdischer Religion erzogen. Sie hatte es gut; die Amme lachte viel. Sonntag ging Libuscha zum Ball, nach einer Scheune, auf deren holzverschaltem Boden die Musik zwischen Heu und Strohbündeln herabdröhnte. Aber bevor sie ging, drehte sich Libuscha vor dem Kinde im Kreise, ihre fünfmal übereinander gebauschten Röcke rauschten, und in ihrer rot-grün-goldenen Kopfhaube war der ganze Sommer ihrer Natur. Aber das Kind blieb still und lachte nicht.

Es lachte auch nicht, als es unter andere Kinder und in die Schule kam, nicht als es die erste Reise machte. Die Eltern hatten es inzwischen neuerdings zu einem kleinen Wohlstande gebracht, und dem Kinde, dem jungen Mädchen, blieb kein Wunsch unerfüllt. Aber Lea hatte keine Wünsche. Sie war nicht schön noch häßlich, nicht dumm noch klug, lautes Weinen und lautes Lachen hörte man nie von dem so tief, von dem so unheimlich geliebten Wesen. Die Eltern, die unverhältnismäßig schnell zu Greisen geworden waren, riefen aus Aberglauben das Kind nicht beim Namen.

Sie waren zu sehr vom Unglück geschlagen. Und als sie, der Vater bald nach der Mutter, starben, war es ein Trost für sie, daß das letzte Unglück auf sie selbst und nicht auf das Kind seine Hand gelegt hatte.

Das Kind war nicht wie sie beide, es war wie alle. Und wie sie fürchteten und hofften, war es auch. Das Kind überwand den Tod der Eltern ohne großen Schmerz und wuchs in ihrer kleinen Stadt, mitten in fruchtbarer Gegend auf.

---

„Zuweilen begegnet es mir, an der Treue meiner ältesten Waffengefährten zu zweifeln. Aber dann vergehen mir die Sinne vor Schmerz, und ich biete alle Kräfte auf, so grausamen Argwohn von mir abzuwenden.“ *Napoleon (1812).*

# GLOSSEN

## ARBEITEN! ARBEITEN! ARBEITEN!

Es war ja vorauszusehen, daß auch das eiserne Zeitalter ebenso wie das goldene einmal sein Ende finden werde. Mit den Zeitaltern geht es eben unbarmherzig bergab. Der alte Ovid hatte einen guten Instinkt dafür, daß etwas bei dem sogenannten Fortschritt nicht stimmt: Die Gemütlichkeit, die angenehme Häuslichkeit der Seele nimmt ab.

Ich bin der Meinung, daß es schon seit einigen Dezennien mit dem soliden eisernen Zeitalter ein Ende hat. Ich behaupte, daß wir mitten innen im quecksilbernen Zeitalter sind, wenn schon auch dieses Zeitalter nach alter Tradition metallisch benannt werden soll. Viel lieber würde ich es ja das Zeitalter der Oscillation oder des Mückentanzes oder der großen Transpiration nennen.

Man sehe sich an! Man sehe sich um! Gab es jemals auf Erden ein derartiges Getue und Gezappel, Schwitzen und Drängen, Schnaufen und Keuchen, Rennen und Flitzen, Minutenzählen und Stundenbesetzen, Schuften und Schinden? Nein. Hat die Heizung der Erde nachgelassen? Die Gelehrten sprechen von einem Erkalten. Der warme, gemütliche Erdenwohnraum, in dem man sich strecken und dehnen konnte, ist kälter geworden, und nun müssen die armen Bewohner turnen und strampeln, laufen und springen, um sich durch Bewegung in Wärme zu halten. Oder hat irgendeine überirdische Hand den Regulator unseres Gehirnuhrwerks von „slow“ auf „fast“ gestellt? Oder . . . . sind wir am Ende so arm geworden an Gewichtigem und Schwerem — Religion, Ideal, Lebensinhalt, Kultur, oder wie man es nennen mag —, daß wir Masse durch Bewegung ersetzen müssen, Bewegung kleiner, unzusammenhängender Teile?

Es gab kein Zeitalter, in dem so viel von Arbeit *gesprochen* wurde wie in diesem. Die Arbeit war eine Voraussetzung, aber kein alleinseligmachender Inhalt. Sie war wie das Atmen, das lebensnotwendig, selbstverständlich ist, aber keineswegs dem Lebensgefühl bewußt wird. Nicht *daß* man arbeitete, sondern *was* man arbeitete, war bestimmend, war Ursache von Selbstbewußtsein und Ehrung.

Aber heute sind wir zum reinen Kult, zur Anbetung der Tätigkeit an sich gelangt. Die Arbeit, welcher Art auch immer, hat einen Heiligenschein bekommen. Sie ist der wahre Gott dieser Menschheit. Warum sollte es in der Sammlung der Hunderttausend seltsamen Götter, die sich die Menschen seit Urzeiten gesetzt haben, nicht auch einen schwitzenden Gott geben? Einen rotierenden Gott mit einem Dampfauspuff?

Welche Umkehrung! Die Arbeit ist zum Ehrenzeichen der Menschen gestempelt — ich wiederhole: nicht irgendeine hervorragende Arbeit, nein, jede Arbeit, jedes, wenn auch nutzlose, ja schädliche Bewegen! Die Menschen sind Pharisäer, Pietisten, sie sind Exhibitionisten der Arbeit geworden. Ein jeder stellt sein Schwitzen, Schnaufen und Rackern eitel, prahlerisch, pathetisch, schamlos zur Schau.

Ich kenne Amerika nicht — aber ich glaube, daß das Zentrum der Arbeitsanbetung in dem — ach einst! — edleren Göttern heiligen Deutschland liegt. Hier ist der Hauptsitz des neuen Götzendienstes. Hier ist es eine Schande, die Muße zu lieben. Hier antwortet der Schieber und Wucherer, der Preistreiber und Schädling mit hochgeschwollener Brust: „Ich arrrrbeite!" und blickt dich an als wie ein Held. Hier ist es eine Schande, gleich zu sprechen zu sein. Man hat erst wichtige „Konferenzen" (auch Herr Piefke hat Konferenzen), die einen auf Tage hinaus okkupieren; dann ist man vielleicht für eine Unterredung frei. Hier ist es mit dem guten Arbeitsruf unverträglich, sich eines Versprechens zu erinnern. Man muß sich, falls man etwas auf diesen Ruf hält, fünf bis sechsmal mahnen lassen: denn man m u ß „Unendlich viel" im Kopfe haben. Wenn in Berlin eine Frau nicht mitleidvoll-stolz erzählt, daß ihr armer Mann fürchterlich arbeitet, überanstrengt und abgespannt ist, ist sie eine Gans, denn sie weiß nicht das Prestige ihres Hauses zu wahren. Liegt ihr Mann im Nebenzimmer auf der Chaiselongue, hat sie zu erklären, daß er bei einer wichtigen Konferenz ist; ist er bei der Tante in Cottbus, so hat sie zu berichten, daß er im Automobil nach Amsterdam gefahren ist zum Abschluß weltbewegender Geschäfte. Der Arbeitsexhibitionismus geht hier so weit, daß man sogar zur Schau stellt, was garnicht vorhanden ist.

Es hat den Anschein, als ob im Hirne des jetzigen Menschen eine neue Kategorie entstanden wäre: Die Arbeit. Ebenso wie er alles in Raum und Zeit sehen muß, muß er es auch in Arbeit sehen. Aber noch mehr! Arbeit scheint ein notwendiger Bestandteil des Gefühls geworden zu sein. Die Gefühle der jetzigen Menschen scheinen nur empfunden zu werden, wenn sie mit Arbeit versetzt sind. Sie müssen gleichsam erarbeitet sein, um ihren vollen Wirkungskreis auf das Ich zu erreichen.

Drum artet das Vergnügen in unserer Zeit immer mehr in Arbeit aus. Der moderne Nachtschwärmer, der von Bar zu Bar zieht und seinen Ehrgeiz darein setzt, eine möglichst große Zahl von rauchigen Vergnügungsstätten in einer Nacht zu erledigen, — arbeitet körperlich schwer. Während die wahre Muße, von der Aristoteles sagt, daß sie das Beste im menschlichen Leben ist (το αριστον η σχολη) ein freies, unbelastetes Schweben des Geistes ist, ist das „Vergnügen" unserer Nachtschwärmer eine öde, bewußte Arbeit gegen das Zentnergewicht der Langweile, eine wahre Sisyphosarbeit: in jedem Lokal wälzen sie den Fels der Langweile mühsam empor — polternd fällt er im nächsten wieder auf sie zurück.

Auch die Liebe ist Arbeit geworden. Hingebung verlangt Muße. Die Klagen der Frauen (übrigens selbst Mitschuldige) über Hast der Männer, Ungeduld, Mangel an Delikatesse, Verständnislosigkeit für die veredelte Kunst der Liebe, hören

nicht auf. Wer näher hinsieht, wird erkennen, daß die Männer so tun, als ließe es, neben anderen Arbeiten auch schnell mal die Liebe zu erledigen. Sie ist eine Rubrik in ihrem Arbeitsstundenplan. Sie steht dem profanen Ehrgeiz des Sportes näher als den heiligen Bezirken der Seele.

Wohin treiben wir? Wohin werden wir getrieben? Hält eine böse Hand einen elektrischen Stab über die Erde und läßt uns wie Hollundermarkkügelchen tanzen? Sollen wir alle in das rotglühende Maul des Baals Arbeit geworfen werden? Tritt kein Prophet aus der heiligen, erhaben-ruhevollen Wüste, der den Götzen stürzt?

Eile tut not! denn bald gibt es keine Wüsten mehr — und keine Propheten. *Arnold Hahn.*

---

## BRIEFE AN DAS T.-B.

### 1.

*Nachträgliche Erfassung der Inflationsgewinne.*

Werter Herr Schwarzschild! Ich lese soeben über die Absicht der Regierung, ihren Gläubigern im Inland — den Besitzern verzinslicher Staatspapiere — keinerlei Aufwertung zuzubilligen, da die Reichsmittel dieses weder heute noch in Zukunft erlauben werden. Das letztere ist ohne weiteres klar. Ich kann aber nicht einsehen, warum das Reich diese Aufwertung aus eigenen Mitteln machen muß. D i e j e n i g e n, die diese Entwertung mit Hilfe von Papiermarkwechseln für ihre eigenen Zwecke a u s g e n u t z t haben, können doch in irgendeiner Form herangezogen werden, einen Teil des mühelos durch die Naivität der Reichsbank gefundenen Geldes w i e d e r h e r a u s z u g e b e n. Diese Beträge wären für die Aufwertung gerade die richtigen! —

Die Feststellung aus den Büchern der Reichsbank wäre nicht schwer — die Errechnung der Zwischenverdienste eine Kleinigkeit. Wenn diese Arbeit zu viel Kräfte erfordert, bin ich überzeugt, mit Hilfe eines einzigen Aufrufes genügend Kräfte e h r e n a m t l i c h für d i e s e Arbeit mobil zu machen! Es ist auch sicher, daß mit dieser Maßnahme Kapitalschwache nicht getroffen werden, daß im Gegenteil verschobenes Kapital ins Inland z u r ü c k g e h o l t werden müßte, um diese Beträge aufzubringen. *Georg Leyser.*

### 2.

*Eine Tagebuch-Gesellschaft.*

Am 1. Januar tritt das Tage-Buch, wie Ihr voriges Heft mit berechtigtem Stolz mitteilte, in seinen f ü n f t e n Jahrgang ein.

Unter den Freunden der Zeitschrift, die den Weg des T.-B. vier Jahre lang mitschritten, muß es Gleichgestimmte geben, die, wie wir, der Meinung sind, daß sie sich, wenn sie sich ein- oder zweimal im Monat sähen, einander einiges sagen könnten. Manches Problem, das im Tage-Buch bloß angeschlagen wurde, könnte dort fortgesponnen werden. Manche Tat, zu der im T.-B. bloß angeregt wurde — denn seine Aufgabe kann bloß die Anregung sein —, könnte durch diese „Gesellschaft von Freunden des T.-B." ausgeführt werden. Gewiß werden wir uns auf kein gemeinsames „Programm" einigen, aber gerade aus dem Kontrast kann Gewinn kommen. Es gibt politische, soziale, künstlerische, persönliche Fragen, die dort in ungezwungener Form besprochen werden könnten.

Nie war der einzelne isolierter als heute; um das Tage-Buch aber könnten wir uns zwanglos gruppieren.

Dies ist nur ein Vorschlag, den Sie — ich bitte darum — abdrucken wollen. Vielleicht finden andere die richtige Form der Verwirklichung, vielleicht melden sich 20 oder 30

oder 50 Leute, die durchs Tage-Buch miteinander in geistigem Kontakt stehen und denen es angenehm oder nützlich oder bloß ein Vergnügen sein wird, sich zusammenzufinden.

Jedenfalls — wir drei melden uns.

*Alice von Kühne.*
*Dr. Ernst Böse.*
*Friedrich Bergmann.*

---

TISCH MIT BÜCHERN.

Wermuth: Ein Beamtenleben. (Verlag Scherl, Berlin 1923.)

In einem umfangreichen Memoirenband schildert der frühere Staatssekretär und Oberbürgermeister von Berlin sein Leben und sein Wirken. Indiskretionen und sensationelle Enthüllungen enthält das Buch, das auf einen gemäßigten, milden Ton gestimmt ist, sicherlich nicht; aber dennoch fallen interessante Streiflichter auf den Kaiser, Bismarck und fast alle Persönlichkeiten, die im alten Regime eine Rolle gespielt haben. Und der Kundige kann hier viel zwischen den Zeilen lesen. Wermuth vermeidet scharfe Worte, auch als Schriftsteller bleibt er ein mehr taktvoller als temperamentvoller Beamter.

Wermuths Vater diente dem letzten König von Hannover; den Untergang des Welfenstaates hat der Vater nicht lange überlebt. Als Vertreter seiner Regierung nimmt er nach der Revolution von 1848 am Kölner Kommunistenprozeß teil, und die Angriffe der Radikalen begleiten ihn jahrzehntelang. Der junge Wermuth studiert in Göttingen und Leipzig und tritt in den preußischen Staatsdienst. Er macht eine gute Karriere. Reisen nach Amerika und Australien, die er im Auftrag des Deutschen Reiches unternimmt, geben ihm den Weitblick und die Vergleichsmöglichkeit, die den Bürokraten meist fehlt. In Amerika trifft er mit dem alten Revolutionär Karl Schurz zusammen, und der große Humorist Mark Twain ist sein Tischnachbar. Bei Verhandlungen mit Giolitti kann er feststellen, daß der geriebene Politiker ein großer Shakespeare-Kenner ist. Die Verhandlungen über den deutsch-russischen Handelsvertrag führen ihn ins zaristische Rußland; er lernt den Minister Witte kennen, der ihm wenig gefällt, weil der Herr der russischen Finanzen gerade übler Laune ist. Sehr erstaunt ist Wermuth über die Zahl der russischen Feiertage.

Wermuth schildert die Kämpfe um den Zolltarif und die Kanalvorlage. Minister kommen und gehen. In besonders taktloser Weise wird der alte Miquel entlassen, der seine Verabschiedung nicht verwindet. Als Wermuth die Reichsfinanzen leitet, gibt es mehrfach Konflikte mit dem Staatssekretär von Tirpitz, der in seinen Forderungen für die Marine unersättlich ist und andauernd Kasinos und andere Luxusbauten bewilligt haben will. Bethmann Hollwegs Mangel an Energie bringt Wermuth zur Verzweiflung. Der Reichskanzler, der den Ausbruch des Weltkrieges nicht verhindern konnte, gebraucht so oft die Wendung: „Ich kann doch nicht“, daß er

den Spitznamen „Ich kann doch nicht“ bekommt.

Der Kaiser scheint sich dem Verfasser dieser Erinnerungen oft von der liebenswürdigen Seite gezeigt zu haben. Wermuth läßt aber keinen Zweifel darüber, daß er sich die Ungnade Wilhelm II. dadurch zugezogen hat, daß der von ihm vertretene Entwurf des Zuwachssteuergesetzes die kitzliche Frage der landesherrlichen Steuerpflicht berührte. Das Portemonnaie ist eben auch für erlauchte Herren das heiligste aller Güter.

Als Oberbürgermeister von Berlin wurde Wermuth Mitglied des preußischen Herrenhauses. Hier trat er der sogenannten „Neuen Fraktion“ bei, die man im Vergleich zur reaktionären Mehrheit dieses Scheinparlaments fast liberal nennen konnte. Als höchster Beamter der Reichshauptstadt hat Wermuth den Krieg und die Niederlage, die Arbeiter- und Soldatenräte und den Kapp-Putsch erlebt. Was er aus den Tagen des Kapp-Putsches erzählt, ist ein unwiderlegbarer Beweis für die todesmutige Entschlossenheit des Berliner Proletariats, das lieber hungern als die Gewaltherrschaft der Soldateska dulden wollte.

*P. M.*

---

## GESCHICHTEN AUS DER BRENNESSEL

### I.

Die Brennessel ist eine Weinstube in der äußeren Ludwigstraße in München.

In der vorderen Abteilung sitzen die Spießer; in der hinteren, auch Schwemme genannt, sitzt das, was von Schwabing übriggeblieben ist. Man trifft dort außer anderen Malern den genialen Oskar Coester, Unold, Karl Arnold, Lotte Pritzel; auch Ringelnatz taucht auf, trinkt und entwankt.

Einmal saß Peter Scher mit einem Theaterdirektor am Ecktisch in der Schwemme, als Karl Rößler hereintrat, dem Direktor zuwinkte und Anstalten traf, sich an den Tisch zu setzen.

„So — Rößler ist das,“ sagte Scher zum Direktor — „er kennt mich nicht. Stellen Sie mich doch als einen Sohn Ganghofers vor. Sagen Sie, ich sei eben aus dem Ausland gekommen — aus Brasilien. Sie haben mich am Bahnhof getroffen; ich bin noch nicht zu Hause gewesen.“

„Gut,“ sagte der Direktor.

Rößler setzte sich an den Tisch.

„Wie geht's, lieber Rößler — das hier ist Herr Ganghofer junior — aus Brasilien. Denken Sie, ich treffe ihn zufällig an der Bahn und schleppe ihn gleich hierher. . . . . . Prost, lieber Ganghofer.“

„Sie sind ein Sohn vom Ludwig . . . . . das freut mich wirklich sehr. Wie geht's denn da drüben . . . . spielt man wieder deutsche Stücke?“

Es wurde einiges hin und her geredet. Scher gab bereitwillig Auskunft. Schließlich richtete er einen treuen Blick auf Rößler und fragte: „Was macht denn Ludwig Thoma?“

Rößler sah ihn betroffen an.

„Thoma?!“ sagte er, und noch einmal: „Thoma!! Thoma ist tot!“

„Was!!?“ schrie der andere zurückfahrend — „soll das ein Witz sein?!!“

„Ja, wissen Sie denn nicht . . . . wo haben Sie denn gelebt! Thoma ist seit einem Jahr tot!“ sagte Rößler und sah Scher durchbohrend an.

„Mein Gott“, sagte Scher „ . . . ich habe jahrelang im Urwald gelebt . . . tot! Ist das möglich!?

Er sprang auf und sagte aufgeregt: „Entschuldigen Sie — wo ist das Telephon . . . . ich muß doch gleich . . . um Gotteswillen, er wird doch nicht . . .“

Und stürzte ab.

Nach fünf Minuten kam er zurück und sagte erschüttert: „Meine Ahnung! Ich habe antelephoniert . . .

großer Gott — auch Ganghofer weilt nicht mehr unter den Lebenden!"

Der Theaterdirektor, dessen Gesicht blaurot geworden war, mußte angestrengt in sein Taschentuch husten.

Karl Rößler sah den jungen Ganghofer mit einem rätselhaften Ausdruck an.

„Mensch!" sagte er.

Der erschütterte Sohn legte die Hand vor das Gesicht:

„Wenn man im Urwald lebt . . . so hat Bayern also keinen großen Dichter mehr . . ."

In diesem Augenblick explodierte der Direktor und Rößler schlug sich vor die Stirn:

„Jetzt weiß ich endlich, warum dieses Saulokal Brennessel heißt!"

II.

Wer den Direktor B. von den Kammerspielen einmal gesehen hat, dem wird es nicht so leicht passieren, ihn mit einem Dichter zu verwechseln.

Mehr sag ich nicht.

Als vor kurzem Fritz von Unruhs „Louis Ferdinand" in den für Preußengeist schwärmenden Kammerspielen aufgeführt wurde, hatte ein Kritiker viel von einem jungen Manne zu leiden, der aus Ingolstadt zugereist war, um dem Ereignis beizuwohnen.

Der literarisch erhitzte Jüngling, der durch Fritz Engel erfahren hatte, daß Unruh vor seiner Kleistähnlichkeit immer noch nicht bange geworden ist, bedrängte den unglücklichen Kritiker so hart, daß er in seiner Verzweiflung beschloß, jenen zu züchtigen.

Er wußte nur nicht recht, wie; aber als in der Pause das Licht angedreht wurde, sah er zufällig in der Direktionsloge das Gesicht des Direktors B. und das brachte ihn auf eine tückische Idee. Er tippte den jungen Menschen an und sagte mit einer diskreten Geste nach dem Direktor B.:

„Unruh!"

„Wirklich!?" rief der junge Mensch aus Ingolstadt ekstatisch und richtete sein Glas gierig auf den arglosen Direktor.

Lange sah er hin, und dann seufzte er tief.

Aber er sagte kein Wort.

Erst am Schluß, als der Dichter heftig gerufen wurde und doch nicht auf der Bühne erschien, entrang es sich dem Munde des jungen Menschen aus Ingolstadt:

„Ich bin zwar sehr traurig . . . . aber man muß anerkennen: taktvoll ist er doch!" *Yorick.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES



**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von **Otto Stollberg & Co.**, Berlin SW 48, Besselstraße 21. **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Januarwoche

Die politische Mordseuche, die am 28. Juni 1914 mit dem Attentat von Serajewo begann, setzte sich im Jahre 1923 fort. Hier die Liste der Ermordeten:

| | |
|---|---|
| Januar: | Marius Plateau, Generalsekretär der „Action Française". |
| Februar: | Raschin, tschechischer Finanzminister (an den Folgen des Attentats vom 5. Januar gestorben). |
| „ | Georg, Metropolit der orthodoxen Kirche Polens. |
| Mai: | Worowski, russischer Delegierter auf der Lausanner Friedenskonferenz. |
| Juni: | Soldevilla, Kardinal-Erzbischof von Saragossa. |
| „ | Stambulijski, bulgarischer Ministerpräsident. |
| Juli: | Fahmi Bey, Präsident der ägyptischen Nationalpartei. |
| August: | Tollini, italienischer Delegierter bei der internationalen Grenzregulierungskommission für Albanien. |

In diese Liste sind nicht eingerechnet diejenigen Personen, die bei Unruhen, Aufständen, Putschen usw. ihr Leben verloren haben, ebenso nicht die Tausende von Koreanern, die die japanische Regierung in Tokio, Yokohama und anderen Städten nach dem Erdbeben vom Militär niederknallen ließ. Nimmt man zu all dem noch die mißlungenen Attentate und die rechtzeitig entdeckten Attentatspläne, so ergibt sich ein sonderbares Bild von der Verwilderung unserer Zeit.

Der frühere ungarische Ministerpräsident Graf Karolyi, der jetzt als politischer Flüchtling in London lebt, hat kürzlich den ersten Band seiner Memoiren erscheinen lassen. Es gibt darin an einer Stelle einen neuen Beweis für die Unfähigkeit jener deutschen Militärs, die während des Krieges den Diplomaten ins Handwerk pfuschten —, womit allerdings nicht behauptet werden soll, daß etwa die deutschen Diplomaten ihr Handwerk verstanden hätten. Karolyi war bereits 1917 ein Gegner der deutschen Politik, weil er glaubte, daß sie die Kräfte Ungarns überspanne. Er stand damals Wilsonschen Gedankengängen nahe und wurde von vielen Kreisen in Deutschland, vor allem von militärischen, zu Unrecht des Landesverrats verdächtigt. Die deutsche Oberste Heeresleitung schickte in besonderer Mission einen Major nach Budapest, der versuchen sollte, sich durch Kauf in den Besitz von Urkunden zu bringen, aus denen etwa dem Grafen Karolyi der vollendete Landesverrat oder wenigstens der Versuch des Landesverrates hätte nachgewiesen wer-

den können. Dieser Major setzte sich unmittelbar mit Karolyis Sekretär in Verbindung und versprach ihm eine angemessene Belohnung, wenn er ihm derartige Karolyische Dokumente auslieferte. Eines Tages erschien bei dem Major ein ungarischer Journalist, der von Karolyi selbst in die Angelegenheit eingeweiht war, erklärte dem Major, er sei Karolyis Privatsekretär, versprach ihm wichtige Dokumente und entlockte dabei dem täppischen Militär die Gründe seiner Budapester Reise. Der deutsche Offizier zeigte dabei die Wichtigkeit seiner Person und seiner Sendung mit bengalischen Blendstrahlen. Er bezahlte auch viel Geld für erfundene Berichte. Als aber der Journalist — des Scheines halber — einen höheren Preis als 50 000 Kronen verlangte, antwortete der Major: „Mit dem Gelde deutscher Bürger muß gespart werden." Es ist neulich hier im Tage-Buch erzählt worden, daß das Auswärtige Amt für Schmiergelder nicht gern etwas ausgibt. Denn „erstens ist es sehr moralisch, und zweitens hat es wenig Geld". So ähnlich scheint es auch bei den militärisch-politischen Abgesandten der Obersten Heeresleitung gewesen zu sein. Wenigstens wissen wir ja, daß die verschiedenen militärischen Persönlichkeiten, die während des Krieges in Amerika im deutschen Interesse arbeiteten, sich über die Gelder (die sie für derartige Zwecke ausgaben) stets schön und säuberlich quittieren ließen, bis eines Tages den Amerikanern ein Paket solcher Quittungen in die Hände fiel, dann photographiert und schließlich in Millionen von Exemplaren für die Zwecke antideutscher Propaganda verwendet wurde. Auch in Budapest benutzte Graf Karolyi die schriftlich niedergelegten Dummheiten des betr. deutschen Majors zu einer mächtigen antideutschen Propaganda. Der Graf stand im Parlament auf und teilte dort (und auch in der Presse) den ganzen Sachverhalt mit. Es gab einen ungeheuren Skandal. In Deutschland wurden diese Dinge von der Zensur unterdrückt; die wenigen, die etwas davon wußten, durften darüber weder etwas schreiben noch sagen und — am liebsten — auch nicht denken.

Unter dem Ausnahmezustand haben sich die Eingriffe militärischer Stellen in das Pressewesen in unerfreulicher Weise vermehrt. Wir sind wieder da angelangt, wo wir in den letzten Zeiten des Krieges gestanden haben. Mit demselben Mangel an politischer Erkenntnis, mit derselben Einsichtslosigkeit in wirtschaftliche Zusammenhänge werden auch heute wieder Zeitungen verboten, als ob es möglich wäre, durch eine straffe Zensur Politik und Wirtschaft zu meistern, während man doch wissen sollte, daß zu allen Zeiten durch solche untauglichen Mittel bestenfalls eine Kirchhofsruhe hergestellt wird, die für den Bestand eines Staatswesens viel gefährlicher ist, als wenn man — selbst übertrieben heftigen Ausbrüchen der Presse — freien Lauf läßt. Derartige Zensurmaßnahmen müssen umso befremdender und

verkehrter wirken, wenn sie sich gegen sachliche, wirtschaftliche Presseäußerungen richten. Das Verbot eines hiesigen Montagsblatts z. B. (wegen einer rein sachlichen Betrachtung über die Möglichkeit einer neuen Inflation) hat viel eher dazu beigetragen, das Ausland über die Stabilität der Rentenmark stutzig zu machen, als wenn die militärischen Stellen den betreffenden Zeitungsartikel ruhig hätten passieren lassen. Psychologie und militärisches Denken scheinen nun einmal unverträglich miteinander wie Feuer und Wasser. Der General von Seeckt ist ein kluger Mann. Aber er scheint zuweilen nicht gut beraten zu sein. Was uns Journalisten bei all diesen Zeitungsverboten bedenklich vorkommt, ist: wir können häufig das Gefühl nicht loswerden, als kämen sie nicht aus einer politischen Einstellung heraus. Von diesem Verdacht wird man nicht befreit, wenn man geradezu einen Beweis für die Stimmung, die in militärischen Kreisen herrscht, in die Hand bekommt:

Szene: Das Eisenbahnabteil eines beschleunigten Personenzuges auf der Strecke zwischen Magdeburg und Potsdam.

Zeit: 2. Januar 1924, von 8.33 bis 10.30 abends.

Personen: zwei Reichswehroffiziere (deren Namen aus Schonung hier nicht genannt werden sollen), ein Redakteur des „Montag Morgen“ (stumm), mehrere Fahrgäste (schlafend).

Reichswehroffizier A: Na, endlich, daß die „Welt am Montag“ verboten ist!

Reichswehroffizier B: Für vier Wochen.

A: Man sollte überhaupt alle diese Zeitungen verbieten. Der „Montag Morgen“ müßte auch verboten werden — für mindestens vier Wochen.

B: Auf ein Jahr.

A: Alle Zeitungen müßten verboten werden, die eine selbständige Politik treiben wollen.

B: Diesem Spion, dem Rechberg, müßte das Zeitungsschreiben auch verboten werden.

„Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte.“

Daß diese beiden Herren vorher mit heftigsten Ausdrücken auf Bayern geschimpft hatten — teils aus richtigen, teils aus falschen Gründen —, ist interessant. Daß Zeitungen, die eine selbständige Politik treiben wollen, verboten werden müßten — noch interessanter, weil da wie mit Blitzlicht plötzlich die fabelhafte politische Verständnislosigkeit der Militärs erhellt ist. Die Presse eines Landes hat nämlich im Auslande nur so viel Gewicht, wie man ihr zutraut, daß sie selbständige Politik treibt. Deshalb war die deutsche Presse in der letzten Kaiserzeit zuweilen so stark im Ausland unterwertet. Graf Witte pflegte zu sagen: „Eure Presse langweilt mich. Eure Zeitungen sind ja alle Bülow-offiziös.“ Wenn man sich vor-

stellt, daß aus solcher Reichswehroffiziersatmosphäre die Beurteilung kommt, ob eine Zeitung verboten werden soll oder nicht, dann möchten wir allerdings Herrn von Seeckt empfehlen, daß er seinen Offizieren verbiete, sich überhaupt um Presseangelegenheiten zu kümmern, von denen sie ja doch nichts verstehen, und daß sie sich lieber mit den Dingen befassen, von denen sie wirklich etwas verstehen. Und wenn man noch einen Wunsch hinzufügen kann: so möge Herr von Seeckt dafür sorgen, daß seine Offiziere sich nicht gerade im Eisenbahnabteil über die interessantesten militärischen Dinge unterhalten, weil es doch immerhin möglich ist, daß sich unter den Fahrgästen auch mal ein Ausländer befindet.

Der Verwaltungsrat der Rentenbank scheint sich allmählich zu einer Art moralischer Zensuranstalt für Deutschland herausbilden zu wollen. Der Vorsitzende des Reichslandbundes, Hermann Hillger, Mitglied des Verwaltungsrates der Rentenbank, sagte in seiner Rede über die Aufgaben einer Goldnotenbank:

„Wir fordern den rücksichtslosen Beamtenabbau in Reich, Staat und Gemeinden, die Entlassung aller parteipolitisch eingestellten Beamten . . . . Wir fordern die Rückkehr zum föderativen Aufbau des Bismarckschen Reiches.“

Darf man fragen, was diese rein politischen Betrachtungen mit den Aufgaben einer Goldnotenbank zu tun haben? Und glaubt Herr Hillger etwa im Sinne der unendlich geschmeidigen Bismarckschen Diplomatie zu handeln, wenn er die Notkonstruktion von 1871, deren sämtliche geschichtliche, gesellschaftliche und wirtschaftliche Voraussetzungen weggefallen sind, bis in alle Ewigkeit mumifizieren will?

Die deutsche Justiz hat einen Umsturz erlebt, wie er seit der großen Justizreform von 1879 nicht mehr da war. Damals war es eigentlich kein „Umsturz“, sondern es handelte sich um sorgfältige Beratung und um die subtilsten technischen Vorbereitungen eines Bündels von Gesetzen. Man hatte sie schon 1877 veröffentlicht; aber zwei Jahre ließ man den Juristen Zeit zur Einarbeitung in das neue Recht. Verständlich, daß man sich in den Zeiten unserer gegenwärtigen Reichs- und Rechtsnot weder auf eine so lange Vorberatung noch auf so weit hinausgeschobene Einführungstermine einlassen wollte. Schließlich hat ja auch Napoleon die wichtigsten Bestimmungen des Code civil in wenigen Stunden diktiert, als die Juristen sich trotz langer Ueberlegungen nicht einigen konnten. Ist nun der Reichsminister Dr. Emminger ein solcher Justiznapoleon? Die zaghaften Worte, die er den offiziellen Ankündigungen der „Reform“ mit auf den Weg gab, lassen nicht gerade darauf schließen. Unter der Ministerschaft dieses bayrischen Staatsanwalts — der durch einen unerforschlichen Ratschluß oberster Wächter des deutschen Rechts geworden ist —, mutete uns eine halb-

amtliche Verlautbarung zu: zu glauben, daß aus finanziellen Gründen die Gefängnisse geöffnet werden müßten, falls nicht der Justizabbau genau in der vom Ministerium gewünschten Art und Weise durchgeführt würde. Waren es nicht gerade Herrn Dr. Emmingers Freunde, die sich am meisten entrüsteten, als im November 1918 die Revolution — in unbegründeter Hochherzigkeit — Gefangene aus den Strafanstalten freiließ? Und hat sich das Reichs-Justizministerium auch nur die kleine Mühe gemacht, einmal zahlenmäßig nachzuweisen, was denn eigentlich an Gebühren dadurch gespart wird, daß in der Zeit vom 15. Januar bis einschließlich 31. März 1924 das gesamte Laienrichtertum (Schöffen und Geschworene) ausgeschaltet ist? Man beweise, mit dem Rechenstift in der Hand, doch erst einmal die Ersparnisse! Durften, eines noch nicht einmal nachgewiesenen Miniaturgewinnes wegen, Justizeinrichtungen preisgegeben werden, die schon 1848 erkämpft waren und die sich, wenigstens im großen und ganzen, bewährt hatten? So viel neue Bestimmungen, so viel Mißgriffe! Da werden die Revisionsmöglichkeiten so eingeschränkt, daß die Revision beinahe zu einem lucus a non lucendo wird. Die Umstellung vom Reichsgericht auf die Oberlandesgerichte bedeutet einen neuen Schlag gegen die deutsche Reichs- und Rechtseinheit. Merkt Herr Dr. Emminger nicht, daß und von wem er da vorgeschoben wird? In einem Augenblick, in dem Bayern die Rückkehr zum Bismarckischen Bundesstaat fordert, bedeutet die Entmachtung des Reichsgerichts: Zerreißung der deutschen Rechtseinheit. Das ist der gefährlichste Angriff, dem Bismarcks Reich von innen heraus jemals ausgesetzt war! Wenn schließlich in der Zeit zwischen 15. Januar und 1. April die Privat- (d. h. die Beleidigungs-) klagen nicht stattfinden sollen, so können wir uns auf einen lustigen Aufschwung der Duelle gefaßt machen. Nun läßt sich zwar nichts einwenden gegen das Duell, wenn zwei erwachsene Menschen aus freien Stücken dazu entschlossen sind. Wie wird es aber der fromme Dr. Emminger rechtfertigen, daß er die von der Kirche verpönte Neigung zum Duell durch das famose Privatklageverbot mindestens nicht abgeschwächt hat? Denn so viel Menschenkenntnis trauen wir (trotz allem!) Herrn Dr. Emminger zu, daß er sich über die unvermeidliche Wirkung des Privatklageverbots klar ist. Es kann leicht geschehen, daß sich der Stachel des Verbots einmal gegen Herrn Dr. Emminger selbst kehrt, und das wäre das einzig Witzige bei dieser Verwüstung der deutschen Justiz. Heutzutage fallen Minister und Abgeordnete über Nacht von ihren Sitzen — wie die Spatzen in einer Rauhfrostnacht. Eines Morgens wird es von den Abgebauten her Beleidigungen hageln gegen den Exminister Emminger. Dann will er klagen. Und — mit der bekannten Berliner Handbewegung — antwortet ein gellender Chor: „Privatklage? Bei mir: Emminger!“

*I. V.: Dr. Friedrich Sternthal.*

I.

Mit einem bayrischen Verrat beginnt vor zweitausend Jahren die deutsche Geschichte. In jenen germanischen Zeiten, nach denen sich Herr von Kahr (aus einem begreiflichen Ressentiment) sehnt, ist bereits der Markomannenkönig Marbod seinen deutschen Mitbrüdern, die unter Arminius den Kampf um ihr Dasein führten, in den Rücken gefallen. Man nennt so etwas heute einen Dolchstoß. Die römischen Kaiser, die etwas klüger waren als unsere modernen Dolchstoßlegendenfabrikanten, waren der Ansicht, man solle nur ruhig die Deutschen der eigenen Zwietracht überlassen; dann würden sie dem römischen Reiche ungefährlich bleiben. Und mit dieser Maxime hat tatsächlich das imperium Romanum seinen Bestand um ungefähr ein halbes Jahrtausend verlängert. „Propter invidiam“: „aus Mißgunst“, dieses Fluchwort steht über der ganzen deutschen Geschichte, und in der Hälfte aller Fälle ist tatsächlich der Dolchstich der Mißgunst von bayrischer Hand geführt worden.

Man weiß nicht, ob Herrn Poincaré die Maxime des Kaisers Tiberius vorgeschwebt hat. Aber es wäre nur zu natürlich; denn die Franzosen haben schließlich auch schon von König Franz I. (1515) an hierin nur die alte römische Tradition wieder aufgenommen: die Deutschen der eigenen Zwietracht zu überlassen und abzuwarten, bis bayerische Querköpfigkeit (auf ganz legalem Wege natürlich) das Signal zur Auflösung Deutschlands gäbe. Schon einmal in der deutschen Geschichte hat Bayern ein Deutsches Reich zerschlagen. Das war 1806. Natürlich geschah es nur „der deutschen Libertät zuliebe“. Damals wurde der Schlußpunkt gesetzt unter ein tausendjähriges System bayerischer Aufsässigkeit gegen das heilige Römische Reich deutscher Nation. Fast alle deutschen Kaiser von Otto dem Großen an haben diesen Kampf gegen die bayrische Reichskameradschaft führen müssen. Bayern hat selten in bewußtem, bösem Willen sich gegen das Reich aufgelehnt: Bayern wollte für sich sein, es wollte seinen eigenen Willen haben, — wenn mit dem Reiche: um so besser, wenn ohne das Reich: gut. Dieser Gedanke: der eigenen politischen Laune hemmungslos zu leben und zugleich von den deutschen Nachbarterritorien so viel als nur irgend möglich zu verschlucken, ist das entscheidende politische Prinzip Bayerns immer gewesen, sofern man in einem derartigen sturen Programm überhaupt ein Fünkchen Politik sehen will. Gemeingefühl für ein großes Deutschland: allenfalls auf den Lippen; in den Handlungen: der rohe Wunsch, sich jeglicher politischen Eigenlaune hinzugeben.

So hat in der ganzen schweren und düsteren deutschen Geschichte Bayern fast noch jede Situation erschwert und verdunkelt. Jedesmal, wenn es noch möglich gewesen wäre, dem alten deut-

schen Reiche Kraft zu geben, hat Bayern sich dem in den Weg geworfen. Bei dem allerletzten Versuch, den bekanntlich Wallenstein machte, hat ihm der Kurfürst Maximilian I. von Bayern, der ihm den Fortbestand seines Landes zu verdanken hatte, den Weg vertreten, und Maximilian gehört unter die intellektuellen Mörder Wallensteins. Danach beginnt das fast 200jährige Bündnis zwischen Bayern und Frankreich. Schließlich erbettelte der bayrische Herrscher von Napoleon die Königskrone und verhalf ihm dafür in den deutschen Sattel. Und diese seltsame Form deutscher Politik geschah garnicht etwa aus bösem Willen, sondern — wie gesagt — aus einer Abwesenheit jeglichen deutschen Gemeingefühls, das aber nie hinderte, jeden Schlag gegen Gesamtdeutschland mit wohlklingenden Redensarten über die deutsche Gesinnung der Bayern zu begleiten. Auf dem Münchener Denkmal, das den 30000 für Napoleon in Rußland gefallenen Bayern gesetzt ist, steht die patriotische Lüge: „Auch sie starben für des Vaterlandes Befreiung".

Außerhalb Bayerns dachte man anders darüber. Der spätere preußische Staatskanzler Hardenberg erklärte schon 1801 in einer Denkschrift, Bayern sei „gemäß den seit Jahrhunderten vielfältigen Beweisen, ja selbst unter dem itzt gutgesinnten Fürsten, der treuloseste und böseste von allen unseren Nachbarn". Und 1815 schreibt der Freiherr vom Stein in einem Brief an Hardenberg: „Das kaiserliche Ansehen war noch in den Jahren 1805 und 1806 unmittelbar vor seiner Auflösung eine wohltätige, schützende Macht, es verpflichtete Bayern, mit seinen Bedrückungen der kleineren Staaten einzuhalten . . ."

An dem Widerstand Bayerns (freilich nicht Bayerns allein) scheiterte 1849 die vernünftige Regelung der deutschen Frage, und schon ein Jahr später machte es sich zum Vorspann aller gefährlichen österreichischen Gelüste, die die deutsche Nation für weitere siebzehn Jahre zur Ohnmacht verurteilten und im Herbst 1850 bis dicht an einen großen deutschen Bruderkrieg heranführten. Sechzehn Jahre später kam er doch. Und natürlich war Bayern auf der falschen Seite, d. h. auf derjenigen, die der Einigung des deutschen Volkes widerstrebte. Wie sehr Bayern sich in den darauf folgenden vier Jahren und noch während des deutsch-französischen Krieges 1870—71 jeder wirklich großartigen Regelung der deutschen Frage widersetzte, das ist zu bekannt, als daß es hier wiederholt werden muß. Aber man kann wenigstens daran erinnern, daß noch nach der französischen Kriegserklärung ein bayrischer Minister öffentlich in der Kammer erklärte: „Am meisten hat unser Gefühl geschmerzt, daß unsere Armee unter preußischem Kommando stehen soll." Das war also die Hauptsorge während eines Kampfes auf Leben und Tod! Noch während des Weltkrieges hat Ludwig III. die äußersten Versuche gemacht, seine Hausmacht auf Kosten anderer deutscher Stämme auszudehnen. Er wollte nur einen Frieden sehen,

der Straßburg mit dem Unterelsaß an Bayern brächte, und verhinderte damit, in völliger politischer Ahnungslosigkeit, die einzige Friedensmöglichkeit, die Deutschland — nach der furchtbaren französischen Niederlage am Chemin des Dames — im Jahre 1917 hatte.

Jedes Geschwader fährt nur so schnell wie sein langsamstes Schiff. Eine deutsche Außenpolitik, die seit Jahrhunderten sich nur im langsamsten Tempo vorwärtsbewegen konnte, weil sie auf Bayern Rücksicht nehmen mußte, oder sich wenigstens einbildete, solche Rücksicht nehmen zu müssen —: die konnte allerdings nicht vorwärts kommen. Im November 1918 wäre es möglich gewesen, durch den sofortigen Zusammentritt einer allgemeinen großen deutschen Nationalversammlung die gesamte deutsche Nation von Steiermark bis Schleswig — unter Auflösung sämtlicher Bundesstaaten — in einem einzigen Reiche zusammenzufassen. Damals hat sich Kurt Eisner zum Führer des bayrischen Partikularismus gemacht und die beste Lösung der deutschen Frage verhindert. Daß er nicht wegen *dieses* Verbrechens ermordet wurde, sondern weil er in Bayern ein „Landfremder" war, das gehört zu den historischen Ereignissen, die man nicht begreifen, sondern nur feststellen kann.

II.

Was also soll man von einem Lande erwarten, dessen ganze Geschichte von einem Kampfe gegen die deutsche Nation und gegen den deutschen Reichsgedanken erfüllt ist? Und was kann man sich davon versprechen, daß gerade aus diesem Lande jetzt eine amtliche Denkschrift vom Stapel gelaufen ist, die auf eine Revision der Weimarer Verfassung von 1919 hinausläuft? Es läßt sich nicht vermeiden, daß man mit tiefem Mißtrauen an dieses neueste Dokument des bayrischen Partikularismus herangeht.

In zwei Abschnitten behandelt die Denkschrift Bayerns Stellung zur geltenden Reichsverfassung. Zuerst wird erklärt, daß die Weimarer Verfassung mit dem föderalistischen Prinzip der Bismarckischen Reichsverfassung gebrochen (was bedingtermaßen richtig ist) und das unitarische Prinzip gebracht habe — eine Behauptung, die den Tatsachen ins Gesicht schlägt. Dann heißt es weiter: man habe durch die Weimarer Verfassung die Reichsgewalt so zu stärken gehofft, daß sie allen aus dem verlorenen Kriege resultierenden Gefahren gewachsen sei. Dieses Ziel sei aber weder verwaltungstechnisch noch staatsrechtlich erreicht worden. Wenn dieses Ziel wirklich nicht erreicht worden ist, so liegt der Hauptteil der Schuld allerdings bei Bayern selbst. Denn bereits ganz kurz nach Verkündung der Weimarer Verfassung begann in Bayern — und von Bayern aus in allen reaktionären Kreisen des übrigen Deutschlands — der Kampf gegen eben diese Weimarer Verfassung. Und Bayern hat sein äußerstes Bemühen daran gesetzt, ein Stück der Reichsverfassung nach dem andern und die aus der Reichsverfassung sich

ergebenden Gesetze, soweit sie der bayrischen Regierung unbequem waren, abbröckeln zu lassen und schließlich mehr oder weniger unwirksam zu machen. Man denke an den bayrischen Kampf gegen die Republikschutz-Gesetzgebung, an den Kampf um die einheitliche Finanzgebarung des Reiches, den Kampf um die bayrischen Teile der Reichswehr usw.

Bismarck hat nicht zum puren Vergnügen oder aus Liebe zu bayrischen Sonderrechten sich zu einer föderalistischen Gestaltung der Reichsverfassung vom 16. April 1871 entschlossen. Sondern einzig und allein deshalb, weil es 1870, besonders bei dem hysterischen Widerstand des schon damals halbverrückten Königs Ludwig II., sonst überhaupt nicht möglich gewesen wäre, die deutschen Stämme unter einen Hut zu bringen. „Tantae moles erat, Germanam condere gentem": das hat Bismarck selbst gesagt. Aber er hätte niemals auf seiner eigenen Reichsverfassung wie auf einem unverbrüchlichen Etwas bestanden, wenn sich die Menschen und die Zeitumstände so geändert hätten, wie sie sich tatsächlich seit 1871 geändert haben. Bis in den Herbst 1918 hinein war in Bayern die bald stumme, bald laute Gegnerschaft gegen die alte Reichsverfassung nicht erloschen. Nun sie tot ist, entspricht es der Langsamkeit und der Eigenbrödelei des bayrischen Denkens, sich an Einrichtungen zu klammern, die nicht wieder leben können, ohne daß Deutschland stirbt. Und wenn wir vielleicht im Jahre 1970 eine Rätediktatur oder eine cäsarische Monarchie in Deutschland haben sollten, so wird Bayern mit allem Eifer die Wiederherstellung der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 betreiben — vorausgesetzt, daß solch eine Diktatur oder solch ein Cäsar die Existenz Bayerns überhaupt noch dulden würde.

## III.

Was Bayern im zweiten Abschnitt seiner Denkschrift verlangt, das ist aber in Wirklichkeit garnicht ein Zurückgehen auf die Bismarckische Verfassung, sondern es ist bestenfalls eine romantische Vorspiegelung Bismarckischer Einrichtungen. In Wahrheit dreht es sich bei den bayrischen Forderungen um einen ganz handfesten, bauernschlauen und bauerntrotzigen Partikularismus. Denn gerade die Voraussetzung, die der Eckstein der ganzen Bismarckischen Verfassung war — die Aufrichtung eines deutschen Kaisertums auf dem Grunde der übermächtigen Stellung Preußens —, gerade die wünscht ja die bayrische Regierung begreiflicherweise nicht!

Wenn also Bayern heute fordert: das Verordnungsrecht für den Reichsrat, die primäre Handhabung des Ausnahmeartikels 48 durch die Länder statt durch das Reich, das Verbot einer Reichsamnestie und das Verbot von Reichssondergerichten, die Wiederherstellung der Finanzverwaltung der Länder, das Verbot, bayrische Truppen außerhalb der bayrischen Landesgrenzen zu verwenden (es

sei denn, daß Bayern hierzu seine Genehmigung erteilt habe), völlige Neuregelung der Rechtsverhältnisse bei Eisenbahn und Post — so sind das alles Wünsche, deren Verwirklichung uns noch hinter die Bismarckische Verfassung zurückführen würde, weil ja heute die starke Klammer fehlt, die — wenigstens unter Bismarcks Kanzlerschaft — reichsgefährliche bayrische Folgerungen aus so viel partikularistischer Freiheit zusammendrücken könnte. Daß früher überhaupt eine deutsche auswärtige Politik möglich war, das war eben dem ungeheuer starken preußischen Druck zu verdanken, der das Durcheinander von — damals — 25 verschiedenen Meinungen im Bundesrat niederhalten konnte, wenn er wollte.

Aber was geschähe, wenn heute nun noch andere deutsche Länder, z. B. Sachsen, dieselben partikularistischen Forderungen stellten wie Bayern und — falls diese Forderungen eines Tages wirklich Gesetz geworden wären — daraus mit Naturnotwendigkeit ein Krieg Aller gegen Alle entstände? Es genügt, auf diese Dinge hingewiesen zu haben, um zu zeigen, daß die bayrischen Forderungen für Deutschland lebensgefährlich sind. Werden sie verwirklicht, so hätten wir in dem neuen Reichsrat eine polnische Wirtschaft, bei der jeder Bundesstaatsgesandte nur gemäß den Interessen s e i n e s Landes drauflospolitisiert.. Dann ist aber eine einheitliche Reichspolitik, auch nach außen, nicht mehr denkbar. Denn man kann nicht nach außen stark auftreten, wenn im Inneren 18 Staaten durch Druck auf die Zentralinstanz ihre mehr oder weniger begründeten und einander meistenteils widerstreitenden politischen Ansichten durchzusetzen versuchen. Entweder man verzichtet nach außen auch noch auf den letzten Rest unserer politischen Geltung, und dann könnte man uns gleich noch heute zwischen Frankreich und Rußland aufteilen, oder man verzichtet im Inneren auf unziemliche Begehrungen! Ein Drittes gibt es nicht.

---

„Eine seltsamere Ware als Bücher gibt es wohl schwerlich in der Welt: von Leuten gedruckt, die sie nicht verstehen, von Leuten verkauft, die sie nicht verstehen; gebunden, rezensiert und gelesen von Leuten, die sie nicht verstehen, und nun gar geschrieben von Leuten, die sie nicht verstehen.“

*

„Den Mann nenne ich groß, der viel gedacht und gelesen und erfahren hat und der alles, was er gedacht, gelesen und erfahren hat, bei jeder Sache, die er unternimmt, also auch bei jedem Buch, das er schreibt, vereint zum besten Zweck anzuwenden weiß, alles so anschaulich darzustellen, daß jeder sehen muß, was er selbst gesehen hat.“

*Lichtenberg.*

Im Reichsverband der deutschen Presse sind kürzlich an einem Tage drei treffliche Reden gehalten worden über „Schicksalsfragen der deutschen Presse“, vor allem aber über die Stellung ihrer Redakteure. Der geplagte Reichskanzler Dr. Marx hat von seiner ihm gewiß nicht überreichlich zubemessenen Amtszeit eine Stunde hergegeben und den Redakteuren einen Lob- und Trostgesang darbieten müssen, bei dem es — wie halt bei jedem Gesang — weit mehr auf den Ton ankam denn auf den Inhalt. Warum auch den Redakteuren unterbreiten, daß sie recht bedenkliche Mängel aufweisen? Das sagen sie tagtäglich selbst einer dem andern, sodaß die Oeffentlichkeit über diesen Punkt hinreichend unterrichtet ist. Ja, es scheint sogar fast, als ob der Herr Reichskanzler diese weitverbreitete Kunde etwas hat abdämpfen wollen. Wenn man ihm glauben darf, sind die Journalisten nicht nur sehr lautere Elemente, sondern leiden auch geradezu an Schüchternheit, indem sie es bisher nicht verstanden haben, sich die äußere Sicherheit zu verschaffen, die ihrer inneren Unbescholtenheit gebührte. Der Journalist muß — so will es der (derzeitige) deutsche Reichskanzler — persönlich frei sein und soll nicht um seine Existenz zu fürchten brauchen, wenn er einmal etwas von der Meinung seiner Vorgesetzten und Arbeitgeber Abweichendes gesagt hat. Soll er für die Wohlfahrt des ganzen Volkes von Nutzen sein, so muß er frei von den Hemmungen arbeiten können, welche ihm die Sorge, aus wirtschaftlichen oder politischen Motiven entlassen zu werden, ohne weiteres verursachen muß. Entschlußfreiheit und Entschlußkraft muß dem Redakteur gewahrt bleiben, und zu diesem Behufe wird die Republik ein Gesetz machen, ein Berufsgesetz, das — so verhieß der Reichskanzler amtlich — „außerordentlich langwierige Verhandlungen notwendig machen wird“, dafür aber „im Reichsministerium des Innern seit langem vorliegt“.

So —? Wir haben doch längst volle Pressefreiheit, ist denn damit nicht alles gut? Die Verheißungen des Reichskanzlers — so ungereizt ihr Ton auch ist — hinterlassen einen Nachklang, der bei weiterem Hinhören als der vielleicht garnicht ganz unbeabsichtigte Grundakkord verstanden werden muß. Was heißt denn P r e s s e f r e i h e i t v o n i n n e n g e s e h e n? Ganz zweifellos die Freude an dieser Freiheit! Die Freude, die aus der Sicherheit stammt, mit der einer unbelästigt an ein Werk gehen kann, dessen Werden ihm eine Notwendigkeit ist, die ihm sein Blut zurauscht. Nicht Freiheit von etwas — nein, Freiheit zu etwas; also eine wahre, sittliche Freiheit! Eine Freiheit, aus der sich die Persönlichkeit formt, der Kerl! Darum muß ein Staat Pressefreiheit auch denen geben, die seine Form bekämpfen.

Faßt man die Pressefreiheit als solch' eine sittliche Forderung der Persönlichkeit auf, so versteht man erst richtig den Wunsch

des Kanzlers, daß der Journalist persönlich frei sein müsse. Und man ahnt, daß die Hindernisse dieser Freiheit nicht mehr dort liegen, wo wir sie von der Geschichte her kennen: bei den staatlichen Gewalten, sondern daß sie innerhalb der Presse selbst zu suchen sind.

Das erscheint auf den ersten Augenblick komisch genug. Wie? — die Presse sollte sich selbst einengen? Sie, die jahrzehntelang um Freiheit gerungen hat, ja, deren ganze Geschichte fast nichts als dieser Freiheitskampf ist, sie sollte in sich selber zurückkriechen und die von staatlicher Willkür freigewordene Persönlichkeit die Willkür der Presse fühlen lassen? Sie sollte den Drang, der ihren Dienern aus dem Blute zurauscht, sodaß sie sich mitteilen und wirken müssen, unterbinden? Was ist sie denn dann eigentlich noch und wie steht sie zu ihrer eigenen kampfesstolzen Vergangenheit?

Ach, die Zeit des Kampfes ist ja so lange her! Die Presse hat längst gesiegt und braucht sich gegen keine Staatsgewalt mehr zu wehren. Sie ist saturiert. Besonders schlau waren jene Staatsmänner nicht, die der Presse durch Verbote und Schikanen immer wieder das Blut in Wallung setzten, sodaß sie ewig kühn blieb. Es war vielleicht garnicht der Philosoph von Sanssouci — es wird wohl eher der kluge Despot Preußens gewesen sein, der da befahl, die Gazetten sollten nicht geniert werden. Ungeniertheit setzt Fett an, und so sieht der Staat auch heute die deutsche Presse im Besitze eines unglaublich gutmütigen, wohlwollenden Embonpoints, der so stark ins Auge fällt, daß selbst der Reichskanzler nach dem freien Journalisten ruft.

Wieviel Redakteure arbeiten eigentlich an der deutschen Presse mit? Vielleicht der zwölfte Teil von denen, die im Redakteurberuf tätig sind. Die übrigen sind Kärrner, die aus den übernommenen Depeschen die Schreibfehler herausmachen, die Art der Type bestimmen und — wenn es schon zu geistiger Arbeit kommen soll — wohl auch den Text einer Ueberschrift entwerfen. Jedes Jahr erwerben sie auf diese Weise — das leuchtet ein — ein Dienstjahr mehr und kommen im Lauf der Zeit auch in höhere Gehaltsstufen. Im Anfang sperrt sich nicht nur das Selbstbewußtsein gegen diese Beschäftigung — auch das Blut pocht; denn aus ihm schreien ja die Gedanken und Wünsche nach einer bestimmten Politik für das Volksganze. Diese will man gestalten, ihnen zur Wirkung verhelfen, durch sie die Gemeinschaft fördern und heben. Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind! Die ehrbaren Kollegen, die sich in den freien Minuten über die Wurstpreise unterhalten und nach dem Dienst sofort in die Kantine stürzen, wo das Bier drei Rentenpfennige billiger ist als im Restaurant — sie klopfen dir auf die Schulter und lächeln: „So haben wir es uns auch einmal gedacht, vor fünfzehn Jahren! Aber was beklagst du dich denn eigentlich? Wir sind sieben Jahre Telephonstenograph gewesen, ehe wir ans Redigieren herankamen; dafür verstehen wir uns aber jetzt auch auf flottes Arbeiten. Und

überhaupt ist alles Mumpitz, reinster Mumpitz. Das müssen Sie sich merken, Herr Kollege!" (Nicht wahr, es war doch die freie Persönlichkeit, die der Herr Reichskanzler für die Presse forde te — — —?)

Ab r nicht alle sind solche Statisten. Wer täglich die Zeitungen zur Hand nimmt, wird gar bald herausbekommen, daß an der deutschen Presse sehr tüchtige Leute mitarbeiten. Schon der Betrieb einer so leistungsfähigen Leitartikelei, wie die Herren sie haben, deren r spektgebietende Namen immer wieder erscheinen, setzt hervorragendes Talent voraus. Nur darf man nicht auf den scharfsinnigen Gedanken verfallen, einmal diese Namen zählen zu wollen. Der größte Trottel nennt sie bald und weiß: wenn heute X geschrieben hat, dann kommt morg n Y dran, dann wieder X usw. Eine Unterbrechung erfährt diese Methode höchstens durch einen jener Namen, bei deren Namen alte Leute, die aber noch im Vollbesitz ihres Gedächtnisses sind, sich erinnern, daß dieser einmal von 11 bis ¼12 Uhr Finanzminister war und jener sogar einmal in einer Kolonie eine Front von Kamerun-Soldaten abgeschritten hat. Sie wären längst vergessen, wenn nicht die Presse der deutschen Republik imm r wieder ihre hohen Namen hervorholte. Dafür kann sie denn freilich nicht die von Neulingen nennen.

Mit anderen Worten: die deutsche Presse hat ihre Honoratiorenstube. Da sitzen sie gemächlich beisammen, die ehrbaren Herren, ein jeder an sein m Stammplatz, von dem sie nicht weichen und wanken, und wehe dem Grünling, der so tolpatschig wäre, hier auch Platz nehmen zu wollen. Es herrscht aber beileibe keine faule Demokratie an dem Stammtisch. Der eine ist länger da als der andere, mancher schaut schon auf Jahrzehnte zurück, und demgemäß gliedert sich der Respekt. Die Töne sind geregelt. Die flotten jüngeren Redakteure, die wöchentlich ihre drei Leitartikel schreiben, sie singen frisch von der Leber weg, einfach so, wie dem Chefredakteur der Schnabel gewachsen ist. Der feine Leser vermißt wohl manchmal jene schöne Beigabe, die, ohne die Sachlichkeit zu verdrängen, die darzustellenden Dinge doch mit einer so gewinnenden heiteren Innerlichkeit schmückt: den Humor. Aber Humorlosigkeit ist nun einmal die Strafe des adretten Mannes — — —

Die Frage muß jedenfalls aufgeworfen werden: hat denn die Presse Stil? Nach einem Worte, das der alte Flaubert an den jungen Maupassant richtete, ist Stil gleichzusetzen mit beaucoup de patience — der Geduld, mit der der Mensch Eindrücke verarbeitet, Abstand zu den Dingen gewinnt, seinen Blick auffrischt und teils das Aufgenommene keimen läßt oder auch zu leicht befindet. Nun ist es eine Binsenwahrheit, daß kein Beruf zu dieser Bildung des Stiles weniger Möglichkeiten bietet als der des Journalisten, wobei noch nicht einmal an die Hauptstadt gedacht werden soll, in der das Arbeitstempo wohl rationeller ist, der Mensch sich aber auch mit

mehr Energie gegen Ueberbürdung wehrt. Aber der Journalist hat im allgemeinen die Gewohnheit angenommen, rasch zuzupacken. Er muß ja alles „bringen“. Ein Journalist, der nicht schnell schreiben kann, ist kein Journalist. Und da täglich, stündlich ein neuer Schwall von Ereignissen hereinbricht, muß der Journalist fortgesetzt nach allen Seiten greifen und darf sich nicht mit Suchen aufhalten. Hat er doch selbst das Publikum dazu erzogen, daß es ein Ereignis eigentlich kaum glauben mag, wenn es nicht auch sofort einen von ihm geschriebenen Artikel dazunehmen kann. Man könnte sich einen Zustand denken, in dem die politischen Dinge auch kein schlimmeres Gesicht tragen und doch nicht jeder Bürger sofort die sehr subjektive Meinungsäußerung eines hierzu beruflich Tätigen hinzunehmen brauchte. Die Presse als reine Nachrichtenquelle! Die Verarbeitung des Stoffes würde dann rein in den Zeitschriften geschehen, die viel seltener als die Zeitungen erscheinen, aber — selbst von überragendem Niveau — den Leser auch zu tätigem Mitdenken erziehen. Zweifellos stände es um unseren politischen Sinn sehr viel besser, wenn wir Deutschen mehr politische Zeitschriften läsen. Aber zunächst haben wir an solchen gar keinen Ueberfluß. Und dann nimmt die Beschäftigung mit den vordringlichen Zeitungen einem ja ohne weiteres die Zeit dazu weg. So bleibt der Leser vor allzu viel Nachdenken über die politischen Dinge bewahrt, deren Besprechung immer ausschließlicher die Domäne der Journalisten wird. Wann liest man je, daß in einer Zeitung zu einem politischen Thema ein Staatsbürger das Wort ergreift, der nicht zu den Prominenten gehört?

Das führt zu der Frage, inwieweit die Presse von heute denn geeignet ist, T a l e n t e zu entdecken? Außer dem bereits genannten Hindernis, das in ihrem Honoratiorencharakter liegt, schützt schon die Zunft vor dem Zuzug von allzu viel frischer Luft. Die „Deutsche Zeitung“ und die „Frankfurter Zeitung“ — sie sind beide zunächst Zeitung und dann erst völkisch oder demokratisch. Du kannst ein sehr gescheiter Völkischer sein — wir wollen diesen Fall einmal annehmen —, dein Blatt wird sich mit dem unbedeutendsten Demokraten eher befassen, sofern er nur „Kollege“ ist. Kollegialität, das bedeutet Tötung des Rivalitätstriebes. Und jenes Erhabensein über jede Auseinandersetzung, jene Verkörperung des Wortes Roma locuta, die so viele Journalisten aus ihrem ganzen Wesen ausstrahlen, sie schreckt den feinfühligen Menschen schon meist von weitem ab. Unrecht wäre es aber, dem Journalisten hieraus einen Vorwurf zu machen: die Hetze seines Berufs gestattet ihm nicht, sich durch liebevolle Beschäftigung mit anderen Leuten so zu bilden, daß er nun selber in sie hineinsieht. Der Journalist fragt nicht gern andere Leute. Wenn er schon einmal jemanden angeht, so höchstens einen Abgeordneten; also einen Mann, der seinerseits den Journalisten zu befragen mancherlei Veranlassung und auch Sehnsucht hat.

Der Journalist von heute ist der denkbar kleinsten Konkurrenz ausgesetzt und allen mit dieser Sicherung verbundenen Gefahren. Und diese Zünftelei, sie setzt sich innerhalb der Zeitung selber fort: der Depeschenredakteur kommt nicht in das Gremium der Leitartikler, und zwischen diesen und dem Chefredakteur ist eine breite Kluft, die letzteren in manchen Fällen geradezu zum Monomachen macht. Das ist in demokratischen Zeitungen genau so wie in konservativen, ja vielleicht noch viel eher, weil hier zurzeit ein Geist des Angriffs lebt, der viel eher eine Gemeinschaft ermöglicht, als gemächliche Uebereinstimmung mit den hohen Staatsstellen das vermag. Aber wie es schon in den bloßen Wörtern liegt, so schließt die Zunft gerade das aus, was Wesen und Zweck der Presse ist: die Publizistik.

Der Publizist fühlt sich niemandem gegenüber verantwortlich als der Gemeinschaft, der er aus innerem Drange heraus Zusammenhänge klarzulegen und Lichte aufzustecken hat. Der Publizist hängt mit Leidenschaft an der Beobachtung der Dinge, deren gute Darstellung ihm Wonne und Schmerz zugleich ist, denn wie jeder wahrhaft Schaffende ist er nie recht mit sich zufrieden. Im Publizisten quellt es täglich vor der Menge der neuen Geschehnisse, die sich ein jedes als Problem darstellen und nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern zu innerst durchdrungen und verstanden sein wollen. Der Publizist hat vieles zu sagen, und darum hat er in der deutschen Presse von heute nichts zu sagen. Der Publizist braucht zu seiner Arbeit Stille, aber nicht Kollegengeschwätz. Ihn umgibt das ganze Rüstzeug der Literatur, und schon darum ist er in der Redaktion eines „weitverbreiteten Organs" nicht immer an der rechten Stelle; denn hier kann es vorkommen, daß „die Bibliothek" aus dem Telephonbuch und der Margarinebereitungsverordnung besteht, welche im Jahre 1897 erlassen wurde. Der Publizist verlangt alles, weil er ein unerbittlicher Zeitkritiker ist, der den Zusammenhängen nicht aus dem Wege geht, sondern sie erforscht. Er ist Wissenschaftler und nicht Routinier.

Mißt man die deutsche Presse daran, inwieweit sie den auf der Höhe des deutschen Geisteslebens stehenden Publizisten zu Worte kommen läßt, so möchte man betrübt werden. Aber hier liegt die Schicksalsfrage der Presse selber: verzichtet sie auf die liebevolle, gründliche Arbeit des Publizisten, so wird sie selbst immer gehaltloser und oberflächlicher. Nicht nur, daß an die Stelle rückhaltloser Offenheit eine zahme Langeweile tritt, es wird auch immer mehr an dem Widerstand gegen die Contrefaçon alles Publizistischen fehlen: an dem Widerstand gegen die Privatinteressen, die sich der Presse bedienen. Es soll hier weniger an den Verlag gedacht werden; im allgemeinen genießt der Redakteur von seiten des Verlages weit mehr Freiheit als die meisten Außenstehenden glauben. Seit einiger Zeit aber entwickelt sich auch für die deutsche Presse die schreckliche Gefahr immer mehr, daß über-

mächtige Kapitalkreise in ihr nur ein Instrument zur Propaganda der ihnen dienlichen Ideen ersehen, und diese Ideen werden sich stets gegen die Volksgemeinschaft und ihre Verkörperung im Staate richten. Ueber die Lauterkeit der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Journalisten kann ein Zweifel keinesfalls bestehen. Aber es handelt sich darum, daß die deutsche Presse jenen Geist der inneren Widerstandsfähigkeit aufweist, der nur die ungehinderte Arbeit der freien Persönlichkeit ermöglicht. Civilcourage ist vonnöten! In der dumpfen Luft der Zunftstube gedeiht dieser Mut nicht. Einstmals kämpfte die Presse um ihre Freiheit gegenüber dem Staat. Heute verheißt der erste Beamte des Staates der Presse ein Gesetz, das ihre Mitglieder gegen die Willkür wirtschaftlich oder politisch mächtiger Kreise schützen soll. Ist die deutsche Presse bereits so weit, daß sie sich ins Auszüglerkämmerchen zurückgezogen hat? Es ist wahrhaftig nicht ehrenvoll, wenn man sich von dem beschützen lassen muß, den man einstmals zielvoll bekämpft hat. Aber die deutsche Presse ist weniger durch die größere Kraft des Gegners so weit zurückgedrängt worden — sie ist der Schwäche verfallen, weil sie nicht fortgesetzt für Blutauffrischung gesorgt hat. Wenn die Trusts sie erst ganz in ihre Propaganda Abteilungen eingereiht haben werden, dann mag mancher einst so gewaltige Chefredakteur sich besinnen, wie weit der Mensch es bringt, der sich nicht zutraut, dreifach kühn zu sein und der auch die anderen daran hindert, deren Jugend nach solcher Kühnheit verlangt.

---

SIEGFRIED KAWERAU.

## FLUCHT AUS DER GRUNDSCHULE.

Die Reichsverfassung, fast schon legendären Charakters, legt in ihrem berühmten Vierten Abschnitt „Bildung und Schule“ die Grundlagen für die Erziehungsaufgaben in einem Volksstaate. Der Volksstaat! „Die Staatsgewalt geht vom Volke aus“, heißt es im ersten Artikel; der Volksstaat verlangt die einheitliche Schule (nicht die Schablonenschule) des einen Volkes. „Auf einer für alle gemeinsamen Grundschule baut sich das mittlere und höhere Schulwesen auf“ (Artikel 146). „Private Schulen als Ersatz für öffentliche Schulen bedürfen der Genehmigung des Staates und unterstehen den Landesgesetzen. Die Genehmigung ist zu erteilen, wenn die Privatschulen in ihren Lehrzielen und Einrichtungen sowie in der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Lehrkräfte nicht hinter den öffentlichen Schulen zurückstehen und eine Sonderung der Schüler nach den Besitzverhältnissen der Eltern nicht gefördert wird“ (Artikel 147).

Das sind Selbstverständlichkeiten für einen Volksstaat. Und in folgerichtiger Ausführung dieser Verfassungsbestimmungen ist am

28. April 1920 das Grundschulgesetz des Reiches ergangen. In seinem § 2 sind die privaten Vorschulen charakterisiert, die noch eine begrenzte Lebensdauer zugestanden erhalten, sie sollen 1929/30 erlöschen, sind zahlenmäßig beschränkt und von der Pflicht der Beibringung amtsärztlicher Zeugnisse befreit. Im § 4 wird bestimmt, daß „Privatunterricht an Stelle des Besuchs der Grundschule nur ausnahmsweise in besonderen Fällen zugelassen werden darf." Nach der Begründung des Gesetzes kommen für die Ausnahme in Frage: besonders gefährdeter Gesundheitszustand (doch gibt auch dieser nicht ohne weiteres ein Recht auf Privatunterricht) und außergewöhnlich weite Schulwege oder ähnliche zwingende Umstände. Ein ärztliches Zeugnis wird über den Gesundheitszustand gefordert, wenn Befreiung von der Grundschule gewährt werden soll.

Im Sinne dieses Gesetzes haben die Behörden wiederholt scharfe Erlasse herausgegeben, um „die Versuche, die durch Reichsgesetz festgelegte Grundschulpflicht durch Zirkel, Einzelunterricht und Familienschulen zu umgehen", zu verhindern; in diesem Sinne ist z. B. ein Erlaß des Ministers Boelitz am 16. Januar 1923 (U. III. D. I 825. 1.) ergangen. Alles also in schönster Ordnung, denkt der geduldige Untertan.

Was erleben wir aber? Die Zahl der Familienschulen steigt dauernd, die Zahl der in ihnen unterrichteten Kinder wächst. Noch niemals ist die Nachfrage nach Erzieherinnen für Kinder im grundschulpflichtigen Alter so stark gewesen wie im letzten Herbst. Berliner Anschlagsäulen brachten im September Plakate, die zum Besuch von Privatschulen und Familienschulen aufforderten, ein ärztliches Zeugnis werde nicht verlangt, so hieß es in auffälligem Fettdruck. Nähere Nachforschungen nach der Zahl der Privat- und Familienschulen brachten z. B. für Charlottenburg folgendes Ergebnis: 8 Privatschulen, 37 Familienschulzirkel, 2 Sprachinstitute. In diesen Anstalten steckten im Sommer 1017 grundschulpflichtige Kinder, ab Oktober 1923 bereits 1143. Also eine Zunahme von über 10 %. Die Zahl der dem Grundschulunterricht entzogenen Kinder beträgt etwa 5 % der gesamten Schuljugend Charlottenburgs; ein Vergleich mit den Ziffern der früher im Privat- und Vorschulunterricht versorgten Kinder ist sehr schwer anzustellen, weil die Umschichtung in der Vermögenslage der Eltern, die Erweiterung der Vorbereitungszeit von 3 auf 4 Jahre und andere Faktoren eine wirkliche Parallele verhindern.

Solche Tatsachen machten den aufmerksamen Beobachter stutzig. Was steckt dahinter? Die Erlasse waren in Ordnung. Aber die Aufsichtsbehörden beriefen sich darauf, der Herr Minister habe die Familienschulen aus den Beschränkungen des § 4 des Grundschulgesetzes herausgenommen und sie unter den § 2 versetzt, habe also für sie das ärztliche Zeugnis und andere Hem-

mungen beseitigt. Ein derartiger Erlaß war aber öffentlich nicht zur Kenntnis gebracht.

Nun stellte sich heraus, daß derselbe Minister Boelitz, der am 16. Januar 1923 so scharf im allgemein bekanntgegebenen Edikt gegen die Sabotage der Grundschule zu Felde zieht, kaum 3 Wochen vorher in einem Antwortschreiben auf einen Bericht des Berliner Provinzialschulkollegiums vom 29. September 1922 unter dem 23. Dezember 1922 (U. III. D. 2426 II) selber folgende Interpretation gegeben hat:

„Die sogenannten „konzessionierten Familienschulen", wie sie in dem Aufsichtsbereich des Provinzialschulkollegiums vorhanden sind, müssen als Privatschulen im Sinne des § 1 der Staatsministerial-Instruktion vom 31. Dezember 1839 (*sic!*) angesehen werden, wenn sie . . . nicht von einem Kreisschulrat . . sondern von der Schulaufsichtsbehörde selbst wie eine Privatschule genehmigt sind." Später heißt es: „Die vom Provinzialschulkollegium oder der Regierung zu Potsdam konzessionierten Familienschulen werden auf Grund oben angeführten Erlasses als Privatschulen anzusehen und zu behandeln sein. . . . Von der Vorlegung eines ärztlichen Zeugnisses über die Notwendigkeit der Befreiung eines Kindes vom Besuche der Grundschule ist demnach bei diesen Veranstaltungen a b - z u s e h e n . ."

Diese Situation ist überaus kennzeichnend für den heutigen Zustand unseres Staates. Die äußere, offizielle Form demokratisch im Sinne der Verfassung und der Gesetze, die allgemein bekanntgegebenen Erlasse loyal — der innere eigentliche Geist und Betrieb autoritär-monarchistisch wie nur je, schlimmste Geheimratswirtschaft. Nur weil gewisse Schichten der Bevölkerung von bebender Furcht erfüllt sind, auch zum „Volk" gerechnet zu werden und in einem paragraphentüchtigen Geheimrat ihre Vertretung im Ministerium besitzen und weil Herr Boelitz selber im Grunde nicht von Volkes Gnaden Minister ist, nur deshalb ist dieser Zustand möglich. Er enthüllt sich so köstlich im Zurückgreifen — nicht auf das Grundschulgesetz und seine Begründung vom Jahre 1920, sondern auf eine Ministerial-Instruktion von 1839! Auf eine Instruktion aus der Zeit der absoluten Monarchie, aus der Zeit Friedrich Wilhelms III., jenes Friedrich Wilhelm des Zaghaften, der im Gespräch aus Furcht vor direkten Anreden mit Vorliebe im Infinitiv sprach und der in seiner Kabinettsordre vom 21. März 1818 folgendes Dokument des Untertanenstaates gab: „Nicht jede Zeit ist die rechte, eine Veränderung in der Staatsverfassung einzuführen. Wer den Landesherren . . . daran erinnert, zweifelt freventlich an der Unverbrüchlichkeit seiner Zusage und greift seinem Urteile über die rechte Zeit . . vor. . . Der Untertanen Pflicht ist es, im Vertrauen auf meine Entschließung . . den Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde."

Ganz gewiß ist das auch die Gesinnung jenes sich als Erben Friedrich Wilhelms III. (des Zaghaften in der Oeffentlichkeit, des Mutigen im Verborgenen) im tiefsten Herzen fühlenden Geheimrats, der da auf 1839 zurückgeht, um den Interessen der feudalen Kreise unseres Volkes zu ihrem Recht zu verhelfen, und Herr Boelitz vollzieht den Willen dieser Kreise — wohlgemerkt, im geheimen. Noch um einen anderen Ukas des Ministers (U III D 752) vom 20. April 1923 sollten sich unsere Volksboten kümmern, die sich bis jetzt vergeblich bemühen, die absolutistischen Geheimräte aus dem Sattel zu heben.

Vielleicht wird man sich demnächst auf die Reichstagsabschiede Karls V. oder auf die Gesetze Hammurabis berufen, wenn es gilt, Gesetze des Volksstaates zu interpretieren. Aber noch ein weiterer Umstand ist von hohem Interesse: in dem Versuch, in dem meisterhaften Versuch, Paragraphen nach Wunsch zu drehen, wird das Wesen einer Sache (ob eine Schule als gesetzliche Privatschule anzusehen sei oder nicht) davon abhängig gemacht, w e r sie konzessioniert hat, ob der Kreisschulrat oder das Provinzialschulkollegium bzw. die Regierung. Wenn nun aber das Konzessionsdokument verloren gegangen, nicht zu finden, wenn nun aber eine irrtümliche Konzession erteilt ist, wie dann? Wird das Wesen einer Sache dadurch bestimmt, w e r ihr die Etikette aufklebt? Wird ein saurer Mosel dadurch Liebfrauenmilch, daß ich ihm das entsprechende Papierchen anhefte? Gewiß, es gab mal einen Wirt, der setzte seinem Gast eine glatte Flasche und ein Kistchen mit lauter verschiedenen Etiketten von Weinsorten vor, weil er im Dunkel die bestellte Sorte im Kistchen nicht so schnell finden konnte: Der Gast möge sich die gewünschte Etikette selber heraussuchen und aufkleben — — ganz so weit sind Herr Boelitz und sein Geheimrat noch nicht gekommen, aber schon sind sie in Konkurrenz zu jenem Gastwirt getreten.

Wir verlangen nun vom Minister, daß er jenen Geheimrat dorthin abbaut, wohin er gehört: ins Museum, wo die Dokumente eines Metternich — das ist noch zu gut, oder eines Adam Müller, eines Gentz, eines Schmalz, eines Kamptz prangen, daß er diese Konzession an jene Kreise, die entgegen der Verfassung ihre Kinder nach den Besitzverhältnissen sondern, rückgängig macht und dafür sorgt, daß folgende einwandfreie Erfüllung der Verfassung und des Gesetzes geschieht:

1. Die Einschulung in eine Privat- oder Familienschule ist wieder von der Beibringung eines amtsärztlichen Zeugnisses über den gefährdeten Gesundheitszustand abhängig zu machen.

2. Für ganz Preußen ist s o f o r t eine möglichst gründliche und umfassende Statistik über den gegenwärtigen Stand des Privat- und Familienschulwesens aufzunehmen. Sie hat zum mindesten zu enthalten: Zahl dieser Schulen in jedem Bezirk, ihre Unterbringung

(Privathaus, früheres Gasthaus usw.), Art und Größe der Räume, Schülerzahl jeder Klasse, Alter der Schüler, Stand der Eltern, Grund der Einschulung, Zahl der Lehrer (ihr Amtscharakter, ihre Vorbildung, ob im Haupt- oder Nebenberuf usw.). Für die einwandfreie Aufstellung der Statistik sind die Kreisschulräte amtlich verantwortlich zu machen.

Wenn die Entwicklung so weitergeht wie jetzt, dann beschleunigt sich der Verfall der öffentlichen Grundschule zur Elends- und Armenschule, weil die machthabenden Kreise Preußens kein Interesse mehr an ihr haben — ihre Kinder sind ja in Sicherheit! —, und dann wird auch 1929/30 das Privatschulwesen in Deutschland nicht erlöschen. Zurzeit sinkt als Kriegsfolge die Besuchsziffer der Volksschulen rapide, 1919 waren in den Charlottenburger Volksschulen über 25 000 Kinder, 1923 sind es 5000 weniger, ein Rückgang um 1/5 der Gesamtzahl. Zum 1. Oktober 1923 wurden in Charlottenburg 64 Klassenräume frei. Aehnlich ist die Lage allenthalben; ganze Schulen werden eingezogen, zu andern Zwecken verwandt; in die Schulen werden andere öffentliche Einrichtungen verlegt. Es ist nun aber mit Bestimmtheit zu sagen, daß in wenigen Jahren die Frequenz wieder steigen wird; 1930 werden die Klassen überfüllt sein, anderer Raum wird nicht zur Verfügung stehen. Und dann wird es heißen: wir würden ja sehr gern das Grundschulgesetz erfüllen, aber wir haben keinen Platz, die bis dahin privat versorgten grundschulpflichtigen Kinder unterzubringen — wir müssen leider! (leider! Herr Geheimrat) die Frist verlängern! Heute wäre das gesamte Privatschulwesen mit Leichtigkeit vom öffentlichen Schulwesen aufzusaugen — 1930 werden sich zwei aufgefüllte Betriebe feindlich gegenüberstehen, denn die Flucht aus der Grundschule blüht, Geheimräte und Besitzende sabotieren den Volksstaat, und der Minister wird 1930 seine Innocentia beschwören. Wir melden heute bereits unsere Zweifel an!

---

PETER SCHER.

## GALIZISCHER MARKTPLATZ.

An einer schmutzigen Hütte, dürr und fahl,
klebt, wie mit Wanzensaft ans Dach gekittet,
das stolze Wort: Hotel Continental. —
Gott mit euch Reisenden, die ihr hier littet!

Vom letzten Regenguß ein trüber Rest
schwabbt melancholisch um zermorschte Stangen;
ein Mann mit Ringelsechsern an den Wangen
hält angestrengt am Väterglauben fest.

Im Verlag von E. P. Tal & Co., Wien, erschien ein Auswahlband aus den Aphorismen von Daniel Spitzer. Wir bringen aus dem interessanten Büchlein einiges auch heute noch Lesenswertes —, trotz der altmodischen Form, in der es gesagt ist.

*Der Unfähige*

Unrecht Gut gedeiht nicht — wenn es von Unfähigen verwaltet wird.

*

*Der Verschwender*

Er pflegte seine Luftschlösser so verschwenderisch einzurichten, daß seine Phantasie endlich Konkurs machen mußte.

*

*Der Lebemann*

Er war ein Lebemann, das heißt, er hatte nie etwas gelernt.

12. 2. 1876

*

*Der Laie*

Die meisten glauben, wenn sie sich als Laien bekennen, hätten sie das Recht, ungerecht zu sein.

*

*Der Antisemit*

Wie er die Juden bekämpft,
Wütend und zorneshitzig!
Der Isaak vom Stamme Sem
Ist jetzt ein Antisemitzig.

25. 12. 1883

*

*Der Gemütlose*

Da er die Gemeinheit haßte, behaupteten die Speichellecker, Streber, Charakterlosen, Schmarotzer, Protegierten und Augenzudrücker, er habe kein Gemüt.

*

*Tugend*

Die meisten Tugenden sind nur Varietäten von Lastern: Liebe — Sinnlichkeit; Freigebigkeit — Verschwendung; Frömmigkeit — Leichtgläubigkeit.

*

*Laster*

Das Laster reizt den Unschuldigen, die Unschuld den Lasterhaften.

*

*Schlechter Umgang*

Die Kälber sind so anmutige, kluge Geschöpfe: erst durch den Verkehr mit den Menschen werden sie zu Ochsen.

*Uebermenschliche Klugheit*

Die Wilden schreiben den Affen übermenschliche Klugheit zu, indem sie behaupten, daß diese wohl sprechen könnten, sich jedoch stumm stellen, weil sie fürchten, sonst arbeiten zu müssen.

28. 11. 1869

*

*Karriere*

Wenn du gescheit bist, machst du der Tochter eines einflußreichen Mannes den Hof, dann kannst du dumm sein und bringst es doch zu etwas. 27. 5. 1866

*

Wie tief sinken viele, um zu steigen.

---

HERBERT HARTMANN.

## DAS URMÄRCHEN DES TSCHERLOWJEK

Irgendwo ist Tschisti Tscherlowjek einmal irgendwann geboren worden. Und zwar führte ihn dieses menschliche Elementarereignis in eine — wie man sagt — gut bürgerliche Familie ein, die ihren Sitz in einer Residenzstadt hatte. Der Wunsch seines Vaters war es, den Sohn nach Beendigung seiner Studien in den Staatsdienst eintreten zu lassen.

Die gütige Natur hatte nun aber den jungen Tscherlowjek mit einer Eigenschaft ausgestattet, die sie nur wenigen Auserwählten zuteil werden läßt: sie hatte ihm die Möglichkeit verliehen, natürlich zu denken, oder menschlich, was dasselbe ist.

Denken kann gewiß, wenn auch nicht die Mehrzahl, so doch ein gut Teil der Menschen. Aber denken und natürlich denken ist zweierlei. Nichts auf der Welt ist von so verhängnisvoller Verschiedenheit und von so unerhörter Bedeutung wie das, ob jemand alles, was ihn irgendwie berührt, nur von seinem Verstand oder nur von seinem Herzen aus kontrolliert und erledigt, oder ob zwischen Verstand und Herz jene „innere Harmonie“ besteht, die allein den Menschen heraushebt aus der Masse.

*

Es gibt viele Leute, die behaupten: es gelte, sich im Leben durchzusetzen (wobei sie indessen gewöhnlich nur an irgendeinen besonders exponierten, aber einträglichen Platz für ihre Person denken). Allein in diesem Superegoismus liegt die wahrhafte Wurzel alles Uebels.

So ist es indessen zu allen Zeiten gewesen — bald weniger, bald mehr empfunden. Je nachdem: ob die Exponenten geschickt oder ungeschickt, ob sie Wölfe in Schafspelzen oder Schafe in Wolfspelzen waren. Immer hat sich dann in der Geschichte das Gleiche wiederholt: Der Bogen ist im Laufe von tausend Jahren tausendmal zu straff gespannt worden und ebenso oft zersprungen.

Vor wenigen Jahren erst hatte wieder ein „Ding seine Zeit gewährt“, und schon ist man wieder dabei, einen „Krug zu Wasser zu tragen“, bis er eben bricht. Aus dieser Tatsache ergibt sich, daß wir, trotz aller Fortschritte auf technischem Gebiet, oder — wenn man an die Art der Kriegführung denkt — gerade dieser Fortschritte halber, in der einzigen und heiligsten Konsequenz unseres Daseins, in der Verherrlichung unseres Menschentums, unaufhaltsam zurückschreiten und nur von den kulturellen Gütern zehren, die bis zu Goethes Zeit fürsorglich angesammelt wurden.

*

Tschisti Tscherlowjek wuchs auf, mehr schlecht als recht, wie die Mehrzahl der anderen auch. Er besaß dieselben „Untugenden“ — eher vielleicht noch mehr — wie die anderen Kinder.

Tschisti Tscherlowjek war also ein recht unartiger Bursche, der seinem Vater oft zu Freiübungen Veranlassung gab. Das änderte sich aber, als Tscherlowjek Kind g e w e s e n war und als ein frischer Mensch ins Leben hinausging. Was gab es da alles zu sehen, was zu bestaunen, zu bewundern, — zu überlegen und zu prüfen. Er beobachtete den Herrscher und stellte fest, daß der Mann, der Millionen von Menschen führen und lenken sollte, regiert wurde von einer Gruppe von Schmeichlern und Heuchlern, die allein darauf bedacht waren, ihm keine Mühe zu machen, damit er vergnügt sei und sie unter seinem Lächeln behaglich leben könnten. Wie es ja jedem Diener lieber ist, wenn der Herr — gut gelaunt — ihn beschenkt, als wenn er, selbst ernst arbeitend, auch von ihm Leistungen verlangt. Er sah die Männer der Regierung, deren einziges Bestreben es war, schön zu reden und sich zu schmücken, damit sie dem Herrscher gefielen und seinen Schmeichlern, wodurch sie ihres Amtes sicher waren. Er sah das Generalprinzip: nach oben kriechen, nach unten treten — bis in den Gerichtssaal hinein, wo Recht und Unrecht in letzter Konsequenz vom Gewicht des Beutels entschieden wurden. Er sah das Schulwesen, das ganz auf den Grundsatz gestellt war: nur wer Geld hat, ist würdig, in die höhere Wissenschaft eingeführt zu werden. Er sah die Paläste der Reichen und die Hütten der Armen, und er konnte nicht einsehen, wieso es richtig sei, daß in einem großen, schön gebauten Hause eine kleine Familie lebe, während an anderer Stelle in einem einzigen Raume fünf oder mehr Leute hausen müßten. Auch das war ihm unverständlich, warum jeder Mann darauf abgerichtet werden müsse, seinen Mitmenschen, den ihn die Kirche zu lieben lehrt, umzubringen, sobald es dem Herrscher gefiel. Ueber all das besprach sich Tscherlowjek mit seinen Freunden; sie gaben ihm in vielem recht, meinten aber, das alles sei nun mal so und ließe sich wohl selbst durch eine Revolution nicht ändern.

Tscherlowjek wurde traurig — so traurig, daß sich ein guter

Geist seiner erbarmte und ihm eines Nachts in seinem Zimmer erschien. Tscherlowjek saß gerade ratlos über dem Gesetzbuch und bemühte sich vergeblich, den Sinn des Paragraphen 2917 zu erfassen, der bestimmt, daß ein ausdrücklich gegebenes Eheversprechen tatsächlich nicht eingelöst zu werden braucht. Er war so tief in Gedanken, daß er seinen späten Gast nicht früher bemerkte, als bis dieser mit einem freundlichen „Guten Abend" das Gesetzbuch verschwinden ließ.

Nach kurzer Zeit waren sie in der Unterhaltung. Tscherlowjek klagte sein Leid — der Geist tröstete ihn und sagte ihm schließlich: „Die Menschen haben alle ihre Schwächen zusammengerafft und sich daraus ihre Stärke geformt. Daß du die Dinge anders siehst, ist einzig ein Fehler des allwaltenden Schicksals, das, wie dein Fall beweist, augenscheinlich so stark beschäftigt ist, daß es sich einmal irren konnte. Die Sache liegt für mich ganz klar: Du bist ersichtlich ein Jahrtausend zu früh aus der Vorratskammer auf die Erde entlassen worden. Zurück kannst du, weil du Gestalt angenommen hast, nun nicht mehr. Aber dein Weh hat mich so ergriffen, daß ich dir helfen will. Ich sehe, du kannst unter den Menschen von heute nicht leben, darum rate ich dir: fortzuwandern — in das Land, in das ich dich führen werde." Tscherlowjek beschloß, diesem Rate zu folgen.

Nach langer, beschwerlicher Irrfahrt kam er in ein Land, das damals nicht unter englischem Protektorat stand, von keinem Menschen berührt und nur von Tieren bewohnt wurde, die sich zu einem Staatswesen zusammengeschlossen hatten. — Es war dort gerade eine Revolution beendet. Die Dynastie der Affen, die in Erbfolge die Löwen abgelöst hatte, war unter Führung der Nilpferde gestürzt worden. Nun herrschte das Nilpferd. Es hatte sich den Namen Präsident beigelegt und nach dieser großen Tat noch so viel Kraft aufgebracht, eine Regierung zu bilden, um sich dann, ganz erschöpft, für immer in Untätigkeit zu versenken. Leitender Minister war das Känguruh. Es übernahm die feierliche Verpflichtung, fortab in seinem Beutel nicht mehr die Nachkommenschaft, sondern eine Auslese schönster Phrasen zu tragen. Außenminister war die Bulldogge, die es bei ihren verschiedenen Herren nicht mehr ausgehalten hatte und noch garnicht allzu lange im Tierreich beheimatet war. Durch ihre schöne Tenorstimme und ihre Erfahrungen im Umgang mit Menschen war sie zum Außenminister prädestiniert. Auf das Innenministerium hatte man großen Wert gelegt: Innenminister wurde der Elefant — erklärlich genug, weil er doch vermöge seines Rüssels der Allgemeinheit am besten Sand in die Augen streuen kann. Handelsminister war natürlich der Fuchs. Arbeitsminister der Frosch. Absichtlich ein so kleiner Herr, der nur an die Oberfläche kommt, wenn's schönes Wetter ist. Man dachte im Tierreich sehr praktisch und wußte besser als anderswo, daß schließlich jeder Unternehmer sein bester Arbeits-

minister ist. Beim Kriegsminister machte sich das Nilpferd eines Mißgriffes schuldig. Es ernannte hierzu nämlich die Tigerkatze, von der man bekanntlich, wenn sie sich duckt, nicht weiß, ob und wohin sie springen wird.

Durch seine Erfahrungen mißtrauisch geworden, prüfte Tscherlowjek sorgfältig die Verhältnisse im neuen Lande. Er wurde nicht behelligt, und es gefiel ihm ganz gut. Alle wohnten im gleichen Hause, hatten die gleiche Schule. Wehrpflicht gab es nicht; es wehrte sich nur, wer angegriffen wurde. Geld gab es auch nicht. Es kostete alles nichts; nur mußte man sich, was man brauchte, selbst beschaffen. Es war eigentlich bloß ein Uebelstand zu beseitigen, nämlich: das angewandte Recht des physisch Stärkeren. Hier sah Tscherlowjek eine Aufgabe, die ihm leicht zu lösen schien. Er setzte sich dieserhalb mit dem Innenminister in Verbindung und hielt ihm einen wohldurchdachten Vortrag „über die innere Harmonie". Der Elefant, der, wie man weiß, ein Philosoph ist, hörte wohlwollend zu und versprach sogar seine Unterstützung. Nur müsse Tscherlowjek seinen Plan vor dem Hohen Rat erörtern, und wenn er dessen Zustimmung erhalte, woran kaum zu zweifeln, weil ja die Mehrzahl der Bewohner des Tierreiches klein und physisch schwach sei, so stehe der systematischen Belehrung über die innere Harmonie und ihrer Erhebung zum obersten Staatsprinzip nichts mehr im Wege.

Am nächsten Tage sprach Tscherlowjek vor dem Hohen Rat über seine Idee und brachte (unter stürmischem Beifall der Versammlung) eine gewaltige Mehrheit für sich zustande. Er wurde beauftragt, eine Reihe von Vorträgen sowie eine „Gesetzesvorlage über die innere Harmonie" auszuarbeiten. Stolz und beglückt von so schönem Erfolge ging Tscherlowjek auf eine Waldwiese, wo er seine Arbeit vollenden wollte. Gegen Abend war er ein gut Stück vorwärts gekommen und wollte gerade zur Ruhe gehen, als er in seiner unmittelbaren Nähe Stimmen hörte. Plötzlich traten aus dem Walde der Kriegsminister Tigerkatze und der Handelsminister Fuchs hervor, die von zwei Löwendienern begleitet waren. Beide Minister erklärten Tscherlowjek, daß sie ihn für einen falschen Messias hielten und seine Lehre in ihrem schönen Lande nicht eingeführt zu sehen wünschten. Die beiden Löwen, deren Amt es war, Unannehmlichkeiten „aus dem Wege zu räumen", stürzten sich auf den Ueberraschten, ehe er noch etwas hatte sagen können, und warfen ihn durch Tatzenhiebe zu Boden.

Zerfleischt und von Schmerzen durchwühlt lag er die ganze Nacht auf seiner Wiese. Als der Morgen kam, glaubte Tscherlowjek, in einer silberweißen Wolke das milde Gesicht seines gütigen Geistes zu sehen. Es schien dem Todwunden auch, als weise die Hand seines Führers in den erwachenden Himmel hinein und als formten sich dort die ersten aufsteigenden Tageslichter zu einem Wort: NIRGENDWO.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Januarwoche

Der erste Rentenbankausweis ist nun erschienen. Es ist ein außerordentlich einfacher Ausweis, denn auch das Geschäft der Rentenbank ist ja sehr einfach gelagert. Dennoch umschließen einige dieser unscheinbaren Ziffern Probleme, die nicht nur theoretisch noch eine ganze Literatur hervorrufen werden, sondern die auch praktisch entscheidende Bedeutung für die nächste Zukunft gewinnen müssen. Theoretisch am interessantesten in diesem Ausweis ist die Tatsache, daß die sogenannten Rentenbriefe in ihrer vollen Höhe von 2,4 Milliarden nur als Bestand der Rentenbank aufgeführt sind, das heißt: daß noch kein einziger Rentenbrief in den Verkehr gelangt ist. Wenn man sich erinnert, daß diese Rentenbriefe nach der Helfferichschen Kombination sozusagen die Balancierstange für den Rentenmarkwert abgeben sollten, so wird man heute bereits sagen können, daß sie dieser ihrer Mission nicht gewachsen sind. Helfferich stellte sich vor, daß bei jeder unsicheren Marktlage eine nennenswerte Summe von Rentenmark in verzinsliche Rentenpfandbriefe eingetauscht werden würde und daß sich schon durch diesen Umtauschprozeß der Rentenmarkumlauf derart zusammenziehen werde, daß eine entsprechende Erhöhung des Rentenmarkwertes die notwendige Folge des Vorgangs sein müsse. Aber es scheint, daß das Publikum überhaupt kein Interesse für Rentenpfandbriefe hat. Selbst in der vorigen Woche, als die Währungsstabilisation plötzlich in Frage gestellt schien und eine riesige Nachfrage am Devisen- und Dollarschatzanweisungsmarkte sich einstellte, blieb das Institut der Rentenbriefe vollkommen unbeachtet, und die Meinung derjenigen, die diese ganze komplizierte Konstruktion des Rentenmarksystems letzten Endes für eine ziemliche Spielerei halten, hat eine neue Bekräftigung erfahren. Aber wichtiger noch als dieser Punkt, der eigentlich nur noch für die historische Wissenschaft von Belang ist, ist ein zweiter Posten in dem Rentenbankausweis, nämlich der über den gesamten bisher emittierten Umlauf. Er betrug am 31. Dezember 1923 1,24 Milliarden, entsprach also ziemlich genau derjenigen Tranche, die, verzinslich oder unverzinslich, dem Reiche zur Verfügung gestellt werden durfte, während die Tranche der Privatwirtschaft noch nicht wesentlich angebrochen ist. In der Tat haben von den beiden Zentren, aus denen die Wirtschaft mit Rentenbankkrediten versorgt werden soll, von der Reichsbank und von den Notenbanken, die erstere überhaupt noch keinen Kredit vermittelt, die letztere nur einen Splitterbetrag von 33 Millionen. Was folgt daraus? Es folgt daraus vor allen Dingen, daß der gegen-

wärtige Geldumlauf noch derjenigen Beträge an Rentenmark entbehrt, die ihm aus den privaten Krediten zufließen würden. Der gegenwärtige deutsche Zahlungsmittelumlauf setzt sich also 1. aus 1200 Millionen Rentenmark, 2. rund 500 Millionen Papiermark, 3. der Goldanleihe nebst Teilen der Dollarschatzanleihe und 4. einem Betrage von kleingestückelten Schuldverschreibungen der Reichsbahn, der Staaten, der Provinzen und der Kommunen zusammen, über dessen Höhe ziffernmäßige Angaben unmöglich sind (obwohl es vielleicht nicht schädlich wäre, wenn das Finanzministerium, das die Zahlen ja kennen muß, sie der Oeffentlichkeit einmal zugänglich machte). Wie hoch indessen der Gesamtumlauf auch sei, das eine kann jedenfalls nicht bestritten werden: der Verkehr ist bedarfsentsprechend versorgt, die existierenden Zahlungsmittel sind für den existierenden Warenumschlag sichtlich in vollem Umfange ausreichend. Wenn die Lage so ist und wenn somit jede Vermehrung des gegenwärtigen Zahlungsmittelumlaufes nur eine Verschiebung in der bestehenden Relation zwischen Gütermenge und Geldmenge bedeuten würde, so ist die schlüssige Konsequenz daraus, daß eine weitere Vermehrung des Rentenmarkumlaufes, sollen nicht neue Inflationserscheinungen sich einstellen, unter allen Umständen vermieden werden muß. In der Tat ist dies eine Forderung, die der Verfasser nicht nur an dieser Stelle, sondern auch anderwärts seit Wochen vertritt und auf die eine Widerlegung, die den Namen verdiente, bisher von keiner Seite versucht worden ist. Man spricht allerdings von der Kreditnot der deutschen Wirtschaft, und Kritiker, die den Zusammenhang der Dinge nicht verstehen, glauben eben in den Rentenmarkkrediten für die Privatwirtschaft ein Mittel zur Behebung dieser Kreditnot zu sehen. Aber dieser Gedanke ist ebenso falsch wie der Gedanke, daß man durch Druck von Zahlungsmitteln das Budget des Staates balancieren könne. Einem Betriebe Kredit zur Verfügung stellen, heißt ja nichts anderes, als einem Betriebe Anweisungen auf vorhandenes volkswirtschaftliches Kapital in der Weise zu übergeben, daß die Gesamtsumme der im Umlauf befindlichen Anweisungen gegenüber der Gesamtsumme vorhandenen Kapitals keinerlei Veränderung erfährt. Es tritt nur eine Umschichtung der zirkulierenden Anweisungen zugunsten des jeweiligen Kreditnehmers ein, die Relation zwischen zirkulierenden Anweisungen und vorhandenem Kapital bleibt nach wie vor konstant. Was aber bei der Ausgabe der Rentenmarkkredite geschehen würde, wäre genau das Gegenteil. Die Anweisungen auf volkswirtschaftliches Kapital, die jeder einzelne Kreditnehmer empfinge, würden nicht der Gesamtsumme der zirkulierenden Anweisungen entnommen sein, sondern sie würden in jedem einzelnen Falle dieser Summe erst hinzugefügt werden müssen. Das Ergebnis wäre, daß zwischen der Menge zirkulierender Anweisungen und der Menge zur Verfügung stehender Kapitalsgüter eine Verschiebung in der Richtung eintreten würde, daß jede einzelne Anweisung nur noch

einen geringeren Bruchteil der Kapitalsgüter kaufen kann. Man nennt das im Volksmund „Inflation", und es ist eine Wahrheit, die keines neuen Beweises bedarf, daß durch Inflation zwar die Reichtumsverteilung unter den einzelnen Angehörigen einer Gesellschaftswirtschaft, nicht aber der Kapitalbedarf dieser Wirtschaft selbst befriedigt werden kann. Wir hoffen darum, daß die Verzögerungen, die in der Ausgabe der privaten Rentenmarkkredite immer wieder eintreten, nicht nur, wie gelegentlich zu verstehen gegeben worden, auf technische Hinderungen zurückzuführen sind, sondern daß sich auch das Verständnis der beteiligten Instanzen für die Gefahren solcher Zusatz-Emissionen in ihr ausdrückt. Ist dies der Fall und bleibt die Rentenbankverwaltung fest, so glauben wir, daß die Sanierung durchgehalten werden kann. Beginnt man aber, unter dem Drange der Wirtschaftsverbände, dennoch mit der Emission auf dieser Tranche, nimmt überdies die mehr oder minder verschleierte Notgeldemission der Länder und Selbstverwaltungskörper ihren Fortgang, so wird zwar noch immer der militärische Oberbefehlshaber Artik I über drohende Inflationsgefahr verbieten können, die Inflation wird aber trotz Militärverbots die Kühnheit haben, dem Lande einen neuen Besuch abzustatten.

---

PETER SCHER.

## MINISTER HEULEN DURCH DIE NACHT.

Durch die Nächte, die kälter werdenden,
hört man das Heulen der Minister gräßlich;
niemand sei positiv gerichtet, nichts sei verläßlich,
weinen die sich verzweifelt Geberdenden.

Ohhh — die zum Positiven Verpflichteten
haben wohl Grund zum Traurigsein;
im Alter der Würde muß es schaurig sein,
seiner Jugend zu denken, der kritisch gerichteten

und seiner Kraft.
Nichts ist von Dauer. Nichts ist dauerhaft.

# GLOSSEN

## DER GLÜCKLICHSTE TAG MEINES LEBENS,

Der glücklichste Tag meines Lebens war mein hundertzehnter Geburtstag.

Ich weiß es noch, als wäre es heute: abends vorher war der letzte meiner Kollegen gestorben — nicht einmal in Prag (wo die meisten Gottsucher herkamen) gab es auch nur einen einzigen mehr. Ich sonnte mich in dem Ruhm: nun wirklich und unbestritten der größte unter den lebenden deutschen Dichtern zu sein.

„Aus allen Gauen" — diesmal traf die Phrase zu — aus allen Gauen prasselten die Ehrungen auf mich nieder; ich saß unter einer Dusche von heißen literarischen Vereinsergüssen. Selbst in Breslau wurde ich anerkannt — was bisher noch keinem lebenden Dichter geglückt war.

Man gedachte meiner an Berufskrankheiten — Hunger und Schwindsucht — verstorbenen Vorgänger: Schiller, Grabbe und der ganzen Generation nach dem Krieg. Sämtliche Blätter der Welt brachten mein Porträt. Man bewunderte und beschrieb gerührt meine geistige und körperliche Rüstigkeit; in der New York Sun stand, ich könnte trotz meinem hohen Alter noch fassadenklettern, worin ich von jeher Professional gewesen, und ohne Brille selbst leise Gespräche hören.

Die Zeitungsleute kamen mich ausfragen: wie ich es angestellt hätte, so mächtig alt zu werden? Und vernahmen mit Befriedigung, daß ich zwar von Kindesbeinen an regelmäßig meine Quart Branntwein täglich getrunken, mich aber schon seit Wochen des Geschlechtsgenusses völlig enthalten hätte.

Allgemein nannte man mich ‚den Patriarchen', den ‚Altmeister deutschen Humors'. Die Theater führten die Roda-Gustav Meyrinkschen Stücke auf und den ‚Feldherrnhügel' — mit Kommentaren der Geschichtsprofessoren. Wenn das doch Carl Rößler hätte erleben dürfen, mein Kompagnon! Der Arme ist seit fünfzig Jahren tot.

Ich bekam 147 Kränze, 93 Torten, über 30 Blumensträuße, 1 Pokal, 1 Gebiß, 1 Bruchband und den halben Bauernfeldpreis im Betrag von 6 K 13 h (österreichisch).

Der Campagnereiterverein in Feldafing ernannte mich zum Ehrenmitglied; die Mädchenhändlergenossenschaft zum Vorsitzenden.

Oh, es war ein Tag des Triumphes, ein wunderschöner Tag.

Das Neue Wiener Journal verweigerte mir das Honorar für meinen letzten Beitrag; man hätte, schrieb man, durch den Abdruck ein aufstrebendes Talent fördern wollen.

*Roda Roda.*

---

## BRIEFE AN DAS T.-B.

Hamburg, d. 3. Jan. 24.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Mit Interesse verfolge ich die verschiedenen Artikel im „Tage-Buch", die sich gegen die Ausweisungs-Politik des Herrn von Kahr in München richten. Mit noch größerem Interesse las ich die Rede des Herrn Mi-

nisterpräsidenten v. Knilling, die er kurz vor den Festtagen im bayerischen Landtage hielt und in der er u. a. sagt:

„am allerschlimmsten aber ist, daß Deutsche von Deutschen ausgewiesen werden."

Er wollte damit die pfälzischen Separatisten brandmarken.

Ich selbst bin Pfälzer, und war die letzten Wochen in meiner Heimat, und kann darum diese Worte des Herrn Ministerpräsidenten nur auf das energischste unterstreichen und unterstützen. Aber ich frage Sie: „Warum denn in die Ferne schweifen?" Wieviel deutsche Staatsbürger hat der von Herrn Ministerpräsidenten von Knilling eingesetzte Generalstaatskommissar v. Kahr in den letzten Wochen aus München bezw. Bayern ausgewiesen?

Aber halt —, das waren ja schließlich Preußen.

Mit bestem Gruß

Ihr ergebener

*Oscar Metzger.*

---

FILM

*Die Finanzen des Großherzogs.*

Ueber diesen Film, nach einem der amüsantesten Romane des amüsantesten Kriminalnovellisten unserer Zeit läßt sich nicht viel sagen . . . weder dafür noch dagegen. Er ist von Murnau sorgfältig gearbeitet unter Ausnutzung aller Möglichkeiten heutiger Technik und Photographie, bietet schöne Bilder, eine spannende (allerdings zu schwerfällig eingefädelte) Handlung, ist gewürzt mit allerlei heiteren Einfällen und Regiefinessen. Ein Publikumsfilm anständiger Art, — anständig in den Mitteln, anständig auch im Schauspielerischen, wo besonders Abel und Herzfeld durch verschmitzte Mimik erfreuen.

*Kurt Pinthus.*

---

STIEDRY DIRIGIERT SCHOENBERG.

Noch vor zwei Jahren tobte die Opposition nach jedem Gedicht, in jedes Gedicht hinein —, und Opposition war der größte Teil des Publikums; das schlechthin Unverstehliche lehnte man ab. Und heute? Man hat inzwischen diese Musik nicht „verstehen" gelernt; denn, den Schönberg des „Pierrot Lunaire" analytisch verstehen, ist Sache eingehendsten fachmännischen Studiums. Aber man jubelte, applaudierte minutenlang. Der Fortschritt? Es kommt nicht aufs „Verstehen" an, sondern auf das widerspruchslose Hingegebensein; das ist es, was die Leute in Berlin zu lernen beginnen; unmerklich, unaufhaltsam löst sich die starre Gebundenheit: Gebundenheit an überlieferte Begriffe. Das bedeutet nicht:

Mitentscheidend für den überraschenden Erfolg wurde die Aufführung — eine Aufführung von höchstem Niveau. Alle Mitwirkenden hatten daran ihren Anteil; unter den Instrumentalisten in erster Linie Artur Schnabel, meisterhaft in der subtilen Behandlung des Klavierparts,

und Boris Kroyt, der sich zu einem Geiger von außerordentlicher Qualität entwickelt hat. In der melodramatischen Rezitation der Giraudschen Gedichte bewährte die Wiener Kammersängerin Marie Gutheil-Schoder alle Vorzüge ihrer reifen Künstlerschaft: ihrer seltenen Intelligenz, den bezwingenden Ernst, überlegene Beherrschung ihrer Ausdrucksmittel und geniehafte Gestaltungsgabe.

Kapellmeister Stiedry, vom gesamten Publikum gleich bei seinem Erscheinen aufs herzlichste begrüßt, hat die Aufführung geleitet. Wie er sich in die unerhört komplizierte Partitur eingelebt, den unendlich difficilen Apparat dieser fünf Solo-Instrumente in allen raffiniertesten klanglichen Möglichkeiten erfaßt hat, und mit virtuoser Nonchalance zu lenken wußte: dies hat, so sehr er sich im Hintergrunde der Aufmerksamkeit hielt, die ganze Zuhörerschaft instinktiv als ereignishafte Leistung erkannt. Ihm besonders galt der Dank der überfüllten Singakademie, ihm, seinen Mitarbeitern und dem künstlerischen Leiter der Metros-Gemeinschaft, die mit dieser ersten Veranstaltung (im Rahmen der Internationalen Gesellschaft für Neue Musik) ihre neue Wirksamkeit in der verheißungsvollsten Weise begonnen hat. *Klaus Pringsheim.*

## TISCH MIT BÜCHERN.

Clemens Brentano: **Die Märchen vom Rhein.** Mit Bildern von Felix Meseck (Erich Reiss, Verlag, Berlin).

Die vielen schönen Märchen Brentanos führen heute ein verkümmertes, entstelltes Dasein in Kinderbüchern. Die gereinigte Ausgabe mutet als ein aus dem Schutt geborgener Schatz an, den man in diesem Augenblick nicht ohne zeitpolitische Randbemerkungen hinnehmen wird. Und es ist so übel nicht, neben die Wirtschaftspointe „Rhein" wieder einmal jene romantische zu stellen, die im deutschen Bewußtsein so lange gegolten hat. Das spezifische Brentanosche nimmt Felix Meseck in seinen Zeichnungen wirklich famos auf. *Ml.*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 1):



**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Januarwoche

Ein Mörder wurde festgenommen, glücklicherweise ehe er gemordet hatte. Alle Zeitungen sind voll von dem geplanten Attentat auf den General Seeckt. Die Geschichte klingt wie ein schlechter Kolportageroman. Ein früherer Offizier trifft in Berlin ein. Von wo kommt er? Aus München. Wohin geht er? Ins Büro der Deutschvölkischen Freiheitspartei. Er trifft weder Wulle noch Gräfe noch Henning. Wie legitimiert er sich? Als Wikinger, will sagen als Ehrhardtknappe. Er erkundigt sich nach der Adresse eines Deutschvölkischen namens D., sucht ihn auf und weiht ihn ein. Der Wikinger erzählt dem D., er wolle den General Seeckt erledigen, wie der knappe Fachausdruck heißt. Was tut D., der deutschvölkische Kampfesbruder? Er geht zum Schein auf des Mörders Intentionen ein. Mit Ehrenwort oder ohne? Dann läuft er ins Reichsministerium des Innern, zu Herrn Major Künzer und deckt alles auf. Beiläufig: Der Herr Mörder wollte garnicht eigenhändig morden, sondern er ersuchte den D. um einen geeigneten Mann, der für Geld oder gute Worte Herrn Seeckt niederknalle. Ergreifend, dieses Zutrauen des Mordbestellers, erschütternd der Mut des Wikingers, der sich mit dem stillen Ruhm und dem kleinen Risiko des Anstifters begnügte. Ja, diese deutschvölkischen Wilhelm Tell-Naturen. Sie ziehen nicht selber in die hohle Gasse, die nach Küßnacht führt, ein zuverlässiger Ersatzmann genügt ihnen. Aber es kam nicht zum Tellschuß. Herr D., der ja einfach den ausführenden Idioten nicht zu liefern brauchte, lief — wie gesagt — zu Major Künzer. Herr Künzer lief zur nächsten Polizeistation (mit Vermeidung Severings und des Alexanderplatzes), und so sitzt der verhinderte Mörder heute in Moabit, und Seeckt, der Unbeschädigte, auf hohem Rosse in der Bendlerstraße. Die Verhandlung gegen Herrn Thormann wird hoffentlich nicht so lange auf sich warten lassen wie die auf Herrn Ankermann, den längst gefaßten, längst ausgelieferten Attentäter auf Maximilian Harden. Schließlich ist Herr Seeckt kein unbequemer Schriftsteller, dessen Erledigung in Militärkreisen ohne Trauer ertragen würde. Herr von Seeckt ist vielmehr ein General, der zu seiner ausübenden Macht nur noch ein klein bißchen Popularität braucht, und die wird er, nachdem wir alle um sein Leben pflichtgemäß gezittert haben, nun durch den Prozeß wider den frevlen Mordbuben hoffentlich erringen.

Die verdammte Mechanisierung der Wahlen, die in Deutschland bei der Einführung der Verhältniswahl vollzogen wurde, hat die nützliche Institution der Nachwahlen abgeschafft, welche als Thermometer der Volksstimmung unentbehrlich sind. Noch klappt zum Glück dieser Wahlmechanismus nicht so musterhaft, daß Reichstags-, Landtags- und Gemeindewahlen pünktlich an einem Tag, für vier Jahre gültig, exerziert werden. So kommt's daß die Gemeindewahlen in Sachsen, ansonsten bei der Finanznot der Gemeinden nicht sehr wichtig — Deutschnationale können mit leerem Stadtsäckel nicht viel anders regieren als Kommunisten —, von höchster politischer Bedeutung waren. Sie endeten, wie auch der „Vorwärts" freimütig feststellte, mit einer erschreckenden Niederlage der Sozialdemokraten. In Dresden z. B. hat die Partei, verglichen mit den Landtagswahlen von 1923, einen Stimmenverlust von fast 50 % erlitten. Auch wenn man den Stimmenzuwachs der Kommunisten, die sich auf das Achtfache verstärkten, zu den sozialistischen Stimmen schlüge, bliebe noch ein vernichtendes Vakuum. Es wird durch die Tatsache erklärt, daß 32 % der Wahlberechtigten ihre Stimmen garnicht abgegeben haben. 32 % der Wähler, die der Politik überhaupt den Hintern zudrehen! In diesen 32 % sind viele enttäuschte, im Innersten hoffnungslos gewordene Arbeitsmenschen enthalten, nicht bloß Stumpfsinnige, die sich zu keinem öffentlichen Leben entschließen. Diese 32 % aller Wähler bedeuten den bittersten Vorwurf für die deutsche Sozialdemokratie, denn natürlich wird dies sächsische Vorspiel sich in zwei, drei Monaten in ganz Deutschland wiederholen. Fragt man nach den Ursachen dieses inneren Absterbens, so ist die Antwort einfach genug: Andere politische Parteien haben einen gesunden Willen zur Macht, die deutsche Sozialdemokratie hat den Willen zur Ohnmacht. Die Wege der Partei, zur Ohnmacht zu gelangen, sind nicht immer ganz gerade: den einen Weg zeigt Christus Crispien: Er will der Partei jede Art von Verantwortung, jede Machtposition nehmen, er erhitzt sich nur für die rein agitatorische Politik. Frisch-fröhlich agitieren aber kann man nur als ungebundene Oppositionspartei. Also heraus aus allen Machtpositionen, überlassen wir den ganzen Verwaltungs- und Regierungsapparat den Bürgerlichen, wir aber bleiben die ewigen, unentwegten Deklamatoren der Theorie. Von den Crispiens hat Bernard Shaw schon vor zwanzig Jahren gesagt, sie wollen die kapitalistische Gesellschaftsordnung wegpredigen. Den zweiten Weg ging der Typus Südekum. Kaum zur Macht gelangt, vergißt man sein Gestern bis auf den kleinsten Rest. Wer z. B. Südekums Friedensschluß mit dem Hause Hohenzollern nüchtern überprüft, begreift nicht, wie ein Sozialist, wie ein Demokrat sich und seine Vergangenheit so vollkommen desavouieren konnte. Durch diese beiden Typen, Crispien und Südekum, und es wimmelt in der Partei von kleineren Crispiens und Südekums, war die Partei zur Ohnmacht verdammt, selbst als sie zur Macht kam. Rechnet man hinzu,

daß beide Richtungen die bessere Hälfte ihrer Kraft — besonders in Sachsen — auf die gegenseitige Bekämpfung aufwendeten, so wird die Resignation der 32 % der Wähler ganz verständlich. Kommt hinzu, daß die kommunistische Agitation vielfach das seelische Kapital der Arbeiterbewegung aufgezehrt hat. Des Abgeordneten schönster Titel war ehedem: Vertrauensmann. An die Stelle des schöpferischen Vertrauens haben die Kommunisten, kleinlich-sächsisch, ein niederträchtiges, giftiges Mißtrauen in die Herzen der Arbeiter gesenkt. Nie aber wird eine Volksbewegung gesund sein und wachsen ohne dies unbewußte, erquickende Glaubensverhältnis des Einzelnen zum Führer. Endergebnis: Anwachsen der nichts-als-nur-agitatorischen Kräfte eines ganz sterilen Kommunismus und, schlimmer noch, Abwanderung zu den Enttäuschten, zu den 32 %, die der Politik den Rücken zeigen. Hinter diesem bitteren Ergebnis lauert die drückende Frage: Haben wir Alle die politische Reife der deutschen Arbeiter überschätzt? Genügten fünfzig Jahre allgemeines Wahlrecht nicht, den deutschen Arbeiter zur politischen Nüchternheit zu erziehen? Muß Massenpolitik Rauschpolitik sein? Rausch der Schlagworte und Rausch der Utopien? Leiden die deutschen Arbeiter am Laster aller Deutschen in der Politik, sind auch sie, wie die Nationalisten, nur auf andere Art, blind für die Realität?

Eine deutsche Tragikomödie, betitelt: Der arme Ledebour.

Erster Akt: Die Sozialdemokratie spaltet sich in Mehrheitssozialisten und Unabhängige. Ledebour wird unabhängig.

Zweiter Akt: Die Sozialdemokratie einigt sich wieder. Ledebour schart die Reste der U.S.P. um sich und bleibt unabhängig.

Dritter Akt: Das Parteichen der Ledebourschen Unabhängigen spaltet sich. Ledebour wird von den Unabhängigen ausgeschlossen.

Es ist eine deutsche Tragikomödie, die die um den armen, nun auch von den Unabhängigen unabhängig Gewordenen aufgeführt haben. Wie rettet man das Proletariat? Durch konsequentes Ausschließen. Die Proletarier aller Länder können sich nur vereinigen, nachdem einer den andern endgültig ausgeschlossen hat!

Die Hitlerleute, eingekerkert oder überwacht, können sich in München nicht äußern. Sie müssen die Grenze der bayrischen Ordnungszelle überschreiten, wenn sie den Kahrschen Knebel aus dem Munde reißen und ein freies Wort der Erleichterung riskieren wollen. Die Verantwortung der Hitlerleute ist etwa folgende: Ja, wir sind vielleicht Hochverräter, aber bis zum Schwur im Bürgerbräu hat Herr von Kahr frisch—fröhlich mithochverraten. Unser Verbrechen ist seines. Nur mit dem Unterschiede, daß er den Eid im Bürgerbräu brach und die Maschinengewehre, die nach Berlin ziehen sollten, plötzlich gegen seine Mitverschworenen richten ließ. Warum? Was ging in der Nacht zum 9. November vor? Wie der

Herr Staatskommissarius von Kahr vorher zum Bürgerkrieg und Hochverrat getrieben hat, dafür haben die Nationalsozialisten jetzt in Salzburg ein niederschmetterndes Dokument veröffentlicht. In ihrer Wochenschrift „Der Volksruf“ veröffentlichten sie am 5. Januar eine Vorbetrachtung zum Hitlerprozeß. Darin war der offenbar stenographische Wortlaut einer Rede wiedergegeben, die der Vertreter Kahrs, der Oberregierungsrat Freiherr von und zu Antleß am 20. Oktober 1923, also 19 Tage vor dem Putsch, in München, im Wittelsbacher Garten gehalten hat. Diese Rede lautete:

„Im Namen und im Auftrage Seiner Exzellenz des Herrn Generalstaatskommissars Dr. v. Kahr, der durch dringende Abhaltung nicht in der Lage ist, Ihrer Einladung Folge zu leisten, spreche ich Ihnen seinen Gruß und seine besten Wünsche aus. Er wäre sicher gerne gekommen, aber Sie müssen ihn entschuldigen, er sitzt mit der Lunte vor dem offenen Pulverfaß. Auch ich konnte Ihrer Einladung leider nicht eher Folge leisten, da ich als stellvertretender Staatskommissar ebenfalls sehr in Anspruch genommen bin.

Meine Damen und Herren! Der Bruch zwischen Bayern und Berlin ist heute abend 8,30 erfolgt. (Gemeint ist die Loslösung der bayrischen Reichswehr vom Reich, die neue Eidesleistung auf Bayern. Die Schriftltg.) und wir sind froh, daß er erfolgt ist. Es heißt für uns nicht: Los von Berlin, wir sind keine Separatisten, es heißt für uns: Auf nach Berlin!

Wir sind seit Wochen in einer unerhörten Weise belogen worden. Das ist auch nicht anders zu erwarten von dieser Judenregierung, an deren Spitze ein Matratzeningenieur steht. . . . . Die Reichsregierung ist sich der Gefahr bewußt, die ihr von Bayern droht. Der Reichsarbeitsminister kam heute zu uns, um zu vermitteln. Er wurde gefragt, ob er im amtlichen Auftrag erscheine. Er sagte: Nein, das gerade nicht, aber . . . usw. Es wurde ihm sehr kurz und deutlich erklärt, seine Anwesenheit sei hier nicht weiter erwünscht. Als er sich dann noch herumdruckste und nicht gehen wollte, wurde ihm erklärt, wo die Tür sei. . . . Der „Völkische Beobachter“ darf wieder erscheinen. Wir haben auch keine Veranlassung, einen Ehrhardt zu verhaften. Auch die Erzbergermörder können hier ruhig ihrem Beruf nachgehen, wir würden sie niemals ausliefern. Ich rufe Sie auf, stellen Sie sich hinter Kahr. Es wird uns immer besonders von der Seite Hitlers vorgehalten, wir täten nichts als reden, es dauere zu lange usw. Hitler wollte gleich losschlagen, aber wir müssen diplomatisch vorgehen, damit wir nicht ins Unrecht versetzt werden können. Es wäre besser gewesen, wenn die, die abseits gestanden sind, mitgearbeitet hätten, dann wären wir schon weiter. Heute gehen wir auch mit Hitler zusammen. Wir wollen nicht los vom Reich, nicht gegen das Reich, aber gegen die Reichsregierung. Man wartet in Norddeutschland bloß darauf, daß wir losschlagen. Es waren Vertreter einer großen Anzahl außerbayrischer Provinzen und Städte bei uns, die uns ihre vollste Unterstützung zugesagt haben.

Meine Damen und Herren! Halten Sie sich bereit, wenn in den nächsten Tagen der Aufruf zu den Waffen an alle diejenigen ergeht, die schon mit Gewehr und Säbel umgegangen sind. Meine Damen, lassen Sie Ihre Angehörigen, Ihre Brüder ziehen zum großen Befreiungskampfe, es wird nur kurze Zeit dauern!“

Was der Stellvertreter des Herrn Generalstaatskommissarius, der gute, mit bescheidenen Geistesgaben ausgestattete Freiherr von und zu Antleß da zum Besten gab, war eine klare Aufforderung zum Bürgerkrieg und zum Hochverrat. Er hat in seiner täppisch-schlichten Weise ausgedrückt, was sein Herr und Vorgesetzter ihm aufgetragen. Wahrscheinlich ist sogar das idiotische Geschwafel von dem „Matratzeningenieur an der Spitze der Regierung" Kahrsches Erzeugnis. Dieser Freiherr von und zu Antleß war bloß der aufgerissene Mund des Herrn von Kahr selbst. Die Hitlerleute, von solchen Bürgerkriegsreden besoffen, mußten sich marschbereit machen. So kindisch der Plan war, der Herr von Kahr hat ihn wochenlang gekannt und gutgeheißen, sei es aus persönlichem Schwachsinn, sei es aus Jesuitismus. Er hat Hitler erst in den Hochverrat getrieben, er ließ den Armen schuldig sein, dann überließ er ihn der Pein . . . . . . Die Salzburger Veröffentlichung der Nationalsozialisten ist leider von der deutschen Presse nicht beachtet worden. Bloß die „Deutsche Zeitung" hat sie bestimmt gesehen und — totgeschwiegen. Aber man sollte ein Exemplar der Rede des Freiherrn von und zu Antleß an den Herrn Reichsanwalt schicken. Unumwundener ist Hochverrat nie eingestanden worden. Der Herr Reichsanwalt (dessen Einschreiten Herr Stresemann, der ewig Unwahre, angekündigt hat) — lebt er denn noch? Für ihn gibt es fast kein Reich mehr, jedenfalls hat es seinen Anwalt verloren.

---

A. FREYMUTH.
SENATSPRÄSIDENT AM KAMMERGERICHT

## DAS FEHLENDE GESETZ ZUM ART. 48 DER REICHSVERFASSUNG

Nach Art. 48 der Reichsverfassung kann der Reichspräsident zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung eine Reihe von außerordentlichen Maßnahmen treffen. (Abs. 2.) Bei Gefahr im Verzuge ist auch die Landesregierung zu entsprechenden Anordnungen befugt. (Abs. 4.) Man spricht in den Fällen des Abs. 2 und des Abs. 4 des Artikels 48 gewöhnlich vom „Ausnahmezustand", obwohl dieser Ausdruck im Gesetz selbst nicht vorkommt. In Abs. 5 des Artikels 48 ist ausdrücklich erklärt, daß ein Reichsgesetz noch das Nähere zu den Vorschriften des Ausnahmezustandes bestimmen werde. Dieses ausführende Reichsgesetz ist bisher nicht ergangen. Es ist aber von äußerster Wichtigkeit und Dringlichkeit, daß dieses Gesetz mit größter Beschleunigung erlassen werde.

Den Zustand, den man jetzt mit dem Worte „Ausnahmezustand" bezeichnet, nannte man im früheren Recht „Belagerungszustand". Der Artikel 68 der alten Reichsverfassung von 1871 sah vor, daß ein besonderes Reichsgesetz den erwähnten Sonderzustand regeln sollte, und bestimmte, daß — außer für Bayern — bis zum Erlaß des erwähnten Reichsgesetzes für das Reichsgebiet die Vor-

schriften des preußischen Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 gelten sollten. Das in Artikel 68 der alten Reichsverfassung verheißene Gesetz ist nie erlassen worden, obwohl die alte Reichsverfassung fast 50 Jahr in Kraft gewesen ist.

Es ist dringend erforderlich, darauf zu achten, daß es mit dem in Artikel 48 der neuen Reichsverfassung in Aussicht genommenen Reichsgesetz nicht wieder so gehe, wie es mit dem in Artikel 68 der alten Reichsverfassung versprochenen Gesetz ergangen ist. Dies ist um so nötiger, als der Artikel 48 der neuen Reichsverfassung dem Reichspräsidenten — und bei Gefahr im Verzuge, auch der Landesregierung — viel mehr Rechte einräumt, als es das alte preußische Gesetz vom 4. Juni 1851 tat. Zwar konnte auch nach dem alten preußischen Gesetz eine Außerkraftsetzung von verschiedenen, ganz besonders wichtigen Vorschriften der Verfassung angeordnet werden. Im übrigen aber schrieb das alte preußische Gesetz nur vor, daß mit der Anordnung des Belagerungszustandes die vollziehende Gewalt auf die Militärbefehlshaber übergehe. Dagegen war eine Veränderung des materiellen Rechtes nach dem preußischen Gesetz nur in verhältnismäßig engem Umfange statthaft (§ 9 b des preuß. Gesetzes). Nach Artikel 48 der neuen Reichsverfassung dagegen können auf Grund des Ausnahmezustandes fast schrankenlos alle möglichen Rechts- und Gesetzesänderungen vorgenommen, bestehende Gesetze der wichtigsten Art geändert oder aufgehoben, neue Vorschriften von größter Bedeutung eingeführt werden usw. Das in Abs. 5 des Artikels 48 vorgesehene Reichsgesetz kann und soll daher naturgemäß die Aufgabe haben, die fast schrankenlose Macht des Reichspräsidenten (der Landesregierung) hinsichtlich des Ausnahmezustandes zu begrenzen und zu beschränken. Dies wurde auch bei den Beratungen über den Artikel 48 in der Deutschen Nationalversammlung ausgesprochen und der (der Deutschen Volkspartei angehörende) Abgeordnete Dr. Graf zu Dohna, Professor des Rechts an der Universität Heidelberg, hat in der Sitzung der Deutsch. Nat.-Vers. v. 5. Juli 1919 ausdrücklich erklärt, daß das in Abs. 5 des Art. 48 vorgesehene Reichsgesetz „mit möglichster Beschleunigung" vorgelegt werden müsse. Nachdem jetzt die Reichsverfassung fast 4½ Jahre in Kraft ist, muß dieses wichtige Reichsgesetz endlich zur Verabschiedung kommen.

Im Gegensatz zu der von der bayrischen Regierung neuerdings der Reichsregierung übermittelten Denkschrift ist dabei vor allem zu fordern, daß die Befugnisse der Landesregierung zur Erklärung des Ausnahmezustandes (Abs. 4 des Art. 48) auf das äußerste eingeschränkt, am besten ganz aufgehoben werden. Denn die Erfahrung in Bayern hat gezeigt, daß der Abs. 4 des Art. 48 von der bayrischen Regierung dazu benutzt worden ist und ständig weiter dazu benutzt wird, um — entgegen dem Wortlaut und dem Sinne des Art. 48 — Maßregeln zu treffen, die die bayrische Regierung zu treffen nicht befugt ist und durch die sie der Reichspolitik entgegen-

wirkt, statt daß sie diese in einer Art Vertretungsgewalt des Reichspräsidenten unterstützt, wie dies der Sinn der Vorschrift des Abs. 4 des Art. 48 ist. Dabei sei besonders darauf hingewiesen, daß die bayrische Regierung auf Grund des Abs. 4 des Art. 48 im Juli 1922 das Republikschutzgesetz außer Kraft gesetzt und die betreffende Verordnung erst nach schwierigen, für das Reich sehr unerfreulichen Verhandlungen aufgehoben hat. Dazu hat der bayrische Ministerpräsident von Knilling in der öffentlichen Sitzung des Bayrischen Landtages v. 16. November 1922 erklärt, Bayern habe sich gegenüber dem Reich im Zustande berechtigter Notwehr befunden! Ferner hat die bayrische Regierung auf Grund des Abs. 4 des Art. 48 den § 89 des Reichsstrafgesetzbuchs („Vorschubleisten einer feindlichen Macht während des Krieges") durch die Verordnung vom 11. Mai 1923 auch für den Fall der in Friedenszeit erfolgten Besetzung deutschen Gebietes für anwendbar erklärt. Der schlimmste Fall war der der bayrischen Verordnung v. 26. September 1923. Durch diese Verordnung hat die bayrische Regierung den Regierungspräsidenten von Kahr zum Generalstaatskommissar ernannt. Diese Verordnung war von vornherein juristisch unhaltbar, weil nach Abs. 4 des Art. 48 die Landesverordnung nur bei Gefahr im Verzuge statthaft ist. Gefahr im Verzuge liegt aber lediglich dann vor, wenn es — wegen der besonderen Plötzlichkeit der zu bekämpfenden Gefahr — der Einzelregierung nicht mehr möglich ist, sich mit dem Reichspräsidenten in Verbindung zu setzen. Davon war hier keine Rede. Die bayrische Regierung hat die Verordnung nicht erlassen, weil es ihr unmöglich gewesen wäre, den Reichspräsidenten zu erreichen, sondern sie hat die Verordnung erlassen, weil sie wußte, daß der Reichspräsident sie niemals erlassen würde. Die Vorschrift also, die dazu da ist, um in ganz besonderen Notfällen (wo der Reichspräsident nicht erreichbar ist) der Landesregierung zu ermöglichen, in seiner Vertretung, für ihn, in seinem Sinne, eine Verordnung des Ausnahmezustandes zu erlassen, hat die bayrische Regierung dazu benutzt, um sie genau im gegenteiligen Sinne zu handhaben. Außerdem hat dann ebenfalls am 26. September 1923 der Reichspräsident den Ausnahmezustand für das ganze Reichsgebiet, also auch für Bayern, angeordnet. Damit ist naturgemäß, da Reichsrecht Landesrecht bricht (Art. 13 der Reichsverfassung), die bayrische Verordnung v. 26. September 1923 außer Wirksamkeit gesetzt worden. Trotzdem behandelt die bayrische Regierung ihre Ausnahmeverordnung als noch zu Kraft bestehend. Es ist bekannt, zu welchen geradezu ungeheuerlichen Rechtszuständen dies geführt hat: Der bayrische Landeskommandant, General von Lossow, ist dem Befehle der übergeordneten Behörde (Reichswehrministerium), das seine Abrufung anordnete, nicht gefolgt, und die bayrische Regierung hat diesen General dann als obersten militärischen Befehlshaber für Bayern samt den Reichstruppen in Pflicht genommen — vermutlich wieder ein Akt der Notwehr gegenüber

dem Reich! Die landesrechtliche Befugnis zum Erlaß des Ausnahmezustandes ist auch durchaus überflüssig. Denn nach § 17 des Reichswehrges. vom 23. März 1921 ist die Landesregierung ohnehin befugt, „im Falle öffentlicher Notstände oder einer Bedrohung der öffentlichen Ordnung" ohne weiteres die Wehrmacht um Hilfe zu ersuchen.

Aber auch die Handhabung des Ausnahmezustandes durch den Reichspräsidenten muß Bedenken auslösen. Bei der schon erwähnten Beratung der Nationalversammlung über den Art. 48 (1919) wurde von verschiedenen Rednern, darunter auch gerade von solchen der Rechten, als besonderer Mißstand des Belagerungszustandes alten Stils betont, daß dabei die Handhabung des Belagerungszustandes durch die Militärbehörde erfolge und daß die Zivilgewalt keinen hinreichenden Einfluß auf die Durchführung des Belagerungszustandes habe (vergl. namentlich die Bemerkungen des der Dtsch-Nat. Volkspartei angehörenden — Abgeordneten Dr. v. Delbrück in der Sitzung v. 5. Juli 1919, und dazu auch die Bemerkungen des Reichs-Innenministers Dr. Preuß). Obwohl nun der neue Artikel 48 keineswegs dazu nötigt, auch jetzt die Leitung des Ausnahmezustandes in die Hand des Militärs zu legen, so ist dies doch bekanntlich in verschiedenen Fällen geschehen, und auch bei dem jetzigen Ausnahmezustand, der durch die Verordnung des Reichspräsidenten v. 26. September 1923 angeordnet worden, ist — wenn auch ursprünglich die Regelung anders war — schließlich die ganze Leitung des Ausnahmezustandes in die Hand des Militärs, nämlich des Generals von Seeckt, gelegt worden. Dies ist um so verkehrter, als § 36 des Reichswehrgesetzes v. 23. März 1921 den Soldaten (dazu gehören auch die Offiziere aller Stellungen) ausdrücklich die politische Betätigung verbietet. Wird nun ein Soldat mit der Leitung des Ausnahmezustandes betraut, so wird er zwangsläufig zu der politischen Betätigung gedrängt, die ihm durch die erwähnte Vorschrift des Reichswehrgesetzes ausdrücklich verboten ist.

Dazu kommt noch folgendes: Nach dem Sinn des Art. 48 und nach der ganzen geschichtlichen Entwicklung des Ausnahmezustandes (Belagerungszustandes) sind die fraglichen Maßregeln als solche gedacht, die in außergewöhnlich unruhigen und gefährlichen Zeiten als besonders scharfe, vorübergehende Ausnahmeregeln anzuordnen sind. Der typische Fall der berechtigten Anwendung des Ausnahmezustandes ist der: daß — in einer das Staatswesen beunruhigenden Häufigkeit und Schwere — Aufruhrbewegungen ihr Haupt erheben (vgl. § 2 des alten preußischen Gesetzes v. 4. Juni 1851).

Statt dessen aber hat auf Grund des Artikels 48 der Reichspräsident eine Reihe von wirtschaftlichen Verordnungen erlassen.

Weiter ist bekannt, daß der Reichspräsident sich für befugt erachtet hat, auf Grund des Art. 48 der Reichsverfassung auf das tiefste

in die verfassungsmäßigen Zustände, zwar nicht von Bayern, wohl aber von Sachsen einzugreifen (vgl. die Verordnung des Reichspräsidenten v. 29. Oktober 1923, betr. die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung im Gebiet des Freistaates Sachsen nötigen Maßnahmen, R.G.Bl. I, 995). Außerdem hat der von der Reichsregierung auf Grund dieser Verordnung eingesetzte Reichskommissar, der frühere Reichsjustizminister Heinze, in Sachsen verfassungsmäßig an die Regierung gekommene Minister abgesetzt, eine Reihe von Beamten ihrer Stellungen enthoben und zeitweilig sogar den Zusammentritt des sächsischen Landtages verboten.

Ein besonders trauriges und für einen Staat, der sich als Rechtsstaat fühlt, besonders peinliches Kapitel ist das der Schutzhaft, die auf Grund des Ausnahmezustandes schrankenlos zulässig ist und in erheblichem Maße verhängt wird. In dieser Hinsicht war vor dem Inkrafttreten der neuen Reichsverfassung die Rechtslage für die Verhafteten viel besser als jetzt: Nach dem Gesetz betr. die Verhaftung und Aufenthaltsbeschränkung auf Grund des Kriegszustandes und des Belagerungszustandes v. 4. Dezember 1916 (R.G. Bl. 1329) hatte der Verhaftete gegen die Haftanordnung das Recht der Beschwerde. Dieses Recht gibt es nach Art. 48 der neuen Reichsverfassung nicht. Es kann also jemand auf Grund des neuen Ausnahmezustandes schrankenlos in Haft genommen werden, und es ist nach den Erfahrungen der letzten Jahre sehr zweifelhaft, ob man mit Ausnahmezuständen rechnen muß, die sich lediglich auf Monate beschränken und nicht vielleicht auf solche — wenn der Regierung die bisherige unbeschränkte Macht in dieser Hinsicht bleibt —, die vielleicht die Frist eines Jahres oder sogar einiger Jahre überschreiten. Nun hat allerdings der Reichspräsident durch die Verordnung v. 23. Dezember 1923 (R.G.Bl. 1924 I. 8.) gegen Haftanordnungen die Beschwerde eingeführt, und zwar geht sie an den Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik. Aber diese Verordnung hat an dem Artikel 48 der Reichsverfassung an sich nichts geändert, sondern ist nur eine Sonderverordnung, die für den jetzt bestehenden — durch die Verordnung des Reichspräsidenten v. 26. September 1923 eingeführten — Ausnahmezustand gilt. Es ist kennzeichnend für den jetzigen Rechtszustand, daß eine Sicherung für den schweren Fall der Freiheitsbeschränkung, die im kaiserlichen Deutschland durch das Gesetz v. 4. Dezember 1916 eingeführt wurde, in dem republikanischen Deutschland durch eine Sondervorschrift des Reichspräsidenten für einen einzelnen Anwendungsfall des Artikels 48 als „Fortschritt“ eingeführt werden muß!

Ueber die — für das ganze öffentliche Leben in der schwersten Weise einschneidenden — Verbote von Zeitungen, Zeitschriften, Versammlungen und Vereinen sollen nur einige kurze, die Friedensbewegung betreffende Angaben gemacht werden: Die pazifistische Zeitschrift „Die Menschheit“ ist seit Monaten verboten.

„Die Welt am Montag" des Herrn v. Gerlach wurde verboten wegen einer wirtschaftlichen Abhandlung eines Mitarbeiters über „Verschleierte Inflation". Herrn v. Gerlach selbst ist die Abhaltung von verschiedenen Versammlungen in Pommern verboten worden. Auf ein Schreiben des Friedenskartells vom 3. Januar 1924, in dem der Reichskanzler um Auskunft über gewisse Fragen bezüglich der Reichswehr gebeten wurde, erhielt das Friedenskartell unter dem 9. Januar 1924 eine Antwort des Staatssekretärs in der Reichskanzlei (R. K. 71), in dem in schroffer Weise nicht nur jede Auskunft abgelehnt, sondern auch die unzweideutige Drohung ausgesprochen wurde, daß man bei einer öffentlichen Erörterung der aufgeworfenen Fragen „mit allen erforderlichen gesetzlichen Mitteln" einschreiten werde.

Nicht unerwähnt soll folgendes bleiben: Nach einem Bericht der „Voss. Ztg." hat in der nationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft der amerikanische Rechtsanwalt F. A. Higgins einen Vortrag gehalten über die „Eingriffe der Vereinigten Staaten von Amerika in das Wirtschaftsleben". Dabei hat er erklärt, es gebe in Amerika kein Notverordnungsgesetz. Denn „nach amerikanischer Auffassung muß ein solches Gesetz zum Anarchismus oder zur Diktatur führen, wenn es die verfassungsmäßigen Grundrechte antastet".

Das erwähnte Gesetz ist also dringend notwendig, um den Einzelnen und das ganze öffentliche Leben vor Willkür und Knebelung zu schützen und um das politische Leben des Reiches vor schweren Schädigungen durch die Einzelländer zu bewahren. Die Grundgedanken für das neue Gesetz müssen sein:

1. Beseitigung oder mindestens allerstärkste Einschränkung der Befugnis der Länder zur Erklärung des Ausnahmezustandes;

2. scharfe Umgrenzung der Befugnisse des Reichspräsidenten unter starker Erhöhung der Sicherheiten für den Einzelnen, sowie für Verbände (Vereine) und Versammlungen;

3. gesetzliches Verbot der Uebertragung der vollziehenden Gewalt an die Militärbehörde.

---

„Es gibt hienieden keine größeren Toren als die Vernunftmenschen. Ein Mann, der stets darauf aus ist, herauszutüfteln, ob diese oder jene Rasse die stärkere ist, der wird nie lange genug an seine eigene Sache glauben, um sie mit Erfolg durchzuführen. . . . Nichts ist dem endgültigen Siege so zuwider wie die ungeheure Wichtigkeit, die dem unmittelbaren Erfolge zugeschrieben wird, und nichts ist kurzatmiger als der Erfolg."

*G. K. Chesterton.*

STEFAN GROSSMANN.

# LASSALLE UND DIE HATZFELDT

In Tiroler Schneeberge nahm ich ein Buch mit: den vierten Band der nachgelassenen Briefe und Schriften Lassalles, seinen „Briefwechsel mit der Gräfin Sophie Hatzfeldt", herausgegeben von Gustav Mayer, dem Historiker der Geburtszeit des deutschen Sozialismus, erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt, 1924, die sich dazu mit Julius Springer vereinigt hat. Vor meinem Fenster übersonnte Schneefelder. Glitzernde, glatte, von keinem Ski geritzte Flächen, klarblauer, goldschimmernder Himmel. Oeffne ich das Fenster, trinke in tiefen Zügen die prickelnde, eisige Luft, so werde ich des überhitzten Zimmers überdrüssig. Doch hat es Tage gegeben, an denen die lockende Kraft der Kitzbüheler Berge schwächer war als das Buch, das ich mitgenommen. Von dem Tage an, da ich diesen Lassalleschen Briefwechsel mit Sophie Hatzfeldt aufgeschlagen, kostete es mich Ueberwindung, den dicken 400 Seiten starken Band zeitweilig wieder aus der Hand zu lassen. Dieses Buch ist alles: Historie und Roman, Psychologie und Dokument, Strindbergdrama und Rassen-Offenbarung, politische Werkstätte und deutsche Geistesgeschichte. Erst wer diesen Briefwechsel mit der Hatzfeldt gelesen hat, kann sagen, daß er Lassalle kennt. Ich habe vor Jahr und Tag (in der ausgezeichneten Ullsteinschen Sammlung) einen „Lassalle" aus Dokumenten zusammengestellt, aber das Buch ist verjährt, weil die wichtigsten Offenbarungen des ersten Helden der deutschen Arbeiterbewegung, eben diese Briefe an die Hatzfeldt, fehlen. Man kann sagen: Wir alle kannten den hohen, etwas überladenen Prunkbau der Lassalleschen Persönlichkeit bisher eigentlich nur von außen. Mit diesem Bande erschließt sich der Lassallesche Palast, wir wandeln durch die ungeheuren Räume im Innern dieses Fürstenhauses. Es zeigt sich dabei, daß der heroische Stil, in dem Lassalle sein Leben aufgebaut hat, nicht bloß Fassade war. Er war überlebensgroß auch im intimen Leben, die rasende Leidenschaft, die flammend aus seinen Reden und Taten brach, gestaltete auch sein privates Dasein. Er war äußerlich und innerlich derselbe glühende, unskeptische, von sich und seiner Mission angefüllte Mensch. Ein solches brennendes Temperament mußte tragisch enden, und alle die kleinen demokratischen Klügler, die es bedauern, daß Lassalle, der Schöpfer der deutschen Arbeiterbewegung, durch ein dummes Liebesduell gefallen ist, erinnern an den braven Bürgersmann, den Goethe an Werthers Grab bekümmert seufzen läßt:

„Der gute Mensch! Wie hat er sich verdorben!
Hätt er geschissen so wie ich,
Er wäre nicht gestorben!"

In der ausgezeichneten, mit feinstem Takt geschriebenen Einleitung geht Gustav Mayer auf die erste Frage ein, die der Philister stellt, wenn er von der Beziehung des jüdischen Arbeiterführers

zu der Aristokratin hört: Hat er etwas mit ihr gehabt? Lassalle, allzeit ritterlich, hat einen erotischen Kontakt mit Sophie Hatzfeldt in der Oeffentlichkeit allzeit bestritten. Wer diesen über sechzehn Jahre sich erstreckenden Briefwechsel gelesen hat, wird die abscheuliche Albernheit der Philisterfrage erkennen. Es ist für dieses grandiose Verhältnis zweier aus entgegengesetzten Weltgegenden kommenden Menschen ganz nebensächlich, ob einmal die Hitze eines erotischen Anfalls sie aufeinander geworfen hat; was die beiden zueinander zog und aneinander band, stammte aus den Regionen über dem Nabel. Hat es jemals eine Anwandlung von Liebe zwischen den beiden gegeben, so ist sie jedenfalls schnell verdrängt worden, ja, diese Verdrängung ist wahrscheinlich erst die Grundlage für dieses grandiose, dem Philister unverständliche, weil ihm unzulängliche Freundschaftsverhältnis geworden. Von dem Tage, an dem Lassalle den Kampf gegen den Grafen Hatzfeldt aufgenommen hat, bis zu der Stunde, da die Gräfin an Lassalles Leiche zusammenbrach, hat dieses Verhältnis in allen Farben gespielt. Nur einen eigentlich erotischen Brief hat man nicht gefunden. Die beiden Freunde waren verzweifelt, wenn sie zwei Tage voneinander nicht hörten, sie waren bis ins Detail der Lebensführung voneinander abhängig, sie hingen mit „oft gespannter, nie zerreißender" Leidenschaft aneinander, sie wahrten eifersüchtig — er mit offener Wut, sie mit schweigender Qual — ihr Recht aufeinander, sie stießen sich zuweilen so heftig ab, daß Lassalle bis nach Kleinasien taumelte, sie drängten immer wieder zueinander, die Gräfin brach ihre letzte Freundschaft (zu Oberst Rüstow) um seinetwillen ab, er kommandierte sie zum Hilfsdienst im Feldzuge für Helene von Dönniges —und in all dem Anziehen und Abstoßen nennt er sie „meine gnädige Frau" und sie ihn „Liebes Kind". Nicht zwischen der Fürstentochter und dem Breslauer Judensohne stand die Kluft — beide waren über ihre Rasse hinausgewachsen und genossen den Kontrast — unüberbrückbar war nur der Kontrast der Jahre. Immer wieder schreibt die Gräfin: „Ich bin alt und Sie sind jung". Sie hatte, nach einem qualvollen Eheleben, ihre letzte Kraft eben in dem Kampfe verbraucht, in welchem Lassalle erst seine Riesenkräfte entdecken sollte. Gleich im Anfang der Korrespondenz steht der ergreifende Brief der Hatzfeldt:

> „Heute an meinem Geburtstag, den ich recht einsam begehe und an dem es sogar unausgesetzt regnet, habe ich mir eine Locke ganz weißer Haare abgeschnitten und habe überall gesucht nach einem Medaillon, um sie hineinzuthun und Ihnen mitzubringen, damit Sie dadurch immer daran erinnert werden, wie alt ich bin, wieviel ich gelitten, und daß man Mitleid und Rücksicht mit mir haben muß, mich mit meinen Fehlern und etwaigen guten Eigenschaften akzeptieren und verbrauchen muß, weil ich zu alt, um ein neuer Mensch zu werden."

Zu alt, um neu zu werden? Lassalle hat in einem Briefe von fünfunddreißig großen Druckseiten der Gräfin eine eigene Geschichte der

deutschen Geistesrevolution conzipiert, um ihr zu beweisen, daß der Sieg in ihrem Prozesse, ihre Befreiung aus der Sklaverei der Ehe und der Familie gewissermaßen der Gipfelpunkt des europäischen Befreiungskampfes der Geister sei. Er selbst eine Figur von weltgeschichtlichem Wuchs, versuchte die Freundin ins Ueberlebensgroße zu steigern. Immer wieder sind die Rollen so verteilt, daß sie müde, schwach, kränklich, vornehm — er stürmend, mitreißend, von Selbstgefühl geschwellt, zuweilen kommandierend antwortet. In ihr ist immer der Adel der Resignation, in ihm die jubelnde Anmaßung des Emporkommenden.

In ihm und aus ihm lodert eine elementare Naturkraft. Wenn er sich einmal „den bestlaunigsten Burschen der Welt" nennt, so hat er das Recht zu dieser Uebersteigerung der Grammatik. Mahnt ihn die Gräfin zur Skepsis über seine Wirkung, so antwortet er in Siegfriedstönen: „Was meine Erfolge anlangt, so scheinen Sie mikroskopische Gläser in den Augen sitzen zu haben. Es ist wahr und unleugbar, mein eherner Tritt fängt an langsam, langsam aber unverwischbare Spuren zu hinterlassen." (Dieser „eherne Tritt" ist später auf die Arbeiterbataillone übergegangen, hier hört man das Wort zum erstenmal, ach, und was für ein schwaches Latschen ist er seither geworden!) Hundertfältig offenbart sich sein Lebensgefühl. Er reist nach Konstantinopel und schreibt in einem herrlichen Briefe an die geliebte Freundin:

> „Sie müssen das schon tausendmal gesehen haben, daß ich selbst die kürzeste Vergnügungsreise nur gemeinschaftlich mit Ihnen zu machen liebe. Für mich besteht der wahre Lebensgenuß nicht in den Reisen, nicht in der Reihe bunter Bilder, die man kaleidoskopartig an sich vorüberziehen läßt, sondern in der Tiefe der Gedanken und Gefühle, die uns durchschüttern, wenn wir im einsamen Zimmer auf dem Sofa sitzen und, von demselben Gedanken belebt, uns in die vieltrauten blauen Augen sehen und die vielerprobten Hände schütteln. Für mich ist Leben: I n n e r l i c h k e i t: Geschichte, nicht Geographie."

Ein schöpferischer Mensch wie Lassalle brauchte ununterbrochen Feuerung. Deshalb auch seine ständige Mahnung an die Gräfin, die sich vor der Welt verschließt: „Leben Sie! Leben Sie! Leben Sie!" Am 4. November 1862, schon in einer Vorstimmung seines Endes, denn Lassalle war innerlich schon ein Gezeichneter, als er der Helene von Dönniges begegnete, schreibt er: „Das Schlimmste ist, daß man innerlich abstirbt, abstumpft!" Er wußte genau, was die Voraussetzung seines Siegfriedgefühls war: Höchste körperliche Intaktheit. „So ungestüme, konzentrierte Willensnaturen" schreibt er am 11. August 1860, „wie ich eine bin, so despotische, gegen sich wie die Welt gleich rücksichtslose Willensflammen, entstehen garnicht ohne einen so unverwüstlichen, unzerstörbaren Körper, wie ich ihn von der Natur bekommen habe. Ohne solchen Körper, mit dem man alles mögliche machen und mit der tyrannisch-

sten Rücksichtslosigkeit behandeln kann, wird man garnicht so, wie ich bin. Ohne solchen Körper kann man nicht so bleiben! Es würde sich also für mich nicht um Schmerzen und Krankheit, wie für einen Andern, sondern darum handeln, mein W e s e n aufzugeben, jene konzentrirte E i n h e i t meiner Persönlichkeit aufzugeben, ohne die ich nicht bin, was ich bin, und ohne die ich garnicht sein möchte." Die rügenden Geister, die ihm den Liebesanfall bei Helene nicht vergeben wollen, vergessen, daß der Lassalle der letzten Epoche ein durch Krankheit und zwar durch eine tückische Lues hergenommener Kämpfer war. Er raste seinem Ende zu — dies Rasen war die letzte Leistung dieser „Willensflamme".

Die Gräfin Hatzfeldt hat ihn sechzehn Jahre begleitet, als „Seele seiner Seele". Sie war ihm Beichtvater und Schülerin, sanfte Kritikerin und Beifallspenderin, Erzieherin und Elevin zugleich. Sie bejaht seinen Kern, die Willensflamme. Einmal schreibt sie über G a r i b a l d i: „Er ist ein Held, aber kein Staatsmann und hat zu wenig persönliche Ambition. Auch eine Tugend kann zum Fehler, womöglich zum Hindernis werden. Es täte jetzt ein Mann wie Danton noth, der auch sagte: „Perissent nos memoires et que la patrie soit sauvée!" Das sind Töne, die Lassalle hören wollte. Wer übrigens vom Wahrheitsstil dieser Freundschaft einen Begriff haben will, muß die Briefe nachlesen, in denen Lassalle von seinen nebensächlichen Weibergeschichten berichtet. Als ihm ein uneheliches Kind stirbt, schreibt er ohne überflüssigen Gefühlsaufwand an die Freundin: „Es thut mir übrigens recht leid um die kleine Fernande. Ich wollte ein Erziehungsmeisterstück an dem Mädchen machen. Man muß also warten, bis ich irgendwo eine Andere bekomme. Nun, adieu, mit Goethes Worten: Doch der Boden zeugt sie wieder. . ." Der Mutter jener Fernande hat er die Briefe an die Gräfin in die Feder diktiert. Freilich, einen Freundschaftszustand zwischen jenen vorübergehenden Amouren und der Gräfin hat er nie herzustellen vermocht. Ergreifend die feine, aber bestimmte Abwehrgeste der Gräfin.

Mit den Jahren wuchs die Entfernung der Freunde. Die Gräfin, seines unerbittlichen Kommandos müde, isolierte sich und schloß sich an Andere an. Aber sowie diese Dritten an das Heiligtum ihrer Freundschaft zu Lassalle rührten, da zerbrach die neue Beziehung. Die Hatzfeldt, in einer stilleren Welt zuhause als Lassalle, konnte mit dem Rasenden nicht Schritt halten. Aber noch unmöglicher war es ihr, ihn aus dem Auge zu verlieren. Immer blieb dieser Siegfried des Proletariats ihr „liebes Kind". Als er die Einzige zu Hilfe rief, um Helene zu erringen, da schrieb sie ihm einen Brief, der die ganze Seele dieser adligen Frau enthält: „Immer steht Ihr Gesicht, wie ich es noch aus dem Waggon sah, vor mir . . . Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wären Sie mit einem materiellen Bande an mein innerstes Sein gebunden, das zerschnitten die völlige Verblutung für mich zur Folge haben müßte."

Die geistige Vielfältigkeit, die sich im Kaleidoskop der Londoner Bühne gegenwärtig ausdrückt, ist um so erstaunlicher, als während des Sommers trostlose Oede herrschte. Wohl sind das leichte Unterhaltungsstück, die Revue, die Operette auch stark vertreten, aber sie sind einer Stadt von der polyglotten Zusammensetzung Londons, dessen fluktuierende Bevölkerung aus den nie versiegenden Reservoirs der Provinz und aller Teile des Erdballs ergänzt wird, unbedingt nötig. Die Theater gehen glänzend, jedes Genre hat sein Publikum, und trotzdem momentan auf 45 Bühnen (Variétés und Kinos nicht mitgerechnet) gespielt wird und trotzdem ein Parkettsitz 10—14 Shillinge kostet, gibt es fast täglich ausverkaufte Häuser.

Aus der Fülle des Gebotenen kann nur einzelnes herausgegriffen werden.

Man muß es als Zeichen des künstlerischen Geschmackes eines Großteils der Stadt ansehen, daß eine Dichtung wie „Hassan" von dem jungverstorbenen James Elroy Flecker zu den größten Erfolgen zählt. Flecker, der Sohn eines Landgeistlichen, der schon in Oxford und Cambridge durch seine impetuose Persönlichkeit Aufmerksamkeit erregt hatte, ging als Konsulatsbeamter nach Konstantinopel, Korfu, Smyrna, Beirut, Damaskus. Unter dem Eindruck des Orients, eigentlich unter der Enttäuschung durch den Orient — denn er hatte ihn viel glühender, farbenprächtiger vorausgeahnt —, schrieb er eine östliche Phantasie in Versen von klassischer Form. „Wie Hassan die goldene Reise nach Samarkand machte", dürfte ihm einen bleibenden Platz in der englischen Literatur sichern. Er hämmerte das Edelmetall seiner Verse unter Schwierigkeiten und Entbehrungen; doch, als fühlte er, wie kurz sein Dasein bemessen sein werde, lebte er mit der Intensität und im Schönheitsrausch eines Renaissancemenschen. Er starb an derselben Krankheit, an der Keats zugrunde gegangen, im Jahre 1915 in Davos. Aber er nahm das Bewußtsein hinüber, daß er mit seinem orientalischen Gedicht ein einzigartiges Werk in englischer Sprache hinterlassen habe.

Wenn ein Schiff den Hafen verläßt und auswärts dampft, so drückt dies der Engländer mit den Worten outward bound aus: Bestimmung auswärts. „Outward bound" ist der Titel eines Stückes von Sutton Vane, einem Autor, der mir bisher als Dramatiker unbekannt war. Die Szene stellt den Bar-Raum auf Deck eines modernen Ozeandampfers dar. Durch die Luken und die halbgeöffnete Tür sieht man das unendliche Blau des Wassers und des Himmels verschmolzen. Ein junger Mann tritt ein, setzt sich auf eines der hohen Stühlchen und trinkt nun einen Whisky nach dem andern. Er will bezahlen, doch der freundliche alte Bar-keeper weist das Geld zurück. Es wird auf die Rechnung

geschrieben, meint er. Bald gesellt sich zu dem fidelen Trinker eine fidele ältere Dame mit auffallend gefärbtem Haar und Stallmanieren. Die beiden begrüßen einander als alte Bekannte aus derselben gesellschaftlichen Sphäre. Ein junger Geistlicher versucht, als Mitpassagier, Anschluß an die beiden, wird jedoch mit der dünkelhaften Taktlosigkeit ihrer Junkerklasse grob weggeekelt. Es erscheinen weitere Fahrgäste, ein apoplektischer Citymagnat der sich gleich an ein Tischchen setzt, wo er sich in geschäftliche Angelegenheiten vertieft, und ein seltsames Paar, ein junger Mann und ein junges Weib, die Hand in Hand, ängstlich, scheu, verschlossen vorüberhuschen und die Gesellschaft der anderen meiden. Auch eine sehr dürftig gekleidete Frau tritt bescheiden ein und sucht schüchtern eine verwandte Seele, die ihren Cockney-Dialekt versteht. Die Landjunkerin, die auf ihrem Sessel wie zu Pferde sitzt, weist sie schroff in die III. Klasse, sie habe hier nichts zu suchen. Doch der freundliche Bar-keeper mischt sich ein: „Die arme Frau hat gutes Recht, hier zu bleiben; auf diesem Dampfer gibt es keine verschiedenen Klassen." — Die Passagiere sind verblüfft. „Was? Keine verschiedenen Klassen? Auf welch ein merkwürdiges Schiff sind wir geraten?" — Dem jungen Säufer, der schon ziemlich benebelt ist, fällt es auf, daß er weder Mannschaft noch einen Kapitän zu Gesicht bekommen habe — — überdies erinnert er sich nicht, wohin er eigentlich fahren wolle. Nun, nicht nur er, auch die anderen erkennen, einigermaßen erstaunt, daß sie nicht wissen, welches ihr Reiseziel sei. „Mein Mann hat vor zwei Monaten dieselbe Reise gemacht," sagte die rothaarige Dame. — „Ich werde erwartet," sagt ein anderer Passagier. Wo? Von wem? Niemand weiß es. Bestürzung auf Deck. Der bedächtige Bar-keeper beruhigt seine Gäste und bestätigt deren schreckliche Ahnung: er ist Charon, in modernem Gewande, und das stille Boot macht seine ewige Reise, outward bound, die Fahrt ins Jenseits.

Die Toten beraten, wie sie sich verhalten sollten. Der City-Kaufmann beruft eine Art Generalversammlung ein, doch der Bar-keeper lächelt: „Nur keine Panik der Gefühle; Sie werden sich alle sehr bald in die neue Situation finden, und keine Entschlüsse fassen, denn es kommt jetzt der „Examinator" an Bord und der wird jedem vorschreiben, wo er zu landen habe." — Und im dritten Akt erscheint dieser Zollbeamte des jenseitigen Königreichs und hält Musterung. Er stellt Fragen, jedoch nur, um die wahre Natur der Passagiere festzustellen, bloßzulegen; er selbst weiß im vorhinein, welches Gepäck jeder mit sich, in sich trägt. Er verteilt Trost und Freude und Verzweiflung, bevor er jeden einzelnen hinter der Tür verschwinden läßt. Nur das seltsame Paar wird keinem Kreuzverhör unterzogen. Es bleibt allein an Bord zurück. Was ist es mit diesen beiden? Sie sind „Halbe". — Sie wissen nicht aus noch ein, sie laufen verängstigt umher, verlieren einander, rufen einander; der Mann hat noch eine schwache Er-

innerung, daß ein Gashahn nicht ganz aufgedreht war; ihm ist es, als hörte er ferne, sehr ferne, seinen kleinen Hund bellen. Bellt er ihn zurück? Wohin? Er findet die Kraft, seine Geliebte zu suchen zu finden — und mit sich zu ziehen, zurück ins Leben.

Sutton Vane war nicht groß genug für seine grandiose, faszinierende Idee; er blieb auf Deck, und nur von hier aus tat er einen flüchtigen Blick in den Maschinenraum und zur Kabine für drahtlose Telegraphie. Wäre er in die Tiefe des Raumes hinabgestiegen, wäre er in die Unendlichkeit des Raumes hinaufgestiegen, hätte er etwas von den verborgenen, immerhin zugänglichen Schiffskarten gewußt, die dem Adepten über outward bound delphische Auskünfte geben können, wäre er auserlesen gewesen, sein Senkblei in die geheimnisvollen Wasser des Styx hinablassen zu dürfen, er hätte ein alchemistisches Wunder vollbracht und das goldene Werk geschaffen. Doch auch so wie es ist, gehört es zu den wertvollen Ereignissen der Londoner Bühne; ja, ich kenne keine Begebenheit auf dem Theater im heutigen Europa, die sich auf originellerem Boden entwickelt.

Vom Jenseits zurück ins Diesseits; nach Whitechapel. Eine Gegend, die von den Westend-Direktoren bislang nicht für salonfähig gehalten wurde. Immer hieß es, Volksstücke, Armeleut-Stücke mag das Westend nicht; und nur im Melodrama durfte der Cockney-Dialekt als Episode seine komischen Wirkungen erweisen. Aber es gibt jetzt einen Manager in London, Mr. Basil Dean, der sich von solchen dekrepiten Schlagworten nicht beeinflussen läßt. Er führt ein Stück von Charles McEvoy auf, das „The likes of her" („So ist sie nun einmal") heißt. Sie ist ein herzhaftes Mädel, dessen Bräutigam — (daß im Deutschen „das Mädchen", „das Frauenzimmer", beides Bezeichnungen für ein Femininum, sächlichen Geschlechtes sind, ist mir stets eine Quelle der Irritation gewesen. Die Verwirrung, die diese Neutra in den Neben- und Nachsätzen anrichten!) — also, sie ist ein herzhaftes Mädel, dessen (deren) Bräutigam noch nicht aus dem Kriege zurückgekehrt ist. Es (sie) fühlt oder hofft oder ahnt, daß er lebe, es (sie) wartet auf ihn und weist alle Anträge des Hauses, des Hofes der Gasse, in der es (sie) lebt, hartnäckig zurück. Auch sein (ihr) Brotherr, dem es (sie) die Schankwirtschaft führt, hat nichts zu lachen, als er sich ihm (ihr, natürlich) galant nähert. Der Bräutigam jedoch läßt sich verleugnen, weil er in Frankreich arg zerschossen wurde und seinem Mädel nicht zumuten will, einen Krüppel zu heiraten. Sowie aber das junge Frauenzimmer, das auch sonst im kleinen Umkreis seines (ihres) Lebens mancherlei Unordentliches mit erstaunlicher, instinktiv-psychoanalytischer Einsicht einzurenken versucht, die Wahrheit herausbekommt, zeigt es (sie) dem braven Krüppel bald, aus welchem Holze es (sie) geschnitzt ist. In diesem Stücke bewegen sich abseits der üblichen Volksstück-Verlogenheit Gestalten, die leben, echte Slum-Gewächse;

sie tragen den Geruch ihrer dumpfen Stuben mit sich, die Frauen raufen, die Männer trinken, einer ist ein Falschmünzer, und sein kaum 14 jähriges Töchterchen lügt, stiehlt und wirft sich den Männern schon an den Hals. Solch ein knospendes Straßendirnchen, ein englisches Cousinchen der deutschen Lulu, ist auf der modernen englischen Bühne noch nicht gesehen worden. Das in Hogarthschen Farben gemalte Whitechapler Sittenbild zieht den ganzen Westen ins Theater.

Doch auch in den eigenen, goldumränderten Spiegel darf das Westend eben blicken. Somerset Maugham, dessen Komödie „Der Kreis" auch auf dem Kontinent gespielt wurde (und dessen Novellen der Kontinent lesen sollte), zeigt in seinem satirischen Lustspiel „Our Betters", wie es in den Salons und in den entlegenen Gartenhäuschen, in den Gedanken- und Gemütskammern jener auszusehen pflegt, die so oft den Ton angeben, die sich besser halten als wir es sind. Der Kanevas ist wohl Mayfair, aber er ist reichlich mit eingeheirateten Amerikanerinnen bestickt, die sich für ihr Geld europäische Männer und Titel gekauft haben. Diese entwurzelten Frauen leben entweder sehr unglücklich mit ihren italienischen und englischen Gatten oder glücklich ohne sie, aber mit einem oder mehreren Liebhabern, die sie einander wegschnappen und mit großen Cheques und großen Rolls Royces sich zu erhalten suchen. Seit Congreves Zeiten hat kein englischer Dramatiker ähnlich angestochene, zynische Damen und anrüchige Herren hier auf die Bühne gestellt; aber Somerset Maugham, ein sehr erfolgreicher, viel gelesener, viel gespielter Autor, durfte es wagen.

Sehr amüsant ist „The Green Goddess" von William Archer. Ebensosehr im Inhaltlichen wie wegen der Begleitumstände. William Archer gilt als einer der großen Kritiker des Landes. Er hat einiges von Brandes und Maeterlinck übersetzt, und durch seine Uebertragung der sämtlichen Werke Ibsens ins Englische hat er sich nationales Verdienst erworben; er ist der Verfasser vieler Bände über das alte und neue Drama, über die Psychologie des Schauspielers, über die Dichter der neuen Generation und über das Geheimnis, wie man Stücke schreibt. Schließlich sagte er sich: ich muß doch mal sehen, ob ich recht habe; studierte seine eigene Dramaturgie und schrieb selber ein Stück. Genau nach den Regeln. In den zarten, verhauchenden Tönen Maeterlincks, beschwert von den Problemen und tiefen Gedanken des nordischen Dichters, sollte man meinen —. Nun, seine „Grüne Göttin" sieht folgendermaßen aus: Ein Aeroplan mit einem englischen Offizier, dessen Frau und dessen (auch deren) Freund als Passagiere, muß in einer unerforschten Gegend Indiens eine Notlandung vornehmen. Der Fürst des Landes entpuppt sich als ehemaliger Student der Universität Oxford. Seine Gesichtsfarbe ist asiatisch, seine Bildung europäisch. Er weiß also, daß Macht vor

Recht geht. Die Art, wie er sich der jungen Frau nähert, zeigt, in welcher Weise er seine Macht geltend zu machen gedenkt. Wohl bewirtet er seine Gäste fürstlich, nicht nur mit auserlesenen Gerichten, sondern auch mit auserlesener europäischer Konversation, aber sie sind seine Gefangenen und die Priester der irgendwie beleidigten Göttin verlangen blutige Opfer. Der Fürst will nur rettend eingreifen, wenn die junge Frau — und so weiter. Jetzt beginnt der Kampf: Occident gegen Orient. Der schurkische Kammerdiener des Fürsten wird buchstäblich aus dem Fenster der Felsenburg geworfen, die beiden Offiziere finden in einer Kammer einen Apparat für drahtlose Telegraphie und senden Notsignale aus. Bei dieser Beschäftigung werden sie vom Fürsten überrascht; der Gatte wird erschossen. Das ist insofern in Ordnung, als er ohnedies ein nichtsnutziger Trinker gewesen. Jetzt ist die junge Frau verloren. Doch halt; was hört man in der Luft für seltsames Geknatter, Ist das nicht der Motor eines Aeroplans? Jawohl. Dem Inder wird schwül. Bomben werden abgeworfen. Ein englischer Fliegerleutnant stürzt herein, spricht mannhafte Worte. Das wird böse Folgen haben. Aber die Liebenden stehen Hand in Hand.

William Archer hat Ibsen übersetzt; sollte er übersehen haben, ihn zu lesen? Sagte Ibsen nicht irgendwo: Dichten heißt, Gerichtstag über sich selber halten?

---

ARNOLD HAHN

## DAS MIKROGRAMMOPHON, EINE UMWÄLZUNG IM SCHAUSPIELWESEN

Den Ingenieuren der World Speaking Machin Company ist es gelungen, das Mikrogrammophon herzustellen, eine Erfindung, an der seit zehn Jahren die besten Köpfe der amerikanischen Grammophonkonstrukteure gearbeitet haben. Der neue Apparat der Speaking Machin Comp. hat die Größe einer Aspirintablette und ist dabei doch imstande, das Juhlen eines Ozeandampfers in der natürlichen Stimmkraft wiederzugeben. Mit diesen zwei unglaubwürdigen Tatsachen ist die Bedeutung der neuen Konstruktion umschrieben.

Die Erfindung beruht auf der Verwendung des neuen Edisonschen Radio-Elementes, auf der neuen Perkolbidmembran und auf den wichtigen Entdeckungen Prof. Widginsons von der Harvard-Universität über Multiploresonanz. Die Platten sind von der W. S. M. Cy. selbst nach mühseliger, aber zäher Arbeit erfunden worden. Soviel man bisher erfahren konnte, bestehen sie aus einer neuartigen Masse, die eine dünne Folie darstellt und zu deren Fabrikation, wie man behauptet, das Drüsensekret einer Spinne verwendet wird, die

in Guatemala in großer Menge vorkommt. Die Haupterfindung jedoch ist eine Art Lautstenographie. Das Wort, der Ton, das Geräusch wird in einer stark abgekürzten Form auf der Platte fixiert (stenographiert), sodaß es z. B. möglich ist, auf einer Folie von der Größe einer Aspirintablette mit einer mikroskopisch fein zugespitzten Silicostahlnadel eine halbstündige Rede bequem festzuhalten. Die stenographierten Laute werden aber beim Gange des Grammophons wieder in ihre natürliche, ursprüngliche Klangform zurückverwandelt. Der Apparat arbeitet ohne jedes Nebengeräusch und gibt das aufgenommene Lautbild bis in die kleinste Nuance wieder. Diese Klarheit und Exaktheit des Klanges ist bisher von keinem der großen Grammophone erreicht worden. Sehr sinnreich ist auch die Anlaßvorrichtung, deren Mechanismus aber so kompliziert ist, daß er nur dem Fachmann verständlich wird.

Man erzählt folgende reizende Anekdote über das Debüt des Mikrogrammophons. Isaac John Hawkins , der Präsident der W. S. M. Cy., war bei Morgan jun. zum Diner geladen. Zwischen Fisch und Braten begann plötzlich unter dem Tische ein mächtiges Orchester von mindestens dreihundert Mann zu spielen: Mahlers neunte Sinfonie. Alle saßen wie erstarrt. Ein wunderbares Meer von Klängen schien um die Füße der Gäste zu branden. Man war entzückt und — schüttelte den Kopf. Welch abstruse Idee! Ein jeder glaubte, daß eine Etage tiefer gerade unter dem Speisesaal ein Orchester spiele und daß durch Oeffnungen im Fußboden die Musik unter den Tisch dringe. Am verblüfftesten war der Hausherr und die Dienerschaft. Sie beteuerten immer wieder ihre „Unschuld". Man mußte ihnen schließlich glauben. Das Rätsel löste sich, als Isaac John Hawkins die Hand von seinem Schoße auf den Tisch legte. An seinem Zeigefinger stak ein Ring, in dessen Fassung gleichsam als Stein ein Mikrogrammophon eingesetzt war. Er hielt die Hand empor und von seines Fingers Spitze sandten die dreihundert Musiker wie von einem Leuchtturm die mächtigen Strahlen ihrer Töne über die Tafel.

Schon diese kleine Anekdote gibt einen Vorgeschmack von den tausendfachen und wunderbaren Verwendungsmöglichkeiten des Mikrogrammophons. Vor allem bedeutet es eine Revolutionierung des Theaters, der Konzertsäle, der Kabaretts, der Variétés. Im Oktober vorigen Jahres trat im Diamond-Variété zu New-York ein Artist auf, der sich: „Ich bin Alles" nannte. Mister „Ich bin Alles" war ein kleines bewegliches Bürschchen, hatte sich einen Vollbart ums Gesicht geklebt und trug einen Schirm, der immer einknickte, weil er keinen Stock hatte. Als „Ich bin Alles" auf die Szene trat, glaubte jeder einen jener oft gehörten Tierstimmen-Imitatoren vor sich zu sehen. Er begann nach den üblichen Clownwitzen: „Eine Kuh." Er öffnete den Mund und stieß ein derartiges „Muh" aus, daß die Wände zitterten. Alles war über die Stimmgewalt verblüfft, die in dem schmächtigen Körper sitzen sollte. Er fuhr fort: „Zwei Kühe."

Als er den Mund öffnete und muhte, begannen die Kulissen zu wackeln. „Drei Kühe und ein Stier.“ Ein unglaubliches Konzert entströmte seinem Munde. „Eine Kuhherde.“ Man glaubte eine argentinische Farm läge in seiner Kehle. Dann kamen Löwen, trompetende Elefanten und — das Vogelhaus des Zoologischen Gartens als einziges Stimmgewirr. Plötzlich stellte er sich breitbeinig hin und sagte: „Mittag im Hafen von Boston.“ Er öffnete weit den Mund. Und nun hörten die Variété-Besucher aus diesem Munde die furchtbaren Sirenen der Schiffe hervorschwingen, daß ihnen nur so die Schauder über den Rücken liefen. Es kam noch schlimmer. Er sagte: „Eisenhammerwerk.“ De betäubende Lärm eines Hammerwerks entströmte dem Gehege seiner Zähne. Er sagte: „Niagarafall.“ Man hörte die unendlichen Wassermassen tosen und rauschen, als wäre sein Mund ein höllischer Schlund. Zum Schluß sagte er: „Sextett aus der verkauften Braut.“ Und tatsächlich sang er alle sechs Stimmen auf einmal, alle sechs Stimmen von vollendetem Wohllaut.

Die Lösung des Rätsels ist heute nicht mehr schwer. Der Artist hatte in einem hohlen Zahn, der eigens dazu präpariert worden war, ein Mikrogrammophon „eingebaut“. Die Einschaltung erfolgte jedesmal mit der Zunge. Das Beispiel des Variété-Mannes, der übrigens von Beruf ein Ingenieur der W.S.M.Cy. ist, fand schnell Nachahmung. Viele amerikanische Schauspieler, Sänger und Artisten lassen sich nunmehr ein Mikrogrammophon in Form einer Plombe oder Krone in das Gebiß einbauen. Bevorzugt ist der dritte untere rechte Backenzahn. Der erste große Vorteil dieser Einrichtung ist, daß jedes Rollenstudium fortfällt. Der Künstler spricht seine Rolle in seinen vier Wänden bei der günstigsten Disposition und nach Erprobung aller Nuancen in die Platte, die er dann in sein Mikrogrammophon einsetzt. Ebenso macht es der Sänger und die Sängerin. Kein Mensch vermag im Theater die echte von der konservierten Stimme zu unterscheiden. Aber das ist erst ein kleiner Anfang. Die Hauptumwälzung ergibt sich aus dem Umstande, daß nun jeder mit der Stimme und dem Vortrag der größten Künstler im Theater auftreten kann. Ein Mann ohne Stimme kann mit Michael Bohnens Kehle die schwierigsten Partien aus „Rigoletto“ zu Gehör bringen. Mafalda Salvatini kann in Anklam aus dem Munde eines Fräulein Müller die Zuhörerschaft begeistern. In Zukunft werden einige wenige Standard-Stars genügen, um Theaterdirektoren und Publikum der ganzen Welt zu befriedigen. Die Pantomime wird der Hauptberuf des Schauspielers sein. Feine Regisseure werden oft einen „Großen“ mit der Stimme eines anderen „Großen“ sprechen lassen, wenn die Rolle die Figur des einen und die Stimme des anderen erfordert. Häßliche Sängerinnen mit hervorragenden Stimmen werden sich durch schöne stimmlose singen lassen. Auf den Programmen des Konzertes wird stehen: „Fräulein X, im Munde des Fräulein Z.“

Die amüsantesten Szenen bringen jetzt die amerikanischen Kabaretts. Bauchredner, ein Mikrogrammophon an der Uhrkette, führen die tollsten Sachen auf. Unlängst trat sogar — man verzeihe den Ausdruck! — ein Poporedner auf, der den kleinen Apparat auf sinnreiche Weise montiert hatte und die artigsten Zwiegespräche mit seiner Sitzgelegenheit führte. Tierdresseure statten die Gebisse ihrer Hunde, Katzen, Löwen mit Mikrogrammophonen aus. Ein „sprechender Seehund“ löste im Diamanodvariété wahre Orkane der Heiterkeit aus.

Von weitesttragender Bedeutung ist das Mikrogrammophon für Politiker. Es wird jetzt nur noch Stegreifreden geben, d. h. die wohlpräparierte Rede wird sich im Backenzahn befinden. Amerikanische Redner mit schwacher Stimme lassen das Konzept ihrer Rede von stimmkräftigen Schauspielern in das Mikrogrammophon sprechen und beherrschen dann mit Leichtigkeit die größten Versammlungen. Ja, man spricht sogar davon, daß einer der ersten amerikanischen Staatsmänner dank der Arbeitskraft und Sorgfalt seines Sekretärs einer der andächtigsten Zuhörer der Reden ist, die seinem Munde entströmen. Er hört sie nämlich gerade so wie die Versammelten zum ersten Male.

---

„Anschauliche Bilder haften fester im Gedächtnis als bloße Begriffe. Daher lernen phantasiebegabte Köpfe die Sprachen leichter als andere: denn sie verknüpfen mit dem neuen Wort sogleich das anschauliche Bild der Sache, während die anderen bloß das äquivalente Wort der eigenen Sprache damit verknüpfen.“

*

„Man suche das, was man dem Gedächtnis einverleiben will, soviel als möglich, auf ein anschauliches Bild zurückzuführen, sei es nun unmittelbar, oder als Beispiel der Sache, oder als bloßes Gleichnis, Analogon, oder wie noch sonst, weil alles Anschauliche viel fester haftet, als das bloß in abstracto Gedachte oder gar nur Worte. Darum behalten wir so sehr viel besser, was wir erlebt als was wir gelesen haben.“

*Schopenhauer.*

Bitte schön, seid einmal möglichst Auge und Ohr
Und stellt Euch gemeinsam mit mir folgendes vor:

Ein Feuerspei verspürte lapidare Sehnsucht nach dem Norden
Und stach, mit seinem Krater handelseins geworden,
In See und schwamm den Globus längengraduell empor.

Erst gab es Zitronen zu sehn und die Ruinen
Von Pompeji und Heraculanum
Und Datteln und Makkaroni und Apfelsinen,
Dann rothintrige Mandrills und Riffkabylen
(Bereits im Mutterleib preisgekrönte Akrobaten!)
Und bauchtanzartige Weiber und auch einen Scheich,
Der mästete sich mit Gurkensalat, am Spieß gebraten,
Und durch die Lybische Wüste her
Rollte ein Fatum morganum,
Und Oelsardinen tanzten im Mittelmäßigen Meer.
Aber dem Vulkan war nach wie vor weich.
Und Kautabakplantagen keimten und Schießbaumwollsaaten,
Und ein Honoluluethiker blies mit der Linken Schalmei,
Während die Rechte einen Walfisch pellte.
Und den Golfstrom sah man die eigene Quelle bespülen.

Ganz hochdroben, hinter Quebec, segelte ein Eisberg vorbei
Und fragte mit der ihm eigenen Kälte:
„Wohin die Fahrt?"
Der Feuerspei murmelte etwas in seinen Bart
Und brummte: „Ich gedenke, den Nordpol zu entdecken."

Dies Unternehmen dünkte dem Eisberg heiter.
„Denn man tau, junger Freund! Gut Holz!"
Er war auf der Reise ins Dampfbad begriffen,
Doch verschwieg er das Ziel. Er war ziemlich stolz.
Drum schiffte er majestätisch weiter
Und hat dabei einen Choral gepfiffen.
Der Feuerspei hat nicht dergleichen getan.
Den gischtenden Krater mit Kandis verklebt,
Ist er dem Nordpol zugestrebt.

Der Eisberg geriet bis ins Aegaeische Meer.
Daselbst verschull er werweißwiesehr.
Er wurde ein Quentchen im Ozean.

Und weiter im Norden vergletscht der Vulkan.
Mit Recht ist er über die Kälte empört.

Moral: Alles, wo's hingehört.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Januarwoche

Der General Dawes, dessen „brutaler Freimut" übrigens nicht nur ein häuslicher Freimut war, dessen heftige Charakterisierung jener „widerlichen Aasgeier, der nationalistischen Demagogen aller Länder, die in dem gemeinsamen Unglück nur ein Mittel sehen, ihre eigene traurige Persönlichkeit in ein besseres Licht zu rücken", gewiß nicht nur die Brüllaffen unter seinen alliierten Freunden treffen sollte, der auch mit seiner schroffen Repudiation all der Bände von Statistiken, Gutachten, wirtschaftlichen und finanziellen Darstellungen, die nicht mehr wert seien als vom Tische weggefegt zu werden, sicherlich nicht nur ententistische Literatur im Auge hatte, — der General Dawes ist heute in Aller Munde. Wer ist der Mann und wie kam es, daß gerade er von seiner Regierung nach Paris geschickt wurde? In Deutschland ist, soweit wir sehen können, bisher nur ein einziges Mal auf ihn aufmerksam gemacht worden, und das war hier im Tage-Buch, vor genau zwei Jahren, am 14. Januar 1922. Damals berichteten wir über „die Methode Dawes":

„Im Juli letzten Jahres (1921) faßte Präsident Harding den Entschluß, mit der theoretisch oft geforderten, praktisch aber nie durchsetzbar gewesenen Ersparungspolitik in der Verwaltung endlich Ernst zu machen. Da er sich sagte, daß man mit neuen Deklamationen und neuen Verfügungen auch weiterhin genau ebensowenig erreichen werde, wie mit allen früheren, da er sich ferner sagte, daß auch Parlamente für großenteils das Detail der Verwaltungsorganisation betreffende Fragen notwendigerweise inkompetent sein müssen, tat er das einzige, was in solchen Fällen wirksam getan werden kann: er begab sich auf die Suche nach einem Mann. Der Mann, den er fand, war ein General. Nicht einer von der Art, wie wir Deutsche sie kennen, — grauhaarig, in dreißig Jahren Kasernendienst verstaubt, von uralten Traditionen nach allen Seiten begrenzt. Sondern einer der Typen, die der Weltkrieg in Amerika sozusagen vom Büro weg die höchsten militärischen Stellen erklimmen ließ, — jung, elastisch, kommentlos, erfinderisch. Der General Charles G. Dawes wurde mit dem Amt eines Ersparungskommissars betraut, seine Kompetenzen und Funktionen wurden festgelegt. Es waren äußerst dürftige Kompetenzen. Kein Befehlsrecht den Aemtern und Behörden gegenüber, kein Vetorecht, kein Abstrichrecht. Im Grunde überhaupt nur eine einzige Kompetenz: von jeder Amtsstelle jede gewünschte Auskunft einzuholen, in jeden Amtsbetrieb nach Belieben Einsicht zu nehmen. Das erschien ausreichend zur Bewältigung der Aufgabe, die dem Ersparungskommissar gestellt war: planmäßig nach budgetären Abstrichmöglichkeiten herumzustöbern, entdeckte Möglichkeiten (in Verbindung mit den betroffenen Aemtern) sachlich durchzuarbeiten und dem Präsidenten dann, zu dessen eigenem Entscheid, fortlaufend Vorschläge zu unterbreiten. Der Ersparungskommissar erhielt also keine andere Funktion als die eines Investigators und Initiators. Die Ordre selbst blieb dem Präsidenten vorbehalten. Aber trotz, oder besser vielleicht gerade wegen dieser seiner undiktatorischen Stellung erwuchs ihm in den Aemtern, die er unter die Lupe zu nehmen hatte, wenig aktiver und passiver Widerstand. Man öffnete ihm ohne Quertreiberei Statistiken und Betriebsordnungen, man gab ihm im allgemeinen ohne Rückhalt

Auskunft, und das Amtszimmer des Generals Dawes wurde bald zu einem Taubenhaus, in dem ohne Unterlaß Minister, Gouverneure, Amtspräsidenten und Betriebsdirektoren ein- und ausflogen. So begannen im Weißen Haus ab Mitte Juli präzisierte Vorschläge anzulangen; sie bewegten sich auf den drei naturgegebenen Linien: Ersparnisse durch Personalreduktion, durch Methodenvereinfachung und durch Einschränkung des Umkreises öffentlicher Aufwendungen. Ihre Mehrzahl ward vom Präsidenten gebilligt, und schon nach 30 Tagen war das Budget um 110 Millionen Dollars erleichtert. Nach drei Monaten war man bei rund 500 Millionen angelangt. Und zum Jahresende hat Präsident Harding die eminente Tatsache angekündigt, daß die Ausgaben des Budgets pro 1922 infolge der Tätigkeit des Ersparungskommissars mehr als anderthalb Milliarden Dollars (genau 1.570.118.323) niedriger sein werden als diejenigen des Budgets 1921, — was ungefähr der doppelten jährlichen Reparationspflicht Deutschlands entspricht, oder — ich kann mir die Umrechnung nicht verkneifen! — fast dem Gesamtjahresbedarf des deutschen Haushalts! Das ist der Erfolg der Methode Charles G. Dawes, über die als charakteristisch nur noch nachgetragen werden soll, daß sie mit demonstrativer Konsequenz auch im eigenen Hause des Ersparungskommissars durchgeführt wurde. Der Kongreß nämlich hatte für die Sach- und Personalkosten dieser Institution eine Summe von jährlich 225 000 Dollars bewilligt; einer der ersten Akte des Herrn Dawes aber war es, auch von diesem Posten 25 Prozent streichen zu lassen; und er erklärt, mit den verbleibenden 168 000 Dollars vollständig auszukommen, gezwungen nur zu dem einen Behelf: sich einen qualitativ so hochwertigen Mitarbeiterstab zu bilden, daß er quantitativ umso enger begrenzt bleiben kann."

Wenn der Mann, der dem Ausschuß zur Prüfung der deutschen Leistungsfähigkeit präsidiert, so aussieht, wenn er einer der ganz wenigen Regierungsfunktionäre ist, die in dieser ebenso sterilen wie geschwätzigen Nachkriegszeit eine große positive Leistung hinter sich gebracht haben und wenn dies Vollbringen fast ausschließlich einem derben Mut zum Zupacken und einer kategorischen Entschlossenheit zu danken ist, statt jeder Rücksicht wirklich nur den berühmten gesunden Menschenverstand walten zu lassen, — darf man von dem Ausschuß dann erwarten, daß er in der Tat endlich zu dem immer wieder verfehlten Resultat gelangen wird? Wir wissen nicht, welche Quertreibereien, Illusionen und Vorurteile auch diesmal wieder Verwirrung zu stiften sich anschicken wollen. Aber wir glauben, daß Herr Dawes eher mit Krach von seinem Amte zurücktreten würde, als sich zum Mitschuldigen einer neuen Halb- oder Viertelsregelung machen zu lassen. Er hat bereits mit großer Treffsicherheit erklärt, für ihn bestehe die Frage der L e i s t u n g s fähigkeit überhaupt nur in einer Frage nach der P r o d u k t i o n s fähigkeit (wozu noch hinzuzufügen wäre: auch der A b s a t z fähigkeit). Besteht er auf dieser simplen These und lehnt er weiter unbeugsam ab, sich auf all die Verschleierungsplädoyers über Budgets, Nationalvermögen, Ausfuhr und Einfuhr, Kreditbedarf, schon geleistete und noch nicht geleistete Zahlungen, Steuern, Indices und Valuten einzulassen, dann wird diesmal wirklich Klarheit geschaffen. Es wird allerdings eine Klarheit sein, die nicht nur den Phantasten im Lager der Empfänger, sondern auch den patriotischen Zerstörern im eigenen Lande nicht sehr erfreulich erscheinen wird.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS T.-B.

*Anklage gegen Deutschland.*

1.

Lieber Stefan Großmann!

Wollen Sie wissen, wie groß mein letztes Bühneneinkommen aus 14 Aufführungen war?

9 Pfennige!

Wir können keine Schuhe mehr sohlen lassen.

Rottach am Tegernsee.

*Wilhelm Schmidtbonn.*

2.

*Ach Gott, das Reichsgericht!*

Ein Anwalt schreibt:

T a t b e s t a n d: Der Angeklagte ist seit zwei Jahren verheiratet. Er wohnt mit seiner Frau und seinem Kinde auf offener Bühne bei seinen Schwiegereltern. Im Juli erkrankt die Frau an einer Lungenentzündung. Mit Eintritt der rauheren Jahreszeit ist bei dem Aufenthalt auf der zugigen Bühne täglich mit einem Rückfall zu rechnen, der das Leben seiner Frau gefährdet. In dieser Not fertigt er eine Urkunde über einen Mietvertrag fälschlich an, macht dem Wohnungsamt gegenüber davon Gebrauch und erlangt dadurch Zuweisung der von ihm angeblich gemieteten Wohnung. Für die Wohnung zahlt er Entgelt.

U r t e i l: Die Strafkammer sagt: Der Mann hat sich keinen Vermögensvorteil durch den Gebrauch der Urkunde verschaffen wollen, denn die Erlangung einer Wohnung gegen entsprechendes Entgelt erfüllt diesen Tatbestand nicht. Der Mann ist aber freizusprechen, weil er sich in einem Notstand nach § 54 des Strafgesetzbuches befunden hat. Die Notlage, wie im Tatbestand geschildert, ist auch unverschuldet, da der Beklagte die Notwohnung in Erwartung, bald eine bessere Wohnung zu erhalten, bezogen und seit zwei Jahren erfolglos sich bemüht hat, eine ordentliche und gesunde Wohnung zu finden. Es kann dahingestellt bleiben, ob die Notlage nicht in anderer Weise zu beseitigen war. Ihm ist jedenfalls der tatsächliche Irrtum zuzubilligen, daß er sein Vorgehen für den einzig möglichen Weg gehalten hat, diese Lage zu ändern.

*

Bei diesem Urteil ist nicht einmal ein besonderer Grund zur Begeisterung. Man muß von einem guten Richterstand diese Erwägungen erwarten.

Das Reichsgericht hat auch einen guten Richterstand, aber einen sehr gelehrten. Es findet Raum zu folgenden Erwägungen:

R e i c h s g e r i c h t: Die Annahme, der Angeklagte habe sich keine Vermögensvorteile verschaffen wollen, ist rechtlich irrig. In dem Besitz einer Mietwohnung kann schon in gewöhnlichen Zeiten ein Vermögensvorteil gesehen werden, und das muß umsomehr in der Gegenwart gelten, wo wegen Wohnungsmangels gesetzlich die Mietwohnungen dem freien Verkehr entzogen und der Mietzins in einer den Mieter begünstigenden Weise gesetzlich geregelt ist.

Ferner: Der Notstand ist nicht einwandfrei begründet. Zuzugeben ist, daß zur Annahme einer gegenwärtigen Gefahr für Leib und Leben das unmittelbare Bevorstehen einer Schädigung nicht erforderlich ist, sondern daß ein Zustand genügen kann, der erfahrungsgemäß bei natürlicher Weiterentwicklung der Dinge mit Wahrscheinlichkeit binnen nicht zu ferner Zeit den Eintritt der Schädigung, wenn nichts dagegen getan wird, als sicher bevorstehend erscheinen läßt. (Haben Sie verstanden?) Es kann bezweifelt werden, ob ein derartiger Zustand für den vorliegenden Fall festgestellt ist. Die

bloße, wenn auch naheliegende Möglichkeit einer Schädigung ohne die zu erfordernde sichere Erwartung derselben würde nicht genügen. (Nicht wahr? Eine offene, zugige Bühne und eine Frau, die sich da Lungenentzündung geholt hat, haben an sich nichts miteinander zu tun.) Ferner kann die Notlage des Angeklagten nicht ohne weiteres als unverschuldet deshalb erklärt werden, weil er von vornherein die Erwartung gehegt hat, daß er bald eine geeignete Wohnung bekommen werde. (Richtig, warum heiratet der Kerl?) Mindestens fehlt es hier an einer Berücksichtigung der Frage, ob der Beklagte diese Erwartung auch für berechtigt halten konnte und durfte. Endlich nimmt offensichtlich die Strafkammer selbst an, daß es zur Beseitigung der Notlage des Angeklagten, soweit es sich um die Gefährdung seiner Frau handelte, die vom Angeklagten begangene Rechtsverletzung nicht als der einzige Weg in Betracht zu kommen gehabt hätte, sondern daß es andere Mittel dazu gegeben haben würde. (Das ist so unerschütterlich richtig, daß einem bei dieser Gerechtigkeit kalt wird.) Eine sichere Prüfung in dieser Richtung hat sie aber nicht vorgenommen, sondern sich damit begnügt, dem Angeklagten den tatsächlichen Irrtum zuzubilligen, daß der von ihm eingeschlagene Weg der allein mögliche sei. Dieser Irrtum konnte aber folgerichtig erst dann zugebilligt werden, wenn die Strafkammer sich selbst klargemacht hätte, welche anderen Wege in Betracht kommen konnten, denn nur dann konnte sich die Strafkammer darüber schlüssig werden, ob der Angeklagte sich auch der einen oder anderen dieser anderen Möglichkeiten bewußt gewesen sein müßte und bewußt gewesen ist. — —

*

Jawohl. Das Urteil stammt vom 13. März 1923. Es ist nicht nur juristisch unhaltbar. Es ist auch sonst niederdrückend.

3.

*Arne Garborg, der Verschollene?*

Dieser Tage ist hoch oben in Norwegen der Dichter Arne Garborg gestorben. Er war der große Romancier seines Volkes. Seine drei Romane: „Bauernstudenten", — „Müde Seelen" — „Bei Mama" sind Meisterwerke, die in einem Atem mit den größten Erzählungen der Welt genannt werden dürfen. Besonders „Bei Mama", das Schicksal eines alternden Mädchens, das nie ganz von Mama loskommt, ist ein unvergeßliches Werk. Das Gegenstück dazu ist „Müde Seelen", die Lebensgeschichte eines allmählich unfruchtbar werdenden Junggesellen, der mit Resignation erkennt, daß ihm die Liebesfähigkeit der Seele eintrocknet. Das sind zwei Bücher, die keiner vergißt, der sie gelesen. Sie sind vor Jahr und Tag bei S. Fischer deutsch (in einer idealen Uebersetzung von Marie Herzfeld) erschienen. Frage an den Verlag S. Fischer: Warum haben Sie diese wunderbaren Bücher untergehen lassen? Die Romane Garborgs sind auf dem Niveau Hamsuns. Aber die Uebersetzerin starb, Garborg selbst, der ein religiöser Grübler geworden war, hat seine Werke fast verstoßen. Und der Verleger? Er vergaß sie! Sonst

hätten diese drei Romane Garborgs so wenig wie die „Mysterien" vom deutschen Büchermarkt verschwinden können.

Ich wollte schon vor Jahr und Tag den S. Fischer-Verlag an diese Pflicht erinnern. Nun macht vielleicht der Tod, als letzte Gelegenheit, den großen Dichter Arne Garborg in Deutschland wieder lebendig. Das heißt: Wenn der Verleger will.

Ist's nicht eigentlich furchtbar traurig, daß vor dem Eingang in den großen Weltruhm ein Verleger steht, nachdenklich, mit dem rechnenden Finger an der Nase. Und sei's selbst ein so geschmackvoller Verleger wie Herr Fischer.

Ach, man möchte an der ganzen Gerechtigkeit des Ruhmes zweifeln, wenn solche Werke wie „Müde Seelen" und „Bei Mama" selbst nur für eine Generation verloren gehen können.

---

FILM

*Sylvester*

Der neue Film Carl Mayers, realisiert von Lupu Pick, gehört zu den sogenannten Kammerspielfilmen, einer Gattung, die Mayer selbst begründet hat („Scherben", „Hintertreppe") und mit energischer Bemühung fortsetzt: möglichster Verzicht auf verbindenden Text, pausenlos hintereinander fortlaufende Handlung, wenige Personen, Vertiefung ins Psychologische, intensivste Kleinarbeit des Regisseurs im Schauspielerischen, im Milieu, Stimmung und Bildmäßigkeit. Dieser Film spielt in der Sylvesternacht: in der Hinterstube einer Kneipe ringen um den gutartigen Gastwirt seine alte Mutter und seine junge Frau . . . bis vor der peinigenden, hysterischen Eifersucht der beiden Weiber der Mann in den Tod flüchtet. Dieses Geschehen schwillt hervor aus dem Wogen der Welt und Menschheit: Gewirr der Straßen, Luxusnachtlokale, Wirtshausräume, Lustigkeit, Elend, toller Wirbel, Meeresweite und Friedhof fluten ineinander. Aus wirrer Verknüpfung von tausend Erdenschicksalen hebt sich schwer und deutlich dieses eine kleine Schicksal kleiner Menschen.

Das alles hat Lupu Pick so klar herausgearbeitet, daß jeglicher Beschauer weiß, was gewollt ist. Der Fehler des Films ist, daß die Menschen sich gar zu langsam bewegen, daß die Haupthandlung gar zu schwerflüssig rinnt (vorher lief ein Zeitlupenfilm mit 3—500 facher Verlangsamung der Bewegung . . . . manchmal glaubte man, Sylvester sei die Fortsetzung).

Die drei Filmspieler waren Klöpfer, diesmal sehr gebändigt, zurückhaltend und unsolistisch; Frida Richard mit zerfurchtem Altersgesicht und redendem Auge; Edith Poska, viel einfacher, besser als sonst.

Ummalt ist dies alles von trefflicher, treffender Musik Klaus Pringsheims, die mit neuester Modulation Variationen des Volksliedmäßigen verbindet. Neu und geglückt ist auch der neue Aufnahmeversuch, im Atelier von einem fahrenden Wagen zu photographieren, sodaß die Umwelt zusehends heranrückt, sich entfernt, schwillt, schwindet . . ., sodaß starre Realität ins Phantastisch-Bewegte wächst.

Liebe zu einer fortschreitenden Sache, leidenschaftliche Arbeit an diesem Experiment soll gepriesen sein. Für mich war das Wesentliche des Films nicht das psychologische Geschehen (ich meine — je länger umso überzeugter: solcherlei gehört in den Roman oder aufs Theater, aber nicht in den Film, denn der Film braucht nicht nur innere, sondern am meisten äußere stärkste Bewegung, Gegenhandlung, Tempo) . . . das Wesentliche war die Bewältigung der Umwelt; zum ersten Male (zugleich mit Grunes „Strasse") war hier im Film das Leben der Erdober-

fläche pulsend und erbarmungslos sichtbar in so großer Weite, daß das Einzelgeschehen zum Symbol dieses Großen ward. *Kurt Pinthus.*

---

TISCH MIT BÜCHERN.

Jahrbuch der jungen Kunst 1923. Herausgegeben von Georg Biermann. Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Man muß, als von der Zeit Gefangener, fern von Bahnen, Museen, selbst Schaufenstern wohnen, um dem Herausgeber ganzen Dank zu wissen. Aber wer, selbst in den Städten, ist heute nicht Gefangener? Hier erhält der, der nicht mehr reisen kann, zudem die Bilder, die selber auch zu Gefangenen geworden sind, eine Schau, so weiträumig und vielgestaltig, wie sie nur zu denken ist. Nicht nur der eine oder andere Künstler, nicht nur die eine oder andere Stadt, das eine oder andere Land, die Künstler der ganzen Erde stellen sich ein. Wie eine Schiffsmaschine scheint einem dieses Buch aufgeschlagen in den Händen zu beben, von eingesperrter Energie durchtobt. Prachtvoll, diesen Trotz der Kunst zu sehen, die unbekümmert um Not der Zeit, ihre Fahrt fährt, in die Zeit sich eindrängend, gewünscht oder nicht, lachend, singend, träumend und diese Träume viel wichtiger nehmend als die Gehirnübungen wenig begabter Staatsmänner, die den Flug der Zeit zu lenken glauben, während das Gesicht dieser Zeit für die Enkel doch durch das heute so Ueberflüssige, die Kunst, bestimmt wird. Dieses Biermannsche Jahrbuch ist das vierte seiner Reihe, ein Band von 450 Seiten, 500 Abbildungen auf Tafeln, 6 Originalgraphiken. Anschaulich gemacht ist auch dieses Jahr wieder alles, was lebendig ist heute, war gestern, sein wird morgen. Namen mögen ein geistiges Bild geben: Runge, Ingres, Dambacher, Gauguin, Paula Modersohn (mit 10 unveröffentlichten Bildern), Corinth, Rohlfs, Kars, Nolde, Chagall, Fiori, Meidner, Schrimpf, Derain, Archipenko, Kubin, Chagall, Mense, Felixmüller. Es werden heute viel Worte über die Kunst geschüttet, aber die Aufsätze dieses Bandes sind, was sie sein sollen: sachlich. Namen der Schreibenden etwa: Wiese, P. F. Schmidt, Biermann, Karl With, Willi Wolfradt, O. M. Graf, Däubler, Carl Sternheim, Wilhelm Michel, Rudolf Blümner. Mit ungewöhnlicher Tatkraft und Blickschärfe ist der Band zu einem organischen Ganzen zusammengestellt. Er wirkt heute, da der große Schatten Ostasiens über uns alle fällt, ungewollt als Manifestation westlicher Kunst, als Lebensberuf Europas. Eine Leistung, auf die Deutschland stolz sein darf, das immer noch der seelische Schoß dieses Weltteils ist, in den alles mündet. Zu wünschen wäre eine Vervollständigung der Länderübersichten und Darstellungen neuer Galerien.

*Wilhelm Schmidtbonn.*

Der Querschnitt. (Querschnitt-Verlag, Frankfurt a. M.)

Das ist unsere beste Zeitschrift! Anfangs war sie der zuverlässigste Führer in die absurdeste Absurdität; seitdem sie pünktlicher und überhaupt wie eine richtige Zeitschrift auftrat,

verlor sie einiges von diesem Reiz; aber das Melée aus Hohn, Reklame, vorzüglicher Kunstbetrachtung, Zeitunfug, Bildern, Kino, Boxmatch, Musik, allerbestem Feuilletonismus hat an Verantwortlichkeit zugenommen. Sie erheitert und erschüttert. Der Querschneider, der seine Zeit durchaus kennt, reißt ihr die letzten Lumpen vom Leib — oftmals so, daß das Fleisch es garnicht merkt, wie nackt und lächerchlich es dasteht. Dem Nationalisten schenkt er das feinste erwünschte Aergernis des Internationalismus, dem Mittelmäßigen das peinliche Beispiel genialer Leistung, dem Likörtrinker die Empfehlung einer guten Marke. Ueberall stolpert man über Hinterlist, Gedichte, Hitler, Lenin, Seipel. ' Die Charakterlosigkeit dieser Zeitschrift ist bewundernswert charaktervoll. *Ml.*

Zu zwei Büchern Rudolf Borchardts (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Jenseits vom Dichterischen sei der Buchform gedacht, der Homogenität zwischen Inhalt und Druck. Diese neuesten Borchardt-Bücher („Die Schöpfung aus Liebe“ und „Die geliebte Kleinigkeit“) sind vollendete Muster für Auflagen-Werke, die gleichwohl nach edelstem Geschmack und im reinsten Zusammenklang des Innen und Außen hergestellt wurden. Wer als Nichtbibliophile die snobistische Buchfabrikation um des Materials willen berechtigterweise ablehnt, wird hier gleichwohl jenes nicht-zu-sagende spüren, das mit Elastizität dem dichterischen Wesen noch in der starren Letter nachgeht. Der Künstler, dem dies bei Borchardts Büchern wundervoll gelang, ist Jakob Hegner in Hellerau. *Ml.*

Benedetto Croce: Dantes Dichtung (ins Deutsche übertragen von Julius Schlosser). Almathea-Verlag Zürich—Leipzig—Wien.

Der berühmte italienische Philosoph gibt in diesem Werke ein sehr scharf umrissenes, aber sehr trockenes und deshalb letzten Endes doch verzeichnetes Bild von Dantes Werk. Benedetto Croce verleugnet in keiner Zeile seine Herkunft von Hegel. Vielleicht, weil wir in Deutschland uns diese Anlehnung an Hegel garnicht mehr vorstellen können, erscheint uns dieses Dantebuch als seltsam antiquiert. *F. S.*

Leo Trotzki: Fragen des Alltagslebens. (Carl Hoym-Verlag, Hamburg.)

Das Buch gibt dem Leser einen ebenso objektiven wie gründlichen Einblick in die Seele des durch die Revolution aus seiner fatalistischen Stupidität aufgerüttelten russischen Durchschnittsarbeiters. — Bedeutung erhält die Broschüre vor allem dadurch, daß sie den Weg zeigt, den die Sowjetregierung einschlagen will, um ihrer wichtigsten und schwersten Aufgabe gerecht zu werden: die unter der Herrschaft der Knute fast tierisch gewordene, noch jetzt zu einem erschreckenden Prozentsatz analphabetische breite Masse des russischen Volkes allmählich in bewußtes Menschentum zu führen. Interessant

ist es, den Psychiater Trotzki bei der Arbeit zu beobachten, wie er, unter Umgehung der anderswo sanktionierten geheimrätlichen Weisheit, einfach ein Viertelhundert der besten russischen Arbeiter aus den Fabriken zusammenruft, sie genau über ihr und ihrer Umwelt tägliches Leben ausforscht und auf Grund der so gewonnenen echten Eindrücke weiterschreitet in der „Epoche der Kulturarbeit". *nn.*

W s s e w o l o d I w a n o w: „Farbige Winde" und „Panzerzug Nr. 1469" (Carl Hoym-Verlag, Hamburg).

Man kann diese beiden Bücher zusammen betrachten. Ihre Grundtendenz ist dieselbe: Wssewold Iwanow ist als neuer Mensch und Dichter aus der bolschewistischen Revolution hervorgegangen. Lenins Umsturz, der sich wie ein reinigendes Meer über das große Rußland ergießen sollte, begeistert den Dichter; seine Freude — und sein großes Leid, das bei keinem echten Russen fehlt, legt er nieder in den beiden Schriften: Erschütternde Bilder aus dem Leben russischer Kleinbauern sind da entworfen, Bilder auch von diesen ärmsten Menschen selbst. Und durch die ganze interessante Schilderung hindurch zieht sich ein roter Faden: die Erläuterung und Propagierung der neuen Moskauer Ideen. *nn.*

L e o T o l s t o j: Ein Leben in Selbstbekenntnissen. Tagebuchblätter und Briefe. Herausgegeben von Arthur Luther. (Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Tolstojs Tagebücher und Briefe erscheinen bei uns mit bemerkenswerter Langsamkeit und in einer Reihenfolge, die alle Rückschlüsse ausschaltet. Die Luthersche Auswahl begegnet diesem Mangel in der Hauptsache; sie hält den Hauptfaden durch und in den prononcierten Aeußerungen die tausend wichtigen Beziehungen aufrecht zwischen Lebensdokument und Arbeit, was bei Tolstojs missionärer Bedeutung, den Wandlungen, den Fundamenten seiner Anschauungen bemerkenswerter ist als bei der Entwicklung vieler Dichter sonst. Das Buch wird einerseits zu einem guten Begleiter und Deuter während der Lektüre Tolstojscher Werke, andererseits zu einer höchst plastischen, ungeschminkten Selbstbiographie, die das äußere Schicksal unablässig mit dem inneren verflicht. Die Ausgabe, für einen großen Leserkreis gedacht, gibt sich gleichwohl anspruchsvoll, d. h. gewissenhaft und immer bereit, zuerst die Persönlichkeit wirken zu lassen. *K.*

F r i e d r i c h M u c k l e: Der Geist der jüdischen Kultur und das Abendland. (Rikola-Verlag, Wien.)

Muckle, übrigens unter der Aera Eisner bayrischer Gesandter in Berlin, verwahrt sich im vornherein und begründetermaßen dagegen, hier etwa eine jüdische Parallele zu Spengler gezogen zu haben. Plan und hauptsächliche Ausführung seines Werkes liegen früher, und dann ist es auch keine Bilanz von jener zweifelhaft doktrinären Art und Schematik; viel eher ein geschichtsphilo-

sophischer Grundriß, über dem das Gesamtgebäude der jüdischen Kultur mit reichsten Mitteln, Farben, Kenntnissen und einer besonderen Sicherheit der Linienführung aufgebaut wird. Für die Einwirkungen des Judentums auf den Okzident, ihre Grenzen, ihr pro et contra, verfolgt er Stränge und Quellen bis in die äußersten Anfänge. Niemals aber wird das universalgeschichtliche Element vernachlässigt, niemals wird es in eine Theorie hineingebogen, wie sie etwa dem Spenglerschen Buch die Weite und Größe verbaut. Dieser höchst belangvolle Versuch, den Widersinn des seelischen Ghettos zu brechen, ist eine jener großen Dichtungen, zu denen die Wissenschaft mitunter sich auswächst. *K.*

L. Andro: Das entschwindende Ich. (E. P. Tal & Co., Wien.)

Lektüre für Tram oder Untergrundbahn. Nach sechs Stationen längstens ist man fertig, trotz der rund 140 Seiten. Man fliegt sozusagen damit. Es kommt aus der Zone des H. G. Wells, ist ein abstruser Witz, der mit Freudschem Material spielt. Wahrscheinlich gab das Thema der Bewußtseinsspaltung den Anlaß. In einer großen Stadt verschwinden Menschen, werden als vertauschte Seelen abgerichtet, und ein veritabler Schwindler mit Detektivscherzen mutet einer Opernsängerin zu, einen anständigen Lebenswandel zu führen. Das ist einer der Widerstände, an denen das Unternehmen scheitert. *Ml.*

---

ANEKDOTE

*Tragödie.*

Mehring und ich kommen früh fünf Uhr am Nollendorfplatz vorbei. Es ist kalt und regnerisch. Unsere Schritte trappen über einsames Pflaster. An einer Ecke machen wir Halt und zünden uns eine Zigarette an. Ohne daß wir es gemerkt hätten, stehen zwei Menschen in einem Hausflur, ein Nebbich und ein Mädchen. Und das Mädchen spricht soeben:

„Ick jehe nur mit Christen."

*Hans Reimann.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 2):



---

**Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.**

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.**

**Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.**

**Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.**

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Januarwoche

Will das Leben wieder erträglich werden? Glätten sich die vergrämten Gesichter schon ein wenig? Hört man nicht zuweilen auch Deutsche wieder lachen? Es ist, zum Glück, nicht die breite, aufreizende Lache, die Wilhelm, der uns so herrlichen Zeiten entgegengeführt, mit klatschendem Schenkelschlag zu verbinden liebte, es ist ein weniger lärmendes, ein ungewohntes Lachen, das schwache Lachen des Rekonvaleszenten. Zum erstenmal seit Jahren ist der Himmel über Deutschland nicht ganz schwarz. Mac Donald, der rechtschaffene Friedensfreund, ist zur Macht gekommen. (Beiläufig: In Herrn Maurenbrechers undeutscher Zeitung wagt es jemand, in völliger Unkenntnis des Tatbestandes, Mac Donalds reine Gestalt den ahnungslosen Lesern als „Propagandareisenden zum Vernichtungskrieg gegen Deutschland" vorzustellen, nachdem der unkundige Schwadroneur vorher gefabelt hatte, Mac Donald habe mit Grey in Asquiths Ministerium gesessen. Und solche nichtsnutzigen Schwindler führen völkische Scharen an!) Mac Donalds großer Schatten liegt schon über dem Elysée, dort hat Herr Poincaré, zum erstenmal seit fünf Jahren, seine Gemütskiste entdeckt. Er fand in der vierundfünfzigsten Kriegerrede öffentliche Tränen, der Herzensmensch. Herr Hjalmar Schacht, der die Sprache Rathenaus spricht — nur schlichter und deshalb gewinnender — hat die Finanzsachverständigen der Welt zu überzeugen gewußt. Schon winkt der Marquis de Lubersac dem Geschäftsfreunde Stinnes über den Rhein zu, und die „Journée industrielle" wagt sogar zu sagen, daß Einschränkungen der deutschen Wirtschaftsfreiheit, die in Versailles beschlosen wurden, wegfallen könnten. Selbst Herr Jarres glaubt, möglich ist alles, wieder an die Erhaltung des Rheinlandes. Zu diesen Spekulationen kommt die leise, langsame Wirkung der stabilen Mark. Deutsche Kaufleute kalkulieren wieder, und zwar ohne den tollen Risiko-Zuschlag der Inflationszeit. Allenthalben wird ein Senken der Arbeitslosenziffer gemeldet. Der Deutsche, immer zur Arbeitshypertrophie bereit, stets mit aufgekrempelten Aermeln dastehend, ist mühelos zum Neun- oder Zehnstundentag zurückzubekehren gewesen. Wo hat ein Kommunist Widerspruch gewagt? Und es atmen die Frauen

wieder auf. Der Morgengang auf den Markt ist nicht mehr mit Galle, Gram und Tränen verbunden. Das Wunder ist geschehen, deutsche Landwirte haben sich zur Beschickung der städtischen Märkte entschlossen! Eier, Raritäten von vorgestern, sind schon um 18 Pfennige beim Händler zu haben, das Pfund Weißkohl kostet 14, Wirsing 16, Grünkohl 20 Pfennige, nur die Frau Kommerzienrat muß noch eine Mark für Rosenkohl blechen. In den schimmernden Läden der Fleischer ist gutes Rindfleisch wieder für achtzig Pfennige zu haben, und wenn die Berlinerinnen kochen könnten, würde es schmecken. Ja, sogar Butter, immer noch sündhaft teuer, ist wieder ohne Polonäsen zu haben, zwar noch für 1,60 das Pfund, aber auch diese Preise werden nicht zu halten sein. Voraussetzung dieser Besserung ist freilich, daß eine konsumfähige Bevölkerung da ist, und deshalb sollte man dem Herrn Reichsfinanzminister Luther das ABC der Volkswirtschaft einbleuen, damit er eine so ungeheuerliche Dummheit, wie den Erlaß seines Gehilfen von Schlieben (ist er schon entlassen?) gebührend straft. Den Unternehmern durch die Schlichtungsämter den Zwang zu Hungerlöhnen diktieren zu wollen — dieser tölpelhafte Plan, den der „Montag Morgen“ enthüllt hat, kann nur mit sofortiger Pensionierung gesühnt werden. Immerhin, die Berliner haben über den teuflich dummen Plan herzlich gelacht und — lachen ist nötig. Ja, es erquickt, daß man seit einigen Tagen auf den Straßen, in der Bahn, in den Werkstätten wieder lachen hört. Zum Aufbau, nämlich, strenger Herr Stresemann, ist nicht bloß Glaube und Sittlichkeit, sondern auch ein wenig Heiterkeit nötig. Der deutsche Winterhimmel hat sich ein wenig gelichtet — das erste schüchterne Lachen, nach zehn finsteren Jahren, klingt wieder durch das gequälte Land!

Wenn man zu Herrn Emminger kommt, um ihn zu interpellieren, warum er die Not des Staates zu einer Zerstörung des deutschen Justizgebäudes ausnutzen wollte, so antwortet der biedere Bayer mit der Treuherzigkeit, die den Kahrleuten eigen: „Aber was wollen Sie, meine Herren? Ich folge ja nur demokratischen Vorschlägen. Der Vater meiner Justizreform ist Herr Schiffer, der Demokrat“. So wird dem Tage-Buch in begründeter Zuschrift aus dem Hause versichert, in dem einst der Reichstag lebte. Herr Schiffer, der ewige Ministerkandidat, mag seiner Partei schon viele Schlappen zugefügt haben, aber daß Herr Emminger ihn jetzt als Bundesgenossen, ja als Inspirator nennen kann, das ist, hoffentlich, nur staatsanwaltliche Pfiffigkeit. Freilich verweist Herr Emminger auf die von Schiffer formulierten Forderungen zum Justizabbau, freilich betont Herr Emminger, daß Schiffer und die herzensgute Frau Lüders im Fünfzehner-Ausschuß gesessen und zugestimmt haben. Dennoch will man nicht glauben, daß ein Demokrat, ein unabhängiger Jurist eingewilligt haben soll, daß mit Hilfe des Ermächtigungsgesetzes Schwur- und Schöffengericht im

hurtigsten Tempo abgeschafft, die Voruntersuchung für schwere Verbrechen beseitigt, die Anklagen nicht mehr begründet, die Zeugenladung beschränkt und Rechtsmittel gegen diese Eiljustiz unzulässig sein sollen. So nebenbei hat Herr Emminger — unter dem Mantel der Sparsamkeit — die bayrische Sabotage des Reichsgerichtes legalisiert. Die Verquickung notwendiger Sparmaßnahmen mit einer grundstürzenden Justizreform hielt man bisher für ein Meisterstück bajuvarischer List. Nun bezichtigt Herr Emminger den Demokraten Schiffer der Vaterschaft seiner Justizjesuitentat. Wenn Herr Schiffer nicht selbst das Bedürfnis fühlt, vor der Oeffentlichkeit Emmingers Kind zu verleugnen, so wird die demokratische Partei gegen Schiffer ein Verfahren einleiten müssen. Sie würde sonst in der Wahlbewegung für diesen Schiffer ohne Kompaß bitter zu büßen haben.

Die Stupidität der Einreise-, Ausreise- und Aufenthaltsbewilligungen wird sehr hübsch durch eine wahre Geschichte belegt, die der Vater des Betroffenen in der neuen Zeitschrift „Oesterreich-Deutschland" erzählt, dem Zentralorgan der nicht zu zerstörenden Anschlußbewegung:

Mein Sohn (Oesterreicher) heiratete eine Reichsdeutsche, die nie aus Berlin hinausgekommen war. Durch die Heirat wurde sie natürlich Oesterreicherin und erhielt von der Berliner österr. Gesandtschaft sofort nach der Eheschließung einen österreichischen Paß. Da das junge Paar sofort nach Tirol reiste, mußte auch meine Schwiegertochter als nunmehr Ausländerin eine Ausreisebewilligung haben. Das Finanzamt erledigte die Sache glatt. Auf dem Polizeirevier entspann sich folgendes Gespräch:

„Ich bitte um eine Ausreisebewilligungs-Anweisung. Hier ist der ausgefüllte Fragebogen."

„Ja, Sie sind ja jetzt Oesterreicherin, da müssen Sie sich hier zuerst anmelden."

„Ganz recht, ich tue es hiermit, hier ist mein österreichischer Paß."

„Ja, aber ich kann Ihre Anmeldung nicht annehmen, denn Sie haben keine Einreisebewilligung nach Deutschland." — — — — —

General Hesse, zurzeit Regent von Thüringen (zu seinem Adjutanten): Lassen Sie mal den Theaterkerl vorführen. Wie heißt er?

Adjutant: Ulbrich, Franz. — General-Intendant aus Meiningen.

General Hesse: Wieso General? Intendant jenügt.

Ulbrich, tritt ein. Er sagt: „Guten Morgen", steht aber nicht stramm und empfängt einen strengen, zürnenden Blick.

General Hesse: Sie wollen Intendant am Nationaltheater in Weimar werden? Bei welchem Regiment haben Sie jedient?

Ulbrich: Das Ministerium hat mich ernannt.

Der General: Ach was, Ministerium. Waren Sie im Felde?

Intendant: Ich leitete das ehemalige Hoftheater in Meiningen.

General: (scharf): Wieso ehemalig?

Intendant: Meine Inszenierungen haben die Anerkennung aller Sachverständigen gefunden. Ich habe einen Organisationsplan für das ganze thüringische Theaterwesen ausgearbeitet.

General: Wissen Sie denn, was 'n Nationaltheater ist?

Intendant: Ich glaube zu wissen, was Goethe . . .

General (unterbrechend): Nationaltheater is 'n Theater, wo ich meine Jungens von der Reichswehr unbesorgt reinschicken kann. Verstanden?

Intendant: Ich bin gerne bereit, Sondervorstellungen für die Reichswehr . . .

General (unterbrechend): Sondervorstellungen? Nee. Das Janze hat so arrangiert zu sein, daß ich meine Jungens jeden Abend reinschicken könnte.

Intendant (murmelt etwas vor sich hin): Goethes Theaterleitung . . .Weimar . . . . . . Tasso . . . Iphigenie.

General: 'n Theater, das nich' für meine Jungens paßt, is auch nischt für die Nation! Basta! . . . . Abtreten!

Der Intendant verläßt niedergeschmettert das Zimmer des regierenden Generals.

General (zu seinem Adjutanten): Schreiben Sie: Ernennung Ulbrich nich' jenehmigt. Nachweis militärischer Dienstzeit nicht erbracht. Völkische Gesinnung des Anwärters zweifelhaft . . . Nachschrift: Es wird anheimgestellt, Intendantenposten wie ehedem aus höheren Offizierskreisen zu besetzen.

---

„Leidenschaft ist nicht nur die Entschuldigung aller Dinge, die von der Welt getadelt oder bestraft oder nicht geduldet werden: sie ist ihre höhere Rechtfertigung; und alles, was die Regel übertritt, vorausgesetzt, daß es Leidenschaft enthält, wird von der Leidenschaft entsühnt. Aber keine Apologie, keine leere Beredsamkeit. Die Leidenschaft hat keine Rechte. Sie erklärt Krieg und man erklärt ihr Krieg. Man bleibt ihr nichts schuldig. Die Freiheiten, die sie nimmt, muß sie bezahlen: entweder siegen oder den Kopf lassen. Aber dieser Kopf bleibt klar: weder in Reden noch in Klagen verbreitet sie die nebligen Dünste, die dumm machen. Sie ist voll Feuer und nicht voll Rauch."

André Suarès.

Der Internationalismus Lenins ist am besten gekennzeichnet durch den unversöhnlichen Bruch in den ersten Tagen des Weltkrieges mit jener Nachahmung des Internationalismus, der in der Zweiten Internationale herrschte. Die offiziellen Führer des „Sozialismus“ brachten auf der Tribüne des Parlaments die Interessen des Vaterlandes mit den Interessen der Menschheit durch abstrakte Ausführungen im Geiste der alten Kosmopoliten in Einklang. In der Praxis führte das, wie wir wissen, zu einer Unterstützung des raubgierigen Vaterlandes durch das Proletariat.

Der Internationalismus Lenins ist durchaus keine Formel einer Ineinklangbringung des Nationalen und Internationalen in Worten, sondern die Formel eines internationalen revolutionären Handelns. Das von der sogenannten zivilisierten Menschheit bewohnte Territorium der Welt wird als ein einziges zusammenhängendes Kampffeld betrachtet, auf dem die einzelnen Völker und deren Klassen einen gigantischen Kampf miteinander führen. Keine einzige Frage von Bedeutung läßt sich in den nationalen Rahmen zwängen. Sichtbare und unsichtbare Fäden verbinden diese Frage wirksam mit Dutzenden von Erscheinungen in allen Enden der Welt. Bei der Bewertung internationaler Faktoren und Kräfte ist Lenin mehr denn sonst jemand von nationalen Voreingenommenheiten frei.

Marx war der Ansicht, daß die Philosophen genügend die Welt erklärt hätten, und erblickte seine Aufgabe darin, diese Welt umzugestalten. Selbst hat er, dieser geniale Verkünder, das nicht erlebt. Die Umgestaltung der alten Welt ist gegenwärtig in vollem Gange, und der erste, der auf diesem Gebiet tätig ist, ist Lenin. Sein Internationalismus ist eine praktische Bewertung der geschichtlichen Ereignisse und ein praktischer Eingriff in deren Gang in einem die ganze Welt umfassenden Maßstab und zu Zwecken, die die ganze Welt berühren. Rußland und sein Schicksal bedeuten nur ein Element in diesem gewaltigen historischen Ringen, von dessen Ausgang das Schicksal der Menschheit abhängt.

Der Internationalismus Lenins bedarf keiner besonderen Empfehlung. Dabei ist Lenin selbst in hohem Maße national. Er wurzelt tief in der neuen russischen Geschichte, nimmt sie in sich auf, gibt ihr den prägnantesten Ausdruck und erreicht gerade auf diesem Wege den Gipfel internationalen Wirkens und internationalen Einflusses.

Im ersten Augenblick mag die Charakteristik Lenins als „national“ unerwartet erscheinen, und doch ist sie im Grunde genommen etwas ganz Selbstverständliches. Um eine solche in der Geschichte der Völker noch nie dagewesene Umwälzung, wie die in Rußland vor sich gehende, führen zu können, bedarf es offensichtlich einer unlöslichen organischen Verbindung mit den Grundkräften des Volkslebens, einer Verbindung, die den Tiefen der Wurzel entstammt.

Lenin verkörpert in sich das russische Proletariat, die junge Klasse, die politisch vielleicht nicht älter ist als Lenin selbst, eine tief nationale Klasse, denn in ihr findet sich die ganze vorangegangene Entwicklung Rußlands zusammengefaßt, in ihr liegt Rußlands ganze Zukunft, mit ihr lebt und fällt die russische Nation. Das Fehlen von Routine und Schablone, von Falschheit und Konvention, Entschiedenheit im Denken, Wagemut im Handeln, ein Wagemut, der nie in Unverstand ausartet, kennzeichnet das russische Proletariat und zugleich auch Lenin.

Die Natur des russischen Proletariats, die es gegenwärtig zu der bedeutendsten Kraft in der internationalen Revolution gemacht hat, ist durch den Gang der russischen nationalen Geschichte vorbereitet worden, durch die barbarische Grausamkeit des absoluten Staates, die Bedeutungslosigkeit der bevorzugten Klassen, die fieberhafte Entwicklung des Kapitalismus auf der Hefe der Weltbörse, die Entartung der russischen Bourgeoisie und ihrer Ideologie, die Minderwertigkeit ihrer Politik. Unser „dritter Stand" kannte weder eine Reformation noch eine große Revolution und konnte sie auch nicht kennen. Einen um so umfassenderen Charakter gewannen die revolutionären Aufgaben des russischen Proletariats. Unsere Geschichte hat in der Vergangenheit weder einen Luther, noch einen Thomas Münzer, weder einen Mirabeau noch einen Danton oder Robespierre gehabt. Gerade deshalb hat auch das russische Proletariat seinen Lenin. Was an Tradition gefehlt hat, wurde an revolutionärem Schwung gewonnen.

Lenin spiegelt in sich die russische Arbeiterklasse nicht nur in deren proletarischer Gegenwart, sondern auch in ihrer noch so frischen bäuerlichen Vergangenheit. Dieser Mann, dessen Führerschaft im Proletariat am wenigsten bestritten wird, sieht nicht nur äußerlich einem Bauer ähnlich, sondern hat auch etwas stark Bäuerliches an sich. Vor dem Smolny-Institut steht das Denkmal eines anderen großen Mannes des Weltproletariats: Marx, in schwarzem Gehrock, auf einem Stein. Gewiß ist dies eine Kleinigkeit, aber nicht einmal in Gedanken kann man sich Lenin in einem schwarzen Gehrock vorstellen. Auf einigen Porträten ist Marx in einem breiten gestärkten Vorhemd abgebildet, auf dem so etwas von der Art eines Monokels baumelt. Daß Marx nicht zur Koketterie neigte, ist allen jenen klar, die einen Begriff von Marxschem Geiste haben. Aber Marx ist auf einem anderen Boden nationaler Kultur aufgewachsen, hat in einer anderen Atmosphäre gelebt, wie auch die führenden Persönlichkeiten der deutschen Arbeiterklasse mit ihren Wurzeln nicht in das Dorf zurückreichen, sondern in das Handwerk und die komplizierte städtische Kultur des Mittelalters.

Auch der Stil von Marx, der reich und schön ist, in dem Kraft und Biegsamkeit, Zorn und Ironie, Rauheit und Eleganz miteinander gepaart sind, verrät die literarischen und ethischen Schich-

tungen der ganzen vorangegangenen sozialpolitischen deutschen Literatur seit der Reformation und noch weiter zurückreichend. Der literarische und oratorische Stil Lenins ist furchtbar einfach, asketisch wie sein ganzes Wesen. Aber dieses machtvolle Asketentum hat auch nicht den Schatten von Moralpredigt an sich. Es ist dies kein Prinzip, kein erdachtes System und gewiß schon keine Ziererei, sondern einfach der äußere Ausdruck einer verinnerlichten Konzentrierung der Kräfte für die Tat.

Es ist dies eine wirtschaftliche, dem Bauern eigentümliche Sachlichkeit in einem Riesenmaßstabe.

Der ganze Marx ist im „Kommunistischen Manifest", im Vorwort zu seiner „Kritik", im „Kapital" enthalten. Auch wenn er nicht der Gründer der Ersten Internationale gewesen wäre, würde er stets das geblieben sein was er ist. Lenin dagegen geht ganz in der revolutionären Tat auf. Seine wissenschaftlichen Arbeiten bedeuten nur eine Vorbereitung zur Tat. Hätte er in der Vergangenheit auch nicht ein einziges Buch veröffentlicht, so würde er in der Geschichte dennoch als das erscheinen, was er jetzt ist, als Führer der proletarischen Revolution, als Begründer der Dritten Internationale

Ein klares wissenschaftliches System — die materialistische Dialektik — ist notwendig, um Taten von einem solchen historischen Ausmaß verrichten zu können, wie sie zu verrichten Lenin zugefallen sind. Diese materialistische Dialektik ist notwendig, aber nicht genügend. Hier ist noch jene geheime schöpferische Kraft erforderlich, die wir Intuition nennen: Die Fähigkeit, Erscheinungen sofort richtig zu erfassen, das Wesentliche und Wichtige vom Unwesentlichen und Unbedeutenden zu trennen, die fehlenden Teile des Bildes sich vorstellen zu können, Gedanken für andere und in erster Linie für die Feinde zu Ende zu denken, dies alles zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und in dem Augenblick, wo die „Stoßformel" in seinem Hirn ersteht, den Schlag zu führen. Es ist dies die Intuition zur Tat. Auf der einen Seite fällt sie mit dem zusammen, was wir mit Scharfsinn bezeichnen.

Wenn Lenin, das linke Auge zusammengekniffen, einen Funkspruch entgegennimmt, in dem die Parlamentsrede eines Lenkers der imperialistischen Geschichte oder die fällige diplomatische Note mitgeteilt wird — die Mischung blutgieriger Hinterhältigkeit und polierter Heuchelei — sieht er einem verteufelt klugen Bauern ähnlich, der sich durch keine Worte irre machen, durch keine Phrasen betören läßt. Es ist dies eine hoch potenzierte, bis zur Genialität gesteigerte Bauernschlauheit, ausgerüstet mit dem letzten Wort des wissenschaftlichen Gedankens.

Das junge russische Proletariat vermochte das zu vollbringen, was nur die Bauernschaft zu vollbringen mag, die die schwere unberührte Erdscholle urbar macht. Unsere ganze nationale Vergangenheit hat der Vorbereitung dieser Tatsache gedient. Aber gerade weil das Proletariat durch den Gang der Ereignisse zur

Macht gelangte, hat unsere Revolution mit einemmal und radikal die nationale Beschränktheit und provinziale Rückständigkeit der früheren Geschichte zu überwinden vermocht. Sowjetrußland ist nicht nur der Zufluchtsort der Kommunistischen Internationale, sondern auch die lebende Verkörperung ihres Programms und ihrer Methoden.

---

OSENSKIJ.

## LENIN SPRICHT . . .

Als ich Lenin zum ersten Male im Sommer 1917 in Petrograd sah, und zwar nicht in einer Versammlung, d. h. nicht in einer Situation, wo seine Persönlichkeit in volles Licht trat, war ich trotz der genauen Berichte über sein Aeußeres enttäuscht. Dennoch frappierte mich seine Art, den Kopf, während er etwas las, in einen Berg von Papieren hineinzustecken, als ob er die Oberfläche des Wassers beschnüffeln wollte. Gleichzeitig schienen dann aus seinen leuchtenden Augen Funken auf das Papier zu fallen. Es machte den Eindruck, als ob ein Raubvogel ganz nah über dem Material schwebte, ganz genau alle Einzelheiten übersehend und immer bereit, sich auf einen bestimmten Punkt herabzustürzen.

Da merkte ich zuerst in seinem Aeußeren ein Etwas, das der Vorstellung über ihn entsprach, und zwar dem Wesentlichen dieser Vorstellung. Später stellte ich fest, daß das Aeußere Lenins für seine geistige Eigenart höchst charakteristisch ist.

Wenn man mit Lenin allein spricht, sieht man einen kleingewachsenen Mann, der den Eindruck von einer großen Widerstandskraft hervorruft. (Er muß sie wohl auch wirklich besitzen, denn nur so ist es zu erklären, daß er mit der Kugel von Fanny Kaplan im Körper, unter fortwährendem Blutverlust, bis zum Automobil gehen, nach Hause fahren und ins dritte Stockwerk steigen konnte.) Sein glatter Kopf, der wie poliert aussieht, sitzt auf einem starken Rumpf. Er trägt einen dunklen, anspruchslosen, glatten Anzug. Rötliches krauses Haar am Kopf und Bart, scharfe Gesichtszüge und kleine Augen, die in gewissen Momenten glänzen, rufen einen Widerspruch hervor, und unwillkürlich drängt sich ein Vergleich auf — man denkt an ein poliertes, glänzendes Stahlgeschoß, voll Sprengstoffes von ungeheurer Kraft.

Wenn man mit ihm allein spricht, bekommt man manchmal noch einen anderen merkwürdigen Eindruck. Er sagt nichts „Außerordentliches", „Merkwürdiges", „Tiefes". Er sagt nicht nur einfache Dinge, sondern sogar gewöhnliche Dinge. Doch schnell merkt man, daß dies zwei Erklärungen hat. Erstens bewahrt er sein Pulver, wenn man es so ausdrücken kann, für Worte, die für „alle, alle, alle" bestimmt sind. Und zweitens ist die Einfachheit des Gesagten meistens auf eine kolossale Verbreitung und

Anwendung berechnet. Mehr als einmal hat ja Lenin wiederholt, daß gegenwärtig nur solche Fragen Bedeutung haben, die Millionen Menschen in Bewegung setzen und ihre Bestätigung in der Erfahrung von Millionen Menschen finden können. Es ist durchaus ersichtlich, daß man Lenin nur bei einer Versammlung in seiner ganzen Größe sehen kann. Da (besonders wenn Lenin im Schwung ist, und dies war vor der Verwundung, als er seine Gesten frei regieren konnte, oft der Fall) konnte man Worte hören, die sich einem tief einprägten. Aufs Podium stieg dann schnell ein kleingewachsener fester Mensch, und während im Saal ein Sturm von Rufen und Klatschen sich erhebt, senkt und immer wieder erschallt, fährt er mit beiden Händen über seinen Schädel, wie wenn er noch die Perücke auf hätte, die er im Jahre 1917 getragen hat. Er blättert in seinen Papieren herum, steckt den Kopf hinein, dreht ihn hin und her, sucht sich kurzum von diesem unabwendbaren, aber soviel Zeit raubenden Schwall von Lauten, die auf ihn niederrieseln, zu verstecken. Endlich legt sich der Lärm, und Lenin beginnt mit einer deutlichen, aber gleichmäßigen Stimme, wenn auch mit einer gewissen Betonung und beinahe mit Unterstreichung, besonders wenn das Gesprochene ihm selber Freude bereitet.

Am Anfang der Rede sind die Hände Lenins untätig und stecken sogar manchmal in den Taschen. Aber plötzlich erscheint seine rechte Hand auf der Oberfläche und beginnt, Punkte, Kommas und Striche zu stellen, beginnt Worte und ganze Sätze zu unterstreichen. Allmählich kann die linke Hand auch nicht mehr die Ruhe bewahren, und sie beginnen gemeinsam den sich komplizierenden Gedankengang zu illustrieren. Sie bewegen sich schnell, und die Rede wächst schnell auf, und immer klarer wird es in den Köpfen der Hörer, und es wächst ihre Freude daran, daß sie Verständnis für die Kernfragen gewinnen, daß das Entscheidende sich völlig entschleiert, daß das Glied der Kette von ihnen ergriffen werden kann und diese Kette sie und Millionen Menschen hinter den Mauern des Saales verbindet. Hier hat die Rede für Lenin ihren Höhepunkt erreicht. Die Hände haben ihr Werk vollbracht. Er wirft den Oberkörper zurück, öffnet den Rock, steckt die Daumen hinter die Weste so, als ob die Hände jetzt die Kette ergreifen müßten, an der man festhalten soll. Und beinahe unbeweglich, mit kaum merklichen, aber doch höchst energischen Gesten des Körpers, führt Lenin seine Hörer zu klaren und einfachen Schlußfolgerungen.

---

„Im Augenblick, als Gott die Welt schuf, mußte die Bewegung das Chaos noch chaotischer erscheinen lassen als vorher, wo es in friedlicher Unordnung dalag. Ebenso muß bei uns die Verwirrung einer Gesellschaft, die sich reorganisiert, als das Uebermaß der Unordnung erscheinen.“ *Chamfort (1793).*

Gewisse, von schwerindustriellen Organisationen direkt oder indirekt abhängige deutsche Zeitungen bezeichnen als vaterländisch solche Maßnahmen, an denen ihre Auftraggeber Geld verdienen wollen, als unvaterländisch jede Politik, von der sich diese Auftraggeber keine Sondervorteile versprechen, und als hochverräterisch alle Vorschläge, die etwa gar so aussehen, als sollten diesen Schwerindustriellen irgendwelche Opfer auferlegt werden.

Das wäre an sich belustigend, wenn nicht der Einfluß derartiger schwerindustrieller Organisationen fast in der gesamten Presse der Rechts-Parteien ganz außerordentlich weitreichend und häufig geradezu bestimmend wäre. Damit beherrschen diese schwerindustriellen Organisationen die öffentliche Meinung von weiten Schichten des deutschen Volkes, welche aufrichtig vaterlandsliebend sind und immer wieder jedes nur denkbare Opfer an Blut und Gut für Deutschland gebracht haben.

Daß gerade diese Schichten des deutschen Volkes, der gute und so wertvolle frühere Mittelstand, einer Presse vertrauen, welche für die Sonderinteressen nicht einmal großer Gruppen der Schwerindustrie ausgehalten wird, das entbehrt nicht der Tragik. Ganz besonders die Vermögen dieser Volksschichten sind nämlich auf dem Weg über Kriegsanleihe und Inflation in den Besitz der Auftraggeber dieser Presse übergegangen. Trotzdem folgen die Leser dieser Zeitungen gutgläubig und voll heißer Vaterlandsliebe einer Presse, welche früher einmal ihrem Charakter nach tatsächlich ausgesprochen national gewesen ist, jetzt aber nur noch unter der alten Fassade Sonderinteressen vertritt.

Im Ausland wird das alles sehr viel klarer durchschaut als bei uns. In Paris sagte mir ein Herr aus der amerikanischen Hochfinanz: „Sie sprechen immer von Ihrer Reichsregierung, aber bei Ihnen beherrschen doch einige wenige Leute die Presse, damit die öffentliche Meinung und schließlich infolgedessen die Führer Ihrer politischen Parteien bis weit nach links hinüber. Wie soll irgend eine deutsche Regierung es wagen, etwas gegen den Willen dieser Lenker der öffentlichen Meinung zu tun? Sie wäre verloren. Wir sehen aber in Amerika, daß das deutsche Volk immer mehr verarmt ist, seit der politische Einfluß dieser schwerindustriellen Magnaten emporwuchs, während sich diese selbst dauernd mehr bereichert haben. Die Inflation und demnächst der passive Widerstand, für welchen das deutsche Volk das Letzte hergegeben hat, haben ihnen die Vermögen des deutschen Mittelstandes zugeführt, und sie konnten damit ihre gewaltigen Kapitalsanlagen im Ausland finanzieren, Kapitalsanlagen Einzelner übrigens, welche zu ganz falschen Vorstellungen über den Reichtum des gesamten deutschen Volkes geführt haben."

Ich habe alle mir zu Gebote stehenden Argumente geltend gemacht, um diese nach meiner Ansicht zu weitgehende amerikanische Auffassung zu bekämpfen. Ich habe besonders betont, daß ich persönlich im deutschen Auswärtigen Amt eine ganze Anzahl von Herren kenne, deren Motiv ganz sicher kein anderes sei, als der Wunsch, den Interessen der deutschen Nation nach bestem Wissen und Gewissen zu dienen. Ich fand aber leider wenig Glauben. „Ihre schwerindustriellen Gewalthaber", sagte der Amerikaner, „sind viel mächtiger, als jemals ein absoluter Monarch gewesen ist. Sie verstehen das vorläufig noch sehr geschickt zu verbergen. Nur können Ihre schwerindustriellen Machthaber mit allen ihren deutschen Zeitungen die Franzosen nicht aus dem Ruhrgebiet herauspersuadieren. Sie taumeln überhaupt in der äußeren Politik von einem Mißerfolg zum anderen, und diese Mißerfolge werden Sie schließlich selbst, und zwar auch industriell, ruinieren. Ihre schwerindustriellen Machthaber sind also im Grunde doch nicht so smart, wie sie sich selber einbilden."

Wenn ich gezwungen bin, auf das alles hinzuweisen, so geschieht das, weil in einigen schwerindustriellen Blättern auch mir vorgeworfen worden ist, meine Pariser Unterhaltungen mit dem französischen Ministerpräsidenten Poincaré, mit dem Marschall Foch und mit zahlreichen französischen Staatsmännern, Großindustriellen und Großfinanziers seien hochverräterisch. Daraus geht hervor, daß gewisse Gruppen der Schwerindustrie befürchtet haben, meine politischen Vorschläge, deren Endzweck die Befreiung des deutschen Volkes von dem französischen Druck ist, würden ihnen persönliche Opfer abverlangen.

Ich bin der Ansicht, daß kein Opfer zu groß sein darf, wenn es sich um die Befreiung des deutschen Bodens handelt, und ich selbst wäre zu jedem derartigen Opfer bereit. Meine Vorschläge aber verlangen nicht einmal ein solches Opfer von den deutschen Großindustriellen, sondern ich bin im Gegenteil der Ueberzeugung, daß ihre Verwirklichung das vielleicht beste Geschäft sein würde, welches die deutsche Großindustrie im allgemeinen und die deutsche Schwerindustrie im besonderen je gemacht hat. Die schwerindustrielle Presse hätte daher eigentlich meine politischen Vorschläge ruhig als vaterländisch bezeichnen können.

Es erscheint erforderlich, zur Begründung dieser meiner Ansicht, die Vorschläge, welche ich gemacht habe, kurz zu rekapitulieren. Danach sollen die deutschen Großindustrien neue Aktien und Anteile in Höhe von dreißig Prozent ihres bisherigen nominellen Kapitals emittieren. Diese neuen Aktien sollen in den Besitz des Reiches übergehen, und das Reich übergibt sie gegen einen festzusetzenden Minimal-Wert als Reparation an die französische Regierung. Die französische Regierung ihrerseits soll diese Beteiligungen an den deutschen Industrien den französischen Industrien

weiter veräußern und den Ertrag dieser Veräußerungen den französischen Staatsfinanzen zuführen.

Das Geschäft, welches die deutsche Großindustrie bei einer Verwirklichung meiner Vorschläge machen würde, ist am besten an einem einfachen Beispiel darzustellen.

Die Kuxe eines besonders hochwertigen deutschen Bergwerks-Unternehmens hatten bei Kriegsausbruch einen Kurswert von 28 000 Goldmark. Seit dem August des Jahres 1914 ist das Unternehmen sehr viel wertvoller geworden. Es wurden gute Gewinne erzielt, welche dauernd im Erwerb von Majoritäten anderer, ähnlicher Unternehmungen angelegt worden sind. Das Unternehmen hat außerdem günstige Interessengemeinschafts-Verträge mit ähnlichen Bergwerks-Konzernen geschlossen. Der technische Betrieb ist wesentlich vereinfacht und vervollkommnet worden. Alles in allem müßten also die Kuxe des Werkes einen wesentlich höheren und zwar mindestens den doppelten, wenn nicht den dreifachen oder vierfachen Vorkriegswert haben. Tatsächlich ist aber der Kurswert dieser Kuxe seit Kriegsende niemals wesentlich höher gewesen als etwa 12 000 Goldmark. Die Ursache dieser Minderwertigkeit, welche sich auf fast alle deutschen Industriewerte mehr oder weniger gleichmäßig erstreckt, ist sehr wesentlich darin zu suchen, daß noch immer niemand voraussehen kann, welches die Zukunft Deutschlands sein wird. Es lastet auf dem deutschen Nationalvermögen im allgemeinen und auf den deutschen Industrien im besonderen eine „Hypothek der Unsicherheit“. Kein Mensch kann wissen, ob nicht in Deutschland Ereignisse eintreten, feindliche Invasionen oder innere Umwälzungen, deren Ergebnis sein kann, daß selbst das beste deutsche Industriepapier gerade noch gut genug ist, um darin ein Butterbrot einzuwickeln. Diese Unsicherheit wiederum ist hauptsächlich verursacht durch die bisherige aggressive Politik Frankreichs gegen Deutschland, welche gleichzeitig die innere Spannung in Deutschland und damit die Gefahr gewaltsamer Umwälzungen steigert.

Gelingt es nun, durch die Verwirklichung meiner Vorschläge den Egoismus der Franzosen an Objekte zu fesseln, welche, wie die deutschen Industrieunternehmungen, in Deutschland liegen, die aus unseren Grenzen nicht weggetragen werden können und deren Ertrag an die Prosperität Deutschlands gebunden ist, dann würde damit die Hypothek der Unsicherheit gewissermaßen weggekauft werden. Aus diesem Grunde habe ich es in Paris als eine conditio sine qua non meiner Vorschläge bezeichnet, daß die an Frankreich zu cedierenden deutschen Anteile während dreißig Jahren nicht aus Frankreich verkauft werden dürfen. Ist es aber möglich, die Hypothek der Unsicherheit wegzukaufen, dann wird die kursmäßige und auch die reale Wertsteigerung der deutschen Industrie so erheblich sein, daß damit das abzugebende Industriekapital überwogen wird.

Angenommen, die Wertsteigerung würde nur das Doppelte des gegenwärtigen Wertes erreichen, so würde sich die Rechnung schematisch wie folgt stellen:

1. Zunächst ist das gesamte Kapital eines deutschen Industrie-Unternehmens, also vier Viertel, in deutschen Händen.

2. Etwa ein Viertel geht in französischen Besitz über. Damit wird die Hypothek der Unsicherheit weggekauft und der Wert des Gesamt-Unternehmens steigt auf das Doppelte.

3. Die in deutschen Händen verbliebenen drei Viertel würden also gleich sechs Viertel des ursprünglichen Wertes sein.

Wie gesagt, auch die schwerindustrielle Presse hätte die ganze Transaktion unbedenklich als vaterländisch bezeichnen können. Sie hätte dazu noch mehr Ursache, wenn ihr die Einstellung der Amerikaner zu meinen Vorschlägen geläufig wäre.

In Paris sagte mir ein hervorragender Vertreter der regierungsoffiziellen amerikanischen Presse, ein persönlicher Freund des Präsidenten Coolidge, wörtlich folgendes: „Wir in Amerika sind für Ihre Vorschläge sehr eingenommen. Das beweist die allgemeine Zustimmung, welche Sie in der amerikanischen Presse gefunden haben. Wir Amerikaner haben selbst kein Interesse, an der deutschen oder an irgendeiner kontinentalen Industrie unmittelbar beteiligt zu sein. Wir haben unsere expansionsfähige Industrie im eigenen Lande. Wollen wir über die Grenze der Vereinigten Staaten expandieren, so finden wir auf dem amerikanischen Kontinent selbst Objekte, welche uns näher zur Hand liegen als europäische Industrien. Schließlich könnten unsere amerikanischen Industriellen auch nicht alle vier Wochen zu europäischen Aufsichtsrats-Sitzungen über den Ozean fahren.

Auf der anderen Seite haben wir keine Besorgnis, wenn ein Industrie-Block zwischen dem französischen Erz und der deutschen Kohle entsteht, obgleich dieser Block sehr viel mächtiger sein wird als alle amerikanischen steel trusts und ähnliche Konzentrationen. Wir haben für unsere Industrien in jedem Fall einen gewaltigen Markt im eigenen Lande sicher, weil wir diesen Markt jederzeit zollpolitisch schließen können, sobald irgendwelche europäische Konkurrenz unbequem würde.

Des weiteren sind wir in Amerika absolut überzeugt, daß Europa verloren ist (that Europe is going to hell). Wir rechnen daher mit dem bevorstehenden Verlust aller europäischen Märkte. Nur wenn Frankreich und Deutschland sich auf der Basis wirtschaftlicher Interessenverflechtung verbinden, kann der Untergang Europas noch verhütet werden. Die Nachteile, welche uns die Konkurrenz eines gewaltigen französisch-deutschen Industrie-Blocks auf außeramerikanischen Märkten zufügen könnte, sind viel weniger erheblich, als die Nachteile, welche das Verschwinden der europäischen Märkte für uns im Gefolge hätte.

Wir Amerikaner haben also kein Interesse daran, selbst in großem Maßstabe Beteiligungen an den deutschen oder an kontinentalen Industrien zu erwerben und keine Besorgnis vor dem Entstehen eines französisch-deutschen Industrie-Blocks."

„Wir haben aber", fuhr der Amerikaner fort, „ein großes Interesses daran, die Bankiers dieses französisch-deutschen Industrie-Blocks zu werden. Wir haben in Amerika zu viel Geld. Wir können es daher nur zu mittelmäßigen Bedingungen im eigenen Lande arbeiten lassen. Das Angebot von Geld ist bei uns zu groß, die Nachfrage zu gering. Wir möchten deshalb gern gewaltige Kredite nach Europa geben, einmal um unser Geld zu besseren Bedingungen arbeiten zu lassen als sie bei uns erhältlich sind, und zweitens, um mit derartigen Krediten uns selbst neue Absatz-Märkte zu schaffen. Dementsprechend haben amerikanische Groß-Finanziers, wie Morgan, immer wieder versucht, große Kredite an europäische Staaten und an europäische Industrien zustande zu bringen, wobei sie natürlich selbst Provisionen verdienen wollen. Alle derartigen Verhandlungen kommen ganz typisch bis zu einer gewissen Entwickelung, um dann ergebnislos im Sande zu verlaufen. Das liegt daran, daß die Masse unserer Geldgeber gar kein Vertrauen mehr in die Zukunft Europas hat. Wir wissen nicht, was aus Deutschland wird. Wir sind überzeugt, daß auch Frankreich sich nicht halten kann, wenn Deutschland zugrunde geht, und wir sehen, daß England an der Zerstörung der europäischen Märkte schwer und unheilbar krank ist. Der amerikanische Geldgeber läßt daher lieber sein Geld zu niedrigen Zinsen in Amerika arbeiten, als es zwar gegen hohe Zinsen, aber mit dem Risiko des Total-Verlustes nach Europa zu geben. Die Ursache des unaufhaltsamen Niederganges von Europa liegt nach unserer Ansicht darin, daß sich Frankreich und Deutschland nicht einigen können. Beide Staaten drehen sich in einem unheilvollen cercle vicieux dem völligen Untergang entgegen. Gelingt es durch eine Verflechtung realer Interessen, Frankreich und Deutschland zu verbinden und damit diesen cercle vicieux zu durchbrechen, dann werden wir in Amerika die Zukunft sowohl Frankreichs als Deutschlands als des gesamten Europas erneut für gesichert halten.

Dann werden sowohl die deutsche Industrie, die deutsche Finanz und der deutsche Staat, als auch die französische Industrie, die französische Finanz und der französische Staat jeden Kredit von uns bekommen, den sie überhaupt haben wollen.

Insbesondere könnten wir den französischen Industriellen die Kredite geben und die Kapitalien leihen, deren sie wahrscheinlich bedürfen, um die deutschen Industrie-Anteile an den französischen Staat zu bezahlen. Auch wenn diese deutschen Industrie-Anteile nicht aus Frankreich verkauft werden dürfen, könnten sie doch in Frankreich selbst nötigenfalls lombardiert werden."

CHRISTIAN GEHEEB

# DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND ÜBER ALLES

## I.

Am 19 Januar haben in den preußischen Schulen Gedenkfeiern für Hoffmann von Fallersleben stattgefunden, auf Anordnung des Unterrichtsministers Dr. Boelitz, am fünfzigsten Todestag des Dichters. Am 11. August 1922 hatte der Reichspräsident Ebert verfügt, Hoffmanns Lied „Deutschland, Deutschland über alles", gesungen gegen Zwietracht und Willkür, sollte nicht Mißbrauch finden im Parteikampf, nicht der Kampfgesang sein derer, gegen die er gerichtet war; es sollte auch nicht dienen als Ausdruck nationalistischer Ueberhebung. „Aber so wie einst der Dichter, so lieben wir heute Deutschland über alles. In Erfüllung seiner Sehnsucht soll unter den schwarzrotgoldenen Fahnen der Sang von Einigkeit und Recht und Freiheit der festliche Ausdruck unserer vaterländischen Gefühle sein." Also nicht der Hymnus vaterländischer Bünde oder Banden, die es gegen Republikaner und „Fremdstämmige" anstimmen in Wettbewerb mit dem Ehrhardtlied: „Hakenkreuz am Stahlhelm, Schwarzweißrot das Band; die Brigade Ehrhardt werden wir genannt." Nein, so hat Hoffmann es nicht gemeint. Aber was er gemeint, was er erstrebt hat, ob es viele preußische Lehrer der Jugend haben sagen können oder wollen? So viel das „Lied der Deutschen" gesungen wurde, seines Dichters haben sich die Parteien, die sich heute deutschnational oder deutschvölkisch nennen, immer ungern erinnert. Denn welches Schicksal haben sie ihm bereitet?

*

Es war im Sommer 1841 auf Helgoland. Der Breslauer Universitätsprofessor Dr. August Heinrich Hoffmann, nach seinem hannoverschen Geburtsort Fallersleben zubenannt, hatte der Wissenschaft schon viele Abhandlungen, dem deutschen Volk viele Lieder geschenkt. Eines beginnt:

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör ich dir mit Herz und Hand,
Was ich bin und was ich habe,
Dank ich dir mein Vaterland.

Auf dem Eiland bei den urwüchsigen Fischern der Nordsee suchte er Erholung. Er verkehrte viel mit hannoverschen Landsleuten, „lauter Oppositionsmännern", die über den Verfassungsbruch Ernst Augusts empört waren und für die mutigen Göttinger Sieben schwärmten. Aber am 23. August kehrten die meisten Hannoveraner heim. „Das Wetter war schön, schöner noch die Erinnerung an diese lieben Leute aus dem Lande Hadeln in ihrem schlichten, treuherzigen Wesen", erzählt der Dichter. Den ersten

Augenblick erschien ihm Helgoland wie ausgestorben. „Wenn ich dann so wandelte einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, da ward mir so eigen zumute, ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte. So entstand am 26. August das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" . . . Am 28. August kommt Julius Campe, aller Verleger Blüte, und bringt das erste Exemplar der „Unpolitischen Lieder", das heißt der zweiten Hälfte. Die erste war schon weit verbreitet. Hoffmann spaziert mit Campe am Strand. „Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber vier Louisdor." „Wir gehen in das Erholungszimmer", erzählt der Dichter weiter. „Ich lese ihm „Deutschland, Deutschland über alles" vor, und noch ehe ich damit zuende bin, legt er mir die vier Louisdor auf meine Brieftasche. Wir beratschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen sei. Campe schmunzelt: „Wenn es einschlägt, so kann es ein Rheinlied (wie Beckers: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein) werden. Erhalten Sie drei (Ehren-) Becher, muß mir einer zukommen . . . Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydnschen Melodie in Noten . . ."

Am 5. Oktober 1841 wurde in Hamburg dem kurz zuvor dort angekommenen süddeutschen Volksmann Welcker ein Ständchen gebracht. Bei dieser Gelegenheit wurde zum erstenmal „Deutschland, Deutschland über alles" öffentlich gesungen, bei Fackelschein, mit Hornbegleitung. „In der Gesinnung dieses Liedes der Deutschen, das wir soeben gesungen, und das dadurch, daß es bei dieser schönen Veranlassung zuerst gesungen worden, eine Weihe erhielt, die es bald durch alle deutschen Lande tragen wird, sei hier dem heldenmütigen, nicht ermattenden Vorkämpfer für die heiligen Rechte des deutschen Volkes, insbesondere für Preßfreiheit, dem badischen Ständedeputierten Welcker als dem Manne der Entschiedenheit in Richtung und Tat, ein dreifaches Hoch gebracht." So rief der Festredner Dr. Wille. „Ein donnernd Hoch ertönt aus tausend Kehlen," berichtet Hoffmann, der an der Feier teilnahm. „Seit der Anwesenheit Blüchers in Hamburg vor vielen Jahren soll man solche Begeisterung, solche Einmütigkeit nicht gesehen haben. Welcker dankt tiefbewegt. Es wird nun ein zweites Lied von mir gesungen: „Deutsche Worte hör' ich wieder" . . . zum Schluß singen die Turner unter Hornbegleitung „Brause, du Freiheitssang." Wir begrüßen dann Welcker, Wille überreicht ihm mein Lied der Deutschen."

Das damit seinen Siegeszug durch alle deutschen Lande angetreten hatte.

Zu Anfang des Krieges von 1870 ließ Theodor Ebeling, ein Hamburger Freund des Dichters, „Deutschland, Deutschland über alles" drucken, um durch seine allgemeine Verbreitung den vaterländischen Geist zu beleben. Er sah in dem Liede damals die „Nationalhymne". In einer „oratio pro domo" die ihm Hoffmann

zur Verfügung gestellt hatte, wurde erzählt, wie Campe dem Sonderdruck vom 1. September 1841 hinzugefügt hatte: „Text Eigentum der Verleger." Die Bemerkung war überflüssig; denn daß jedes Lied in Deutschland vogelfrei ist, stellte sich auch für Herrn Campe, noch ehe das Jahr zu Ende ging, schon heraus. Der Text ging in die am meisten verbreiteten Kommers- und Liederbücher über. In den meisten wurde die Haydnsche Melodie beibehalten." Hoffmann waren aber schon dazumal, 1870, neunzehn andere Kompositionen bekannt, darunter solche von Franz Abt, Conradin Kreutzer, Franz Lachner, W. Neßler. „Vorläufig wollen wir", so schrieb der Dichter selbst, „Joseph Haydns Melodie festhalten und glauben sie mit gutem Gewissen empfehlen zu können." Es ist wahr, die Haydnsche Weise gilt dem Text der österreichischen Hymne „Gott erhalte Franz den Kaiser." Aber sie ist immerhin das Werk eines deutschen Tondichters und wahlverwandt dem Inhalt des großdeutschen Liedes, das für die gesamte deutsche Welt, ohne Ansehung der Staatsgrenzen, geschaffen ist. Und heute, wo unsere Brüder in Deutschösterreich die Vereinigung mit dem Deutschen Reich erstreben, ist das Lied mit der alten Melodie besonders befähigt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken. Allerdings ist das Lied während des letzten, des Weltkrieges, vielfach angefochten worden, ähnlich wie schon im Dezember 1867 in der französischen Kammer der Abgeordnete Liégard erklärte, eine Nation, die ein solches Lied singen könne, zeige einen Mangel an Bescheidenheit. Ach nein, so war es nicht gemeint; nicht daß Deutschland sich über alle Welt erheben solle, hatte der Dichter gewollt; sondern daß der Deutsche sein Vaterland, seine geistige, seine geschichtliche Heimat, das Land seiner Sprache, seiner Kultur, über alles lieben solle, wie der Reichspräsident Ebert treffend sagt; das war seine Mahnung. Und in den Zeiten der Zerrissenheit, als die Vorkämpfer des Einheitsgedankens von den monarchischen Regierungen in die Kerker und Kasematten geworfen wurden und statt des Rechtes die polizeistaatliche Willkür herrschte und die Freiheit von den Bütteln des Gottesgnadentums geknebelt wurde: da rief der Dichter auf zu Einigkeit und Recht und Freiheit — blüh' im Glanze dieses Glückes, blühe deutsches Vaterland! „Daß dieses Lied eine Zukunft haben würde," schrieb Hoffmann am 18. August 1870, „stand zu erwarten. Von dem Augenblick an, daß wir aufhörten, zu fragen: Was ist des Deutschen Vaterland? von dem Augenblick an, daß diese Frage beantwortet war durch die siegreichen Heere von ganz Deutschland, da wurde das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" zur Wahrheit und kann von nun an als ein Lied aller Deutschen mit Recht gesungen werden . . ."

„Ein Lied aller Deutschen" schrieb der Dichter, nicht der Alldeutschen.

Von Helgoland und Hamburg heimgekehrt, fand Hoffmann zum 3. November 1841 in Breslau eine Vorladung vor den außerordentlichen Regierungs-Bevollmächtigten Geheimrat H e i n k e vor, der ihn im Auftrage des Kultusministers Eichhorn vernehmen sollte. Denn der Dichter war nicht nur Dichter — „Ich singe wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet“ —, nein, er war wohlbestallter königlich preußischer Professor, der mit 43 Jahren ein Gehalt von 500 Talern bezog. Und der Obrigkeitsstaat ließ nicht mit sich spaßen. Auch hatte Hoffmann besagten Heinke schon früher kennen gelernt. Der war nämlich im Hauptamt Polizeipräsident und Zensor. Hoffmann hatte gelegentlich für ein Kränzchen ein Sylvesterlied gemacht, worin es hieß:

Ja, keine Zeit war jemals schlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für Wahrheit, Ehr' und Recht
Und für ein freies Wort.

Als das gedruckte Lied den Festgenossen zuging, welche Ueberraschung für den Dichter! Der wohlweise Zensor Heinke hatte den Pegasus bestiegen und Hoffmann eigenmächtig überdichtet. Die Strophe lautete nun:

Ja, keine Zeit war jemals schlecht:
In jeder lebet fort
Gefühl für F r e u n d s c h a f t, L i e b' und Recht
Und für ein t r a u l i c h Wort.

Was wunder, daß der getreue Diener in der Provinz ganz der Mann war, den Befehl der gestrengen Berliner Excellenz in deren Geist auszuführen! Was sollte Hoffmann verbrochen haben? Die „Unpolitischen Lieder.“ Sie wurden beschlagnahmt. Und am 8. Dezember wurde im preußischen Staat der ganze Campesche Verlag verboten. Vergebens wies Campe darauf hin, daß er für den Druck „das legitime Imprimatur in Händen“ habe. „Was soll aus dem deutschen Buchhandel werden, wenn man selbst bei strengster Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften dennoch einer so unerhörten Strafe, wie der über uns verhängten, anheimfallen kann!“ Half nichts, Herr von Rochow, der Erfinder des „beschränkten Untertanenverstandes,“ hielt sein Verbot aufrecht, und „Campe mußte erst mit halb Hamburg abbrennen, ehe es aufgehoben wurde.“ Hoffmann hatte jede Erläuterung und Deutung seiner Gedichte abgelehnt und einen Zusammenhang mit seiner amtlichen Stellung bestritten, da er „nicht in dem Fach als Dichter angestellt “sei. Man wartete noch. Aber ungünstige Gerüchte waren schon in Umlauf. J a c o b G r i m m gab ihnen in einem Schreiben an Hoffmann bald Ausdruck:

„Um Ihretwillen, aber auch für die regierung selbst wäre mir lieber, daß an freie und dennoch vaterlandliebende äußerungen kein peinlicher maßstab angelegt würde; dergleichen soll nicht auf die spitze gebracht werden weder im anfechten noch verantworten.“

Noch war der Schlag nicht auf den Dichter, sondern nur auf die Kinder seiner Muse niedergefahren. Noch war er im Amt, als er am 9. April 1842 in Leipzig auf einem Festmahl von Heinrich Laube und Robert Blum gefeiert wurde und mit einem Trinkspruch „auf die Einheit des großen, starken, freien Vaterlandes" antwortete. Aber schon einige Tage später, am 14. April, erhielt er von dem „außerordentlichen Bevollmächtigten" die Anzeige, daß er laut Erlaß des Ministers Eichhorn vorläufig des Amts enthoben und ihm öffentliche Vorlesungen zu halten verboten sei. Die Wirkung blieb nicht aus; wo immer der Dichter sich zeigte, war er Gegenstand begeisterter Kundgebungen. Insbesondere gaben ihm in Berlin Studenten ein Frühstück, wobei Rudolf Löwenstein, der spätere Kladderadatsch-Gelehrte, die schönen Verse sprach:

Ein Lied reißt wie der Blütenstaub sich los
Und wird getragen von den Winden —
Wo offen sich verwandte Herzen finden,
Senkt er befruchtend sich in ihren Schoß.
So ist die Schar, die dich umringt, dein eigen,
Ihr ist vergeblich nicht dein Lied erklungen,
Ist tief in ihre Herzen eingedrungen,
Und Taten sollen seine Macht einst zeigen . . . .

Was der Dichter gesungen, was in die Herzen des Volkes gedrungen, das ergibt sich aus dem Urteil, das am 4. Dezember 1842 das Staatsministerium fällte, der König am 20. Dezember bestätigte und der Universitätsrichter am 14. Januar 1843 Hoffmann eröffnete. Es ist ein sehr langes Aktenstück und enthält eine große Menge Lieder, an denen die „staatserhaltenden" Machthaber Aergernis nahmen. Und vielleicht die „deutschnationalen" und „deutschvölkischen" Militaristen und Monarchisten auch heute noch keine Freude haben. Zum Exempel richten sich „Ideen zur europäischen Völkergeschichte" gegen den Militarismus, desgleichen das „Chinesische Loblied", oder das Lied vom „Patriotismus" gegen den Byzantinismus vor Königsthronen, oder die „Syracusaise" gegen die Tyrannei. Oder es heißt in der „alten Leier":

Doch liegt ein Trost in einer alten Sage,
Sie hat sich fortgepflanzt in unsre Tage
Bei allen Armen, Müden, Altersschwachen:
Der König wird uns glücklich machen.

Oder es ertönen lustige „Schnadahüpfl":

Der Fürst und der Adel stehn immer im Bund;
Der Fürst ist der Jäger, der Adel der Hund;
Der Fürst ist der Jäger, das Volk ist das Wild . . .

Oder im „Bienenlos" heißt es:

Wir geben, und der König nimmt,
Wir sind zum Geben nur bestimmt,
Wir sind nichts weiter als die Bienen,
Arbeiten müssen wir und dienen . . .

Und vollends nach allerlei kleinen und großen Bosheiten gegen „Titelkram und Ordensbettel“ ein ganz neumodisches Lied, an dem die Westarp, Graefe, Hergt kaum sonderliche Freude haben werden. Es heißt: „Rococos Glaubensbekenntnis“ und hat viele Strophen, deren einige lauten:

Ich stimme für die Monarchie,
Da gibt's noch Rang und Stände;
Mit Republik geht Poesie
Und alles Glück zu Ende . . .

Ich stimme für die Monarchie,
Für Würden, Titel, Orden;
In Republiken sind noch nie
Verdienste was geworden . . .

Drum laß ich mir die Monarchie
Auch nie und nimmer rauben:
Wir haben Eine Liturgie
Und einen Gott und Glauben.

Das sind so ein paar Stichproben, die getreulich kennzeichnen, welche Stimmung der eidbrüchige Absolutismus erzeugt hatte.

Nicht strafet mich, nicht straft den Dichter;
Nur Wahrheit sprech' und spricht sein Mund;
Der Dichter ist nur ein Berichter,
Er tut nur das Erlebnis kund.

So hatte Hoffmann von Fallersleben schon vor Jahr und Tag gesungen. Aber wie hätten Friedrich Wilhelm IV. und sein Staatsministerium, dessen Seele Herr von Rochow war, den Dichter straffrei lassen sollen? Das Urteil verkündet, daß zwar über seine Dienstverhältnisse nichts Nachteiliges vorliege; aber der Inhalt der „Unpolitischen Lieder“ habe „als ein verwerflicher anerkannt werden müssen. Es werden in diesen Gedichten die öffentlichen und sozialen Zustände in Deutschland und respektive in Preußen vielfach mit bitterem Spott angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht; es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei den Lesern der Lieder, besonders von jugendlichem Alter, Mißvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeit hervorzurufen und einen Geist zu erwecken geeignet sind, der zunächst für die Jugend, aber auch im allgemeinen nur verderblich wirken kann.“ In „Rococos Glaubensbekenntnis“ habe Hoffmann „ein satirisches Loblied auf die Vorzüge der Monarchie vor der Republik“ gesungen; „nicht minder hat der Verfasser . . . auf eine höchst unwürdige Weise den Adel-, Beamten- und Militärstand angegriffen und lächerlich zu machen gesucht.“ „Indem der Verfasser auf solche Weise der öffentlichen Ordnung, den Landesherren und bestehenden Zuständen feindselige, die Gemüter verwirrende und zu Mißvergnügen aufregende Gesinnungen und Ansichten . . . verbreitete, hat er seine

Pflichten als öffentlicher Lehrer gröblich verletzt und seine Unfähigkeit zur Verwaltung des ihm anvertrauten Lehramts dargelegt ... Von den Folgen seiner Handlung kann ihn weder der Einwand, daß die politischen Ergüsse nicht seine, sondern vielmehr die Zeitansichten der Gegenwart darstellten und mit seinem Beruf als Professor nichts gemein hätten, noch die Angabe, daß die „Unpolitischen Lieder" mit Genehmigung der Hamburger Zensur erschienen seien, befreien. . . . ."

Und angesichts dieses Urteils, vom König bestätigt, behauptet Herr Roethe, der Literarhistoriker, Präsident der Goethe-Gesellschaft, derzeit Rektor der Berliner Universität, Hoffmann sei ein deutschvölkischer Hohenzollernfreund gewesen?

Das hohe Staatsministerium machte ganze Arbeit. Es nahm dem Dichter nicht bloß das Amt, sondern auch das ganze Gehalt. Es machte ihn brotlos, friedlos, obdachlos, stieß ihn hinaus in Hunger und Elend, den Sänger des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles". Ahnungsvoll hatte er schon am 21. November 1842 die Entscheidung vorausgenommen:

Ich bin Professor gewesen, Nun bin ich abgesetzt.
Einst konnt ich Kollegia lesen, Was aber kann ich jetzt . . .
Der Professor ist begraben, Ein freier Mann erstand —
Was will ich weiter noch haben? Hoch lebe das Vaterland!

Doch das war nur der Anfang der Drangsalierung.

*(Ein zweiter Artikel folgt.)*

---

MAX PIRKER.

## HUGO VON HOFMANNSTHAL

Hugo von Hofmannsthal vollendet am 1. Februar 1924 sein fünfzigstes Lebensjahr.

Die blendende Erscheinung Hugo von Hofmannsthals, sein vielfältiges, sich immer wandelndes, allen Kulturen verwandtes und doch immer höchst persönliches Werk ist schwer in den Rahmen einer kurzen Betrachtung zu pressen. Die äußere und innere Voraussetzung seiner Persönlichkeit und seines œuvre ist das alte Oesterreich mit seiner internationalen Kulturmischung, deren deutsche Dominante durch romanischen Einschlag weniger streng als im Norden in Erscheinung tritt. Hofmannsthal, der Enkel einer Italienerin, der Nachkomme eines österreichischen Ministers, ist der glückliche Erbe einer reichen, heute zersplitterten Kultur, die in ihm noch einmal sich in vollem strahlenden Glanze zeigt. Nur der junge Hofmannsthal, ein siebzehnjähriger Ephebe von bezauberndem Charme und erstaunlicher Frühreife, gehört lose genug in sehr äußerlichem, mehr zufälligem Zusammenhang dem „jungen Wien" an, jener Literatengruppe der neunziger Jahre, die eigentlich eine kultiviertere Spielart des Berliner Naturalismus darstellt. Tauchen doch in dem Organ der Jungwiener, der „Modernen Rundschau", die Liliencron und Henckell auf, kam es doch zur Gründung einer

„Freien Bühne“, die es freilich über gesellige Abende und Aufführungspläne nicht hinaus brachte: ein Beweis, wie wenig diese „freie Bühne“ im theaterfrohesten aller deutschen Stämme verankert war oder auch nur an die gewaltige Tradition des wienerischen Theaters anzuknüpfen wußte. Die ersten Gedichte Hofmannsthals, die in den Revuen der Jungwiener unter dem Decknamen: Loris erschienen sind, stehen weitab vom Naturalismus der deutschen Zeitgenossen, sie zeigen den Einfluß der französischen und belgischen Neuromantiker, sind praeraffaelitisch und doch im höchsten Sinne subjektiv, Ausdruck einer leidenschaftlich der Schönheit bereits abgeschlossener Kulturen hingegebenen Seele. Die Vergangenheit, die Ahnenreihe versunkener Geschlechter erhält geheimnisvollen Lebenswert:

„Ganz vergessener Völker Müdigkeiten
Kann ich nicht abtun von meinen Lidern,
Noch weghalten von der erschrockenen Seele
Stummes Niederfallen ferner Sterne.“

Dieses Gefühl der Verflechtung allen Lebens, des Wertes auch der Geringsten unter der Sonne — am klarsten im Gedicht „Der Jüngling und die Spinne“ ausgedrückt — ist Hofmannsthal schon früh lebendig: es rückt ihn weitab von allem Aesthetentum, das eine Oberflächenliteraturgeschichte ihm wie dem frühbefreundeten Stefan George, Ausdruck der westdeutschen, bikulturellen Rheinlandschaft, wie Hofmannsthal der vielfältig gemischten, süddeutsch-österreichischen Kultur, lange genug nachsagen durfte. Diese Ehrfurcht vor dem Leben auch in der bescheidensten Gestalt ist das Grundgefühl der Dichtung von der Frau ohne Schatten, die dramatisch und episch ausgeformt, zu den wesentlichsten Bekenntnissen Hofmannsthals gehört. Hier ist das Thema sozialer Verantwortlichkeit mit voller Deutlichkeit angeschlagen: dieses schmale Band verknüpft die Dichtung Hofmannsthals mit dem von sozialem Weltgefühl geschwellten Pathos unserer jüngsten Dichtung, aber während die Weltfreunde, mehr Erben des Naturalismus als sie wahrhaben wollen, die Welt der Niedrigkeit in düstersten Farben der höheren Welt entgegenstellen, nähert Hofmannsthal mit unvergleichlicher Kunst die beiden Sphären einander an. Die höhere Sphäre, die Welt jener Glücklichen, die „leichten Hauptes und leichter Hände“ bei den Sibyllen, den Königinnen sitzen — sie ist Hofmannsthals eigentlicher Bezirk: die Welt venezianischer Adeliger und jenes Wien des Canaletto, dessen aristokratische Silhouette er mit unvergänglichen Farben im Prolog zum „Anatol“ seines artverwandten, aber an die Wiener Gesellschaftssphäre im feinsten Sinne gebundenen Jugendfreundes Artur Schnitzler, entworfen hat. Und noch einmal, lustspielhaft heiter, aus bester Erbschaft Bauernfelds geboren, der „Schwierige“, ein letztes Bild der Gesellschaft des Wien des ausgehenden 19. Jahrhunderts: auch Hofmannsthal, dessen tiefstes Lebensgefühl: Einsamkeit, Weltferne immer wieder durch-

klingt — am herrlichsten gestaltet in „Der Tor und der Tod“ und am erschütterndsten, mit der Echtheit erlebter Krisen in dem Brief des jungen Lord Chandos an Francis Bacon (im ersten Band der „Prosaischen Schriften“) — auch dieser Dichter, dessen persönliche Liebenswürdigkeit nie das Gefühl der Distanz vermissen läßt, hat den Weg aus der esoterischen Vereinzelung Stefan Georges, aus dem wohlgepflegten Zaubergarten der „Blätter für die Kunst“ in freiere, menschennahe Bezirke gefunden. Das Theater war die Lebensmacht, die Hofmannsthal vor hieratischer Erstarrung rettete: das wienerische Theater vor allem, das ihm wie vor einem Jahrhundert dem jungen Grillparzer von frühester Jugend an ein selbstverständliches Lebenselement war. Vielfältig sind die Berührungen Hofmannsthals mit dem Wiener Barock- und Volkstheater: aus den erdfernen Regionen der Wiener Neuromantik geht der Weg zur schlichten, volknahen Zauberwelt Ferdinand Raimunds — ja in seinem ganzen Lebenswerk ist irgendwie Wiener Theaterluft spürbar. Wenn im Rosenkavalier ein Jüngling, gespielt von einer Sängerin, in weiblichem Gewand verkleidet erscheint, so ist es der dem Altwiener Barocktheater wohlbekannte Geschlechtertausch, hinter dem das große Geheimnis der Verwandlung ruht, das ein Zentralproblem der Dichtung Hofmannsthals überhaupt darstellt, wie er in einem bedeutsamen Brief an Richard Strauß (über die „Ariadne“) ausführt: „Verwandlung ist Leben des Lebens, ist das eigentliche Mysterium der schöpfenden Natur; Beharren ist Erstarren und Tod. Wer leben will, der muß über sich selbst hinwegkommen, muß sich verwandeln, muß vergessen. Und dennoch ist ans Beharren, ans Nichtvergessen, an die Treue alle menschliche Würde geknüpft. Dies ist einer von den abgrundtiefen Widersprüchen, über denen das Dasein aufgebaut ist wie der delphische Tempel über seinem bodenlosen Erdspalt. Man hat mir nachgewiesen, daß ich mein ganzes Leben über das ewige Geheimnis dieses Widerspruchs mich zu erstaunen nicht aufhöre.“ Und von der Ariadne weist Hofmannsthal selbst zurück zur Elektra, aber noch weit früher in „Alkestis“, dem ersten Versuch, den antiken Mythos neuzugestalten (1893), ja in dem allerersten dramatischen Werkchen, dem poetisierten Gesellschaftslustspiel „Gestern“ (unter dem Pseudonym Theophil Morren in der Wiener „Modernen Rundschau“ 1891 erschienen) taucht es auf: allerdings entbehrt es dort des ethischen Akzents: der Liebhaber, der den Zwang des sich Wandelns empfindet, ist im Grunde Anatol, für den es kein Gestern gibt, es herrscht die graziöse, von Problemen unbeschwerte Erotik des Rokoko, aus dem Leben völlig ins Theatralische gerückt:

„Also spielen wir Theater,
Spielen unsre eignen Stücke,
Frühgereift und zart und traurig,
Die Komödie unsrer Seele,
Unsres Fühlens Heut und Gestern. . .“

Diese Welt des Rokoko hat Hofmannsthal heute ebenso wie den Impressionismus, der das zeitlich Bedingte seiner Kunst (wie der Klimts, Rollers, ja auch der von Strauß und Mahler) darstellt, überwunden: es ist nicht die Mode des Barock, sondern ein tiefes künstlerisches Bedürfnis, das mit der theatralischen Forderung unserer Zeit glücklich zusammentrifft, wenn Hofmannsthal das „große Spiel", wie es das 17. Jahrhundert kannte, mit den souveränen Mitteln seines Stils, erneuert und im gothischen „Jedermann" und im barocken „Welttheater" das Festspiel der Epoche geschaffen hat. Die große Form des Dramas, von Hofmannsthal zuerst in der Antike gesucht, dann in dem uns noch innerlich irgendwie nahestehenden 17. Jahrhundert gefunden, ist hier mit lebendigem Blute gefüllt, das Gesellschaftsproblem, der Freiheitsbegriff glänzen in neuem Lichte, das aus der großen, unverlorenen Tradition des deutschen Irrationalismus herüberstrahlt. Aber dieses Theater ist international, wie es das Wiener Theater war, in dem spanische, französische, italienische Elemente mit dem deutschen Grundstoff zu sonst unerreichter Synthese sich vereinten. So begegnen sich auch in Hofmannsthals dramatischem Lebenswerk — das der deutschen Bühne noch vielmehr als bisher erobert werden muß — die Stoffe Molières und Calderons mit dem Maskenzauber der Commedia dell' arte: es ist ein festliches Theater, ein Theater der Ekstase, wie es Calderon und sein Wiener Regisseur Ludovico Burnacini mit den Mitteln ihrer Zeit zu gestalten versuchten. Es ist daher von höchster theatergeschichtlicher Sinnfälligkeit, daß der Regisseur unserer Zeit, der dem Barocktheater wenigstens in seinen szenischen Auswirkungen am nächsten steht, Max Reinhardt, dem Werke Hofmannsthals besonders nahesteht und daß der Szenenkünstler, in dessen œuvre neben dem impressionistischen Element die barocke Grundnote der österreichischen Kunst durchdringt, Alfred Roller, Hofmansthal nahesteht und wundervolle Bühnenbilder entwarf. Es ist zu hoffen, daß das gemeinsame Wirken dieser drei großen Künstler, die aus dem Impressionismus und dem Historismus des neunzehnten Jahrhunderts zu einer den Umkreis der europäischen Kulturen umspannenden eine neue Blüte des deutschen Theaters führt. Es ist dies ein Teil der kulturpolitischen Sendung Hofmannsthals, der mit allem verknüpft ist, was zur Erneuerung des deutschen Geistes aus den großen Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts und der Romantik heute herangeholt wird. In diesem Sinne ist der erlesene Prosaiker, der Essayist im Stile des Spectator ein geistiger Nachfahre Friedrich Schlegels und Adam Müllers, auf die man sich heute aus der Wüste unserer politischen Publizistik heraus neu besinnt. Hofmannsthals „Neue deutsche Beiträge" und sein „Deutsches Lesebuch" werden zu den dauernden Denkmälern unserer geistigen Wiederaufrichtung gehören, sein Gesamtwerk, das uns bald beschert werden möge, ein kostbares Besitztum der deutschen Nation.

Vor keuschen Ohren darf man es nicht nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Indem ich den Titel dieser nicht bloß moralischen, sondern auch sozialen Betrachtung niederschreibe, bebe ich schon. Es ist, wie wenn man in einem hellen Saale vor einem großen festlichen Kreise ein fürchterliches Wort fallen ließe, und indem ich es dennoch wage, faßt mich auch sofort Verzagtheit. Wozu? Die Einen, die menschlichen Schweine, werden hinter dem erschreckenden Wort sogleich eine niedrige Pikanterie erschnüffeln wollen; die Anderen, die geborenen Beamten-Naturen, werden das Thema als zur öffentlichen Erörterung nicht zulässig ansehen. Doch gerade dies will ich, ohne Hoffnung auf praktische Wirkung, durchsetzen, es muß ein Thema von allerhöchster Wichtigkeit endlich einmal frei besprochen werden. Die niederträchtige Verschwiegenheit um dieses Thema muß fallen!

Stundenhotel, das Wort stammt aus süddeutschen Sphären, nennt man jenes kleine, versteckte, schmierige Unterkunftshaus, in welchem Liebespaare für einige Stunden oder Nächte ohne Trauschein Einlaß finden. Daß es sich beim Stundenhotel um ein soziales Problem von wachsender Bedeutung handelt, weiß jeder Großstadtmensch. Die Ehemöglichkeit des jungen Menschen ist seit dem Kriegsende für neunzig Prozent der Bevölkerung geschwunden. Die Wohnungsnot verhindert die wenigen Eheschließungen tollkühner junger Leute. Da es den Ermahnungen der Pastoren und nicht einmal dem Herrn Generalstaatskommissarius von Bayern nicht gelungen ist, den erotischen Trieb durch gütliches oder strenges Zureden auszutreiben, so bleibt den jungen Menschen, denen die bürgerliche Form des Beisammenlebens in der Ehe versagt ist, garnichts übrig, als auf Schleichwegen Schlupfwinkel und heimliche Unterkünfte aufzusuchen. Nun hängt aber über diesen Nachtquartieren der Liebe der Kuppeleiparagraph. Es ist nicht nur unerlaubt, es ist verboten, nicht verehelichten Leuten verschiedenen Geschlechts gemeinsames Quartier einzuräumen. Ein Gang durch die Straßen jeder mittleren Stadt beweist, wie unwirksam dieses Verbot ist. Es hat, begreiflicherweise, noch nie so viel Absteigehotels in Deutschland gegeben wie jetzt. Aber da diese Zusammenkunftsorte gesellschaftlich verpönt und gesetzlich verboten sind, so hat sich eine niederträchtige Art von Wirten dieser Häuser bemächtigt, Leute, die den Wohnungswucher auf die Spitze getrieben haben. Wenn die jungen Menschen diese letzte Zivilcourage hätten und redlich antworten, dann müßte das „Tage-Buch“ eine Umfrage veranstalten, um die frechen Wucherpreise festzustellen, die den wehrlosen Gästen der Stundenhotels abgepreßt werden. Natürlich kann der Buchhalter, dem es endlich durch liebevolle oder stürmische Ueberredung gelungen ist, sein

Mädchen in die Seitengasse, auf die dunkle, schmutzige Treppe zu bringen, es der Pein des Wartens vor der Tür, der Besichtigung durch den Portier auszusetzen — natürlich kann er sich in diesem so aufregenden wie peinlichen Moment nicht in lange Unterhandlungen über den Zimmerpreis einlassen. Er muß zahlen, was der wuchernde Wirt vorschreibt, oft genug noch erhöht um die Uebertaxe des Hausknechtes. Es ist die schlimmste Besteuerung des Liebeslebens.

Aber nicht um einen Steuerprotest loszulassen, schreibe ich diese Zeilen. Obwohl man sagen muß: Würde der Staat diese Unterkunftshäuser nicht durch den Kuppeleiparagraphen bedrohen, würde die bürgerliche Gesellschaft diese Stundenhotels nicht ächten, läge der Eingang zu diesen notwendigen Häusern frei und offen vor aller Welt, dann würde eine reinlichere Sorte von Wirten sich dieses Berufes bemächtigen und die Ausbeutung der Liebenden wäre keine so krasse. Doch es ist nicht diese soziale Kalamität, die mir die Feder in die Hand drückt. Viel quälender ist das seelische Drum und Dran der Institution.

*

Ein junger Mann gewinnt seine Geliebte. Wäre unsere Gesellschaft nur ein wenig vernünftig organisiert, dann müßten für diesen Tag, wenn schon die Not der Zeit die Ehe unmöglich macht, besondere Häuser des Glücks eingerichtet sein. Helle, saubere Häuser mit schönen, frohen Gemächern, mit blitzblanken Bädern und verhängten Alkoven. Diese Häuser müßten festlichen Charakter haben. Es wäre zuviel verlangt, wenn man von den demokratischen, christlichen und sozialistischen Philistern verlangte, sie sollten von Staats oder Gemeinde wegen solche Festhäuser für Liebende anlegen, obwohl eine Erwägung dafür spräche: Es wären nämlich die einzigen Kommunalbetriebe, die bestimmt Reingewinne abwürfen. Von der Dürftigkeit, Feigheit und Verlogenheit der Durchschnittspolitiker wird man eine solche Reform nicht verlangen, aber was man fordern darf und was sie bewilligen müßten, wäre, daß sie die konventionelle Lüge aufgeben und den Mut finden, die Errichtung solcher schönen Festhäuser zu gestatten. Nähme man dem Stundenhotel den abscheulichen Charakter des Halb-Verbotenen, des eigentlichen Sträflichen, der polizeilichen Bedrohung und Ueberwachung, dann würde wahrscheinlich ganz von selbst ein liebenswürdigeres, ehrgeiziges und sauberes Geschlecht kluger Wirte dieses außerordentlich notwendige und, richtig betrieben, schöne Gewerbe ausüben.

Ist der Gedanke nicht fürchterlich, daß allnächtlich und alltäglich viele tausend junge Mädchen ihre ersten Liebesfeste in diesen abscheulichen, schmutzigen, verwahrlosten, kalten, lichtarmen Stuben feiern müssen? Ich erwähnte schon den angsteinflößenden Eingang. Dies bedrückte, verschüchterte Hinauftrippeln.

Dies Beben vor dem prüfenden Blick des Wirtes. Ist man arm, so ist man der Verachtung dieser Spitzbuben sicher und man muß höflich danken, wenn man ein Stübchen für eine Stunde zugewiesen erhält, das mehr einer lichtlosen Schiffskabine ähnlich sieht als einem Schlafzimmer für Liebende. Zuweilen wundern sich Fremde, wie ernst und mürrisch die Deutschen aussehen. Sieht man an einem Sonntag die Gesichter der jungen Menschen im Café oder im Bräu an, so sieht man fast auf jedem eine Gramesfalte, einen schmerzlich zusammengepreßten Mund, ein trauriges Auge in einer großen bläulichen Höhle. Nun, ein Geschlecht, das seine Liebesfeste in den schwarzen, schmutzigen, kalten Zellen des Stundenhotels feiern muß, ein Geschlecht, das nicht einmal in Freude lieben darf, ein solches Geschlecht muß durch eine Gramesfalte gezeichnet sein.

Die Verlogenheit ist in dieser Verwahrlosung unserer erotischen Kultur vor allem schuld. Es hat einmal in Deutschland einen mutigen Arzt und kühnen Schriftsteller gegeben, der die letzte Konsequenz aus den Sittlichkeitsbestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft zog. Er hieß Robert Hessen. In einer erquickend klaren Schrift, die bei Albert Langen vor Jahr und Tag erschienen ist („Sittlichkeit und Reinlichkeit") sagt er den pastoralen Reformern ins Gesicht: Eure Sittlichkeit führt in den Schmutz! Ihr treibt die Liebe nicht aus, sondern in die Winkel und Verstecke! Robert Hessen hat in der idyllischen, beglänzten Zeit vor dem Kriege gelebt. Was würde er zu den Stundenhotels, diesen schrecklichen Nachtasylen der Liebe, sagen?

Anderswo haben die Menschen den Mut zur Freude. Robert Hessen glaubte an Japan. Aber man braucht nicht gleich nach Asien zu wandern. Schon in Oesterreich wird die Liebe nicht so feindselig beherbergt. „Ich weiß auf der Wieden ein kleines Hotel." So heißt ein dummes Wiener Couplet, es wäre in den Berliner, Breslauer oder Leipziger Dialekt nicht zu übersetzen, weil das Parallelerlebnis zu diesem verklärenden Volkslied fehlt. Hier ist kein kleines Hotel erinnerungswürdig. Vergessen, Nicht-sehen, das ist das Einzige, was ein gesundes Hirn mit diesen Schreckenseindrücken anfangen kann!

---

„Rapide Kombination — das Resultat eines schnellen, wachsamen, zusammenfassenden Blicks — siegt meistens auf dem Schlachtfeld. Aber in politischen Angelegenheiten, wo das Endergebnis nicht unmittelbar ist, sind Schnelligkeit im Entschluß und überstürztes Handeln oft die Ursachen großer Verwirrung und manchmal sogar schrecklichen Zusammenbruches. . . . Im politischen Leben ist ein großer General oft das Werkzeug des letzten Adjutanten, dem er Gehör schenkt."

*Benjamin Disraeli-Beaconsfield*

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Januarwoche

Nachdem von der Gegenseite ein Antrag auf Fristverlängerung beim Völkerbund nicht rechtzeitig gestellt worden ist, wird Deutschland am 10. Januar 1925 die handelspolitischen Fesseln des Versailler Vertrages abstreifen können. Welche Richtung die Zollpolitik dann einschlagen wird, hängt nicht von Deutschland allein ab. Was die andern tun, werden wir zunächst auch tun müssen. Es hat nach der Niederlage der Schutzzöllner in England den Anschein, als werde der Freihandel zum europäischen Prinzip erhoben, sobald geordnete Währungsverhältnisse das zulassen. Doch volkswirtschaftliche Erwägungen allein werden kaum entscheiden; die politische Mächtegruppierung im Innern ist gleichfalls von größter Bedeutung. Ob z. B. die deutsche Landwirtschaft wiederum, wie vor dem Kriege, Zollschutz erhält, wird eine Frage des Wahlausfalls sein. Plädiert wird schon jetzt mit Eifer dafür. Die bekannten Redensarten von der Not des — entschuldeten, freilich bis zu 10 % mit Aufwertung bedrohten — heimischen Ackerbaus werden also sehr frühzeitig von Landbundseite aufgewärmt. Die Getreidezölle sind bekanntlich seit Kriegsbeginn suspendiert, ein wenig beachteter Hauptgrund für den gegenwärtigen Unterfriedensstand der Kornpreise, der die Landwirtschaft so frösteln macht. In jedem Falle werden in nicht allzu ferner Zeit die Interessengegensätze mit Schärfe aufeinander prallen. Reminiscenzen von Zollkämpfen der Aera Caprivi werden dann wach werden und die Konsumentenseite täte gut, sich beizeiten zu rüsten.

Noch eine andere „klassische" Zollfrage ist aktuell geworden. Die Eisen verarbeitende Industrie, der soeben die Roheiseneinfuhr freigegeben wurde, verlangt Herabsetzung des Einfuhrzolles von 10 auf 6 Goldmark pro Tonne. Es ist hier nicht der Ort, das komplizierte Problem des Roheisenzolls aufzurollen, mit dessen Einführung vor fünfzig Jahren Bismarck dem Freihandel abschwor. Nur das eine sei angemerkt: daß die eisenerzeugende, die eigentliche Schwerindustrie, die eine ähnliche Vorbelastung ihrer Rohstoffe, der Erze, nicht kennt, sich nach unserer Beobachtung mit einer Energie, die zu denken gibt, gegen diese Zollermäßigung wehrt. Mit Händen und Füßen sträubt sie sich gegen den Zwang zum Preisabbau. Nichts aber wäre volkswirtschaftlich verkehrter als die Meinung, die Stabilisierungskrise durch Zugeständnisse in

der Zollfrage dämpfen zu sollen. Nicht Treibhausluft, sondern scharfen Wind benötigt die Industrie, wenn unser Produktionsapparat in Ordnung kommen soll.

Ein vertraulicher Brief, den das Reichsfinanzministerium durch Herrn von Schlieben, mit oder ohne Wissen des Ministers, jedenfalls unter seiner Deckung, an den Reichsarbeitsminister gerichtet hat, ist durch die aufsehenerregende Veröffentlichung im „Montag Morgen" der Ueberlieferung erhalten worden. Herr von Schlieben schlägt in jenem Briefe vor, entweder „durch eine auf Grund des Ermächtigungsgesetzes zu erlassende Verordnung die Spruchtätigkeit der gesetzlichen Schlichtungsausschüsse dahin einzuschränken, daß über die Lohn- und Gehaltssätze des Reiches nicht oder nur unter besonderen Voraussetzungen hinausgegangen werden darf," oder — ohne besonderes Gesetz — durch die Praxis der Schlichtungsausschüsse nach derselben Richtung zu wirken. Für diesen Vorstoß gibt es nur zwei Deutungen. Entweder ist das Finanzministerium Einflüsterungen gewisser industrieller Gruppen erlegen, deren „sachverständigem" Ratschlag sich sein oberster Beamter, trotz sonst guter Einsicht, ja sehr gerne hinzugeben pflegt. Oder aber das Ministerium handelte wirklich aus ehrlicher Ueberzeugung. Dann wäre der Brief ein erschütterndes Zeichen dafür, daß die Perspektive des Verfassers in wirtschaftlichen Dingen über die eines Laubfrosches nicht hinausreicht. Gibt es wirklich Menschen, die in den gegenwärtigen Besoldungsverhältnissen der Beamten etwas anderes sehen als ein auf die Dauer unerträgliches, nur durch höchste Not des Augenblicks diktiertes Interimistikum? Weiß man nicht, daß jeder Ministerialdirektor durch sie zum Gegenstand wohlwollenden Mitleides derjenigen Kreise degradiert ist, die beruflich und gesellschaftlich mit ihm verkehren? Daß der untere Beamte unter dem niederschmetternden Eindruck der Lohnzahlen allgemein geradezu als trinkgeldfähig angesehen zu werden beginnt — leider sehr zum Schaden des Staates? Das Interessanteste sind die volkswirtschaftlichen Argumentationen des Briefes: ein ermäßigtes Lohnniveau auch der Privatarbeiter und Privatangestellten sei für die Finanzgesundung notwendig! Ein Abbau der Warenpreise, eine Absatzbelebung sei nur durch Lohndrückung möglich! Der ahnungslose Engel, der das schrieb, ist in seiner Erkenntnis über die Vulgarökonomie der wirtschaftlichen Syndizi offensichtlich nicht sehr weit hinausgekommen. Von der Wichtigkeit des inneren Marktes für den Absatz, von dem ohnehin bestehenden Unterweltmarktniveau der Löhne in Deutschland, von industriellem und kommerziellem Ueberprofit, von der fürchterlichen technischen und organisatorischen Verschlampung unserer Erzeugung, von alledem ahnt er nichts. Man braucht nicht viel Worte über den Brief mehr zu verlieren. Die mangelhafte Einsicht über primitivste Fragen, die

aus ihm spricht, richtet ihn von selbst. Der Arbeitsminister, die gute Gelegenheit ergreifend, erteilte alsbald die wünschenswerte Abfuhr.

Mit Beklemmung sahen die Wissenden dem Zeitpunkt entgegen, da die Reichsfinanzverwaltung zu ihrer Zusage vom 27. Oktober 1923 Stellung nehmen mußte. Damals hatte man sich, woran kurz erinnert sei, gerade wieder einmal infolge Hochspringens der Devisenkurse in allgemeiner Zahlungsmittelkalamität befunden, bis ein ganz kluger Minister mit viel Sinn für Wirtschaftspsychologie der drängenden Masse süße, beruhigende Worte verkündete: daß es gelingen werde, von nun an jeden Tag volle 8 Millionen „Goldanleihegoldmark" mit der umgestellten Notenpresse anzufertigen. Die böse Wirtschaft reagierte sauer, indem sie bei der Freude über die verheißene Ueberwindung der Bargeldnot nicht die Erwägung vergaß, daß solch hemmungsloser Goldanleihedruck vielleicht dem Werte der Goldanleihe abträglich sein könnte. Ein Wanken des Kurses war die alsbaldige Folge. Da entschloß sich die Regierung ohne viel Zögern zu einer Tat, — sie veröffentlichte am 27. Oktober eine Bekanntmachung folgenden Inhalts:

„Die Reichsfinanzverwaltung will im Laufe des Januar die Goldanleihe auf Wunsch der Inhaber gegen die von der Deutschen Rentenbank auszugebenden Rentenbankscheine umtauschen. Hierbei gilt eine Mark Gold der Schatzanweisungen gleich eine Rentenmark. Die Goldpfennige werden, soweit nicht bis dahin Rentenpfennige ausgegeben sind, in Reichsmark zu einem noch zu bestimmenden Kurse bezahlt werden. Der Umtausch kann bei sämtlichen Reichsbankanstalten erfolgen."

Betroffen schwiegen die lästerhaften Zungen. Harmlose Kritiker bewunderten die weise Selbstbescheidung. Denn dieser Wechsel auf die Zukunft bedeutete nichts anderes als eine Vorwegnahme des künftigen Rentenbankkredits; aus eigener Initiative beschnitt man sich also selbst, die eigene Biederkeit dartuend, die Mittel zur demnächstigen Ausgleichung des Budgets. Doch erstens kam es anders . . . . Wie allbekannt, war der auf diese Weise vorbelegte Rentenbankkredit binnen 6 Wochen ohne Rücksicht auf das Versprechen aufgezehrt, sodaß für die versprochene Einlösung der 296 Mill. M. kleinen Goldanleihestücke kein Rest mehr blieb. Was tat das Reich? Nahm es die Zusage ganz zurück? Verschob es die Einlösung auf einen späteren Monat? Appellierte es in seiner Bedrängnis an den Patriotismus der Bürger? Nichts von alledem geschah. Zunächst ließ man zwei Januardekaden verstreichen, ohne sich zu der Sache zu äußern. An der Schwelle des letzten Monatsdrittels aber schlug man das Ei des Kolumbus auf den Tisch, bestehend aus folgender Bekanntmachung:

„Von dem Angebot, die Goldanleihe im Januar zum Umtausch in Rentenmark bei den Reichsbankanstalten anzunehmen, ist bisher nur in ganz geringem Umfange Gebrauch gemacht worden. Das ist durchaus verständlich, da die kleinen Stücke der Goldanleihe als Zahlungsmittel im Umlauf sind und gleichwertig mit der Rentenmark in Zahlung genommen werden. Anträge zum Umtausch werden aber der Zusage entsprechend noch bis 31. Januar entgegengenommen. Der Umtausch in Rentenmark erfolgt bei den Reichsbankanstalten, nachdem die Reichsschuldenverwaltung die eingereichten Goldanleihestücke geprüft hat."

Nein, Herr Dr. Luther, so war es nicht gemeint: Zwar ist die unausbleibliche Kurseinbuße der kleinen wie der großen Goldanleihestücke durch Stützungsaktionen noch hintangehalten worden, sodaß ein unmittelbarer Zwang zum paritätischen Umtausch der Goldanleihemark in die Rentenmark noch nicht besteht. Aber der Sinn des damaligen Versprechens konnte allein der sein, daß man einen entsprechenden Betrag, also 296 Millionen Rentenmark, für den Umtausch bereithalten und in aller Form zu Anfang des Monats die Einlösungsstellen und die Modalitäten (Pfennigbeträge) bekanntgeben mußte. Jedermann weiß, daß das Reich diese Summen nicht zur Verfügung hat, einem Umtauschansturm also nicht gewachsen wäre. Und ferner erinnern wir an eine Bekanntmachung der linken Hand des Reichsfinanzminsters, von der die rechte nichts zu wissen scheint:

Berlin, den 13. November. Die Goldanleihe war von vornherein nur als interimistisches Zahlungsmittel gedacht. Dementsprechend ist auch nur ein begrenzter Betrag kleiner und kleinster Stücke ausgegeben worden. Von diesen wird schon ein Teil dadurch aus dem Verkehr verschwinden, daß ihre Bezieher von dem ihnen für den Monat Januar eingeräumten Umtauschrecht in Rentenmark Gebrauch machen. Soweit dies nicht geschieht, werden die kleinen Stücke als besonders verzinsliches Spargeld im Publikum bleiben.

So am 13. November. Nach der Lesart vom 20. Januar aber begrüßt es der Fiskus — nicht mit Unrecht! —, daß die kleinen Goldanleihestücke als Zahlungsmittel, nicht als Spargeld, im Umlauf bleiben. Denn blieben sie nicht im Umlauf, so würden sie vermutlich sehr rasch in die dinglich gesicherte Rentenmark bzw. in Rentenbriefe umgetauscht werden -- sehr zur Verlegenheit der Finanzverwaltung. Wir wünschen aufrichtig, daß die Verlegenheit erspart bleibe. Anrerseits würden wir es für des deutschen Staates würdiger gehalten haben, wenn er weniger überheblich die Dinge offen und freimütig dargelegt und dabei darauf aufmerksam gemacht hätte, daß die nicht eingelösten kleinen Goldanleihestücke demnächst aus dem Zahlungsverkehr verschwinden, also wieder zur Anleihe zurückverwandelt werden müssen. Oder glaubt etwa eine von den maßgeblichen Persönlichkeiten, man werde das Manöver „nicht merken"?

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS T.-B.

1.

Sehr geehrter Herr Schwarzschild!

Sie schreiben in dem Artikel „Das Jahr der Demaskierung“, in der No. vom 29. Dezember, über die Geldentwertung: „Von dieser Schmach, über deren Beurteilung in der Welt das deutsche Volk natürlich nie ein Wort erfahren hat, Deutschland wieder reinzuwaschen, wird vielleicht länger dauern . . . .“ usw. Zugleich machen Sie darauf aufmerksam, welchen Glauben man wohl in der Welt der Tatsache schenken kann, daß die Stabilisierung jetzt, unter schlechteren Bedingungen, plötzlich möglich war, während sie früher, unter besseren Bedingungen, immer als unmöglich bezeichnet wurde.

Es wird Ihre Leser interessieren, daß tatsächlich von allen angesehenen ausländischen Publizisten, die das Thema behandeln — auch von solchen, die von aller nationalistischen Bosheit ganz frei sind —, in dieser Weise geschrieben wird. Ich zitiere als besonders interessant die Stimme eines so angesehenen Schriftstellers wie Camille Loutre:

„Zwei Jahre hindurch hat die deutsche Propaganda in allen Tönen und auf allen Gassen geschrieen: „unmöglich, die Mark zu stabilisieren, bevor die Reparationsfrage endgültig geregelt worden ist“. Dennoch ist die Mark heute stabilisiert. „Unmöglich, die Mark zu stabilisieren, solange die deutsche Handelsbilanz passiv bleibt.“ Dennoch ist die Mark heute stabilisiert. „Unmöglich, die Mark zu stabilisieren, wenn uns nicht die Hilfe einer auswärtigen Anleihe zuteil wird.“ Dennoch ist die Mark heute stabilisiert. Wenn das aber trotz allem möglich war, warum hat man die Stabilisation nicht früher gemacht? Was soll man glauben und was soll man zurückweisen? Die Saug- und Druckpumpe der Finanzen hat in Deutschland, durch das Manöver der Inflation, in bemerkenswertem Grade funktioniert. Als Druckpumpe hat sie die ganze Welt mit wertlosen Markpapieren überschwemmt, deren Gesamtbetrag schließlich für 250 Millionen Gold zurückgekauft werden konnte. Als Saugpumpe hat sie andererseits den Aktiven einiger weniger Deutscher außerordentliche Mengen von Devisen und Rohstoffen zugeführt. Durch einen Rechtsmechanismus, der einen Ergänzungsmechanismus ihrer selbst darstellt, hat sie im Innern Deutschlands den Mittelstand und die Arbeiterklasse zum ausschließlichen Profit einer Oligarchie, fast radikal expropriiert. Aber nachdem der zu befördernde Stoff (Devisen und Rohstoffe, fremde Werte, Sachanlagen, Obligationen und Hypotheken) gegen Sommer 1923 fast vollkommen weggepumpt war, war die Pumpe von diesem Augenblick an zum Leerlauf verdammt. Zu diesem Zeitpunkt war das Phänomen der Umschichtung des in- und ausländischen Eigentums vollendet. Und hier liegt ohne Zweifel der hauptsächliche Grund, warum die Mark nun stabilisiert werden konnte.“

*Dr. Paul Felseck.*

2.

*Nachträgliche Erfassung der Inflationsgewinne.*

Der Vorschlag des Herrn Georg Leyser, die Inflationsgewinne noch nachträglich zugunsten der Staatsgläubiger zu erfassen, wird allgemeiner Zustimmung sicher sein; es wäre dies doch immerhin ein Weg, denjenigen, die durch die Inflation um ihren Besitz gekommen sind, wenigstens einen Teil ihres Verlustes wieder einzubringen. Es wird Sie interessieren, daß hier in Hamburg auch schon unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Carl Albrecht ein Aus-

schuß gebildet worden ist, der die interessierten Kreise für diesen Vorschlag gewinnen will.

*Bernhard Jordan, Hamburg.*

---

THEATER.

1.

*Die Renaissance des Theaters.*

Im Tage-Buch stand einmal eine Altenberg-Anekdote. Er sagte von einem Wiener Variété: „Wissen Sie, das geht so gut, daß es, wenn kein Mensch hineinginge, noch immer von der Garderobe und den Theaterzetteln leben könnte!"

Nun, Altenbergs Einfall ist Wirklichkeit. Ein kleines Berliner Theater, das gar nicht ging, rettete sich auf folgende Weise: Es spielte Schönherrs „Weibsteufel" mit vier billigen Schauspielern. (Ein engagiertes Ensemble hat es natürlich nicht). Das kostete täglich ein paar Mark. Die Eintrittskarten wurden verschenkt. Aber die Besucher mußten ihre Garderobe ablegen, und die meisten kauften Zettel.

Mit dem Erlös der Kleiderablage und des Programm rettete sich das bedrängte Unternehmen in eine hoffentlich lange währende Renaissance.

2.

*Barnowskys Amerikareise.*

Ein Schauspieler schreibt dem T.-B.:

In den Berliner Zeitungen kann man lesen, daß Herr Viktor Barnowsky eine Amerikareise plant. Da die Berliner Presse dem geschäftigen Unternehmer freundlich gesinnt ist, muß ich Sie bitten, doch einmal im Tage-Buch zu fragen, was diese Reise soll?

Wenn Barnowsky auf Reisen ging, so hatte er einen Stil und ein Programm und ein Ensemble vorzustellen. Wenn Herr Tairoff oder die neuen russischen Studios nach Europa kommen, so haben sie wenigstens eine originelle Theorie vorzuführen. Brahm durfte mit seinem wohlgefügten Ibsen-Theater reisen. Reinhardt brachte die Werke seiner farbigen Phantasie zur Vorstellung. Aber wo in aller Welt liegt die innere Berechtigung zu Amerikareisen Barnowskys? Gewiß, er ist ein sehr geschickter Eklektiker, er weiß die Stile anderer behutsam zu mischen, aber er ist weder als literarischer Geschmack noch als Regisseur selbständig oder gar original. Er muß sich sogar erst ein Ensemble aus Gästen zusammenstoppeln. Was kann der liebenswürdige Imitator bieten? Nichts, was in Amerika verblüffen oder überraschen könnte. Nach Amerika gehen, bloß weil jetzt Reinhardt drüben ist — Barnowsky ist immer Nachkomme — das kann kein einleuchtender Grund sein. Aber wir Deutschen, die in Amerika seit dem Kriegsschluß schon einige Schlappen erlitten, sollten vorsichtig sein, ganz besonders die Schauspieler, die schließlich die Opfer unberechtigter Unternehmungslust sind.

Ich bitte Sie, diese Bedenken im Tage-Buch auszusprechen, sie stehen dort am richtigen Platze, weil, wie man mir sagt, das T.-B. unter den gebildeten Deutschen Amerikas viele Leser hat.

*Alexander H.*

## FILM

### *Helena.*

Hier ist nun wieder ein deutscher historischer Monumentalfilm . . . aber in mancher Hinsicht ein Fortschritt gegen die bisherigen Bilderbogenfilme, weil amerikanischer Einschlag zu verspüren ist. Einer von denen, die man früher „Dichter“ nannte, Hans Kyser, hat die Ilias zu einem zweiteiligen Drehbuch verarbeitet, recht geschickt in der Verknotung, ein wenig rationalisiert (so ist das Parisurteil nicht reales Geschehen, sondern eine Traumvision des Hirten vom Ida), und dennoch Gelegenheit für allerlei Tricks und filmtechnische Ueberraschungen bietend. Der blinde Homer, noch lebend und sehend geworden, oder der klassisch profund gelehrte Herr von Wilamowitz-Moellendorf würden zwar staunen über diese Griechen und Trojaner, ihre Sitten und Gebräuche. Aber es soll hier keine kritisch-historische Abrechnung stattfinden, sondern gesagt werden, was in diesem Film schlecht, was gut ist. Schlecht ist das Schauspielerische, man sieht nur Figuren, keine Menschen; nur starr-schöne Gesichter, kein Spiel des Antlitzes; nichts Seelisches wird in diesen herrlichen Köpfen und Körpern Gestalt. Denn der Regisseur Manfred Noa hat wirklich ein wundervolles Menschenmaterial zusammengebracht: die schönste — Frau ist Herr Gaidoroff als Paris. Schön und muskulös sind auch Achill und Hektor; schön ist auch die Dame Dardea als Helena, aber oft zu heftig geschminkt und wachspuppenhaft. Die Griechen und Trojaner sind allesamt in ihren Bewegungen auf edel stilisiert, etwa in der Art des Malers Puvis de Chavanne (nicht in der herben Art des Marées), sodaß oft Bewegung zur bedachten Pose wird. Von den Amerikanern hat Noa gelernt, daß fortlaufende Bewegung das Wesen des Films ausmacht. Noa läßt deshalb absichtlich die Scenen fast niemals ausspielen, wechselt rasch die Schauplätze, auch wenn diese Augenblicksscene viel Geld gekostet hat, läßt sich von den Amerikanern auch zu einer Löwenjagd mit Apotheose und aus der „Königin von Saba“ zu einem gutgemachten Wagenrennen anregen. Am besten gemacht aber ist manches Bildmäßige und vor allem die rasch ineinanderflutenden Kampfbilder zu Wasser und zu Lande. Die von und zum Meer rasenden Menschenmassen, die Seeschlacht als Gewoge aus Wasser, Feuer, Schiffen, Dampf und Männerleibern ist das Bravouröseste nud Visionhafteste, was bisher solchergestalt im Film gezeigt ward.

*Kurt Pinthus.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN.

Literarisches Zentralblatt für Deutschland. Verlag Eduard Avenarius, Leipzig.

Wenn in diesen tollen Zeitläuften eine Zeitschrift sich behauptet und zugleich mit Stolz von sich sagen darf, daß sie 75 Jahre alt geworden ist, so muß es sich um eine gute Zeitschrift handeln. Das Schlechte hält schließlich doch nicht Stand — und leider nicht nur das Schlechte. Um so erfreulicher ist es, wenn das Gute sich bewährt. Wir beglückwünschen

deshalb das Literarische Zentralblatt zu seinem 75jährigen Bestehen. Wir hoffen, daß dieses umfassende Berichtsblatt für wissenschaftliche Literatur im deutschen Sprachgebiet einst auch mit noch größerem Stolze auf ein 100jähriges Bestehen zurückschauen wird. Das Literarische Zentralblatt hat die Tradition zu wahren, die von den Brüdern Grimm, von Moriz Haupt, von Mommsen herkommt. Die Berufung auf jene großen Namen verpflichtet. Ich glaube, daß die Zeitschrift sich in Zukunft ebenso dieser Verpflichtung bewußt bleibt wie bisher und daß die Zahl der Jahre das Blatt nicht altern lassen wird.

*F. S.*

Paul Cohen-Portheim: Europas Zukunft. (Erich Reiß Verlag, Berlin.)

Was (im ersten Teil dieses Büchleins) über die Entwicklung des europäischen Einheitgedankens in der Vergangenheit gesagt wird, das ist lehrreich, zutreffend, kühl, klar. Im zweiten Teil, der sich mit der Gegenwart beschäftigt, verläßt sich der Verfasser auf allgemeinliberale, menschheitliche Ideen. In diesem Teil ist das Werk schwach, besonders auch deshalb, weil keine Möglichkeit gezeigt wird, wie aus der Macht die Vereinigten Staaten Europas geschaffen werden könnten. Daß es vom bloßen guten Willen und von allgemein menschenfreundlichen Hoffnungen und Wünschen aus nicht möglich ist, das haben wir genugsam in den letzten zehn Jahren erfahren. Darüber also sollte keine Zeile mehr geschrieben werden. *F. S.*

Der Artikel von Leo Trotzki über Lenin in der vorliegenden Nummer des Tage-Buchs ist entnommen dem Kommunistischen Almanach (Verlag Carl Hoym, Hamburg).

---

NOTIZEN

Auf einer Reise von Frankfurt nach München wurden unsere Pässe revidiert. Ich fragte den Beamten, warum er das täte.

„Um das Eindringen des Bolschewismus nach Bayern zu verhindern!"

*

Paragraph 2 des Frauenvereins zu Rödelheim lautet:

Der Verein hat den Zweck, den Dienst der evangelischen Frauen und Jungfrauen an den Gliedern der Gemeinde zu wecken und zu organisieren.

*

Im Mai 1918 mußte auf Befehl der Zensur (Leipzig) die erste Zeile eines Gedichts von Danny Gürtler geändert werden. Statt „Ich bin eine Dirne, was ist denn dabei . . ." wurde der Text vorgeschrieben: „Sie war eine Dirne". Was ist denn dabei?

*

Heinrich Rosen, der Schwager Franz Lehars, ist seit langen Jahren in Düsseldorf als Klavierspieler tätig. Hermann Funke befindet sich den zweiten Monat als Komiker in einem Düsseldorfer Variété. Beide gehen gemeinsam durch eine Straße der Vorstadt, und Rosen spricht von seiner Popularität. Funke zweifelt dar-

an. Rosen macht den Vorschlag, Funke soll einfach ein x-beliebiges Kind fragen, ob es schon von Heinrich Rosen gehört habe. Funke ruft einen Jungen heran, zeigt auf Rosen und fragt: Kennst du den?

Antwort: Nein, Herr Funke!

*

Das Dortmunder Stadttheater führte den Wallenstein auf. Ein armer Schlucker, Kontorist, brannte darauf, Schiller zu erleben. Aber es gab kein einziges Billett mehr. Hingegen wurden dringend Statisten benötigt. Der Kontorist rannte um das Theater herum und zum Bühneneingang hinein und meldete sich beim Inspizienten. Er bekam eine Garderobe zugewiesen und mußte sich eilends als dreißigjähriger Rittersmann kostümieren. Als solcher durfte er auf die Bühne zwecks Erzielung von Volk nebst Gemurmel. Jedes Wort des Stückes kannte er. Er glühte vor Begeisterung. Der Schauspieler, der den Wallenstein spielte, gefiel ihm nicht. Aus der Kulisse spannte er auf jede Nuance. Der Drang, mitzumimen, loderte in ihm empor. Er würde es hundertmal besser machen als der fade Wallenstein. Schwupps, stand er draußen, wild gestikulierend und dem zu Tode betroffenen Wallenstein ins Wort fallend. Er war nicht zu bändigen. Der richtige Wallenstein, nicht gesonnen, sich verdrängen zu lassen aus seinem angestammten Rechte, überbrüllte den gegnerischen Wallenstein. Sie schrien Duett. Die Katastrophe schien unausbleiblich. Schließlich stürzten beide ab und verprügelten sich hinter der Szene. Wallenstein tötete den Wallenstein.

*

Ein kleines Mädchen von vier Jahren verrichtete sein Abendgebet stets im mystisch dusteren Laden des Vaters, eines Zigarrenhändlers. Dort kniete sie nieder vor einem Jasmatzi-Plakat. Denn sie hielt den bärtigen Türken, der da schmökte, für den lieben Gott.

*Hans Reimann.*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 3)




**Redaktion des „Tage-Buch“:** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Februarwoche

Paul Löbe, der Präsident des Reichstags, ist nicht nur der mildeste Vorsitzende, er ist nicht bloß wegen seines hellen Handwerksburschengesichtes beliebt, ihm hat sein natürlich sittliches Wesen das allgemeine Vertrauen erworben. Weiß der fröhlich-kluge Mann, daß ihm in aller Stille die furchtbarste Verantwortung aufgebürdet wird? Man konnte in der Zeit der rasenden Mark-Entwertung begreifen, daß der Reichstag sich selbst als allzu schwerfällige Maschinerie ausschaltete. Dennoch war es fast unverständlich, wie schnell das Parlament bereit war, seine Macht hinzugeben, und wie gering die Sicherheiten waren, die es von den neuen Ermächtigten verlangte. Zuweilen ähnelte dieser Reichstag, der sein Reich hingab, dem gutgläubigen Lear, der verkündete:

's ist unser fester Schluß,
Von unserm Alter Sorg und Müh zu schütteln,
Sie jüngrer Kraft vertrauend, während wir zum
Grab entbürdet wanken.

Goneril Stresemann fand süße Worte, Regan Marx beteuerte ihr verfassungstreues Herz, und eine warnende Cordelia trat garnicht auf. Nun war die Macht verteilt, wie geht's dem vertrauensseligen Spender? Schon daß Dr. Luther, fünf Minuten nach Annahme des Ermächtigungsgesetzes, verkündete, das Recht Steuern auszuschreiben, komme nach § 48 der Verfassung garnicht der Volksvertretung zu, mußte stutzig machen. Dann kam Emminger und schaffte Schwur- und Laiengerichte mit einem Federstrich ab. Jetzt tagen die internationalen Sachverständigen, und der entthronte Reichstag darf nicht einmal seinen auswärtigen Ausschuß einberufen. Eine Beamtenhenkerkommission, bestehend aus drei Gespenstern der Vergangenheit, geistert von Amt zu Amt. Der Reichstag durfte nicht einmal

einen lebendigen Zeitgenossen zu dem antirepublikanischen Rachekorps der Busch, Lewald und Welser entsenden. . . . Längst ist die Mark-Auszehrung beendet, die Finanzdiarrhoe des Reichs hört allmählich auf, Neuwahlen stehen vor der Tür. Das Wichtigste wäre zu tun: Im übervollen Reichstag ein Drittel der Statisten abzubauen. Aber die Erben Lears denken nicht daran, den Alten wieder in die Macht zu setzen. Wo ist der Deutsche Reichstag? Furchtbare Verantwortung liegt auf der hellen Stirn Paul Löbes. Fühlt der Präsident der deutschen Volksvertretung nicht, daß der Glaube an das Parlament, ohnehin nur mehr ein schwaches Flämmchen, ausgelöscht wird in allen Zurechnungsfähigen, wenn der Tag des Zusammentritts immer wieder hinausgeschoben wird? Irrt Lear schon ratlos durch die deutsche Heide? Sind nur mehr Narren reichstagsgläubig? Der armen Republik wird täglich einer von ihren hundert letzten Rittern genommen. Bald muß die Stunde einer fürchterlichen Ernüchterung kommen. Alle Flüche über die Undankbaren, allzuschnell mit Macht Beschenkten, werden dann verhallen. Lear, der sein Reich verschenkte, ist ärmer als sein ärmster Narr. Sie, Paul Löbe, der die Macht des Reichstags zusammenfassen sollte, Sie in Ihrer Gutgläubigkeit, werden dann Rede stehen müssen für die Lear-Tragödie des Deutschen Reichstags!

Im letzten Tage-Buch war erzählt, daß Herr Emminger, dessen hastige Justizreform so einstimmig verurteilt wird wie die Finanzweisheit des Herrn von Schlieben-Luther, den Abgeordneten, die ihm Vorwürfe machen, zur Entschuldigung sagt: Was wollen Sie? Ich bin ja garnicht der Vater meines Kindes. Der eigentliche Erzeuger ist Herr Schiffer, der durch dauernde Ministersehnsucht gebrochene Demokrat. Sein Konzept, so sagt Herr Emminger gerne, war für mich entscheidend. Inzwischen haben ungebrochene Demokraten, von Herrn Koch angefangen bis hinüber zu den Demokraten des Landtags, die Pfuscharbeit des Provinzialstaatsanwaltes so scharf kritisiert, wie's nötig ist. Herr Schiffer schweigt, obwohl er aufgefordert wurde, zu den beschämenden Beschuldigungen Emmingers Stellung zu nehmen. Solche Demokraten wie der Schiffer ohne Kompaß sind imstande, die Partei in Grund und Boden zu kompromittieren. Es sei hier dem Schiffer, der auf das deutsche Justizgebäude schifft, ein Gegenbeispiel vorgehalten. Herr Emminger hat für sein im Taumel erzeugtes, nicht richtig ausgetragenes Kind nicht bloß Herrn Schiffer, sondern auch seinen Vorgänger, Professor Radbruch, verantwortlich machen wollen. Das Gerede, Radbruch sei auch ein Vater der Emmingerschen Justizpfuscherei, wurde vom Justizministerium eifrig verbreitet. Wir haben das kompromittierende Gerede Herrn Professor Radbruch gemeldet, und er antwortet mit folgendem wahrhaft offenen Brief:

Kiel, den 23. 1. 24.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Ich bin Ihnen dankbar dafür, daß Sie mir Gelegenheit geben, mich über mein Verhältnis zu der Justiz-Verordnung vom 4. Januar 1924 zu äußern.

In der Tat war es meine Absicht, auf Grund des ersten Ermächtigungsgesetzes im Verordnungswege eine Reihe von Reformen der Strafjustiz durchzuführen, die sich als Verbesserungen und zugleich Verbilligungen darstellten und somit im Rahmen des Ermächtigungsgesetzes lagen. Ich habe meinem Nachfolger im Amte einen vollständigen Entwurf zu einer solchen Verordnung hinterlassen.

Dieser Entwurf, der in die jetzige Justiz-Verordnung als Hauptstück übergegangen ist, bringt an wesentlichen Verbesserungen der Strafjustiz die Ersetzung der Strafkammer durch ein Schöffengericht, die Einführung der Berufung für alle Strafsachen mit Ausnahme des stark eingeschränkten Kreises der Schwurgerichts-Sachen und die Besetzung auch des Berufungsgerichts mit Laien, denen also auch dann das letzte Wort bleibt, wenn in erster Instanz der Amtsrichter als Einzelrichter gesprochen hat. Bei der Kritik der Justiz-Verordnung scheinen mir diese Fortschritte nicht hinlänglich gewürdigt zu werden.

Sie treten in den kritischen Stellungnahmen in den Hintergrund vor bedenklichen Aenderungen und Erweiterungen, mit denen mein Amtsnachfolger den ihm hinterlassenen Entwurf belastet hat. Ich muß vor allem die Verantwortung für die Notmaßnahmen, insbesondere die zeitweilige Ausschaltung des Laienrichters, entschieden ablehnen. Für die Umwandlung des Schwurgerichts in ein Schöffengericht, der ich angesichts mancher bösen Schwurgerichts-Urteile aus den letzten Jahren sachlich nicht widersprechen kann, hielt und halte ich den Weg der Verordnung für völlig ungeeignet und unzulässig; ich habe den Herrn Reichsjustizminister mit Nachdruck aufmerksam gemacht auf die Gefährdung des Gesamteindrucks seiner Verordnung, die sich aus der Regelung dieser hochpolitischen Frage ohne Mitwirkung der Volksvertretung ergeben würde — und nun auch wirklich ergeben hat. Ferner habe ich darauf hingewiesen, daß das Urteil über die Verordnung durch die Zusammensetzung des Berufungsgerichts, das Zahlenverhältnis zwischen Laien und Berufsrichtern ausschlaggebend bestimmt werden werde; in meinem Entwurf waren in allen Laiengerichten die Laien in der Mehrzahl — die Justizverordnung leitet stattdessen die Berufung gegen das mit zwei Richtern und zwei Laien besetzte vergrößerte Schöffengericht an die neben drei Richtern mit nur zwei Laien besetzte große Strafkammer. Mein Entwurf machte, um nur noch eines zu erwähnen, die Verschiebung von Strafsachen vom Schöffengericht an den Einzelrichter auch von der Zustimmung des Beschuldigten, die Justizverordnung macht sie einseitig vom Antrag der Staatsanwaltschaft abhängig.

Ich kann es mit Rücksicht auf die Verbesserungen unserer Strafjustiz, welche die Emmingersche Verordnung neben notwendigen Sparmaßnahmen übernommen hat, nicht für richtig halten, die Aufhebung der Verordnung sofort anzustreben. Sie würde nur dann betrieben werden müssen, wenn die Reichsregierung unbedingt notwendige Abänderungen ablehnen sollte.

Ich wäre Ihnen dankbar, sehr geehrter Herr Großmann, wenn Sie diese Zeilen entweder im „Tage-Buch“ oder im „Montag Morgen“ ehestens veröffentlichten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

ergebenst

Dr. Radbruch, M. d. R.

Nach dieser bündigen Erklärung besteht kein Zweifel, daß Herr Emminger der Vater seines Kindes ist. Die Abschaffung der Geschworenen, die Ausschaltung der Schöffen — das ist Emmingers persönliches Werk. Daß diese Reform im Verordnungswege durchgeführt wurde, diese Ausschaltung des Reichstags, das ist Emmingers persönliches Werk. Das Uebergewicht der Berufsrichter in den gemischten Senaten, auch das ist Emmingers persönliches Werk. Ja, dunkel bleibt auch nach Radbruchs Brief, welchem hellen Kopfe die Abschaffung der Anklagebegründung, die Beseitigung der Voruntersuchung, die Beschränkung der Zeugenladung, die Beschneidung der Rechtsmittel gegen diese Eiljustiz zu danken ist. Diese Neuerungen bedeuten so schwere Zerstörungen des Justizbetriebes, daß man sie, wenn psychologische Gründe sprechen dürfen, dem bayrischen Kirchenlicht und nicht einem Kopfe vom Range Radbruchs zuschreiben muß. Und schließlich: Herr Emminger und kein anderer hat seine Unterschrift unter diese Justizzerstörungsedikte gesetzt, er allein ist dem Reichstag verantwortlich, dem Reichstag, der weniger milde als Radbruch, der Emmingerei ein schnelles Ende machen muß. Es gibt, auch hier trennen sich Radbruchs Wege wohl auch von denen seiner Freunde, kein Handeln und Paktieren mit der Emmingerei. Jeder Rechtsfreund und Rechtskenner, von Kahl und Bell bis zu Rosenfeld und Levi kann auf diesen schnöden Mißbrauch des Ermächtigungsgesetzes nur eine Antwort geben: Entmächtigt Emminger, sendet ihn nach Bamberg oder Würzburg zurück, er mag in kleinem bayrischen Winkel bescheideneres Unheil anrichten!

Ein amerikanischer Leser schickt dem T.-B. eine Nummer der „New Yorker Staatszeitung“ vom 8. Januar d. J. Da findet sich in der Zeitung, die vom Gewohnheitsdiebstahl an deutschen Schriftstellern fett geworden ist, ein Artikel mit vier groß gedruckten Aufschriften, deren dickste lautet: „Maximilian Harden an Pranger gestellt.“ Als Verfasser zeichnet Herr Karl H. von Wiegand, der oberflächlichste aller Reporter,

der sich selbst so gerne den „größten Journalisten der Welt“ nennt. Herr von Wiegand erzählt zuerst, das Kabinett Marx-Stresemann habe sich zu „drastischen Maßnahmen gegen die Verschwendung einer Anzahl von Deutschen in Schweizer Wintervergnügungsplätzen“ entschlossen. Es ist eine Originalmeldung des größten Journalisten, also nicht wahr. Den Reisenden nach St. Moritz ist kein Leid zugefügt worden, so wenig wie den Schlemmerdielen, denen Herr v. Seeckt einen Papierfeldzug erklärt hat, der nie geführt wurde. Aber dann schreibt der größte . . . . Journalist:

> Die Regierung übergab heute abend der Presse eine Bekanntgabe, in welcher Maximilian Harden scharf verurteilt wird, weil er in amerikanischen Blättern veröffentlicht haben soll, Deutschland gebrauche keine Nahrungsmittel aus dem Auslande, da es davon genug habe.
>
> Die Bekanntgabe lautet: „Die Behauptung Maximilian Hardens entspricht nicht den Tatsachen. Deutschland kann nicht verstehen, wie ein Publizist, den zu Hause längst niemand mehr ernst nimmt, im Ausland ernst genommen werden kann.
>
> Jedermann weiß, daß Deutschland nur für einen Teil seiner Bevölkerung genug Nahrungsmittel hat. Der Hunger der deutschen Massen ist das Resultat des Krieges, des Versailler Friedens, des Ruhreinfalls und der französischen Politik.
>
> Wenn immer Harden etwas sagt, weiß ganz Deutschland, daß dieses von seiner grenzenlosen Eitelkeit und seiner Oppositionsmanie, wie vielleicht auch von den Nachwirkungen des auf ihn gemachten Attentatsversuchs ausgeht.“

Durch einen Anruf hätte dieser willigste Journalist, der schon durch so viele dunkle Hinterpforten geschlüpft ist, feststellen können, daß Harden das Zeug nie geschrieben hat. Einem Ausfrager hat er gerade zu der Zeit, als Graf Westarp mit schöner Offenheit bekannte, daß „Deutschland bei vollen Scheunen verhungert“, gesagt, nicht Mangel an Nährstoff, sondern die ewige Markentwertung sei an der Nahrungskrise schuld, Getreide-Import würde die Handelsbilanz noch verschlechtern, damals, im November, knapp nach der Ernte, war Einfuhr gewiß noch nicht nötig. Im Frühjahr werde man amerikanisches Getreide brauchen, aber dann muß ja, so sprach Harden, das Valuta-Elend längst beendet sein. . . . Es ist schwer zu kontrollieren, ob der größte Journalist von der deutschen Regierung wirklich diese maßlose Beschimpfung Hardens eingehändigt erhielt. Jedenfalls hat keine anständige deutsche Zeitung die niederträchtige Bemerkung gedruckt, Harden leide „vielleicht an den Nachwirkungen des auf ihn gemachten Attentatsversuchs“. Wer sich der milden Bestrafung jener beiden gemieteten Mordhandlanger erinnert, wer weiß, wieviel Zeit sich die deutsche Regierung läßt, bis der leider erwischte Hauptmörder aus Wien endlich ausgeliefert werden mußte, wer darüber nachdenkt, warum die Hauptverhandlung gegen den schuldigen Ankermann (trotzdem es da garnichts

zu untersuchen gibt und Untersuchungen ja von Herrn Emminger als antiquierte Institution abgeschafft wurden) bis zum heutigen Tage nicht einmal angesetzt wurde, der wird kaum glauben können, daß die Regierung Stresemann ohne Not diese beschämenden Erinnerungen heraufbeschworen hat. Noch dazu diese grinsende, hämische Erklärung über die „Nachwirkungen des Ueberfalls", die ja fast wie ein Schmunzeln und behagliches Händereiben wirkt. Ueber Herrn von Wiegand, den größten . . . Journalisten, ist nicht viel zu sagen. Er war im Kriege der Kabel- und Fabellaufbursche der deutschen Diplomatie, er ist heute der Prophet Hitlers und Ludendorffs, er ist Geist vom Geiste jener Gesangvereinsdeutschen, an denen die amerikanische Welt keinesfalls genesen will. Daß die marxistische Regierung des Herrn Stresemann sich zu einem öffentlichen Schmunzeln über den Mordanschlag auf Harden entwürdigte, das verdient als document humain eine Aufbewahrung im Tagebuch der Zeit.

Ein Dutzend Lausejungens ist im Theater mächtiger als tausend Gesittete. Sind's aber gar fünf Dutzend und bringen sie einen Dirigenten der Lausbuberei mit, so sind die stillen Zuschauer der Diktatur gemieteter Gassenjungen rettungslos ausgeliefert. Das heißt: an einem Abend. Organisiert sich auch die Anständigkeit, dann sind die Ueberfälle frecher Knaben leicht zu verhindern. In Dresden haben drei Dutzend kommandierte Skandalmacher eine Aufführung von Ernst Tollers „H i n k e m a n n" verhindert. Am nächsten Tage hätte man getrost weiterspielen können, mit fünfhundert Volksbühnenmitgliedern wäre der Unfug glatt zu verhindern gewesen. Aber siehe, da weigerten sich die Schauspieler aufzutreten, weil Drohbriefe ihnen mit Erschießen drohten. Die Schauspieler sind an Drohbriefe noch nicht so gewöhnt wie wir schreibenden Leute. Wenn wir uns um jeden schriftlichen Racheschrei kümmerten, dann könnte z. B. das Tage-Buch seit zwei Jahren nicht mehr erscheinen. Es ist, aufrichtig gesagt, beschämend für den Schauspielerstand, daß die Dresdener so wenig Heldendarsteller sind, daß sie sich durch ein bißchen Bramarbasieren einschüchtern ließen. Nun kam der Skandal im Sächsischen Landtag zur Sprache. Aus dem Bericht der Sitzung ist nur ein Satz bemerkenswert. Als der erste Redner nach dem Volksbildungsminister das Wort ergriff, da verzeichnet der Sitzungsbericht: „I m S a a l e s i n d n u r n o c h f ü n f A b g e o r d n e t e". Man braucht den übrigen Bericht nicht mehr zu lesen. „Im Saale sind nur noch fünf Abgeordnete". Das genügt.

---

Lenin ist tot — der große Lenin. Eigentlich aber sollte es heißen: der arme Lenin. Denn Lenin war ein Visionär, der nicht mehr an seine Vision glauben konnte. . . .

Kein Zweifel, daß er ein Visionär war. Vor mir liegt sein Buch, das er kurz vor der bolschewistischen Revolution schrieb und das nicht vollendet wurde, weil die kommende Revolution den Autor anderswo in Anspruch nahm. Also spricht der moderne Jesaias über seine Zukunftspläne:

„Wir stellen uns als Endziel die Abschaffung des Staates, d. h. jeder Art von organisierter und systematischer Vergewaltigung, jeder Gewalt über die Menschen überhaupt. . . . In unserem Streben nach Sozialismus sind wir überzeugt, daß er in den Kommunismus hineinwachsen wird, und im Zusammenhang damit wird jede Notwendigkeit der Gewalt an den Menschen schwinden, jede Unterwerfung des einen Menschen unter den anderen, des einen Teils der Bevölkerung unter den anderen. Denn die Menschen werden aus freien Stücken die elementarsten Gesetze des Zusammenlebens erfüllen. Sie werden die durch Jahrhunderte hindurch bekannten und die jahrhundertelang gepredigten Vorschriften des Beieinanderlebens respektieren lernen — und das ohne Zwang, ohne Gewaltanwendung, ohne Unterdrückung, ohne den besonderen Apparat der Unterdrückung, der Staat genannt wird." (N. Lenin: „Staat und Revolution". Belp-Bern, Promachos Verlag, 1918, pp. 122 u. 135).

Also sprach Lenin. Dann kam er ans Ruder. Die ersten Tage waren glänzend, der Prophet war am Ziel! Nach Verbannung in Sibirien, Exil in Galizien und der Schweiz, nach Kaffeehaus-Diskussionen, Winkelblatt-Journalismus, Dachstuben„glück" zu Zweien (die Frauen lieben den Ruhm, aber nicht den Schweiß, den er kostet) sah er sich endlich vor dem gelobten Lande seiner Träume. Die Augen, die Tartarenaugen, die so viele Besucher als verschlagen und unheimlich schilderten, müssen einmal wenigstens in seinem Leben geglänzt haben. Ein junger Student hat ihn damals gesehen und gibt uns eine kurze Schilderung seines ersten öffentlichen Auftretens nach dem bolschewistischen Coup d'Etat. „Weder Trotzki noch die anderen machten tiefen Eindruck auf mich", sagt der Augenzeuge, „aber Lenin, der mit frenetischem Beifall begrüßt wurde, nahm mich völlig für sich ein. Man konnte seine Worte nicht eine politische Rede nennen; es war alles andere wie das — es war vielmehr der Aufschrei eines Mannes, der dreißig Jahre auf diesen Augenblick gewartet hatte. Es war mir, als ob ich die Stimme Girolamo Savonarolas hörte".

Savonarola — da haben wir einen Vorgänger Lenins. Die Bolschewisten sind zwar immer sehr ärgerlich, wenn man sie mit religiösen Vorgängern vergleicht. Als der englische Sozialist Bertrand

Russell im Jahre 1920 Rußland besucht hatte, schrieb er einige Artikel für die Londoner „Nation", in denen er die russischen Bolschewisten mit den englischen Puritanern verglich. Aus Rußland kam nur ein gewaltiges Lachen zurück ob dieses unpassenden Vergleiches. Aber es war ein Lachen with the wrong end of the mouth („mit der falschen Ecke des Mundes"), wie der Engländer zu sagen pflegt. Man fühlte sich doch etwas getroffen. Und mit Recht. Die Bolschewisten mögen sich für religiöse Freidenker halten: sie sind es aber nicht. Oder wenn sie es sind, so gehören sie zu jener Sorte Freidenker, die selbst Freidenker wieder in die Messe zurücktreiben können.

Lenin war kein reiner Idealist: er wußte, daß man den Staat nicht von heute auf morgen abschaffen kann. Das Paradies liegt, wie er in dem oben erwähnten Buche p. 137 erwähnt „auf der anderen Seite des Blutmeeres, durch das die Welt zu ihm schreiten muß". Vor dem geistigen Auge eines Robespierre schwebte ebenfalls das hehre Ideal der „Gerechtigkeit auf Erden", ein Ideal, das mit Händen greifbar war: auch er glaubte nur durch ein paar Köpfe davon getrennt zu sein. Was bedeuteten diese paar Köpfe, die sich trotzig gegen dieses Ideal erhoben im Vergleiche zu dieser so nahen, so köstlichen, so gottseligen Wohltat für die Menschen? Nichts, nichts, nichts! Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Und der Zweck beider war ja heilig.

Ich glaube nicht, daß Lenin ein grausamer Mensch war. Der Frau des jetzigen englischen Finanzministers Mrs. Philip Snowden antwortete er zwar auf die Frage: „Was machen Sie mit den Bauern, wenn sie kein Getreide liefern?": „We hang them to a tree!", was Mrs. Snowden, aus deren eigenem Munde ich die Geschichte hörte, einstmals höchlichst entsetzte. Und doch war es vielleicht mehr eine „boutade", unter der der Diktator geschickt sein weiches Herz verbarg. Denn Lenin hatte ein weiches Herz. Er mordete nicht des Mordes wegen, sondern aus „sittlicher" Notwendigkeit. Der Weg zu seinem Paradiese war mit Menschenleichen gepflastert; aber es war eben das Paradis, das er vor sich sah und das ihn die Leichen, über die er fortschreiten mußte, ertragen ließ. Ich bin sicher, er war der erste, der diese Opfer bedauerte. Vielleicht hat er gar unter ihnen schwer gelitten. . . Auch Savonarola klagte einst, er müßte für seinen Himmel mit den Waffen der Hölle kämpfen. Weder Lenin noch Robespierre noch Savonarola waren echte Sadisten: im Gegenteil, während ihre eine Hand den Mordstahl führt, wischt sich die andere mit dem Taschentuche die Tränen aus den Augen. Nicht etwa Krokodilstränen! Alles ist echt an Visionären, sogar die Tränen — nur die Vision ist falsch!

Echt ist auch die Sittlichkeit dieser Leute. Robespierre war ein keuscher Jüngling, den die Sinne kaum peinigten. Die Frauen schwärmten für ihn, seine Wirtstochter betete ihn an — vergeblich!

Lenin war ein guter Sohn seiner Mutter und ein Musterschüler seines Gymnasiums. Er führte ein tadelloses Familienleben. Geldgeschäfte hat er nie gemacht. Seine Kleidung war direkt armselig: als die Bolschewistenkolonie im Jahre 1917 über Deutschland nach Rußland zurückkehrte, mußten die 30 Leute in Stockholm eine Sammlung veranstalten, um Lenin eine neue Hose zu kaufen. Von Liebesverhältnissen wird nichts berichtet. Und ebenso mäßig wie in Venere war er in Baccho. „Sein persönliches Leben ist derart, daß man in einer Epoche überwiegend religiöser Stimmungen Lenin als einen Heiligen betrachtet hätte“, sagt Gorki von ihm. All dieses ist das Kennzeichen des Visionärs: die Vision frißt alle anderen Leidenschaften auf. Die alte Kirche, die sich nicht übel auf Psychologie verstand, wußte das auch schon: „Bonum vinum et mulieres non faciunt haeresem“ („Guter Wein und Weiber machen die Leute nicht zu Ketzern“). Auch die russische Polizei wußte das einstmals und ebenso ihre Gegenspieler, die heutigen Haeretiker, die Revolutionäre. Einer von ihnen, ein Russe, der lange unter dem zaristischen Regime konspiriert hatte, erzählte mir einmal, er wäre jedes Verdachtes von seiten der Polizei dadurch entgangen, daß er zweimal wöchentlich nächtlicher Weile ein Frauenhaus aufgesucht hätte. Ein moderner Tyrann könnte also Shakespeares Caesar variieren:

„Laßt lasterhafte Männer um mich sein
Und solche, die des Nachts mit Weibern schlafen. . . .
Die keuschen sind gefährlich!“

Robespierre verlor den Kopf mit der schönen Vision, ehe er erkennen konnte, daß diese Vision nicht praktikabel war. Lenin wurde vom grausigen Schicksal zu einem qualvolleren Tode verurteilt: zur langsamen Erkenntnis nämlich, daß kein Waten im Blutmeer ihn an das ersehnte andere Gestade bringen konnte. Er fing an, Konzessionen zu machen: einige Kritiker sprachen sogar von seinem Opportunismus. Welch schrecklicher Sturz: ein Visionär, der Opportunist wird; ein Held, der zum Taschenspieler herabsinkt, ein Liebhaber, der ins Ehebett kriecht. Wahrlich, wenn er mehr Glück gehabt hätte, er wäre beizeiten erschossen oder gekreuzigt worden, — damals in den Flitterwochen seiner Träume. Ganz wie jener andere und schon darum göttlichere Schwärmer, dessen Tod einst Goethe applaudierte:

„Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre:
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogene der Schelm.“
(Venezianische Epigramme Nr. 53.)

Es ehrt Lenin, daß er nicht ganz zum Schelm herabsank und daß sein Herz zusammen mit seiner Vision in Stücke ging. Denn die Krankheit war nur die Folge der Enttäuschung. Er, der das Elend der Armut, des Exils und der Verbannung ertragen hatte — dank seiner Vision —, er wurde krank — auf dem Gipfel seiner

Macht — als die Vision sich als Fata Morgana erwies. Kein äußerer Erfolg konnte ihn über den gräßlichen inneren Bruch hinwegtäuschen. An dem Manne war eben alles echt — ausgenommen die Vision. Diese war die eines Träumers, eines Puritaners, eines Metaphysikers — nicht die eines großen Staatsmannes. Dieser ist immer ein echter Dichter und niemals ein Metaphysiker. Die Metaphysiker aber sind „des Poètes manqués". Und darum hinterläßt uns dieser verfehlte Dichter nur eine unvollendete Tragödie: „Rußland". Armer großer Lenin!

---

G. A. DELBANCO

## KARTELLGESETZGEBUNG

Vor kurzem hat man auf dem Verordnungswege die Errichtung eines Kartellgerichts gegen den Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellung angeordnet; und zwar ist ein b e s o n d e r e s Gericht eingesetzt worden, als dessen Vorbild das Reichswirtschaftsgericht gedient haben dürfte.

Man könnte zunächst die Frage aufwerfen, ob es überhaupt zweckmäßig ist, Sondergerichte zu schaffen. Der Zug der Zeit scheint freilich dahin zu gehen, soziale und wirtschaftliche Fragen den ordentlichen Gerichten zu entziehen und an Sondergerichte zu verweisen, deren Beisitzer — wie im vorliegenden Falle — aus „Sachverständigen" bestehen sollen. Nun kommt es bei solchen Ernennungen von Sachverständigen bekanntlich sehr leicht zu starken Meinungsverschiedenheiten der an der Streitsache Beteiligten, — woraus hervorzugehen scheint, daß jede Partei ihren Sachverständigen für den wirklich objektiv Denkenden hält. Ist aber darüber, wer der Objektivere sei, überhaupt ein Streit möglich, so liegt der Verdacht nahe, daß keiner wirklich objektiv sei, wie denn an sich eine Steigerung des Begriffs „objektiv" ausgeschlossen sein sollte. Daraus wiederum folgt, daß es mit dem Begriff des „Sachverständigen" in unseren Zeiten auch nicht allzu weit her ist, und mit der Besetzung von Sondergerichten durch Sachverständige, deren Objektivität je nach parteilicher, sozialer oder wirtschaftlicher Zugehörigkeit des Beschauers verschieden beurteilt wird, ist es vielleicht ebenfalls nicht zu weit her.

Sondergerichte sind ein Notbehelf, die den Zwist der Parteien in ein kleines Gremium unter Vorsitz eines Unbeteiligten verlegen — daß es aber nicht Gerichte im Sinne der ordentlichen Gerichte sind, deren Richter dem öffentlichen Leben und Treiben und dem Haß und der Gunst der Parteien so weit entrückt werden, daß sie, soweit das menschenmöglich ist, objektiv Recht finden und sprechen können.

Weiter aber ist folgendes zu bedenken. Die ganze zivile Rechtsprechung (im Gegensatz zur Strafrechtspflege) behandelt wirtschaftliche Fragen. Wenn man nun einige dieser Fragen aus dem Bereich

der ordentlichen Gerichtsbarkeit herausnimmt und Sondergerichten zuweist, so trägt man einerseits die Gefahr von Kompetenzkonflikten in die Rechtsprechung hinein und erkennt andererseits an, dass unsere heutigen Richter nicht in der Lage sind, die Fülle der wirtschaftlichen Streitigkeiten zu erfassen und zu beurteilen. Ist es richtig, dann einen „Ersatz“ zu schaffen — wie man einst für alles „Ersatz“ zu schaffen wußte — indem man andere Leute als die berufsmäßigen Richter zu Richtern macht? Mir scheint, man sollte sich nicht der bequemen Methode, die uns zwar aus der Kriegszeit noch allzu geläufig ist, hingeben und einfach nach Ersatz suchen, statt dem Uebel energischer zu Leibe zu gehen. Ich erkenne vollkommen an, daß die Vorbildung unserer Richter eine viel zu formal-juristische ist, als daß sie die Vorgänge im modernen Wirtschaftsleben genügend schnell und klar erfassen und verfolgen könnten. Daraus sollte man aber die Folgerung ableiten, für eine andere, zeitgemäße Ausbildung der Richter zu sorgen, ihren wirtschaftlichen Blick zu schärfen und sie zu einer gerechten Würdigung der ungeheuer verwickelten wirtschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart zu erziehen. Ob dies lediglich durch eine Aenderung des juristischen Studienplans zu erreichen sein wird, erscheint mir sehr fraglich; vielleicht ist dafür überhaupt erst die Schaffung eines neuen Typs von Wissenschaftlern, des wirtschaftlich orientierten Juristen, notwendig. Jedenfalls ist diese Frage, die natürlich hier nicht weiter behandelt werden kann, von so großer Bedeutung, daß man ihr ernste Aufmerksamkeit zuwenden sollte, schon im Hinblick auf die drohende Zersplitterung und Verwickelung unseres Rechtslebens, die aus der Schaffung zahlreicher Sondergerichte hervorgehen muß.

Bei der Frage der Kartellgesetzgebung fällt zunächst auf, daß man sich überhaupt heutzutage unter dem Titel „Gegen Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellung“ gegen Kartelle, Konventionen usw. wendet und das dafür eingesetzte Gericht als K a r t e l l g e r i c h t bezeichnet. Nach derartigen Gesetzen hat man in Deutschland zwar seit etwa anderthalb Jahrzehnten verlangt, und solche Gesetze sind bekanntlich in den Vereinigten Staaten auch seit etwa zwanzig Jahren wiederholt erlassen, abgeändert und verschärft worden. Das Resultat, das man damit in den Vereinigten Staaten erzielte, hätte wohl eine Lehre sein dürfen dafür, daß juristische Formulierungen die wirtschaftliche Entwicklung zwar einengen, aber nicht aufhalten können. Vor allen Dingen aber scheint es mir bemerkenswert, daß man sich jetzt, also zu Beginn einer wirtschaftlichen Krise und Depression, gegen die Kartelle und sonstigen Vereinigungen wendet, deren Höhepunkt bekanntlich immer in der Aufstiegs- und Blütezeit der Konjunktur liegt. In der Depressionsperiode gehen an dem verschärften Konkurrenzkampf bekanntlich ohnehin Abmachungen über Preisfestsetzung, Absatzregelung usw.

vielfach zugrunde, sodaß also der Zeitpunkt für das Inkrafttreten des Gesetzes nicht gerade als besonders günstig für seine Wirksamkeit angesehen werden kann. Außerdem ist es außerordentlich bezeichnend für unsere Verwaltungsstellen mit ihrer stark juristischen Einstellung, daß sie sich heute gegen Kartelle wenden, gegen die vielleicht vor fünfzehn Jahren vielfach ein Einschreiten nötig gewesen sein mag. Das gegenwärtige Wirtschaftsleben steht zwar noch vielfach unter dem Einfluß der zahlreichen Konventionen, Kartelle und ähnlichen Vereinigungen, dürfte seinen wichtigsten Eindruck jedoch nicht von dieser Seite her erhalten, sondern von der neuen, erst in der Nachkriegszeit aufgekommenen Form kapitalistischer Ballung, nämlich derjenigen des Konzerns. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß gegen diese Form, nämlich die Konzerne, ein gesetzliches Einschreiten erforderlich ist; es soll damit nur angedeutet werden, daß die Kartellgesetzgebung post festum kommt, wenn sie glaubt, heute auf den Plan treten zu müssen, um das deutsche Wirtschaftsleben an seinem entscheidenden Punkte anzugreifen. Der entscheidende Punkt liegt m. E. schon nicht mehr in den Kartellen.

Endlich sei noch auf folgendes hingewiesen: Die Verordnung „gegen Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellung“ spricht mehrmals von der „Wahrnehmung des Gemeinwohls“, die sie sich zum Ziele gesetzt habe und ordnet damit auch an, daß der eine Beisitzer eine sachkundige Persönlichkeit sein muß, von der erwartet werden darf, daß sie die Belange des Gemeinwohls unabhängig von den widerstreitenden wirtschaftlichen Belangen vertreten werde. Die Gesetzgeber scheinen anzunehmen, daß der Begriff „Belange des Gemeinwohls“ ein so einwandfreier sei, daß sie hierüber in der fraglichen Verordnung keine nähere Erklärung abzugeben brauchen. Wenn sie aber im selben Satz bereits von den widerstreitenden wirtschaftlichen Interessen sprechen, so sollte ihnen selbst klar geworden sein, daß der Begriff des „Gemeinwohls“ umstritten ist. Bisher ist es jedenfalls der Wirtschaftswissenschaft noch nicht gelungen, ein einwandfreies Kriterium dafür zu finden, was das Gemeinwohl verlangt und was nicht. Andernfalls könnte es ja überhaupt keinen Streit zwischen Wirtschaftswissenschaftlern sozialistischer und liberaler Richtung geben. Während nämlich der letztere stets die Frage nach der Produktivität einer Volkswirtschaft in den Vordergrund rückt, richtet ersterer sein Augenmerk vorwiegend auf die günstige Verteilung des volkswirtschaftlichen Ertrages, worunter er zumeist eine g l e i c h m ä ß i g e Verteilung versteht. Durch diese beiden schroff widerstreitenden Ansichten, ob die Wahrnehmung des Gemeinwohls im Hinblick auf die S t e i g e r u n g des Ertrages oder die V e r t e i l u n g des Ertrages der Volkswirtschaft vorzunehmen sei, ist bereits hinlänglich bewiesen, daß der Ausdruck „Gemeinwohl“ alles andere als eindeutig ist und dringend der Klärung bedarf. Die Politik, die in den letzten zehn Jahren in Deutschland

betrieben wurde, hat man mit Recht als einseitige Konsumenten-Politik bezeichnet. Derjenige also, der diese Politik fortsetzen und in ihrem Sinne die neue Verordnung anwenden will, wird sich auf den Standpunkt stellen, das Gemeinwohl sei im Hinblick auf eine gleichmäßige Verteilung des Volkseinkommens vorzunehmen. Derjenige dagegen, der von dem Gesichtspunkt ausgeht (der sich in den letzten Wochen entschieden Bahn zu brechen scheint), daß das wichtigste Erfordernis für unsere derzeitige Wirtschaftspolitik dasjenige der Hebung der Produktion sei, wird das Gemeinwohl dann als bedroht erachten, wenn irgendwie auf eine Verminderung der Produktion hingearbeitet werden sollte.

Jedenfalls nehmen sich wirtschaftliche Vorgänge, von dem einen oder anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, vollkommen verschieden aus, und daraus erhellt, daß das Kartellgesetz zu den größten Zweifeln, vielleicht sogar zu ungewollten Willkürlichkeiten Anlaß bieten kann, wenn man sich nicht bemüht, in kürzester Frist eine authentische Interpretation der darin gegebenen Begriffe zu geben, deren Aufstellung allerdings zu mannigfachem Streit Anlaß geben dürfte.

---

CHRISTIAN GEHEEB

## DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND ÜBER ALLES

### II.

Des Amtes entsetzt, konnte Hoffmann wirklich singen wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Und er sang am 20. Juni 1848 „Deutsche Farbenlehre", deren fünfte Strophe lautet:

Immer unerfüllt noch stehen
Schwarz Rot Gold im Reichspanier:
Alles läßt sich schwarz nur sehen,
Rot und Gold, wo bleibet ihr?
Ach, wann erglänzt aus dem Dunkel der Nacht
Unsere Hoffnung in funkelnder Pracht?

Indessen, abgesetzt war er, und den größten Teil seiner Büchersammlung hatte er verkauft und aufgegessen, und der Bundesbeschluß vom 20. September 1819 gegen die „Demagogen" hatte bestimmt, daß ein ausgeschlossener Lehrer „in keinem andern Bundesstaate bei irgendeinem öffentlichen Lehrinstitute wiedereingestellt werden" dürfe. Zum Hungertode war er verurteilt, nur daß gute Freunde, insonderheit Juden, die Vollstreckung des Urteils verhinderten, indem sie ihm Unterstützung liehen. Er ging nach Fallersleben; da wurde ihm am 8. April 1843 ein allerhöchster Erlaß zugestellt, wonach ihm der Aufenthalt im hannoverschen Gebiet untersagt sei. Er ging auf sein Zimmer und schrieb:

Und wieder hat es mich getrieben
Dahin, wo ich gewandert aus:
Ich kehrte heim zu meinen Lieben,
Froh trat ich ein ins Vaterhaus . . . .
Doch nein, ich soll den Frühling sehen
Nur fern vom väterlichen Haus;
Ich bin verbannt — so muß ich gehen
In eine fremde Welt hinaus.

Es ist ein schönes, stimmungsvolles Lied, und der Herzog Ernst zu Sachsen-Coburg hat es in Musik gesetzt und bei Breitkopf und Härtel veröffentlicht. Aber „wem es just passieret“ . . . Der Dichter fügt hinzu: „Diese Geschichte bildet den Anfang einer Reihe von Verfolgungen und Belästigungen, denen ich bis zum Jahre 1861, also fast zwanzig Jahre, in meinem Geburtslande Hannover ausgesetzt war.“ Nur daß nicht Hannover allein sich um die Verfolgung und Belästigung Hoffmanns bemühte. Schon am 26. Februar 1844 überrascht ihn in Berlin am frühen Morgen der Polizeirat Hofrichter mit seinem Besuch und der Mitteilung: „Ich muß Ihnen anzeigen, daß Sie auf Befehl der Polizei noch heute Berlin zu verlassen haben.“ Unstet wandert der Dichter von Ort zu Ort, er bewirbt sich hier und da, um vor Willkür, Ausweisung, Einsperrung wenigstens einigermaßen geschützt zu sein, um das Bürgerrecht; vergeblich — bis ihm der freisinnige Dr. Schnelle, „Guts- und Gerichtsherr“ in Buchholz in Mecklenburg-Schwerin, kurzerhand den Heimatschein gibt. Hoffmann ist damit „Ritterschaftlicher Hintersasse“ und glücklich, seine Entlassung aus dem preußischen Untertanenverband zu erhalten. „Weit und breit“, so berichtet er, „war große Freude, daß durch ein so einfaches Mittel den polizeilichen Verfolgungen vorgebeugt war.“ Ein Irrtum, wie sich nachmals herausstelen sollte. Er war auch in Zukunft nicht „so sicher, als säße er in Abrahams Schoß.“ Glasbrenner aber veröffentlichte dazumal im Berliner Guckkasten folgendes Zwiegespräch:

Guckkästner: Nanu weiter! Rrr, ein anderes Bild: Hür, meine Herrschaften, präsentiert sich Ihnen der wendische Kuhhirte Hoffmann von Fallersleben, wie er eben uf Doktor Schnelles Jut bläst, daß es in Mecklenburg Morgen wird.

Bücke: Wenn Sie entschuldigen wollen, ich denke . . .

Guckkästner: Ja, ick du des, aber überall wird des nicht entschuldigt.

Bücke: Ich wollte sagen: Ick denke, Hoffmann von Fallersleben is en deutscher Dichter?

Guckkästner: Ja, aber um in Deutschland bleiben zu können, is er Kuhhirte geworden.

Erster Junge: Na, aber versteht er denn des aber ooch?

Guckkästner: O ja, er hat schon früher das Rindvieh recht jut behandelt. Rrrr. . . . .

im August 1845 ist der Dichter in Hadeln und bemerkt zu einem Freund: „Es freut mich recht, daß ich gar nicht von der Polizei behelligt bin.“ Am nächsten Morgen weckt ihn der Freund, weil ein Gendarm erschienen ist: „Ich habe Ihnen im Auftrage der Landdrostei anzuzeigen, daß Sie sofort das Königreich zu verlassen haben.“ So ging es weiter, wofür ihm anderweit vielfach Huldigungen dargebracht wurden, beispielsweise in Leipzig am 5. September 1847, wo man „Deutschland, Deutschland über alles“ nach der Komposition des Musikdirektors Thiele sang. Bis dann die Demagogenriecherei und das selbstherrliche Gottesgnadentum die natürlichen Früchte trugen — die Revolution. Jetzt stand auch dem Dichter der Weg nach Fallersleben und Hadeln und Berlin offen; aber die fünf Jahre Verbannung konnte er darum nicht vergessen:

So mußt' ich fliehn aus meiner Heimat —
Nur meine Sehnsucht kreiste stumm,
Wie der verjagte Adler kreiset
Um sein zerstörtes Nest herum.

Trotz alledem, eine neue Zeit war gekommen, und am 20. März 1848 verkündete Friedrich Wilhelm IV., er wolle „die neu anbrechende Zukunft unseres Vaterlandes nicht durch schmerzliche Rückblicke getrübt wissen“, darum „Vergebung allen denen, die wegen politischer oder durch die Presse verübter Vergehen und Verbrechen angeklagt oder verurteilt worden sind.“ Also Amnestie. Also ausgelöscht auch das Urteil gegen den Dichter? Also kann er in seine Breslauer Professur zurückkehren, wie Ernst Moritz Arndt 1840 nach bald 20 jähriger Pause seine Bonner Vorlesungen wieder aufnehmen durfte? Gemach, wenn der Untertan glaubte, Staatsbürger geworden zu sein — Geduld und Ruhe blieb die erste Bürgerpflicht. Im April richtete Hoffmann sein Wiederanstellungsgesuch an das Ministerium, im September mahnte er, im Oktober sprach er beim Minister Ladenberg vor und „wurde — nicht angenommen“. Endlich, endlich kam der Bescheid: auf Wiederanstellung habe er keinen Anspruch; aber das hohe Ministerium gewähre dem ordentlichen Professor ein Wartegeld von 375 Talern, schreibe und sage 375 Talern, macht einen Taler und acht ⅓ Pfennige täglich. Aber um dieses Wartegeld zu erheben, bedarf es eines festen Wohnsitzes in Preußen. Mithin kommt Hoffmann am 11. Dezember 1848 nach Berlin, um hier seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Alsbald auf dem Bahnhof nimmt ihn ein Konstabler in seine Obhut und bringt ihn zur Polizei, allwo der Dichter einen Laufpaß erhält, „die hiesige Residenz und deren Umgebung im Umkreise von zwei Meilen binnen 24 Stunden bei Vermeidung der Verhaftung zu verlassen.“ Er legt Beschwerde ein und erhält ablehnende Antwort, für die er noch 6½ Sgr. bezahlen muß. Bald darauf steht in seinen Erinnerungen das Wort: „Die Rückwärtserei war wieder obenauf.“ Er ist im Rheinland und erfreut sich der besonderen väterlichen Huld des Oberpräsidenten

von Kleist-Retzow, erhält in Trier den Polizeibefehl, „binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen“, wird nach politischen Schriften durchsucht und führt keine Beschwerde mehr. „Was hätte ich auch von einem Kleist-Retzow erwarten können?“ Herr von Kleist-Retzow war eine Säule der konservativen, heute „deutschnational“ genannten Partei, damals und noch Jahrzehnte lang. Am 12. November 1853 erläßt die Polizei-Direktion in Hannover hinter Hoffmann einen Steckbrief, den Stiebers „Mitteilungen des K. Polizei-Präsidii zu Berlin“, 7. Dezember, Seite 16446, weiterverbreiteten. Im September 1854 erscheint der „Anzeiger für die politische Polizei Deutschlands auf die Zeit vom 1. Januar 1848 bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für jeden deutschen Polizeibeamten.“ In diesem „Schwarzen Buch der Reaktion“, der „Zusammenstellung aller Individuen“, die „als Feinde der Regierungen, der Ruhe und Ordnung wie als Träger der Ideen und Leidenschaften der Revolution sich auszeichneten“, steht neben Richard Wagner, Gottfried Semper, Gottfried Kinkel, Ludwig Uhland, F. Freiligrath, D. Fr. Strauß, Lothar Bucher, Karl Schurz, Ludwig Bamberger auch Hoffmann von Fallersleben, eingehend gekennzeichnet, als abgesetzt wegen seiner „ultraliberalen Gesinnung“, verschiedentlich ausgewiesen wegen „politischer Gefährlichkeit“, als Feind der Ordnung, der Regierung und der Fürsten. — Ein paar Jahre später fragt er nochmals über seine Wiederanstellung an. Er spricht selbst in Kösen mit dem Minister von Raumer und gesteht, es gehe ihm nicht sonderlich: „Nun, man sieht es Ihnen nicht an, daß es Ihnen traurig geht.“ „Excellenz, mit der Traurigkeit kommt man auch nicht weiter.“ Vielleicht hat er dabei die lachende Träne im Auge gehabt. Aber auf das Gesuch kam der amtliche Bescheid, daß ihm „nicht zu willfahren ist“. Dafür verfügt der hannoversche Minister von Borries, daß der Verbannungsbefehl gegen den Dichter n i c h t zurückgenommen, ihm aber ein Besuch bei seiner Mutter gestattet werde. So geschehen ein Jahrzehnt nach dem Märzsturm von 1848. Und auch als in der „Neuen Aera“ ein Bethmann Hollweg Unterrichtsminister wurde, wagte er nicht, dem Manne wieder ein Amt zu geben, der gesungen hatte: „Deutschland, Deutschland über alles.“ Weiter, immer weiter. Düppel, Königgrätz, Sedan. Das „Lied der Deutschen“ ist in aller Munde. Der Hauptpastor Hirsche an der Nikolaikirche in Hamburg richtet an Bismarck eine Eingabe, am 26. Mai 1871, ob nicht endlich die vollständige Wiederherstellung Hoffmanns möglich sei. „Die moralische Wirkung auf sein Gemüt, der Einfluß für seinen Lebensfrieden würde garnicht hoch genug angeschlagen werden können. Hoffmann ist im Grunde seines Herzens einer der besten Söhne Deutschlands. Er hat mehr als irgendeiner unter den lebenden Dichtern Deutschlands durch die Klänge seiner stets patriotisch gestimmten Leier dazu beigetragen, den Quell vaterländischer Begeisterung zu wecken und zu nähren . . . .“ Die Antwort lautet:

Berlin, den 24. Juni 1871.

Auf das dem Herrn Reichskanzler unter dem 26. v. Mts. eingereichte, an mich abgegebene Gesuch um eine vollständige Rehabilitierung des Professors Hoffmann aus (sic!) Fallersleben bedaure ich Ew. Hochehrwürden einen ablehnenden Bescheid erteilen zu müssen, da, wenn schon ich gern anerkenne, daß der Professor Hoffmann seit dem Jahre 1848 eine vorwurfsfreie Haltung bewahrt und um die Wissenschaft sich große Verdienste erworben hat, doch die Rücksicht auf sein hohes Alter es durchaus untunlich erscheinen läßt, ihn in sein früheres akademisches Lehramt wieder eintreten zu lassen.

Die Ihrem Gesuch beigefügten Anlagen erfolgen hiermit zurück.

Der Königlich Preußische Minister
der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

von Mühler.

Arndt war, als er die Lehrkanzel wieder besteigen durfte, über 70 und hat noch vierzehn Jahre sein Amt ausgeübt. Und vorher war ihm sein volles Gehalt auch während der Stillegung verblieben. Hoffmann war ein dreiundsiebziger, und Herr Heinrich von Mühler, der in der Jugend gesungen hatte: „Grad aus dem Wirtshaus komm' ich heraus", hielt es nicht für gestattet, dem Dichter das Lehramt noch auch nur das volle Gehalt wiederzugeben. Es blieb bei den 375 Talern Wartegeld, also bei dem Taler und achteindrittel Pfennigen täglich. Dazu erschien er nicht zu alt. Das war der Dank des Vaterlandes.

*

Er aber, der Dichter, hat gesungen das *„Lied eines Verbannten"*:

Sie haben mich verfolgt, vertrieben,
Sie haben alles mir geraubt.
Ein süßer Trost ist mir geblieben,
Mir blieb ein Herz, das liebt und glaubt,
Ein Herz, das fern von dir verbannt,
Dir lebt und stirbt, mein Vaterland! . . . .
Ein schöner Morgen wird noch tagen,
Der Freiheit Stern strahlt hell und mild,
Der unsre Leiden, unsre Klagen,
Der unsre heiße Sehnsucht stillt.
Du reichst mir liebend dann die Hand,
Mein Vaterland, mein Heimatland! . . . .

Oder aus späterer Zeit inmitten aller düstern Reaktion:

Deutschland, Deutschland!
Sei mir gegrüßt, mein Vaterland!
Dein bin ich und bleib' ich mit Herz und Hand.
Wie schlägt vor Lust
Mir's Herz in der Brust,

Deutschland, Deutschland!
Bei Deinem Namen! . . . .
Deutschland, Deutschland!
Dein ist die Zukunft und wir sind dein,
Wir wollen dich lieben und treu dir sein —

Oder, was auch für die dunkelste Gegenwart paßt:

. . . . . Erhalt' uns, Gott, dies letzte Gut,
Den frischen, frohen Hoffnungsmut,
Daß nie das deutsche Herz erschlafft,
Und freudig strebt und wirkt und schafft,
Daß kommen mag, daß kommen mag
Für Deutschland bald ein Ostertag!

Und „Deutschland, Deutschland über alles“ . . . . .

* * *

Wieviel preußische Lehrer, wenn sie am 19. Januar, dem fünfzigsten Todestage Hoffmanns, in den Schulen des Dichters feierlich gedachten, mögen sein Schicksal zutreffend geschildert haben? Der Reichspräsident hat an des Dichters Grab einen Kranz niederlegen lassen mit Schleife in den Reichsfarben und mit der Inschrift: „Dem Vorkämpfer deutscher Einheit und Freiheit.“ Und an Hoffmanns Sohn schrieb er: „. . Voll Stolz und Genugtuung können Sie darauf blicken, daß Wunsch und Sehnsucht Ihres Vaters, sein „Lied der Deutschen“ möchte von allen Deutschen einheitlich gesungen werden, jetzt erfüllt ist.“

---

FRANZ BLEI

## MEIN VERLEGER BETRÜGT MICH

H. Eulenberg ladet Zweifler an der Mitteilung, daß er aus seinen Büchern im Monat Dezember drei Mark verdient habe, ein, sich aus den Belegen zu überzeugen. Frau Lasker-Schüler hält in einer öffentlichen Rede Abrechnung mit den Verlegern, die sie verhungern lassen. A. Holitscher — aber ich will zur Sache kommen. Es geht sicher einem großen Teil der deutschen Schriftsteller von Leistung und Namen schlecht; auch ihnen wie den meisten Deutschen. Oft schlechter als einem Tagelöhner, der Schnee schaufelt. Es ist ihnen ja eigentlich nie sozusagen gut gegangen. Sie lebten schlecht und recht. Ausnahmen, wenige, gehen auf Theatererfolge, auf wenige Romanerfolge zurück und zählen nicht. Die öffentliche Geltung, die Würde und das Ansehen des deutschen Autors waren gering und sind es geblieben. Was sich auch im Einkommen ausdrückte. (Literat ist in diesem Lande merkwürdigerweise ebenso sehr ein Schimpfwort, wie das Wort Herr, wenn man es im Druck vor den Eigennamen eines Autors setzt. Ein politischer Leitartikler in einer Monatsschrift, der seit zwanzig Jahren Literat ist, redet, um

etwas Verächtliches auszudrücken, von Literatenpolitik. Vielleicht denkt er an Mühsam. Der aber weder ein Literat noch ein Politiker war, sondern ein harmloser Hansnarr ist. Zurzeit dessen ein Märtyrer, dank anderer Hansnarren. Ich erinnere mich nicht, je derlei in einer französischen Zeitung etwa gegen Barrès angewandt gelesen zu haben. Und was anderes war Barrès als ein Literat? Auch Clémenceau war einer. Und Léon Daudet. Und viele noch. Also gut, bei uns hat man jeden Geist so sehr en horreur, daß man nur Politiker-Politik anerkennt oder Generals-Politik duldet. Wir haben es darum politisch auch so enorm weit gebracht. Aber davon habe ich jetzt nur beispielsweise gesprochen.) Unseren Literaten, die sich als die ersten untereinander als „Literaten" beschimpfen, geht es schlecht. Sie sind gewissermaßen wirtschaftlich der letzte Dreck geworden. Ich will annehmen, daß sie es außerwirtschaftlich nicht sind. Ich will sie alle für große Talente erklären und halten, die dem deutschen Volke not sind. Schon deshalb so, weil das Talent mit dem Einkommen garnichts zu tun hat. Was aber zu sagen ist: die deutschen Autoren waren als wirtschaftliche Menschen, die sie doch auch sind, ganz talentlos. Das beweist auch ihre jetzige Klage und Anklage ihrer respektiven Verleger. Ich will diese nicht in Schutz nehmen. Aber der Vorwurf der Autoren, daß sie immer von den Verlegern betrogen werden, ist absurd und ein Zeichen der wirtschaftlichen Talentlosigkeit der Ankläger. Von den Verlegern ist als ihre Schuld nur zu sagen, daß sie diese Talentlosigkeit der Autoren unterstützt und gefördert haben. Daß sie nichts unterlassen haben, eine wirtschaftlich schlampige und trübe Beziehung zwischen ihnen und den Autoren bestehen zu lassen, die sich in dieser kritischen Zeit zum Sinnlosen auswirkt. Der Autor flucht aus den Wolken, in denen er auch als wirtschaftliches Individuum belassen wurde. Flucht auf den terrestrischen Verleger, dem es vorzuwerfen ist, daß er seinen Autor wirtschaftlich nie auf diese Erde brachte, in der er als Verleger seine Geschäfte macht wie alle Welt. Regel war: kein Autor verkaufte seine Ware — ich spreche ganz wirtschaftlich — kein Verleger kaufte sie im strengen Sinn dieses Begriffes. Sondern jener nahm bestenfalls Geld darauf auf, dieser belieh die Ware. Verrechnet wurde nach einem Tantiemenschlüssel: der Autor bekam einen bestimmten Prozentteil vom Ladenpreis des verkauften broschierten Exemplares. Das bekam er auch und bekommt es auch heute noch. Daß irgendein ernst zu nehmender Verleger seinen Autor da betrügt, ihm falsche Verkäufe angibt oder derlei, ist eine kindliche Annahme mancher Autoren, die nicht wissen wollen, daß jeder Posten durch eine lange Leiter von Buchungen und also Personen geht, die alle vom Chef bestochen werden müßten, daß sie Geld unterschlagen, das der Autor zu bekommen hat: die Spesen solcher ‚Geschäfte' wären größer als der Gewinn am so betrogenen Autor. Dieses ‚Geschäft' würde sich also garnicht lohnen. Was also, wenn der Verleger Eulen-

berg nachweist, daß er in dem Monat tatsächlich nicht mehr von seinen Büchern verkauft hat, als jenen drei Mark Tantieme entspricht?

Der Autor betrachtet den Verleger etwas wie eine Bank, in der er ein nicht immer sicheres Depôt besitzt, und er zieht auf dieses Depôt. In dieser sehr saloppen Wirtschaft unterstützt ihn der Verleger durch sein Entgegenkommen, so zu tun, als ob er diese Bank wäre. Ich halte diese Beziehung für wirtschaftlich unsolide, zufällig, unwirtschaftlich. Die beiden Kontrahenten leben in Vorstellungen, die sich bei der Abrechnung oft als trügerisch herausstellen. Die Basis dieses Geschäftes ist zu labil, um den Beteiligten die nötige moralische Stabilität zu geben, die der Verleger vielleicht nicht braucht, sicher aber der Autor. Unsere deutschen Autoren werden vielleicht mehr Sinn und Organ für Tatsächliches bekommen, mehr Haltung und Würde, wenn sie bei ihrem Einkommen mit bestimmten ganzen Zahlen zu rechnen haben, statt mit den von Annahme, Hoffnung, Zufall usw. gebrochenen. Ton, Form und Richtung ihrer jetzigen Anklage zeigen, daß sie in ihrer Wirtschaft so engen Horizont haben wie eine kleine Hausfrau, die jeden dritten Tag ihr Wirtschaftsgeld bekommt. Nur in ihrer Wirtschaft? Von da her auch in ihrer Literatur, wenn sie gut deutsch ist, womit ich nichts Schlechtes meine.

Ein Vorschlag für die nächste Zukunft: der Autor gebe die üble Gewohnheit auf, den Verleger als seinen Bankier anzusehen. Er soll ihn als das behandeln, was er ist: ein Kaufmann, und soll sich dazu genau so verhalten. Er soll ihm seine Ware verkaufen, sagen wir, die Auflage eines Buches in einer gemeinsam zu bestimmenden Stückzahl für einen gemeinsam zu bestimmenden Preis. Neue Vereinbarung bei neuer Auflage. Der Autor bekommt so, und zwar bei Abschluß, die ausgemachte Summe Geldes und hat sich damit einzurichten. Was der Verleger daraus weiter geschäftlich macht, geht ihn nichts mehr an. Der wird schon dazu sehen, daß er das an den Autor gezahlte Geld, seine sonstigen Kosten hereinbekommt und seinen Gewinn macht. Vorausgesetzt, er führt den Nettopreis ein und befreit damit sich und sein Bureau von einer Arbeit, die nicht er, sondern der Buchhändler zu leisten hat. Der Verleger, der zum Nettopreis liefert und dem Händler den Ladenpreis zu bestimmen überläßt, spart damit Zeit und Geld, und er spart diese beide weiter, wenn er dem Autor die Auflage bezahlt. Diese zeitraubende Korrespondenz und Abrechnerei mit den Autoren hört auf. Und die Autoren werden in jeder Beziehung dabei gewinnen, wenn sie sich um ihren Verleger nur dann kümmern, wenn sie ihm etwas zu verkaufen haben. Die Tantiemenwirtschaft macht den wirtschaftlich trägen und unfähigen Autor noch träger und unfähiger. Gehts ihm dann nicht wie er wünscht, ist alles, was er beizubringen hat, die Behauptung: „mein Verleger betrügt mich!“ So wehrt sich ein Kind.

II.

Die Avantgardentheater.

Deutschland hat keine Avantgardentheater aus dem einfachen Grunde, weil es keiner bedarf. Umso schlimmer steht es in Frankreich. Dieses Land besteht aus einer einzigen Stadt, und in ihr gibt es kein halbes Dutzend „moderner" Theater. Man zähle sie an den Fingern auf: „Oeuvre", „Vieux-Colombier", „Théâtre, Comédie und Studio des Champs-Elysées" (ein Triptychon, unter einem Direktornamen, „l'Atelier" — diese vier. Außer diesen gibt es einige Gesellschaften, Verbindungen von jungen, talentierten Autoren, die „unverstanden" sind, sich zu zehn oder zwanzig zusammentun, gar kein Geld besitzen, keinen Mäzen, keinen Saal und alljährlich einen oder zwei Monate lang, meist in den Hundstagen, ein leerstehendes Theater mieten und einige Freunde aufführen: diese Compagnien nennen sich „Le Conard Sauvage", „la Chimère", „la Grimace", „les Escholiers", und haben alle wenig Mut zum Glück.

Die älteste und berümteste der vier genannten Bühnen ist das „Théâtre de l'Oeuvre", das Lugné-Poe vor mehr als dreißig Jahren gegründet hat und heute noch leitet. Wie es ewige Studenten gibt und verkannte Genies, so ist Lugné-Poe der immer wieder kühne, begeisterte und immer wieder arme, verlassene Theaterdirektor, dessen Element der Kampf, dessen Ziel die Kunst an sich ist. Lugné-Poe allein hat es Frankreich zu danken, daß ihm nicht nachgesagt werden kann, es hätte Ibsen, Strindberg, Björnson ignoriert — Lugné-Poe hat die Norden eingebürgert, und er ist der einzige im ganzen Lande Molières, der sie in seinem Repertoir noch führt. Lugné-Poe hat aber in die alte Festung Paris nicht nur die unverständlichen Ausländer hineingeschmuggelt; er ist es, der Maeterlinck (mit Monna Vanna, Diseau bleu und — das heurige Jahr wieder — mit Berniquel, einem nicht belangreichen Einakter) und Claudel erstmalig aufgeführt hat. Den wichtigsten Autor französischer Sprache seit zehn Jahren: Crommelynck, hat er entdeckt und „gemacht", und Soumague, einen anderen, jüngeren Belgier hat er mit dem philosophierenden, aber packenden „Autre Messie" aus Brüssel importiert. Den Iren Synge und den Italiener di San Rosso hat er vorgestellt und endlich, nach langjährigem Kampf, dem Deutschen Georg Kaiser (Brand im Opernhaus) die französischen Köpfe gewonnen.

Das sind Taten für den Pariser Lugné-Poe, denn bei jeder dieser Neuaufführungen hat er den Verdacht der Kritik und die Naseweisheit des Publikums gegen sich, und immer jung, immer hoffnungssicher, kämpft er mit gereckten Fäusten gegen die Meute. Er schreibt auch die Theaterkritik im „Eclair" und ficht da mit der

Ironie gegen die uralten Institutionen der subventionierten Theater gegen die A.-G. der Société des Auteurs, der alle Dramatiker Frankreichs wie der Militärpflicht unterworfen sind.

Alle anderen jüngeren Theaterdirektoren sind alt an seiner Seite. Sie reden höchstens von Kunst, nicht von Kampf. Zwanzig Jahre nach ihm begründete Jacque Copeau den Vieux-Colombier, der von vornherein den Beigeschmack „Literatur" an sich hatte. Eigentlich ist der „Vieux-Colombier" nur eine Zweigniederlassung und Reklameabteilung des NRF-Verlags, und hat sich zur Aufgabe gemacht, die alten Buchdramen aus den Stocks dieses Geschäftshauses zu entstauben und mit den Gewändern einer sogenannten neuen Bühne zu bekleiden. So sah man das epigonenhafte Drama „Saul" von André Gide, Stücke von Jean Schlumberger, von Duhamel, der viele Qualitäten hat, nur keine dramatische. Den größten Erfolg des „Vieux Colombier", d. h. über hundert Aufführungen, erlangte Vildraes „Paquebot Tenacity", dessen süßlicher, kleinbürgerlicher, sentimentaler Realismus in Hemdsärmeln ganz angenehm anheimelte. Das war das bedeutendste Nachkriegswerk dieser bekannten NRF-Gruppe: wie weit von jeglichem Sturm und jeglichem Drang.

Aber als Schauspielerschule hat das Institut Copeaus Gutes gezeitigt. Er selbst ist ein ausgezeichneter Komödiant und hat die Bedeutung seines Theaters weniger auf dramatischen Entdeckungen, als auf vorzüglichen Inszenierungen im commedia dell'arte-Stil begründet. Molière, Goldoni, Shakespeare erfrischen bei ihm wie Landschaften nach einem frühlinghaften Regen. Seine Regie und seine Dekoré lieben Scherz und bunte Farben.

Er hat ausgezeichnete Schauspieler herangebildet. Zwei von ihnen haben sich abgezweigt und eigene Truppen zusammengestellt. So kommt es, daß Paris noch zwei andere Avantgardebühnen besitzt.

Zunächst ist Dullin nach Montmartre ausgewandert und hat auf der Place Dancourt, in einem verlassenen Kinotheater, das bescheidene, aber fröhliche „Atelier" aufgemacht. Für dessen Einweihung hatte er eine glückliche Hand: Pirandellos „Wollust der Ehre". Es ist nicht das charakteristischeste Stück des Sizilianers, aber hier hörte Paris zum erstenmal den für das ganze europäische Theater sehr bedeutsamen Namen. Im übrigen hat Dullin von seinem Lehrer die komödiantische Lust geerbt, und diese ist es wohl, die die „Jungen Bühnen" Frankreichs von denen Deutschlands unterscheidet, wo die expressionistischen Passionsspiele das Leben von seiner ernstesten, dunkelsten, schmerzlichsten Seite spiegeln, wo Philosophie, Politik und dramatisierte „Menschlichkeit" den eigentlichen Sinn des Theaters, Spiel und Erquickung zu sein, umnebelt haben. Wie einst aus Théophile Gautiers romantischen Zeiten das Wort „l'art pour l'art", so könnte man aus den heutigen Büh-

nenereignissen in Paris das Motto „le théâtre pour le théâtre" verkünden: freudige Theaterei. Vielleicht verliert dabei das dramatisch-schöpferische Element seine innerste Bedeutung, aber das ist, für Frankreich zumal, kein Schade, da es sowieso, seit mehr als einem Jahrhundert, kein Lebenszeichen von sich gab. Seitdem Deutschland Lenz und Büchner, Wedekind und Kaiser hat, blieb Frankreich durchweg für solche Vertiefung des Dramas taubstumm. Dem deutschen Drama bleibt der erste Preis. Aber wer weiß, ob bei der heutigen Verphrasung der expressionistischen Bühne nicht ein angenehm südlicher Wind voll harmlosen Scherzes und weniger akuter Theorie wohltäte?

Was Dullins „Atelier" betrifft: es hat programmlos die lebendigsten Programme der Stadt, spielt durcheinander Arnoux' „Huon de Bordeaux", ein Mysterium, eine Clownskomödie wie „Voulez-vous jouer avec moa" von Achard, ein historisches Elsaßstück „Le chevalier sans nom" von Jean Variot oder eine modernisierte, banalisierte, durchaus verfehlte „Antigone" von Jean Cocteau: aber immerhin, es wagt. Es ist unabhängig, unliterarisch und natürlich, sehr arm.

Ein anderer Copeau-Schauspieler: Louis Jouvet, ging zur „Comédie des Champs-Elysées" und spielt dort, ohne regelmäßige, homogene Truppe, die Stücke, die seiner eigenen starken Persönlichkeit gut anstehen. Er ist ein markanter Schauspieler. Und er hat sich einen Leibdichter angeeignet: Jules Romains. Diese beiden arbeiten Hand in Hand. Es ist eine bedeutende Erleichterung für einen Autor, wenn er weiß, unter welchen Zügen er seine Personen verwirklicht sehen wird. So hat er zwei Anhaltspunkte: das Original im Leben und den Schauspieler auf der Bühne. Romains, der einstmalige Theoretiker des Unanimismus, ist indessen zum leichten Theaterstück ohne Jsmus übergegeangen. Der materielle Erfolg hat nicht auf sich warten lassen. Sein „Monsieur le Trouhadec saisi par la débauche": Satire auf einen alten Senator, der in Nizza den Reizen einer Kokette erliegt; hat in seiner Harmlosigkeit jegliches Publikum, sogar das der Boulevards befriedigt. Es ist dies kein Lob. Dem Erfolg getreu, schreibt Romains jetzt „Le mariage de M. Le Trouhadec". Na schön. Inzwischen hat er aber Jouvet ein anderes Stück „Knock" gegeben, einen modernen „Arzt wider Willen", der in einem entlegenen Bergdorf mit den neuen Reklamemethoden, mit dem blinkenden Bluff der elektrischen Apparate und freudischer Theorie zum berühmtesten Kurpfuscher wird — ein Arzt, der nie studiert hat, aber in seinem Leben schon Handelsreisender war und auf den Plätzen afrikanische Nüsse verkaufen mußte. Romains, ohne Molière zu kopieren oder zu verdoppeln, bringt einen sehr eigenen und amüsanten Komödienton zu Ehren. Gutes Theater, wenn man nicht immer Transzendentes dahinter sucht. Und übrigens, in einem Einakter „Amédée", den man zu „Knock" bei-

gab, lugte hinter der Maske das leuchtende Dichterantlitz hervor, der alte Unanimist, der mit diesem kleinen Experiment eine neue Fährte im noch unbegangenen dramatischen Dschungel schlug. Nicht durchaus gelungen, aber kühn, dieses Schuhwichs-Institut, in welchem sechs Herren, sich die Schuhe reinigen lassend, als Verkörperung einer statischen Menge handeln, und ihnen gegenüber der kleine Wichser, mit seinem brennenden und verwundeten Herzen, dem einer der Klienten sein Liebchen im nächsten Modegeschäft geraubt hat.

Neben Louis Jouvet operiert an der „Comédie des Champs-Elysées“ der ideenreichste und modernste unter den Pariser Truppenanführern: Pitoëff mit seiner hochbegabten Frau Ludmila P. Er kam vor einigen Jahren aus Genf, wo er fünf Jahre lang an eine der jüngsten Bühnen Europas experimentiert hatte. Der Direktor des Theaters des Champs-Elysées, Hébertot, machte den glücklichsten Wurf seiner Karriere, als er den vielfach unbeliebten, mißverstandenen Russen zu sich nahm. Denn diesem verdankt Paris die schönsten Entdeckungen der neudramatischen Jahre: viele Tschechows, viele Shaws und jenen einzigartigen Pirandello: „Sechs Personen suchen einen Autor“, der mit Crommebyncks „Cocu Magnifique“ den Höhepunkt von fünf Pariser Theaterjahren gebildet hat.

Diese beiden Stücke kennt auch Berlin. Und nach den dortigen Resultaten zu urteilen, wird der deutsche Theatraliker sich über den vorletzten Satz wahrscheinlich wundern, er, dem nicht zwei, sondern zwanzig oder vierzig Stücke von ebendemselben Ausmaß unterbreitet wurden, während der selben letzten fünf Jahre!

---

OSSIP KALENTER

## DIE KEUSCHE NACHT

(Aus den Novellen um Conrad)

Als Conrad eines Abends aus dem Geschäft nach Hause kam, war seine Mutter tot. Conrad drückte ihr die Augen zu, begab sich in das Restaurant zum Hirschen, trank zwei große Steinhäger und bedachte es bei sich.

Nach der Bestattung ging er abermals in das Restaurant zum Hirschen. Er trank ein Pilsener und bedachte, was nun werden sollte. Der Wirt sagte: „So ein Begräbnis kostet heutzutage eine schöne Menge Geld.“ Conrad kam mit sich überein, zu heiraten.

An einem Sonntagmorgen sagte Conrad zu einem älteren Herrn, der auf einem roten Plüschsofa saß: „Ich habe die Ehre, um die Hand Ihres Fräulein Tochter anhalten zu dürfen.“

Die Verlobung fand, den Zeiten angemessen, im engsten Kreise der Familie statt. Nachdem Conrad zum fünften Male von dem Kartoffelsalat genommen hatte, brach die Mutter der Braut in Tränen aus. Das Restaurant zum Hirschen war noch offen, als

Conrad von der Verlobung nach Hause ging. Also trank Conrad noch ein Pilsener.

Am Morgen des Trauungstages begab sich Conrad abermals in das Restaurant zum Hirschen. Er trank zwei große Steinhäger und hielt den Kopf mit beiden Händen gestützt. Der Wirt sagte: „Ich gratuliere." Dann holte Conrad seine Braut ab. Auf dem Standesamt sagte er: „Conrad mit C bitte . . .", das Ja in der Kirche etwas unsicher. Dann aß und trank Conrad im Hause der Brauteltern bis gegen zehn Uhr des Abends. Ein Viertel nach zehn meinte der Vater: das Brautpaar werde sich wohl zurückziehen wollen. Also fuhr Conrad mit der jungen Frau in einer Droschke, den Zeiten angemessen, zweiter Güte nach seiner alten Wohnung. Conrad war sehr betrunken.

Am anderen Tage erwachte er voll Trauer. Er bat seine Frau um Verzeihung, daß in der vergangenen Nacht nichts geschehen sei. Die junge Frau sagte: „Oh . . ." Dann begab er sich zu ihr, und da sie ihm all ihre Sittsamkeit zeigte, zeigte er ihr all seine Liebe.

Zu Mittag aß man in einem exquisiten Weinlokal, sie Spargel, er Selleriekompott.

Am Nachmittag kamen ihre Eltern. „Wir wollen nicht stören," sagte die Mutter. Der Vater schmunzelte nur. Man sprach von der Liebe. Nachdem Conrad zum fünften Male von dem Kuchen genommen hatte, brach die Mutter der jungen Frau in Tränen aus. Conrad ging mit dem Vater unterdes einmal in das Restaurant zum Hirschen.

Am Abend bei Rindfleisch mit Meerrettich und gewürzten Paradeis lehnte die junge Frau ihren Kopf an Conrads Schulter. Dann erfuhr Conrad, daß seine Entschuldigung vom Morgen garnicht nötig gewesen wäre. Conrad war dieses peinlich.

Seit nun war er vor sich selber auf der Lauer wie vor einem Feinde, denn er liebte sie sehr.

Als Conrad eines Abends aus dem Geschäft nach Hause kam, sagte Irmgard: „Ich fühle mich Mutter." Conrad küßte sie auf die Augen, begab sich in das Restaurant zum Hirschen, trank zwei große Steinhäger und bedachte es bei sich.

---

„Sie (die Industriellen) verschmähen es, die Erfüllung des Besten zu versuchen und begnügen sich damit, das Billigste zu erreichen. Diese Verbilligung führt zum Surrogat, zur Fälschung. Die ganze nationale Industrie wird zu einer Schule der Unehrlichkeit für den Arbeiter, der statt Freude Erniedrigung und moralische Verbitterung aus der Arbeit zieht. . . . Das soll dann die Schulbildung wiedergutmachen; aber sie bildet nur den Verstand, was ohne gleichmäßige Charakterbildung erst recht eine Gefahr ist."

*Benjamin Disraeli-Beaconsfield* (1849)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Februarwoche

Alle Wohlmeinenden empfinden voller Hoffnung die frisch-nüchterne Stimmung, die die Kommission Dawes um sich verbreitet. Einige vertrocknete Geheimräte und routinierte sogenannte Sachverständige mögen freilich vor dem durchdringenden Blick erstarren. Wirklich, es gibt noch Männer in Deutschland, die sehr betrübt sind über die relativ günstige Konstellation, welche die internationalen Ausschüsse hier vorfinden. Es wäre nun das dümmste und aussichtsloseste Unterfangen, wollte man die Kommission durch noch so ehrlich gemeintes Zahlen- und Schriftwerk davon zu überzeugen suchen, daß alle Besserungszeichen Lug und Trug seien. Mit Fatalismus macht sich ein Volk verächtlich. Oder will jemand leugnen, daß trotz allen vorherigen Jammerns über die Unmöglichkeiten Wunder über Wunder geschehen; daß z. B. der Staatshaushalt binnen wenigen Wochen in den Grundlagen bereinigt werden konnte, als mit dem Rentenmarkkredit die letzte Möglichkeit zur Schlamperei entschwand? (Was übrigens für jeden Klarsehenden selbstverständlich war; denn selbst die hohen Ausgaben der liederlichsten Zeit wurden gleichfalls mittels der Inflationssteuer vom Lande getragen und nicht durch Zauberformeln gedeckt.) Kann ferner jemand abstreiten, daß unter dem Zwange harter Notwendigkeit, als nämlich der Markexport nichts mehr erbrachte, die Zahlungsbilanz saldiert werden konnte, mußte, weil unbezahlte Einfuhr, wie schon gesunder Menschenverstand lehrt, einfach nicht stattfindet? Will jemand leugnen, daß die Währung seit fast drei Monaten stabil ist, ohne daß Goldverschleuderung stattzufinden brauchte, allein weil die schandbare Mißwirtschaft aufhörte? Sinnen wir also lieber auf neue Mittel. Wahrlich, das Volk der Denker und Dichter sollte diesem seinem Namen endlich auch in den wirtschaftlichen Dingen Ehre machen. Die schauderhaft ausgetretenen geistigen Pfade der jüngsten Vergangenheit müssen gemieden werden. Jetzt gilt es, konstruktive Ideen zu entwickeln, heißt es, den Glauben an die eigene Kraft zu entfalten! Mit Advokatendialektik lassen sich — vielleicht! — fünf oder zehn Reparationsmilliarden abhandeln. Viel sicherer wird man aber mit Freimütigkeit einen Arzt davon überzeugen können, daß ein hinreichender Erholungsurlaub noch unumgänglich ist, nachdem soeben erst mit knapper Not das Torkeln in den Abgrund inhibiert und das Gleichgewicht mit Ach und Krach wiedererlangt wurde. Und was Deutschland danach braucht: den

*Kredit der Welt*, den erlangt es erst recht nur mit ehrlicher Bereitwilligkeit, mit rückhaltloser Offenheit. Feilschen schafft kein Vertrauen!

Vom Kredit allein hängt Deutschlands Schicksal ab, nicht davon, ob die Reparationssumme so oder so festgesetzt wird. Erlangen wir keinen Kredit, so ist die kleinste Summe zu hoch; besitzen wir aber Kredit in genügendem Umfang, so ist in anständigem Rahmen eine viel schwerere Last wohl erträglich. Denn die *Regenerationskraft* selbst einer zerstörten Volkswirtschaft pflegt alle Erwartungen in den Schatten zu stellen. Das lehrt die Wirtschaftsgeschichte aller Erdteile. Ein viel größerer Teil der laufenden Produktion, als man gemeinhin annimmt, dient, volkswirtschaftlich gesehen, dem Ersatz verschlissenen Kapitals, sodaß in Kürze, in wenigen Jahren, die gesamten Produktions- und Betriebsmittel ersetzt oder neugeschaffen sind, wofern nur die Arbeitskraft erhalten blieb und die *Ankurbelung* des Prozesses gelingt. Die Voraussetzungen für *Deutschlands wirtschaftliche Auferstehung* sind nicht einmal schlecht; eine entbehrungsbereite, arbeitswillige Bevölkerung und ein Produktionsapparat, der zwar organisatorisch und kalkulatorisch arg zerrüttet, aber im Umfang, wenn man von den Abschneidungen des Versailler Vertrags absieht, nicht sonderlich verringert ist. Vielleicht sind sogar die Erzeugungs*anlagen* im ganzen vermehrt worden durch die Uebung, die Inflationsgewinne in Anlagewerten fest zu investieren. Was also nottut, ist lediglich die *Brücke* von gegenwärtiger Leistungsunfähigkeit zu späterer Kraft. Es wäre lächerlich, wollte man bestreiten, daß die deutsche Wirtschaft mit einem Vorkriegsvolkseinkommen von etwa 40 Milliarden Goldmark, erst einmal auf die Beine gebracht, nicht ansehnliche Milliardenbeträge erübrigen könnte, wenn es sein *muß*. Im Gegenteil, dieser heilsame Zwang zur späteren Ueberschußwirtschaft kann das Land zu einem gar tüchtigen Konkurrenten der Empfängerländer erziehen, und die Sentenz, daß Reparationen zahlen zu müssen lange nicht so gefährlich sei als sie zu empfangen, trifft unter gewissen Voraussetzungen durchaus ins Schwarze. Worauf es für Deutschland ankommt, ist also allein, die Brücke zu finden, von der wir eben sprachen. Diese Brücke nun ist der *Kredit* der großen Geld- und Kapitalmärkte der Welt. Und zwar braucht der Staat für die Reparationen den *Kapital*markt, und die Wirtschaft benötigt für ihre Betriebskredite zunächst vornehmlich den *Geld*markt. Zwar soll man auch hier die eigene Aufgabe und die eigene Kraft nicht unterschätzen. Die Kapital*bildung* im Lande selbst muß gleichfalls vorankommen, und sie *wird* unter dem Anreiz hoher Zinssätze gute Fortschritte machen. Aber der Zufluß von draußen ist besonders im Anfang auch sehr wichtig. Er verhindert, daß unter dem Druck vorübergehend zugespitzter Kapitalarmut Zinssätze

solcher Höhe sich herausbilden, daß die Produktion erstickt wird. (In solcher Lage, die ohne Ventil nach außen durchaus vorstellbar ist, pflegt die Wirtschaft in Verkennung der Ursachen nach Kredit durch Inflation zu rufen!) Es darf nicht übersehen werden, daß ein Zins von 18 pCt, wie er in Deutschland nach rascher Rückbildung der Inflationszuschläge sich als Norm herauszukristallisieren scheint, bei beständiger Währung schon eine enorme Bürde darstellt. Hier also gilt es durch Erschließung ausländischen Kredits die Kommunikation mit den Diskontmärkten der Welt einigermaßen zu retablieren.

Solche zinsbremsende, mittelzuführende Verbindung bestand seit einiger Zeit schon im deutsch-niederländischen Finanzabkommen, freilich mit Beschränkung auf gewisse Geschäfte. Sie bestand ferner in den ausländischen Kreditbeziehungen, die sich einige Industriekonzerne, Handelshäuser und Finanzinstitute über noch so böse Zeiten hinweg erhalten haben. Aber ganz gebrochen scheint der Damm erst jetzt durch die neuesten Taten auf diesem Gebiete. Mit dem ausgesprochenen Zwecke der Akzeptkreditgewährung an die deutsche Wirtschaft sind in Amsterdam zwei neue Gesellschaften ins Leben gerufen worden. Die eine, die „Internationale Bank in Amsterdam“, hat von vornherein ausgesprochen internationalen Charakter. An ihrem Kapital von 10 Millionen Gulden sind die Amsterdamsche Bank und die Twentsche Bank in Holland, die Stockholms-En Skilda Bank in Schweden und die Lazard Brothers & Co. Ltd. wie die Lloyd's Bank in England beteiligt, Häuser also, die zu den ersten der Welt gehören. Sie zu diesem Zwecke zusammengebracht zu haben, ist ein richtungweisender Erfolg eines der wenigen deutschen Bankführer von Format: Jakob Goldschmidt arbeitete als Geschäftsinhaber der Darmstädter und Nationalbank, wie wir wissen, seit Jahr und Tag mit der frischen Energie und bedeutendem Geschick an dieser Kombination, deren mögliche Tragweite für die deutsche Wirtschaft kaum überschätzt werden kann. Setzt sich doch zum erstenmal seit dem Krieg eine deutsche Großbank — trotz der vielbeklagten vermeintlichen Krediteinbuße! — mit Partnern solchen Rufes an einen Tisch. Und die Beschränkung auf holländische, englische und schwedische Beteiligte ist, wie uns dünkt, keine endgültige. Die Partner haben intimste Berührung auch mit der Pariser und New Yorker Hochfinanz. Für Deutschland bedeutet die Transaktion nach allem Anschein eine praktische Lösung der theoretisch seit langem hin und her bewegten Frage der ausländischen Kapitalbeteiligung, wie sie im speziellen Zuschnitt auf unsere derzeitige Lage nicht besser gefunden werden konnte. Die Vorteile solcher ausländischen Kapitalbeteiligung (Ingangbringen der Produktion, Zinsverbilligung,

Aktivierung der Zahlungsbilanz) sind mit dem Hintanhalten der Gefahren, die aus einer solchen entstehen könnten, in geschickter Weise verknüpft. Keine Einflußnahme auf die deutschen Unternehmungen findet statt, wie sie sich gerade gegenwärtig, inbezug auf die Margarineindustrie, wo ausgesprochene Ueberfremdung besteht, sehr zum Nachteil der Gesamtwirtschaft (Stillegungen!) auswirkt. Sehr richtig ist nämlich erkannt, daß es sich nur um die Erschließung von Betriebsmittelkredit für die mit stehenden Produktionsmitteln vorerst in vielen Zweigen überversorgte deutsche Wirtschaft handeln kann. Die Internationale Bank in Amsterdam soll für die Gewährung von Wechselkredit durch die beteiligten Institute an deutsche Industriefirmen offenbar als Bezogene fungieren. Außerdem scheint, und das ist von höchster Wichtigkeit, für alle Fälle die Diskontbereitschaft der Niederländischen Notenbank gesichert. Nebenher sei bemerkt, daß die englische Finanz, und mit ihr die Bank von England, vertreten durch Kindersley (der auch im Board der mitbeteiligten Whitehall Trust Ltd. sitzt), auf diese Weise weiter auf dem Kontinent Fuß faßt, nachdem sie im Gegensatz zu ihren ehemaligen Grundsätzen schon in Rußland, Oesterreich und Danzig in den letzten Jahren Beteiligungen annahm. Die Arbeitsweise der neuen Bank wird praktisch darauf hinauslaufen, daß die Darmstädter und Nationalbank für die ihr angeschlossenen Industrien Wechsel über die Internationale Bank bei den so potenten Mitgründern placiert. Die symptomatische Bedeutung der Transaktion für die Kreditentwicklung wird unterstrichen dadurch, daß fast zu gleicher Zeit ein weiteres Projekt dieser Art reussierte: die vom Hause Mendelssohn-Berlin betriebene Gründung der Nederlandsche Acceptance Maatschaappij in Amsterdam. Als Beteiligte erscheinen zunächst nur holländische Institute, nämlich außer Mendelssohn-Amsterdam die Nederlandsche Handelsmaatschappij, die Rotterdamsche Bankvereeniging und Pierson & Co. in Amsterdam. Eine Hinzuziehung englischer und amerikanischer Häuser steht auch hier in naher Aussicht. Das Geschäft ist wohl ähnlich gedacht wie bei der Internationalen Bank, und das holländische Zentralinstitut, unter seinem Präsidenten Vissering, scheint ebenfalls Rediskontzusagen gemacht zu haben. Daneben steht auch eine bekannte Hamburger Privatbank im Begriff, ihre Verbindungen zur neuen Welt in derselben Weise nutzbar zu machen. Und wenn zur gleichen Zeit die englischen Farbenfabriken ernsthafte Anstrengungen machen, um zu einem Arrangement mit dem deutschen Anilinkonzern zu gelangen, so steht das zwar auf einem ganz anderen Blatt der Geschichte. Dennoch eröffnet es gleichartige Perspektiven. Eine Wendung der internationalen Meinung ist eingetreten, seit Deutschland sich anschickte, mit eigener Hand Ordnung in sein Haus zu bringen.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS T.-B.

### 1.

*Völlerei in der Schweiz.*

Also wir haben es doch gewagt und sind hinübergefahren. Acht Tage hat der Säntis vor uns gelegen. Jeden Morgen lockte ihn die Sonne aus seinem Nebelhemd heraus, er ließ es langsam und vorsichtig herabgleiten und deckte es dann über St. Gallen, woher die Freunde schrieben, wir sollten doch kommen. Anfangs war uns das Visum zu teuer; aber uns beschwichtigte die Erwägung, daß wir doch mindestens einmal zum Mittagessen eingeladen würden und daß diese Entlastung des deutschen Volksernährungsbudgets das Visum wert sei. Wir wurden denn auch nur einmal eingeladen, weil wir nur einen Tag in St. Gallen blieben und das Essen früh um 12 begann, aber abends um diese Stunde gerade mit einem Fondu aus 3 Pfund Schweizer Käse und 36 Eiern wieder auflebte — zwischenzeitlich war eigentlich auch immer etwas gekaut worden. Wir haben auf das dauernde Zureden unserer Freunde zugelangt und ungefähr ein Zehntel von dem einverleiben können, was die trainierten Gastgeber aßen. Am nächsten Tage kamen wir nach Zürich, schon mit großen Bedenken; denn es hätte uns irgendwer sehen können. Wir kamen in der Bahnhofstraße an einem Kaffee vorbei. Dort wurde Schwyzerdütsch gerachelt, sie tranken Kaffee und aßen gebackene Hähnchen dazu. Auf dem Büffet standen Sachen, die meine Frau nur als Attrappen ansprechen konnte — aber es war echter Kaviar, Langusten, hoch und zerklüftet wie Gebirge, getrüffelte Pasteten . . . — Ich muß gestehen, daß wir tatsächlich eine Languste miteinander aßen. Unter furchtbaren Gewissensqualen. Außerdem gibt es da Walliser Wein, dessen aufschäumende Perlchen nach dem Eingießen einen Stern bilden, und auch von diesem Weine haben wir getrunken. Ich kam dann auf den Einfall, meine Frau nach Davos hinaufzubringen, weil die Pension dort ungefähr die Hälfte kostete als in einem deutschen Lungenort. Ueberall hat man uns mit der lächelnden Herzlichkeit des reichen Vetters aufgenommen, überall freuten sie sich, daß wieder Deutsche kamen, überall ermunterten sie.

In Davos waren von 4000 Fremden 600 Deutsche, wieviel Tuberkeln sie beherbergten, weiß ich nicht. Die Straßen der Winterstadt wimmelten von bunten Engländern und schnatternden Italienern, Griechen, Portugiesen und Honoluluesen. Die Deutschen sah man kaum, sie machten meist Liegekur. Einen einzigen Betrunkenen habe ich gesehen. Er lebte seit zwei Jahren in der Heilstätte, und man gab ihm noch drei Monate. Man empfahl ihm deshalb, abzureisen, damit die Sterbeziffer nicht unnötig erhöht wird. Er brannte darauf nachts durch und trank Walliser, bis das Blut aus seiner durchlöcherten Lunge rann. Er sparte seinen deutschen Angehörigen auf diese Weise die Rückreise. Verzweiflung — sagten die Schweizer. Aber ich las dann in einer deutschen Zeitung den wahren Grund: es war Völlerei! Während die Heimat darbt!! So stands in einem demokratischen Blatte. In einer deutschen, der besten deutschen demokratischen Zeitung.

Aber nicht Davos. St. Moritz sollte der deutsche Lasterort sein. 70 Prozent Deutsche! Ich sah die Fremdenstatistiken nach: es waren knapp 20. Bis auf ein paar Ausnahmen alle untergebracht in den billigen Häusern.

*Carl Haensel.*

## 2.

*Die Tage-Buch-Gesellschaft.*

Ich möchte mich eigentlich auch melden, aber ich habe auch etliche Bedenken.

Man müßte eigentlich wissen, wer sich sonst gemeldet hat.

Man müßte wissen, was die, die sich melden, nun miteinander tun wollen? Soll bloß diskutiert werden?

Wer darf diskutieren? Jeder? Heißt das nicht einen unnötigen Schwatzklub arrangieren? Ich habe Angst vor den unbekannten Klubgenossen.

Meine andere Seele sagt: Wir würden eine Gesellschaft von der Art der Fabians brauchen, eine Auslese gebildeter Leute aus allen Parteien, die sich auf eine Reihe von Gemeinsamkeiten festlegen.

Also, wenn es gelänge, weitblickende, einsichtsvolle Katholiken mit undogmatischen Sozialisten, Landwirte, die über ihre Aecker und Schollen hinaus denken und Konsumenten, die wissen, was Deutschland einem intelligenten Grundbesitzertum danken könnte, Lehrer, die nicht einen Tag abgestumpfte Handwerker des Schulzimmers werden könnten, Aerzte, die nicht pfiffige Medizinhändler, sondern ewig Lernende sind, — ja, eine solche Zusammenkunft einer Auslese aus allen Windrichtungen, das täte jedem einzelnen und uns allen gut.

Vielleicht könnte man ganz vorsichtig einmal zur Probe zusammenkommen.

*Dr. Günther H.*

*

Dazu möchten wir bemerken:

Es liegen Anmeldungen zu Tagebuchgesellschaften aus Berlin, Hamburg, Frankfurt, Düsseldorf, München, Dresden vor. Es ist uns unmöglich, in den einzelnen Städten diese Gesellschaften selbst zu bilden und zu führen, aber wir wollen die Teilnehmer untereinander verständigen, es wäre schön, wenn sich in einigen, später in allen größeren deutschen Städten Tagebuch-Gesellschaften einrichten könnten.

Aus den mittleren Städten haben sich mehr Teilnehmer gemeldet als aus Berlin. Doch sind gerade diese Anmeldungen beachtenswert, es haben sich keine Neugierigen, sondern Interessierte gemeldet. Wir werden nach Ablauf einer weiteren Frist die Genannten verständigen.

## 3.

*Arne Garborg, der Verschollene.*

Das „Tage-Buch" (Nr. 3) stellt uns die Frage: Warum haben Sie die wunderbaren Bücher Arne Garborgs untergehen lassen? Wenn wir erwidern wollten: Alle Werke Garborgs, die wir veröffentlichten (Bei Mama / Müde Seelen / Der verlorene Vater / Bauernstudenten), sind bei uns vorrätig und haben seit ihrem Erscheinen nie in unseren Lagern gefehlt, — so wäre das nur eine halbe Antwort. Wir müssen hinzufügen, daß es in unserer Macht so wenig wie in der eines anderen Verlegers steht, das Interesse für jeden Autor von hohem Rang ohne Unterbrechung durch Jahrzehnte wachzuhalten. Die wechselnden literarischen Strömungen wie der wandelbare Wille des Publikums verändern und

erneuern ihr Urteil und ihre Neigung. Garborg selbst rückte durch die Wendung seines späteren Lebens ins Religiös-Grüblerische von den Werken seines Anfangs ab und mag manche seiner frühen Leser verwirrt haben, weil der Dichter, während er seinem Gewissen die Treue hielt, ihnen untreu zu werden schien. Jetzt hat der Tod über die Entfaltung Garborgs seine Ruhe gebreitet. Wir haben den Glauben, daß seine starken Werke fortleben und vielleicht erst jetzt zu voller klarer Wirkung kommen werden. Darauf scheint uns auch die Frage des „Tage-Buchs" hinzuweisen, die ja ebenso gut wie heute schon vor einem Jahrfünft oder Jahrzehnt hätte aufgeworfen werden können.

*S. Fischer.*

---

*Barnowsky . . . .*

In der Glosse „Barnowskys Amerikareise" im vorigen Heft mußte es natürlich heißen: „Wenn Stanislawsky auf Reisen ging, so hatte er einen Stil und ein Programm und ein Ensemble vorzustellen." Ein sehr dummer Druckfehlerteufel hatte aus Stanislawsky Barnowsky gemacht. Die Beiden sind wohl zum erstenmal miteinander verwechselt worden . . . .

---

TISCH MIT BUECHERN.

Anker Kirkeby: Russisches Tagebuch (übertragen von Erwin Magnus. Einführung von Otto Flake. Elena Gottschalk-Verlag, Berlin).

Der Glaube, daß im gegenwärtigen Rußland neue Wertfestsetzungen des menschlichen Gesellschaftslebens im Gange sind, wird zeitweilig dadurch außer Kurs gesetzt, daß die meisten deutschen Berichte zu emphatisch, daß diese Schreiber aus innerer Not zu leichtfertig gläubig und positivistisch sind. Paquet und Holitscher sind Musterbeispiele, und selbst Kober kommt mitunter in diese Gefahrzone.

So hat es bedeutungsklaren Sinn, wenn man englische und skandinavische Urteile, die von Bewohnern sicher fundierter und wenig aufgewühlter Länder geschrieben sind, dem deutschen Publikum zugänglich macht. Eine der besten derartigen Publikationen ist ein „Russisches Tagebuch" von Anker Kirkeby, einem Redakteur von „Politiken" in Kopenhagen. Dieser temperamentvolle Däne verzeichnet in einer Reihe von oft novellistisch zugeschnittenen Kapiteln seine publizistischen Ergebnisse. Er schreibt in einer verblüffend unvoreingenommenen, von Doktrinen unbeschwerten und westeuropäisch klugen Art, daß man Flakes Geständnis: „Mir hat Kirkeby zu der Einsicht verholfen, daß man hinter dem materiellen Anlaß die erlöste Seele suchen darf", urplötzlich versteht. Kirkeby läßt sich auf keine Weise von der eminent sicheren, weil naiven Dialektik der russischen Führer bluffen; er fragt mitunter ungeniert scharf und die Sachlage überblickend; aber er kommt auch zu einem Ergebnis, das mehr spannunglösend und glaubenweckend ist als die vielen Hymnen unkritischer Tiradeure.

*Brattskoven.*

Julius Meier-Graefe: Geständnis meines Vetters. Novellen. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Der Kunsthistoriker Meier-Graefe hatte in seinen Büchern immer diese lebendige Art, die ein Werk, eine Leistung auf den Beziehungen zum Dasein aufbaute. Er ist Novellist von Natur, der auch an sich diese künstlerische Darstellungsform mitunter pflegt. Die hier angezeigten Stücke sind sogar sehr gute Novellen, erzählt ohne einseitige literarische Ambition, manchmal etwas breit, immer aber aus dem Behagen an einer Situation heraus, die es zu entschleiern und deren Erleidende es mit Witz und Ironie zu entgöttern gilt. Meistens beruhen sie auf einer kleinen Anekdote, auf einer belanglosen Beobachtung. Und dann gelingt es Meier-Graefe, aus Alltäglichem und Kuriosem das Bestimmende für Handlung und Sinnesart zu locken, die eigentliche menschliche Hilfslosigkeit bloßzustellen. Auffassung und Sprache, mit der er das vollzieht, zeigen den Dichter; der Twinkel seines Auges offenbart dabei eine Ueberlegenheit von besonderen Graden.

*K.*

---

NOTIZEN

Ein Rummelplatz nachts gegen drei Uhr, also ohne den mindesten Rummel, das grenzt an Dostojewski.

*

Um nachts Ruhe zu haben vor ihrem Baby, vor ihrem plärrenden Baby, hat die Mama dem Schreihals monatelang Adalin eingeflößt und andere Schlafmittel. Das Kind ist heuer vierzig Jahre, aber immer noch wie schlaftrunken. Ihr Mütter, seid gewarnt!

*

Herr Becker ist ein seelensguter Mensch und liebt seine große Tochter über die Maßen.

Einmal hat er gesagt: „Annele, wenn ich dir ein Fahrrad kaufen darf, schenk ich dir zwei Pfund Pralinés!“

*

Dreizehn Kilometer nordöstlich von Munsterlager liegt ein Dörfchen. Ein aus sechs oder sieben Häusern bestehendes Dörfchen. Dieses Dörfchen heißt — auf mein Wort —: Konstantinopel.

*

Im Wartesaal zweiter Klasse des Bahnhofs zu Hannover hängt ein Gemälde, das den Grafen Waldersee darstellt. Ich halte es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen.

*

So oft in Hamburg einer der Zimmerleute stirbt, pilgern vier seiner Kollegen neben dem Sarg, auf Stöcke gespießte Zitronen in den Händen.

Ich fragte einen der Träger nach der Bedeutung dieser Zeremonie.

„Das ist das Symbol der Arbeit!“ antwortete er. „Denn Arbeit ist sauer.“

*

Die Mama einer berühmten deutschen Tragödin war einhundertundzwanzig Jahre alt, da sie starb.

„Mein armes Mütterlein,“ seufzte die berühmte Tragödin. „Daß es so früh von mir gehen mußte!“

*

Wer vergessen hat, was Militarismus ist, dem sei Folgendes zu ewigem Gedenken ins Gehirn gehämmert:

„Sie sehen gut? Sie hören gut? Mal was am Ohr gehabt? Leben die Eltern noch? Beide? Ansteckende Krankheit in der Familie gewesen? Machen Sie kehrt! Linken Fuß hoch! Den rechten! Front! Husten Sie mal! K. v.! Der Nächste!“

Das ist wörtlich. Bei jeder Musterung ungezählte Male. Und dazu im Hintergrund ein Transparent: „Menschenmaterial!“

*

Seit Mark Twain das Telegramm geschickt hat: „Die Nachricht von meinem Tode ist stark übertrieben!“, bilde ich mir ein, er sei noch am Leben, und niemand wäre imstande, mir diese Einbildung zu rauben.

*

HABAEMFA bedeutet Hallesche Bäckereimaschinenfabrik. HEIDZIGHA bedeutet Heidelberger Zigarrenhaus. KRAGLATTI hingegen ist ein Kragen-Glättmittel. Ich bin unschuldig.

*

Einen Rechtsputsch in Ehren darf niemand verwehren.

*

Am 13. Juni 1922 hat sich in Oranienbaum ein 75jähriger Invalide erhenkt — aus Zorn darüber, daß seine Tochter das Mittagessen nicht zur rechten Zeit fertig hatte.

Das ergreift mich, so oft ich daran denke. Es ist unfaßlich. Karl Schönherr, ich schenke dir den Stoff!

*Hans Reimann.*

---

*Anekdote.*

Die Inhaber der Putzwarenfirma R. und F. leben in jahrelanger Fehde miteinander und verkehren nur schriftlich von Bureau zu Bureau. Wenn ein Käufer kommt, um den sogenannten „Ramsch“ billig zu erstehen, verhandelt Herr R. mit ihm und schwört, daß ein winziger Preisnachlaß den Ruin des Geschäftes bedeute. Schweren Herzens, aber doch, gibt er endlich nach und, auf das Arbeitszimmer seines Sozius weisend, stöhnt er: „Es freut mich doch, daß jener an dem Verlust mit 50 Prozent beteiligt ist.“

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 4)




**Redaktion des „Tage-Buch“:** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H. Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 25 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Februarwoche

Will man sich ein Bild von der Geschicklichkeit der neudeutschen Diplomatie machen, so vergegenwärtige man sich, wie sie sich beim Tode Wilsons benahm. Der Normaldeutsche, von der unwissendsten und urteilslosesten Presse gefüttert, sieht in Woodrow Wilson einen pfiffigen Spitzbuben, der uns mit seinen 14 Punkten gefoppt und nach Versailles gelockt hat. Die Verbreiter der deutschen Wilsonlegende übersehen — aus Unwissenheit oder aus Verlogenheit —, daß es Woodrow Wilson war, der uns 1916 seine Friedensvermittlung angeboten hat. Wir haben vergessen, wie hochnäsig wir damals gewesen sind. Graf Bernstorff aber, der damals in Wilsons Nähe lebte und schaute, erinnert mit Recht daran, wie wütend die Ententisten über diese erste Friedensaktion Wilsons waren; er führt in unser allzugehorsames Gedächtnis die Erinnerung an den scharfen Protest des amerikanischen Botschafters in London, der sich damals mit seinem Präsidenten überwarf. 1916 hat Wilson, damals gewiß ohne tückischen Hintergedanken, seine Vermittlung angeboten; wir erwiderten ihm — politische Genies, wie wir immer waren — mit Karikaturen, und im übrigen hörten wir dem anmaßenden Professor garnicht zu. Aber hat er uns dann nicht auf das Glatteis der 14 Punkte gelockt? Der törichte Schwindel wird in Deutschland immer noch geglaubt. Aber die 14 Punkte sind allen Deutschen, von Noske bis Hindenburg, belächelnswerter Schmus gewesen bis — — bis uns eben das Wasser bis zum Kinn reichte, bis Ludendorff im rasendsten Tempo den Waffenstillstand erzwang. Da plötzlich entdeckte man in der Wilhelmstraße, die zwei Jahre vorher Wilson „tödlich beleidigt" hatte, die Gerechtigkeit und Weisheit der 14 Punkte. Im übrigen haben Bakers Veröffentlichungen nachgewiesen, daß es Wilsons Widerstand zu danken ist, daß in Versailles die Rheingrenze nicht errichtet wurde, nach der die Franzosen lechzten. Schließlich ist über den Völkerbund, Wilsons Königsgedanken, das letzte Wort noch nicht gesprochen. Mit einem höhnischen Offizierslächeln ist der Völkerbundsgedanke nicht abzutun. Heute weniger denn je.

Die Weisheit des Herrn Stresemann, der Weltpolitik mit einem Seitenblick auf Mecklenburg und München treiben will, hat

sich nicht einmal zu einem höflichen Kondolenztelegramm entschließen können, und Herr Wiedtfeld, der Botschafter, hat nicht einmal die Flagge auf Halbmast hissen wollen. Dieses Genie hat erst zuhause bei Papa chiffriert angefragt, ob er eine selbstverständliche Höflichkeit — nicht für den Toten, sondern für die Nation, die eine 30tägige Trauer angeordnet hatte — ausüben dürfe und solle. Das nennt man Diplomatie, zu deutsch: klägliche Unsicherheit. Unterdessen wurde das Auswärtige Amt von Amerikanern, die uns freundlich gesinnt sind, bestürmt, ob es denn nicht kondolieren wolle. Aber Herr Stresemann, immer in heimlichen Todesängsten vor dem Groll der Deutschnationalen, die in seiner eigenen Partei mächtiger als ihr armer Führer sind, Herr Stresemann wagte nicht einmal ein paar Beileidsphrasen. Er treibt eben Weltpolitik mit einem Seitenblick auf die Parteistammtische in Glauchau und Görlitz. Schließlich, als die Franzosen die deutsche Tölpelei sehr geschickt verwerteten, entschloß sich Stresemann zu einer besonders pfiffigen Einerseits-Andrerseits-Entscheidung. Offiziell gibt die deutsche Regierung kein höfliches Beileidswort von sich, inoffiziell aber darf der deutsche Botschafter die Flagge auf Halbmast hissen. Man sieht, es ist die Grazie eines Nashorns, die sich hier in etwas schwerfälligen Tänzen auslebt. In Amerika, wo man, wie noch erinnerlich, eigene Stresemann-Anleihen, an das Wirken seiner Person geknüpft, gewähren wollte — wer denkt noch an diese Stelle in der Abschiedsrede des Reichskanzlers Stresemann? — in Amerika haben diese plumpen Unhöflichkeiten Wasser auf alle deutschfeindlichen Mühlen getrieben. Und dies alles, weil Stresemann Weltpolitik für deutschnationale Stammtische machen will. Ach, er wäre nun gern ein Weltmann, aber er ist mit zu viel superklugen Sachsen umgegangen; er ist ein großer Diplomat, aber die Rücksicht auf Zwickau hemmt ihn.

Darf man über das schauerliche Attentat auf Seeckt ein offenes Wort riskieren? Eine Zeitlang war's halb und halb verboten. Da wurde aufhorchenden Journalisten in der Instruktionsstunde, will sagen: in der Pressekonferenz, der eindringliche Rat gegeben, das erschröckliche Ereignis nicht zu behandeln. Aber nun ist diese Frist wohl abgelaufen, und man darf sich den Verlauf der angsterregenden Geschichte vor Augen führen. General Seeckt ist ja glücklicherweise außer Gefahr, das Attentat hat ihn auch seelisch, wie wir alle hoffen, nicht zu schwer erschüttert. Also: Eines Tages wird ein Mann verhaftet, der einen Mordplan ausgeheckt hatte. Wohlgemerkt, es handelte sich nicht um einen Mörder, der selbst den Dolch im Gewande birgt, sondern bloß um einen Mordarrangeur. Dieser Beruf, vor kurzem noch einträglich, wie man aus dem Rathenau- und Hardenprozeß weiß, ist allmählich auf den Hund gekommen. Ein besserer Offizier betreibt ihn nicht mehr. Uebrigens sind die ausübenden Mordgehilfen allmählich rar ge-

worden. Jener Herr Thormann, der als Mordarrangeur verhaftet wurde, ist als verdächtiger Bursche polizeibekannt. Er wird jetzt auch beschuldigt, in den Diensten der Franzosen gewesen zu sein, andererseits war er auch als aktiver Widerständler im Ruhrgebiet tätig, sicher war er ein Verächter der „femininen" Verteidigungsmethode der Berg- und Hüttenarbeiter. Möglich, daß er von den Völkischen u n d von den Franzosen Geld nahm. Er kommt von München, wo es auch nicht mehr viel zu verdienen gibt, nach Berlin, sucht, ganz wie der gute Ankermann, ein völkisches Zentralbüro auf und verlangt, daß man ihm einen Mordgehilfen stelle. Der Herr, der mit ihm verhandelt, wird in den Zeitungsberichten Herr D. genannt, aber das geschieht zur bewußten Irreführung. Der Edelmann, der die Mordmannschaft stellen sollte, heißt: v o n T e t t e n b o r n. Die Polizei kennt ihn längst; er ist gelegentlich auch in Haft gewesen, in allerlei Verschwörungsgeschichten spielt sein Name hinein. Der Münchener Mordarrangeur durfte glauben, eine verständnisvolle Seele vor sich zu haben, er spricht frei von der Leber weg. Herr von Tettenborn hört ihn sehr aufmerksam an, er widerspricht nicht, er unternimmt nicht den leisesten Versuch, den völkischen Bruder von dem Mordgedanken abzubringen. Nachdem Thormann seine edle Seele entleert hatte, entschließt sich der treudeutsche von Tettenborn, den Gesinnungsverwandten, den Vorkämpfer des aktiven Widerstandes, schleunigst zur Anzeige zu bringen. Zur Polizei läuft Herr von Tettenborn nicht. Dort ist er allzubekannt. Er rennt lieber ins Reichsministerium des Innern. Dort gibt es einen Kommissar für öffentliche Ordnung und Sicherheit, den Obersten K ü n z e r, der nicht viel Erfahrung, aber erstaunlich viel Geld zur Verfügung hat. Diesem Manne enthüllt von Tettenborn den Mordplan. Verständigt der Herr Oberst die Berliner Polizei? Setzt er sich mit den preußischen Behörden in Verbindung? Fällt ihm garnicht ein. Er ist glücklich, endlich einmal seine Wichtigkeit erweisen zu können. Es wird behauptet, daß Herr Oberst Künzer den Denunzianten nicht bloß freudig empfangen, sondern auch mit allerlei Gaben bedacht habe. Selbst der uneingeweihte Zeitungsleser muß stutzig geworden sein, als er dieser Tage die Erklärung des Berliner Polizeipräsidiums las, worin sie die Beschuldigung, L o c k s p i t z e l verwendet zu haben, scharf zurückwies. Es würde beruhigend wirken, wenn der Herr Reichskommissar und Oberst eine ähnliche Erklärung abgeben könnte. Wenn er könnte. Der Herr Oberst Künzer verfügt über erstaunlich viel Mittel. Stammt das aus Reichsmitteln? Hat der Staat, der den vierten Teil seiner Beamten hinauswerfen muß, ausgerechnet für die dunkeln Ehrenmänner, die ins Büro des Herrn Obersten schleichen, überflüssige Gelder? Seit Jahr und Tag hat dieser Reichskommissar nichts geleistet, es wäre denn, daß man die Ausgabe der Unsummen, die man zur Vorbereitung eines Reichskriminalgesetzes in diesen Zeiten verschwendet hat, als produktive Leistung ansähe. Wie weit Herr Oberst Künzer den edlen

von Tettenborn unterstützt hat, das wird noch geschildert werden. Jedenfalls wurde der Mordarrangeur eingelullt, und als die treudeutsche Blase reif war, da wurde sie aufgestochen. Thormann wurde verhaftet. Es drängen sich einige Fragen auf: Warum hat das alte Verschwörerherz von Tettenborn den seelenverwandten Volksgenossen nicht kurzweg zur Raison gebracht, warum hat er ihn angezeigt? Von allen geheimen Verflechtungen abgesehen, tat es wohl den deutschvölkischen Freiheitsmännern wohl, einmal dem General von Seeckt zu zeigen, wie besorgt sie um sein Leben sind, wie sie ihn hegen und schützen. Die guten alten Verschwörerseelen wollten sich dem mächtigen Manne der ausübenden Gewalt als treue Polizeiseelen enthüllen, loyal und denunziationsbereit. Wie aber, wenn der gute Thormann gar kein ernst zu nehmender Mordbube war? Auf dem Alexanderplatz, wo man Erfahrung im Umgang mit Attentätern hat, hätte man die schauerliche Erzählung vielleicht nicht ganz tragisch genommen? Deshalb klopfte man bei dem gutmütig unkritischen Onkel Künzer an und der war — endlich! endlich! in der Zeit der Abbaudrohung! — glücklich, seine Existenznotwendigkeit zu erweisen. Sorgfältig hielt er das kommende Attentätchen vor den preußischen und Berliner Behörden geheim, oh, es sollte ihm kein kritischer Nörgler in dieses sorgsam inscenierte Stück dreinreden. Die Wirkung war herrlich. General v. Seeckt wußte nun endlich, wem er sein gerettetes Dasein zu danken hatte, das Reichskommissariat für öffentliche Freiheit und Ordnung hat seine Existenzberechtigung nachgewiesen, und der Ausnahmezustand, der zu seiner Rechtfertigung ein paar Verschwörungsgeschichten braucht, der Ausnahmezustand geriet nicht ins Wanken. Die Geschichte hat nur einen kleinen Haken: Es wird leider auch eine Gerichtsverhandlung gegen Thormann und Genossen geführt werden müssen. Nun, wir schlagen vor, den Prozeß aus Gründen der Landessicherheit geheim zu führen und zwar möglichst bald, ehe Geschworene oder Schöffen mitberaten können. Den regierenden Herrn General von Seeckt aber beglückwünschen wir zur Rettung aus schauderhafter Lebensgefahr.

Ueber „den größten Journalisten der Welt" wird dem T.-B. geschrieben: Sie beschäftigen sich in seiner letzten Nummer mit Herrn von Wiegand, dem Liebkind des Kaisers und des Kronprinzen. Es ist richtig, daß Herr von Wiegand im Kriege ein Minnesänger der kaiserlichen Familie war und heute die Schleppe von Ludendorff und Hitler trägt; das hindert Wiegand natürlich nicht, auch als Liebkind der Regierung Stresemann aufzutreten. Der größte . . . . Journalist der Welt erzählt jetzt aller Welt, man habe den amerikanischen Leutnant Griffis, der wegen versuchter Entführung des Deutschamerikaners Bergdoll in Mosbach zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt worden war, auf seine Intervention freigelassen. Ja, er will darüber sogar eine

schriftliche Bescheinigung besitzen, wenigstens benutzt er dergleichen zu seiner journalistischen Sensationsmache. Die Sache verhält sich wie folgt: Kaum war Griffis verurteilt, da setzte sich der Oberst Mac Cormick, der Bruder des bekannten Senators und Eigentümer der „Chicago Tribune" für seine Begnadigung ein und ließ durch seinen Berliner Vertreter Verhandlungen über die Begnadigung eröffnen. Das Auswärtige Amt stellte die vernünftige Bedingung, daß ein Deutscher namens Bischoff, der in Amerika während des Krieges als Saboteur zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde und bis heute noch in Atlanta als Gefangener saß, freigelassen werden, es riet, einer Mosbacherin namens Lina Rupp, die anläßlich des Entführungsversuches von einem Amerikaner angeschossen wurde, die von ihr verlangte Entschädigung von achthundert Dollars zu bezahlen. Oberst Mac Cormick leitete daraufhin in Washington Verhandlungen wegen der Begnadigung des Bischoff ein und erklärte sich bereit, die achthundert Dollars zu bezahlen. Dies lehnte jedoch Griffis ab, da er seine Freiheit nicht erkaufen wollte.

Als die Sache so weit war, mischte sich der allzeit wichtige Herr von Wiegand hinein. Der größte Journalist trat im Namen der Hearstschen Zeitungen in Verhandlungen mit der deutschen Regierung wegen der Begnadigung von Griffis, und das Auswärtige Amt verhandelte mit ihm, als ob er der Botschafter einer Großmacht und nicht der Reporter eines Sensationsblattes wäre. Wiegand stellte selbstverständlich zuerst die Bedingung, daß das Auswärtige Amt anderen Korrespondenten über die Angelegenheit keinerlei Mitteilungen machen und ihm die Sensation lassen solle. Das Auswärtige Amt ließ sich auch darauf ein. Wiegand bezahlte nunmehr die achthundert Dollars an Lina Rupp und kabelte nach Newyork wegen der Begnadigung von Bischoff. Dann zeigte er im Auswärtigen Amt die Antwortdepesche vor, daß Hearst sich für die Begnadigung von Bischoff einsetzen wolle. Es kam zur Begnadigung Bischoffs. Das Auswärtige Amt hat es dabei garnicht für nötig gehalten, dem Vertreter des Obersten Mac Cormick über die wahre Sachlage Mitteilung zu machen, vielmehr wurde er von dem Auswärtigen Amt bis zum letzten Augenblick im Unklaren gelassen.

Ergebnis: Das Auswärtige Amt behandelte einen Mann von so eminentem politischen Einfluß wie den Obersten Mac Cormick als völlig nebensächlich, um Herrn von Wiegand einen Gefallen zu tun, es gefährdete deutsche Interessen, um dem größten . . . . Journalisten der Welt zu einer Sensationsnachricht zu verhelfen und gab ihm schließlich eine schriftliche Bestätigung, daß die Herren Stresemann und von Maltzahn auf erneute Vorstellungen des Herrn von Wiegand sich alle erdenkliche Mühe gegeben haben, um die Begnadigung von Griffis durchzusetzen. In der deutschen Oeffentlichkeit wagte man freilich nicht einzugestehen, daß die Be-

gnadigung auf die „erneuten Vorstellungen“ des größten Journalisten hin erfolgt war, und so gab man für die deutsche Presse einen Bericht aus, wonach die Begnadigung auf die Vorstellungen des Präsidenten des Relief Commitee, Charles Nagel, erfolgte. So berichteten die deutschen Blätter von einer Intervention Nagel; in Amerika spielte sich aber Herr von Wiegand zum Nationalnelden auf.

Darf man fragen, ob die Aufgabe des Auswärtigen Amtes darin besteht, dem Kaiserlichen Leibjournalisten Wiegand Liebesdienste zu leisten?

*

Im Auswärtigen Amt wird die obige, nicht unwahrscheinlich klingende Darstellung in einigen Punkten bestritten. Nicht Herrn von Wiegand zuliebe, sondern ausschließlich auf Grund der Vorstellungen des Relief Commitees sei Griffis begnadigt worden. Das hinderte aber Herrn von Wiegand nicht, jetzt mit dem freigelassenen Griffis nach Amerika zu reisen, um dort die Huldigungen als „Befreier“ einzukassieren. Unzweifelhaft werden wir bald das Glück genießen, den „größten . . . . Journalisten der Welt“ im Hotel Bristol wieder zu begrüßen, nachdem er sich in Amerika allenthalben als Bändiger der deutschen Regierung hat ausstellen und feiern lassen.

---

„Für viele Männer hört die Geistes- und Charakterentwicklung auf, wenn sie Familienväter sind. Bald haben sie nichts mehr übrig von der Freiheit, die ihren Geist erhob über den Interessenstandpunkt und die unbedeutenden Tätigkeiten, zu denen jeder Tag sie zurückführt. Früher verließen sie dieses Gefängnis; jetzt, wo sie Weib und Kinder haben, schließen sie sich darin ein und halten sich für um so besser, je fester sie angeschmiedet sind . . . Sie haben nicht mehr einen freien Gedanken, nicht mehr einen reinen Willen. So ziehen sie sich von jeder Form idealen Lebens zurück. Sie verlieren den Kontakt mit dem weiten Weltall; um jede adlige Leidenschaft ist es geschehen: ihr Quell ist versiegt, der aus der höheren Region entspringt, in dem Raum des Selbstvergessens. Sie haben sich in den Sumpf gestürzt, sie haben sich in die zähen Fluten der Familie hinabzerren lassen.“

*André Suarès*

PETER SQUENZ (Moskau)

# LENIN WIRD BEGRABEN

## I.

Das erste große Begräbnis ohne religiöse Zeremonie. Und doch feierlich wie jemals eines. Die Bolschewiki verstehen sich auf die Regie ihrer Feste? Allerdings. Doch mit aller Geschicklichkeit von tausend Regisseuren kann man nichts anderes als wecken, was da ist; organisieren, was — jenseits aller organisierbaren Gebiete — die Menschen treibt; spontan gewordene Musik in Noten setzen. Die Teilnahme von Millionen am Tode Lenins kann man ebenso wenig fingieren, wie man seine Popularität im russischen Volke hätte fingieren können, als er noch lebte. Diese Popularität, Dankbarkeit, Bewunderung und militärische Subordination bei den einen, Bewunderung und Furcht bei den anderen, und bei den dritten eine beinahe religiöse Verehrung, — das alles war vorhanden; und auf dieser Basis erst setzte das ein, was man Regie oder Propaganda zu nennen pflegt. Kaum jemals hat es wohl einen Menschen gegeben, dessen Bild in so vielen Exemplaren verbreitet war wie das Lenins. Sein Porträt hängt auf den Straßen, in Theatern, in Klubs, Kinos, Geschäftsläden und Restaurants; in jedem Zimmer eines jeden Büros, einer jeden Wohnung beinahe, und in den Hütten der Bauern hängt es bisweilen neben der Muttergottes.

. . . Als die Nachricht vom Tode Lenins in Moskau sich zu verbreiten begann, war es der 22. Januar, der Gedenktag jener rührenden Prozession vor dem Petrograder Winterpalais, als die Massen der Arbeiter und Bauern, von Popen geführt, dem Zaren ihre Bittschrift überbrachten, hinter deren inbrünstigem Flehen die Drohung stand, die sich dreizehn Jahre später zur Tat erhob. Den Tag des infamsten Massakers haben die Bolschewiki zum staatlichen Trauerfest erhoben. Am Abend vorher war Lenin gestorben. Die Botschaft erweckte die Stadt aus feiertäglicher Ruhe. Erregte Menschen eilten durch die Straßen, Gruppen sammelten sich, Autos rasten, und still durch den Schnee zogen die Menschen am Abend planlos umher. Es war wie am Vortag eines großen Ereignisses. Die Menge staute sich vor den Zeitungen, vor den Regierungsgebäuden, und nirgendwo unter den sonst so heiteren Russen hörte man Lachen oder lautes Wort.

## II.

Am nächsten Mittag schon traf der Leichnam in Moskau ein. Auf dem Gutshof Gorki, eine Bahnstunde von der Hauptstadt entfernt, hatte Lenin die Genesung erwartet. Jetzt trugen seine Freunde Kalinin, Sinowjew, Kamenew und die anderen den Sarg durch den verschneiten Wald zur Bahn. Hinter ihnen gingen die Bauern der umherliegenden Dörfer. Es war ein einfacher schwarzer

Holzsarg, über den ein rotes Tuch gelegt war. Vom Moskauer Bahnhof — der seit der Ankunft dieses Leichnams Leninbahnhof heißt — ging der Zug quer durch die Stadt die weite Strecke bis zum Theaterplatz. Zwanzig Grad Kälte. Doch die Soldaten standen Spalier den ganzen Weg entlang, und Flieger kreisten über der Stadt. Immer neue Menschen schlossen sich dem Zuge an. Auf den Schultern trug man den Sarg zum Gewerkschaftshause, dem früheren Adelsklub. Im großen Saale, wo die Feste der russischen Hofaristokratie stattzufinden pflegten, wurde der Leichnam aufgebahrt.

An diesem, dem zweiten Tage, war die beschneite Stadt still wie vordem, nur für das Auge lebhafter. Rote Fahnen mit schwarzem Trauerflor flatterten von den Häusern, und an der Brust trugen die Menschen rotschwarze Bänder. Die Straßen wurden dekoriert, und am Roten Platz arbeitete man im Lichte der Scheinwerfer und sprengte den gefrorenen Boden, um den Grundstein zu Lenins Mausoleum zu setzen.

Mehr als eine Million Menschen gingen im Laufe der zwei Tage durch den Saal an der aufgebahrten Leiche vorbei. Es wurde immer kälter, eine selbst für Moskau ungewöhnliche Temperatur machte den Aufenthalt im Freien beinahe unerträglich. Viele Tausende standen indes viele Stunden lang, die ganzen eiskalten Nächte hindurch, in endlosen Reihen auf dem Theaterplatz und den anliegenden Straßen, um eine Minute lang im Vorbeigehen den Leichnam zu sehen. Sechs Stunden war die Durchschnitts-Wartezeit. Viele standen länger. Man brachte Brennholz mit und entzündete kleine Feuer, an denen man Tee kochte und die Hände wärmte. Arbeiter und Bürger und dörfliche Gestalten, wie man sie in den Moskauer Straßen kaum jemals sieht, in Schafs- und Renntierfelle gekleidet, kleine Mongolen und große blonde Menschen aus den westlichen Randstaaten, Armenier von wildem Zigeunertyp und Perser mit ihren seltsamen Mänteln, die an den Schultern durch gerade Hölzer getragen sind, standen nebeneinander und wärmten sich Körper an Körper. Viele hatten ihre Kinder mitgebracht, die mit verwundert aufgerissenen Augen in die großen Projektoren blinzelten, die den Platz erleuchteten. Plötzlich surrte es auf, und an der Wand eines Hauses erschienen in riesenhafter Größe Bilder aus Lenins Leben.

. . . Man drängt und stößt sich im Eingang des Gewerkschaftshauses. Auf der breiten, weißen Marmortreppe aber wird man still, so still, daß die leisen Klänge der gedämpften Trauermusik aus dem fernen Saale bis hierher dringen. Die Männer nehmen die Hüte ab, und durch das Spalier der Roten Soldaten geht es den prächtigen Gang entlang bis zum Saal. Rot und schwarz sind die Wände drapiert, die mächtigen Kronleuchter mit Flor umwunden.

Der Saal ist taghell erleuchtet und wunderbar. Unsichtbar spielt eine leise Kapelle das Trauerlied:

„Ihr seid als Opfer gefallen,
Nach Euch kommt ein neues Geschlecht,
Bereit zum Kampf und zum Tode . . .“

Keiner hat Augen für die Umgebung, jeden fasziniert das bleiche Gesicht, faszinieren die bleichen Hände dort auf dem Katafalk. In seinem dunklen militärischen Anzug liegt Lenin inmitten einer Pracht, die nicht für ihn gebaut worden ist. Den magischen Satz, daß menschlichen Leichen die Kraft innewohnt, menschlich Lebendiges anzuziehen, diesen Satz habe ich hier zum erstenmal verstanden. Und wenn es ein Mitfühlen mit einer Menge gibt, unter der man sich befindet, so habe ich gefühlt, daß alle anderen Aehnliches empfanden.

Vier Männer stehen als Totenwache neben dem Katafalk, ringsum andere, Freunde des Verstorbenen, seine Kameraden und Verwandten. Und rund um den Saal ein Kordon junger Soldaten. Gerade ist Ablösung. Alle zehn Minuten lösen Militär- und Totenwache sich ab, denn alle Truppenteile und viele Parteifreunde haben die Ehre für sich verlangt. — Jeder, der in den Saal tritt, blickt von diesem Augenblicke an immer nur auf das bleiche Gesicht mit der schönen Stirne, auf die bleichen kleinen Hände. Es ist, als gingen von dem Leichnam ebenso viele Strahlen aus, wie Augen in dem Saale sind. Der Zug stockt. Leise mahnen die Ordner zum Weitergehen. Eine Frau schluchzt auf. Da schluchzt es von überall. Die Ordner mahnen von neuem; viele Tausend Menschen stehen auf dem Platz und warten. Zögernd verläßt man den Saal. Uns entgegen kommt Budjoni, der berühmte Reitergeneral der Roten Armee. Ich sehe noch, wie auch er, ohne rechts und links zu blicken, langsam, wie fasziniert, auf den Katafalk zugeht, bis der Bildhauer, der, auf einem Schemel hockend, die Totenmaske modelliert, ihn leise anstößt. Sanft tönt das Totenlied:

„Ihr seid als Opfer gefallen . . .“'

## III.

Der Tag der Beerdigung. Dreißig Grad Kälte. Reif bedeckt die Gesichter der Menschen. Die Nase wird zum schmerzhaften Geschwür. Doch schon um drei Uhr morgens sammeln sich die Menschen. Die Arbeiter der Betriebe, die Beamten der Büros, die Bewohner der Dorfgemeinden und auch die der großen Häuser gehen in geschlossenen Gruppen. Jede Gruppe hat ihre Fahne. Und als es hell wurde., waren die Straßen von vermummten Menschen bedeckt, über deren Köpfe tausend rote Fahnen schwankten.

Lenins Bild auf vielen und überall goldene Schrift auf rotem Grund: „Lenin ist tot, doch sein Werk wird ewig leben.“ . . . So und ähnlich ist der Sinn der Worte. Auch deutsche, französische, italienische, englische, spanische Schriften sieht man, und solche in fremden Lettern: arabisch, hebräisch, armenisch, persisch, chinesisch. Von zehn Uhr morgens defilieren die Delegationen über den Roten Platz. Dort, an der roten Mauer, dem uralten Bollwerk des Zaren gegen sein Volk, am Fuße des Kreml und angesichts der phantastischen zehn Türme der Basilika hat man das Mausoleum aufgestellt. Es ist nur für kurze Zeit berechnet, aus schwarz gestrichenem Holz gebaut, ein schwarzer Würfel mit zwei symmetrischen kleinen Nebengebäuden. Später erst wird an dieser Stelle das Grab errichtet, das bleiben soll. Genau in der Mitte der roten Mauer unter dem alten byzantinischen Sternbild wird Lenin liegen. Neben ihm die anderen. Worowski, den man in Lausanne ermordete, ist am Fuße der roten Mauer begraben; Swerdlow, der der neuen Moskauer Universität ihren Namen gegeben hat, der Amerikaner John Reed und die anderen, die für die Revolution gefallen sind. Lenin ist der erste, den man hier begräbt, ohne daß er eines gewaltsamen Todes gestorben wäre.

Ich habe keine Vorstellung davon, wie eine Million Menschen aussieht, doch mir scheint, daß eine Million und mehr bei dieser Beerdigung waren. Von der Zeremonie, die Punkt vier Uhr stattfand, mögen die meisten nichts gesehen haben. Unhörbar im Schnee auf ihren Filzschuhen glitt eine unübersehbare Menge vorbei. Beim Klange des ersten Böllers stockte plötzlich jede Bewegung. Die Musik spielte die Internationale. Schuß auf Schuß krachte, als man den Sarg in das Mausoleum trug, und ferne von allen Seiten tönte ein langgezogenes Heulen: die Fabriksirenen. Die Kirchenglocken standen still, die kürzlich erst, am Neujahrstage, Moskau mit ihrem Dröhnen erfüllt hatten. An ihrer Stelle tönten die Sirenen. Sie tönten in ganz Rußland um vier Uhr, fünf Minuten lang, fünf Minuten lang standen alle Bahnen, alle Schiffe, alle Telegraphenapparate still. Fünf Minuten lang dröhnte der Salut der Geschütze in ganz Rußland und funkten die Radiostationen in alle Welt hinaus: „Lenin ist tot, aber sein Werk wird ewig leben!“ Und die Hauptstadt Peters des Großen heißt von diesem Tage an Leningrad.

Fünf Minuten stand auch eine Million Menschen mit entblößtem Kopf regungslos um den Kreml und sang, als die Internationale verklungen war, das leise alte melancholische Trauerlied der russischen Revolutionäre, das sie zu singen pflegten, wenn sie, ewiger Verbannung entgegen, durch die sibirische Steppe trabten:

„Jahre auf Jahre gehen vorbei,
Ueber Deinem Grabe senken wir die Fahnen. . . .“

MORITZ HEIMANN

# BEGEGNUNGEN MIT HERMANN STEHR

Hermann Stehr wird am 16. Februar sechzig Jahre alt.

Die Verhältnisse zwischen Menschen, auch die wichtigen, bilden sich auf sehr verschiedene Weise. Es kann geschehen, daß man es gar nicht merkt, ob einem ein Keim zu großem Wachstum ins Leben gesenkt wurde; ein andermal wissen wir es gleich, daß eine Epoche beginnt oder daß wir zu einem bedeutenden Kapitel im Begriff sind, umzublättern. Von dieser letzteren Art war meine erste Begegnung mit Hermann Stehr, obwohl sie scheinbar alltäglich, geschäftlich und nicht einmal persönlich war: ich empfing ein Manuskript, das er aufs Geratewohl in die Welt gesandt hatte, ein Unterkommen zu suchen.

Ich war, als Lektor des Fischerschen Verlages, es gewöhnt, Erstlinge von Autoren kennen zu lernen — für die eine Seite oft genug ein Schicksalsaugenblick, für die andere im großen und ganzen leider eine Art Wasser mit dem Siebe tragen. Allmählich wird man geübt, fast schon beim Auspacken zu erraten, wodran man ist; jedes Ding hat was zu verraten: die Verschnürung, der Begleitbrief, das Papier, der Titel, die Handschrift, die Namen, — indessen muß man sich hüten, der vorurteilenden Regung, so unabweisbar sie ist, zu viel nachzugeben. Bei Stehr bewährte sich die Vorsicht.

Nicht zwar, daß sein Manuskript mich verstimmt hätte; aber eine gewisse Unsicherheit war mir doch spürbar. Noch heute sehe ich es vor mir: Quartblätter von gelbem Konzeptpapier, genau so ordentlich und genau so wenig preziös, wie es der sachlichen Prüfung am angemessensten ist; — aber da war nun die Handschrift, und die verstand ich nicht. Sie wies einen freien, zierlich festen Duktus auf, der jedoch über einem an das Pedantische streifenden System zu lagern schien. Später, als ich wußte, daß der Verfasser von Beruf Lehrer war und sich in kalligraphischer Zucht zu halten hatte, verstand ich die Schrift, ihren inneren Gegensatz und Kampf und ihre Einheit.

Vier Novellen waren in dem Paket, von denen zwei: „Der Graveur" und „Meicke der Teufel", nachmals Stehrs ersten Band ausmachten. Ich begann aber die Lektüre mit einer dritten, dem „Inspektor", begann und war zu Ende, Egoist der man bleibt, und jung wie man war, in dem allerpersönlichsten, sehr heftigen Glücksgefühl: in der Freude, daß mir mein Amt für viele Fehlstunden entschädigt, gerechtfertigt und verschönt war; daß mir ein Fund zu Händen gekommen war, um den es sich lohnte, allzuoft vergeblich gesucht zu haben.

Dieser Inspektor war ein Mann aus dem höllischen Guß, in welchem am tiefsten der himmlische Sinn offenbar wird: aus leidenschaftlicher Unbändigkeit Trinker, Spieler und Lüdrian, der nach

vertanem reichem Vatererbe seinen Stolz in Diensten knirschen läßt, und der schließlich in einer schwachen Stunde seiner höchst geliebten Mutter in die Hand schwört, sich zu ändern und den ehemaligen Familienbesitz wieder zu erobern. In einer schwachen Stunde; das heißt in diesem Fall, daß er sein Gelübde **hält**. Alles gelingt ihm, wie eine Mutter, ja wie die Welt wünschen kann. Er heiratet, keineswegs ohne Liebe, wiewohl reich; und auch reich nicht aus kalter, tugendverbissener Spekulation, sondern als ein zwingender Mann, dem das Glück gehorsam ins Haus blüht. Folgerichtig erlebt es seine Mutter, in ihr schmachvoll verlorenes Haus ehrenvoll zurückzukehren. Und eines Tages ist er verschwunden. Kein Grund ist zu sehen oder auch nur zu ahnen, warum er ging; keine Spur, wohin. Nach vielen, vielen Jahren wird im Wald ein Erhängter gefunden, ein zerlumpter Vagabund, auch er nun heimgekehrt. Denn jene Stunde war doch die schwache gewesen; allen Maßen, mit denen das Tun der Menschen gemessen wird, war er gerecht gewesen, nur dem einen nicht: dem Blute seines Willens, der von der urschöpferischen Kraft in ihn gesenkten Bestimmung, dem Sinn dieser einen einmaligen Verkörperung, die er war.

Das ist eine Novelle? Unter anderm, ja. Es ist tiefsinnig genug, daß man so ziemlich die gesamte Theologie darüber predigen könnte; über den Gott, der nicht betrogen werden will, auch nicht durch Tugend.

Ich weiß in diesem Augenblick nicht einmal, ob der „Inspektor" später gedruckt wurde; ich selbst riet, im ersten Buch nur die beiden mächtigen Stücke „Graveur" und „Meicke" vorzulegen, um ohne Gefahr der Zersplitterung den Leser ins Herz zu treffen — denn Minderes erwartete ich nicht. Das war ein Irrtum; es dauerte lange, bis der Leser, träge bei all seiner Jagd nach dem Neuen, sich diesem Neuen bequemte.

Die Kraft, mit der „die Hand das Eisen bog" — ich erinnere mich über die Jahrzehnte hinweg dieses Eindrucks und dieses Wortes. Bei der nächsten Gelegenheit, es war im Winter auf 98, erzählte ich Hauptmann von dem schlesischen Dichter und Landsmann. „Meicke —? was ist das?" fragte er. „Meicke ist ein schwarzer Hund." „Das ist gut", sagte der Zeichenkundige lebhaft, und sein Interesse war erwacht. Er selbst ist ja ein Meister der Namengebung als einer, der die Realität, fast leidend, anschaut, ehe er sie, als Sieger, durchschaut; beides gehört zu der scheinbar nebensächlichen Kunst; man könnte an seinen Namen, vom nüchternen Krause bis zur märchenhaft verwehten, zieren und eigentlich skandinavisch volkstümlichen Sidselill, die Modulationen seines Stiles ablesen. Auch Stehr hat den suggestiven Griff hierin, und sogar bis zu dem Grade, daß ihm die Gestalt der Phantasie sich zur völligen bürgerlichen Existenz konkretisiert. Merkwürdigerweise

wurde diese ans Halluzinatorische streifende Gabe gerade beim „Meicke“ zum Anlaß, daß jämmerliche Bosheit ihn in einen jämmerlich bösen Handel verstrickte, ihn um viele Monate seiner kostbaren inneren Ruhe betrog und ihn schließlich von Gerichts wegen zur Ordnung und Tugend verwies. Es sind ja inzwischen fünfundzwanzig Jahre vergangen, die Beteiligten sicherlich alle, so oder so, längst ausgekühlt, und man kann davon erzählen, ohne neues Aergernis zu geben.

Stehr, um das Wort zu wiederholen, war bis zum Halluzinatorischen einbildungsstark. Als wir bei meinem ersten Besuche Landschaft und Ansiedlungen der Pohldorfer Berge durchwanderten, konnte es geschehen, daß er auf ein abgelegenes Haus mit dem Finger zeigte: „hier spielt meine ‚stumme Sünde‘,“ — das war ein ihn damals beschäftigender Roman von Geschwisterliebe; oder mit dem Kopf auf einen des Weges kommenden Geistlichen: „das ist der Kaplan Josefus Griebel“, — dessen Schicksal er dann, in der Leonore Griebel, durch die Ehe seiner Eltern prädestiniert hat. So hatte er in seiner Novelle den landfahrenden Mann, an den der schwarze Meicke sich hängt, Marx genannt, mit einem Namen, den ein der dichterischen Ergründung weder gewärtiges, noch für das durchschnittliche Auge würdiges Subjekt aus der Gegend führte. Stehrs Frau warnte ihn vor dem Namen, doch der Dichter schnitt ihr den Einspruch dezidiert ab: „der Mann heißt Marx“. Er hatte nicht bedacht, was er doch täglich am schmerzenden Leibe erfuhr, daß Pfäfferei ihn belauerte, Kollegen mit hämischer Mißgunst auf ihn sahen und sonstige Spießer ihm keine Treue über den Wirtshaustisch hinaus hielten. Man machte sich an den besagten Marx und bekam ihn, der Bücher nicht mal von außen ansah, ohne Mühe dahin, beleidigt zu sein und zu klagen. Drei Termine wurden nötig, und im dritten brachte ein Gericht, das mehr Affinität zu jeder andern Klasse der Bevölkerung hatte als zu den Dichtern, den Dichter zur Strecke; es verurteilte ihn zu 50 M. Geldstrafe. Stehrs Rechtsanwalt, ein damals berühmter rex causarum in Schlesien, war so ungeschickt, nicht einmal mich, der dem Prozeß beiwohnte, als einen durch sein Amt in Verlagsdingen Sachverständigen vernehmen zu lassen Hauptmann, den man geladen hatte, war nicht erschienen, ich weiß nicht mehr, wodurch verhindert. Und mit einer sonderbaren, auffälligen Verbissenheit sprach der vorsitzende Richter sein Bedauern darüber aus, daß die Ladung leider nicht ordnungsmäßig erfolgt sei, sonst würde das Gericht es diesem Herrn Hauptmann „bewiesen“ und ihn in Strafe genommen haben. 50 M. und die Kosten, und die Niederlage vor dem Pöbel, in dessen Mitte man auf dreierlei leben muß, als Kinderlehrer, Hausvater und von tiefem Willen brennender Seher, das war, über viele Monate auseinandergezogen, keine Kleinigkeit. Der Name Marx mußte aus allen erreichbaren Exemplaren des Buches entfernt und durch einen

andern ersetzt werden; so mögen denn jetzt die Bibliophilen nach dem ersten Druck auf die Suche gehen!

Doch ich bin der Zeit weit vorausgerannt.

Noch hatte ich Pohldorf in der Grafschaft Glatz nicht gesehen, nicht das einzeln gelegene, nur von der Nachbarschaft der alten Pfitznern scheu umflüsterte Schulhaus, noch war das Buch nicht erschienen. Im nächsten Mai brachte die „Neue Deutsche Rundschau“, 1898, den „Graveur“. Das Heft erreichte mich in Tremezzo am Comer See, wo ich mich in der Gesellschaft Hauptmanns befand. Wie Hauptmann sich des Heftes sogleich bemächtigte, um die Erzählung des neuen Mannes zu lesen, welchen Eindruck er hatte und wie er ihn bezeugte, das hat Stehr, auf seinem „Erinnerungsblatt“ zu Hauptmanns sechzigstem Geburtstag, selbst erzählt, mit einiger Verfehlung der hübschesten Akzente, die demnach offenbar nur für mich von Bedeutung waren. Da die Anekdote nun aber lebt, so mag sie auch ihre genauen Züge tragen. Hauptmann also ließ mich auf der Terrasse an dem vom neuen Morgen, jungen Jahr und ewigen Süden tausendfältig strahlenden See zurück, nicht ohne eine freundschaftlich hinterhältige Drohung, daß er nun endlich sehen werde, was der „neue Mann“ zu sagen habe. Und es stimmt, wie Stehr es berichtet, daß in meine Zuversicht allmählich eine Beunruhigung darüber eindrang, ob die Novelle eine Wirkung machen würde, die in diesem Augenblick allein mich völlig befriedigen konnte, die unbedingte und, in welcher Richtung immer, folgenreiche. Wiewohl mein Grundgefühl der Wunsch war, daß einen verehrten Mann nicht kalt lasse, was mir selber warm machte, so hoffte ich doch auch, daß für Stehrs äußere, wie man es nennt, literarische Laufbahn von einem günstigen Ergebnis Günstiges entstehen möge. Und nun erlaubte sich der Genius der Gelegenheit einen wahrhaft listigen Streich. Während ich noch der Situation immer eifriger und nervöser in alle ihre Wege nachsann, kam mir plötzlich die Erleuchtung: es ist ja klar, daß Hauptmann die Kraft mit Kraft erkennen und begrüßen wird, aber dich — wird er erst einmal aufsitzen lassen und sich an deiner Verlegenheit weiden; ich hatte mehr als ein Beispiel seines, eine spaßhafte Rolle durchführenden Humors erlebt. Ich malte mir die erwartete Szene ins einzelne aus, und da stand Hauptmann auch schon vor mir, mit einer Miene unbezähmbaren Aergers: „Das sei also mein gerühmter starker Mann? Und ich sei einfach hineingefallen; ich hätte Roheit für Stärke genommen, hier eine Roheit, die mit der Schnapsflasche dreinschlage!“ Und kurz und gut, aufs Haar so, wie ich es vor einer Minute fast leibhaftig vor dem inneren Auge gehabt hatte, und doch, es ist eigentlich ein Rätsel, saß ich nun ohne Halt und gründlich auf. Sobald aber Hauptmann bemerkte, wie schwer die Enttäuschung mich traf und daß ich bald blaß, bald rot, betrübt und verwirrt einem glich, dem die Felle weggeschwommen sind,

veränderte sich sofort sein Ausdruck in die wärmste Heiterkeit, er sagte ja und ja mit Worten unverstellter Bewunderung und schlug sich endlich mit der Hand auf den Schenkel: „Der hat uns schön in den Sand gestreckt!“

So, wörtlich, ist das gewesen, und um keinen Preis möchte ich es missen. Noch oft an jenem Tage kam das Gespräch auf Stehr und seinen Erstling zurück, wir grüßten gemeinsam den Fernen, und ein erster Faden hatte sich angesponnen.

In Stehrs eigenen Worten, auf jenem selben „Erinnerungsblatt“, können wir lesen, wie tief ihn die Nachricht von der Annahme seines Buches aufgewühlt hat. Man mag es sich vorstellen, welcher Stolz aus welcher Leidenschaft, von dem Jugendbyronismus seiner ersten Verse an, da hatte warten müssen — „das Verschlamachen zertreibt d’r bluß a Kopp“, hatte sein Vater gewarnt —, und in welcher Verbannung er seine üppigst schwellende, vom häuslichen Glück erst recht in große Hoffnungen getriebene Zeit hat zubringen müssen, ehe ihm das Wort der äußeren Bestätigung die Spannung löste. Wir waren in einen, wie mir scheint, befangenen und unbeholfenen Briefwechsel geraten, bis er sich aufmachte, mich zu besuchen. Das war die erste Reise des fünfunddreißigjährigen Mannes nach Berlin, und es schien gewagt, ihn ohne Landmarken auf das gefährliche Wasser segeln zu lassen. Zwar wollte ich ihn auf dem Bahnsteig erwarten, aber wie würden wir einander erkennen? Doch Not lehrt erfinden, und ich bekam eine blaue Rosette geschickt, die ich anlegen sollte und deren Zwilling er im Rockaufschlag zeigen würde. Als ich aber die Treppe des Charlottenburger Bahnhofs hinaufstieg, genierte ich mich, mit dem Orden zu prangen, und steckte ihn in die Tasche. Schon war der Zug aus seinem letzten Bogen heraus, da fiel mir zum Schrecken ein, daß auch Stehr vielleicht aus irgendwelchem Grunde seine Rosette nicht präsentieren würde, und was dann? So steckte ich die meine noch im letzten Augenblick an, pflanzte mich, großstädtisch sicher, an der günstigsten Stelle hin und sah den Zug wohl auf und ab nach dem Mann mit dem blauen Abzeichen aus. Ich suchte vergebens, und merkte darüber nicht, daß längst ein Mann vor mir stand, ein Köfferchen in der einen Hand und in der andern, als Legitimation, sein Rundreisebillett. Das war Stehr, er hatte seine Rosette verloren und sagte: „Seien Sie mir willkommen!“

Also das war Stehr —! anders, als ich ihn mir gedacht hatte. In seinen mir bis dahin bekannten Novellen herrschte eine Analyse, die sich vor keiner Grenze der seelischen Verborgenheit fürchtete, eine nervöse Konsequenz im Suchen und Ertasten des führenden Fadens, der die Labyrinthe des Irren, des Verbrechers, ja des Tieres zu durchmessen erlaubt. Danach hatte ich einen morbideren Typus erwartet; hier aber waren Sensibilität und Geisterseherei auf einen Stamm von urirdischer Vitalität gepfropft, wie Edelobst auf einen

derben Landapfelbaum, und erst der zweite, forschende Blick entdeckte an dem scheinbar ungefährdet gesunden Kopf die Feinheit und scharfe Zartheit der Züge. Auch hiervon war schon seine Handschrift ein Gleichnis gewesen, und die Analogie ist noch weiter zu verfolgen, bis in die zweieinige Tendenz des Dichterischen: denn indem Stehr Seelen von Irren und Verbrechern malt, ist es ihm nicht um den pathologischen Fall zu tun, sondern um den letzten erkennbaren Aufriß der Seele überhaupt. Gesund und krank läßt sich unterscheiden, aber Seele und kranke Seele — ist ein und dasselbe Ding, also auch gesunde Seele und kranke Seele.

Stehrs Physis hatte den erbitterten Kampf der beiden Mächte auszuhalten; Todkrankheit suchte ihn heim, und hier geschah es wirklich so, daß der Geist, der Geisteswille Sieger blieb und ihn rettete. Als er ein paar Jahre später, von einem berühmten Arzt mit geringer Hoffnung entlassen, nach Italien fuhr, um einen letzten Heilungsversuch zu machen, war sein Kopf, von dichtem, kurzgeschorenem Haar bedeckt und bartlos, durch die beiden Gewalten der Krankheit und der entgegenwirkenden Wurzelkraft so durchmodelliert, daß er einem der phrenetischen, durch hohe Kultur vor der Explosion geschützten Männer der Renaissance ähnlich sah, und man ihm zutraute, er würde, nach seinem eigenen Wort, die Krankheit „fressen".

Er „fraß" auch Berlin. Unendliches Gespräch und unendliches gemeinsames Sehen füllten die Tage bis an den Rand. Wer er aber war, das ging mir doch erst auf, als ich ihn in Pohldorf besuchte, ein ums andre Mal. Ja, noch heute ist es mir, als ob ich ihn ohne den Hintergrund eben jener Gebirgslandschaft nur halb hätte verstehen können. Der ständig geschwungene Blick über Berg und Tal, die Weite der Umschau bei Grenze und Form, das isolierende Gefälte, die unendlichen Wälder als dunkles Gemäuer, die Energie des Winters und die jubelnde Heftigkeit des dennoch spröden Frühlings — mir, dem in der Ebene Geborenen, war das fremd, und so deutete es ihn. Am bezeichnendsten wurde mir der Unterschied, als seine Frau, auch sie zum erstenmal hier in der märkischen Ebene, auf einem Spaziergang in die Luft griff, als ob sie einen Halt suchte, als ob ihr schwindelig würde auf der flachen, nur durch die Himmelswölbung begrenzten Tenne.

Daß er jeden Weg und jeden Steg, jedes Haus und jedes Gehöft seiner Heimat kannte, versteht sich bei dem unbändigen Wanderer von selbst; aber der Dichter in ihm war von zu besonderer Art, als daß er sich bei der erfahrungsmäßigen Realität je hätte beruhigen können. So wie seine Analyse von einer subtilen, lieber bis zum Schartigen scharfen, als einer behaglichen Geistigkeit ist, so hat sein Blick in die Natur, von all ihrer Süße berauscht, doch immer einen großen, heroischen, weil schöpferischen Stil. Ueberall Schlesien, doch in keinem der Hauptwerke auch nur ein Hauch von Pro-

vinziellem, von Heimatkunst, von Konventikeleinverständnis. Indem seine Phantasie ein Bild ergreift, reißt sie es in ein seelisches Gebiet, und selbst wo eine reale Landschaft bis ins einzelne nachprüfbar genau in seinen Werken auftaucht, ist es, als sei sie nur aus ihm herausgeströmt, ein Vorgang, so weit über dem Nachzeichnen wie über dem Symbolisieren, ein schöpferischer Vorgang, eine Verwandlung ins Kosmische. Allmählich wurde das innere Gesicht immer souveräner gegenüber dem äußeren, das seine Fülle nur noch dienend abgeben durfte. Und wie nichts Provinzielles, so ist auch nichts Artifizielles, Parkartiges, nach dem gedachten Modell mit Sorgfalt und Vorsicht Vergrößertes in seiner Landschaft. Er hat Gebirge gefaltet, Dörfer gebaut, Wälder gepflanzt und Wege gelegt: eine Schöpfung, ein Zusammenhang gleich dem der Natur selbst.

Das höchste hierin erfüllt der „Heiligenbauer". Man hat sich darüber gewundert, daß Stehr sein schlesisches Reich verließ und nach Westfalen wanderte; mehr noch, daß, trotz mancher unwillkürlicher Anklänge im Wörterschatz und auch sonst, das Wagnis gelang. Was mochte ihn in das unbekannte Gebiet verlockt haben? Was es auch gewesen sei, es kam vermutlich seinem Bedürfnis entgegen, sich nicht auf das poetische Mandat der Heimat festlegen zu lassen, etwa so wie Fontane es über bekam, daß ihm jedermann von der Mark, den Seen der Mark, den Schlössern der Mark u. s. f. vorleiern zu müssen glaubte. Interessant ist es, daß Stehr einen Keim zur westfälischen Phantasie, ihm selber unbewußt, von Jugendtagen her mit sich herumgetragen haben muß; er erinnert sich nicht, die „Judenbuche" von Annette Droste gelesen zu haben, und doch sind Spuren von ihr im „Heiligenhof" nicht zu verkennen. Es gibt auch in der „Judenbuche" einen armseligen „Niemand", im „Heiligenhof" ist er freilich ins spukhaft Mythische gesteigert; der Name Brederholz findet sich bei Stehr als Brederode wieder, und die Schlußszene der „Judenbuche", die Auffindung der Leiche Friedrich Mergels, hat manches Detail und etwas gar von der Stimmung mit jener großartigen Stelle im „Heiligenhof" gemeinsam, wo auch ein Leichnam, im Sommerwalde und von der Wolke metallisch glänzender Fliegen umgeistert, entdeckt wird. Schon während meiner ersten Besuche in Pohldorf erzählte mir Stehr, daß er den Faber der „Drei Nächte" in das westfälische Kohlengebiet zu verpflanzen gedenke, und erzählte des weiteren mit tiefer Ergriffenheit, was ihm einmal der alt gewordene, der Predigt-Faber zu bedeuten haben werde. Als er nun daran ging, die Erzählung, die zu seiner ungeheuren Qual und Lust aus einer Novelle sich zu einem Haupt- und Bekenntniswerk auswuchs, in der fernen, ihm unbekannten Landschaft anzusiedeln, ließ er sich von seinem Sohn eine Spezialkarte Westfalens im Atlas aufschlagen, betrachtete sie und wußte, was ihm zu wissen nötig war. Welch ein Rezept! Und nun lese man noch einmal, wie die Herde der Urweltkühe zur Rheinebene wandert, von

Weltallsmüdigkeit befallen, sinkt und versinkt und zu Hügeln der Erde wird, und wie daraus unversehens eines der glorreichsten Beispiele jener zweiten Geographie sich loslöst, die Herman Grimm einmal als die vornehmste Macht der Dichter pries.

Die Weltfülle in ihm, die poetische Durchströmung, ist von einer großen Kontinuität. Er gehört nicht zu den Dichtern, die erst am Schreibtisch erhoben werden. Eine Natur, die man, frei nach Goethe, derb und tüchtig nennen dürfte, den Genüssen des Lebens keineswegs abhold, nicht zage vor der Schüssel und vor der Flasche, das praktische, reale Leben ohne Hochmut ehrend und anpackend, ist er doch zugleich seiner geistigen Welt immer und überall förmlich einverleibt; und ebenso wie mit seinem Blick in die Weite auch mit der Empfindung für die Nähe, für das Kleine. Zu einem Spaziergang lädt er mich mit den Worten ein: „Kommen Sie, ich werde Ihnen das Lachen des Sauerklees im Walde zeigen.“ Denn er ist einer von denen, die das Gras wachsen hören. Er erzählte mir einmal, daß er den Roman eines Hundes schreiben wolle, und ich zweifelte nicht, daß er es wirklich und nicht von außen, satirisch, parodistisch oder symbolisch, sondern aus wahrer Durchschauung vermöchte. Schon das Gespräch der Pferde im „Graveur“ läßt alles rationell Anthropomorphische hinter sich und dringt in die stumme Sprache der vom Schicksal gewollten Kreatur vor. Später hat er mir ein paarmal Tierdramen, die er beobachtet hatte, mit einer solchen Wahrheit und nachahmenden Plastik vorgeführt, daß der Schauder vor der unheimlichen Grenzzverrückung nur durch den Humor der Nähe überschleiert wurde, dadurch etwa, daß eine kokette Taube hier vor meinen Augen von einem Menschen-Schauspieler, und diesem Menschen obenein, dem leidenschaftlichen, ins Religiöse und Mystische gewachsenen, bis zum Verrate jedes Geheimnisses dargestellt sich hätte wiederfinden können.

Ich sagte: Schauspieler. Von der Pohldorfer bis in die jüngste Zeit habe ich Stehr vorlesen hören, einmal in Pohldorf, in einer einzigen, kostbaren Woche, drei ausgewachsene Romane hintereinander unter unendlichem Förstertabak meinerseits. Viele also von seinen Gesichten sind mir nicht vom toten Papier bleich aufgestiegen, sondern aus seinem lebendigen Befehl, der Stimme, in der die gesammelte Gewalt der jahrelangen Bewältigung wieder aufzuglühen schien. Klar, gemessen, an das Pedantische streifend, wiederum mit einem Anklang von Erinnerung an den Lehrer, gibt er den Bericht; sobald aber Gebärde und Gespäch — oh was, Gespräch: vielmehr die Lebensworte der Leidenschaft und des wilden Willens der Seele, bald wie die Knoten in der Schnurschrift verschollener Völker, bald wie Felsenunholde im Strombett, den erzählenden Verlauf teilen, abbrechen, aufstauen, widerfährt dem Hörer das gänzlich Unerwartete. Er wird gleichsam von plötzlicher Gegenwart verschlungen. Nicht mehr bloß mit seinen

geistigen, sondern mit leiblichen Sinnen fühlt er sich verstrickt; ein Hörer ist er ohnehin nicht mehr, ist jäh zum Zuschauer geworden. Der da vor ihm bannt ihn, den nicht einmal ohne weiteres Willigen. Der da vor ihm ist ein Proteus, ist ein selbstbeherrscht Rasender. Er treibt es, als gäbe es keine Zeit, bis zum letzten möglichen Grad der Verzückung, der Süße, der Grausamkeit. Es gehört Kraft, es gehört Schamlosigkeit dazu, es zu ertragen. Aehnliches habe ich nie erlebt; Hauptmanns Meisterschaft des Lesens, vom selben Rang, ist gänzlich anderer Art.

Aber was ist ein Schauspieler? Was heißt es, wenn ein Mensch, Mann und Dichter wie Stehr in seinen souveränsten Augenblicken ein Schauspieler heißt? Es heißt nicht, daß er sich verstellt, daß er sich versteckt, daß er spielt! Heißt nicht, daß er ein einzelnes Anderes sein will, als das er ist. Sondern es heißt, daß er, und ob es ihn auch auseinandersprengt, Alles sein muß. Alles, nur das ist Er selbst. Alles, nur das ist der Mensch. Und keine Gnade bewahrt ihn; immer wieder zerschellt Ikarus am Boden, er selbst, doch nur er selbst.

In Pohldorf in der Grafschaft Glatz, im Schulhaus, saß dieser Mensch. Lindenkronen über dem Dach, ein Bergquell vor der Tür, zur Nachbarin eine alte, bitterarme Frau, die etwas wußte davon, was ein Dichter ist, und bei einem Lichtstumpf zur Nacht im Schiller las, bis ihr mürrisch stummer Mann das Flämmchen ausdrückte. In dem Hause wurden Kinder geboren, und Kinder starben. Willy trippelte seine singende Schwermut über die Stufen. In dem Hause waltete die Hausfrau, die schöne, tapfere, die dem dichtenden Geist mehr als ein Ohr, die oft sein Auge war. Und um das Haus herum: Feindschaft; im weiteren Ring das deutsche Schweigen, jahre-, jahrelang. Schwer, langsam wankten und stürzten die Mauern des trägen Schweigens. Nun endlich ist es frei und siegreich um ihn, den Sechzigjährigen. Und durch das Herz dieses Sechzigjährigen schlägt eines Jünglings Blut noch immer seine stolze Welle.

---

MAX SCHACH

## FILMABENDE IN LONDON UND PARIS

London, das von unseren Filmkaufleuten so oft besuchte, Metropole des englischen Filmhandels, gibt den schlüssigen Beweis und widerlegt das interessierte Gerücht, daß man dem deutschen Film grundsätzlich ablehnend gegenüberstände. Jede wirtschaftliche Behauptung ist richtig, wenn sie von der Krise ausgeht, die den armen Sieger so wenig verschont wie den Aermsten — den Besiegten. Theater und Kinos sind wohl voll, aber sie machen ihre Geschäfte mit einem Pfund, dem etliche Gramm dahingeschwunden sind. Wer nur feststellen will, daß in „Lyons Corner house“ die-

selben Herrlichkeiten im Schaufenster liegen und bei Scotts nicht minder; wer aus der Stille, die jeden Uebergang zur Geldnotenbank charakterisiert, jählings in den tosenden Lärm Londons geworfen wird und vor „Picadilly Circus“ seine Rechnung mit dem Himmel macht, ehe er den Uebergang auf die andere Straßenseite wagt, der mag freilich glauben, daß es das alte London sei. Aber, es ist ein anderes geworden. Der dicke Londoner Nebel vermag die sorgenvollen Mienen der City-Leute nicht ganz zu verdecken. Man merkt auch hier wie bei uns und wie überall: daß es eine harte Arbeit ist, den seit zehn Jahren verlorenen Frieden wieder zurückzugewinnen.

Die drei Millionen Arbeitsloser scheinen, soweit dem flüchtigen Passanten ein Werturteil gestattet ist, auf das Vergnügungsgeschäft noch keinen besonders nachhaltigen Eindruck auszuüben. Gellend schreien die Lichtreklamen Titel und Erfolgrekord in die donnernden Straßen. Die höchste Sprosse des Erfolges scheint zurzeit das größte Kino, der London Pavillon, erstiegen zu haben, in dem seit nahezu einem halben Jahr ein mächtiger amerikanischer Bluff die Massen ins Theater zieht. Es ist der Famous Players Film: „The covered Waggon“ (Der Zeltwagen), von dem man wohl begreifen kann, daß er in seinem Ursprungslande Begeisterung hervorgerufen hat. In breiter Ausmalung gibt dieser Film die Bilder von der mühevollen, entbehrungsreichen Eroberung des amerikanischen Westens durch die ersten Farmer, die Kämpfe mit den Indianern und die Liebesgeschichte zweier junger Menschen, die sich selbstverständlich und nicht einmal unnatürlich am Ende in einem grandios kitschigen Blumengarten finden. Vom unglückseligen literarischen Standpunkt aus ist es ein armes Manuskript mit vielen Mängeln; aber welcher Reichtum in dieser Armut, welche Fülle in diesem Mangel! Man hat gar keine Zeit, sich über den faustdicken Kitsch zu ärgern, weil das artistisch-technische Moment so hoch entwickelt sich ausdrückt, daß man das Gehirn zur Ruhe verweist und nur das Gefühl sprechen lassen kann. Kommt hinzu, daß dieser Film in seinem Stoff auf eine viel apartere Art patriotische Propaganda macht, als es in ähnlichem Falle einem westeuropäischen Film möglich wäre. Es ist ein Film, der tendenzlos den Urenkeln erzählt, unter welchen Tendenzen des Wollens und der Liebe zum neuen Vaterland die Ahnen an dem Aufbau einer Riesenstrecke der U.S.A. gearbeitet haben. Und es kommt hinzu, daß die äußere Aufmachung den Zuschauer so geschickt und suggestiv in die Handlung hineinstößt, daß er, noch ehe der Film zu laufen beginnt, sich in den bequem gepolsterten Stuhl zurücklehnt und beschließt: „Das will ich mir in Ruhe ansehen!“ Am Beginn stehen 20 Indianer und Indianerinnen auf der Bühne, und ein Colonel, ein schlanker, sehniger Gentleman, stellt die Rothäute vor und gibt eine Geschichte ihres Lebens. Dann setzt eine raffiniert gesteigerte und lebendig rythmisierte Beeinflussungs-Musik ein, die Amerikas größter

Show-Man, Hugo Riesenfeld (ein Wiener, der unter Gustav Mahler im Orchester der Hofoper saß), dem Film auf den Weg gegeben hat.

Und dann die Reklame, mit der ein solcher Film dem etwas spröden und klimatisch verstimmten Engländer vorgesetzt wird! Zuletzt helfen noch Zufälle mit: der Prince of Wales will sich einen Platz zu diesem Film erstehen, und es ist alles ausverkauft. Das Angebot, einen anderen Besucher auf freudiges Verzichten seines Platzes zugunsten des Thronfolgers zu bewegen, wird selbstverständlich abgelehnt. Das ist Wochengespräch! Das ist Aufführungsrekord!

Aber „Der Zeltwagen" ist zurzeit nicht der stärkste Film, der in London gesehen werden kann. Vielleicht etwas weniger erfolgreich, aber weit bezwingender ist der Schlager des Tivoli: „Scaramouche". Ein Stoff aus der französischen Revolution, von Rex Ingram mit großartiger Kraft und mit einem für amerikanische Filme verblüffenden Akzentuierungsvermögen zusammengeballt. Schade, daß Ingram in Deutschland bisher nur bekannt geworden ist als Regisseur des traurigen Hetzfilms: „Die vier apokalyptischen Reiter", — der, und das ist vielleicht das Traurigste an der Wirkung dieses Hetzfilmes, genial gemacht ist, aber doch nur: gemacht. Dieser andere Film, „Scaramouche", ist gestaltet. Ludwig und der Maitressenhof, die intrigierenden Damen und Herren, die großen Profile der Revolution — alles wird am Anfang nur in unpathetischer, bürgerlicher Funktion gezeigt. Schatten am Fenster Frankreichs. Zum Schluß erst braust die Revolution in packenden Bildern und schließt den eisernen Ring um ein Liebespaar, dem der letzte Weg ins Freie, ins Glück verlegt wird. Ausgezeichnet die Bedenkenlosigkeit, die unkritische und doch richtig empfindende, mit der hier in einer kühnen Kurve der Film zu dem „happy end" gedreht wird, das nach so viel Aufregungen und Leichen notwendig erscheint.

Aber am eindrucksvollsten in diesen beiden und in vielen anderen amerikanischen Filmen sind die schönen, frischen Gesichter der Frauen und Männer, dieses selbstverständlich Gesunde, selten überragend Talentvolle, aber immer Elastische (bei Ingram möchte man seine Gattin, Alice Terry und die Darstellerin der Clementine ausnehmen), das vielleicht der wichtigste Unterscheidungsfaktor zwischen kontinentalen und amerikanischen Filmen bleibt und sicherlich am stärksten dem Publikum den Rundfunk der Sympathien vermittelt, für den es ja ganz zuletzt keine Erklärung gibt. Hier möchte man sagen: „Es sind die Schauspieler — der Sieger."

Diese zwei Londoner Erfolg-Filme sind Zeichen und Typen der, wie man behauptet, unerschütterlichen amerikanischen Filmvorherrschaft. Aber der Behauptung von der Vorherrschaft steht die Tatsache entgegen, daß sich auch in England schon die ersten starken Zeichen der Ermüdung zeigen, daß auch in England schon

das geistige Gesicht des deutschen Films zur Betrachtung zwingt, und daß wir vielleicht nichts weiter tun müssen, als einem anderen Geschmack etliche Konzessionen machen, die ja von jedem, der nicht von der Auffassung ausgeht, daß wir berufen sind, den Geschmack anderer Völker zu verändern, gemacht werden kann, ohne daß wir den Eigenwillen, den segensreichen, unserer strebenden Regisseure brechen. Unsinn ist das Gerede, daß man dem deutschen Film grundsätzlich ablehnend gegenüberstände. Im Gegenteil: die ernsthafte englische Presse befaßt sich mit dem deutschen Film in erfreulicher, unpolitischer Voraussetzungslosigkeit, und Frank Tilley und Lionel Collier und andere ausgezeichnete Londoner Fachjournalisten dürfen in der Art, wie sie in ihren Zeitungen den deutschen Film werten, dankbar als die sachlichen und unvoreingenommenen Förderer gefeiert werden. Freilich können auch sie nicht den Theaterbesitzer von heute auf morgen wandeln und dieser nicht sein Publikum. Aber es ist sicher, daß, wenn erst eine Organisation sich auswirken kann und bestimmten englischen Geschmackstraditionen nicht geradezu ins Gesicht geschlagen wird, der gute deutsche Film in der Allgemeinwertung hinter den amerikanischen nicht zurückbleiben wird.

Das mag nicht überraschen, da es sich um das sachliche Land des ruhigen, englischen Gentlemans handelt, aber auch in Paris ist der deutsche Film ein Faktor geworden, mit dem man rechnet, und auch im temperamentvollen Frankreich ist es möglich, daß „La Rue“ (Grunes „Straße“) seit Wochen das Programm eines Boulevard-Kinos darstellt und noch weitere Wochen darstellen soll; daß man in Hauptmanns „Hannele“ lief; nächstens wird Wienes „Raskolnikow“ erscheinen. Auch in Frankreich keine Hemmung in der kritischen Wertung, wenn es sich um einen „Film allemand“ handelt. Auch hier Respekt vor dem deutschen Filmaufstieg, aber auch hier dasselbe wie in England — nur die Qualität entscheidet.

Den Erhgeiz, in der Quantität zu konkurrieren, sollten wir endgültig aufgeben. Das schwierige unserer Lage, man könnte beinahe sagen unserer allgemeinen Weltposition, zeigt sich, vulgär gefaßt, etwa darin, daß wir jedesmal das Beste geben müssen, wenn man uns das Gute zutrauen soll. Es wäre die schlimmste Verkennung unserer Möglichkeiten, es wäre Selbstmord, wenn wir statt leichter, selbstverständlicher Konzessionen, die unseren Weg ins Ausland erleichtern, den Zwang zur Assimilation predigen wollten. Wir müssen den guten deutschen Film machen und uns davor hüten, den Unproduktiven zu folgen, in deren Analphabet das Wort „international“ an erster Stelle steht. Freilich darf das nicht ein starres Sichbeschränken bedeuten; aber Steigerung und Entwicklung unserer guten Kräfte und keine Verfälschung der spezifischen Atmosphäre, die ja sowohl dem amerikanischen, wie dem deutschen Film den eigentlichen Charakter gibt.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Februarwoche

Allein mit dem Dekret, das Notgeld aufzurufen, ist es leider nicht getan. Die Liquidation stößt auf äußerste Schwierigkeit: Die Deckung ist in Goldanleihe verschiedener Reihen hinterlegt. Nur mit dem Erlös aus ihrem Verkauf kann also das Notgeld hereingezogen werden, soweit die betreffenden Emittenten nicht, wie es verschiedentlich geschah, von der Reichsbank mit Krediten zu diesem Zwecke gespeist werden. Wie aber soll der Verkauf der Goldanleihe erfolgen? Am offenen Markt an der Börse? Dort wird der Kurs der Goldanleihe mit schweren Opfern immer noch gestützt, und wer die bisherigen Interventionserfordernisse kennt, wer weiß, daß das Aufkommen aus sehr kurzfristigen und keineswegs prolongationsgesicherten Krediten, die das Reich aufnahm, hier in die Bresche springen mußte, der kann ein Andauern dieses Zustandes nicht gutheißen. Wie vermöchte es auch anders zu sein? Die Goldanleihe ist ein niedrig verzinsliches Papier, und ihr Aussteller gilt wahrscheinlich nicht als der feinste Schuldner in Deutschland, nachdem er im Entwurf zur dritten Steuernotverordnung aufdringlich soeben selbst seine alten Anleihen für notleidend erklärte. Zwar ist von der Umtauschmöglichkeit von Goldanleihe in Rentenmark, die für Januar offenstand, nur in verschwindendem Umfange (4 von fast 300 Millionen Goldanleihe Mark) Gebrauch gemacht worden. Das hing mit der andauernden Umlaufsfunktion der kleinen Anleihestücke (die allein zum Umtausch zugelassen waren) zusammen. Wenn jedoch die Goldanleihe wirklich, was unumgänglich erscheint, aus der Zirkulation verschwindet und wieder auf ihren eigentlichen Anleihecharakter zurückgeführt wird, so werden weitere Interventionen sich durch die Beschränktheit der Mittel von selbst verbieten, wird man die Goldanleihe sich selbst überlassen müssen. Wie sich der Kurs danach gestaltet, dafür geben einen Anhalt die Verhältnisse am Markt der privaten Gold- und Sachwertanleihen, die durchweg ein erhebliches Disagio von bis zu 60 pCt. aufweisen. Dafür gibt ferner einen Anhalt die Tatsache, daß augenscheinlich eine Erhöhung des Zinsfußes der Eisenbahn-Pfandbriefe noch über 6 pCt. hinaus in Erwägung gezogen werden muß, damit die Pariplacierung dieser Titel nicht gefährdet werde. Ist aber der Erlös aus dem Verkaufe der Goldanleihe durch die Notgeldaussteller kein hundertprozentiger, so wird in den meisten Fällen der Unterschied nicht gedeckt sein. Hier muß ein Ausweg gefunden werden. Vielleicht kommt eine freiwillige Zinserhöhung für die Goldanleihen mit oder ohne Konversion in Betracht. Sie würde den Staat zwar weiter beschweren, seinen Kredit aber vor den Wirkungen eines Fiaskos des Goldanleihekurses bewahren.

Aus der Zirkulation verschwinden muß die Goldanleihe auf jeden Fall; denn der Umlauf ist ohnehin schon beschwert durch das Nebeneinanderlaufen von alter Papiermark und Rentenmark. Ist nämlich die Verquickung von goldanleihegedecktem Notgeld mit Goldanleihe, ferner von rentenmark-einlösbarer Goldanleihe zur Rentenmark im Begriff gelöst zu werden, so steht nach wie vor die Papiermark mit der Rentenmark in enger Verflechtung, seit durch die Bankgesetznovelle die Rentenmark als Unterlage für neue Papiergeldemissionen zugelassen wurde — eine Bestimmung, die ursprünglich allein für die Uebergangszeit zugeschnitten war, um ein Vakuum zu vermeiden, wenn das Reich bei der Reichsbank mit der empfangenen Rentenmark seine Schatzwechsel zurückgekauft hatte, die Reichsbank jedoch zum Rückkauf der entsprechenden Umlaufmenge von Papiermark noch nicht gekommen war. Diese bankgesetzliche Vorschrift erwies sich späterhin von großer Bedeutung für die Aufrechterhaltung des konstanten Verhältnisses von Papiermark zur Rentenmark. Durch Hin- und Hertausch nach dem Schlüssel von eins zu einer Billion schuf erst die Reichsbankpraxis hier eine Art interner Konversionskasse für verschiedene innerdeutsche Geldarten. Hätte man die Bewegung sich selbst überlassen, so wären vermutlich Relationsstörungen nicht ausgeblieben. Die erwähnte Bestimmung hat gegenwärtig erhöhte Bedeutung erlangt. Das Reich hat nämlich seinerseits einen großen Teil seiner Rentenmarkbestände gegen Papiermark umtauschen müssen zur Verwendung für das besetzte Gebiet, in dem die Rentenmark nicht gilt. Doch ist diese Verschachtelung nicht das Bedenklichste an unserer Geldverfassung; in gewissem Sinne handelt es sich dabei nur um die Substitution der einen Geldart durch eine andere, ohne daß eine Vermehrung des gesamten Umlaufes stattfände. Mehr fällt ins Gewicht, daß seit der Suspendierung der Deckungspflicht keinerlei gesetzliche Beschränkung der Papiermarkausgabe mehr besteht. Hat überhaupt, so muß man fragen, der Papiermarkumlauf in der währungspolitischen Konstellation, in der wir uns befinden, noch eine Daseinsberechtigung? Für die Wirtschaft besteht das Rentenmarkkontingent von 1200 Millionen Rentenmark. Den Rediskonterfordernissen müßte damit genügt werden können. Auch vor dem Kriege gingen die Wechseleinreichungen beim Zentralinstitut über diese Summe kaum je hinaus. Die von der Wirtschaft mit Fanfaren behauptete Unzulänglichkeit dieser Summe könnte sich erst erweisen, wenn sie einmal — was bisher noch nicht der Fall war — ganz ausgeliehen sein wird. Warum also noch die — nicht kontingentierten! — Papiermarkemissionen auf Wechselunterlage jedweder Art? Und warum ferner die Papiermarkausgabe auf Unterlage von Lombardforderungen und Darlehenskassenscheinen? Nichts wäre einfacher, als beim Ablauf der entsprechenden Kredite eine Prolongation abzulehnen bezw. aufs Rentenmarkkontingent

der Privatwirtschaft überzuleiten und damit den größten Teil des Papiermarkumlaufes zum Verschwinden zu bringen. Bereinigung der Geldverfassung muß die Losung sein! Denn das vermutliche Hinzutreten der Goldnote gibt ohnehin genügend Probleme auf, die leichter lösbar sein werden, wenn nicht Notgeld, Papiermark, Goldanleihe und Rentenmark mit der Goldnote in Konkurrenz treten, sondern die Goldnote allein mit der Rentenmark, der alsbald gesetzliche Zahlkraft beizulegen wäre, zusammenstößt. Dann ließe sich eher ein Kombinationsmodus finden, sei es, daß man die beiden Währungen und ihre Emittenten direkt „fusioniert"; das erforderte freilich Volldeckung der Zusatzemissionen und Verzicht auf die Halbdeckung und liefe kaum auf etwas anderes hinaus als auf eine reine Goldwährung nach dem Currencyprinzip, wie England sie vor dem Kriege gehabt hat, nur mit erweitertem ungedeckten Grundumlauf. Die Rentenbankdeckung, die Wirtschaftsgrundschuld, wäre in solchem Falle womöglich überflüssig und für andere Zwecke verfügbar. Oder aber man unterbaut die Rentenmark mit dem Reichsbankgold und läßt sie — zusätzlich durch die Renten gedeckt — neben der Goldnote einherlaufen.

Nicht Vereinheitlichungswünsche allein sind es, die auf eine solche Bereinigung drängen, sondern das unumgängliche Erfordernis, den gesamten Umlauf fest in der Hand zu halten. Die Stabilität des Geldwerts muß über allem stehen. Da hilft kein Stöhnen über Mangel an Betriebsmitteln. Ist unsere Betriebskapitaldecke zu knapp, dann muß eben Auslandskapital einspringen. Erfolgreiche Wege in dieser Beziehung sind schon gewiesen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Kapitalabundanz der westlichen Länder in Kürze schon auf dem Wege des Akzeptkredits über den Amsterdamer Platz dem deutschen Wirtschaftsleben zugute kommt. Keinesfalls aber darf der Schrei nach zusätzlichen Krediten uns von der Solidität in der Währungsgebarung abbringen. Nicht zu unterschätzende G e f a h r e n bestehen. Geriete erst einmal der Wert ins Wanken, so könnte in einem inflationsgeschulten Lande die Flucht vor der devalvierten Mark sehr bald den Umlauf unerhört beschleunigen. Dem muß man sofort durch Restriktion wirksam begegnen können, entweder durch direkte, also durch Kreditverweigerung, oder durch indirekte, durch weitere Diskonterhöhung. Daß wir uns nicht in Sorglosigkeit wiegen dürfen, sondern auf Gefechtsbereitschaft bedacht sein müssen, das lehren die Zustände am Devisenmarkt, wo immer noch die Zuteilungen nur Bruchteile des Bedarfes befriedigen, wo neuerdings ein verstärkter Bedarf wieder auftrat. Wurden doch Mitte der Woche allein in den beiden Hauptdevisen, in Pfunden und Dollars an einem Tage 50 Millionen Goldmark angefordert, ungerechnet die auswärtigen Plätze, während die Reichsbank für alle Devisen zusammen

nur 3 bis 5 Millionen Goldmark herzugeben bereit ist, eine Summe, die nach ihrer Meinung dem „normalen“ Bedarf entspricht. Allzu ängstlich brauchen wir allerdings nicht zu sein inbezug auf diese Dinge. Man wird sich erinnern, daß es gerade einen Monat her ist, als der Devisenmarkt einem ähnlichen Ansturm standzuhalten hatte, weil der industrielle Bedarf, der eine Zeitlang hintangehalten war, ruckweise Befriedigung suchte. Vielleicht ist es gerade die mangelhafte Befriedigung des Bedarfs, die immer wieder zu Konzertzeichnungen und Uebersteigerungen Anlaß gibt. Jedenfalls sollte es einmal mit der Vollzuteilung versucht werden, wodurch wahrscheinlich die Zweifler, die schon jetzt die ersten Anzeichen neuer Inflation in dieser verstärkten Devisennachfrage wittern, eines Besseren belehrt werden würden. Gegen die Annahme, daß schon jetzt eine neue Störung im Geldwert sich vorbereitet, spricht vor allem die Warenpreisentwicklung, die nach wie vor, in freilich sehr spitzem Winkel, nach unten tendiert. Die Angstmeier mögen sich aber weiter vor Augen halten, daß jede etwaige Abwärtsbewegung, wenn keine weitere fehlerhafte Geldschöpfung stattfindet, Korrekturen bereits in sich birgt — Selbstkorrekturen, die wahrscheinlich wirksamer sind als die ganze Deckung mit unzureichend verzinslichen Renten —. Bei einer Entwertung des Geldes, die nicht durch immer neue Vermehrung, wie früher, vorangepeitscht wird, vermindert sich nämlich der nominell gleichbleibende Umlauf in Gold gerechnet. Gegen das weitere Abgleiten erwächst daraus eine selbsttätige Grenze. Einer immer neuen Beanspruchung der Notenpresse durch die Privatwirtschaft ist aber auch dadurch eine Hemmung entgegengesetzt, daß die Kredite, aus den Erfahrungen der letzten Jahre heraus, auf Gold gestellt wurden und außerdem ansehnlich verzinst werden müssen. Mithin entsteht gegen die Ueberbeanspruchung in der Kreditrentabilität eine weitere Schranke. Voraussetzung ist natürlich, daß es wirklich bei der jetzigen Währungspolitik verbleibt, daß also keinerlei Vermehrung des Gesamtumlaufes zu fiskalischen Zwecken, weder des Notgeldes noch der Goldanleihe, vielmehr eine zielbewußte, verständige Sanierung der zerklüfteten Umlaufverhältnisse stattfindet.

---

„Der vernünftige Mensch paßt sich der Welt an, der unvernünftige besteht auf dem Versuche, die Welt sich anzupassen. Deshalb hängt aller Fortschritt vom unvernünftigen Menschen ab. Wer auf Vernunft hört, ist verloren.“

*Bernard Shaw*

# GLOSSEN

## BRAUCHT MAN MEHR ZU WISSEN?

Friedrich der Zweite unterhielt sich 1785 bei seinem letzten Besuch in Breslau mit dem Professor Garve und nannte dabei die Menge „Canaille". Garve protestierte: „Als Euer Majestät gestern in die Stadt kamen und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht ‚Canaille'." Der König erwiderte gelassen: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen."

Wilhelm der Zweite entdeckte eines Tages, daß es Eine Uniform gebe, die er als Kaiser niemals bekommen könne: die eines Generaladjutanten des Kaisers. Er war unglücklich, denn diese Uniform wies über der rechten Schulter eine besonders reiche und dekorative Goldschärpe auf. Der Monarch grübelte, und er schuf Rat. Er ernannte sich selbst, durch eine Verfügung im Armeeverordnungsblatt, zum Generaladjutanten weiland Seiner Majestät seines hochseligen Herrn Großvaters und trug in dieser macabren Eigenschaft oftmals die schöne Uniform.

*

Auf der Eisenbahn: Fritjof Nansen, Forscher, Held und Menschenfreund, Fürsprech der Hungernden, Anwalt der unterdrückten Nationen, fährt durch Deutschland nach Genf. Als er zum erstenmal Halt machen will, hat man ihm sein ganzes Gepäck gestohlen.

Auf der Eisenbahn: Ein Schriftsteller sitzt in der Ecke und liest in einem vergilbten Heft ohne Deckel: Eloge de Milord Maréchal, par le Marquis d'Argens. Ein Herr mit rundem, blondborstigem Kopf nimmt halblaut Anstoß: „Doch 'ne Schande, daß ein Deutscher in solcher Zeit ausgerechnet Französisch lesen muß!" Der Schriftsteller, freundlich: „Das geht Sie einen Sch . . . . . . ck an. Aber damit Sie heute Nacht schlafen können: ein Freund Friedrichs des Großen hat das über den andern geschrieben." Der rundköpfige Herr, zwar durch das Wort Sch . . . . . ck gewonnen, aber doch noch kritisch: „Na, wissen Sie, der olle Fritz, das war eigentlich auch ein ganz unsicherer Kantonist!"

*

Titulatur: Wilhelmina von Holland, die männlich kluge, bedeutende Fürstin aus dem tapferen Hause Oranien, hat die Bezeichnung Majestät abgeschafft. Das passe nicht mehr in diese Zeit. Sie heißt jetzt Mevrouw, wie die Gattin des nächstbesten Kaffeehändlers.

Titulatur: Ich steige in München in eine Straßenbahn. Ein älterer Herr nimmt vor einem zwanzigjährigen Mädel den Hut ab und verbeugt sich: „Guten Tag, Fräulein Geheimrat!" Großes Bayern, denke ich, zwanzigjährig und schon Dezernentin in einem Ministerium! — Ach Unsinn, ihr P a p a ist Geheimrat.

*

Nein, man braucht nicht mehr zu wissen.

*Bruno Frank.*

---

## BRIEFE AN DAS T.-B.

I.

*Verelendung der Provinzschauspieler.*

Der Künstler braucht zu seiner Arbeit eine gewisse wirtschaftliche Unabhängigkeit, die ihm die Konzentration auf seine Kunst ermöglicht. Ewiger Kampf um das lumpigste Dasein reibt auch den stärksten Künster auf und macht seinen (freien!) Beruf zur Tarifarbeit. Nun erst der Schauspieler, der neben den geistigen Kräften ständig auch kör-

perlich in hohem Maße angestrengt und noch dazu mehr als jeder andere Künstler zu besonderen Anschaffungen gezwungen ist! Soll er sich einen Nebenberuf verschaffen? Aber der schauspielerische Beruf braucht ja den ganzen Menschen mit seinen sämtlichen Kräften! Soll die Schauspielerin den Nebenberuf der Prostituierten wählen? Dann ist der Staat als offiziöser Bekämpfer der Prostitution und gleichzeitiger Kuppler von nun an auch in diesem Punkte nicht mehr ernst zu nehmen.

Schon im Vorjahre stieg einem der Ekel hoch, wenn man sah, daß Schauspieler (wenn auch Anfänger nur) hier in Halberstadt zur Beschaffung ihrer Existenz mit — Stiefelwichse handeln mußten. In diesem Winter aber haben die Zumutungen der Stadt Halberstadt an ihre Schauspieler den Höhepunkt erreicht: bei doppelter Anspannung der Kräfte — denn die Intendanz sucht durch zahlreichere Neuaufführungen den Besuch des Theaters zu heben — ist die Besoldung weit unter das Existenzminimum gesunken. D i e T a g e s a n s c h a f f u n g e n d e r n o t w e n d i g s t e n L e b e n s m i t t e l w e r d e n u n m ö g l i c h, die Wäscherechnungen sind nicht mehr zu bezahlen. Kohlen können nicht angeschafft bezw. nachbeschafft werden, von den geringsten Neuanschaffungen für Leben und Bühne ganz zu schweigen. Man hält uns entgegen, daß die Beamten es ja auch nicht besser hätten. Hier liegt aber eine Dialektik der Stadt zu eigenen Gunsten vor: Während die Schauspieler laut Reichsverordnung bisher nach Gruppe 8 hätten besoldet werden müssen, standen die b e s t b e z a h l t e n Halberstädter Schauspieler bis heute in Gruppe 6, die schlechter bezahlten, d. h. die Mehrzahl, in Gruppe 4 u. 5. Nach der neuen Beamtenordnung gar ist der Besoldungsplatz noch subalterner geworden, sodaß von einem pekuniären Aequivalent zur körperlichen Arbeit kaum, zur geistigen Arbeit überhaupt nicht mehr gesprochen werden kann. Also nicht die Besoldung innerhalb der Gruppe wird von uns angefochten, sondern die Eingruppierung selbst.

Wenn Halberstadt sein Theater kulturell nötig hat, muß es seine Schauspieler, die doch schließlich die Träger des Theaters sind, menschenwürdig bezahlen und darf sie nicht in ein Existenzelend hineinziehen, aus dem es sie gnädigst am 15. Mai in einen engagementslosen Sommer entlassen will. Man muß sich seine Repräsentation etwas kosten lassen — aber sie nicht von denen wieder einkassieren wollen, mit denen man repräsentiert. Wir fragen also: Kommen die vom Reiche für das Theater gezahlten Subsidien auch dem Schauspieler zugute? Oder legt es die Stadt Halberstadt darauf an, die Existenz der Schauspieler unmöglich zu machen, dadurch zum Kontraktbruch zu reizen und auf diese edle Weise das Theater billig abzustoßen? Wenn aber die Stadt die Schauspieler einfach nicht bezahlen k a n n, so wäre ihr von Rechts wegen die Theaterlizenz zu entziehen. Denn ein Theater haben wollen und den Schauspielern nicht den notdürftigsten Unterhalt bieten können, das wäre einfach — unlauterer Wettbewerb —. Was gedenkt die Stadt zu tun?

*Herbert Scheffler,*
*Dramaturg u. Regisseur*
*am Halberstädter Stadttheater.*

2.

*Proletarische Andachtstunden.*

Am letzten Sonntag fand im Großen Schauspielhause wieder einmal eine M o r g e n f e i e r für die proletarische Jugend statt. Was könnten uns diese Andachtsstunden alles bringen! Ich kenne in der Jugendbewegung eine Anzahl junger Menschen, die sich, wie ich, nach solchen Feiern sehnen. Wir alle wollen nach

anstrengender Tätigkeit in der Woche, sei es am Schreibtisch oder an der Drehbank, eine Stunde der Besinnung und Ueberlegung, verbunden mit freudigen Eindrücken, erleben. Was hörte man an diesem Sonntag?

Als wir das große Theater verließen, waren wir alle traurig bei dem Gedanken, daß es keinen Menschen geben soll, der diese Feiern zu einem Gottesdienst für uns — umgestalten kann.

Höhepunkt dieses Vormittags sollte Karl August W i t t f o g e l s proletarisches Propagandastück „Die Mutter" sein. Ich kann nun nicht recht einsehen, was Zusammenstöße mit der Schutzpolizei, wie sie hier auf der Bühne praktisch vorgezeigt wurden, mit einer Morgenfeier zu tun haben. Und wenn auch zum Schluß alle Anwesenden wie immer in den Gesang der Internationale mit einstimmten, so war das nicht ein spontanes Erlebnis, sondern die Wiederholung einer Uebung, im besten Fall ein Sichauflehnen — in geschützter Situation — gegen das Verbot des Wehrkreiskommandos. Auch J. R. Becher, der durch seinen Aufruf an L e n i n zu uns sprach, wurde nur passiv hingenommen. Der Aufruf ist eine Zusammenstellung von Angriffen gegen den Kapitalismus und eine in Verse gebrachte, allgemeine Aufforderung zur Gewalt.

Das Lebendigste war Wittfogels Rede. Hier sprach der Mensch und Freund, hier brauchte er sich nicht an Parteidirektiven zu halten. Er forderte die Jugend auf, Lenin nachzueifern, der sich in seiner ganzen Entwicklung nie festlegen ließ, der immer den Mut hatte, gegen den Strom zu schwimmen, auch gegen den Parteistrom, wenn es nötig war: Lenin, der in revolutionären Epochen zuweilen nicht nur seine Klassenfeinde, sondern auch Proletarier gegen sich hatte. Wittfogel sprach diese gefährlichen Wahrheiten ruhig aus, es war, als ginge plötzlich frische Luft durch das hermetisch geschlossene Massentheater. Aber der letzte Eindruck war doch beklemmend, nicht befreiend. Wenn diese proletarischen Morgenfeiern so wenig ins Innere des einzelnen Zuschauers dringen, dann würde ich es nicht bedauern, wenn die ganze Veranstaltung einginge, bis sich endlich ein neuer Stamm junger Menschen gebildet hat, der es versteht, Andachtsstunden für die Jugend zu schaffen. *Achim Barthel*

3.

*Lichtwarks Briefe.*

Hamburg, d. 19. Jan. 1924.

Sehr geehrter Herr Großmann!

Ich habe das Bedürfnis, Sie und das „Tage-Buch" auf eine hamburgische Neuerscheinung von außerordentlich allgemein-deutschem Interesse hinzuweisen. A l f r e d L i c h t w a r k s R e i s e b r i e f e (Georg Westermann, Hamburg 1923, Preis 10 Mark). Briefe, die zum 10 jährigen Todestage Lichtwarks das Bild seiner Persönlichkeit in einer so belebenden Frische und Unmittelbarkeit aufsteigen lassen, daß man die beiden Bände wie einen Roman mit immer neuer Spannung von Anfang bis zum Ende durchliest. Nicht als ob uns ein Autobiograph entgegenträte! Die Person steht im Hintergrunde. Aber das eminent reiche und starke persönliche Erleben, das aus der Beobachtung oft kleiner, aber



charakteristischer Dinge zu — allgemein-gültige Ziele weisenden — Betrachtungen und Schlüssen über Menschen, Zustände, Kunstdinge und Kunstwerke kommt, gestaltet das Bild einer Persönlichkeit, die auch jeden Nicht-Hamburger und jeden Laien fesselt.

Kaum eine Zeile, die Fachwissen voraussetzte, aber eine Fülle von Beobachtungen, Anregungen, illustrierenden Anekdoten, die Einblicke in menschliche, künstlerische und kunstpolitische Tatsachen und Probleme einer Zeitspanne von über 20 Jahren (1891—1913) gewähren. Dazu Ausblicke auf Zukunftsmöglichkeiten für das gesamte Kulturleben des Deutschen, an dessen Erziehung Lichtwark so stark gelegen war. Ausblicke, die noch heute richtung- und wegweisend sein können. — Was Lichtwark über die Kunstpflege in Hamburg, über Architektur, Gartenwesen, Blumenkult, künstlerischen Dilettantismus, über Begegnungen mit Künstlern und großen Menschen sagt, wirkt, weil es aus dem persönlichen Erlebnis heraus aufs Papier gebracht ist, in einfacher, lebendig-gestaltender Darstellung und Sprache. (Sprache, kein Schriftdeutsch!) Das Einfache und völlig Unliterarische dieser Briefe ist so erquickend, daß es allein schon eine Hervorhebung aus der Gewolltheit und Verschrobenheit mancher Neuerscheinungen rechtfertigt. Für mich ein Grund mehr, dem „Tage-Buch“ ein kurzes Wort über diese Briefe zu sagen.

*H. Wolgast.*

—

## THEATER

### *Auferstehung der Barock-Oper.*

Plötzlich steigt eine Melodie auf, und wir sind verzaubert. Das ist eine Musik, von der wir nichts gewußt haben. Händels „Rodelinde“ — mit ihrer primitiven, aber niemals faden Handlung steht wieder auf der Bühne, nach einem zweihundertjährigen Schlaf. Da klingt, gleich in der Ouvertüre, ein Larghetto im ¾-Takt, eine Musik voll nordischer Kraft und italienischer Klarheit und Süße. Man ist mitten ins Herz getroffen. Das alles ist wie eine Vorwegnahme Mozartischer Klänge, aber herber, härter, heroischer und nicht so überreif; ohne das wehmütige Vorgefühl eines frühen Todes, das über dem ganzen Rokoko liegt. Ja, diese Händelmusik ist garnicht todessüchtig, sondern voll mächtiger Leidenschaft zum Leben, selbstbewußt, siegesgewiß, und — last, but not least — ohne Brunst.

Und dies letzte erklärt auch, warum die europäische Menschheit zweihundert Jahre lang taub war für Händels Opern. Zuerst stand ihnen die spielerische Welt des Rokoko entgegen: alles, was sich von Gluck herleitet; dann das brünstige 19. Jahrhundert mit dem bösen Gewissen jener Sinnlichkeit, die sich selbst verleumdet: die moralische Attitüde aus der geilen Scheinheldenwelt Richard Wagners.

Sind wir nun nach einem kulturellen Zusammenbruch, wie er seit dem Ende der Antike nicht mehr da war, wieder fähig, die Händelsche Barock-Oper mit ihren heroischen Leidenschaften und den pompösen Gebärden

zu ertragen? Wenn man etwas schließen darf aus dem Jubel, der den Göttinger und Berliner Aufführungen von „Julius Cäsar“ und „Rodelinde“ folgte, so muß man sagen: Ja! Wir haben Sehnsucht nach Einfachheit und Größe, nicht nach Krampf: Das Zeitalter Richard Wagners und seiner Epigonen ist tot.

Es ist ein großes Verdienst von Dr. Oskar Hagen in Göttingen, dieser Sehnsucht unserer Zeit durch die Neubelebung von Händels Opern gedient zu haben. Ein Verdienst hat aber auch die Große Berliner Volksoper, daß sie inerhalb kurzer Zeit bereits eine zweite Händeloper gab —, ein Wagnis immerhin, das aber glänzend gelungen ist.

„Rodelinde“ ist die lyrischere von den beiden Opern. Hier lagen also besondere Schwierigkeiten für die Inszenierung. Hans Strohbach hat sie geschickt überwunden. Dem Barokstil der Musik waren die stilisierten Gebärden der Darstellung, war auch die Szene angepaßt: Landschaften nach Art des Claude Lorrain. Eine vollkommene künstlerische Leistung boten Melanie Kurt und Wilhelm Guttmann in den Hauptrollen. Hier ist ein Superlativ des Lobes nötig.

*Friedrich Sternthal.*

---

## FILM

*Nanon.*

Ein Historiker des Films müßte später schreiben: Dieser „Nanon“-Film war einer der letzten Kostümfilme, die in Deutschland hergestellt wurden, nachdem man von diesem Genre, besonders im Rokokostil, die Nase und die Augen übervoll hatte. Erfreulicherweise wurde mit den Motiven der alten Operette von Zelt und Genée recht frei geschaltet, sodaß eine raschrollende Handlung zustande kam. Allerdings ist dieses Geschehen ein wenig saftlos und temperamentlos; aber was man sieht, ist sauber gearbeitet, mit allerlei hübschen Einfällen gespickt. Die Gesellschaftsszenen und Hoffestlichkeiten sind so gut arrangiert, daß das Auge wohlgefällig mit diesen Bildern wandert . . es sucht jedoch vergebens nach neuen Eindrücken. So etwa reist man durch eine hübsche Landschaft, — durch die man aber jedes Jahr zehnmal zu reisen gezwungen ist.

Die Gräfin Esterhazy ist schön anzusehen, — aber sogleich mehr Gräfin als Wirtin zum goldenen Lamm; sodaß man sich garnicht wundert, daß sie schließlich wirklich Gräfin wird.

*Kurt Pinthus*

---

## SEPARATISMUS IM KRONPRINZENPALAIS.

Die Franzosen sind auf verschärften Strafplatz gekommen. Ich vermute, daß sie in einem Vierteljahr im Keller hängen werden. Gut belichtet, gut gehängt, Aufgang für Herrschaften, Vorderhaus, sind im Kronprinzenpalais Arthur Kampf, Hans Looschen, Fritz Rhein, Philipp Franck, Edmund Steppes, Reinhold Lepsius. Der am kümmerlichsten belichtete Saal, der tristeste Raum, das Berliner Zimmer, ist reserviert für die Cézanne,

Manet und Renoir! Der Raum ist etwas zu klein, aber man braucht diese Bilder ja auch nicht so weit zu hängen wie die Hugo Vogel und Kallmorgen. Wahrscheinlich wollte man, indem man die Gallier — und zwar neben der Hintertreppe — so streng von allen Deutschen separierte, nur die bekannte Tatsache zum Ausdruck bringen, daß die französische Malerei des 19. Jahrhunderts eine Sackgasse war und ohne Verbindung mit dem übrigen Europa, speziell ohne Zusammenhang mit Deutschland. Und daß man den Ladentisch und Verkaufsstand für Museumspublikationen ausgerechnet hier einrichtete, geschah wohl, um dem Saal doch eine gewisse Anziehungskraft und dem Besucher die Möglichkeit vertieften Studiums zu geben. ... In dem Raume aber, den die Franzosen anfangs hatten und in den zwei angrenzenden, hängen nun, — sehr, sehr locker — Corinths. Nicht alle sind schlecht, aber die meisten. Lovis Corinth wird jetzt feste zu einer Art Bismarck der deutschen Malerei gemacht. Und sein Selbstbildnis mit dem nackten Biceps hat Bismarckische Züge (Hans Thoma aber wird die deutsche Seele. Deutsche Leier und deutsches Schwert!) Den Ruhrkrieg haben die Franzosen gewonnen. Aber im Kronprinzenpalais hat sie Lovis Corinth in die Flucht geschlagen, ihnen ein zweites Sedan bereitet. Was ein echter deutscher Maler ist, der hat noch Muskeln. Es gehört jetzt zum guten Ton, den Sohn Ostpreußens gegen Liebermann auszuspielen, der freilich zu kritisch, und zu helle ist, um sich zum Franzosenschreck machen zu lassen... In der Kronprinzengalerie bestanden schmerzliche Lücken. Die schmerzlichsten sind nun ausgefüllt. Endlich sind hier Erich Waske, Franz Heckendorf, Röhricht und Krauskopf vertreten, und ein Badeengelchen von Max Pechstein ist neu eingetroffen.. allerliebst! Man denkt immer, es wäre ein echter Heilemann oder gar ein Cucuel, gäbe jedenfalls ein reizendes Titelblatt fürs „Berliner Leben!" .. Unter den Aquarellen der Otto Müller-Ausstellung sind manche guten Stücke. Aber man muß nach allen Erfahrungen fürchten, daß Justi in ihnen nur das Geschmackvolle sieht. Das kühnere Bild Otto Müllers ist jedenfalls verschwunden... Erfreulich sind Lesser Ury- und Paula Modersohn-Erwerbungen. Hätte sich die Galerie einige Jahre früher auf Paula Modersohn besonnen, so hätte sie allerdings sehr viel bessere Stücke bekommen können. Ebenso ist es mit Nolde, Marc, Feininger. Uebrigens werden diese mehr und mehr durch das, was man ihnen benachbart, in eine falsche Stellung gebracht, erscheinen als kuriose Sonderlinge. Man zeigt hier nicht jene Maler, die das Werk der Modersohn, Marc, Nolde, Feininger weiterführen, sondern mit Vorliebe jene, die es ins snobistische Salon-Format umsetzen, zeigt eben jene Schmus-Gesinnung, gegen die die Künstler des „Blauen Reiters" aufgetreten sind, zeigt eben das, was Franz Marc inbrünstig haßte.

Die Franzosen werden separiert, die besten Deutschen werden übergangen oder sabotiert. Niemand erwartet, daß Justi aus dem Kronprinzenpalais eine Sammlung französischer Kunst mache. Aber man darf verlangen, daß er es nicht zu einer schon heute veralteten Sammlung deutscher Modegrößen und Talmi-Künstler mache.

*Adolf Behne.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN.

Hans Reimanns „Kabarettbuch" ließen Sie mir, verehrter Paul Steegemann, dieser Tage nach guter alter Steegemannsitte mit „tausend süßen Neujahrsgrüßen" zukommen, auf der Titelseite H. R.'s ehrliches Gesicht mit dem treuen

Bernhardinerblick und der ewig verwischten Frisur. Das Bild liegt in meiner Kuriositätenmappe seit Jahren obenauf, und wenn es mir per Zufall vor Augen kommt, denke ich, merkwürdig, immer dasselbe; weißt Du noch . . ?

Weißt Du, oder: wissen Sie noch, Hans Reimann, wie wir vor vier Jahren im Vestibül der RETORTE zu Leipzig standen (— ich hatte gerade aus „literarischem" Anlaß das Consil gekriegt, genau wie der Schüler Reimann Anno dazumal, und Lore stand neben uns, und Thea Reimann) — — — — — wissen Sie noch, wie Sie mir da das Schreiben in Ihrem gemütvollen „Drachen" kategorisch verboten, bis ich „von der Sch... penne runter" sei? Ja, so sagten Sie. Und heute, nach vier lebendigen Jahren, sitzt Lore wieder neben mir, und ich diktiere ihr ein paar Zeilen über Ihr Kabarettbuch in die Maschine. Es ist — darf ich so frei sein? — hie und da ein bissel banniger Gips in dem Büchel, Sie wissen schon, woran ich denke, schließlich gewinnt es auch im Vortrag, man kann das auf Anhieb nie sagen, aber auf jeden Fall sind ein paar herrlich schmissige, sprühende, rhythmisch glänzende Sachen dabei; der „konzentrierte Schiller", die „Hundstage", der „Genußmensch", das Trinklied und die Nationalhymne, das „Fischerkind", „Hab Sonne" und das Schönste:

O Indra, Brahma, Shiwa!
Der Rabbi und die Diva!
O Shiwa, Brahma, Indra:
Fernandra und Rabindra.
Die sind uns Stab und Halt
Auf schlüpfrigem Asphalt.

Nicht zu vergessen: der Anzeigenteil des Buches: handelt von H. R., Friedrich Augusts Betriebsrat in Sibyllenort und dem Landgericht zu Breslau. Hoffentlich kaufens recht Viele. Und: schön Dank auch, Paul Steegemann-Verlag.

*Fiete Fischer*

---

LITERATUR-ANEKDOTEN

1.

*Hofmannsthals Entdeckung.*

Ich war, anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, Erzieher in einem Wiener Bankierhaus. Dort wohnte damals, für einige Monate, als Gast der alte Ferdinand von Saar, ein feiner Novellist und ehemaliger Offizier. Eines Tags sagte Saar zu mir: Morgen bin ich bei der Frau v. Wertheimstein; sie will mich mit dem jungen Hofmannsthal bekannt machen. Das ist mir nicht sehr angenehm, es muß ja ein gräßlicher Bursch sein.

Aber nein, Herr v. Saar, warum glauben's denn das?

Ich kenne ihn ja nicht, aber schauen's her, was da der Herrmann Bahr über ihn g'schrieben hat: „Er hat die zarte caressante Hand der großen Amoureusen". Scheußlich, so ein jnuger Mensch!

Na, Sie werden ja sehn, Herr v. Saar.

Am nächsten Tag frage ich: Wie war's? — Sehr ein netter Abend. Und der Hofmannsthal! Ein lieber feiner Kerl, mit einer richtigen g'sunden Bubenpratzen, — ein Prachtkerl!

*F.*

2.

*Von der Würde.*

Ein berühmter deutscher Dichter, der sehr viel auf Würde und Distanz gibt und dazu an eine äußerst gescheite Frau verheiratet ist, saß mit einigen Freunden am Kamin seines oberbayerischen Landhauses, als die Nachricht vom Tode Tolstojs eintraf.

Man war allgemein sichtlich bewegt und verharrte schweigend in einer Art Gedächtnisgottesdienst. Sodann ergriff die gelehrte Hausfrau das Wort, um in einem Essay mit A und B und C und Unterabteilung 1 bis 6, frei aus dem Stegreif die außerordentliche Bedeutung Tolstojs als eines Geistigen, Kulturexponenten, Politikers darzulegen. Es war ein Brillantfeuerwerk ersten Ranges, überlegen, kühl, großartig, ein fertiges Resumé.

Der Vortrag fand eine respektvolle Zuhörerschaft. Immerhin erwartete man, daß nun auch der berühmte Dichter etwas sagen würde. Er machte es indessen kurz, und mit leichter Neigung gegen die Gattin:

„Ja, ich muß sagen, auch mich hat diese Nachricht tief erschüttert!"

*Ml*

3.

*Aus dem Restaurant Schwanneke.*

Viktor Schwanneke ist nicht bloß ein ausgezeichneter Schauspieler, er leitet auch, zum Troste einer freudearmen Bevölkerung, das einzige Restaurant in Berlin, in dem noch herzhaft gelacht wird.

Eines Tages wird ihm eine Rolle ins Haus geschickt, die zwar sehr umfangreich, aber ohne eigentlich wirksame Szene ist.

„Eine sehr hübsche Rolle" sagt Schwanneke, indem er die Rolle dem Regisseur zurückgibt, „aber die soll Kempinski spielen!"

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 5)




**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Februarwoche.

Die Wahlen in Thüringen und in Lübeck müssen trübe stimmen. Sind die Deutschen wirklich zur Politik unfähig? Bei diesen Provinzabstimmungen sind fast alle Stimmberechtigten an der Urne gewesen. Aber was ist herausgekommen? Ein „Ordnungsblock" erstand, zu schwach, um zu regieren, zu stark, um notwendige Kompromisse einzugehen. Der Erfolg flog den Deklamationspolitikern zu, den sozialen und den nationalen Pathetikern. Gipfel der Tendenz zur rein rhetorischen Politik: Dr. Arthur Dinter zieht als völkischer Führer in die Weimarer Landstube! Ist einer als Literat unter der Courths-Mahler, so ist er als Politiker noch immer eine Leuchte. Für die Parteien, mit denen man — schweren Herzens — doch den Weg in die Zukunft marschieren muß, könnte dieses Vorspiel zu den Reichstagswahlen, die wahrscheinlich schon im April da sein werden, eine wichtige Warnung sein. Erste Lehre: Baut Eure überalterten Führer ab. Ein jüdischer Professor, wie der Demokrat Rosenthal, der sich mit Wulleleuten auf eine gemeinsame Ordnungsliste setzen läßt, kann sich vielleicht noch ein Mandat erretten, sein Sieg aber vergiftet seine Partei. Das Problem des Führernachwuchses ist auch in der Sozialdemokratie sträflich übersehen worden. Die Leiter einer Partei müssen ihre Gärtner sein, sie müßten Talente säen, in den richtigen Boden setzen, die Wachsenden stützen. Ist nicht jedes neue Gesicht in der sozialdemokratischen Partei mit mürrischem Mißtrauen angesehen worden? So wurde Ueberalterung der Führer die zehrende Krankheit der Partei. Nie wäre die Hitlerei in Bayern so stark geworden, wenn Erhart Auer der Gärtner der Bewegung gewesen wäre. Nie hätte Zeigner so jäh aufschießen können, wenn die Gradnauer und Lipinski an die nächste Generation gedacht hätten. Nicht die Absperrung in die Jugendbewegung, sondern die freie Bewegung der Jugend in den Parteien ist vonnöten. Wird die Mahnung aus Weimar und Lübeck noch fruchten? . . . Den Besorgten verkündet eine fürsorgliche Parteileitung, daß vom nächsten Quartal an eine neue wissenschaftliche Wochenschrift, geleitet von Rudolf Hilferding, herauskommen werde. Ach, wir schreien

nach einer neuen Zeit, und man gibt uns die alte „neue Zeit". Die seelisch irritierten Massen schreien nach Brot, und man gibt ihnen Steine, seien es selbst Steine der Weisen . . .

Die deutsche Presse, die langweiligste der Welt und die einflußärmste, steht vor der großen Aufgabe, sich einen neuen Nachrichtendienst zu schaffen. Wären die Zeitungen nicht so dummstolz und aufgeblasen wie die Kleinstädter in Kotzebues deutschem Schwank, sodaß die Frau Oberkommerzienrat Mosse auf die geheime Sekretärswitwe Scherl und umgekehrt mit berechtigter Indignation heruntersieht, so hätten sich die deutschen Verleger längst aus eigener Kraft eine deutsche associated press geschaffen, eine gemeinsame Nachrichtenagentur, die von 300 aktiven Zeitungsunternehmungen erhalten werden könnte. Diese vereinigte Macht würde sich unschwer auch der Radio-Telegraphie bemächtigen, und damit wären die merkwürdigen Verschwörungs- und Monopoltendenzen, die sich in der Nähe des geschäftlich gewitzten Staatssekretärs Bredow verdichten, rechtzeitig aufzulösen. Doch über Bredow und die Bredownen wird ein andermal zu reden sein. Heute sei auf die Erneuerungs- und Belebungsversuche im Wolff-Büro hingewiesen. Man weiß allenthalben, daß diese amtlich benutzte, unter Schwabachs Schutz segelnde Agentur, von sträflicher Schwerfälligkeit ist. Der gute Herr Mantler, der das Wolff-Büro leitet, wäre ein ausgezeichneter Chefredakteur für den „Kitzbüheler Anzeiger", und auch er würde sich in seiner Tiroler Heimat viel glücklicher fühlen. Man suchte den Erneuerer des Wolff-Büros. Da fand ihn Stresemann. Er entdeckte — wen? — seinen Klubkollegen, den Abgeordneten und Anwalt Dr. Cremer, der wie alle seine Helfer und Mitarbeiter wissen, schon in der „Telegraphen-Union" versagt hatte. Dort war der Parteigenosse des Herrn Stinnes zuerst sehr schwerindustriell aufgetreten, dann hatte er sich etwas demokratisch-rötlich angestrichen, in beiden Farben hat er der T.-U. garnichts genützt, weil er von seinen Anwalts- und Abgeordnetengeschäftchen angefüllt war. Dieser Advokat, der vom Zeitungsdienst nichts weiß, hatte Herrn Stresemann, der vom Journalismus so viel weiß wie von allen anderen Dingen, nämlich nur das Oberflächlichste, dieser Kollege hat Stresemann davon zu überzeugen gewußt, daß er der Erneuerer des amtlichen Nachrichtendienstes werden müsse. Stresemann, längst nicht nur als Sprech- sondern auch als Versprech-Minister bekannt, vergab dieses wichtige Amt sehr schnell an den Fraktionskollegen — gibt es noch ein Mitglied der Deutschen Volkspartei, dem Stresemann keinen Posten angeboten hat? — Leider beging Herr von Schwabach die Unzeitgemäßheit, sich nach der sachlich-fachlichen Qualifikation des Dr. Cremer zu erkundigen — mit dem Ergebnis, daß Herr Mantler auf die Heimkehr in die Tiroler Berge verzichtet hat und das Wolff-Büro in alter Verschlafenheit

liegen bleibt. So geht's, wenn Herr Stresemann vom Reformeifer gefaßt wird! Zuletzt ist man froh, daß es gelingt, seine Klubfreunde fernzuhalten, und alles bleibt beim alten. Aber übermorgen wird Herr Stresemann vor dem Zwickauer Verleger-Verein eine schwungvolle Rede über die Erneuerung des deutschen Zeitungswesens singen. . . .

Ein preußischer Landtagsabgeordneter ist so freundlich, dem T.-B. das Protokoll der Sitzung vom 29. Januar d. J. zu senden. Das Geschenk wird dankbar aufgenommen. Wer liest denn je den genauen Text einer langen Sitzung? Ich rechtfertige die regelmäßige Verschwendung ungeheurer Summen, indem ich mich in den Sitzungsbericht vertiefe. Daß Frau Studienrätin Drees für den ausgeschiedenen Abgeordneten Mackenthun in den Landtag eingetreten ist, müßte eigentlich nicht gedruckt werden. Aber die Abgeordneten Rüffer und Genossen haben einen „Urantrag über die Einführung rassenkundlichen Unterrichts in den Schulen" eingebracht. So erfährt man endlich, was ein völkisch Herz beengt. In folgender Beratung über die gewünschte Aufhebung des Ausnahmezustandes steht schon einiges zu lesen, was man in den Zeitungen nicht mehr gefunden hat. Der Abgeordnete Dr. Meyer (Ostpreußen) erzählt, unter Hört! Hört! seiner Freunde, daß die hohe Generalität in Hamburg neben anderen Kommunisten auch den Aufwiegler Dostojewski konfisziert und gründlich eingestampft hat. In der Debatte findet sich ein deutschnationaler Professor Dr. Hoffmann aus Münster, der selbst die Einstampfung Dostojewskis rühmt, weil diese belletristische russische Literatur

> „doch für unser deutsches Volk und namentlich für unsere Jugend im Augenblick ein recht süßes Gift ist, das wir alle Veranlassung haben, unserem Volke nach Möglichkeit fernzuhalten. Wir haben so viel ausgezeichnete deutsche Literatur, daß wir diese russische Literatur wirklich entbehren können."

Der Herr Professor Hoffmann aus Münster hat recht. Wir sollen Arthur Dinter statt Dostojewski lesen. Richard Skowronnek statt Leo Tolstoj. Und warum sich mit der Einstampfung der Russen begnügen? Die ausübende Macht der Generäle lasse auch das süße Gift — Dostojewski, das süße Gift!!! — der Franzosen, Engländer und Italiener einziehen und zerstören. Fort mit dem fremden Tand! Laßt uns Mauern ziehen um den deutschen Geist! Balzac und Dickens, Shaw und Emerson, Turgenjew und Leopardi, eingestampft, eingestampft! Herrlichen Zeiten werden wir entgegengeführt, berauscht von deutschem Seeckt! Oh, es ist nützlich, preußische Landtagsprotokolle zu lesen!

Will man die deutsche Seeckt-Wirtschaft an einem Idealbeispiel studieren, so muß man in diesem Protokoll einen Fall studieren, den der Abg. Dr. Meyer-Ostpreußen gemächlich verdauenden Abgeordneten zum Besten gab: In Königsberg wurden einige Kommu-

nisten verhaftet. Der Staatsanwalt und Untersuchungskommissar für das Reichsgericht verhört die Leute. Nach einigen Wochen muß er sich sagen: Ich kann die Untersuchung nicht länger aufrechterhalten. Was tut er? Er hebt die Untersuchungshaft auf und . . . schreibt an den Militärbefehlshaber, er empfehle, die Leute in Schutzhaft zu nehmen. Da sitzen die aus ihrer Arbeit herausgerissenen Leute nun seit drei Monaten! Ein Anwalt geht zur Militärbehörde und fragt: Warum haltet ihr die Leute hinter Schloß und Riegel? Ein Hauptmann erwidert: „Ich weiß es nicht, wir haben keinen Grund. Aber wenn es die zivile Justizbehörde verlangt!" Nun geht der Anwalt wieder zu jenem Staatsanwalt. Der wäscht sich schon die Hände in Unschuld: „Ich habe die Akten nach Leipzig weitergegeben". Mit einem Wort: Jeder dieser Justizjesuiten lehnt die Verantwortung ab, aber die Opfer dieser tückischen Methoden stöhnen im Gefängnis.... Wer übrigens glaubt, eine solche durch die Tatsachen schreiende Rede müsse auf alle Abgeordneten und Minister Eindruck machen, der kennt die Stumpfheit des politischen Routiniers nicht. Kein Redner ist auf diese Anklagen des Dr. Meyer auch nur mit einem Worte eingegangen! Auch nicht der Abgeordnete Erich Kuttner, der bloß seine vorbereitete, meinetwegen vortreffliche Rede gegen den Ausnahmezustand hielt. Dieses Nebeneinander-Reden ist es, was den heutigen Parlamentarismus so unlebendig, weil undramatisch, macht. Aber der Abgeordnete Kuttner war wenigstens sehr gebildet. Ich lese im stenographischen Protokoll den feinsten Teil der Rede Kuttners: „Wenn der Herr Kollege Hoffmann mit professoraler Vorbildung an diesen Dingen so wenig Anstoß nimmt, daß er die Verewigung des Ausnahmezustandes wünscht, so möchte ich ihm bloß mit einem Worte von Nietzsche erwidern:

> Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unseren Kreisen täglich geschieht." (Sehr gut! bei der Ver. Soz.-Dem. Partei.)

Kleine Anfrage an Kuttner: Wo, bitte, steht dieses Nietzsche-Wort? Im preußischen Abgeordnetenhause konnte es geschehen, daß Fraktionsfreunde zu diesem Zitat „sehr gut" riefen; wir, die wir nicht nur Landtagsprotokolle gelesen haben, müssen Ihnen zurufen: „Sehr schlecht". Dieses Nietzsche-Wort, die Leute werden links und rechts lachen, stammt nämlich von Erich Kuttner. Es ist in keinem Werke Nietzsches zu finden! Das kann jeder, der in den Büchern Nietzsches auch nur geblättert hat, sogleich erkennen. Die Fälschung ist nämlich zu plump. Wann hätte der einsamste Wanderer von „seinen Kreisen" sprechen sollen? Nein, lieber Erich, weinen Sie links, denn Nietzsche hatte keine „Kreise". Sein Kreis — das war er selbst. Es ehrt Sie, Kuttner, daß Sie das entsetzliche Einerlei einer preußischen Landtagssitzung durch die Nennung des Namens Nietzsche beleben und erfrischen wollten. Unlängst haben

Sie, auch aus höherem Drang, das Wort des alten Vischer „Das Moralische versteht sich immer von selbst“ Nietzsche zugeschrieben. Nun haben Sie eine parteigenössische Trivialität dem Einsamen von Sils Maria in den Mund gelegt. Erschienen keine stenographischen Protokolle und blieben sie wenigstens immer ungelesen, dann könnten Sie vor bewundernden Genossen als alter Nietzschekenner auftreten. Aber solange Protokolle herauskommen, Kuttner, riskieren Sie ein Lachen rechts und links.

Beim Pförtner des Goethehauses in Weimar.

„Bitte, ist Herr General Hasse drinnen?“
„Wer?“
„General Hasse!“
„Kenne ich nicht.“
„Sie müssen ihn doch kennen, den regierenden General, er hat doch schon seit November in Weimar seinen Wohnsitz. Haben Sie ihn denn nie gesehen?“
„Nee. Hier war er nicht.“
„Aber Sie sagen doch, daß Sie ihn garnicht kennen.“
„Ist auch nicht nötig. Hier — war — nie — ein — General.“

---

„Die Kleinheit und Erbärmlichkeit der deutschen Seele war und ist ganz und gar nicht eine Folge der Kleinstaaterei: man ist bekanntlich in noch viel kleineren Staaten stolz und selbstherrlich gewesen: und nicht die Großstaaterei an sich macht die Seele freier und männlicher. In wessen Seele ein sklavischer Imperativ „du sollst und mußt knieen!“ eine unfreiwillige Nackenbeugung gebietet vor Ehrentiteln, Orden, gnädigen Blicken von Oben hinunter, der wird sich in einem „Reiche“ nur noch tiefer bücken und den Staub vor dem großen Landesvater nur noch inbrünstiger auflecken, als er es vor dem kleinen tat: daran ist nicht zu zweifeln. — Man sieht den Italienern der unteren Stände es heute noch an, daß aristokratische Selbstgenugsamkeit und männliche Zucht und Gewißheit ihrer selber zur längsten Geschichte ihrer Stadt gehört und ihnen am besten vorgemacht worden ist; ein armer venezianischer Gondoliere ist immer noch eine bessere Figur als ein Berliner wirklicher Geheimrat, und zuletzt gar noch ein besserer Mann: das greift man mit den Fingern. Man frage darüber bei den Weibern an.“

***Nietzsche***

HANS-ERICH
KAMINSKI (Genua)

# MUSSOLINI MACHT DIE WAHLEN

Am 6. April finden in Italien die Wahlen zur Deputiertenkammer statt. Am 24. Mai tritt die neugewählte Kammer zusammen.

Aus den Wahlen, die keine Wahlen sind, wird der Fascismus unzweifelhaft als Sieger hervortreten; aber das ist auch nicht mehr derselbe Fascismus. Wie weit liegt das Jahr 1919 zurück, als die fasci di combattimento ihre Tätigkeit begannen, jung, unreif, kriminell, aber, fast möchte ich sagen: verklärt durch den romantischen Schimmer einer Karl Moor-Politik, die viele von ihnen im Zuchthaus büßen mußten? Ach Gott, was wollten sie damals nicht alles! Eine Vereinigung aller Italiener, einschließlich jener in Südamerika, in Korsika und im Tessin; Enteignung des Großgrundbesitzes, der Banken, der Verkehrsgesellschaften, Abschaffung der Monarchie, des Senats, der albertinischen Verfassung, Annexion Fiumes, Porto Baros, ganz Albaniens. . . Ja, das wollte alles derselbe Mussolini, der im Sommer 1914 in Livorno die Republik zu proklamieren versucht hatte, der im Sommer 1915 plötzlich für die Intervention war und der im Sommer 1919 gegen die Sozialisten kämpfte, weil sie ihm weder genügend patriotisch noch genügend sozialistisch erschienen.

Lang, lang ist's her. Die Monarchie, der Senat, die albertinische Verfassung sind bestehen geblieben, der Plan, den ausgewanderten Italienern in irgendeiner Form auch nur das Wahlrecht zu geben, ist rasch fallen gelassen, über Fiume ist ein Vertrag mit Jugoslavien geschlossen, der dem verhaßten Feind von gestern, dem gefeierten Freunde von heute, den Hafen von Porto Baros überläßt, sodaß die Stadt, am Meere gelegen und doch davon abgeschnitten, nun zum völligen Niedergang verurteilt ist. Und die Sozialgesetze? Die Steuergesetze Giolittis, die den Fascisten seinerzeit nicht sozial genug waren, sind längst als „zu demagogisch" in der Versenkung verschwunden.

Indessen wäre nichts falscher, als zu glauben, der Fascismus gestehe seine Verwandlungen ein. Im Gegenteil betonen seine Offiziellen und Offiziösen immer von neuem, daß sie geblieben sind, was sie waren, und die Oeffentlichkeit glaubt ihnen das umso leichter, als die Zahl derjenigen, die sich vor vier Jahren um den Fascismus kümmerten, sehr gering war. Die einzige Kontinuität, die die Diktatur tatsächlich mit ihrer Jugend wahrt, liegt in der Lyrik — und in der Gewalt. Die panegyrischen Fanfaronaden sind für die Gläubigen, die Knüppelhiebe, die Presseverfolgungen, die Gefängnisse für die Ungläubigen, pardon, ich wollte sagen: für die Subversiven.

Die Zeitungen berichten allerdings nichts von den Gewalt-

akten, die niemals aufgehört haben; es muß sich dann schon um eine größere Sache als um die Sprengung der sozialistischen Wahlversammlung in Genua handeln, nach der ein Dutzend Personen, darunter ein Abgeordneter, ins Hospital gebracht werden mußten. Nicht als ob ein Pressegesetz oder ein Ausnahmezustand existierte. O nein, so plump arbeitet man im Vaterlande Macchiavellis nicht. Aber wozu gibt es die fasci, wozu die Präfekten, wenn nicht um Drohbriefe zu schreiben und mit Einzelexekutionen vorzugehen? Noch einmal: Lyrik und Gewalt, das ist das A und das O des Fascismus.

Wenn es dafür nach so viel Reden und Verlautbarungen noch eines Beweises bedurfte, so hat ihn Mussolini auf seiner Wahlrede im Palazzo Venezia auf einer großen Tagung der fascistischen Führerschaft geliefert. Die „Stampa" findet es seltsam, daß der Ministerpräsident mit keinem Worte die Monarchie erwähnte, daß er die Wahlen und den ganzen Parlamentarismus für sehr belanglos erklärte, daß er nicht mehr Zeit dafür, als diese eine Rede erfordere, verlieren werde. Noch seltsamer vielleicht ist es, daß er auf eine Rechenschaft über die Leistungen seiner Regierung, auf ein Programm über ihre Pläne gänzlich verzichtete. „Wehe dem, der an der nationalen Miliz rührt!" Das ist und bleibt der wichtigste Programmpunkt Mussolinis, wobei man sich erinnern muß, daß diese Musketiere nicht etwa auf den König oder die Verfassung, sondern allein auf den „Führer" vereidigt sind. Die Rede war in Wirklichkeit noch viel heftiger und polemischer als in dem offiziellen Bericht, der schon vorher der Presse zuging. Ihre interessanteste Stelle, die Mussolini offenbar inspiriert von dem genius loci extemporierte, ist überhaupt erst nachträglich bekannt geworden. Hier ist sie:

„Was mich betrifft, so habe ich das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben. Ich habe mich angesehen und ich sehe mich an als einen Soldaten, der eine ernste und heilige Aufgabe auszuführen hat. Dieser Aufgabe bin ich treu. An der Regierung zu bleiben, ist auch ein Problem des Willens: wenn man will, bleibt man an der Regierung. Und daß ich an der Regierung bleiben will, ist gewiß nicht wegen des Vergnügens, jeden Tag viele Stunden zu arbeiten, oft bedrückt von Verantwortungen zu sein, die die Adern und die Pulse zittern lassen. Wenn es einen Menschen in Italien gibt, der nicht frei ist, so bin ich es. Aber ich nehme diese Sklaverei als den höchsten Lohn an, der mir im Leben zukommen könnte. Glaubt nicht den Narren: ich bin Fascist, und ich bin dem Fascismus treu. Die Dissidenten mißbrauchen nichts mehr als meinen Namen. Wer gegen den Fascismus und gegen die Partei ist, ist notwendigerweise gegen die Regierung und gegen mich. Ich schwöre Euch, ich schwöre dem Gedächtnis aller unserer Märtyrer, und ich schwöre es, sicher, Euren intimen Gedanken auszudrücken, daß wir gestern wie heute und heute wie morgen, wenn es sich um

das Vaterland und den Fascismus handelt, **bereit sind zu töten** und bereit sind zu sterben!"

Diese Rede ist nicht in Moskau gehalten. Und in Italien ist die Diktatur keine verfassungsmäßige Institution. Kein Gesetz gibt dem Ministerpräsidenten ein Recht zu töten, wenn es sich um seine Partei handelt; das Verbleiben an der Regierung hängt auch nicht von seinem Willen, sondern allein von dem Willen der Kammer ab. Denn Italien, so wie es von Cavour geschaffen, von Crispi, Giolitti und ein paar weniger glänzenden Namen regiert worden, ist ein liberal-demokratischer Staat. An dieser historischen Tatsache ist bisher formal noch nichts geändert, abgesehen von dem famosen Wahlgesetz, das im Grunde als eine ephemere Erscheinung von niemandem ernst genommen wird.

Die Frage liegt nahe, nach welchen Grundsätzen denn nun eigentlich der Fascismus regiert. Denn selbstverständlich genügt in der Praxis weder die Lyrik noch die Gewalt, um alle jene Probleme zu lösen, vor die sich jede Regierung notwendigerweise gestellt sieht. Nun, die Lösung des Rätsels ist sehr einfach: Der Fascismus regiert nach den alten Grundsätzen des Liberalismus, von denen das Königreich Italien seit seinem Bestehen beherrscht worden ist. Auf diese Linie ist er nach allen abenteuernden Seitensprüngen der inneren wie der äußeren Politik bisher immer wieder zurückgekehrt. Dem großen Publikum wird dabei auseinandergesetzt, daß es sich um etwas ganz Neues handle, und die Auguren in den verschiedenen Parteien zwinkern sich zu, daß man schon etwas Lärm und Größenwahnsinn dieser Jugend ertragen kann, die schließlich doch alles ebenso macht wie ihre Väter. Das ist der Grund, warum Männer wie Giolitti und Orlando sich gelegentlich sogar Beleidigungen und Beschimpfungen gefallen lassen, ohne zur offenen Opposition überzugehen, daher hat die verflossene Kammer der fascistischen Regierung alles, was sie nur wünschte, bewilligt.

Auf diese Weise ist es dem Fascismus gelungen, die verschiedenen Parteien zuerst zu diskreditieren und dann — als die Aufrechten nach dem ersten Schrecken ihr Rückenmark wiederfanden — zu spalten. Die Arbeiterparteien und die Demokraten sind so gut wie aufgerieben, die mazzinianischen Republikaner waren und sind eine kleine Partei, und die Popolari, die Demokratisch Sozialen, die Liberalen zerfallen in die verschiedensten Schattierungen von Fascistenfreunden, Fascistenfeinden, Neutralen usw. Von keiner dieser Seiten droht dem Fascismus eine unmittelbare Gefahr, und an seinem Sieg in dem Wahlkampf, in dem er ja nur mehr Stimmen als jede andere Partei zu erhalten braucht, um zwei Drittel der Mandate zu erhalten, kann kein Zweifel herrschen. Die einzige, nicht unernste Gefahr droht dem Fascismus aus seinen eigenen Reihen.

Es hat sich nämlich nicht nur die Politik des Fascismus ge-

ändert, auch die Zusammensetzung seiner Mitglieder ist eine andere geworden. Nach dem gelungenen Staatsstreich kamen, wie immer in solchen Fällen, die Karrieristen und die Opportunisten zu der Partei, und soweit sie Kenntnisse und Erfahrungen im öffentlichen Leben besaßen, mußten sie obendrein herzlich bewillkommnet werden. Die jungen Leute aus der Aera 1919—22 sahen nun nicht nur das alte Programm Punkt für Punkt verschwinden, sie sahen und sehen sich auch von jenen benachteiligt, die das schwarze Hemd erst nach dem Siege angezogen haben. Die Wahrheit ist, daß zahlreiche „ursprüngliche" Fascisten freiwillig oder zwangsweise die Partei verlassen haben, und bei den Wahlen wird es auch Listen dieser dissentiierenden Fascisten geben. Ihre Führer — Misuri, Corgini, Padovani — werden natürlich von den ehemaligen Genossen auf das heftigste bekämpft; auf Misuri ist sogar ein Attentat verübt worden, und gegen die Padovaner, die jüngst eine Rede Grandis in Neapel sehr nachdrücklich gestört haben, ist nicht nur die Polizei vorgegangen, sondern sie werden auch unter Anklage gestellt werden.

Indessen nehmen auch die Schwierigkeiten innerhalb der Fasci ständig zu. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß man nicht von einem Duell zwischen fascistischen Führern liest, und der oberste Disziplinarrat der Partei arbeitet nach wie vor mit Suspendierungen und Ausschließungen. Worum sich diese Differenzen eigentlich drehen, ist nicht leicht zu erklären. Oft handelt es sich, wie es ja in einer Hierarchie nicht anders sein kann, um reine Personalfragen, einigen ist der mussolinische Fascismus nicht orthodox genug, die meisten freilich erklären ein System für unhaltbar, das lediglich auf der verewigten Gewalt beruht. Symptomatisch für diese Gruppe ist ein Artikel Massimiliano Roccas, der für drei Monate von jeder politischen Tätigkeit suspendiert war. Es genügt, den Titel dieses Artikels: „Zurück zur Normalität!" zu zitieren, um das Aufsehen, das er in allen politischen Kreisen verursacht hat, zu begreifen.

Diese Unzufriedenen innerhalb der Partei setzen sich hauptsächlich für eine Annäherung an die anderen Parteien ein, um auf diesem Wege zur Demokratie zurückzukommen. Bisher haben sie dabei in Uebereinstimmung mit Mussolini zu sein behauptet, der nur durch seine Umgebung an der Verwirklichung seiner Einsicht gehindert werde. Nach seiner letzten Rede werden sie dieses Argument fallen lassen müssen. Der Diktator hat erneut erklärt, nur die Mitarbeit von Personen anzunehmen, nicht die von Parteien, und im Hinblick auf seine Exgenossen fügte er hinzu, daß niemand mehr Antimussolinianer sei als er selbst. Die rebellierenden Fascisten werden sich also nach einer anderen Autorität umsehen müssen. Vielleicht finden sie sie in D'Annunzio, der in letzter Zeit merkwürdig still geworden ist und dessen Schweigen, besonders zu der Fiumaner Lösung, für jeden Italiener sehr deutlich ist.

Die ausgeschlossenen Fascisten haben nun einen Schritt weiter gemacht, einen entscheidenden Schritt. Sie haben soeben eine neue Partei „Vaterland und Freiheit“ gegründet, deren Programm unter anderem die folgenden Forderungen aufstellt: „Freiheit des Individuums, Unverletzlichkeit der Wohnung, Pressefreiheit, Unverletzlichkeit des Eigentums, Koalitionsrecht.“ Kann es ein schärferes Urteil über die Diktatur geben als die Aufstellung dieser Forderungen, die man im Jahre 1789 als Menschenrechte verkündete, durch die Fascisten von gestern? Es scheint, als ob die neue Partei den Hebel an demselben Punkt anzusetzen beabsichtigt, an dem bereits vor Monaten die Soldini in Sizilien den Fascismus zu treffen versuchten, nämlich dem Monarchismus. Denn auch die Misuri und Corgini haben im Laufe der letzten zwei Jahre ihre Treue zum Hause Savoyen entdeckt, und sie denunzieren nun ihre alten Genossen, weil deren Königstreue nicht aufrichtig genug ist. In Wirklichkeit ist ihnen natürlich die Monarchie nicht weniger gleichgültig, aber sie hoffen, mit diesem Trick die Armee und die liberale Bourgeoisie auf ihre Seite zu bringen.

Schließlich hat der Fascismus noch in einer anderen Gruppe sehr an Boden verloren. Die Kriegsteilnehmer, die bis vor kurzem eine Art Reserve für ihn darstellten, verlassen immer zahlreicher ihre ursprüngliche Organisation, um sich der „Italia libera“ anzuschließen, an deren Spitze der Inhaber der goldenen Medaille, Rossetti, steht. Bei den Wahlen der Kriegsteilnehmer sind in zahlreichen Orten die Kandidaten der neuen Gruppe gewählt worden, die übergroße Zahl der Stimmenthaltungen ist eine kaum weniger deutliche Demonstration gewesen, und die Tatsache, daß Rossetti bei der Sprengung der sozialistischen Versammlung in Genua verletzt worden ist, hat dem Ansehen des Fascismus unter den Kriegsteilnehmern weiteren Abbruch getan. Bei dem sentimentalen Charakter, den das öffentliche Leben in Italien hat, darf man gerade den Einfluß der Kriegsteilnehmer nicht gering anschlagen, umso weniger, als die fascistische Propaganda seit Jahr und Tag für ihre Glorifizierung gesorgt hat. . . . .

Politische Prophezeiungen sind eine mißliche Sache, besonders in einem Lande, wo die Stimmung sich manchmal schneller ändert als das Wetter. Die Fascisten waren nichts, bis sie Bologna eroberten; dann wurden sie in wenigen Monaten alles. Leicht möglich, daß es mit dem Antifascismus ebenso gehen wird. In der neuen Kammer wird Mussolini eine Autorität ohnegleichen besitzen. Aber diese absolute Handlungsfreiheit wird auch den Zwang zum Handeln bedeuten. Wird sich das große Publikum weiter einschüchtern, werden die Fascisten weiter „alalà“ rufen, wenn es bei dem Zickzack der äußeren, dem Opportunismus der inneren Politik bleibt? Bisher war der Fascismus immer im Angriff. Vom 24. Mai 1924 ab wird er sich zu verteidigen haben.

Fast zur gleichen Zeit mit Lenin ist auch Wilson eingegangen: der große Visionär des Westens mit dem des Ostens, das lux ex oriente zusammen mit dem lux ex occidente. Und die Flüche vieler deutscher Zeitungen folgen dem toten Manne in das Grab. „Er hat uns betrogen“, so erzählen sie dem Volke . . .

Ich glaube, die deutschen Zeitungen haben unrecht und handeln unrecht gegen das deutsche Volk. Das deutsche Volk ist eines der gläubigsten aller Völker: es glaubte an seinen Kaiser, seine Fürsten, seine Generäle; und nach der Niederlage noch an seine Beamten, seine Industriellen, seine Bankiers — es glaubte, wie man im Mittelalter kaum glaubte, mit einer Art mystischer, verzückter, weltentrückter Loyalität, einer Loyalität, die es besagten Heiligen erleichterte, ihm die Taschen aufs gründlichste zu leeren — aber an Wilson, zu deutscher Ehre sei es gesagt, hat es nicht geglaubt. Wenigstens nicht, solange es im Felde unbesiegt war. Erst als das deutsche Heer geschlagen und der Kaiserliche Generalstab an die heimische Regierung die bekannte Depesche mit dem Wunsch eines sofort zu verlangenden Waffenstillstandes gerichtet hatte, erst da erinnerte sich die deutsche Regierung, und mit ihr das deutsche Volk, an die Friedensschalmei, die in vierzehn verlockenden Tönen der Messias von der anderen Seite des Wassers schon seit fast einem Jahre geblasen hatte. Solange ein Volk sicher und mit der gepanzerten Faust an der Gurgel seiner Feinde in deren Lande steht, glaubt es an keinen Messias, braucht es auch keinen Messias. „Messias — das bin ich selbst!“, sagt es dann. Erst wenn es schief geht, erst wenn der Sieg verflattert, erst wenn die Zukunft sie grau und gespensterhaft anstarrt: erst dann wünschen sie von der bösen Welt erlöst zu werden und wenden sich dem Messias zu mit seinem Wolkenkuckucksheim und seinen Verheißungen von ewigem Frieden, ewigem Glück und ewigem Wohlbehagen. Erst als Judäa besiegt, Jerusalem erobert, der Tempel zerstört und das auserwählte Volk hilflos dalag zu den Füßen der „großen Hure von Babylon“ (wie diese guten Hasser ihre römische Feindin einst nannten) — erst dann begannen sie auf die vierzehn Punkte des Galiläers zu hören, und auf seine Predigt vom Berge und von der „anderen Backe“ und vom anderen Reich, das da kommen sollte und „nicht von dieser Welt“ war:

> When the Devil was ill, the Devil a monk would be;
> When the Devil was well, the Devil a monk was he!
> (Wenn der Teufel krank ist, so will er ein Mönch werden;
> Wenn der Teufel gesund ist, so schert er sich den Teufel um den Mönch.)

Ja, Wilson hat eine schlechte Presse. Selbst Prinz Max von Baden, der doch seinerzeit das bekannte Telegramm an ihn richtete,

sagte einem amerikanischen Interviewer (Times 5. Febr.): „Ich ziehe Clémenceau Wilson vor. Clémenceau war ehrlich." Merkwürdig, daß sich Idealisten so wenig leiden können, wie Tenöre, Weiber und Häuseragenten. Prinz Max von Baden war das germanische Gegenstück zu den Kriegs-Pazifisten der anderen Seite: er rückte dem Feinde ganz undeutsch auf den Leib, mit Salbung und mit Bibel, mit dem vergiftenden „Herr, ich danke Dir, daß wir nicht sind wie jene!" — dem moralischen Niagara von drüben entsprach der schleimige Rheinfall (Reinfall!) von Schaffhausen. Und jetzt schickt er ihm noch eine „Médisance" ins Grab nach. Wir Materialisten sind doch bessere Menschen:: wir fluchen Wilson nicht, wir suchen ihn zu verstehen.

Wilsons Vision war so wenig von dieser Welt wie diejenige Lenins. Beide sind religiösen Ursprungs und darum falsch. Sie finden sich schon bei den jüdischen Propheten: die Wilsons besonders bei Jesaja: „Und ihre Schwerter werden zu Pflugscharen werden, und ihre Spieße werden sie zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andere ein Schwert aufheben, und werden fortan nicht mehr kriegen lernen" (Jesaja II, 4). Lenin suchte, seinem revolutionären Temperament entsprechend, den Weg zum Friedensreich direkt auf dem Wege über ein Blutbad zu erreichen; Wilson, seiner professoralen und parlamentarischen Herkunft gemäß, auf dem Wege der Verträge und Verhandlungen. Wobei nicht gesagt ist, daß der letztere Weg weniger Blut kosten wird. Idealismus kostet immer Blut, Idealisten spucken immer Galle. . . .

Wir werden, als gute Europäer, Wilson am besten gerecht werden, wenn wir ihn als Kind der Religion betrachten. Oder besser, als Kind des Idealismus. Der Idealismus aber ist deutschen Ursprungs: er basiert auf Luther und der von ihm abhängigen deutschen Philosophie. Mit dieser einzigen Feststellung sind wir schon jenseits von Haß und Liebe: jenseits von Max von Baden, jenseits auch von Erich Ludendorff. Zwischen den Klippen des Pazifismus wie des Patriotismus laufen wir in den ruhigen Hafen des Verständnisses ein.

Woodrow Wilson war, wie männiglich bekannt, ein Universitätsprofessor. Der Professor aber ist, wie nicht allgemein bekannt, der moderne Vertreter und direkte Sprosse des mittelalterlichen Mönches: mit ihm teilt er die Gelehrsamkeit, mit ihm auch das Bedürfnis des Zurückgezogenseins von der Welt. Erst im neunzehnten Jahrhundert hat der Professor versucht, aus seiner Mönchszelle herauszutreten — sehr zum Schrecken der wirklichen Politiker, die besonders den deutschen Mönchen stark mißtrauten: a country of damned professors („ein Land verfluchter Professoren!") nannte einst Lord Palmerston die Gegend zwiscnen Rhein und Weichsel. Und doch hat der verfluchte deutsche Professor seinen Idealismus nur indirekt

in die Tat zu übersetzen versucht, indem er zum Realpolitiker wurde und die Jugend zur Realpolitik anspornte, zu jener Realpolitik, in der ach! noch so viel vom deutschen Idealismus steckt: während er in Amerika direkt und, dem Landesbrauch entsprechend, persönlich sich in das Getümmel dieser Welt stürzte und durch unmittelbaren Appell an das Volk sein Ideal zu verwirklichen suchte mit Woodrow Wilson. Wilson aber war nicht nur dem Geiste nach ein Abkömmling des Idealismus und der Religion, sondern, was weit wichtiger, auch nach dem Fleische: er war der Sohn eines presbyterianischen Geistlichen. Ja, Wilson war beinahe eine theologische Reinkultur: nicht nur von seinem Vater her hatte er Theologenblut im Leibe, sondern auch von seinem mütterlichen Großvater — dem Reverend Thomas Woodrow, welcher Pastor an der Congregations-Kirche zu Carlisle in England war. Diese Kirche steht in scharfer Opposition zur offiziellen Landeskirche; ihre Angehörigen gehören zu denen, die man in England Dissenters oder Non-Conformisten nennt. Die Congregationalisten stehen sogar auf dem äußersten linken Flügel der Dissenters, ganz dicht neben den wirklichen Flügelmännern: den Quäkern. Die Quäker aber sind die echtesten Söhne des Christentums, die direkten geistigen Erben des Heilands, des „Prince of Peace“, wie sie ihn ehrfurchtsvoll benennen. Die Idee des Völkerbundes ist daher eine Quäker- und Dissenter-Idee. Es war darum ein Akt wohlberechtigter und wohlberechneter Pietät, wenn Wilson darauf drang, die Realisierung dieser Idee jenem heiligen Boden und jener heiligen Stadt anzuvertrauen, wo einst der Vater aller englischen, schottischen, niederländischen, amerikanischen Dissenters regierte, predigte und gestorben war: der Stadt Genf. Dieser Vater aller angelsächsischen Dissenters, der damit auch der geistige Vater Woodrow Wilsons ist, heißt Johannes Calvinus. Nun aber — o, hört es, Ihr deutschen Enttäuschten von der Real- wie der Ideal-Politik: dieser Jean Calvin ist der echte geistige Bruder Eures großen Reformators Martin Luther! Ein französischer Bruder (er war in der Picardie geboren); ein etwas geschniegelter und gebügelter Bruder; ein Bruder, der den deutschen an Welt weit überragte; und ebenfalls an humanistischer Bildung wie staatsmännischem Genie — und dennoch ein richtiger Bruder, ein Bruder, der ohne seinen deutschen Verwandten garnicht denkbar wäre: ohne den Mönch von Wittenberg hätte es nie einen Papst von Genf gegeben! Daher ohne Luther auch keinen Wilson! Wilson, der Euch Deutsche einst „in die Friedensfalle lockte“, den Ihr heute als den Rattenfänger Eurer Unschuld brandmarkt (trotzdem Ihr, Gott sei Dank, garnicht so unschuldig wart): Wilson, der Sohn Calvins, ist darum der Neffe Martini Lutheri und er, wie seine Seifenblase, gehören zu Eurer Familie, zur Familie der Protestanten, Professoren und Philosophen!

Wahrlich, es ist unrecht, diesen Mann, der, wenn nicht ein Kind deutschen Fleisches so doch deutscher Seele war, für einen

Schuft zu erklären und ihm den „ehrlichen Clémenceau" vorzuziehen. Aber die Deutschen erklären so leicht Leute für Schufte — ausgenommen die, die welche sind!

Wilson mußte natürlich anders als Lenin handeln. Lenin kam mit einem coup in den Besitz der Staatsgewalt und sank, dank seiner unmöglichen Vision, zum Politiker und Opportunisten hinab. Wilsons Weg war umgekehrt: er mußte zuerst Politiker sein, und das heißt natürlich das sein, was man drüben einen „trickster" nennt. Ueberhaupt ist ja Politik ohne Schmutz und ohne Tricks undenkbar — in Amerika wie in Europa: der Politiker, der des Schmutzes entraten kann, werfe den ersten Stein auf ihn! Was wir Nicht-Idealisten, im Gegensatz zum Prinzen Max, ihm vorwerfen, ist ja auch nicht der Schmutz oder die Unehrlichkeit, ohne die es auf dieser Laufbahn nicht abgeht, sondern geradezu die Reinheit der Gesinnung, jene Erhabenheit des Wollens, jene Höhe des Ideals, die den Erfolg in dieser sehr realen Welt von vornherein ausschließt. Wilson war durchaus kein böser, er war ein guter Mensch: der gute Mensch aber — in verantwortlicher Stellung — ist eine sehr böse Sache . . . Alle Tricks, aller Schmutz, alle Mittel in den Händen solcher Menschen sind vergeblich und werden stets vom gläubigen Volke bezahlt:

„Diesem Amboß vergleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.
Wehe dem armen Blech! Wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint."

Goethe, Venezianische Epigramme.

Im übrigen hat sich nicht nur das von vergeblichen Schlägen mißhandelte Blech gekrümmt, sondern auch der Blechschmied selber. Was muß der Aermste in dem kahlen Studierzimmer des Hotels Crillon, wo er, zum Unterschiede von Kollegen, bis tief in die Nacht arbeitete, alles ausgestanden haben! Draußen auf der lichtumstrahlten Place de la Concorde jubelte das Volk von Paris, und nicht nur das von Paris, sondern das von Europa: drinnen im einsamen Kämmerlein saß der Bejubelte und sah seine besten Absichten und Hoffnungen in Nichts verfliegen. Im Vertrauen auf seine Zukunftsvision und den Widerhall, den sie im Herzen aller kriegsmüden Völker gefunden hatte, war er gekommen; aber gerade das Zutrauen der Völker erregte das Mißtrauen ihrer Führer, die in Wilson, und nicht mit Unrecht, nur einen Dilettanten sahen. Er, der kindliche amerikanische Professor, dessen Herz und Kopf gleich warm schlug und glühte für alles, was Menschenantlitz trug, er stieß jetzt auf die kühlen Herzen und geschulten Hirne skeptischer Europäer, die ihren Sieg ausbeuten, ihre Konzessionen ergattern und

ihre Grenzen sichern wollten. Sie kannten Europa, er kannte es nicht. Sie kämpften als Hopliten mit der Rüstung und dem Schilde der Erfahrung und der Kenntnisse bewaffnet: er schlug sich nackt mit ihnen herum, ohne alle Vorbereitung, ohne alle Trainierung, ohne herzhafte Unterstützung von seiten seiner Begleiter. Kein Wunder, daß er bald aus allen Wunden blutete. Und zu diesem Heiland, der längst keiner mehr war, pilgerten unendliche Delegationen weißer, gelber, brauner Völkerschaften — aus Armenien, Palästina, Turkestan, Aegypten. Viele, die mit ihm in Berührung kamen, waren enttäuscht, mußten es sein. Schließlich hat er keinen mehr empfangen. „Seeing people debilitates me" („Es macht mich schwach, Leute zu empfangen") erklärte er. Was ihn aber schwach machte, waren nicht die vielen Leute aus allen Teilen der Welt, es was das Bewußtsein, daß er, ihr einstiger Heiland, zum Hanswurst, er, ihr Christus, zum Cagliostro herabgeglitten war. Die Seifenblase war geplatzt beim Zusammenstoß mit der rauhen Wirklichkeit. Mehr und mehr wurde er zurückgedrängt, mehr und mehr zog er sich von selbst zurück. Mehr und mehr gab er auch den professionellen Philistern nach, mußte er ihnen auch nachgeben: er, der einstige Simson, dem sie das Ideal weggeschoren hatten mit ihren eiskalten Vernunftscheren. Von Zeit zu Zeit machte er noch ohnmächtige Anst engungen, an das Volk zu appellieren — von Zeit zu Zeit erinnerte er sich noch an die vierzehn Punkte und des versprochenen Friedens — von Zeit zu Zeit fühlte er noch die Bisse des calvinistischen Gewissens, eines Gewissens, das bis auf den heutigen Tag sich seine Zähne bewahrt hat. Dann schrie er laut auf in seinem Schmerz. Als Prof. George D. Herron ihn einst ersuchte, doch um Gottes Willen bei seinen vierzehn Punkten zu bleiben ("stick to your gun, Mr. President, I beseech you"), da sank der Präsident in einen Stuhl, Tränen rannen über sein Antlitz, und er stöhnte gen Himmel und zu Herron (aus dessen eigenem Munde ich von der Szene hörte): "Lord, my Lord, why have you put such a burden upon my shoulders!" („O, Herr Gott, warum hast Du eine solche Last auf meine Schultern gelegt".) Das klingt beinahe wie der Schrei Jesu Christi am Kreuz. Und schließlich wurde noch in dieses Kreuz ein großer Nagel von hinten eingeschlagen, der des amerikanischen Senats, der ihn desavouierte, der sein eigenes Oberhaupt den Fremden preisgab. On n'est jamais trahi que par les siens. Mit seinen letzten Kräften hat Wilson sich auch noch dagegen gewehrt. Er ging nach Amerika zurück und wollte seiner alten Gewohnheit gemäß, über die Köpfe der „Professionals" wiederum an das geliebte Volk appellieren. Auf einer Redetour durch die Union brach er eines Abends, vom Schlaganfall getroffen, zusammen. Und mit ihm seine Vision. Die vierzehn Punkte, die die zehn Gebote ergänzen und ersetzen sollten, verflogen im Sturmwinde der bewegten Zeit und "the greatest revelation since Sinai" („die größte Offenbarung

seit der von Sinai“) verkroch sich in die Aktenstücke der Ligue des Nations, wo sie ein verstaubtes, wenn auch gutbezahltes Leben fristet.

Dieses ist der Mann — the man and his message, wie sie drüben sagen —, dessen Tod die deutsche Vertretung so in Verlegenheit setzte, daß sie zu Hause anfragen mußte, wie sie sich bei den Trauerfeierlichkeiten zu verhalten habe. Von Hause her aber kam die Antwort: er sei als Privatmann gestorben und ginge das offizielle Deutschland nichts mehr an.

Ich aber meine, die deutsche Gesandtschaft in Washington hätte nicht als letzte, sondern als erste die Flagge auf Halbmast senken müssen, zum Zeichen der Trauer um ihren geistigen Landsmann Woodrow Wilson, Ex-Messias, Illuminé, Ideologen, Opfer der deutschen Theologie und Philosophie.

---

ADOLF BEHNE

## REICHSKUNSTWART

Man hat den Reichskunstwart nicht selten für Dinge verantwortlich gemacht, die nicht seines Ressorts waren. Man begeht im Publikum zu leicht den naiven Fehler, weil in seinem Titel das Reich steht, anzunehmen, daß der Reichskunstwart ein weites Feld der Betätigung habe, ja sozusagen das weiteste! Aber das ist ein Irrtum. Das Reich ist ja nicht die größte, sondern die kleinste Behörde, die wir im Reich haben, und selbst nur ein Kunstwart von Schwabing hätte praktisch sehr viel mehr zu tun als der Reichskunstwart.... In letzter Zeit ist der Reichskunstwart vollends zu einer legendären Persönlichkeit geworden. Wir haben neue wertbeständige Briefmarken, und wir haben neue wertbeständige Geldscheine. Nachdem wir eine lange Reihe von Marken und Scheinen erhalten haben, denen der Reichskunstwart seine Aufmerksamkeit zugewandt hatte, damit sie ja künstlerisch wurden, haben wir jetzt solche, denen man eine künstlerische Behandlung nicht anmerkt.... und ich finde, daß sie viel besser sind. Unsere Marken jetzt, ohne Postkutschen, Bildnisse, Schmiedehammer, Adler, Phönix und Taube, ohne Säende, Erntende und Dreschende, sind endlich was sie sein sollen: Zahlen — nicht K u n s t zahlen, nicht Geisteswerke, die in Idealkonkurrenz mit unseren Klassikern das Ausland endlich und endgültig von unserer Kultur überzeugen sollen, sondern einfach nüchterne Zahlen, Quittung über den geleisteten Betrag. Und auch die Scheine sind viel besser geworden, seitdem die Kunst Albrecht Dürers und Paul Thumanns von ihnen verschwunden ist. Man könnte sie und die Marken noch besser d r u c k e n , besser aus dem Druckmaterial und Druckprozeß heraus gestalten, aber es ist schon

ein großer Fortschritt, daß sie wenigstens von Kunst gleich Schmus gesäubert sind. — Sehr gut wäre es nun, wenn der Reichskunstwart dieses gesunde Prinzip der Nicht-„Kunst"-Einmischung in technische Angelegenheiten strikte durchführte, besonders auch bei den architektonischen Aufgaben, die gerade, weil sie so selten sind, jede einzelne zur letzten Möglichkeit vorgetrieben werden müssen. In Charlottenburg-Westend ist ein neues Postamt gebaut. Die Pläne dürften aus der Zeit vor dem Amtsantritt Dr. Redslobs stammen, ebenso die für die plumpe, den Dom schädigende Reichsbank in Magdeburg. Aber die Einrichtung und Ausmalung der Schalterräume usw. in Westend fällt doch wohl unter Dr. Redslobs Verantwortung. Und leider haben wir da keinen einwandfrei aus der Sache gestalteten modernen Schalterraum (wie solchen vor 20 Jahren Otto Wagner in seiner Wiener Postsparkasse vorbildlich schuf), sondern Profilchen, Ornamentchen, Felderchen, Rähmchen, viel Farbigkeit (und was für eine!) — kurz: Kunst gleich Schmus. —

. . . Reichswirtschaftsrat! Ich nehme doch an, daß diese Behörde eine Reichsbehörde ist und daß, wenn diese Reichsbehörde baut, der Reichskunstwart ein Wort mitzusprechen hat. Sollte dieses ein Irrtum sein — welche Funktionen hat der Reichskunstwart eigentlich? Kürzlich war ich im Plenarsitzungssaal dieses Reichswirtschaftsrates. Ich bin überzeugt, daß Dr. Redslob den faden und armselig-kitschigen Kino-Raum nicht gesehen hat, ehe er fertig war; denn den Geschmack, um solches zu billigen, gar zu inaugurieren, kann Dr. Redslob nicht haben. Wände in dem Grün billigster Seife, Ornamente wie aus Pudding, das laufende Kilometer Profil 56 Rentenpfennige — eine absolut talentlose und jämmerlich ungekonnte Sache. Kunst gleich Schmus! Es wäre besser gewesen, die Einrichtung des Saales einem Stühle-Verleih-Institut zu übertragen. — Und doch hätten wir die Architekten, um hier etwas Gutes zu schaffen, die, statt Ornamente an die ganz unschuldigen Wände zu kleben, um so ihre Hilflosigkeit gegenüber dem Raum zu maskieren, aus den technischen Gegebenheiten, dem Licht, den Wänden, den Oeffnungen, aus den verwendeten Stoffen: Metall, Glas, Holz, Leder, Putz usw. die klarste, reinste und aktivste Ordnung geschaffen hätten, während jetzt ein schlechter Konditorgeschmack den sachlich-konstruktiven Aufgaben ratlos gegenübersteht. Es ist ein Jammer, daß ein Saal wie dieser, der immer wieder von vielen Menschen besucht wird und der durch viele Stunden auf Menschen einwirkt, so unendlich weit hinter dem zurückbleibt, was er hätte sein und wirken können, obwohl die Menschen da sind, die es gut gemacht hätten. Wäre es nicht eben Aufgabe des Reichskunstwarts, die richtigen Leute an den richtigen Platz zu bringen? Und wieso konnte der Reichskunstwart hier seinen Willen nicht durchsetzen? Denn ich weigere mich anzunehmen, daß es sein Wille war, uns diesen architektonischen Plumpudding anzurichten!

# EINE PERSÖNLICHE BEMERKUNG

Wir bringen hier die erste Uebertragung einer unbekannten kleinen Satire von Balzac. Sie hat trotz der beinahe 100 Jahre, die sie alt ist, an Aktualität nichts eingebüßt.

Ein Redner: „Meine Herren, wenn ich auch dem schönen Talent meines geehrten Vorredners mit Vergnügen alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, so muß ich doch in einem Punkte seines Vortrags auf einen Irrtum hinweisen, auf dessen Berichtigung ich Wert lege. Mein geehrter Vorredner hat vorgebracht, es . . .“

Der geehrte Vorredner, von seinem Platz aus: „Das hab ich garnicht gesagt.“

Links: „Doch! Doch! Doch!“

Rechts: „Nein! Nein! Nein!“

Der Präsident: „Meine Herren, wenn man vorerst den Redner ausreden ließe, könnte man ihn im folgenden vielleicht besser verstehen.“

Zwischenrufe: „Sehr richtig! Sehr richtig! — Weiterreden!“

Der Redner: „Wie gesagt, meine Herren, mein geehrter Vorredner, dessen schönem Talent ich mit Vergnügen alle Hochachtung zolle, hat sich einen schwerwiegenden Irrtum zuschulden kommen lassen mit der Behauptung, es . . . .“

Der geehrte Vorredner, heftig: „Eben ist Ihnen nachgewiesen worden, daß ich das garnicht gesagt habe. Ich weise Ihre Angaben als irrig zurück.“

Der Redner: „Ich habe ja noch gar keine Angaben gemacht. Ich verstehe nicht, wieso Sie mir Worte zuschieben, die ich nicht geäußert habe, während Sie zugleich Ihre eigenen eben gesagten Worte in Abrede stellen.“

Zwischenruf: „Na, da hören Sie sich doch erst mal gegenseitig an!“ (Heiterkeit.)

Der geehrte Vorredner: „Sie entstellen die Tatsachen durch Ihre Ausdrücke.“

Der Redner: „Ich glaube doch wohl, mich noch gar keiner Ausdrücke bedient zu haben . . .“

Zwischenrufe von rechts und links: „Doch! — Nein! — Doch! — Skandal! — Weiterreden! (Allgemeines Gemurmel.) Das ist ja ein Lärm wie zum jüngsten Gericht!“

Der Präsident: „Aber lassen Sie doch den Redner erst ausreden! — Fahren Sie fort, Herr Redner! Ich garantiere Ihnen für Ruhe. (Räuspern, Niesen, Schnäuzen.) Sie wurden unterbrochen bei der Stelle: . . . hat sich einen schwerwiegenden Irrtum zuschulden kommen lassen mit der Behauptung . . .“

Der Redner: „Also, wie ich schon wiederholt gesagt habe, meine Herren . . .“

Zwischenrufe: „Na, wenn Sie's schon gesagt haben, dann lassen Sie uns nun endlich in Ruhe damit! — Sehr richtig! — Zur Sache! — Zur Tagesordnung!"

Der Redner, zum Präsidenten: „. . . Und die Ruhe, die Sie mir garantierten?"

Zwischenrufe: „Haben Sie Erbarmen mit dem Volke, das vor der Tür steht! — Zur Tagesordnung! — Zur Tagesordnung! — Zur Abstimmung über die Tagesordnung!" (Anhaltender, heftiger Tumult.)

Hierauf erfolgt die Abstimmung. Die Tagesordnung wird angenommen. Der Redner verläßt die Tribüne.

18. August 1831.

(Deutsch von *Ossip Kalenter.*)

---

GUIDO SCHAEFFER

## NACHKRIEGSLIEBE

### EINE ENTGEGNUNG, EINE VERTEIDIGUNG UND EIN ANGRIFF

Stundenhotel? Pflegen bei mir zu Hause in Hamburg fast nur von Priesterinnen der mehr oder weniger marktgängigen Liebe besucht zu werden, wie jeder Hausknecht eines solchen Tempels gern bezeugt. Ich, sozusagen auch finanziell gehemmt in der Betätigung edelster Triebe, winke dankend ab, meinen Rücken auf ein vierzehn Tage lang nur aufgebügeltes Laken zu strecken. Würde selbst einem Fabrikmädel nicht zumuten, auf solcher Basis Verführung und Begattung zu erleben.

Doch der Aufsatz von Carlotto Graetz (T.-B., Heft 4) ging tiefer. Er heischte Mitleid, Mitgefühl mit uns Liebenden vierter Klasse. Beschwor wieder einmal das uralte Postulat edler männlicher Herzen, nämlich: die irrationale Ausübung eines irrationalen Triebes aus der Tierhaftigkeit hinauszuheben in die heitere Luft der Menschlichkeit, ohne auf der Plattform einer christlichen Vereinsschwester zu landen.

Der Versuch ist edel, aber hoffnungslos. Er schäumte auch in unseren Hirnen, als sie noch jünglingshaft zart und empfindlich waren. Sehr zu unserm Schaden, denn wir versäumten darüber, rechtzeitig die Technik zu erlernen, die Technik!

Der Appell, die ideale Forderung in puncto puncti wird immer an den Mann gerichtet. Die Adresse ist falsch. Der Instinkt, die Verschmitztheit, die Beschränktheit der Frau gibt dem Geschlechtsleben des Kulturmenschen Inhalt und Form.

Die Frau, sexuell gebunden, handelt gewissermaßen immer auf höheren Befehl. Wir wissen das seit Schopenhauer. Ihre Sexualität, ihre Liebe, ihre Wollust ist Sklavin der unbewußten Endabsicht: aus einem Menschen zwei zu machen. Ihr Instinkt geht auf

Brutpflege. Daher das an Manie grenzende Streben nach legaler Ehe, sicherer Versorgung, sicherer Brutpflege, mit dem schönen Zubehör der Jungfräulichkeit, des Heiratswertes.

Frauen, deren Sexualität überwiegend aus Brutinstinkten fließt, sind die besseren. Der Rest bezieht den höheren Auftrag gewissermaßen von unten. Der Instinkt ist hier menschlich, allzu menschlich korrumpiert. Trägheit, Genußgier, Selbstsucht wird Motor der Sexualität. Aeußerlich dasselbe Bild: legale Ehe, sichere Versorgung, pralle Brieftasche des Mannes usw. — wir sehens täglich bis zum Erbrechen. Arbeitsmaschine ist hier der Mann.

Rätsel des Kulturweibchens? Eine liebliche Mischung aus Prostitution und Schwangerschaft.

Synthese des Kulturmännchens? Kupplung einer Arbeits- und Begattungsmaschine auf pastörlich-sittlichem Fundament. Denn so will es die Frau.

Zwar macht das Männchen noch Einwände und trachtet, hier und da, landesübliche Gepflogenheiten umgehend, einen Beischlaf zu erlisten, doch wird es bald am Kragen abgeführt und mit sanfter, aber zäher Hand in den christlich-legitimen Fortpflanzungsprozeß eingegliedert. Wir sind eben schon lange nicht mehr die Herren der Schöpfung.

Und doch ist der Utilitarismus in der Liebe bei uns nur Maske, von zarter Hand aufgeklebt; oder Schwäche; oder Dummheit; oder Großmut; oder Freude an Kindern, die bei uns aber nicht aus Brutpflegeinstinkten, sondern aus jener Region der Seele stammt, die auch durch die Infantilität der Frau erfreut wird.

Uns ist die Liebe im Grunde etwas Unbedingtes. Wir kümmern uns den Teufel um den Fortpflanzungsprozeß. Die Natur braucht von uns nur einen sehr mäßigen physiologischen Beitrag für ihre Retorte.

Wenn wir stark sind, ist uns der Beitrag zu gering, wir geben freiwillig mehr. Wir sublimieren die Kraft und die Leidenschaft, die unsere tierischen Urahnen im Kampfe mit Liebesrivalen austobten, hinauf in die Bezirke der Menschlichkeit. Wir spannen unsere Persönlichkeit, Klugheit, Willenskraft, Phantasie, Herzensgüte vor den rohen Karren unserer Sexualität. Unser Durst nach Weichheit, Schönheit, Kindlichkeit des Weibes spinnt einen ekstatisch glühenden Knäuel aufgewühlter Geistigkeit um das vom Himmel lächelnde Phantom der Liebe.

Wir Toren! Die Natur und also auch die Frau braucht von uns nur eine Ejakulation und Hausstandsgeld.

Sind wir zartbesaitet, liebenswürdig und guten Herzens, so predigen wir Reinheit und Heiterkeit der Liebe, und der große Sexual-Reformplan wird ausgepackt.

Wir Toren! Als ob nicht ein in Schmutz gebettetes Geschlechtsleben allezeit die besten Aspekten auf reichliche Vermehrung un-

serer Art eröffnet hätte! Der Natur, also auch der Frau ist mit dieser Lagerung am besten gedient. Die freie, reine und heitere Liebe ist nicht recht fruchtbar. Wo bleibt da die Sicherheit der Brutpflege? Wohin, vollends, sollen sich die prostitutionellen Instinkte der Frau wenden, wenn der Mann nur reine Liebe nimmt und für die Gunst der Damen nicht mehr blechen will?

Die F r a u ist es, die einen geheimen, aber erbitterten Widerstand gegen alle sexuellen Reformen leistet. Wenn es möglich wäre, die zwanzig Millionen deutscher Frauen auf einen Streich den Postulaten des männlichen Herzens gleichzumachen, wenn es gelänge, ihre Instinkte derart umzubiegen, daß sie frei und heiter ihre Umarmung nur gegen Einsatz schönen Menschentums, nie gegen Einsatz lockender Moneten oder geschickt applizierter Aphrodisiaka eintauschten — dann, nur dann wäre die sexuelle Frage gelöst, — und selbst orthodoxe Konsistorialräte würden im Handumdrehen zu Freigeistern der Liebe, um auch eines Beischlafs teilhaftig zu werden. Der erzieherische Einfluß der Frau auf den Mann ist weit größer, als dieser gemeinhin zugeben will.

Daß das Mädchen sich heute dem Mann leichter erschließt, ist ein Fortschritt. Aber die größere Bereitwilligkeit ist nicht Befreiung, sie ist nur Ausdruck einer Verstörtheit und tiefen Verwirrung. Die armen Dinger haben vorübergehend den Strang verloren, an dem sie sonst so bequem und beharrlich hingen: nämlich die Solvenz des Mannes. Die Generalpleite der männlichen Verdienstkraft beraubt sie der Weltordnung. Das wäre nicht schlimm, und wir jungen Männer wären bereit, ihre hilflose Verstörtheit mit warmen Händen einzukapseln und ihren ziellos gewordenen Instinkten andere und bessere Magnete vorzuhalten. Aber sie sind im Grunde dieselben geblieben. Wir müssen auch heute noch, so gut es eben geht, die Rolle einer knarrenden, mit schlechtem Brennstoff geheizten Arbeits- und Begattungsmaschine mimen und vorzutäuschen suchen.

Es fehlt uns der auch das Gehirn und die Produktivität aufstachelnde geheime Reiz der Frau. Sie packt uns nicht, sie entflammt uns nicht, sie reißt uns nicht hinauf auf die Höhen gigantischer Kraftentfaltung.

Sie lechzt nach Befruchtung; nach ehelicher Sicherheit; nach Luxus und Genuß, die nur durch das Medium unserer Brieftasche zu haben sind; zuweilen auch bloß nach unseren körperlichen Annexen; aber sie lechzt nicht nach uns, uns! Das deutsche Nachkriegsmädchen liebt nur unsere Staffage, unsere Verzierungen. Sie ist verständnislos, kalt, peinlich betreten, wenn sie die Lava unseres Kernes sieht.

Sie sind heute ja so genügsam: ein Paar gut gebauter Beine, breite Schultern, Filmgesicht — das kann man verstehen — aphrodisiakale Hypnose schöner Krawatten und messerscharfer Bügel-

falten — wir wollen's hingehen lassen — aber dann nichts weiter als finanzielle Entfaltung, Berufsrenommage, schleunige Liebenswürdigkeit, Gemütskiste aus Courths-Mahlers Magazin — notfalls angelesener Abhub aus Literaturreißern — wenn das nicht zieht: breit, dick und frech hingelegter Heiratsschwindel — weiberlähmende Gesten entfesselter Brunst — fleischlicher Beschluß — Punktum! Immerhin ein verwickeltes Programm, Buchhaltern usw. zur Eroberung höherer, jetzt durch Inflation stark gesenkter Töchter bestens zu empfehlen. Schlächtergesellen und Männer in Schlächtergesellenformat kürzen ab: gut sitzender Anzug, fünf Mark für's Kaffeehaus, gehörige Dosis Schwindel, viehische Brutalität im richtigen Moment (die Damen nennen das männliche Kraft und Leidenschaft und ächzen vor Wonne).

Das sind die einfachen, leicht zu erlernenden Handgriffe, die dem jungen Mann von 1924 über die sexuellen Beschwernisse des Zölibats helfen. Das ist die Technik, die Technik!

Erbärmliches Gefühl: zu sehen, wie ein verliebter Tölpel schüchtern Herz und Seele bietet, vielleicht dagegen Herz und Seele in weiblichem Format von 1924 empfängt, zu wissen, daß nur die Technik, die Technik ihn vor Masturbation und Venus vulgivaga bewahren kann.

So vom stupiden Trampel hinauf bis zu den sogenannten Intellektuellen, jenen verflucht glattzüngigen Mädchen, die sprechen können wie akademisch gebildete Männer, die nicht peinlich betreten sind, sondern überlegene Empörung sprudeln, wenn wir in uns einen superioren Kern samt Lava zu behaupten wagen, die aber doch (jawohl, meine Damen!) der Technik, nur der Technik zum Opfer fallen. Die Technik ist hier nur sehr kompliziert.

Manche bleiben keusch, antworten auch nicht auf zarten oder leidenschaftlichen Einsatz der Persönlichkeit: man merkt, sie kleben konsequent an den mütterlichen Lehren von 1913 und rückwärts, oder sie sind frigide.

Es ist ekelhaft, immer in die alte, schmutzige, übel duftende Maske des „Kavaliers“ kriechen zu müssen, um Coitus zu erschleichen. Unsere Erfolge sind zu leicht, sie kosten uns nichts, sie bringen uns nicht zum Klingen. Wir finden bei Frauen keine Resonanz.

Vielleicht sind die Mädchen zu zahlreich, um kostbar zu sein. Karrenschieber und Bierzapfer exzellieren in der Liebe. Ein Friseurgehilfe, der die Technik beherrscht, kann erfolgreich mit mir konkurrieren. Jede Distanz ist zum Teufel. Es macht keinen Spaß mehr, Frauen zu erobern.

Eine Frau auf fünfzig Männer wäre jetzt wohl das rechte Verhältnis: zumindest müßte man dann Anzüge übermenschlicher Architektur konstruieren, die Finanzkraft eines Stinnes besitzen, wahre Landru'sche Genialität im Heiratsschwindel oder die steinerwei-

chende Brunst eines Foxterriers entwickeln. Es käme wieder etwas Schwung in das schlaffe Wollusträcheln dieser Zeit. — Doch sie sind zu zahlreich.

Ich weiß wohl: was wir heute sehen, ist eine Flucht des Mannes aus hoffnungsloser Bedrückung, ist Flucht in die Liebe. Doch die deutsche Frau gibt jetzt nur sexuelles Erleben. Wir müssen uns selbst deklassieren, um erfolgreich bei ihr zu sein.

Welch fanatisch stürmende Schwungkraft in den Männern vergangener bedeutsamer Epochen, in Revolutionslöwen, Künstlern, Staatsmännern, Heerführern! Bei unsern Heroen der Revolution und Befreiung, Kommunisten und Hitlerjünglingen, findet man viel Sexualität, bewundernde Weibchen, Liebesabenteuerchen, aber weiß Gott, keine feuerspeienden Berge. Ich kenne die Russin nicht. Aber sollte sie nicht einen geheimsten Anteil haben an jener beispiellosen Kraftentladung um Moskau herum?

Wir brauchen keine Heldenjungfrauen von Orleans, keine Armeekorps Luxemburgscher oder Zetkinscher Heroinen, keine Damen der Halle oder weibliche freiwillige Jäger — das alles würden wir selber machen, wenn das lösende Ferment weiblicher Geschlechtlichkeit in uns dränge.

Wir lüften besser die Vorhänge nicht, hinter denen wir Liebe praktizieren. Wir wollen keine behördliche Legitimierung, keine Festhäuser für Liebende, keine Toleranz. Sie ist es nicht wert, die Liebe von 1924.

Dem jungen Mann von heute fehlt Robustheit, Humor, Ueberlegenheit in der Liebe. Auch er scheint, da er ein Deutscher ist, nur Talent für behördlich abgestempelte, erlaubte Liebe zu haben. Der Ersatz fesselt ihn, sterilisiert ihn. Macht ihn frei! Erziehet ihn, wenn nötig, zu kaltschnäuzigem Zynismus, dieser Religion der Tapferen nach Nietzsche. Besser, aus der Liebe ein technisches Problem zu machen, als die Kraft zu ersäufen in der Widerklanglosigkeit der Frau von heute.

Oder erziehet andere Frauen! Frauen, die die verborgene, unbewußte Fähigkeit besitzen, mit der Süßigkeit und Weichheit ihres Leibes und Geistes aus unserer Härte Funken zu schlagen, die sich mit Geschmack hingeben und sich ihre Gunst nicht abjagen lassen wie eine Hündin. Meinetwegen schafft Weiber, die den Einsatz titanischer Kräfte fordern! Weiber, die den Einsatz titanischer Kräfte lohnen!

Aber freilich, wir können sie die Inspirationsfähigkeit nicht lehren, und so müssen wir sie denn ergeben hinnehmen, wie sie uns nach sieben Brotmarkenjahren beschert werden, — denn wir können sie nicht entbehren — und sie weiter behandeln mit Technik, der Technik, die ihnen Bedürfnis ist. Aber bitte ohne Sentiments und Tragik, mit Robustheit, Ueberlegenheit und Humor und, wenn es nicht zu umgehen ist, auch in einem Stundenhotel.

Meine kleine Schwester ist dreizehn Jahre, goldrot, grauäugig, herb und zart wie eine kleine Engländerin. Sie geht ins Gymnasium in die vierte Klasse und ist ihren Mitschülern um eineinhalb Jahre vor. Sie lernt leicht und überlegen. Aber am liebsten macht sie Handarbeiten. Spitzen, hauchdünne Wunder entstehen spielend unter ihren zarten Fingern. Es ist, als ob eine unserer italienischen Vorfahrinnen trotz 20. Jahrhunderts und Gymnasialbildung in ihr von neuem erstanden wäre. — Sie nennt mich ihren Herzenszwilling und ist mir oft viel näher als Mann und Freunde, fast näher als Mutter.

Und sie erzählt mir alles.

Wir sprechen von der Schule. Sie geht in ein Bubengymnasium. In ihrer Klasse sind noch neun Mädchen. Die sind aber alle schon vierzehn Jahre, manche sogar fünfzehn alt. Alle sind größer als sie. Alle haben Busen. Das ist sehr wichtig. Auch turnen die anderen an bestimmten Tagen des Monates nicht. Meine Schwester aber turnt immer und ihr Gesicht ist blaßrosa, wenn sie mit schlanken Kinderbeinen zum Hochsprung ansetzt.

„Weißt du, Eva wird neuerdings von Max Schuster geliebt", sagte sie mir gestern, „er muß natürlich mit jeder anbinden, blöder Kerl."

Ich frage: „Gefällt er dir?"

„Nein, er ist so dick — aber den Mädeln imponiert er wegen der Füllfeder."

„So? Wie ist eigentlich Euer neuestes Spiel mit den Buben?"

„Weißt du, das ist so: Wir zählen die Schimmel auf der Straße. Man muß 30 Schimmel gesehen haben — natürlich ohne zu schwindeln — welcher von den Buben einem dann als erster in der Schule die Hand gibt, den heiratet man später."

Pause.

„Die Buben sind uns aber hinter das Spiel gekommen und jeder gibt jedem Mädel die Hand. Eine hat dann immer gerade den 30. Schimmel gesehen. So hat ein Bub oft 4 Mädeln für später zum Heiraten."

„Schrecklich, was geschieht aber dann?"

„Ach Gott, man macht das dann eben später unter sich aus." —

„Aha! — Sag, bist du eigentlich die Liebe von einem?"

„Nein. Ich bin ihnen zu klein. Dann hab ich doch auch noch keinen Busen."

„Richtig, das habe ich vergessen. Der ist sehr wichtig, gelt?"

„Gott ja. — Dicke Arme würden ja auch schon genügen — aber — —" Pause. „Der Steiner ist nett zu mir. Er sagt mir vor. Er ist auch gebildet." —

„Gebildet?"

„Ja. Er erzählt, er liest den Lukian. Wir lesen ihn noch nicht in der Schule. Er sagt, der ist feiner als Caesar."

„Hat er dir schon die Hand gegeben, — nach dem 30. Schimmel?"

„Ja — aber ich zähle die Schimmel nicht."

„Sonst ist niemand da?"

Langes Schweigen.

„Weißt du — neulich in der Pause hat mich ein Großer, mindestens aus der Siebenten, angestoßen. Er hat mich gefragt, was wir in Griechisch durchnehmen."

„War er höflich?"

„Gott, ja. Er hat mich gefragt, wie alt ich bin. Dann hat er gesagt: ‚gottlob, endlich einmal keine Schwarze'. — Sehr höflich war er ja nicht. Er hat wenig geredet. Dann hat er gesagt: ‚Es ist fein, wie dünn du bist — und du hast sehr schöne Haare. Ich mag nur Mädeln mit schmalen Händen. Kennst du Byron? — Der hat eine Frau mit goldroten Haaren angedichtet. — Servus'."

---

JOACHIM RINGELNATZ

## GEHEIMES KINDER-SPIEL-BUCH

Joachim Ringelnatz, den jetzt so viele nachahmen — nur er selbst ist zu lebendig, als daß er sich imitieren müßte — gibt in den nächsten Tagen im Gustav Kiepenheuer-Verlag ein „Geheimes Kinder-Spiel-Buch" heraus, in dem der Knabe Joachim toleranten Eltern verbotene Spiele bekanntgibt. Aus dem mit Zeichnungen geschmückten Buch hier einige Proben:

### Maikäfermalen

Setze Maikäfer in Tinte. (Es geht auch mit Fliegen.)
Zweierlei Tinte ist noch besser, schwarz und rot.
Laß sie aber nicht zu lange darin liegen,
Sonst werden sie tot.
Flügel brauchst du nicht erst rauszureißen.
Dann mußt du sie alle schnell aufs Bett schmeißen
Und mit einem Bleistift so herumtreiben,
Daß sie lauter komische Bilder und Worte schreiben.
Bei mir schrieben sie einmal ein ganzes Gedicht.

— — — — —

Wenn deine Mutter kommt, mache ein dummes Gesicht;
Sage ganz einfach: „Ich war es nicht!"

## Das Bergmannspiel

Unter dem Bett ist der Schacht.
Der wird entweder mit Bettdecken dunkel gemacht,
Oder ihr spielt das Spiel bei der Nacht.
In den Schacht schüttet ihr erst recht viel Kohlen.
Die muß der Bergmann auf dem Bauche herausholen.
Ein Licht oder Spirituskocher und zum Graben
Eine Schaufel muß jeder Bergmann haben.
Außerdem muß er vor allen Dingen sich hinten
Ein Stück Leder aus Schuh oder Ranzen anbinden.
Dann baut ihr aus Tisch und Stuhl und Fußbank drei Stufen,
Dort, wo der Eingang sein soll.
Jeder, der runterkriecht, muß erst „Glückauf" rufen
Und schaufelt eine Zigarrenkiste voll Kohlen voll.
Jeder, der rauskriecht, muß dann ganz dreckig sein.
Und jedesmal müssen alle Glückauf schrein.
Geben euch eure Eltern was hinten drauf,
Dann habt ihr doch hinten das Leder und ruft nur: „Glückauf".

## Afrikanisches Duell

Wenn dich der Paul oder jemand, den du kennst,
Schwein schimpft, oder wenn du ihn Rindsvieh nennst,
Dann habt ihr euch beleidigt.
Dann müßt ihr afrikanisches Duell machen.
Ich bin der Schiedsrichter, der bei Ehrenwort euch vereidigt.
Niemand darf auch nur mit der Wimper lachen.
Jeder schweigt. Und ihr stellt euch dabei
Gegenüber. Mit sechs Handbreit Abstand. Und dann
Zähle ich langsam bis drei.
Darauf spuckt jeder dem anderen ins Gesicht
Möglichst so lange, bis der nicht mehr sehen kann.
Mich anspucken gilt aber nicht.

— — — — —

Wer zuerst sagt, er habe genug abgekriegt,
Der ist besiegt,
Und muß sich von mir eine runterhauen lassen
Ohne sich wehren oder mich anfassen.
Darauf dürft ihr euch nicht mehr hassen,
Sondern müßt euch bezähmen
Wie Männer von Ehre und Stand.
Jeder reicht dem andern die Hand.
Weil die Helden in Afrika sich wegen Spucke nicht schämen.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Februarwoche.

Wie verzopft die Reichsbank unter der früheren Leitung gewesen ist, das zeigt der bald ein Jahrzehnt hingeschleppte Brauch, die Darlehenskassenscheine als Notdeckung aufzuführen und auf ihrer Grundlage eigene Banknoten herauszugeben. Mit Staunen vernahm der Laie, in einem Reichsbankausweis nach dem anderen, die geheimnisvollen Worte, daß die Darlehenskasse so und soviel neue Darlehen erteilt habe und daß „demgemäß" ein entsprechender Zuwachs an Darlehenskassenscheinen unter den Aktiven der Reichsbank zu verzeichnen sei. Mancher mag sich den Kopf über den Sinn dieses seltsamen Geschäfts zerbrochen haben. In Wirklichkeit war die Darlehenskasse nie etwas anderes als eine Unterabteilung der Reichsbank, die gegen dingliche Sicherheit Darlehen gab, zu deutsch: das eingeengte Lombardgeschäft der Reichsbank in erweiterter Form betrieb, die aber ihre gleichfalls mit Hilfe der Notenpresse aus dem Nichts hervorgezauberten Kredite nicht direkt in Reichsbanknoten gewährte, sondern auf einem Umweg. Sie gab formell Darlehenskassenscheine aus, trug sie aber zur Reichsbank und ließ sich auf dieser Unterlage Reichsbanknoten zur Weitergabe an die Kreditnehmer umtauschen. (Warum denn einfach, wenn's komplizierter auch geht?) Jetzt endlich läutet man der ganzen Einrichtung die Todesglocken. Bis zum 1. Mai sollen die Darlehenskassen in der Hauptsache geschlossen werden.

Die Rolle, die sie in der Inflationsepoche gespielt haben, war von wechselnder Bedeutung. Seit einigen Monaten wurde auch hier gebremst, und das Kontingent, das im Laufe der Jahre von 1500 Millionen auf 10 Trillionen angeschwollen war, wurde nicht weiter heraufgesetzt. Immerhin ist diese Höchstgrenze, wie der letzte Reichsbankausweis lehrt, fast gestreift worden. Noch vor wenigen Monaten hat sich die Darlehenskasse unheilvoll der notenspeienden Reichsbank würdig an die Seite gestellt. Die berüchtigten Beleihungen sind noch in frischer Erinnerung, die nach dem unheilvollen Abkommen mit den einstigen Uebernehmern der durch Reichsbankgold gesicherten Dollarschatzanweisungen monatelang ohne jede Valorisierung erfolgten, während die übrigen Kredite längst auf Gold gestellt waren, sodaß die Lombardeure beim abgrundtiefen Sturz des Geldwertes Woche für Woche ansehnlichste realisierte Gewinne mühelos in die Tasche stecken konnten. Damit hatte es freilich bereits Ende vorigen Jahres ein Ende. Ob der nunmehrige Todesspruch auf besondere Initiative des neuen Reichsbankpräsidenten zurückzuführen ist, weiß man nicht.

Man munkelt mancherlei gruselige Geschichten von der Elastizität des jugendlichen Dr. Schacht. Im Kreise der wackeren, wohlerprobten Helden des Devisenmarktes wird erzählt, der Bankpräsident habe nach Eintreffen eines Berichts vom Devisenkommissar noch keine fünf Minuten gebraucht, um die Diskontsperre und den Ausschluß vom Giroverkehr über die Coblenzer Filiale der Bankfirma Leopold Seligmann als erste zu verhängen, die bei ihren Devisenanforderungen die Vorschriften der Reichsbank verletzt hatte. Einige vertrottelte Bankiers, die gewöhnt sind, ihre schwerwiegenden Einwendungen gegen solch „rigorose" Maßnahmen vom Zentralnoteninstitut stets sehr wichtig genommen zu sehen und die gegen solch „überstürzte Behandlung difficiler Fragen" außer Fassung gerieten, schüttelten voller Verzweiflung den Kopf. Aber die Maßnahmen der Reichsbank haben ohne Zweifel segensreich gewirkt, zum mindesten das eine erreicht, daß die gesamte Bankwelt, die bisher in sträflicher Leichtfertigkeit die wohlbedachte Bardeckungsvorschrift der Reichsbank bei Anmeldung von Devisenkäufen häufig außer Acht gelassen hat, endlich aufgerüttelt wurde. Wir gehören nicht zu denjenigen, die den verschwommenen Begriff der Spekulation demagogisch für alle Sünden des Staates und des Noteninstituts, die sich nachher auf dem Devisenmarkt verhängnisvoll auswirken, verantwortlich machen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß solch beherzter Zugriff durchaus am Platze war. Sehr wohl vermögen nämlich in der gegenwärtigen Lage, wo die Währungsstabilität noch gärt, die subtilen Seelenschwingungen von Deviseninteressenten die Zahlungsbilanz und damit den äußeren Geldwert vorübergehend über den Haufen zu werfen. Die Bardeckungsvorschrift, die lediglich eine private Anweisung der Reichsbank, keineswegs aber Bestandteil der Devisengesetzgebung geworden ist, stellt darum in der Tat eine notwendige Ergänzung zum Einheitskurszwang und zur Repartierungspolitik dar. Solange man diese nicht aufgibt, muß man an jener mit Zähigkeit festhalten. Interessant ist die große abschreckende Wirkung der Strafmittel der Reichsbank. Versagung des Rediskontweges und Plombierung des Girokontos sind Maßnahmen, die an den wirtschaftlichen Grundlagen eines Bankunternehmens rütteln und darum viel schmerzlicher empfunden werden als Geld- oder Freiheitsstrafen auf Grund der Devisenverordnung. Es gibt noch weitere Möglichkeiten auf demselben Wege, von denen bisher noch kein Gebrauch gemacht worden ist: die Entziehung der Börsenzulassung und die Streichung aus der Liste der Devisenbanken.

Nun wird man hoffentlich nicht in den alten Fehler verfallen, bei der Freude über den Schrecken, den man verbreitet hat, die tieferen Ursachen der jüngsten Gefährdung der Markstabilität außer Acht zu lassen. Hätte sich nicht der Geldmarkt abermals im Zeichen

bedeutender Flüssigkeit befunden, so wäre es wahrscheinlich zu dem ganzen Ansturm nicht gekommen. Zwar besteht die Ausgleichshemmung zwischen dem leichten Börsengeldmarkt und der anhaltend lebhaften Nachfrage der Wirtschaft nach Betriebskrediten noch fort, aber gerade für die spekulativen Tendenzen am Devisenmarkt kommt dem Börsenhandel in täglichem Kredit die höchste Bedeutung zu. Hier muß nach unserer Meinung die Reichsbank ihre Stellung ganz anders als bisher befestigen. Beschränkt sie sich nach alter Gewohnheit darauf, den Geldmarkt nicht anders als in ihren Büros bei der Rediskontauswahl zu beobachten, so wird sie niemals eine rechte Uebersicht und keine Möglichkeit haben, im Interesse der Währung unerwünschten Vorgängen entgegenzutreten. In Berlin fehlt überdies jede zweckmäßige Organisation des Leihgeldmarktes. Die Bestrebungen sollten alsbald darauf gehen, nach dem Vorbild der Schecktauschkommission in Frankfurt a. M. auch in der Hauptstadt ein wenig Ordnung nicht nur in die Zinsbildung, sondern auch in die Vermittlung von Angebot und Nachfrage zu bringen, die bisher ganz unzweckmäßigerweise von einer Vielheit geschäftiger Personen besorgt wird. Dabei wird man sich die Erfahrungen, die der Frankfurter Platz in dieser Beziehung schon gesammelt hat, zunutze machen können. Insbesondere wird an Stelle der starren Zwangsregelung eine variable Zinsnotierung zu treten haben. In Frankfurt besteht diese Kommission, deren Zusammensetzung in monatlichem Turnus wechselt, aus Kreisen der Frankfurter Bankiervereinigung und des Bank- und Börsenvereins. Die Feststellung erfolgt in aller Oeffentlichkeit nach Anhörung aller Interessenten des Marktes. In Berlin wäre durch Hinzuziehung auch der Reichsbank und der Preußischen Staatsbank ein vorzügliches Mittel fürs Zentralinstitut geschaffen, engeren Konnex mit dem offenen Leihgeldmarkt zu gewinnen. Natürlich müßten auch Persönlichkeiten an diese Stelle gerückt werden, die der nicht leichten Aufgabe gewachsen sind.

Wer hinter die Kulissen zu schauen Gelegenheit hat, der kann sich ergötzen an dem Intrigenspiel, das sich seitens der Interessenten um die Goldbilanzverordnung zu ranken beginnt. Bedeutende Machtfragen stehen hier auf dem Spiele, und der Eifer ist darum begreiflich, mit dem auf allen möglichen Wegen nunmehr versucht wird, den Sonderwünschen einzelner Gesellschaften für die Ausführungsbestimmungen Geltung zu verschaffen. Gesetzliche Vorschriften weitester Tragweite werden ja heute nicht, wie früher, in den Parlamenten durchberaten, wo die Interessentengruppen vollauf Gelegenheit haben, alle ihre Wünsche vorbringen zu lassen. Infolge des Ermächtigungsgesetzes und auch sonst infolge des zur Gewohnheit gewordenen weitgehenden Vorbehalts zum Erlaß von Durchführungsbestimmungen,

pflegen vielmehr selbst die wichtigsten Bestimmungen für die Untertanen ohne jede Vorbereitung der Oeffentlichkeit von oben her dekretiert zu werden. Da bedarf es dann besonderer Anstrengungen und Schachzüge, um vorher bei den Ministerialgewaltigen Gehör zu finden. Ein neuartiges System von Interessenvertretung hat sich allmählich schon herausgebildet mit Eingaben, in denen nackt oder verschleiert die Spezialwünsche dargelegt werden, mit Einreichung von kostspieligen Gutachten anerkannter Autoritäten der Jurisprudenz und der Nationalökonomie und anderem mehr.

Die vielumstrittene Frage, wie die Vorzugsaktien bei der Kapitalumstellung auf Gold zu behandeln seien, macht manchen Gesellschaften besonders zu schaffen. Wo die berüchtigten ein- oder mehrstimmigen dividendenbevorrechtigten Vorzugs- oder Schutzstammaktien in Massen zu Spottpreisen an Verwaltungsmitglieder und -freunde „zum Schutz gegen Ueberfremdung“ begeben wurden, liegt das Rechtserfordernis klar zutage. Eine paritätische Behandlung mit den alten Stammaktienkategorien wäre bares Unrecht, und der Vorschlag klingt ganz diskutabel, diese Vorzugsaktien noch mehr als die Stammaktien zu beschneiden, sie gewissermaßen nach Obligationenart „aufzuwerten“ und gemäß dem errechneten Betrag den Umtausch in neue Stammaktien vorzunehmen. Schiedsstellen wären ohne Zweifel vonnöten, denn die Verhältnisse liegen bei den einzelnen Gesellschaften sehr verschiedenartig. Besonderes Augenmerk ist in dieser Beziehung auch der Frage zuzuwenden, wann die Einzahlung und wann beim Schutzaktientyp die Vollzahlung wirklich erfolgt ist. Arge Ausbeutung der Geldentwertung hat da häufig stattgefunden. Verdacht erregen muß es freilich, wenn in dieses Feldgeschrei wider die Inflationsvorzugsaktien Verwaltungen führend miteinstimmen, deren Gesellschaften selbst Vorzugsaktien im Umlauf haben. So hat z. B. die AEG, im Gegensatz zu der sonstigen Nachkriegspraxis im Aktienwesen, in einem Zeitpunkt, wo der Geldwert zwar gleichfalls schon gesunken war, sich aber immer noch auf ansehnlicher Höhe hielt, große Vorzugsaktienemissionen herausgebracht, nicht zu Machtsicherungs-, sondern zu regelrechten Finanzierungszwecken. Daß diese Aktien eine grundlegend andere Behandlung erfordern als die Zuwendungsaktien, sollte selbstverständlich sein, zumal von den Vorzugsaktien — auch in Gold gerechnet — beträchtliche Einzahlungen geleistet wurden, die, ungeschmälert durch Geldentwertungsverluste, der Gesellschaft zugeflossen und von ihr zum Erwerb wertvoller Anlagen verwendet worden sind. Viel eher wird man geneigt sein, die vereinzelten Nachkriegsemissionen von Vorzugsaktien mit Bestimmung fürs breite Publikum den Vorkriegsvorzugsaktien in der Behandlung gleichzustellen, bei denen z. B. auch die Dividendenbevorrechtung eine andere, eine wohlbegründete Bedeutung hat.

# GLOSSEN

## WARUM ERSCHEINT NICHTS MEHR VON IHNEN?

*Neue Antworten auf eine sehr triviale Frage, nach dem Französischen des* Nicolas Chamfort (1741—93).

Weil man mich aus demselben Grunde zum Schreiben aufmuntert, weshalb man sich ans Fenster stellt: man möchte gern Affen oder Zigeuner vorbeiziehen sehn. Die Gesellschaft will halt ihren Spaß haben. . .

*

Weil ich zu arbeiten habe, und Autorglück Zeit raubt.

*

Weil eine leidliche Aufnahme im Publikum mir wenig Freude, eine schlechte hingegen Verdruß genug einbringen dürfte.

*

Weil ich nicht mein Leben lang beschimpft und allenfalls nach meinem Tode gelobt werden möchte.

*

Weil ich auf alle Ruhe verzichten müßte, wenn ich nach und nach die Kleinigkeiten, die in meinem Schreibtisch liegen, in die Zeitungen gäbe.

*

Und weil ich fast alle berühmten Autoren meiner Zeit durch ihr an sich löbliches Faible für Berühmtheit, das am Ende doch noch ihren Charakter verdarb, todunglücklich werden sah.

*Fiete Fischer (Dresden).*

—

## DAS KURZE GEDÄCHTNIS.

Hier eine Begebenheit, die sich jüngst in München abgespielt hat. Dem trockenen Tatsachenbericht ein Wort hinzufügen, hieße Bier nach Isarathen tragen, ein Licht beleuchten, einen Vorhang vehängen wollen. — Ich werde im Gegenteil einiges zu verschweigen haben: die Namen der Beteiligten; zum Teil sehr berühmte Namen.

— — — Ein Tiroler reist von hier in seine Heimat und entdeckt an der Wand einer Dorfschenke — nun, was denn? Keinen Hans Thoma; keinen Max Liebermann; doch einen Nikolaus Nick. — (Der Leser hat sich hinter diesem willkürlich gewählten Pseudonym einen Meister von Weltbedeutung vorzustellen.)

Der glückliche Entdecker kauft für ein Butterbrot das Bild und bringt es nach München. Es ist signiert: N. N. Auf den ersten Blick ein Nikolaus Nick, der Blinde muß es sehen.

Der Entdecker verkauft das Bild für Sündengeld einem der gerissensten Münchener Kunsthändler. Wohlverstanden: ohne den Namen des Malers auszusprechen. Ebenso vermeidet der Kunsthändler die Bezeichnung „Nikolaus Nick." Der Kaufvertrag lautet auf „ein Bild."

Kaum ist es aber bezahlt und übernommen — da läuft der Kunsthändler damit zum alten Nikolaus Nick, um das Werk anerkennen zu lassen. Ein kurzer Brief, ein paar Zeilen des Künstlers sollen das Bild begleiten und dessen Preis noch — für amerikanische Liebhaber — ins Unermeßliche steigern.

Der alte Nick besieht das Bild und entscheidet sofort: „Ist nicht von mir.“ — Und bleibt trotz allen Einredens dabei.

Es folgt eine interessante Gerichtsverhandlung; ich habe ihr beigewohnt:

Der Händler nämlich zeigte den Tiroler wegen Betruges an.

Der Tiroler zückte den Vertrag und erwies durch Zeugen, daß er beim Kaufakt den Namen des Malers garnicht erwähnt hatte.

Der Staatsanwalt behauptete: den Namen Nicks ausdrücklich zu erwähnen, sei garnicht vonnöten gewesen, da ja das N. N. unten in der rechten Ecke deutlich genug spreche, und der Gegenstand der Darstellung allein, ja, der Ductus des Pinsels selbst dem Laien den Namen „Nikolaus Nick“ ins Gesicht schreie. Indem sich der Tiroler, „der Fälscher“ solcher Mittel bediente — dadurch eben habe er den Kunsthändler auf besonders abgefeimte Art irregeführt.

Der Verteidiger wandte ein: wenn der Laie schon sofort einen Nikolaus Nick zu erkennen habe, mußte der angeblich betrogene Händler, als Fachmann, doppelt gewitzigt sein . . . Und dergleichen.

Dann aber . . . dann sagte — unter Eid — der Sachverständige aus, ein Forscher, Gelehrter allerersten Rangs:

„Dieses Bild,“ rief er eindringlich, „ist echt, ist ein Nikolaus Nick. Zwar bestreitet der Meister die Urheberschaft — doch sein Widerspruch beirrt mich nicht. Es sind drei Motive denkbar für solche Verleugnung der eignen Schöpfung: entweder der greise Maler leidet an kurzem Gedächtnis, erkennt sein Werk nicht mehr; oder das Bild gehört einer überwundenen Periode seiner künstlerischen Entwicklung an — der Maler schämt sich seines Bildes; endlich gibt es — das betone ich — Meister, die ihre Bilder, soweit sie in fremder Hand sind, gern für Fälschungen erklären, um . . . die Preise ihres Ateliers hochzuhalten.“

— — — So der ausgezeichnete Sachkenner.

Der Tiroler wurde freigesprochen.

Die Aussage des Sachkenners aber sollte füglich Aufsehen in Künstlerkreisen erregen, weit und laut verkündet sein.

*Roda Roda.*

---

FILM

*Der Eskimo-Film.*

Im nördlichsten Norden Nordamerikas in vereisten Meer- und Schneewüsten haust der kanadische Eskimo Nanuk mit kleiner Familie, mit dem Hundeschlitten, auf dem er omnia sua bei sich führt — mit Weib und Kind der täglichen Jagd um die tägliche Nahrung und Behausung hingegeben. Diese Jagd füllt sein Dasein aus: — das primitivste Leben, das Irdische führen können, vom Tier nur geschieden durch jenen Funken, den wir Intelligenz oder Erfindungsgabe nennen. Zum Tier wieder geworden durch die Felle, in die er seine glatte Haut hüllt, zum Herrscher dieser vegetationslosen Wüsten sich erhebend durch den Gebrauch von Messer (aus Walroß-Zahn), Harpunenstock und Stricken.

Zweierlei, über den Genuß des Anschauens hinaus, durchweht das Bewußtsein des Betrachters:

Mit diesem unter unsäglichen Mühen wundervoll photographierten

---

Opus hat der Film Sinn und Ziel gefunden. Jetzt erfährt der Mensch das Leben von Brüder-Menschen, über die bislang nicht einmal Bücher berichteten: schönste und einfachste Horizonterweiterung des Europäers durch Kenntnis von fern-fremder Landschaft und Menschenlebensart. Stundenlange Vorträge, gut- und gelehrt geschriebene Bücher können niemals dies Wissen so intensiv und einprägsam vermitteln wie diese eine Stunde des Schauens. Und man weiß gewiß: künftige glücklichere Geschlechter werden darauf pfeifen, Bücher zu lesen. . . . Im Film werden sie schnell und herrlich lernen, was von der Erdoberfläche und ihren Bewohnern wissenswert ist. Gepriesen sei dieser Film! Gepriesen sei dieser Film! Gepriesen die Zukunft und ihre Geschlechter!

Ferner: Hier leben irgendwo menschliche Wesen völlig mit Instinkten des Tieres; nie sahen sie Bäume, nie eine Stadt, nie ein Bild. Winzig klein die Flamme ihres Geistes . . alles was ist, hat nur Bedeutung für sie, wenn es eßbar oder zur Erringung des Essens nutzbar ist. Rohe Fische essen sie als einziges monatelang. Schlafen in schnell selbstgebauter Hütte aus Schneeklumpen mit einem Eisstück als Fenster. Wärme darf nicht über Null Grad darinnen sein, weil sonst der Schneekraal schmilzt. Leben dennoch mit Genuß und Gier, wie wir es hier leibhaftig sehen, leben so intensiv, leben (weil ihre Sinne schärfer sind als unsere) intensiver als wir., Schlafen tief und selig unter der Schneehütte inmitten der unendlichen gefrorenen Wasser und Wüsten, unter immer trübem Himmel, unter den unsäglichen Schneestürmen, während (in unseren Augen) die Ziehhunde nächtens zu Eissäulen erstarren. Warum, Gott!, krabbeln solche Wesen auf der gottverlassenen Kruste dieses Planeten? Wesen menschlicher Gestalt, kleinen, schwachen Körpers . . . und dennoch dauernder, stärker als Tierkolosse und alle Vernichtungskräfte der Natur!

Ach, sie tragen den Funken in sich, der sie Kleidung und Hausung und Waffen erfinden ließ, den Funken, der Glück und Unglück des Menschen erzeugte . . der ihn zum Herrscher dieser Erdkruste macht. Wir erleben, wie dieser fernste Eskimo jagt und baut, liebt und erzieht, gierig genießt und sich täglich durch Bewegung des Geistes Neues erfindet und sich neues Dasein erwirkt. . . . Und im Anblick dieser armseligsten unserer Brüder fühlen wir Glück und Stolz: als Mensch zu leben, fühlen wir des Griechendramatikers erst jetzt zutiefst verstandenes Wort: . . . „Doch nichts ist gewaltiger als der Mensch."

*Kurt Pinthus.*

*Trojas Fall.*

Nachdem hier über den ersten Teil des Helena-Films einiges Charakterisierende gesagt wurde, soll pflichtgemäß der zweite Teil nicht übergangen sein. Das Gute, was über den ersten Teil gesagt ward, gilt auch vom zweiten, — und so wiederholen sich schöne Bewegungsbilder, Kampfszenen, Qualm, Sturm und Sturz; — da ist prima Arbeit geleistet und viel Geld und viel Mühe.

Aber das Manuskript, die eigentliche Handlung, sinkt hier auf einen Tiefpunkt herab, sodaß grade der, welcher sonst für den Film die weiteste Freiheit in der filmgemäßen Um-

formung der gegebenen Motive fordert, entsetzt protestieren muß. Nichts von der Größe der heroischen Geschehnisse, — sondern: Paris schießt auf den würdigen Papa, soll samt Helena deshalb durch Gift sterben, wird mit Helena durch Mama Hekuba zum Ausreißen gerettet; das Pärchen kommt flüchtend gerade am Holzpferd vorbei, als Menelaus heraussteigt, der dann den Paris auch prompt abschießt, um von dem Sterbenden noch den unglaublichen Hinweis zu vernehmen: „Helena ist unschuldig; sie hat nur Dich geliebt." Und Menelaus, der Gute, glaubt diese, bereits von Offenbach für die Ewigkeit lächerlich gemachte Schmonzette, und schließt, während Troja zusammenstürzt, Feinsliebchen in die Arme. Wohl dem blinden Homer, daß er dieses nicht zu sehen braucht. Die olympischen Götter aber brechen in das von der Schule her bekannte homerische Gelächter aus, und der Kritiker mit ihnen, so daß ihm das Wort im Halse erstickt.

Der Dichter Kyser versichert, daß ihm sein Manuskript verkürzt worden sei. Künftige Filmphilologen dürfen also den Missetäter ausfindig machen; niemand aber kann diese Verkürzung verteidigen, zumal da das Schauspielerische in seiner Geringwertigkeit nicht für das entgleiste Manuskript entschädigt.

*Kurt Pinthus*

---

## TISCH MIT BUECHERN.

Georg Brandes: Michelangelo Buonarotti (Verlag Erich Reiß, Berlin).

Georg Brandes hat in seinen Monographien eine immer wieder erstaunliche Flüssigkeit, die aus dem Lebensabriß förmlich einen Roman baut, ohne das Vorbild zu verfälschen. Der Kritiker tritt ganz hinter den Historiker zurück. Nach der Art des Sainte-Beuve entwirft er die Plastik eines Lebens und des darin fundierten Werkes; der volle Umkreis von Einfluß und Auswirkung ist mit hineingenommen. Aber es handelt sich bei dieser Verschmelzung von Anekdote, Brief, Dokument, Exzerpt nicht um ein erkünsteltes Mosaik. Der Plan des gigantischen Lebens ist an den Stellen seiner tieferen Bedeutung untermalt, und man hat schließlich eine Biographie, die den Zeitbegriff in seiner höchsten Gipfelung zusammenfaßt . . Reproduktionen nach den wichtigsten Werken des Michelangelo begleiten das Buch.

*K.*

Klabund: Pjotr. Roman eines Zaren. (Erich Reiss Verlag, Berlin.)

Klabunds Romanparaphrasen über historische Persönlichkeiten verlieren allmählich den Schmelz. Die ersten überraschten durch eine eigenartige, bedeutende Konzentration. Heute sind sie Rezept geworden; und die jüngste erzählt in lyrisch-heroischer Umschreibung gegebener Tatsachen das Leben Peters des Großen — jeder Satz auf einen unbedingten Inhalt gestellt, jede Szene in sich geschlossen, für die Zusammenhänge nicht wesentlich. Das ergibt ein Kaleidoskop und des weiteren die Fülle und die Wendungen eines großen Daseins; man unterhält sich historisch auf angenehme Weise. Was aber fehlt, ist die spezifische, sozusagen philosophische Auffassung des Dichters von dieser einen, besonderen, monumentalen Entwicklung; auf Peter angewandt: die Vertiefung des Mannes zum Begriff Rußland, zur Identität.

Es ist ein majestätisches Denkmal ohne Sockel. *K.*

Jaques de Lacretelle: Silbermann. Roman. Deutsch von Walter Rode. (E. P. Tal u. Co., Wien.)

Der Verfasser selbst ist kaum Jude; aber die Feinnervigkeit, mit der das jüdische Problem erlebt ist, zeigt den versierten Psychologen, der die Widersprüche der Natur als Einheit abzulesen vermag. Der jüdische Typus ist mir in keinem Buch so vollendet charakterisiert vorgekommen wie in diesem, das noch in der Spiegelung des Umkreises, im Kampf der Gegner das Phänomen zuspitzt und auflöst. Auch die Schwächen sind dialektisch ungezwungen herausgearbeitet, und die Vorzüge, die jener Typus innerhalb der Nation bedeutet, bekommen eine große Prägnanz. Daneben bleibt die Handlung nicht unwesentlich: Kampf der körperlichen und seelischen Brutalität gegen einen jüdischen Studenten; seine geistige Ueberlegenheit, sein Sturz durch den Neid der Belanglosen. Es handelt sich nicht um ein Tendenzbuch, weil die tendenzhafte Idee dichterisch überwunden wurde. Aber man sollte es immerhin als Waffe der Aufklärung benutzen; daß es glänzend geschrieben ist, wird dafür von weiterem Vorteil sein. *K.*

—

ANEKDOTEN.

1.

*Dr. Mabuse.*

Als der Dr. Mabuse im Kino von Lindau gegeben wurde, schrieb die Lindauer Zeitung unter Lokalnachrichten: „Der weltbekannte Verfasser des Dr. Mabuse, Norbert Jacques, der bekanntlich in der Nähe einen Hof besitzt, hat für die Montag-Vorstellung drei Karten bestellt.“ Ein paar Tage später waren meine Frau und ich in Lindau eingeladen. Es wurde spät, und meine Frau drang darauf, nicht ins Hotel schlafen zu gehen, sondern den Frühzug zu nehmen, der in einer halben Stunde fuhr. Das verstimmte mich. Ich muß es gestehen, unsere Gastgeber hatten einen herrlichen 21 er Pfälzer gehabt. Ich setzte mich auf eine Bank an dem Hafen und trotzte.

Auf einmal kommt meine Frau vom Bahnhof her mit einem Polizisten.

„Haben Sie Ausweispapiere?“ fragte er.

„Nein!“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich keine habe.“

„Was machen Sie hier?“

„Ich sitze auf dieser Bank.“

„Wo wohnen Sie?“

„In meinem Haus.“

„Wo liegt das?“

„In einem Dorf.“

„Wer sind Sie denn, antworten Sie ordentlich!“

„Ich bin ich!“

Diese Selbstverständlichkeit schlug dem Faß den Boden aus. Er forderte mich auf, ihm zur Wache zu folgen. Ich erhob mich und schickte mich an, mitzugehen. Da mischte sich meine Frau ein und sagte:

„Laß doch die Dummheiten! Herr Polizist, es ist mein Mann, der Schriftsteller Norbert Jacques.“

Plötzlich stand der Schutzmann

stramm. Er schlug die Hand an die Mütze und sagte ergriffen:

„Oh, der weltbekannte Verfasser! Habe die Ehre!"

Drehte auf den Haken, salutierend, um und entfernte sich eilig, meinen Rausch und den damit beendeten ehelichen Zwist schonend.

2.

*Literaturgeschichte.*

Vor kurzem war ich bei Aufnahmen meines neuen Films. Wir standen zu ein paar Personen zusammen und unterhielten uns über erfolgreiche Filme. Der Schauspieler A. wandte sich plötzlich an mich und trompetet:

„Ja, schreiben Sie doch mal so'n Film, wie Ludwig Wolff seinen Dr. Mabusé!"

Bescheiden und ein wenig neidig zog ich mich in den Hintergrund. Da kam der Schauspieler B. mir nach und, um mich zu trösten, sagte er mir mit einem versöhnlichen Lächeln:

„Wissen Sie schon, daß ich Ihre Biene Maja verfilmen wollte?"

*Norbert Jacques.*



INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 6)




Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Februarwoche.

Ein bayrischer Reichswehrsoldat möchte ich sein und alle drei Monate einen neuen Eid schwören! Ursprünglich galt für jeden Soldaten der deutschen Reichswehr ein Eid, für den Ostpreußen wie für den Pfälzer, für den Württemberger wie für den Mecklenburger. Dann ließ Herr von Lossow zu, daß eine bayrische Extrawurst gebraten wurde. Da schob sich Seeckt dazwischen. Die bayrischen Truppen der Reichswehr sollten keinen neuen Eid schwören, bloß ein feierliches bayrisches Treuegelöbnis ablegen. Der arme Josef Filser junior aus Teppenkirchen mag sich am Hinterschädel gekratzt haben, wenn man ihn nach dem Unterschied zwischen dem alten Treueid und dem neuen bayrischen Treuegelöbnis fragte. Aber nun ist zwischen Marx und Knilling Frieden geschlossen worden, Frieden auf Stresemannschen verschlungenen Wegen, und von nun ab wird der bayrische Reichswehrsoldat folgende Formel zu beschwören haben:

> „Ich schwöre Treue der Verfassung des Deutschen Reiches und meines Heimatstaates und gelobe als tapferer Soldat mein Vaterland und seine gesetzmäßigen Einrichtungen jederzeit zu schützen und dem Reichspräsidenten und meinen Vorgesetzten Gehorsam zu leisten."

Der arme Josef Filser junior. Eben hat er in seinem Leibblatt lesen müssen, der Fritze Ebert sei eigentlich ein Landesverräter, und ein studierter Herr, der ihn so genannt hat, ist dank dem Schutz der bayrischen Gerichte straflos geblieben, und nun soll der bayrische Soldat auf einmal schwören, diesem in München ausgepfiffenen Präsidenten Gehorsam zu leisten. Gott weiß, wie sich ein schlichter bayrischer Reichswehrsoldat das zusammenreimen soll. Zum Glück herrscht in einem echt bayrischen Dickschädel ein so gräßliches Durcheinander, daß es auf ein bissel mehr oder weniger Schlamperei und Widerspruch nicht mehr ankommt. Die letzte Konsequenz, die ein so armer uniformierter Junge aus all dem Eid- und Gelöbnis-Durcheinander ziehen muß, ist wohl die, daß er die ganze Schwörerei nicht mehr gar zu wichtig nimmt. Die andern kommandieren, er hat zu schwören, basta. Der Staatsrechtler freilich könnte sich über die neue bayrische Eidesformel einige Gedanken machen. Der bayrische Reichswehrmann hat

Treue zu schwören „der Verfassung des Deutschen Reiches und meines Heimatstaates". Man beachte: der Heimatstaat ist damit in Kontrast gesetzt zu dem Deutschen Reich. Es gibt nach dieser pfiffigen Formel (sie atmet Stresemanns Klügelei aus) keine deutsche Heimat, nur eine bayrische! In dieser Formel stehen dreierlei Begriffe nebeneinander: 1. das Deutsche Reich, 2. mein Heimatstaat und 3. mein Vaterland. Die ersten zwei Begriffe mag der arme Landsknecht noch kapieren. Was aber ist „mein Vaterland"? Das Deutsche Reich oder der Heimatstaat? . . . Man muß sagen, eine verworrenere staatsbürgerliche Erziehung, als sie der Josef Filser junior hier durch die Herren Knilling-Marx-Geßler empfängt, ist kaum denkbar. Der bayrische Reichswehrsoldat, der, gottbehüte, einmal seine Eidesformel durchliest, ehe er Treue schwört, wird nicht ergründen können, was eigentlich der Unterschied zwischen seinem Heimatstaat und seinem Vaterland ist. Aber er braucht das ja nicht zu wissen, sondern bloß zu beschwören.

Wer über die Verjudung des deutschen Geistes klagt, hat die Verpflichtung, sich zu fragen: Wie sähe die deutsche Welt ohne das elektrisierende Element der Juden aus? Dieser Tage hat ein urdeutscher Dichter, der schlesische Seelenseher Hermann Stehr seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert. Wer feierte den spröden Dichter? Die „Deutsche Zeitung" vom 15. Februar gibt die Antwort:

> Wer an der Feier zu Hermann Stehrs 60. Geburtstag im Berliner Beethovensaal teilnahm, mußte mit Erstaunen bemerken, daß hauptsächlich Juden zur Ehrung dieses Dichters deutschen Geblüts sich berufen fühlten und dazu gewonnen waren. Schon der Ehrenausschuß wies eine erkleckliche Menge jüdischer Namen auf. Von Vertretern der deutschen Literatur und Literaturwissenschaft waren fast nur Juden genannt. Noch unangenehmer war das Hervortreten des Judentums in der Feier selbst; die Vortragsfolge wurde in der Hauptsache von Juden, wenigstens soweit die Feier programmgemäß verlief, bestritten.
>
> Jeder Deutschempfindende aber konnte sich bei der Feier des Schmerzes nicht erwehren, daß sich hier das gleiche Schauspiel wiederholt, das wir schon einmal bei Gerhart Hauptmann erlebt haben: Hermann Stehr, der dem gewerbetreibenden deutschen Mittelstand entstammt — sein Vater war Sattlermeister in einem kleinen Landstädtchen der Grafschaft Glatz —, Hermann Stehr, der Lehrer deutscher Jugend in zahlreichen Dörfern Schlesiens, dieser Mann von deutscher Eckigkeit und Geradheit — seine Bewegungen und seine Worte bewiesen es, als er seinen Dank für die Feier aussprach —, wird hauptsächlich von Juden geehrt und läßt sich von ihnen ehren.
>
> Deutschen Kreisen der Literatur und Kunst aber kann freilich der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß auch hier bei einiger Aufmerksamkeit und bei einigem Opferwillen der Fehler sich hätte vermeiden lassen, die Ehrung Hermann Stehrs fast ausschließlich den Juden zu überlassen.

Der deutschvölkische Trauerknabe hätte noch ganz andere Beispiele außer Hauptmann und Stehr zum Beweise dafür heranziehen können, daß ohne deutsche Juden die besten Geister der Nation ohne Hörer bleiben würden. Zwanzig Jahre lang hat Friedrich Nietzsche Werke auf Werke hinausgeworfen, er hat die Bücher auf eigene Kosten bei einem kleinen sächsischen Verleger gedruckt, er wartete auf ein Echo, die Deutschen beachteten ihn nicht, ja, die nationalen Deutschen, die ihn aus Richard Wagners Kreise kannten, schwiegen ihn tot. Da schrieb der Jude Georg Brandes in der von dem Juden Julius Rodenberg geleiteten damals noch lebendigen „Deutschen Rundschau" einen Aufsatz „Aristokratischer Radikalismus", und von diesem Tage an war Nietzsche für die Deutschen entdeckt. Der Trauerknabe der „Deutschen Zeitung" tippt an der wundesten Stelle des völkischen Systems. Gewiß, die Felix Dahn, Rudolf Herzog, Euphemia von Ballestrem blühten aus deutschem Erdreich auf, ohne jüdisches Echo. Aber sowie ein deutscher Kopf über die Regionen der normalen Mittelmäßigkeit hinüberwuchs, haben ihm zuerst deutsch jüdische Grübler gelauscht und zugeklatscht. Die deutsche Geisteswelt, der Juden beraubt, würde schläfrig und stumpf werden.

Im Tage-Buch ist nie verschwiegen worden, daß die Verwirklichung des Frauenwahlrechtes eine beschämende Senkung des allgemeinen politischen Niveaus gebracht hat. Die deutschen Frauen, denen im November 1918 das Stimmrecht geschenkt wurde, bevor sie in einem stärkenden Kampfe zu einem Siege reif geworden waren, sind überall den Märchen- und Legendenerzählern aufgesessen. Apolitisch wie die Frau, nicht nur und insbesondere die deutsche ist, ist sie die am schnellsten zu gewinnende Beute demagogischer Zahlendarsteller. Das politische Argument erreicht sie nicht, dafür ist sie dem billigsten Pathos kritiklos unterworfen. Deshalb haben kommunistische und völkische Deklamatoren bei den Weiber-Wählern die schnellsten Erfolge. Im Augenblick entfalten die völkischen Pathetiker noch mehr Stimme als die Kommunisten. Kein Wunder, daß die Statistik der Wahlen in Thüringen folgende lehrreiche Zahlen zeigte:

| | | männlich | weiblich |
|---|---|---|---|
| Meiningen: | Sozialdemokraten | 769 | 807 |
| | Völkische | **883** | **1084** |
| | Ordnungsbund | **1467** | **2470** |
| Apolda: | Sozialdemokraten | 1431 | 1592 |
| | Völkische | 467 | 433 |
| | Ordnungsbund | **3146** | **3975** |
| Schmölln: | Sozialdemokraten | 1319 | 1611 |
| | Völkische | 77 | 87 |
| | Ordnungsbund | **1107** | **1467** |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Meuselwitz: | Sozialdemokraten . . . | 778 | 754 |
| | Völkische . . . . . . . | 90 | 69 |
| | Ordnungsbund . . . . | 912 | **1064** |

Im Ordnungsblock, der unter der Patronanz des regierenden Generals stand, überwogen die Stimmen der weiblichen Wähler weitaus. Bei den Sozialisten war der Zuwachs an Frauenstimmen viel kleiner. Rechnet man noch dazu, daß von den Wählern zwischen 20 und 24 Jahren der größte Teil völkisch gestimmt ist und gestimmt hat, weil sie die andere Gattung Unreifer repräsentieren, so sieht man, daß von der nicht zu rechtfertigenden Liberalität des allgemeinen Stimmrechtes hauptsächlich die nationalistischen Demagogen profitieren. Der Deutsche, der erst im Schwabenalter einzusehen beginnt, daß Politik mehr als ein Podium für verunglückte Schauspieler sein sollte, ist mit 24 Jahren noch nicht politisch reif. Die Zuteilung des Stimmrechtes an zwanzigjährige Unwissenheit war ein ebenso gewissenloser Akt wie die Verschwendung des Wahlrechtes an die Weiber. Tragisch, daß die Parteien der Linken nun ihre eigene Lüge büßen müssen. Drollig, daß die dogmatischen Uebertreibungen des demokratischen Prinzips nun den engstirnigsten Feinden der Jugend und der Frauen zugute kommen. Einsichtige Politiker müßten . . . . Doch wozu den Satz vollenden? Die überwiegende Statisterie in allen Parteien des Reichstags kann sich nicht einmal zu dem kleinen Abbau von 100 gänzlich überflüssigen Abgeordneten entschließen, wie sollten diese Verlegenheitspolitiker die innere Kraft, den äußeren Mut zu einer gesunden Wahlreform aufbringen?

Wie unfähig die Frauen zur Politik sind, dafür haben drei alte Damen, die seit dreißig Jahren ihr Programm ausrufen, vor ein paar Tagen einen überzeugenden Beweis geliefert. In London haben die Damen Dr. Anita Augspurg, Dr. Gustava Haymann und Fräulein Böhm aufhorchenden Engländerinnen erzählt, die Ruhrbesetzung sei vollkommen zu Recht erfolgt, es sei nötig gewesen, die rheinisch-westfälischen Schwerindustriellen unter Kontrolle zu stellen. Im Vergleich damit — wir zitieren die Zeitung des Herrn Reichsaußenministers — sei es vollkommen nebensächlich, ob das Rhein- und Ruhrgebiet unter deutscher oder französischer Oberhoheit stehe. Die Wahrheit des Berichtes vorausgesetzt (er ist vor acht Tagen erschienen und bis heute unberichtigt geblieben), muß man zugeben, daß die drei alten Fortschrittsdamen sich in London wohl nicht törichter aufführen konnten, als sie es getan haben; auch der Augenblick, in dem sie ihre Inspirationen zum Besten gaben, war mit besonderem Ungeschick gewählt. Aber was wollen die aufgeregten Deutschnationalen? Sie profitieren ja von der Torheit der politisierenden Weiber, gleichgültig, ob es sich um Fälle nationaler oder internationaler Hysterie handelt.

JAN VAN BERGH

# ZUR PSYCHOLOGIE DER HITLEREI

Am 9. November 1923 zog in München ein Haufen schwärmerisch-idealistischer Jünglinge, geführt von einigen politischen Abenteurern, die Straße hinab und wollte die neue Weltordnung einführen. Eine Gewehrsalve knallte, zwölf Mann wälzten sich im Blut, die Massen heulten drei Tage lang: „Rache, Rache!" und die Polizei antwortete mit Gummiknütteln.

Das Ganze war eine Farce, eine Operette, ein Austoben zusammengeballter Masseninstinkte und ein Ersatz für das ausgefallene Oktoberfest.

Man ist immer irgendwie im Theater. Und es ist gut, Zuschauer zu bleiben und nicht unter die Schauspieler zu geraten. Es ist besser, während die Massen wie besessen heulen, kühl die Hände in die Taschen des Ueberziehers zu stecken und sachlich zu konstatieren und zu registrieren.

Und München war in diesen Tagen Arbeitsfeld und Studienobjekt für den Psychiater und Psychologen.

Da sind die Hitlersoldaten! Jünglinge in der ersten oder zweiten Pubertätsperiode. Diese Feststellung ist wichtig, um sie zu verstehen. Denn man findet hier alles, angefangen von den Flegeljahren bis zu dem typisch schwärmerisch-idealistischen Jüngling, der — das Haupt in den Himmel erhoben — mit den Füßen die Erde längst nicht mehr berührt. Eine Hitlerkompagnie ist ein Konglomerat all jener bizarren Anormalitäten der Pubertätsperiode. Psychiatrisch gesprochen sind dies Jugendliche mit ausgesprochen starken Minderkeitsgefühlen, Leute, die im gewöhnlichen Leben überall anstoßen, sich zurückgesetzt fühlen, nicht vermögen sich durchzusetzen, Leute, die im Alltagleben schüchtern sind, in Gesellschaft sehr sparsam mit Worten, unglückliche Karikaturen, und die so, auf diese Weise in einer Trotzstellung der Gesellschaft gegenüber, ihr beschädigtes Selbstbewußtsein befriedigen.

Doch ihr Tun ist hohle Geste, nur im Haufen vieler von gleicher fraglicher Konstitution fühlen sie sich wohl, allein auf sich gestellt würden sie kläglich versagen. Und deshalb mußten sie notwendig der Form verfallen, die ihnen einzig gemäß ist, der militaristischen, die die schärfste Unterdrückung der Einzelpersönlichkeit ist. Denn ihre Persönlichkeit versagte im Leben und zerschellte an Lächerlichkeiten, im Haufen Gleichgesinnter aber und Gleichleidender geben sie unbewußt das Schicksal ihres Ich in die Hand des Führers.

Kindischer Trotz ist ihr Tun und ein Sichrächenwollen an der Gesellschaft, eine Uebertrumpfung der kleinen, peinlichen Erlebnisse, die sie erlitten.

Schauspielergelüste sind in ihnen. Das zeigt dieses gewolltsoldatische Auftreten, das Tragen einer Uniform auch im Privatleben (man schaue sich einmal die Münchener Universität darauf-

hin an!), der Kult mit dem Hakenkreuz, überhaupt das ganze Abzeichenbimbrorium an Aermel, Kragen und Mütze. So ist zu verstehen, daß jeder Sturmtrupp wieder ein besonderes Abzeichen hat, daß jugendliche Knirpse mit Stahlhelm aufmarschieren, die Fahnen, von denen ich sogar drei sah — wie paradox! — in der Form alter römischer Legionsstandarten mit Adlern und — in der Mitte ein Hakenkreuz. Das bekannte Ehrhardtlied ist ein typisches Manifest dieser Ueberkompensation, denn es beschäftigt sich nur mit der Abzeichenfrage. („Wikingerschiff am Aermel — Hakenkreuz am Stahlhelm — schwarzweißrotes Band".)

Der Jüngling, der noch nichts leistete und den die Gesellschaft noch nicht wertet, denn sie wertet nur wirklich positive Arbeit, sucht krampfhaft sich geltend zu machen. Er spielt mit dem Gedanken einer Revolution, als wäre sie eine Bagatelle. Er berauscht sich an ihren Bildern, läßt Maschinengewehre knattern, Straßen klirren, sieht Fahnen flattern und wähnt, das neue Zeitalter stehe vor der Türe. In seinen Träumereien identifiziert er sich mit dem Führer, dem er sein Ich gab, er fühlt sich als die Angel der Welt und kommt so endlich zu einer Ueberbefriedigung seines Selbstbewußtseins.

Oder seine Sucht, sich geltend zu machen, schlägt in Rüpelhaftigkeit um. Dann kommt es zu Provozierungen der Polizei und zu frecher Belästigung von Straßenpassanten. (Deutsches Turnfest!) Und all dieses ist drapiert mit Phrasen, Redensarten, die viel besser und prägnanter in jedem Leitartikel ihrer Presse stehen. Ihr Denken, erfüllt von krankhaften, überbewerteten Ideen trägt einen zwangsmäßigen Charakter. Die Stärke des Gefühlstones steht in keinem Verhältnisse zum Inhalt der Begriffe. Logische Gegenvorstellungen vermögen keinen Einfluß auszuüben, immer wieder drängt sich die widerlegte Idee spontan ins Bewußtsein, und sie kann aus demselben nicht willkürlich entfernt werden. In höchstem Maße pathologisch wird dieser Zustand, wenn aus solchen Zwangsvorstellungen Handlungen sich ergeben wie die Ermordung Erzbergers oder Rathenaus oder die Sabotageakte im Ruhrgebiet. Eine andere höchst pathologische Eigenschaft ist der starkbetonte und ausgeprägte Antisemitismus. Denn Antisemitismus ist wütendster Massensadismus.

Masse will verhetzt sein. Will etwas haben, was in der Fiktion als schlecht besteht und an dem sie hemmungslos ihre Wutgefühle abreagieren kann. Die Rollen wechseln. Bei den Katholiken sind es meist die Freimaurer, von denen alles Uebel kommt, bei den Protestanten die Jesuiten. In Bayern waren es die Preußen und in Preußen zu Zeiten Bismarcks die Ultramontanen und Sozialisten.

Aber Antisemitismus ist überall. Denn der primitive Mensch hat das Streben, etwas aus sich herauszustellen, das er mit allem Schlechten umgibt, er hat das Streben, das Schlechte zu versinnbild-

lichen. Das ist hier: der Jude. Ebenso, wie er auch das Bestreben zeigt, das Gute herauszustellen und zu versinnbildlichen, und das ist heute vielleicht: der König, den er mit sämtlichen guten Eigenschaften umgibt. Nirgends als beim Antisemitismus zeigt sich so deutlich das Zwangsartige des Denkens. Je sinnloser und dreister eine Behauptung ist, desto eher wird sie geglaubt. Nirgendwo zeigt sich mehr, daß diese Menschen ihr Denken gegen logische Vorstellungen hermetisch abgeschlossen haben, denn hier.

Antisemitismus befriedigt die sadistischen Triebe des Menschen. Die Beziehung zwischen verdrängter Sexualität und Antisemitismus erhellt schon aus dem Umstand, daß es ein beliebter Vorwurf der Antisemiten und ihrer Presse ist, den Juden oder ihnen sonst mißbeliebigen politischen Personen Minderwertigkeit in sittlicher und ethischer Beziehung zuzusprechen. Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden, wenn es sachlich geschieht und berechtigt ist, aber die Art, mit der dieses breitgetreten und ausgemalt wird und die Frechheit, mit der ihnen mißliebige Persönlichkeiten beschuldigt werden, läßt unschwer die perverse Anlage erkennen. So ließ, um ein Beispiel zu nennen aus jüngster Zeit, das „Völkische Echo" Lenin und die „Großdeutsche Zeitung" Wilson an einer Syphilisinfektion sterben. Noch deutlicher wird die pathologische Seite offenbar, wenn man die öffentlichen Abortanlagen betrachtet mit ihren vielen an die Wand gemalten Hakenkreuzen, den dazugehörigen antisemitisch gefärbten Sprüchen sexuellen Inhalts und Zeichnungen, die hier anzuführen nicht der Ort ist — sie gehören ins psychiatrische Archiv! —, die aber die wahre Wurzel des Antisemitismus zeigen.

Diese Erscheinungen, als deren Hintergrund ich München nahm, bieten sich dort in der konzentriertesten Form. Sie sind natürlich nicht nur in München, sondern lassen sich unschwer überall im Reiche nachweisen.

---

„Die Juden sind in unbedingtem Sinne gescheit: einem Juden zu begegnen ist eine Wohltat, gesetzt, daß man unter Deutschen lebt . . . . Sie sind im unsicheren Europa die stärkste Rasse: sie sind dem ganzen Westen Europas überlegen durch die Länge ihrer Entwicklung. Ihre Organisation setzt durch ein reicheres Werden eine größere Zahl von Stufen voraus, als unsere übrigen Völker aufweisen. Aber das ist beinahe eine Formel für Vollkommenheit . . . Die Juden aber haben im modernen Europa an die supremste Form der Geistigkeit gestreift: diese ist die geniale Buffonerie. Mit Offenbach, mit Heinrich Heine ist die Potenz der europäischen Kultur wirklich überboten: in dieser Weise steht es den anderen Rassen noch nicht frei, Geist zu haben." *Nietzsche.*

# UNTERHALTUNGEN ZWISCHEN OHNESORGE UND GEORGE GROSZ

Am 16. Februar 1924 stand George Grosz mit seinen Verlegern Julian G u m p e r t z und Wieland H e r z f e l d e vor dem Berliner Landgericht III als Angeklagter. Sie waren der Verbreitung unzüchtiger Schriften angeklagt, weil sie Groszens „Ecce homo“ herausgegeben hatten. Den Vorsitz in der Verhandlung führt ein Landgerichtsdirektor, dem nicht George Grosz, sondern sein Vater den Namen O h n e s o r g e zurückgelassen hatte. Der Prozeß wurde von einem beeideten Stenographen festgehalten. Dieses s t e n o g r a p h i s c h e P r o t o k o l l ist von historischem Wert. Wir geben hier die Vernehmung des Angeklagten durch den Vorsitzenden wieder; vor einem geistigeren Forum, als es das Landgericht III vorstellt, werden Ohnesorge und Grosz die Rolle wechseln. Aber auch der in der Verhandlung so selbstsichere Ohnesorge wird erschrecken, wenn er seine eigenen Fragen und Erläuterungen schwarz auf weiß vor sich sehen wird. Den Lesern des „Tage-Buchs“ glauben wir durch die Veröffentlichung dieser Unterhaltungen zwischen Grosz und Ohnesorge eine frohe Stunde zu bereiten.

*Vorsitzender Landgerichtsdirektor Ohnesorge* (zu George Grosz): Wenn ich Sie recht verstehe, dann wollen Sie das, was Sie im Leben sehen und dabei empfinden, in sozialkritischer Weise darstellen.

*Grosz:* Jawohl.

*Vorsitzender:* Zunächst ohne einen bestimmten Zweck, sei es zum Beispiel der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, sehen Sie die Dinge, und dann wollen Sie sie in dieser (sozialkritischen) Weise zum Ausdruck bringen? (Grosz: Ja) Sie verfolgen also über den Zweck, rein künstlerisch oder sonstwie etwas darzustellen, noch den anderen, hier einer nach Ihrer Ansicht verdorbenen oder entarteten Zeit einen Spiegel vorzuhalten. Glauben Sie, daß Sie Ihr künstlerisches Empfinden ohne gewisse Grenzen darstellen dürfen?

Sind Sie sich nicht bewußt, daß auch dann, wenn derartige sexuelle Entartungen dargestellt werden sollen, g e w i s s e S c h r a n k e n e i n g e h a l t e n werden müssen, deren Ueberschreitung den, wie Sie sagen, „angeblich“ normal empfindenden Menschen verletzen könnten? Daß Sie jedenfalls vielleicht nicht gerade auf sexuelle Lüsternheit ausgehen, daß Sie aber doch durch die Art, durch den Gegenstand und Art und Form der Darstellung den Widerwillen und den Abscheu eines normal empfindenden Personenkreises hervorrufen können? Ich meine, ob Sie glauben, nicht nur allein Ihr eigenes Empfinden, sondern auch das Empfinden anderer in Betracht ziehen zu müssen?

Sie wollen den Zeitgeist geißeln, zum Beispiel ein Schieberpublikum, seine Genüsse und Leidenschaften, die sich in unverfeinerter sexueller und sonstwelcher Art äußern. Ja, d e r a r t i g e

Sachen sind doch aber allgemein bekannt durch die Zeitungen; das weiß doch schließlich das Publikum, daß eine derartige Gesellschaftsschicht besteht, daß in dieser Weise derartige Sachen, wie Sie sie zeigen, getrieben werden — wenn auch vielleicht nicht mit all den Einzelheiten, die Sie darstellen. Meinen Sie, daß Sie eine Berechtigung dazu haben, alle diese Sachen in voller Nacktheit und Deutlichkeit zu reproduzieren, um sie nochmals gewissermaßen dem Beschauer recht vor Augen zu führen? (Es folgt nunmehr die Besprechung der einzelnen Zeichnungen und Bilder).

*Vorsitzender:* Was wollen Sie darstellen, wenn Sie in der Zeichnung „Friedrichstraße" die Bekleidung der weiblichen Passanten durchsichtig erscheinen lassen, sodaß gerade die Geschlechtsteile ziemlich deutlich hervorgehoben sind? Wie wollen Sie das motivieren vom künstlerischen Standpunkt aus?

Halten Sie es für erforderlich, daß man diese Frauenspersonen so darstellen muß, um dem Beschauer klarzumachen, daß es sich hier um eine ganz bestimmte Gattung von Personen handelt? Worin sehen Sie das in Ihrem Sinne erzieherisch Abstoßende oder sonst irgend etwas Ihren Absichten entsprechende, wenn Sie diese Frauenspersonen mit durchscheinenden Kleidungsstücken zeichnen und gerade die Geschlechtsteile besonders betonen, und zwar unverhüllt?

Zeichnung 3, welche der Herr Staatsanwalt besonders herausgegriffen hat, ist von Ihnen bezeichnet worden mit „Aus der Jugendzeit". Was soll die Zeichnung darstellen?

*George Grosz:* Es ist eine Art Vision.

*Vorsitzender:* Schön! — Es genügt uns, wenn Sie uns sagen, es war für Sie eine Vision eines Herrn, der sie hat. Zeichnung 11 bezeichnen Sie als „Besuch". Ja, was soll nun . . . warum soll man sich den Besuch so vorstellen? So erscheint doch gewöhnlich kaum Besuch?

Zeichnung 14 heißt „Zu Hause". Was hat das eigentlich . . . Da möchte ich doch auf das zurückkommen, was Sie selber vorhin als die Tendenz Ihres Werkes bezeichneten. Was hat das mit dem „Zeitgeist" zu tun? „Zu Hause" — gewiß, hier sind Mann und Frau ganz ungeniert. Aber warum soll man solche häuslichen Szenen darstellen? In dieser Weise? Sie sind verheiratet? (George Grosz: Ja.) Stellen Sie sich häusliche Vorgänge eigentlich so vor? Das wirkt doch zum mindesten verletzend und abstoßend. Das werden Sie doch selbst zugeben müssen. Womit beschäftigt die Frau ihre linke Hand?

*Grosz:* Das stellt keinen sexuellen Vorgang dar.

*Vorsitzender:* Zeichnung 16 heißt „Verzückung". Ja, wie wollen Sie es hier motivieren, daß diese unteren Teile mit dieser . . . ich

will sagen: Betonung — das ist ja doch fast am deutlichsten ausgeführt, vielleicht abgesehen vom Gesicht — dargestellt sind? Ich meine, vermissen Sie da, oder vielmehr, glauben Sie nicht, daß das auf den unbefangenen Zuschauer, auch auf einen, der nicht prüde und der durchaus bereit ist, von der künstlerischen Seite aus eine Sache zu werten, verletzend wirken kann? — Was soll „Verzückung" heißen? Dies kann doch keine ideale oder sonstige Verzückung sein, sondern diese Andeutung der Geschlechtsteile soll doch eine rein sexuelle Erregung darstellen. Ich meine, Sie hätten doch . . . der Kopf dieser Frau wäre durchaus sehr schön, und wenn das unten nicht wäre, würde jeder Mensch tatsächlich die Verzückung erkennen. Der Kopf würde schon an sich das geben, was Sie ausdrücken wollten. Sie haben der Zeichnung aber noch einen ganz bestimmten Nebengeschmack gegeben, durch die starke Betonung dieses unteren Teils. Selbst unter dem Gesichtswinkel, daß Sie der Zeit vorhalten wollen, wie verdorben sie ist, welche rohen Triebe sich in einem Teile der Gesellschaft breit machen, kann ich doch dieses Bild in Ihre Tendenz nicht recht einreihen. — Gewiß ist unzweifelhaft, daß man das ganze Werk in seinem Zusammenhange betrachten und würdigen muß. Deshalb hat ja auch der Herr Staatsanwalt das ganze Werk beanstandet; wir verkennen indessen nicht, daß viele Bilder nichts mit Sexualität zu tun haben.

*George Grosz:* In ein solches Werk gehört auch die Unkontrollierbarkeit des Körpers, die sich in einer Zeichnung, wie „Verzückung" ausdrückt.

*Vorsitzender:* Schön, also Sie wollen das damit kennzeichnen.

Auch Blatt 28, „Promenade" ist als besonders anstößig in der Anklage hervorgehoben worden. Auch hier ist angedeutet, daß es sich um Prostituierte handelt, die sich auf der Straße breit machen. Aber das ist doch wieder in einer recht deutlichen Form zum Ausdruck gebracht.

*Grosz:* In Bordellstraßen ist dieser Vorgang sehr häufig.

*Vorsitzender:* Gewiß, das glaube ich. Es werden ja immer viele schlimme Dinge in der Welt passieren, das ist keine Frage. Das wissen die erwachsenen Menschen sehr wohl. Sogar, daß vielleicht noch ganz andere Dinge passieren, als hier dargestellt werden. Es fragt sich nur, woher leiten Sie die künstlerische Berechtigung ab, derartige Sachen so unverhüllt darzustellen. Sie werden doch auch anerkennen, daß sich der Künstler eine bestimmte Grenze selber setzen muß. Wenn er für sich etwas zu Hause schaffen muß — schön, mag er es tun. Wenn er aber an die Oeffentlichkeit tritt, so muß er doch bedenken, daß dort gewisse Schranken bestehen; ich meine, daß ein gewisser Takt doch eingehalten werden muß, wo man sagt:

weiter darf ich hier nicht gehen. Für private Zwecke — schön! Aber da Sie sich doch, wie Sie sagen, an ein großes Publikum wenden wollen, um ihm einen Sittenspiegel zu zeigen, so sind doch bestimmte Grenzen innezuhalten. Tatsächlich werden übrigens auch derartige Szenen sich doch ziemlich selten abspielen.

Bild 30 heißt „Hahn im Korbe". Das ist ganz eindeutig. Bilder mit derartiger Tendenz kennt man ja viele, aus dem „Simplizissimus" und überall her. Aber ist das denn jemals in dieser Weise zum Ausdruck gebracht worden? Es gibt doch schließlich auch Künstler, die den Zeitgeist darstellen wollen, die aber dabei doch nur bis zu einer gewissen Grenze gehen. Glauben Sie auch hier, daß das Künstlerische in dieser Zeichnung überwiegt?

Blatt 38, „Aenne", ist ein Pendant zu der „Verzückung". Was wollten Sie eigentlich damit zum Ausdruck bringen? Da habe ich mich gefragt: Was soll damit bezweckt werden?

*Grosz:* Das ist nur die realistische Darstellung eines Aktes. Das soll . . . sagen wir mal: eine hypernaturalistische Darstellung eines Aktes sein.

*Vorsitzender:* Es werden aber doch hier tatsächlich die eine Gesichtshälfte, die eine Brusthälfte und die untere Partie noch weiter betont. Ich weiß nicht, ob Sie damit sagen wollen: das soll einen Frauencharakter ganz besonders prägnant zum Ausdruck bringen. Auch hier müssen wir uns doch die Frage vorlegen: ist hier nicht die Grenze, die der Kunst gesetzt ist, überschritten, oder hat sie dieses Gebiet schon verlassen und ein anderes betreten, das nicht mehr künstlerisch ist?

*Grosz:* Für den Künstler gibt es diese Grenze garnicht. Ich kann deshalb schwer dazu etwas sagen.

*Vorsitzender:* Das glaube ich Ihnen schon, das mag sein, wenn Sie für sich zeichnen, schön; aber Sie wollen doch gesehen werden, wirken. Glauben Sie, daß Sie alles rücksichtslos darstellen können?

*George Grosz:* Das glaube ich wohl.

*Ein Beisitzer* (zu den beiden anderen Angeklagten, Herzfelde und Gumpertz): Sie dürfen sich nicht unterhalten, die beiden da!

*Vorsitzender:* Bild 42 „Rudi S." — nun sagen Sie mal! Das ist doch etwas, was man als besonders kraß und abstoßend empfinden muß. Es soll hier dargestellt werden die ganze Perversität, auf die irgendein Mensch verfallen kann, aber in jeder Beziehung.

*Grosz:* Ja. Ich habe das auch ganz kraß zum Ausdruck gebracht. Es werden doch in hundert Gerichtsverhandlungen alle diese Dinge gesagt. Warum soll ein Zeichner . . .

*Vorsitzender:* Ja, das ist eine Frage, über die sich das Gericht schlüssig machen muß. Wenn derartige Sachen ins einzelne zur Verhandlung kommen, dann wird die Oeffentlichkeit ausgeschlossen. Wir würden auch hier die Oeffentlichkeit ausschließen, wenn im Publikum diese Bilder vorliegen würden. Zunächst verläuft diese Verhandlung hier noch so, daß man eine Grenze ziehen kann. Aber Sie werden doch zugeben, daß, wenn eine derartige Sache in allen Einzelheiten und mit den Bildern zur Verhandlung käme, die Oeffentlichkeit ausgeschlossen würde. Bisher wird hier dem großen Publikum ja nichts mit rücksichtsloser Nacktheit vorgeführt. — Wozu sollen nun alle diese Sachen, gewisse Unarten usw.? Ich möchte mal eine Erklärung haben, warum soll, was im Leben wirklich vorkommt, nochmals reproduziert werden, sei es auf der Bühne, sei es im Bilde? Warum? Ich meine, vom künstlerischen Standpunkt aus läßt sich selbstverständlich sagen, daß die Kunst auch solche Sachen behandeln soll. Aber doch mit bestimmten Grenzen. Ich hätte gern von Ihnen bei den einzelnen Bildern gehört: worin sehen Sie hier dasjenige, was diese Zeichnung unterscheidet von einer Photographie dieses Vorganges, worin sich diese Zeichnung weit erhebt über den Stoff gewissermaßen, so daß noch etwas Künstlerisches darin steckt?

*George Grosz:* Der Vergleich mit der Photographie wird ja doch insofern hinfällig, als . . .

*Vorsitzender* (unterbrechend): Ich habe das nur zum Vergleich herangezogen. Ich meine, wo beginnt das Künstlerische in dem Bild gegenüber dem Unanständigen, Anstößigen, das Schamgefühl Verletzenden? Und wo ist etwas, wo man sich sagen kann: nein, hier ist doch Kunst, die überwiegt. Herr Grosz, darüber hätte ich gern eine Aufklärung von Ihnen.

*George Grosz:* Ich muß sagen, daß ich persönlich das nicht entscheiden kann. Ich halte das für Kunst.

*Vorsitzender:* Sie haben die subjektive Auffassung: für Sie ist das eben Kunst, und in dieser Weise wünschen Sie auch Ihr Werk beurteilt zu sehen?

*George Grosz:* Ja.

*Vorsitzender:* Zeichnung 44 heißt „Dr. S. und Frau". Ja . . . Ich habe mich gefragt: was macht hier Dr. S. und Frau? Ist das eine häusliche Szene, oder was . . . ich habe das eigentlich nicht recht entziffern können.

*George Grosz:* Es ist eine Frau, die ganz zusammenhanglos neben einem Manne gezeichnet ist.

*Vorsitzender:* Sehen Sie denn einen Besuch nur immer so? Wir wissen natürlich, daß es derartige Besuche gibt. Aber daß Sie das in dieser Weise darstellen. Es mag ja möglich sein, daß der Titel „Dr. S. und Frau" gleichgültig ist, daß Sie das Bild gezeichnet

haben, und daß Sie nachher irgendeinen Titel dazu gaben. Ich kann den Sinn nicht recht entziffern. Soll die Frau den Mann geschlagen haben?

*George Grosz:* Das ist nicht gemeint. Das hätte ich sonst zum Ausdruck gebracht. Es kann in diesem Bilde auch sein, daß der Mann der Frau irgendein Gedicht vordeklamiert, und sie hört zu.

*Vorsitzender:* Nun kommen wir zu „Kommerzienrats Töchterlein", Blatt 48.

*Grosz:* Das ist eine Art Frühlingserwachen.

*Vorsitzender:* Ja, der Titel? . . . Ich habe mir gedacht, Sie wollen sagen, daß es auch in diesen Kreisen Personen gibt, weiblicher Natur, weibliche Personen, die diese geschlechtlichen frühreifen Empfindungen haben, oder irgend etwas ähnliches. Das habe ich mir gedacht. Oder ist es was anderes? Das weiß ich nicht.

*Grosz:* Das ist ganz richtig.

*Vorsitzender:* Ein Frühlingserwachen hätte ich mir, offen gestanden, dabei nicht vorgestellt. Blatt 51 heißt „Eva". Ich habe mir vorgestellt, sie wollten darstellen, in welcher Weise eine Frau mißbraucht werden kann. Oder wie ist das? Hier ist doch alles Mögliche, sehr drastische Andeutung, verstümmelte Personen, Schnapspullen dabei, eine Person, die man als Verbrecher, als Zuhälter oder ähnlich deuten kann. Wollten Sie das damit sagen?

*Grosz:* Jawohl.

*Vorsitzender:* Blatt 57 heißt „Ungleiches Paar". Das ist doch eine recht scharfe sexuelle Betonung. . . Ich weiß nicht, die Frau hält die linke Hand hier unten . . .

*Grosz:* Es ist kein sexueller Vorgang.

*Vorsitzender:* Dann ist ferner dieser Lebegreis . . .

*Grosz:* Es ist weniger ein Lebegreis als ein stark spießbürgerlicher Charakter.

*Vorsitzender:* Das habe ich eigentlich nicht angenommen. Aber man kann es gelten lassen, spießbürgerlich. Das Bild hat doch eigentlich etwas mehr als man hineinsehen kann. Der Hand der Frau nach sieht es eigentlich nach mehr aus. Ich weiß nicht, was Sie damit bezeichnen wollen. . . Blatt 60 ist Richard Wagner gewidmet. Ich weiß nicht, was damit gegeißelt werden soll, eine gewisse Germanomanie, oder was sonst?

*Grosz:* Das Blatt ist humoristisch gemeint.

*Vorsitzender:* Das verstehe ich wohl. Aber den Humor hätten Sie doch durchaus ebenso erreichen können, wenn Sie bei dem Manne das Fell etwas tiefer hätten hängen lassen, dann wäre sogar der Humor ganz ungestört zum Ausdruck gekommen. Was hat die Darstellung des Geschlechtsteiles damit zu tun? . . . Blatt 61 heißt „Genreszene". Trinker, weibliche Personen, doch auch wieder ziemlich . . . na also . . . unverhüllt will ich nicht sagen, aber unter einer starken Betonung der betreffenden Teile.

*Grosz:* Gewiß sind das intime Szenen, aber doch sehr kritisch dargestellt. Die Frauen da sind doch alles andere als hübsch.

*Vorsitzender:* Was Sie sagen wollen, begreife ich wohl. Blatt 67 heißt „Allein". Ich weiß nicht recht, was das heißen soll. Ich habe mich gefragt: soll dieses junge Mädchen, oder was es sonst ist, sich allein so hinstellen?

*Grosz:* Nein, es liegt seitlich. Das Gesicht ist degeneriert.

*Vorsitzender:* Ja gewiß. Aber warum, wenn Sie Degeneration darstellen wollen, diese ganz eminent sexuelle Betonung? . . . Blatt 75 heißt „Silberne Hochzeit". Ich finde, daß diese Vorstellung von einer silbernen Hochzeit eigentlich nicht in den Rahmen dieses Buches hineingehört. Es ist doch eigentlich eine Verhöhnung der Ehe. Ich weiß nicht, wie das gedacht sein soll. Anders kann man es doch nicht auffassen. Wer wird sich eine silberne Hochzeit in dieser Art vorstellen? Ich weiß auch nicht, warum gerade dieser Moment einer silbernen Hochzeit dargestellt wird. Es gibt doch auch noch a n d e r e Möglichkeiten aus der Feier einer silbernen Hochzeit. Warum gerade dieser Moment?

Blatt 78 „Sonntag früh" wiederum die Darstellung einer intimen häuslichen Familienszene. Warum sehen Sie das s o ? Oder ich will mal fragen: warum bringen Sie das in diesem Buche zur Darstellung? Soll das besonders Spießige oder Kahle, Nackte, Trübe dargestellt werden? Auch hier liegt doch gar kein Anlaß vor, nun das Geschlechtliche zu betonen durch die Darstellung der Geschlechtsteile.

*George Grosz:* Darauf kann ich so schnell nicht antworten. Jedenfalls steht meine ganze Weltauffassung sehr im Gegensatz zu der des Herrn Staatsanwaltes, sie ist wesentlich negativer und skeptischer. Ich sehe die Dinge so, wie ich sie dargestellt habe. Wenn ich mir den größten Teil der Menschheit ansehe, so sehe ich keine Schönheiten oder lieblichen Gebilde. So geht es mir auch bei den Frauen und bei den Familienszenen. Für mich i s t der Mensch . . .

*Vorsitzender* (unterbrechend): I c h b i n n i c h t d e r H e r r S t a a t s a n w a l t. S i c h e r l i c h h a t d e r G e r i c h t s h o f a u c h k r a f t s e i n e s B e r u f e s e i n e g a n z e M e n g e a b s t o ß e n d e r D i n g e g e s e h e n. D a r a u s e n t s t e h t a b e r d o c h n i c h t d a s R e c h t, s o l c h e D i n g e v o r- z u f ü h r e n.

*Grosz:* Ich bin noch nicht so geläutert. Ich bin noch im Entwicklungsprozeß, in dem ich die Dinge so sehe, wie ich sie sehe. —

*Vorsitzender:* Aquarell IV heißt „Ecce Homo". Ja, wollen Sie vielleicht dieses Bild erklären, was Sie sich darunter vorgestellt haben: „Siehe da, der Mensch!"

*Grosz:* Im Zusammenhange dieses ganzen Werkes kann man sagen: „Seht, welche Menschen!"

*Vorsitzender:* Sie wissen ja, daß das Wort eine ganz besondere Bedeutung hat?

*George Grosz:* Ein Moralist, wie ich, kann schließlich kein besseres Wort wählen, als dieses „Ecce Homo"! Denn Christus ist die Verkörperung des Menschen und das Gegenteil von dem, was hier dargestellt wird.

*Vorsitzender:* Sie wollen sagen, was aus dem Idealbild, das Sie in Christus sehen, geworden ist. Sie wollen durch den Vergleich zeigen, was aus dieser Menschheit geworden ist?

*George Grosz:* Jawohl.

*Vorsitzender:* Ja, hier ist nun ein typischer Verbrecher, darüber eine weibliche Person, ein junger Gent. Wie soll das gedacht sein? Soll der Verbrecher hier unten lauern und da irgendwie . . .

*Grosz:* Das ist visionär.

*Vorsitzender:* Also ohne innere Beziehungen der einzelnen Personen zueinander?

*Grosz:* Die eigentliche Beziehung dieser drei Personen untereinander ist vielleicht nur geschlechtlicher Art.

*Vorsitzender:* Geschlechtlicher Art. Das ist also der Zuhälter . . jawohl, ich verstehe. . . Bei Aquarell V werden Sie doch selber zugeben müssen, daß es ganz besonders abstoßend und verletzend ist. Ich weiß auch nicht, wieso Sie nun mit diesem Bilde der Menschheit irgendwie einen Spiegel vorhalten wollen. In anderen Bildern lassen sich solche Beziehungen vielleicht erkennen. Sie wollen der Menschheit zeigen, wie weit der Mensch gesunken ist. Aber hier? Das ist doch nur ein Lächerlichmachen oder irgend etwas ähnliches des Alters, anders kann ich mir nicht recht vorstellen, was es sein soll. Das obere Bild zeigt die beiden Personen in ihrer Jugendzeit und unten im Alter. Wollen Sie darin Humor sehen, oder was sonst? Ich weiß nicht, was Sie hier dem Beschauer vorhalten wollen.

*George Grosz* (schweigt).

*Vorsitzender:* Aquarell VI, „Niederkunft" auch in höchstem Maße abstoßend. Ich kann auch da nicht Beziehungen zu Ihrer Tendenz feststellen. Es handelt sich da wohl um ein unglückliches Wesen, das in der Gesellschaft von Dirnen und Verbrechern niederkommt. Oder w o l l t e n S i e ü b e r h a u p t d e n g a n z e n G e b u r t s a k t p e r s i f l i e r e n?

*George Grosz:* Das ist natürlich keineswegs dargestellt.

*Vorsitzender:* Bei diesem Bilde macht es doch Mühe, eine künstlerische Tendenz hineinzulegen.

*George Grosz:* Das Blatt ist doch an sich in den Farben . . .

*Vorsitzender* (unterbrechend): Ach Gott, Herr Grosz! . . . Das Figürliche tritt doch so hervor, daß die Farbe nicht das Ausschlag-

gebende ist. Sie wollen sagen, daß Sie eine schöne Farbengebung machen wollten. Ja, aber mit diesem Inhalt! . . . Aquarell 11 ist „Professor Freud gewidmet“. Soll das der Wiener Professor sein? der mit der Psycho-Analyse?

*George Grosz:* Das ist wiederum ein ganz visionäres Bild, es ist fast geträumt.

*Staatsanwalt:* Der Angeklagte führte an, er hätte sich „anfangs“ über die Beschlagnahme gewundert. Ich habe einen Nachsatz dazu nicht gehört. Sind ihm hinterher . . .

*Vorsitzender:* Sind Ihnen, Herr Grosz, hinterher doch Gedanken gekommen, daß man auch anders über Ihr Werk urteilen könnte, als Sie bis dahin geurteilt haben? Daß die Grenzen, die der Kunst gezogen sind, von Ihnen im allgemeinen doch überschritten worden sind?

*George Grosz:* Nein, nein!

*Vorsitzender* (fortfahrend): Daß der Künstler nicht für sich allein lebt, sondern in einer Gemeinschaft, und daß, wenn er für die Gemeinschaft schafft, ihm gewisse Grenzen gezogen sind, innerhalb der Bande, die die Gemeinschaft der Menschen erforderlich macht? Daß die sittlichen Zusammenhalte nicht zerstört werden dürfen und nicht zerstört werden sollen, auch vom Künstler nicht?

*George Grosz:* Selbst durch die Darstellung der häßlichsten Dinge, die in diesem Werke sind und von denen angenommen werden könnte, daß sie einen Teil von Menschen befremden, wird nach meiner Meinung eine große erzieherische Arbeit geleistet, und gerade durch diese. Denn wenn ich einen alten Mann darstelle mit der Häßlichkeit des Alters und der Häßlichkeit des unkontrollierbaren Körpers, so bewirke ich, daß man schon von früher Jugend an auf seinen Körper achtet, ihn trainiert, durch Sport usw. Es sind dies alles ganz bestimmte moralische Tendenzen, auch bei der Darstellung der krassesten und häßlichsten Dinge, und deswegen stehe ich nach wie vor auf dem Standpunkt, daß nur eine . . . ich meine . . . (stockt). Ich nehme da nichts zurück.

*Vorsitzender:* Sie bleiben auch bezüglich der Bilder, die Ihnen besonders vorgehalten worden sind, bei Ihrer Auffassung?

*George Grosz:* Ja.

---

„Es ist eine N i e d e r u n g von Mensch und Seele, welche den nationalen Haß bei sich aushält (oder gar bewundert und verherrlicht): die dynastischen Familien beuten diese Art Mensch aus — und wiederum gibt es genug Handels- und Gesellschaftsklassen (auch natürlich die käuflichen Hanswürste, die Künstler), die ihre Förderung gewinnen, wenn diese nationalen Scheidewässer wieder die Macht haben.“ *Nietzsche.*

Friedrich Adler, der Sohn des großen verstorbenen Sozialisten, und zugleich einer der bedeutendsten Schüler von Ernst Mach, veröffentlichte diesen Aufsatz in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“. Da der Bruder des Haupt-Mediums neulich als Schwindler entlarvt wurde, so sind Adlers Ausführungen von doppeltem Interesse.

In Wien ist in den letzten Monaten ein großartiges Wunder zu sehen. Die Schwerkraft wird aufgehoben. Der 16jährige Willy Schneider aus Braunau am Inn kann in liegender Stellung schlafend zur Zimmerdecke hinaufschweben. Seinem 15jährigen Bruder Rudi gelingt die gleiche Kunst, aber der Aeltere ist der Berühmtere, und daher wollen wir in der Folge besonders von ihm reden.

Das Wunder ist schon wiederholt vorgeführt worden, und die klerikale „Reichspost“ beschreibt es mit gleicher Begeisterung wie die aufgeklärte „Neue Freie Presse“. Den Willy Schneider sieht man bei dem Experiment ja leider nicht; denn der Raum, in dem er seine Kunst vorführt, wird stockdunkel gehalten, sodaß ein Teilnehmer erzählt, daß er seine eigenen fünf Finger nicht zu sehen vermochte. Aber die Umrisse des Wunderjungen sind durch Stecknadeln, deren Köpfe durch Phosphor leuchtend gemacht sind, erkenntlich, und die Beobachter, die ihn an der Hand halten, können fühlen, wie er sich immer höher erhebt, müssen sogar auf Sessel steigen, um seinem Höhenflug zu folgen.

Noch ganz andere Wunder vollziehen sich in diesen Veranstaltungen, von denen man etwa eine Vorstellung durch folgende ernst gemeinte Schilderung des Spezialfachmannes der „Neuen Freien Presse“ bekommt:

> Die Tischdecke bauscht sich, die Stühle schlagen auf den Boden, die Kissen fliegen quer durch den Raum (und zwar nicht in der parabolischen Wurflinie, sondern wagrecht durch die Luft getragen, um erst knapp vor dem Ziel in scharfem Winkel abzustürzen), schon auch zeigt sich, weitab von dem keuchenden Medium, die Niemandeshand, bald schwarz-rauchig, bald fleischrot, jetzt fährt sie als unausgebildeter Stumpf mit vier Zehen hinter dem Tischtuch hervor. Die materialisierte Hand hämmert, überhuscht die Mauer, klopft mit Knöcheltönen an den Kalkbewurf; achtzehnmal im Laufe der ersten Versuchsfrist erscheint sie, um atomlos wieder zu zergehen, sich in nichts zu dematerialisieren. Angehaltenen Atems sehen wir, wie diese Hand vor das leuchtende Glas einer Uhr greift, deren Umriß unter ihr verschwindet; und wie sie, weggezogen, das Flimmern des Glases wieder freigibt. Da der Handstumpf sich dem Schuh eines Teilnehmers nähert, wird von seinem Nachbarn der Wunsch ausgesprochen, die rote Hand möge den Schuh vom Fuße ziehen; sofort macht sie sich daran, nestelt ungeduldig an der Schnur,

klopft, reißt und zerrt — und erst als der Teilnehmer uns nachher seinen patentierten „unlösbaren Schuhbandknoten" zeigt, begreifen wir dieses Mißlingen.

Alles kann die materialisierte Hand, nur das Patent dieses Schuhbandknotens ist der Geisterwelt verschlossen. Aber wir dürfen das Beste hoffen, denn man hat ein eigenes „Wiener metapsychologisches Institut" gegründet, das sicher den Knoten auch dieses Stiefels mit der Zeit lösen wird. Die Zuversicht ist um so begründeter, als der Leiter dieses „Instituts", ein gewisser Herr Czernin — nicht identisch mit jenem, dem wir das Wunder des Brotfriedens von Brest-Litowsk verdanken — in der „Neuen Freien Presse" autoritativ erklärt, daß „unser österreichisches Vaterland heute an der Spitze dieser Weltbewegung marschiert".

Aber bleiben wir beim Ernst der Sache. Ueberlassen wir die „materialisierten Hände" und die „leuchtenden Korkstöpsel, die schreiben können" und genau die Schriftzüge und Schnörkel der geistig höchststehenden Metapsychologen auszuführen verstehen, ruhig dem staunenden Bewundern der Anhänger des Okkultismus. Wir wollen uns nur mit der einen Kunst des Willy Schneider beschäftigen, die zwar am wenigsten das Gruseln erregt, aber für die Wissenschaft am bedeutungsvollsten ist: mit der Aufhebung der Schwerkraft. Bei materialisierten Händen und schreibenden Korkstöpseln hat die gewöhnliche Wissenschaft nichts dreinzureden, denn davon weiß sie ebenso wenig wie von den Wundern, über die uns die Legenden aller alten Religionen berichten. Aber mit der Schwerkraft steht es doch etwas anders, da ist nichts unklar, und die Physik weiß heute alles darüber, was zu wissen ist, und kann ganz genau sagen, welche neue Erkenntnis wir dem Willy Schneider verdanken könnten, falls seine Kunst auch dem Lichte des Tages standhalten sollte.

Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß der Willy Schneider gerade in jener Stadt seine Vorführungen macht, in der Ernst Mach lehrte und uns restlose Klarheit über die Mechanik gab. Und es ist nicht minder ein Zeichen für den Wechsel der Konjunktur, daß das Blatt der liberalen Bourgeosie, die „Neue Freie Presse", die einst nicht genug die Aufklärung Ernst Machs preisen konnte, nun geradezu zum Fachorgan der Dunkelmänner geworden ist.

Mach hat klargelegt, daß wir die grundlegende Tatsache der Mechanik in den Beschleunigungen (Geschwindigkeitsänderungen) der Körper gegeneinander zu sehen haben. Die Schwerbeschleunigungen gegen den Erdmittelpunkt sind nur ein Spezialfall des allgemeinen mechanischen Tatbestandes. Mach zählt neben der Gravitation (Schwere) noch eine ganze Reihe von beschleunigungbestimmenden Umständen auf.

Wir kennen nun eine Reihe von Vorrichtungen mechanischer und elektromagnetischer Natur, um der Schwerbeschleunigung eine

gleich große entgegengesetzt gerichtete Beschleunigung entgegenzusetzen, die Schwerkraft, also wie man volkstümlich sagt, „aufzuheben“. Wenn wir etwa einen starken Elektromagneten an der Decke eines Zimmers aufhängen, so wird es unterhalb desselben eine Fläche geben, in der die Schwerkraft für alle Eisenteilchen aufgehoben ist, in der Gleichgewicht zwischen der Anziehungskraft der Erde und der Anziehungskraft des Elektromagneten besteht. Und in dem Raum oberhalb dieser Fläche werden sich alle Eisenteile zur Decke bewegen, ganz so, als ob sie der leibhaftige Willy Schneider aus Braunau wären. Und noch viel Großartigeres als dieser Junge vollbringt jeder Aeroplan, der sich in die höchsten Höhen erhebt.

Aber neben diesen künstlichen Apparaten der Physik und Technik hat die Natur selbst im tierischen und im menschlichen Körper wunderbare Apparate entwickelt, um die Schwerkraft zu überwinden. Das System von Knochen, Gelenken und Muskeln unserer Gliedmaßen ermöglicht es uns, die Schwerkraft zu überwinden, wenn wir auf Berge oder in unserem Zimmer auf eine Leiter steigen. Und bei den Tieren, die mit Flügeln ausgestattet sind, ist auch die freie Erhebung, das Schweben über der Erde möglich.

Ob bei dem Willy Schneider ein Elektromagnet im Spiele ist oder ob er sich mit primitiveren beschleunigungsbestimmenden Apparaten aus der Mechanik behilft, wie etwa mit feinen Drähten oder gar dicken Seilen über Rollen, oder ob er sich in der allereinfachsten Weise an den Sesseln der Beobachter oder irgendwelchen anderen Gegenständen mit den Muskeln seines Körpers hinaufturnt, interessiert uns recht wenig. Das sind Fragen der Taschenspielerkunst oder Akrobatik, Probleme für Jahrmarktszauberer. Wichtig würde die Frage erst, wenn es sicher wäre, daß Willy Schneider keines der bekannten Mittel zur Ueberwindung der Schwerkraft verwendet. Dann könnte ihm die Wissenschaft eine neue Aufklärung verdanken. Wir würden erfahren, welchen neuen beschleunigungsbestimmenden Umstand es außer den bereits bekannten noch gibt. Es könnte dieser neue Umstand vielleicht sogar von ebenso großer Bedeutung werden, wie es die Entdeckung des Elektromagnetismus für Wissenschaft und Technik gewesen ist.

Aber die Herren vom Metapsychologischen Institut wären mit dieser Anerkennung des Willy Schneider sicher nicht zufrieden. Denn sie suchen nicht nach einem beschleunigungsbestimmenden Umstand im Sinne der wissenschaftlichen Physik, sie wollen überhaupt mit der Naturwissenschaft nichts zu tun haben, sondern für sie sind die Versuche nur von Interesse, sofern sie als „übersinnliches“ Ereignis ausgegeben werden können.

Daß sie auf diesen Gedanken des Suchens nach übersinnlichen Erklärungen für die Versuche des Willy Schneider verfallen, beruht vor allem darauf, daß ihnen die Tatsachen der Mechanik nicht in ihrer wissenschaftlichen Nüchternheit klar sind, sondern daß sie

schon in die Naturkräfte Uebersinnliches hineintragen, daß sie noch in jenen fetischistischen Auffassungen der physikalischen Grundbegriffe befangen sind, an deren Ausschaltung Ernst Mach die reiche Fülle seiner Lebensarbeit gewendet hat.

Und so kommt es, daß die Bewunderer des Willy Schneider garnicht wissen, welche großartigen Fähigkeiten er wirklich hat. Sie haben ihre Aufmerksamkeit immer nur auf seine Person gerichtet und garnicht daran gedacht, welche entscheidenden Folgen durch diese Experimente im übrigen Weltall entstehen. Wie begeistert werden sie erst sein, wenn sie sich klarmachen, daß der Willy Schneider nicht nur in die Höhe schwebt — denn das kann schließlich jeder Vogel und jeder Aeroplan besser als er —, sondern daß er in seinem Fluge das kann, was noch niemals menschlicher Kunst gelang, noch jemals in der Natur erschaut wurde, daß er den Schwerpunkt der Erde zu verschieben vermag. Denn das ist die große Konsequenz der Auffassung der Metapsychologen. Bisher kannte die Wissenschaft keinerlei Mittel, um innerhalb eines abgeschlossenen mechanischen Systems dessen Schwerpunkt zu verschieben. Alle Erfindungen und Entdeckungen, die gemacht wurden oder auf Grund der wissenschaftlichen Mechanik möglich erscheinen, können den Schwerpunkt der Erde nicht verschieben. Aber was nach der ganzen bisherigen Physik unmöglich erscheint, der Willy Schneider kann es natürlich. Er braucht sich nur hinzulegen, seinen Willen anzuspannen, und der Schwerpunkt der Erde verschiebt sich. Wenn er genug hat und er seine Vorstellung beendet, kehrt der Schwerpunkt der Erde wieder in seine alte Lage zurück. Wir werden natürlich nicht wagen, die Leistungsfähigkeit des Willy Schneider in dieser Richtung in Zweifel zu ziehen, aber man wird uns hoffentlich verzeihen, wenn wir auf den Gedanken kommen, daß sich vielleicht die Herren Protektoren des Willy Schneider noch nicht die Zeit genommen haben, sich über alle physikalischen Konsequenzen ihrer Auffassung genügend zu orientieren. Dem Willy Schneider selbst machen wir natürlich keinen Vorwurf, ein sechzehnjähriger Junge muß noch nicht Mechanik studiert haben. Auch an den Dr. Hans Müller stellen wir keine überspannten Anforderungen: er schrieb ein Theaterstück über Galilei, warum soll gerade er sich um die Mechanik, deren Begründer Galilei war, gekümmert haben? Daß aber in der ganzen metapsychologischen Gesellschaft kein einziger ist, der sich die Frage vorgelegt hat, wie es eigentlich mit dem Newtonschen Gesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung steht, das ist wirklich mehr Schande als nötig ist, damit Wien den Ruhm bewahre, „an der Spitze dieser Weltbewegung“ zu stehen. Das Newtonsche Gesetz hat sich bisher ausnahmslos und in aller Strenge als richtig erwiesen. Wenn die Okkultisten recht hätten, dann hätte Willy Schneider es durchbrochen, dann hätte er nach Belieben den

Schwerpunkt der Erde verschoben. Was uns zugemutet wird, ist somit nicht nur die Anerkennung einer neuen Erkenntnis, sondern das Aufgeben aller Erkenntnisse, auf denen bisher die Physik beruhte. Wir stehen vor der Entscheidung, ob wir für den Glauben an die Wunder des Willy Schneider all unser Wissen über die Mechanik eintauschen sollen oder nicht. Vorläufig ist es uns allerdings wahrscheinlicher, daß der Schwerpunkt der Erde unverrückt blieb und alles, was verrückt ist, darin seine letzte Quelle hat, daß die Herren Experimentatoren noch immer in unklaren, metaphysischen Vorstellungen über die Schwerkraft befangen sind.

Nun könnte es ja, wie wir gesehen haben, sein, daß Willy Schneider zwar den Schwerpunkt der Erde in Ruhe läßt, aber einen neuen, der Wissenschaft noch unbekannten beschleunigungsbestimmenden Umstand zur Verfügung hat. Leider können wir auch auf diese Bereicherung unseres Wissens nicht hoffen. Denn alles deutet darauf hin, daß Willy Schneider nach sehr bekannten Methoden arbeitet. Unser Mißtrauen wird vor allem erregt durch die Art der Inszenierung der Vorführungen. Sie erfolgen vor einem zusammengewürfelten Publikum, das keine Erfahrung in physikalischen Experimenten hat; das „Medium" weist Teilnehmer, die es „stören" — weil sie zu mißtrauisch sind —, aus dem Zimmer; man läßt kein Licht zu, mit Ausnahme einer kleinen roten Dunkelkammerlaterne; man verwendet mit Erfolg die Ermüdungstherapie, das heißt, man läßt die Beobachter viele Stunden — oft fünf oder mehr —, bevor das Experiment beginnt, im Dunklen sitzen, bis ihre ohnehin nicht geübte Aufmerksamkeit ins Wanken kommt. Und ebenso wie das Publikum erregt die Gattung dieser „Medien" Mißtrauen. Warum sind das gerade kleine, gelenke, magere Jungen? Nimmt am Ende gar die Begabung für den metapsychologischen Höhenflug mit dem Körpergewicht ab? Besteht am Ende gar die Gefahr, daß den Brüdern Schneider, wenn sie älter und fetter werden, die „Ueberwindung der Schwerkraft" nicht mehr so leicht gelingt, wie dies auch bei anderen älter werdenden Leuten der Fall sein soll? Und zu alledem das Wichtigste: Man duldet nicht, daß Untersuchungen im Raum unter und ober dem Willy Schneider gemacht werden. Die Teilnehmer müssen sich fest an den Händen halten, eine Kette bilden, damit ja nur nicht einmal eine Hand nach einer unpassenden Richtung ausgestreckt werde. Daß unter diesen Umständen von einer Klarlegung, die den Methoden der wissenschaftlichen Physik entspricht, von vornherein keine Rede sein kann, wird jeder Unbefangene einsehen.

Der Verfasser dieser Zeilen erklärt ganz offen, daß er es als eine Schande empfinden würde, sich an einer derartigen Beobachtung zu beteiligen, wenn nicht die primitiven Voraussetzungen ernster Untersuchung erfüllt sind. Das heißt vor allem, daß den Beobachtern erlaubt sein muß, jederzeit den Raum unter und ober der

Versuchsperson nach allen der Physik bekannten Methoden zu untersuchen, und daß sie zu jeder ihnen passend erscheinenden Zeit das elektrische Licht einschalten dürfen. Das heißt aber weiter, daß der Beobachter nicht nur die anderen Teilnehmer, sondern auch den Ort selbst bestimmen darf, an dem der Versuch stattfinden soll, und zwar so, daß weder der Willy Schneider noch seine Impresarios vorher wissen, in welches Haus sie geführt werden. Sollte sich das „Medium“ an diesem Abend nicht erheben, also die Schwerkraft unüberwunden bleiben, so würden seine Lobpreiser gewiß erklären, daß er gerade an diesem Abend nicht in der richtigen „Stimmung“ sei, wie dies bei den größten Künstlern vorkomme, oder daß ihm überhaupt die Anwesenheit von Skeptikern auf die Nerven gehe. Das Mißlingen des Versuches am nicht vorher bekannten Ort im Kreise von Physikern, die alle Apparate anwenden dürfen, ein Mißlingen in einem Falle wäre ja sicherlich noch kein endgültiger Beweis gegen den Willy Schneider. Wenn man aber die Versuche ein dutzendmal immer wieder an anderen, ihm nicht vorher bekannten Orten unter denselben Vorsichtsmaßregeln ausführte, und sie immer wieder mißlingen würden, dann würde vielleicht auch manchem der Wundergläubigen ein Licht aufgehen.

Aber so weit kann es nicht kommen. Denn diese selbstverständlichen Bedingungen werden nie erfüllt werden. Schon allein das elektrische Licht darf niemals verwendet werden. Der Willy Schneider hat nämlich im Trancezustand erklärt, daß ihm das „schaden“ würde. Und das ist der einzige Punkt, in dem wir dem Willy Schneider wirklich rückhaltlos zustimmen: Das Licht muß ihm schaden.

Da diese selbstverständlichen Bedingungen, von denen wir gesprochen, nicht erfüllt werden können, hat der Verfasser dieser Zeilen das lebhafte Bedürfnis, zu denen zu gehören, die gegenüber den schändlichen Verdummungsversuchen, deren Stätte Wien leider geworden ist, öffentlich erklären:

Die Ueberwindung der Schwerkraft bei den Experimenten des Willy Schneider findet mit der Wissenschaft bekannten Methoden statt, und diejenigen, die sie auf unbekannte Methoden zurückführen, sind Betrüger oder Opfer von Betrügern.

---

HANS KYSER

## BRIEF AN EIN CHINESISCHES DIENSTMÄDCHEN ÜBER HOMER

Kleine Pien-Pien!

Ich sehe Dich in dem etwas verwilderten Chrysanthemengarten Deines gestrengen Herren, des Staatsrates Tschang, an einem Bambuspförtchen lehnen, und der Blick Deiner pflaumen-

blauen Augen folgt dem Zug der wilden Schwäne über Dir. Sie malen mit dem Strich ihrer Flügel geheimnisvolle Zeichen, die immerfort verlöschen, auf die blaue Himmelsseide, und es ist Dir doch ein leichtes, dieses himmlische Lied des Frühlings mit Deinem liebenden Herzen zu entziffern.

Nichts anderes geschah dem großen Kaiser Fu-hi, der viertausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in den Mimosengärten seines Palastes lustwandelnd einer Schildkröte begegnete. Er hob sie auf, und in der liebenden Betrachtung der wunderbaren Zeichnung ihres Panzers ging ihm der Sinn jener göttlichen Schrift auf, mit der die Geschöpfe Himmels und der Erden ihren Schöpfer preisen. Es heißt, daß er in die Einsamkeit ging und nichts tat, als sich im Nachzeichnen dieser geheimnisvollen Schildkrötenmuster zu üben. So wurde er der Erfinder der chinesischen Schrift, die fruchtbar wie die Natur, aus der sie entwachsen, heute über einen Schatz von vierzigtausend Sinnbildern verfügt. Der Seher solcher Sinnbilder der Schöpfung zu sein, das heißt in Eurem Lande ein Dichter sein, und wer diese göttlichen Schriftzüge am schönsten nachmalen konnte, war der Größte unter ihnen.

Kleine Pien-Pien, da Du nur ein chinesisches Dienstmädchen bist, wirst Du bis heute nichts von einem Volke der Griechen gehört haben und — glücklicher als wir alle! — nichts von Homer. Von dem Volke der Griechen ist nichts Wesentliches zu berichten, es sei denn, daß es sich seine Schriftzeichen von den semitischen Handelsvölkern stahl, um nicht immer bei der Aufstellung der Rechnungen betrogen zu werden. Dieser krämerhafte Ursprung der Schrift gab dem griechischen Adel jenes analphabetische Gepräge, das bis heute ein Vorzug des europäischen Adels geblieben ist. Es hat auch einiger Jahrhunderte bedurft, um den griechischen Langschädeln zwei Dutzend Buchstaben so einzuprägen, daß die ersten Anfänge einer barbarischen Gesetzgebung auf Tonscherben fixiert werden konnten. Das geschah etwa um die Zeit, als Euer großer Kong-fu-tze sich in die metaphysischen Spekulationen der vierundsechzig Hexagramme des Yih-king vertiefte und neben den kanonischen Büchern der Urkunden und Riten der gelben Rasse Wunderhorn schuf, die klassische Sammlung Eurer nationalen Dichtung.

In zweitausend Tempeln danken diesem ehrwürdigen Meister heute Millionen, die die Lieder des Shi-king auswendig können, und zwanzigtausend Opfertiere werden jährlich seinem Genius geschlachtet. (Er nannte sich freilich in bescheidener Selbsterkenntnis einen Ueberlieferer und beileibe keinen Schöpfer.) In Europa fehlt noch eine Statistik, wieviel Menschenopfer, blühende Jünglinge und neuerdings auch Jungfrauen, dem „Vater Homer" dargebracht werden, den die klassisch gebildeten Schusterjungen Europas den „größten Dichter aller Zeiten" nennen. (Da sie nicht

zehn Verse auswendig können, kennen sie ihn mittels Uebersetzungen inwendig.) Darum muß ich schon zu Dir, kleine Pien-Pien, in den verwilderten Chrysanthemengarten Deines gestrengen Herren, des Staatsrates Tschang, flüchten, wenn ich über diesen Urvater der Poesie etwas Neues sagen will.

Was, glaubst Du wohl, ist das größte Verbrechen, das ein im Lichte der Vernunft unter dem unermeßlichen Himmelsgewölbe wandelnder Mensch begehen kann? Nein, antworte noch nicht! Höre erst, wie im Laub der Sykomoren der süße Vogel Yin seinen Schöpfer preist! Siehe, wie die Seidenschmetterlinge, deren Fühler Deinen Augenbrauen gleichen, sich im Atem des Windes wie die Verse eines Lobgesanges wiegen! Fühle den fühlenden Stein der Straße an, der dankbar das sinkende Licht des Abends festhält wie ein Herz den letzten Liebesseufzer vor der großen Nacht! Wie tief in der Rangordnung der Geschöpfe muß ein mit Erkenntniskraft begabter Mensch stehen, der das verhöhnt, was alle Kreaturen preisen! Denke Dir, daß es einen Mann gab, der die mystischmythischen Vorstellungen seines Volkes mißbrauchte, um einen kolonialen Raubzug seiner Stammgenossen zu entschuldigen. Der die uralten orphischen Rhythmen in einen Bänkelsängerton umwandelte, um möglichst dem Ohre der Masse gefällig seine Abenteurerromane erzählen zu können. Der, beileibe kein Prometheus, die göttlichen Vorstellungen seines Volkes zu Musterexemplaren seiner eigenen menschlichen Schwäche, Eitelkeit und wüsten Leidenschaften ummodelte und so die Himmlischen zu den größten Schelmen und Spitzbuben machte. Ein Schmeichler der griechischen Lords, von einem ihrer Landsitze zum anderen pilgernd, entblödete er sich nicht, göttliche Eheirrungen zu erfinden, um seinen Gastgebern ein Plätzchen an der Ambrosiatafel des höchsten Gottes zu sichern, wenn von der irdischen Tafel für ihn nur ein fettes Nierenstück abfiel. Dieser frivolste Schriftsteller aller Zeiten, diese Lästerzunge der Schöpfung war Homer.

Ohne Zweifel ist die Entsittlichung der antiken Welt auf seine himmlische chronique scandaleuse zurückzuführen. Der alte Schafhirte Hesiod konnte nicht mal einen Rest der ethischen Weltanschauung seines Volkes retten, und ganz vergeblich appellierte er gegen die großmäuligen Helden und Könige Homers an das stille Volk der Arbeit. Die Menschentypen des Hofpoeten Homer blieben fortan die Idealgestalten der europäischen Zivilisation: der Großschlächter Achill und das klassische Lügenmaul Odysseus. Diese Heldengestalten eines räuberischen Handelsvolkes stehen noch heute als ebenbürtiges Zweigestirn am Himmel unserer innersten Gebete. (Wenn Homer zur Zeit des Burenkrieges gelebt hätte, wäre sein erster Gesang ein Hymnus auf die englischen Konzentrationslager geworden, und im zweiten Gesang hätte er die Verwandtschaft des englischen Oberbefehlshabers mit der

Trinität nachgewiesen.) So stellt sich dem unbefangenen Auge die Geschichte des Abendlandes, erfüllt mit unersättlichem Morden und unausrottbarem Geflunker, nur als ein Plagiat der Werke Homers dar. Er war ja auch zugleich der Vater des literarischen Diebstahles, der Gründer der Schule der Plagiatoren (griechisch: Rhapsoden). Als gute Schüler haben sie ihn selbst so aufgefressen, daß von den unzählbaren Versen seines Werkes nicht sechzig von ihm übrig geblieben sind. Bis auf seinen äolischen Dialekt ist er völlig aus seinem Lebenswerke ausgeschaltet, weswegen die literarische Kritik vor allem die unzerbrechliche Tektonik seiner Kunst bewundert. Der „Vater der Poesie“ heißt darum richtig übersetzt „der Vater der Machwerke“, denn auf ihn ist das Wort ποιεῖν im Gegensatz zum gottbegeisterten ᾄδειν zurückzuführen.

Von seinem Leben weiß man noch weniger als von seinem Werk. Seine soziale Stellung war der der Schneider und Lederarbeiter gleichstufig, nur daß diese sich redlich von ihrer Hände Arbeit ernährten, anstatt die Adjektive anderer zu mißbrauchen. In dem Augenblick, in dem ein paar alte schlaue Fischer eine eigene Geistesarbeit von ihm verlangten und ihm ein einfaches Rätsel zur Lösung vorlegten, versagte er. So starb er aus Gram darüber, daß er entlarvt war. Lukian berichtet von seiner Ueberfahrt über den Fluß der Toten. Bei seiner sechzigjährigen Uebung konnte er auch hier noch immer nicht das Brabbeln seiner Rhapsodien lassen. Die Folge davon war ein Sturm der empörten unterirdischen Gewässer, wobei der Heldensänger Homer seine sämtlichen Rhapsodien einschließlich der Scylla und Charybdis und des großen Cyklopen ausgespieen haben soll. Dieser in der Geschichte der Kunst einzigartige literarische Selbstmord bewahrte seine Helden auf den elysäischen Gefilden vor weiteren literarischen Veranstaltungen.

Schlimmer war die Strafe, die die beleidigten Götter über diesen Musengreis verhängt hatten. Sie schlugen ihn mit Blindheit, sodaß er nicht in der Lage war, auch nur zwei Zeilen einer chinesischen Dichterhandschrift zu Gesicht zu bekommen. Ohne Zweifel wäre hierdurch die geistige Katastrophe Europas, die wir die „klassische Bildung“ nennen, vermieden worden.

Aber Du hörst mir nicht mehr zu, kleine Pien-Pien. Du hörst lieber auf den süßen Vogel Yin, der aus den blühenden Rhododendronbüschen Deine Blumenschwestern lockt. Warum ich Dir das alles erzähle? Ein großes, unerwartetes Unglück ist geschehen. Ein deutscher Film „Helena: der Untergang Trojas“, von dem eine homerische Sage geht, daß ich ihn verfaßt haben soll, ist nach China verkauft worden. Es betrübt mein Herz, daß die klassischen Schusterjungen, die seitdem die Ilias von den Dächern pfeifen, klüger sein sollen als Du. Darum bitte Deinen Geliebten, den weisheitsbeflissenen Bäcker Yo, er möchte schleunigst mit Dir

den zum Verständnis Homers unentbehrlichen Kommentar des Erzbischofs Eusthatius von Thessalonich lesen. Vergiß auch nicht die kleinen Scholien des Didymos zu Rate zu ziehen und beileibe nicht die Chrestomathie des platonischen Philosophen Proklus.

Ich schicke Dir mit diesem Brief einen kleinen Seidenfächer. Sende ihn mir zum Danke zurück und setze auf ihm mit feinem Pinselstrich die chinesischen Zeichen für Mutter und Kind so zusammen, daß ich in der Sprache der wahren Dichtung das einzige Wort des Glückes: „Ich liebe dich" lesen kann.

Dein Freund
Hans Kyser.

---

THOMAS SCHRAMEK

## TRINKLIED

Wenn die gute Duselnacht
Scheu den dummen Tag belacht,
Und der Wünsche Flammenstroh
Sticht mich roh — ihr wißt schon wo . . .

Ach, da möcht ich, hätt ich Geld,
kaufen mir die ganze Welt,
und die Liebste noch dazu,
dann erst hätt die Seele Ruh.

Doch die Herzen sind versteint,
Jede nur sich selber meint,
Und mir armem Bettelbruder
Bleibt zur Not ein Straßenluder.

Mädchen, zeig was! Heb das Bein!
Tanz, lach, küß, trink meinen Wein! —
Mond, was grinst dein Arschgesicht?
Glaubst du mir die Schmerzen nicht?

Alter Freund, wir Menschenflöh
Hupfen eitel in die Höh,
Saugen Blut und geb'n nicht Ruh —
Wär ich endlich kalt wie Du!

Bekanntlich hat es eine Richtung in der Nationalökonomie gegeben, die alles wirtschaftliche Handeln auf seine psychischen Voraussetzungen und Grundlagen untersuchte. Das ist natürlich sehr interessant, ist aber keine Wirtschaftswissenschaft. Immerhin war es ein Schritt zur Vertiefung wirtschaftlicher Erkenntnis. Die Relativität alles Geschehens wurde auch auf dem Spezialgebiet der Wirtschaft dargetan; es wurde in Erinnerung gerufen, daß nicht Güter und Maschinen das Objekt der Wirtschaftswissenschaft sind, sondern der Mensch in seinen Beziehungen zu diesen Dingen.

Man hat sich damals allerdings ziemlich einseitig auf die Untersuchung der psychischen Momente, die bei der Preisbildung mitwirken, beschränkt. Die genannte wirtschaftswissenschaftliche Richtung (österreichische Schule) ging von Einzelfällen aus und betrachtete die Marktvorgänge nur als Summe einer Anzahl von Einzelvorgängen, die streng voneinander zu trennen wären.

Inzwischen hat man gelernt, daß auch die historische Bedingtheit des einzelnen Menschen bei der Vornahme wirtschaftlicher Handlungen ein Erklärungsgrund für seine psychische Einstellung dazu ist. Mithin darf man aber nicht außer Acht lassen, daß auch die zeit örtliche Bedingtheit stark mitbestimmend ist, kurz: daß alles wirtschaftliche Handeln, jeder Willensakt dieser Art, nicht nur historisch-psychisch, sondern vor allem massenpsychisch beeinflußt und begründet ist.

Denn daß wir selbstherrlichen, freien Menschen mit vermeintlicher eigener Persönlichkeit sehr, sehr abhängig sind von Umgebung und Herkunft, das muß auch auf wirtschaftlichem Gebiet seine Wirkung haben. So konnte man denn zu der schönen Begründung für Konjunkturbewegungen kommen, die lautet: Konjunkturen beweisen nur die Hammelhaftigkeit der Menschen!

Ein etwas hartes Urteil für manchen fähigen Kaufmann oder Börsianer, der zu schieben glaubt und doch nur geschoben wird! Aber überprüfen wir nur ein wenig die Ereignisse der letzten Jahre, die uns ein aufgeschlagenes Lehrbuch der Nationalökonomie sein sollten, so sehen wir Massenbewegung, Massenhandeln an allen Ecken und Enden, freilich auch mit all der Schwerfälligkeit, die den Massen innewohnt, womit denn erklärt ist, warum bei einem Rückschlag der Konjunktur stets so viele „reinfallen“.

Zwar ist es schwer, die Leithammel ausfindig zu machen; sie bleiben meist anonym, und soweit sie sich über ihre Bedeutung klar sind, setzen sie auch alles daran, anonym zu bleiben. Aber daß sie vorhanden sind, ist sicher. Zum Teil freilich besitzen sie die nötige Schlauheit, „an der schönsten Stelle der Fahrt auszusteigen, wo andere erst einsteigen“, wie jener Bankdirektor so liebevoll an seinen Sohn schrieb.

Wie wird aber die Lage, wenn sich mit zunehmender Bildung und Zivilisation (der wir ja wohl entgegengehen sollen) auch die wirtschaftswissenschaftlichen und die dazu gehörigen massenpsychologischen Erkenntnisse über immer weitere Schichten ausbreiten? Die Antwort auf diese Frage ist verblüffend: wenn alle sich über das Kommen einer Konjunkturbewegung rechtzeitig im klaren sind — dann kommt die Bewegung garnicht zustande! Das ist ganz wie beim Maskenball: wenn jeder jede Maske erkennt, so ist der Spaß an der Sache dahin. Dann funktionierts nicht mehr, denn es ist niemand da, an den man sich herantasten und den man irgendwie übertölpeln könnte. Womit allen zusammen die Freud' an der Geschichte genommen wäre!

Haben wir es denn nicht erlebt? In der ganzen Scheinkonjunktur der letzten Jahre — so genannt, weil jeder jeden besch . . . einte — ging diese gegenseitige Bescheinung so lange gut, bis alle merkten, was eigentlich gespielt wurde. Als es so weit war, als auch der Simpelste dahinter kam, daß jeder Verkauf und jede Lohnzahlung in Papiermark einen Verlust in sich barg, da hörte die Konjunktur von selber auf. (Wohl denen, die es schon vor Jahren gemerkt hatten; sie waren schon zeitig nicht mehr passiv, sondern nur noch aktiv an der Konjunktur beteiligt.)

Die Konjunkturbewegungen normaler Zeiten sind nun garnicht so wesensverschieden von der Scheinkonjunktur einer Inflationsperiode. Auch sie beruhen auf Massensuggestion, auf dem Glauben an ein Aufblühen des Wirtschaftslebens. Alles floriert — das heißt zumeist: alles wird teurer. Wenn aber alles teurer wird, so bedeuten erhöhte Einnahmen keine reale Verbesserung. Auch echte Konjunkturen sind nämlich zum guten Teil Inflationserscheinung.

Nach den Erfahrungen, die wir nolentes volentes in Deutschland machten, sind wir erheblich skeptischer geworden oder sollten es doch geworden sein. Eine steigende Marktbewegung eines einzelnen Artikels z. B. wirft nur rechnungsmäßige Gewinne ab, ohne daß der Besitz des einzelnen Kaufmanns sich quantenmäßig erhöhte. Reale Gewinne entstehen beim Verkauf „billig" erworbener Dinge also nur dann, wenn man diese Gewinne sofort in anderen noch nicht gestiegenen Gegenständen zu investieren vermag, von denen man also mit der vermehrten Kaufkraft, die man aus dem teurer gewordenen Produkt erlöst hat, tatsächlich eine größere Menge erhält als man mit dem Gegenwert der eigenen Produktmenge vor deren Preiserhöhung kaufen konnte. Mit anderen Worten: in Deutschland haben wir erkannt, daß Konjunkturen im alten Sinne zum guten Teil Bluff sind, daß bei steigender oder fallender Konjunktur allenfalls noch im geschickten Jobbern reale Verdienstchancen liegen. Was entschieden ein wertvoller Schritt vorwärts zur Versittlichung des wirtschaftlichen Lebens bedeutet! Herrlichen Zeiten gehen wir entgegen.

Die Amerikaner, die man sonst nicht gerade als Volk der Denker zu bezeichnen pflegt, sind auf gleichem Wege. Während wir Deutschen unsere Lehren diesmal aber aus der Praxis zogen, kommt den Amerikanern ihre Weisheit aus der sogenannten grauen Theorie. Dort gibt es nämlich jetzt „Wirtschaftsbarometer", das heißt amtlich beglaubigte und wissenschaftlich abgestempelte Wetterpropheten für die Wirtschaftsentwicklung. Während unsere Handelsschriftsteller sich zumeist noch damit begnügen, historisch-registrierend zu arbeiten, ziehen amerikanische wissenschaftliche Institute aus vielen Tabellen und Kurven ihre Schlüsse auf die künftige Gestaltung der Konjunktur. Altruistisch wie diese Institute sind, behalten sie diese Wissenschaft von der Zukunft nicht etwa für sich, um sie für's private Börsengeschäft auszunutzen, sondern teilen sie freigiebig an jeden mit, der dafür 100 Dollars pro Jahr entrichtet. Da sitzen nun die amerikanischen Kaufleute, Industriellen und Bankherren über Berichten, graphischen Darstellungen und Zahlenreihen, spähen nach Sonne und Wolken über dem Markt der Zukunft, harren, erhoffen und fürchten zugleich die Konjunktur, deren Ende — wie das alles Menschlichen — ihnen vielleicht zu spät prophezeit werden könnte. Seltsamer Spuk! Jeder möchte wissen, was kommt; und gerade von der Unkenntnis anderer kann der einzelne sein Heil — oder das vermeintliche — ja doch erwarten; Wissenschaft und grausame Praxis bemühen sich, den einzelnen zu belehren, was es mit Konjunkturen auf sich hat — aber, wenn es alle endlich gemerkt haben, so ist der Spuk auch schon zu Ende. Und sie war doch so schön, diese Illusion von der ansteigenden Konjunktur, dem zunehmenden Reichtum und Beschäftigungsgrad und wie das alles sonst noch hieß!

Oder wird vielleicht daraus, daß wirtschaftliche Erkenntnisse Allgemeingut werden, daß es kein „Bescheinen" mehr geben wird, eine Abwendung vom ökonomischen Denken entstehen? Es könnte der Welt ganz sicher nicht schaden!

---

„Man muß zu heftigen Bewunderungen fähig sein und mit Liebe vielen Sachen ins Herz kriechen: sonst taugt man nicht zum Philosophen. Graue kalte Augen wissen nicht, was die Dinge wert sind; graue kalte Geister wissen nicht, was die Dinge wiegen. Aber freilich: man muß eine Gegenkraft haben: einen Flug in so hohe weite Fernen, daß man auch seine selbstbewunderten Dinge tief, tief unter sich sieht, und sehr nahe dem, was man vielleicht verachtete."

*Nietzsche.*

# GLOSSEN

## DER GERETTETE KREML

Der Kreml war in Gefahr. Aber nun ist er gerettet. Nicht umsonst steht an der Spitze des russischen „Haupt-Komitees für Volksbildung" Frau Nadeshda Uljanowa, Lenins Witwe. Sie persönlich hat eine Verordnung erlassen, wonach die russischen Bibliotheken gesäubert werden sollen von den Werken einer großen Anzahl großer Schriftsteller.

Zunächst aber wurden die Bibliotheken „gesäubert" von der gesamten kommunistischen Literatur aus den Jahren 1918—1920, „soweit sie Fragen behandelt, die heute von den Sowjetorganen anders entschieden werden als damals, wie z. B. über die Agrarfrage, die Ernährungspolitik usw."

Wäre Lenin zufällig im Jahre 1920 gestorben, so wäre vermutlich die kommunistische Literatur von 1918 bis 1920 nie verboten worden, denn damals hatte er z. B. noch nicht die Agrarfrage „anders entschieden". Es zeigt sich, wohin es führt, wenn man Frauen in geistigen Bezirken schalten und walten läßt, wie es in Rußland geschehen ist. In Frankreich war man klüger. Dort sind, auch in revolutionärsten Zeiten, die Frauen immer nur Anregerinnen gewesen, und an der erotischen Spannung zwischen ihnen und den Männern entflammten sich die großen geistigen und politischen Leidenschaften der Männer: eine wahrhafte Geburt des Geistes aus dem Eros. Aber davon hat der Typus Nadeshda Uljanowa keine Ahnung: er ist, wie nur irgend eine Pariserin, stolz auf sein Aeußeres, an dem sich allerdings keine Leidenschaft entflammen wird. Es sind jene Frauen, die — nach einem Worte von André Suarès — „ihre Haare abschneiden lassen, damit die Ideen wachsen." Diese Frauen haben keine Vorstellung davon, daß zur Größe eines Mannes auch die Fähigkeit gehört, sich zu wandeln. Ohne die Wandlungsfähigkeit ist er ein geistiger Eunuch. Mit ihr braucht er noch lange kein schwankes Rohr im Sturme der Meinungen zu sein. Für diese Behauptung ist gerade Lenin das beste Beispiel.

Diese Art Frauen fixiert die Entwicklung eines Mannes auf den Punkt, wo sie zufällig abgebrochen ist, und macht damit aus einem bewunderungswürdigen Leben einen jämmerlichen Torso. Es gibt in Deutschland die Witwe eines kommunistischen Denkers, die versucht hat, sämtliche Briefe philosophischen Inhalts aus der vorkommunistischen Zeit ihres Mannes in Besitz zu bekommen, um sie zu vernichten.

Frau Nadeshda Uljanowa verbot im ganzen 134 Bücher und zählte außerdem die Namen von 94 Autoren auf, deren sämtliche Werke verboten sind. Die Provinz- und auch die Volksbildungsbeamten in den kleinen russischen Städten sollen selbst entscheiden, welche Bücher sie als „gefährlich" angesehen und entfernt wissen wollen. Das ergibt ein schwieriges Problem: In einer schweizerischen Klosterbibliothek sah ich einmal die Werke von Darwin und Haeckel stehen und äußerte dem Prior meine Verwunderung, da doch diese Bücher notorisch auf dem Index stünden. „Ja, schauen Sie," antwortete er mit einer etwas ironischen Höflichkeit, „wie sollen wir denn solche Bücher bekämpfen, wenn wir sie nicht gelesen haben?" — Ich nahm zwei, drei Bände aus den Regalen: „Euer Hochwürden, mir scheint, daß man von hier aus sehr eifrig kämpft: die Bücher sind sehr zerlesen." — Augurenlächeln.

Hoffen wir also zur Ehre der kleinen russischen Provinzbeamten, daß

sie die verbotenen Bücher recht eifrig bekämpfen werden.

Aber nach welchen Grundsätzen sollen die Beamten sich richten?

„Auf den Gebieten der Philosophie, Psychologie und Ethik sollen alle Bücher entfernt werden, die im Geiste der idealistischen Philosophie gehalten sind.“

Aus diesem Grunde will Lenins Witwe entfernt wissen: Plato, Kant, Schopenhauer, Herbert Spencer, Tolstoj, Nietzsche, Krapotkin, Ernst Mach, Maeterlinck.

Nietzsche als „idealistischer Philosoph“. Das wird ein unsterbliches Gelächter im Elysium geben! Wenn man's betrachtet, so obenhin, kann man ja verstehen, daß Frau Uljanowa gerade Nietzsche entfernte, alldieweil er das Wort vom Weibe und der Peitsche gesprochen hat; und Plato war wohl nicht platonisch genug. Trotzdem seltsam, daß Frau Uljanowa die beiden aristokratischesten Denker der Welt verbannte. Immerhin ist doch Lenins größtes Werk die Schaffung einer neuen Aristokratie. Oder sollte es Frau Uljanowa über der russischen Wirtschaft, über der Nep übersehen haben?

Und schließlich die Entfernung Kants ist wohl nur als Scherz während der russischen Faschingszeit zu verstehen. Denn Kant ist doch, via Hegel—Marx, der große Nährvater der Nadeshda Uljanowa. Außerdem ist der moralische furor, mit dem sie die „schlechten“ Bücher bekämpft, streng kantisch. Und zuguterletzt: Sagt nicht gerade Kant, daß nichts in der Welt als schlechthin gut anerkannt werden könne denn ein guter Wille? Den guten Willen hatte sie gewiß, ja sogar: die gute Tat. Frau Nadeshda Uljanowa hatte nämlich einmal gelesen, daß das römische Kapitol von Gänsen gerettet wurde, und sie war nicht eher zufrieden, als bis sie den Kreml gerettet hatte. *Friedrich Sternthal.*

## STREIFLICHTER AUF TÄNZERINNEN

*Mary Wigman.*

Wie unter den Tänzern der Seewitz das Weib, so ist die Wigman unter den Tänzerinnen der Mann.

Sie tritt aus der Seitentür, geht die Mitte der Bühne, wie etwa ein Turner ans Reck und beginnt zu tanzen.

Im Trikot könnte man sie für einen Ruderer halten, der in die Regatta steigt oder für einen griechischen, schmalen, jungen Athleten oder für einen straffen, römischen Wagenlenker. Immer erinnert ihr Aussehen mehr an Männer als an eine Frau.

Die Elementarforderungen an die Tänzerin, Schönheit des Leibes und magische Musik der Bewegung sind bei ihr unerfüllt.

Der Körper Mary Wigmans ist eckig. Das Gesicht hager, kalt, asketisch verschlossen, von keiner Empfindung beleuchtet, steif in Ruhe verharrend.

Die Musik der Bewegung ist zerrissen von einer bizarren Lust an ungestümen Sprüngen.

Die blitzhafte Elastizität ihres Körpers ist blendend.

Sie ist die Enträtselung ihres Tanzes, der nicht die Süssigkeit an sich selbst, sondern das produktive Bewegungsgebilde erstrebt.

Sie ist keine geborene Tänzerin.

Doch eine große Künstlerin.

Ihr tänzerischer Weg ist nicht der direkte aus den Kammern des Blutes,

---

sondern der Umweg des Talents über den Intellekt.

Ihre Leistung ist ein Wunder der Energie.

In ihr ist ein Dämon, der sie hinaufjagt. Ein Fanatismus krasser Gewaltsamkeit hat die rhythmische Besessenheit über ihren Leib gebracht, den kein anderer Weltreiz mehr erlöst.

Diese Frau tanzt auf Leben und Tod um ihre künstlerische Vollendung.

Darum hat sie keine Mätzchen, darum bietet sie keine Zuckereien, darum ist in ihr keine Spur von Koketterie.

Ihre Tänze sind vom Verstand liniiert.

Das Großartige und Wuchtige variiert am häufigsten in ihnen.

Die Disziplin und Exaktheit ihrer Durchführung ist einzig.

Da sie jedoch nicht der Begnadung, sondern errungener Vituosität entstammen, sind sie nicht hinreißend, nur verblüffend.

In ihnen ist die Seligkeit ausgeschaltet, die Grazie vergessen, die weibliche Anmut nebensächlich.

Die Welt Mary Wigmans ist dunkel und streng.

Ein blumenloses Konklave der Askese.

In ihm erdenkt sie diese Tänze, die sie hinführen sollen zu ihrem Gott und doch einmal nirgendwo anders münden werden als in dem kalten Tränenteich später Einsamkeit.

Wir aber sitzen vor ihr und sehen: Welches Können, solche Kraft, diese Beherrschung bis in den feinsten Linienzug; da geht sie hinaus in langem Gewande, in Rot oder schwerem Silber, das sie größer macht und das Gedrungene des Körpers mildert; wir aber besinnen uns, es bleibt etwas Eiskaltes in uns.

Wir sind erfroren vor Bewunderung.

Und nun musiziert die Kritik der Sinne: Das Erdhafte fehlte, der Blutstrom, das Sinnliche, die Herzglut, die Musik, das Licht. Mary Wigman ist nur Können. Könnerin jener Kunst aus Talent und Willen, über die nie das Mannah eines seligen Himmels floß. Ein Dasein der Technik, dieser Tanzingenieur, Mary Wigman.

*Hermann Linden.*

---

## FILM

### *Der Nibelungenfilm.*

In dieser Woche ist die erste Hälfte des Fritz Langschen Nibelungenfilms den Berlinern vorgeführt worden. Ein Werk, an dem fast zwei Jahre lang mit einem künstlerischen Fanatismus ohnegleichen gearbeitet wurde, ist von den Zeitungen in einigen Viertelstunden gewertet worden — in einem Augenblick, da erst die erste Hälfte des Werkes vorlag. Das „Tage-Buch" hat solche Eilfertigkeit nicht nötig. Fritz Langs Nibelungenfilm ist ein geschlossenes, einheitlich komponiertes Werk, der Verfasser und seine Mitarbeiter haben ein Recht darauf, daß ihre Schöpfung als Einheit empfangen und gewertet werde. So begnügen wir uns in dieser Stunde, die ungeheure Arbeitsleistung und den glücklich getroffenen Sagenstil des Werkes festzustellen und uns eine dem Werk angemessene Würdigung für den Tag vorzubehalten, an dem wir

nicht nur die halbe, sondern die ganze Schöpfung übersehen können. Der Nibelungenfilm als die repräsentativste Arbeit der deutschen Produktion darf mit dem höchsten Maßstab gemessen werden, aber die Prüfung und Wertung muß zur Voraussetzung haben, daß der Beschauer die ganze Arbeit übersehe!

*Nanuk-Anekdote.*

Der Eskimo-Film war zu Ende. Die Zuschauer verließen, ergriffen vom Leben und Leiden Nanuks und seiner Menschen und Tiere das Theater. Da hört ich im Gedränge einen dicken Herrn sagen: „Das ist der beste Wegener-Film, den ich gesehen habe.“

## TISCH MIT BÜCHERN.

Lord Dunsany: Die Seele am Galgen. Ein Buch von Menschen, Göttern und Geistern. (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 1924.)

Es gibt Bücher, die den vor der Flut zeitgenössischer Publikationen mißtrauisch gewordenen kritischen Leser, nimmt er sie zögernd zur Hand, auf einer zufällig aufgeschlagenen Seite mit ein paar Zeilen, einer gelungenen Anmerkung, einem spannenden Abschnitt so angenehm enttäuschen, daß er nicht mehr davon loskommt, sie „auf einen Ritt“ verschlingt. So lese man, zum Exempel, in dem in Rede stehenden Buche Dunsanys (eines in Deutschland noch wenig gekannten, in England und Amerika hingegen viel beachteten Meisters der phantastischen Erzählung) das Prosastück „Die Orange“: eine Angelegenheit von zwanzig Zeilen, ein Streit zwischen zwei Männern um eine Frau, in einer Schenke. Rasche Worte werden gewechselt, die Vernunft „hockt hilflos im hintersten Winkel der Seelen“. Eine kleine unschuldige Orange spielt eine gewisse Rolle. Und der Tod kommt vom Nebentisch, den Streit mitanzuhören . . . Das ist mit Anmut und Ueberlegenheit, ohne jede aufdringliche Pointe schlechterdings meisterlich erzählt. Und diese Fülle der Einfälle, diese Kleinarbeit in den Erlesenheiten des Stils ist allen den exzentrischen, ernsthaften und satirischen, den altertümlichen und wiederum unerhört modernen Geschichten, die der kleine Band aus den himmlischen und irdischen Bezirken zusammenträgt, gemeinsam. Es sind Fabeln, Märchen, Sagen und Novellen, ungewöhnlich, mit einem eignen Ethos tief und anmutig vorgebracht, eine Verbindung, die sie besonders hervorhebt und vor vielen anderen lesenswert macht. Was unserer Prosa abgeht, die augenblicklich zu einem großen Teil passiv, gehetzt, vom Stoff bezwungen dasteht: — die Ueberlegenheit, die federnde, sich selbst behauptende geistige Kraft, die das Erleiden des Stoffes zur beherrschenden Darstellung werden läßt —, in diesem Buche Dunsanys ist es erreicht. Die Uebertragung durch Emerich Reeck ist sehr flüssig und farbig und, soweit darüber ohne Kenntnis des englischen Textes ein Urteil möglich ist, stilgerecht.

*Fiete Fischer (Dresden)*

**Ossip Kalenter: Das goldene Dresden.** Eine Arabeske. (Paul Steegemann, Verlag, Hannover).

Sein Verleger nennt das Büchlein nicht unklug: einen „Führer durch Dresden“ — nun, es ist natürlich kein Baedeker. Denn dazu fehlt ihm die gewisse graue Gefahr, die einseitig gelehrte, gegen Stil und Ideen mißtrauische Erziehung. Es ist auch kein Kerr, dazu ist es nicht eifrig, nicht überschwenglich, nicht laut genug. Es ist, wie wenn die Sonne auf dem dünngeschliffenen Rande einer sehr durchsichtigen Tasse spielt. Mit ein paar Pinselstrichen von wohltuend zurückhaltender Hand sind die Bilder dieser schönen Stadt auf Meißner Porzellan gemalt: das Barock an Schloßkirche und Zwinger, die Heiterkeit der umliegenden Höhen, die komischen Mäzene, die Großen, die dort lebten und heute noch leben, Kunst, Literatur und die Liebe betreibend: Tieck, Tiedge, vorübergehend Stendhal und Balzac — Arthur Schurig, Kokoschka, Hasenclever. Was Wunder, wenn diese Stadt, deren Bestehen in solch schöner Romantik inmitten einer Atmosphäre von sächsischer Pfennigfuchserei, Nüchternheit und Gier Max Krell in seiner kürzlich erschienenen „Reise in Deutschland“ Bewunderung abnötigte, zu so liebevoller, weltmännischer Beschreibung ihrer selbst in diesen Blättern inspirierte.

**Ossip Kalenter: Die Idyllen um Sylphe.** Verse. (Paul Steegemann, Verlag, Hannover).

Nichts „Kritisches“ zu diesem neuen Zyklus deutscher Gedichte — das ist in solchem Falle so vielem Irrtum unterworfen, daß ein bescheidener Hinweis immer noch besser der guten Absicht dient. Nur so viel deshalb: es sind reimlose, anmutige kleine Oden und Improvisationen voll tiefer Empfindung. Und unser Herz wird warm, wenn wir die leise, ergriffene Stimme dieser Lyrik hören:

Herbst ist unser Bruder.
Winter spinnt uns ein.
Aber im Frühling müssen
Schnee und Märchen dahin.

Die Verse dieses Buches sind einfach, aber nicht kunstlos, nicht bieder. Die nur angedeutete Handlung, die sie lose zusammenfaßt:

. . . ein Schicksal, zart wie Porzellan:
daß sich verlieren müssen, die sich
lieben . .

*Fiete Fischer (Dresden).*

**Richard Billinger: Ueber die Aecker.** Gedichte. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Diese Verse sind keine Literatur,

und wer mit einer hohen zeitgenössischen Theorie in ihnen herumstochert, muß enttäuscht werden; denn sie kommen aus jener bunten Einfalt, die das beste Teil lyrischen Erlebens und Gebens ist; sie verzichten auf eine kühne Konstruktion, auf alles Gewollte, oft selbst auf Neuprägungen. Ihr Reiz besteht in der Innigkeit, die das Einfache zum Einfachen fügt und damit die Gebilde einer reinen neuen Musik schafft. Man empfindet sofort, daß diese Einfachheit weder Armut noch Spekulation ist, sondern natürliches Timbre, ein Muß, das aus dem Acker, dem Wald, der erlebenden Seele den Einklang gewinnt. Man wird diesen Versen nur gerecht, wenn man sich selber von allen Komplexen freimacht und als natürlicher Mensch Geruch und Sinn des natürlich Gewachsenen, von einem Dichter in seine besondere Sphäre Gehobenen, aufnimmt. *K.*

---

ANEKDOTE.

*Der Bürgermeister.*

Als mich der Bürgermeister unseres Dorfes zum erstenmal besuchte, blieb er eine Weile an den Büchergestellen stehen, kämpfte mit sich und fragte schließlich betreten:

„Habe Sie nu all die Bücher geschriebe?" *Norbert Jacques.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 7)




Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Märzwoche

Wenn Stresemann ein Staatsmann ohne Zwickauer oder Görlitzer Einschlag wäre! Wenn er wirklich der Außenminister wäre, hinter den sich die ganze Nation stellen kann, dann müßte er vor die Parteiführer und vor den Reichspräsidenten treten und sagen: Keine Reichstagswahlen, ehe die Franzosen ihre Kammerwahlen hinter sich haben! ... Stimmen nämlich die Deutschen so wie sie in den letzten Wochen in Mecklenburg, in Thüringen und in Lübeck gezeigt haben, so kommt ein deutscher Reichstag mit außerordentlich nationalistischer Betonung heraus, die Völkischen werden ministrabel, und die Kommunisten, die zweiten Sieger auf dem Platze, werden diesen Widerstand gegen alle Reparationen und Erfüllungen noch verstärken. Bei den deutschen Kindsköpfen, die in den Wahlversammlungen der lautesten Stimme zujauchzen, weckt keiner größeren Jubel als der verantwortungslose Rhetor, der keinen Pfennig über den Rhein schicken will. Haben wir erst diese Hitler-Dinter-Graefe-Westarp-Marecki-Majorität im neuen Reichstag beisammen, so werden Poincaré, Daudet, Clemenceau, Hervé mit dieser erfüllungsfeindlichen Mehrheit in allen Departements krebsen gehen, und wir werden eine französische Wahlbewegung und eine französische Kammer nach Herrn Daudets Geschmack erleben. Hitler-Graefe hüben, Daudet-Clemenceau drüben — das werden die glorreichen Ergebnisse der Demokratie in Deutschland und Frankreich sein. Wäre Herr Stresemann mit ein bißchen Voraussicht und Phantasie begabt, so müßte er mit fanatischer Beharrlichkeit darauf bestehen, daß die deutschen Wahlen nicht vor Juni stattfinden dürfen. Es sprechen auch innere Gründe für die Hinausschiebung. Ist erst Schachts Goldbank in Schwung, dann wird die heute knappgehaltene Industrie, die dann wieder über einige Kredite verfügen kann, an Investition und Produktion denken können, die Arbeitslosenziffer wird hurtig sinken, und ein arbeitendes Deutschland wird keine Verzweiflungswahlen machen. Ist es nutzlos, wenn deutsche Stimmen dies dem Zwickauer Bismarck zurufen? Nun, er hätte die gleiche Mahnung aus England hören können. Der „Manchester Guardian" hat diesen Rat laut genug gegeben. Wird's nützen? Herr Stresemann, in seiner Partei machtlos, ist selber schon vom Wahlfieber angesteckt. Die Aussicht, den Sozialisten zwei Dutzend Mandate abzunehmen, beherrscht alle

nationalen Parteisekretäre und also auch den Dr. Gustav Stresemann, den nationalsten und sekretärhaftesten Staatsmann, den Deutschland sich erträumt hat.

Ein treuer Diener seines Herrn — so heißt ein abscheulich verlogenes Schauspiel von Franz Grillparzer, der sich immer erst einen Ruck geben mußte, um als annehmbarer Monarchist zu gelten, einen Ruck ins Theatralisch-Unwahrscheinliche. Wer die Psychologie der royalistischen Heuchelei gründlich studieren will, der lese die Erinnerungen, die Herr Aladar von Boroviczeny, der ehemalige Geheimsekretär des letzten Kaisers von Oesterreichs und Königs von Ungarn an der Stelle veröffentlicht, wo sonst der Klatsch der deklassierten Erzherzöge publiziert wurde. Diese Enthüllungen der Fürstenhöfe sind sonst von schlechten Literaten aufgeputzte Kammerdienererzählungen. Herr Aladar von Boroviczeny erzählt keine gepfefferten Intimitäten, die Köchinnen und die Kommerzienratsgattinnen kommen nicht auf ihre Rechnung, wohl aber der politisch-historisch Denkende. Der Geheimsekretär des letzten Karl erzählt die Geschichte der Heimkehr seines Königs nach Ungarn. Der erste Mann, den König Karl nach seiner Ankunft in Pest verständigen ließ, war Herr Admiral Horthy, bis zu diesem Augenblicke der Treueste der Getreuen. Karl begrüßte seinen Admiral mit freudigem Herzen, behängte ihn mit dem Maria Theresia-Orden, aber Horthy fing sofort mit Vorwürfen an, warum denn der König gekommen sei. Im Laufe der ersten Gespräche schon, so erzählt der Geheimsekretär, gestand Horthy, „daß er sich durch seine früher geleisteten Eide nicht mehr gebunden fühle“. Nun ging der verzweifelte Karl auf eine Lieblingsidee Horthys ein, nämlich auf den Plan, mit ungarischen Soldaten das wehrlose Wien zu besetzen und dort eine neue kaiserliche Armee aus den Resten der alten zu bilden. Horthy tat so als wäre er nun eines Sinnes mit Karl und drängte ihn zur Abreise aus Budapest. Kaum hatte Horthys König die Hauptstadt verlassen, da lief Herr Horthy, Habsburgs Allergetreuester, spornstreichs zu dem französischen Kommissar Mr. Fouchet, um seines Herrn Ankunft zu verraten! Am nächsten Tag gab Horthy den Befehl, Karl „über die österreichische Grenze abzuschieben“, die Offiziere weigerten sich, den grausamen Befehl sogleich durchzuführen. Da überschwemmte Horthy seinen König — heute noch verurteilen die Justizkreaturen dieses Halunken von Reichsverweser republikanische Redner und Schreiber wegen Majestätsbeleidigung — mit Meldungen, die Kleine Entente rüste schon zum Krieg gegen Ungarn, Nachrichten, die Herr Horthy sich schnell zurechtstoppeln ließ, denn selbst Herr Benesch hatte, acht Tage später, in der Tschechei noch keine militärische Regung hervorrufen können oder wollen. Nie ist ein König gründlicher im Stiche gelassen, nie grausamer von den Seinen verstoßen worden als der arme, fiebrige, gealterte

Karl von seinem allergetreuesten Horthy. Die dokumentarische Darstellung Aladars von Boroviczeny bedeutet ein moralisches Todesurteil für den Räuberhauptmann, der heute noch als Stellvertreter der Habsburger im Ofen-Pester Königsschloß residiert. Ja, so sehen sie in der Nähe aus, die feierlichen, eide-schwörenden, mit blankem Säbel salutierenden Royalisten. Herr Horthy hat sich als dynastisch fühlender Mann erwiesen, nur eben ist es eher eine Dynastie Horthy als eine Dynastie Habsburg, für die er Ungarn in jedem Sinne verwest.

Kleines Bild aus dem Hitlerprozeß, der, wie immer die Regisseure das Spektakelstück lenken wollen, mit einem ungeheuren Triumph des Anstreichers aus Braunau endigen wird. Hitler erzählte: „Wir Führer stellten uns am 9. November an die Spitze des Zuges. Dr. Scheubner hatte eine Vorahnung seines nahen Todes, er sagte: „Ich fürchte, wir gehen unseren letzten Gang". Infolgedessen sagte ich zu General Ludendorff, es sei leicht möglich, daß wir niedergeschossen würden. Aber Ludendorff antwortete: „Wir marschieren" . . . Wäre Hitler nicht ein unkritischer Kriegshysteriker, so hätte er nach diesem Worte des Generals sofort abblasen müssen. „Wir marschieren", unter dieser Parole ist immer frisches deutsches Menschenmaterial hingeopfert worden. Selbst in dem tragikomischen Münchener Feldzug ist der unmilitärische Dr. Scheubner ein ahnender Stratege gewesen. Die Schlacht an der Feldherrnhalle hätte nie angenommen werden dürfen. In diesem Moment, da Ludendorff, der Unbesiegliche, die Führung der Hitlerarmee übernahm, war auch dieser kleine Krieg verloren und entschieden.

Als im Anfang November des vorigen Jahres republikanische Zeitungen — es gibt vier oder fünf in Deutschland — auf den drohenden Marsch nach Berlin aufmerksam machten, da gab es bei allen Stresemännern nur höhnisches Lächeln für diese Uebertreibungen. Man erinnere sich, wie der Zwickauer Bismarck im Reichstag die sächsischen Nebensächlichkeiten drohender als den bayerischen Bürgerkrieg ausmalte. Wie sieht diese Weisheit Stresemanns heute im Lichte des Hitlerprozesses aus! Jetzt weiß man, daß der bayerische Diktator, der bayerische Reichswehrkommandant, Erhardts Notpolizei und die Kampfverbände einig und entschlossen waren zum Bürgerkrieg. Hätte Hitler ein bißchen gewartet, wie Kahr es wollte, so wäre der tolle Frevel vielleicht geglückt. Hitler als gelernter Oesterreicher scheiterte an dummer Gedenktagsüberschätzung. So wie Franz Josef Belgrad an seinem Wiegenfest, am 18. August, zu Füßen haben wollte, so plante der Brennauer Anstreicher den Bürgerkrieg für den Tag der bayerischen Revolution. Nur der Ueberschätzung der Gedenktage verdankt das bißchen Deutsche Republik ihren kümmerlichen Bestand.

# DIE REICHSTAGSWAHLREFORM

Die Weimarer Verfassung, die uns, neugeboren wie sie war, als die demokratischste der Welt ward angepriesen, beginnt ganz mählich, Flecken zu zeigen, von denen die Sachverständigen nicht genau wissen, ob das leichte Röteln sind oder Flecken, die auf ein tieferes Leiden zurückgehen. Der Artikel 48, zuerst als die scharfe Waffe in der Hand der Demokratie gepriesen, macht nachgerade die demokratischsten Demokraten schwitzen. „Unsere Reichswehr", nach der Weimarer Verfassung die stille Dulderin und Dienerin des Staates, erweckt — was der General zu sagen gestatten möge — manchmal den Eindruck, als sei alles gerade so wie früher. Der selige Bundesrat von ehedem erlebt im Reichsrat fröhliche Urständ. Von der Bürokratie erspare man mir zu reden, und so möchte man meinen, an dem äußeren Gewand unseres deutschen Vaterlandes habe sich nicht allzu viel geändert. Aber die Seele! Die Seele dieser Demokratie sitzt ja innerlich, im „ventre législalif", im Reichstag. Er ist der erste seiner Art. Er wird — das sei in seiner Sterbestunde gesagt, in der Reihe seiner Nachfahren nicht leicht ein Ebenbild finden. Er war dazu berufen, die Demokratie in Deutschland auszubauen. Und unter seiner glorreichen Herrschaft hat sich unter anderem folgendes begeben: zwei Minister sind über den Haufen geschossen worden — die Mörder des einen sind nicht erwischt, die Mörder des andern sind um deswegen der Todesstrafe nicht entgangen, weil sie sich selbst erschossen haben. Die illegalen Organisationen haben sich so entwickelt, daß es nach der Judikatur des Reichsgerichts Landesverrat ist, wenn man öffentlich darüber die Wahrheit sagt. Die Einheit des Blickes ist gesprengt, Bayern hat seit vier Jahren seine eigenen und an urgermanische Zeiten erinnernden Rechtsverhältnisse: der Reichstag hat es geduldet. Die deutsche Währung ist in diesen vier Jahren zuschanden gegangen, die Ruhr ist besetzt, die Industriellenverbände sind übermächtig geworden in diesen vier Jahren. Und als in diesem letzten Herbst krachend die Balken vom Hause des Reiches fielen, als das Chaos nahe oder schon da war, da zeigte der Reichstag, wes Geistes Kind er sei. Seine großen geschichtlichen Vorfahren, das englische Parlament, die französische Volksvertretung, wenn das Vaterland in Gefahr war, erklärten sie sich in Permanenz, um dem Sturm zu trotzen oder mit ihm zu fallen. Der deutsche Reichstag dachte, daß die Schlafmütze der Tapferkeit besserer Teil sei: er legte seine Macht in die Hände von dreiviertel Dutzend Bürokraten und versprach, sie, wenn sie regierten, in diesem süßen Geschäfte nicht zu stören. Das Ergebnis der Ermächtigungsgesetze ist bekannt. Schwamm darüber!

Es wäre nun freilich eine halbe Sache, wollte man solch betrübliches Resultat nur ableiten aus irgendwelchen organisato-

rischen Fehlern oder Schwächen unserer Verfassung. Wenn eine Demokratie so katastrophal abwirtschaftet wie die deutsche in diesen vier Jahren, und das ihr, der Demokratie gemäßeste Kleid, die Republik, umwandeln läßt in das Kettenhemd brutalster Interessendiktatur, so müssen dem tiefe Ursachen, soziale Wandlungen und Umschichtungen zugrunde liegen, die darzustellen weit abliegen würde und Aufgabe sein wird des Geschichtsschreibers, der dereinst eine Sammlung von Tragödien und Satyrspielen der Geschichte herausgeben wird. Aber zweifellos ist: neben diesen tiefen Ursachen sind es doch auch Ursachen mehr technischer Art, die zu diesem Resultat mit beigetragen haben, und unter diesen steht voran das Reichstagswahlrecht.

Von den Vorwürfen, die gegen es erhoben werden, steht einer obenan: er gibt die Auswahl der Mitglieder des Parlaments in die Hand einer mehr oder weniger allmächtigen und mehr oder weniger verantwortungslosen Parteibürokratie. An diesem Vorwurf ist gewiß vieles richtig; gewiß ist richtig, daß bei solcher Auswahl das Parlament der Mannigfaltigkeit der Farbe entbehrt, daß über allem die eintönige Farbe des Parteistempelkissens liegt; gewiß ist richtig, daß auf solche Weise das Parlament jenes Reizes entbehrt, den andere Parlamente haben: der Persönlichkeiten. Aber wir halten diesen Einwand nicht für entscheidend. Denn man mag über den gleichmäßigen Trab eines Parteigaules lächeln: wir können uns Umstände vorstellen, unter denen auch das gemächlichste Parteipferd in Galopp geht: wenn nämlich ihm Feuer unter dem Schwanz gemacht wird. Um dieses vom Bildlichen ins Praktische zu übersetzen, möchten wir sagen: es ist falsch, sich ein Parlament, und sei es das verknöchertste, als ein Wesen vorzustellen, das ausschließlich nach metaphysischen, außerhalb der Politik liegenden Sätzen lebt. Es ist eine politische Körperschaft, das heißt eine Körperschaft, um die mit derselbe Aether spült, der rings um die Volksmassen liegt, und jede Regung draußen findet ihren schwächeren oder stärkeren Widerhall im Parlament. Und uns scheint das Wesen der Demokratie eben darin zu liegen, daß dieser Widerhall so stark gemacht wurde wie möglich, daß die Empfindsamkeit des Parlaments gegenüber diesem ewig bewegten Leben der Volksmassen gesteigert werde bis zum äußersten.

Hier scheint nun die deutsche Demokratie, soweit es sich um Organisatorisches handelt, am tiefsten zu kranken. Denn um diese Empfindsamkeit normal zu erhalten oder gar zu steigern, gibt es zwei Mittel. Das eine ist die Nachwahl. Sie ist das ständige Gericht für die Parteien. Bei ihnen erblickt sie sich im Spiegel der Psyche des Volkes. Sie spricht beizeiten warnend zu den Schwachen, mahnend zu den Uebermütigen. Sie, die Nachwahl, ist das lebendige Gewissen jeder Partei und jeder Parteibürokratie.

Und wie die Nachwahl auf die Partei, so wirkt die Verbindung

mit einem Wahlkreis auf die Erwählten. Der ständige Verkehr mit denen, in deren Händen sein Abgeordnetenschicksal liegt, ist für den Gewählten die ständige Kontrolle für seine Haltung im Parlament. Und diese beiden wichtigsten Kontrollfaktoren einer wirklichen Demokratie hat das deutsche Reichstagswahlrecht ganz zerstört. Und nur so ist es zu verstehen, wie dieser deutsche Reichstag sich nahezu völlig aus dem politischen Bewußtsein seiner Zeitgenossen hinausmanövriert hat. Er dachte, er hätte die Allmacht, weil das so in der Weimarer Verfassung steht. Und statt dessen bildeten sich draußen neue Kräfte und Gebilde, die der Reichstag garnicht bemerkte, weil er für sie keine Augen, sondern nur Hühneraugen hatte. Es waren Abgeordnete, die in dem behaglichen Ruhekissen der Parteilisten sich fast wie Halbgötter vorkamen, jenseits von den Dingen dieser Welt und ach — wir sagen es, ohne die Republik verächtlich zu machen — sie waren nur recht sündige Menschenkinder.

Und der Reichstag will sich sträuben, selbst diese schweren Mängel zu kurieren? So muß eben der Kampf um die Demokratie gegen ihn selber beginnen.

---

HERMANN KANTOROWICZ.

## BISMARCK PAZIFIST?

(Zur Würdigung der Bismarckakten.)

Die Veröffentlichung der Akten des Auswärtigen Amts aus dem ersten Jahrzehnt der Regierung Wilhelms II. ist da. Dies wäre also die zweite Serie des unvergleichlichen Quellenwerks: „Die Große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“. Nun wird es wieder „Enthüllungen“ in der Presse regnen, und so ist es an der Zeit, die im vorvorigen Jahr erschienene erste Serie zu besprechen. Sie umfaßt, in sechs großen Bänden mit 43 Kapiteln und 1365 oft sehr umfangreichen Aktenstücken, die Bismarckzeit; sofort hat sich für sie der Name „B i s m a r c k a k t e n“ eingebürgert. Als Verlag zeichnet die rasch in den Vordergrund gelangte „Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. Berlin“, die sich durch dieses gewaltige Unternehmen, in solcher Zeit, ein Denkmal gesetzt hat. Auftraggeber ist das Auswärtige Amt selber. Vor allem haben sich den Dank der Geschichtsforscher und der Politiker erworben die drei Herausgeber: Prof. Dr. Albrecht Mendelssohn-Bartholdy, der bekannte Völkerrechtslehrer, der Historiker und Archivar Friedrich Thimme und der durch seine mutige Schilderung der Armeniergreuel im Kriege

bekannt gewordene Dr. Johannes Lepsius. Vorangingen — seit Kriegsende — die Veröffentlichung der deutschen und österreichischen Kriegsausbruchsakten, der französischen Akten über die Balkanpolitik und die zahlreichen Funde der Bolschewisten. Während die Geschichtschreibung der Neuzeit früher Jahrzehnte, oft Jahrhunderte, warten mußte, bis sich ihr die Archive öffneten, weiß sie schon heute in bezug auf die große Politik der Vorkriegszeit besser Bescheid als über irgendeine Epoche der Vergangenheit. Volles Vertrauen hinsichtlich der Echtheit oder der Auswahl der Stücke verdienten unter den Vorgängern allerdings nur die deutschen Kriegsausbruchsakten; zu ihrer Herausgabe hatten sich ein erbitterter Gegner der kaiserlichen Regierung — Kautsky —, einer der eifrigsten Bekämpfer der sog. „Schuldlüge" — Graf Montgelas — und ein Gelehrter von erprobter Unabhängigkeit: Professor Schücking verbunden; auch hatten sie lediglich die Akten, diese aber sämtlich, gebracht und wohlweislich jede Erläuterung unterlassen. Die Wirkung war demgemäß eine durchschlagende: die Wahrheit, daß der Krieg, wenn auch unter entscheidender Mitwirkung der deutschen Regierung, aus der österreichischen Balkan- und Nationalitätenpolitik entsprungen ist, steht seitdem ebenso unerschütterlich fest, wie die Einbildung, daß wir den Weltkrieg planmäßig herbeigeführt hätten, in nichts zerstoben ist.

Die Herausgeber der Bismarckakten standen vor der sehr viel schwierigeren Aufgabe, daß sie natürlich nur einen Bruchteil des ungeheuren Stoffes *auswählen* konnten. Doch haben sie auf eine ähnliche persönliche Garantie ihres Unternehmens verzichtet; kein Kautsky ist unter ihnen, sie sind sämtlich, wenn auch in sehr verschiedenem Grade, Bewunderer und Verteidiger der Bismärckischen Außenpolitik. Sie fordern statt dessen, so nehme ich an, daß man ihrer fleckenlosen Vergangenheit vertraue und der ausdrücklichen Erklärung des „Vorwärts", daß sie an die Auswahl herangetreten seien „als unabhängige objektive Forscher, denen es einzig und allein um die völlige Aufklärung der geschichtlichen Zusammenhänge zu tun war". „Unbedingte Ehrlichkeit, Offenheit und Sachlichkeit war und blieb das vornehmste Gebot ihrer Arbeit". Ferner sagen sie: „Um nicht das Urteil der Leser zu beeinflussen, haben die Herausgeber davon Abstand genommen, die einzelnen Aktenstücke mit einem fortlaufenden Kommentar zu versehen oder zwischen ihnen durch überleitende Bemerkungen zu vermitteln. Aus dem gleichen Grunde ist von erläuternden Fußnoten nur soweit Gebrauch gemacht worden, als es im Interesse der Benutzung durchaus geboten war." Die Randnoten Wilhelm II., die den Kautskyakten einen ihrer wesentlichen Züge gegeben haben, sollen künftighin unterdrückt werden, soweit sie nicht „sachlich Wichtiges" enthalten. Demgegenüber höre man Bismarck selber, der im Mai 1888 an den Kronprinz Wilhelm schreibt: „Nach menschlicher Voraussicht wird, bevor eine längere Zeit vergeht, die Ent-

scheidung über Krieg und Frieden ausschließlich in der Hand Ew. Kais. Hoheit liegen. Diese Tatsache verleiht jeder Andeutung, welche von Höchstdemselben auf diesem Gebiete ausgeht, ein Gewicht, welches mir nicht gestattet, Ew. Kais. Hoheit Randbemerkungen stillschweigend zu den Akten des Auswärtigen Amtes gehen zu lassen". (Nr. 1341; die Sperrungen stammen hier wie künftig von mir).

*

Das Bild Bismarcks, das uns aus den Akten entgegentritt, mag für viele eine Ueberraschung bedeuten. Zwar war vorauszusehen, daß hier, wo wir ihn in der innersten Arbeitsstätte beobachten können, die Kunst der Menschenbehandlung, das Augenmaß, die mit Kühnheit gepaarte Vorsicht, kurz, alle Gaben seines diplomatischen Genies, noch heller strahlen würden als sonst; man fällt beim Lesen dieser trocknen Akten aus einem Entzücken in das andere. Aber das betrifft nur die Technik seiner Politik, nicht ihre Ziele. Diese scheinen gewandelt. Der preußische Ministerpräsident hatte in rascher Folge drei Eroberungskriege kunstvoll vorbereitet, im günstigsten Augenblick herbeigeführt und siegreich abgeschlossen; daran ändert auch nichts, daß wir ihn am 2. Februar 1873 nach Paris schreiben finden: „Wir haben den Krieg nicht gewollt" (Nr. 96). Den Reichskanzler hingegen sehen wir mit noch viel größerer Kunst jeden neuen deutschen Krieg vermeiden, auch wenn der Zeitpunkt, nach Ansicht der drängenden Militärs, noch so günstig liegt, jeden für Deutschland bedrohlichen Kriegsfunken austreten, auf alle Eroberungen verzichten. War er über Nacht Pazifist geworden? Nein. Die Verhältnisse hatten sich geändert, nicht er. Er hat vorher keinen Krieg geführt, in dem ihm nicht der Sieg sicher schien, und diese Sicherheit war nunmehr, für alle Zukunft, vorbei. Soviel Erbitterung, soviel Mißtrauen hatten seine Eroberungen, hatte die Verschlagenheit seiner Diplomatie rings um Preußen-Deutschland angehäuft, daß jeder neue Krieg ihn Koalitionen gegenübergestellt hätte, deren „Albdruck" ihn bei Tag und Nacht geplagt hat. „Eure Majestät wollen sich huldvoll erinnern," schreibt er am 31. August 1879 an Wilhelm I., „daß ich innerhalb der letzten fünf Jahre in Berichten und Briefen wiederholt die Gefahren hervorgehoben habe, von welchen Deutschland durch Koalitionen anderer Großmächte bedroht sein kann. Die Kriege, welche Eure Majestät seit 1864 zu führen genötigt waren, haben in mehr als einem Lande die Neigung hinterlassen, im Bunde mit anderen Mächten Revanche zu nehmen, und den Kristallisationspunkt zu Koalitionen abgegeben, wie deren eine dem Aufstreben Preußens im Siebenjährigen Kriege gegenübergetreten war" (Nr. 455). Friedensliebe um des Friedens willen lag dem alten Recken völlig fern; und nicht im entferntesten taucht

der damals schon hier und da ans Licht getretene Gedanke auf, den Frieden anders als durch Rüstungen und Bündnisse zu sichern. Darum betrachtet er auch mit der größten Gemütsruhe den Krieg der — anderen. „Die tunesische Frage,“ so läßt Bismarck nach einer Aufzeichnung v. Rottenburgs von 19. Oktober 1888 nach Rom schreiben (die Schriftstücke selber sind leider nicht herausgegeben), „sei kein zweckmäßiger Anlaß, um zum Bruch mit Frankreich zu treiben, weil er als solcher den Italien verbündeten Nationen nicht faßlich und verständlich sein würde; er sei zu ‚diplomatisch‘. Es empfehle sich für die Möglichkeit einer kriegerischen Schlichtung der Beziehungen zu Italien einen günstigeren Anknüpfungspunkt abzuwarten. Daß sich ein solcher bieten würde, wenn man die innere Entwicklung Frankreichs nicht störe, sei Seiner Durchlaucht nicht zweifelhaft; die Leidenschaftlichkeit der Franzosen bürge dafür“ (Nr. 1287). Das sind so, um mit der Fußnote der Herausgeber zu sprechen, einige der „versöhnlichen Ratschläge“, die Bismarck seinen Verbündeten zu geben hätte. Um auch eine Probe für Oesterreich-Ungarn zu bieten, so schrieb er am 15. Dezember 1887 nach Wien: „Solange ich Minister bin, werde ich meine Zustimmung zu einem prophylaktischen Angriffe auf Rußland nicht geben, und ich bin auch weit entfernt, Oesterreich zu einem solchen zu raten, solange es nicht der englischen Mitwirkung dabei absolut sicher ist“ (Nr. 1163).

Bedeutend ernster hat Bismarck die Frage eines eigenen Krieges angesehen. Hier soll der Angriffskrieg, namentlich in der Form des Präventivkrieges, ausgeschlossen sein. Der Präventivkrieg wird regelmäßig (z. B. Nr. 189*, 1186, 1249) mit der Begründung verurteilt, man dürfte der „göttlichen Vorsehung nicht vorgreifen“. Infolgedessen lehrt unsere Geschichtswissenschaft einhellig, Bismarck habe diese Kriegsform auch tatsächlich vermieden. Nun, ein wenig hat sich Bismarck doch vermessen, in die Kasten der himmlischen Diplomatie zu gucken; sonst hätte er die Annexion von Elsaß-Lothringen nicht damit rechtfertigen können, das „Glacis“ der Franzosen in einem künftigen Kriege dürfe nicht in ihrer Hand bleiben. Und wo die Chancen übersehbar waren, da hat er auch gegen einen Präventivkrieg nichts einzuwenden, zumal wenn der Verbündete des Gegners anderweit beschäftigt ist. „Wenn der russische Krieg durch österreichischen Angriff auf Rußland entsteht,“ schreibt er in der eben genannten Instruktion an den Botschafter in Wien (Nr. 1163), „so ist für uns m. E. nicht die Beteiligung an demselben, sondern der sofortige Angriff auf Frankreich indiziert, und unser Verhalten zum russischen Kriege von dem Erfolg unseres französischen Krieges abhängig zu machen.“ Die Fußnote der Herausgeber bemerkt dazu: „Aus diesem Satz kann natürlich nicht geschlossen werden, daß Fürst Bismarck Ende 1887 einen Angriffs-

krieg gegen Frankreich geplant habe. Wie die folgenden Sätze des Textes ergeben, ist der Sinn ganz offenbar der, Oesterreich von einem Angriffskrieg gegen Rußland durch Hinweis darauf abzuhalten, daß Deutschland in solchem Falle nicht etwa Oesterreich zu Hilfe eilen, auch nicht in drohender Haltung gegen Rußland Gewehr bei Fuß stehen bleiben werde, sondern dem unvermeidlichen Angriff Frankreichs zuvorkommen müsse." Das stimmt wieder nicht ganz. Es schließt nämlich die Instruktion damit, daß sie zu des Botschafters „persönlicher Orientierung" bestimmt sei, er sollte also Wien nicht warnen. Noch deutlicher heißt es in der weiteren Instruktion vom 27. Dezember: „Ich bitte Ew., diese letzten Erwägungen durchaus zu sekretieren" (Nr. 1186). Die Erwägungen sind allerdings äußerst sekret und lauten: „Daß für uns der Krieg gegen Frankreich dem Ausbruch des russisch-deutschen Krieges unverzüglich folgen wird, ist nicht zweifelhaft. Sollte er wider Erwarten nicht von selbst eintreten, so würde es für uns mehr oder weniger geboten sein, ihn ohne Verzug herbeizuführen. Wir können einen Krieg nach Osten so lange nicht mit voller Kraft und weit über unsere Grenzen hinaus leisten, als wir noch die volle französische Macht ungeschwächt und angriffsbereit im Rücken haben. Wir wissen nicht, wie es in dem Fall dann in Frankreich aussehen wird, aber wenn unser Friede dort nicht gesicherter ist wie heute, so wird es vielleicht geboten sein, daß wir dem Ausbruch des russisch-österreichischen Krieges unsere Kriegserklärung gegen Frankreich folgen lassen, um dann nach Sicherstellung unserer Westgrenze unsere volle Macht gegen Rußland zur Verfügung zu haben." Dieses Schreiben, übrigens dasselbe, das wir oben als die „göttliche Vorsehung" gegen den Präventivkrieg ausspielend nannten, enthält also genau das strategische Rezept von 1914; das diplomatische Rezept war freilich damals in einer ganz anderen Apotheke zubereitet und wirkte auch demgemäß. Und schon am 27. August 1871 drahtet Bismarck an den Geschäftsträger in Paris, „auf Befehl Seiner Majestät": „daß wir, wenn die Verhältnisse in Frankreich unsicher werden sollten, es nicht geraten finden werden, einen französischen Angriff abzuwarten, sondern unsrerseits, sobald uns die Erhaltung des Friedens zweifelhaft wird, unverzüglich zur Erneuerung der Feindseligkeiten, unter Mobilisierung von fünfmal hunderttausend Mann, übergehen werden. An dem guten Willen der jetzigen Regierung, den Frieden zu erhalten, zweifle ich aber durchaus nicht, da dieselbe bis vor kurzem noch Zahlungen an uns gemacht hat" (Nr. 37). Die Fußnote bemerkt dazu: „Diese Drohung bezweckte, wie sich aus der folgenden Nr. ergibt, vorwiegend die Regierung Thiers zu stützen." Für mich ergibt die folgende Nr., daß dies nur einer von zwei gleich wichtigen Zwecken war; es heißt in ihr nämlich weiter: „Das Telegramm ist aber keineswegs allein zu diesem Zweck geschrieben, sondern es enthält wirklich unsere Pflichten für

den Fall, daß die gouvernementale Krise einen anderen Ausgang nehmen sollte, als wir hoffen und wünschen, und daß eine Regierung ans Ruder kommen sollte, welche uns weniger Vertrauen in ihre Absichten oder in ihre Kraft einflößt". Gar so ernst war die Abneigung gegen den sündhaften Präventivkrieg bei Bismarck also nicht. Und jeder Widerstand schwand natürlich, wenn der Krieg von derjenigen Stelle etwa Allergnädigst befohlen werden sollte, in deren Hand „die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschließlich" gelegen war. In jenem Brief an den Kronprinzen heißt es nämlich: „Wenn aber die Ueberleitung unserer Politik aus der bisherigen friedlichen Tendenz in eine kriegerische nach Ew. Kaiserlichen Hoheit Intentionen bevorstände, so würde ich es noch immer für zweckmäßiger halten, den Krieg zuerst im Westen zu suchen als im Osten. Einmal ist er dort leichter und unauffälliger zu finden. Frankreich hat uns manche Anknüpfungspunkte gegeben, die wir nur weiter zu spinnen brauchten, wenn wir Krieg wollen" (1341). Offenbar war die göttliche Vorsehung auf die „Anknüpfungspunkte" der Wilhelmstraße angewiesen.

Den Generalstäben in Berlin und Wien war Bismarck freilich bei weitem nicht draufgängerisch, oder, wie sie es darzustellen liebten, vorsichtig genug. Die Akten wimmeln von ironischen, manchmal auch heftigen Bemerkungen gegen die „Sophismen" der Militärs, die immer aus den Rüstungen auf einen „unmittelbar" bevorstehenden Angriffskrieg schließen. Seufzend gedenkt man des Sommers 1914, wo kein zweiter Bismarck dem zweiten Moltke die Stirn zu bieten wagte. Am meisten spitzte sich der Konflikt im „Krieg-in-Sicht"-Jahre 1875 zu, als die Kriegspartei zum Ueberfall auf das sich bedrohlich rasch erholende Frankreich drängte. „Aeußerungen", schreibt am 20. Juni die Königin Victoria von England an den Kaiser, „wie die angeblich vom Grafen Moltke gefallene, sind bei vielen Gelegenheiten und an vielen Orten von Persönlichkeiten getan worden, welche vermäge ihrer Stellung als Vertreter Deiner Regierung gelten müssen" (Nr. 189). Die Fußnote der Herausgeber führt als „einzige Unterlage für derartige Aeußerungen hoher Militärs in Berlin" ein Privatschreiben Hohenlohes an. Wirklich die einzige Unterlage? Auf welche Kreise bezieht sich wohl die wenige Tage vorher gemachte Randbemerkung des Kaisers wider die „in neuster Zeit wieder gangbar gewordene deutsche Prahlerei", man müsse „Frankreich den Krieg zutragen, ehe es fertig ist mit seinen Rüstungen" (Nr. 181)? Auch Bismarck selber sagt zurückblickend 1887: „ich erinnere mich, daß unser Generalstab sowohl im Jahre 1867 als auch im Laufe der 70er Jahre bezüglich Frankreich wiederholt ähnliche aggressive Vorschläge vertreten hat, wie jetzt bezüglich Rußlands" (Nr. 1163). Und so heißt es auch in den „Gedanken und Erinnerungen" im Kapitel

von der Emser Depesche über Moltkes „Kampflust": „Unbequem wurde sie nur 1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange".

Nur in einem Falle ist Bismarck, soviel ich sehe, militaristischer noch gewesen als die Militärs und hier aus innerpolitischen Gründen. Damals, im Jahre 1886, liefen aus Paris fortgesetzt Schreiben des dortigen Militärattachés ein, in denen, wie in diesem Berufe üblich, der Deutschenhaß der Franzosen und die aus ihm drohenden Kriegsgefahren in den schwärzesten Farben gemalt waren — namentlich wurde die Gefährlichkeit des Generals Boulangers „bewiesen" (Nr. 1223, 1224, 1228, 1232). Hierzu bemerkte am 16. November 1886 der Generalquartiermeister Graf Waldersee: „Ich kann diese Auffassung vom militärischen Standpunkt aus nicht teilen" und „vom rein militärischen Standpunkt abgesehen, möchte ich auch noch der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß die Republik überhaupt ungern zum Kriege schreitet"; beides begründet er ausgiebig und überzeugend. Bismarck ließ ihm daraufhin schreiben, „daß er die in dieser interessanten Mitteilung niedergelegten Ansichten teile" (Nr. 1234). Erst recht hatte sich der einsichtige deutsche Botschafter in Paris, Graf Münster, fort und fort bemüht, die beunruhigenden Gerüchte zu zerstreuen (Nr. 1230, 1237, 1238, 1239): „Die Angst vor dem Krieg ist hier sehr groß und es findet sich kein Minister, der die Kriegsfackel entzünden und Revanchegeschrei loslassen möchte, am allerwenigsten Boulanger". Trotzdem ließ Bismarck nach Wien schreiben: „Wir sehen den französischen Krieg als ziemlich nahe bevorstehend an" (Nr. 1236); schon vorher hatte er einen der Pariser Militärberichte an die deutschen Höfe mitgeteilt, „damit die verbündeten Regierungen im Hinblick auf etwaige Reichstagsverhandlungen über die Situation informiert sind" (Nr. 1229). Schließlich wandte sich Graf Münster in einem über die wahre Stimmung in Frankreich aufklärenden Schreiben — in Form eines Neujahrswunsches für 1887 — an den Kaiser selbst (Nr. 1240). Dieses Schreiben ließ Bismarck nicht durch, teilte dem Botschafter vielmehr am 4. Januar 1887 mit, er werde es, wenn Münster es wünsche, noch vorlegen, sogleich aber seinen Auffassungen „entgegentreten" — worauf der Botschafter begreiflicherweise auf die Vorlegung schleunigst verzichtete (Nr. 1241). Den Grund seines Verhaltens gab Bismarck dabei dem Botschafter mit erfrischender Offenheit an: „Wenn S. M. und die verbündeten Regierungen die darin von Ew. p. p. entwickelten Ansichten teilten, so würde die Reichsregierung kaum in der Lage sein, die von ihr gemachte Militärvorlage mit Ueberzeugung vor dem Reichstag zu vertreten und aufrechtzuerhalten". Hier können wir an einem klassischen Fall die Technik des deutschen Militarismus studieren. Und genau so wurde es in

allen Großstaaten gemacht, außer in England, das auch in dieser Aktensammlung glänzend abschneidet.

*

Es scheint, daß die deutsche Propaganda auch den Anlaß des Erscheinens der Bismarckakten zu einer großen Aktion hat benutzen wollen. Ihre Aufgabe war, so sollte man meinen, klar: sie mußte versuchen, auf England und Amerika in einem uns günstigen Sinne einzuwirken, als den einzigen Mächten, von denen, wenn sie zusammenarbeiten, Deutschland gerettet werden kann. Diesen Ländern mußten sie sagen: „So waren wir, aber so wollen wir nicht mehr sein; wir kehren uns, indem wir sie enthüllen, von unserer Vergangenheit ab, so wie ihr euch längst von eurer Seeräuber- und Sklavenhaltervergangenheit mit offenem Abscheu abgekehrt habt". Die aber in Treue an der Vergangenheit festhalten wollten, die mußten jetzt schon aus Klugheit schweigen. Die deutsche Propaganda ging den genau entgegengesetzten Weg: Sie erklärte wie auf Verabredung, daß nun die Vorwürfe gegen die kriegerische Vergangenheit des Reichs entkräftet seien. Ein Mann vom Range Lujo Brentanos ernannte nunmehr Bismarck zum „Pazifisten", und einer der Herausgeber der Akten, Lepsius, schrieb sogar ein ganzes Heft der „Süddeutschen Monatshefte" (November 1922) — wo bisher der Pazifismus nicht gefeiert wurde — unter dem Titel „Bismarck als Pazifist auf Grund der neuen Bismarck-Akten dargestellt". Zugleich hielt er die Zeitlage für geeignet, um die englische Politik, als Folie für Bismarcks „Pazifismus", in einem Lichte darzustellen. dessen fanatische Gehässigkeit an alles heranreicht, was während des Krieges gegen England geschrieben worden ist. Ich fürchte, daß dieses Verfahren das Vertrauen in die Zuverlässigkeit des ganzen Unternehmens schwer erschüttert hat. Die Wirkung des Werks im Ausland ist denn auch nicht die erhoffte gewesen. Konnten die deutschen Propagandisten das nicht voraussehen? Dann will ich es ihnen noch einmal in schmerzlichstem Ernste sagen: Nicht durch Propagandakünste, zu denen ihr, in unausrottbarer deutscher Gewissenhaftigkeit, zugleich das Gegenmaterial liefert, nicht durch Geschichtsklitterung, in der die Franzosen uns doch immer übertreffen werden, könnt ihr dem durch den Kot geschleiften deutschen Namen wieder Glanz verleihen, die Valuta des deutschen Wortes, die heute noch unter der des deutschen Geldes steht, wieder aufrichten, sondern allein durch rückhaltlose Aufrichtigkeit, durch rücksichtslose Absage an ein Zeitalter europäischer Politik, auf das Europa selbst in seiner heutigen Erniedrigung wahrlich keine Ursache hat, stolz zu sein.

## DREIHUNDERT STÜCK KINDER

Im September geriet ich in einen D-Zug, der erholte Ruhrkinder aus dem Alpenland in ihre Heimat zurückbrachte. An jeder Haltestelle vergrößerte sich der Trupp — rund und jauchzend stiegen die Pfleglinge der österreichischen Dörfer ein, starke Männer schleppten sich mit Körben ans Abteil, hantelten — es sah aus wie bei einem Hausbau — Brotleibe, Butterleibe, Käsleibe, Speckseiten, Mitbringpakete durch die offenen Fenster. Ihre Frauen standen dabei, unter dem Kopftuch streng gescheitelt, die Hände am Schürzenrand, feierlich und melodisch und gut, wie die Steirischen immer auf mich wirken. Wenn dann der Zug anfuhr, von Liedern getragen, die ein paar hundert Kinder zugleich anstimmten, wenn die Pflegeeltern ihr hartes Kehrt machten, nach dem letzten Gruß, fest und pflichterfüllt und unweinerlich — so unweinerlich wie ihre Mästlinge abfuhren, die vor ein paar Monaten als Krepierlinge ankamen —, dann war das ganze Bild zu Tränen reizend. Auch der Gesang, der nicht schön war, die Führer des Transports, die nach Mensur und Leutnants-Epauletten aussahen, die in den Gepäcknetzen hochgestapelten Liebesgaben, die nichts Sentimentales hatten — draußen lagen Berge und Dörfer in beruhigendem Glanz — es wurde doch geheult in den Wagen, die nichts mit alle dem zu tun hatten.

Der Oberkommandant des Kinderzuges versprach mir frank und frei ein Kind aus dem nächsten Transport, nach Wunsch und Maß: Alter, Geschlecht, sozialer Stand der Eltern — es war ja alles da, wie bei Tietz — ich hatte nur zu wünschen.

Dann kamen ein paar Drucksachen, an Herrn „Gutsbesitzer" O. adressiert — dann kam die Mitteilung, morgens um 7½ Uhr würde in Attnang-Puschheim mein Pflegekind abgegeben. Ich konnte nicht selbst kommen, sondern schickte einen Vertreter, den ich durch Brief legitimierte. Aber er brauchte das Schreiben nicht, hier war das Kind, hier war der Mann, der es an sich nahm, und weiter ging der Zug.

Später las ich in der „Deutschen Zeitung" — die Organisation, an die ich mich gewandt hatte, war, wie ich nun zufällig erfuhr, eine nationalistische —, daß mein Pflegekind auf ein Schloß ins Salzkammergut kommt. Der Gutsbesitzer war Schloßherr geworden — das Kind aber, das laut „Deutscher Zeitung" ein großes Los gezogen hatte, folgte seinem Führer eine Stunde Bahnfahrt nach, dann eine halbe Stunde Wegs in das Hotel unseres Marktfleckens, dann zwei Stunden Schlittenfahrt weit . . . . Was hat es sich unter „Schloß" gedacht?

Es wußte von anderen Kindern, die früher einmal auf ein Schloß gekommen waren. Der Schloßherr brauchte das bißchen Platz für sich, er hatte seine Pflegekinder in der Nachbarschaft untergebracht. Er sah sich die Kinder selbst nicht an, belieferte ihre

Vice-Pflegeeltern nur mit Nahrungsmitteln. Die Vice hatten selbst Hunger, fraßen Dreiviertel von Fleisch und Käse auf, ließen die Kinder schwere Arbeit tun und verklopften ihnen häufig die mageren Rücken. Sie bekamen sehr wenig Essen, wenig Schlaf, viel Arbeit und harte Prügel im Schatten des Schlosses. Daran dachte mein Lottchen, als es aufs Schloß fuhr. Als es dann ankam, sah es zwei Arbeiterhütten an einem zugefrorenen See, winzig klein im Wall des toten Gebirges, bis über die Fensterrahmen eingeschneit und mit buckligen Schneekanten auf dem Dach — nein, Gottseidank, das war kein Schloß.

Aber die Lotte hatte sich unterwegs bei ihrem Führer, der bären- und onkelhaft und gutmütig wirkte, nicht nach der Schloßherrschaft erkundigt. Wenn Ihr Euch das denkt!: man ist neun Jahre alt, aber so klein wie unsere Generation mit sieben war, man hat Schauergeschichten, gewiß noch übertriebene, von ebenso hilflosen und ebenso armen Kindern im Kopf und wandert aus Berlin fort, von den Eltern zur Bahn, zwanzig Stunden Fahrt, Fußmarsch und Schlitten, weit, weiter als man je geträumt — man ist doch so winzig klein — daß einen die Angst nicht frißt! Aber sie kam tapfer und freimütig an, hatte kein Heimweh, verriet all ihre Befürchtungen erst viel später, als das Gespräch darauf kam, als nichts mehr zu fürchten war.

Das neunjährige Lottchen war aber nicht in die Fremde gegangen, weil es Hunger hatte, sondern damit sein großer Bruder (er muß, nach allem, was es sagt, viel größer sein als irgendein Mensch, der mir je begegnet) endlich satt zu essen bekäme. Jetzt, nach kaum vierzehn Tagen, hat sie so dicke rote Backen, daß wir manchmal glauben, sie hat Fieber oder schminkt sich. Solche Kinder sind noch erkenntlich, die wollen was leisten für unser bißchen Hilfe — vielleicht reibt sie sich die Backen mit Schnee, wenn sie uns kommen sieht? Mindestens verteilt sie, was man ihr gibt, liebe- und verantwortungsvoll gerade in der richtigen Proportion über Zellen und Zentren ihres armen kleinen Leibes.

Nun aber: der Schloßbesitzer. Unsere Gemeinde hat, wie alle Gemeinden, einen Bürgermeister, der seine drei- oder sechshundert Untertanen kennt. Man hat, vielleicht aus meinem Monokel, auf ein Schloß geschlossen, aber den Bürgermeister hat niemand gefragt, ob ich einen guten Ruf habe und ob meine Frau nicht etwa als Xantippe gilt. Man kann aus Kindern mehr herausschinden, als man an sie verfüttert, man kann sie mehr quälen, als die Bergluft sie tröstet, man kann . . . . irgendein Herr bestellt in der Eisenbahn ein Kind und bekommt es.

Ich weiß zum Beispiel eine Frau in der Steiermark, die ihre halbwüchsige Magd so mißhandelt, so arbeiten läßt, daß es ein öffentlicher Skandal ist. Eine Gastwirtsfrau — wer bei ihr Kaffee trinkt, hört das Keifen und hört die Backpfeifen, sie sieht aus, als

wollte sie für eine Göttin der Gemeinheit Modell stehen. Ich habe mich einmal zwischen die Magd und eine ihrer Backpfeifen geworfen, aber ohne zu nützen, ich wurde selbst bedroht, das Kind aber wurde als Nichte legitimiert, das samt väterlichen Erziehungsrechten, also ohne Lohn und Schutz in ihre Hände geraten war. Juristisch war da nichts zu wollen, solange des Mädels Körper nicht „verletzt", d. h. schwer beschädigt wird, und so zog ich meinen eigenen, leicht gefährdeten aus der Affäre. Diese Frau aber hat auch ein deutsches Kind bekommen, eine aus dem Transport der tapferen Lotte — — ich schreibe nicht gegen den Verband, der mich für einen Schloßherrn hält und seine Freunde mit „Heil!" begrüßt, sondern gegen alle Verbände, die Kindern Gutes tun wollen, ohne dies Gute ein wenig zu prüfen.

* * *

Inzwischen hat dies Tal einen neuen Kinderzug aufgenommen, den ich durch Zufall, als eine Art Hilfs-Funktionär, ein paar Stunden lang zu begleiten hatte. Diesmal waren es Sachsen, Arbeiterkinder, und über die kurze Fahrt mit ihnen ließe sich ein ernstes Buch schreiben. Die meisten fuhren dreißig Stunden lang, ein dreizehnjähriges kam aus Kassel über Leipzig—Wien ins Salzkammergut, ein ziemlich großes und unerhört reifes Mädchen, das nach fünfzig Stunden Bahnfahrt noch aufs reifste kokettieren konnte. Sie hatten ein paar Zettel mit Angaben über Herkunft und Ziel am Hals, nach denen man einfach griff, wenn man „sein" Kind suchte, sie reisten durch ein Gebiet, das eben die Schrecken nie dagewesener Lawinenstürze erfahren hatte, ein paar wurden bei der Ankunft herrenlos, weil ihr präsumtiver Pflegevater eben gestorben oder, was schlimmer, abgebaut worden. Die Reife von dreizehn — die man in Leipzig „Fräulein" angeredet — fragte mich, ob ich den Holzarbeiter Basthuber in Goisern kenne. „Der Name klingt so gutmütig", sagte sie, „und schlagen laß ich mich überhaupt nicht, lieber alles andere!" Alles — andere — —!

Eine achtjährige kam auf mich zugelaufen und denunzierte ihre Abteilgenossen. Sie hatten Kaffee ausgeschüttet und sich „unanständig aufgeführt", außerdem waren es alle Jungens, sie wollte mit Mädchen zusammen sein. Sie hatten sie mit „Liebchen" und „Schätzchen" angeredet, das ließe sie sich nicht gefallen.

„Wenn ich mich so aufführe, bucht mich Muttie, daß die Beulen platzen." Sie war Heinrich Manns Dresdner Gretchen im Ei; als sie mein Interesse wahrnahm, wurde sie melancholisch. „Mit zwanzig Riemen bucht mich Muttie ins Gesicht, aber wie ich abgereist bin, da hat se doch geheult!" Und „so'n Pflegevater wie Sie — den möchte ich hab'n!" Die Augen ganz verdreht.

Die kleinen Buben waren übrigens wirklich schlimm. Sie sagten nicht nur „Liebchen", sie zoteten wie Landsknechte, immer mit einem Blick auf die achtjährige Unschuld. Als ich mich gegen

diese Unterhaltung erklärte, teils mit Rücksicht auf Gretchens, teils auf meine Jahre, kamen sie rasch entgegen „Nocha lossemer die Schweinikeleien." Sie erzählten dann von Schulbubenkämpfen mit Dolchen, Totschlägern, Revolvern, dann von Arbeitslosen-Kämpfen mit Bomben, Gummiknüppeln und unerhörten Grausamkeiten. Der Rausch war unverkennbar, der sie packte, wenn's in die Einzelheiten ging.

Man darf nicht glauben, daß ganz unterernährte, ganz übermüdete und oft mißhandelte Kinder nach dreißig Stunden Bahnfahrt rührend wirken. Sie wirkten so gemein in ihrer Armut und ihrem Schmutz und ihren schmutzigen Reden und ihrem Einander-Denunzieren. Aber jedes einzelne, der Rowdy von Bub, die Tratsche von Mädel, die Kokette, die Verkäuferin werden will, aber ihrem Schicksal kaum entgehen wird, — waren interessante, herzliche, liebebedürftige Menschen, sobald man sich ihnen einzeln gegenüberstellte. Ich glaube, als Oesterreich vor ein paar Jahren seine verhungernden Kinder nach Neutralien versandt hat, kam mehr Grazie, mehr Stil in die fremden Häuser. Aber aus diesen Zügen kommt ein tiefes, fast herrliches Problem in die Hütten der steierischen Holzarbeiter, und wenn irgend jemand, werden diese Leute mit den gutmütig klingenden Namen es zu lösen wissen, soweit sechs Wochen Zeit zur Lösung geben.

Im übrigen aber fehlten gerade unserer Gemeinde ihre fünfunddreißig Kinder. Man hatte sie der Lawinengefahr wegen im Wiener Depot verwahrt, unser Abgesandter war verzweifelt. Soviel Erwartung, soviel Vorbereitung bei uns daheim, und nun kamen wir allein an.

Der Transportführer tröstete ihn: erstens kämen die Kinder ja in ein paar Tagen. Und wenn er nicht zufrieden wäre, könnte er mehr bekommen: „Hundert Stück, zweihundert, dreihundert Stück, wannst magst. Brauchst nur sagen."

Das ist 1924. Dreihundert Stück Kinder wannst magst — Schloßbesitzer — der große Bruder, der sich einmal satt essen muß. Die wir 1954 noch leben könnten, wir werden Augen zu machen haben!

* * *

Oder vernarbt sich alles, Leid und Gummiknüppel, wenn's wieder warm auf Erden ist und die Euter der Kühe strotzen, Erdbeeren in die Milch gedrückt werden, alle Schornsteine rauchen? Wir haben statt der 35 Kinder für Grundlsee zwei plötzlich Pflegeverwaiste einer anderen Gemeinde als magere Beute eingebracht. Mit denen saßen wir spät abends im Wirtshaus, unter Arbeitern, Honoratioren und Bauern. Zwei kleine Mädchen, die am Kopf einer langen Tafel Milchreis löffelten, einander zusächselten, von einem Pferdeschlitten erwartet wurden. Der Bahnhof war voll von Menschen gewesen, Musik hatte sie begrüßt. Mann um Mann,

Bürgermeister und Holzknecht, Frau um Frau kam zu den kleinen Mädchen, machte ihnen die Honneurs, ein Honneurchen zumindest, einen gütigen Scherz; alles sprach von diesen beiden, verhöhnte uns gutmütig wegen der fehlen 33, für die man gekocht hatte, fand sie hübsch und lieb und klug und artig.

Dieses Land hat doch auch erst vor anderthalb Jahren wieder auf die Füße gefunden und steht heute noch so locker auf seinen Füßen, daß jeder sagt: „Ob wir in zwei Jahren auch wieder unsere Kinder auf Erholung schicken?"

Gewiß, 1854 sind aus den dreihundert Stück doch und dennoch dreihundert Menschen geworden, das Herz voll Menschlichkeit. Dieses Muskel Herz ist so elastisch, so unzerstörbar. Aber was bekommt er auch zu tragen! Kein Arm, kein Bein, kein Nacken trüge das.

---

DOSTOJEWSKI

## BRIEF DES DEM TODE ENTRONNENEN

Am 22. Dezember 1849 wurde Dostojewski zum Richtplatz geführt. Das Todesurteil sollte schon vollzogen werden, als der Bote des Zaren im letzten Augenblick die Begnadigung brachte. Dostojewski wurde in die Peter Paul-Festung gebracht. Dort hat er an seinen Bruder Michael einen langen Brief geschrieben, der bisher bloß in Auszügen bekannt war. Auch die Sammlung der bei R. Piper (München) erschienenen Dostojewskibriefe bringt bloß einige Zeilen daraus. Das Krasnij-Archiv veröffentlichte jetzt auf Grund einer Abschrift, die Dostojewskis Frau seinerzeit gemacht hatte, den denkwürdigen Brief in seinem vollen erschütternden Wortlaut:

An

Michail Michailovich Dostojewski.

Newski Prospekt, gegenüber Grasnaja, Nerlinds Haus.

Am 22. Dezember, Peter Pauls-Festung.

Bruder, mein lieber Freund! Alles ist überstanden! Ich bin verurteilt zu vier Jahren Festungsarbeit (wahrscheinlich auf der Festung Orenburg) und hernach einfacher Soldat zu sein. Heute, am 22. Dezember, führte man uns zum Senjenovskaplatz. Dort wurde unser Todesurteil verlesen, man ließ uns niederknien vor dem Kreuz, zerbrach unsere Degen über unserem Haupt und kleidete uns in das Gewand der zum Tode Verurteilten (weiße Hemden). Hierauf stellte man drei von uns an die Pfähle, zur Vollziehung der Exekution. Ich stand als Nummer sechs in der nächsten Reihe; kaum eine Minute hatte ich noch zu leben. Ich dachte an Dich,

Bruder, an alle die Deinen. In der letzten Stunde standest Du, nur Du vor meinem Sinn, da erst erkannte ich, wie sehr ich Dich liebe, mein guter Bruder. Ich umarmte Plestjejev und Durov, die in der Nähe standen und nahm Abschied von ihnen. Zum Schluß ertönte ein Signal, die an die Pfähle Gebundenen wurden zurückgeführt, und man verlas uns, daß Se. kaiserliche Majestät uns das Leben geschenkt habe. Darauf folgte die wirkliche Urteilsverkündung. Palm allein wurde vollständig begnadigt, mit dem bisherigen Rang in der Armee.

Man teilte mir soeben mit, lieber Bruder, daß wir heute oder morgen auf den Weg geschickt werden. Ich bat darum, Dich treffen zu dürfen, aber man sagte mir, daß das unmöglich sei. Ich kann Dir nur diesen Brief schreiben, mich beeilen, Dir eine Nachricht zu geben. Ich bin besorgt, daß Du auf irgendeine Weise von unserer Verurteilung (zum Tode) unterrichtet wurdest. Als wir zum Semjenovskaplatz überführt wurden, sah ich durchs Wagenfenster eine große Menschenmenge; vielleicht hat Dich eine Nachricht erreicht und Du leidest meinetwegen. Nun wird es leichter für Dich, was mich betrifft, Bruder! Ich bin nicht niedergeschlagen, und ich habe nicht den Mut verloren. Das Leben ist überall, das Leben ist in uns selber, nicht um uns. Rings um mich werden menschliche Wesen sein, und Mensch sein unter ihnen und ständig bleiben und sich nicht unterkriegen lassen oder fällen von einem wie immer gearteten Unglück, siehe, darin besteht das Leben, das ist seine Aufgabe. Ich habe das eingesehen, dieser Gedanke ist mir in Fleisch und Blut übergegangen. Ja, fürwahr, das Haupt, das schaffte, das lebte mit einer solchen künstlerischen Intensität, das fühlte und gewöhnt war an höchstes seelisches Erleben, dieses Haupt ist schon von meinen Schultern getrennt, übrig geblieben ist nur noch die Erinnerung und die Gedanken, die zwar geboren aber noch nicht verkörpert wurden. Das quält mich, aber noch habe ich mein Herz und Fleisch und Blut, das lieben und leiden kann, wünschen und sich erinnern. Und das, das eben umschließt unser Dasein. On voit le soleil. Lebe wohl, mein Bruder. Sei nicht betrübt um mich.

Und nun einige materielle Dinge. Meine Bücher (die Bibel habe ich hier) und verschiedene Manuskripte und Entwürfe zu Dramen und Romanen (auch die bereits abgeschlossenen Novellen „Kindermärchen“) sind mir fortgenommen worden und werden vermutlich in Deine Hände gelangen. Ich lasse auch meinen Ueberzieher und meine alten Kleider zurück. Könntest Du herschicken und sie abholen lassen? Nun, versteh mich recht, Bruder, eine lange Fahrt in „Etappen“. Ich benötige Geld. Lieber Bruder, wenn Du diesen Brief erhältst, schicke mir so rasch wie möglich Geld, wenn Du solches auftreiben kannst. Geld ist notwendiger für mich als Luft (infolge besonderer Umstände). Sende mir auch

einige Zeilen über Dich selbst. Dann, falls Geld von Moskau anlangen sollte, lege es an für mich und übergib mir nichts. Das wäre alles. Ja, ich habe Schulden, aber was kann man dazu tun? !

Küsse Deine Frau und Deine Kinder. Erinnere sie an mich, sorge, daß sie mich nicht vergessen. Vielleicht sehen wir uns einmal wieder?! Bruder, sorge für Dich selbst und Deine Familie, lebe still und vorausschauend. Denke an die Zukunft Deiner Kinder. Lebe verständig. Niemals war mein Leben erfüllt von so reichen und starken Impulsen wie jetzt. Wie es mein Körper ertragen wird: das weiß ich nicht. Ich werde krank fortgeschickt, ich habe Skrofeln. Aber trotz allem! Bruder, ich habe auf so viele Weise hier das Leben erprobt, daß mich nicht mehr viel bange machen kann. Geschehe was da will. Bei der ersten Gelegenheit gebe ich Dir Nachricht von mir. Bestelle einen letzten Abschiedsgruß an Familie Majkov. Sage ihnen, daß ich ihnen allen danke für die aufrichtige Teilnahme an meinem Schicksal. Sage einige Worte von mir an Eugenia Petrovna, die innigsten, die Du kennst, die Dein Herz selber Dir eingibt. Ich wünsche ihr alles Glück, und mit dankbarer Ergebenheit werde ich stets an sie denken. Drücke Nicolai Apollonovitj und Apollo Majkov die Hände und allen den andern. Suche Janovskij auf. Drücke seine Hand und danke ihm. Schließlich, drücke allen denen die Hände, die mich nicht vergessen haben, und erneuere mein Andenken bei denen, die mich vergaßen. Küsse Bruder Kolja. Schreibe an Bruder Andrej und gib ihm Nachricht von mir. Schreibe an Onkel und Tante. Darum bitte ich Dich und grüße sie von mir. Schreibe an die Schwestern: Ich wünsche ihnen Glück.

Ja, vielleicht werden wir uns wiedersehen, Bruder. Sei achtsam auf Dich selbst und lebe in Gott, bis wir uns wieder treffen. Vielleicht werden wir uns wieder einmal umfangen und unserer Kindheit gedenken, jener entschwundenen goldenen Zeit, unserer Jugend und unserer Hoffnungen, die ich nun in diesem Augenblick aus meinem Herzen reiße und begrabe.

Kann es denn möglich sein, daß ich niemals mehr eine Feder in der Hand führen werde? Ich denke, daß ich diese vier Jahre überstehen werde. Ich sende Dir alles, was ich schreibe, wenn ich überhaupt etwas schreiben werde, o Herr, mein Gott. Wie viele Gedanken, lebendige, umgeformt von mir, gehen nicht unter, erlöschen in meinem Gehirn oder werden zerstört von meinem vergifteten Blut. Ja, wenn ich nicht schreiben darf, gehe ich unter. Fünfzehn Jahre Gefängnis wäre besser gewesen mit der Feder in der Hand!

Schreibe oft an mich, schreibe ausführlich, breit, schreibe viel. Schreibe in Details in jedem Brief über Familienangelegenheiten, vergiß nicht daran. Das gibt mir Hoffnung und Leben. Wenn Du wüßtest, wie belebend Deine Briefe waren hier in den

Kasematten. Wie unendlich schwer waren nicht die letzten zweieinhalb Monate für mich, da es verboten war, zu schreiben. Ich fühlte mich nicht gesund. Daß Du mir nicht rechtzeitig Geld schicktest, machte mich unruhig um Dich — zu wissen, daß Du selbst in Not warst! Noch einmal, küsse die Kinder; ihre kleinen, niedlichen Gesichter gehen mir nicht aus dem Sinn. Ach, wenn sie glücklich werden könnten! Werde auch Du glücklich, Bruder, werde glücklich!

Aber um Gottes willen, sei nicht betrübt um mich. Wisse, daß ich nicht niedergeschlagen bin, bedenke, daß die Hoffnung mich nicht verlassen hat. In vier Jahren erleichtert sich mein Los. Ich werde Soldat, ich bin dann nicht länger Strafgefangener, und ich bin überzeugt, daß ich Dich wieder einmal umarmen werde. Ich sah ja heute drei Viertelstunden lang dem Tod ins Antlitz, ich überlebte diesen Gedanken, ich durchlebte meine letzte Stunde, und nun lebe ich wieder einmal!

Wenn irgend jemand ein böses Andenken von mir hat, wenn ich uneins mit jemandem war, wenn irgendwer einen schlechten Eindruck von mir hatte, bitte ihn, es zu vergessen, falls Du ihn antreffen kannst. Es gibt keine Bitterkeit und Mißgunst in meiner Seele, ich möchte in diesem Augenblick jeden, wer es auch sei, lieben und umfangen. Diese Erlösung empfand ich heute, als ich im Angesicht des Todes Abschied nahm von meinen Lieben. Ich dachte daran, daß die Nachricht von der Hinrichtung Dich töten könnte, aber sei ruhig, ich lebe noch und werde leben in dem Gedanken, Dich wieder einmal zu umfangen. Das ist das einzige, was mir im Sinne liegt.

Was tust Du? Was denkst Du wohl heute? Weißt Du etwas von uns? Wie kalt war das nicht heute?

Ach, wenn mein Brief rasch in Deine Hände käme. Ich bleibe sonst vier Monate ohne Nachricht von Dir. Ich bekam das Paket zu Gesicht, in dem Du mir während der letzten zwei Monate Geld sandtest; die Adresse war von Deiner Hand geschrieben und ich freute mich darüber, daß Du gesund bist.

Wie blicke ich nicht zurück auf das Vergangene, ja, ich denke an die verlorne Zeit, wie sie dahinging im Irrtum, in Fehlern, in Untätigkeit, in Unkenntnis des Lebens, weshalb maß ich ihm nicht einen größeren Wert bei, wie oft habe ich nicht gefehlt gegen mein Herz und meine Seele — mein Herz blutet. Das Leben — das ist eine Gabe, das Leben — das ist ein Glück, jede Minute kann eine Unendlichkeit werden von Glück. Si jeunesse savait! Nun hat sich das Leben verändert, es wurde neu geboren in neuer Gestalt. Bruder! Ich schwöre Dir, daß ich nicht die Hoffnung aufgeben und Herz und Sinne rein behalten werde. Ich werde mich ändern zum Besseren. Sieh hier meine ganze Hoffnung, meine ganze Zuversicht!

Das Leben in den Kasematten hat in mir jede sinnliche Begierde ertötet, die nicht ganz rein war. Von dem Vergangenen ist nicht

mehr viel, was ich mit mir nehme. Was ich verloren habe, ist nun wertlos für mich, und ich bin deshalb nicht bange, daß irgendeine materielle Not mich berühren kann. Das kann nicht geschehen! Ach, wenn nur die Gesundheit standhält!

Lebe wohl, Bruder, lebe wohl! Wann werde ich Dir wieder schreiben? Von meiner Fahrt sollst Du so viele Details erhalten wie irgend möglich. Ach, wenn ich nur gesund bleibe, dann wird schon alles gut werden!

Nun lebe wohl, lebe wohl, Bruder! Ich umarme Dich zärtlich und küsse Dich heiß. Denke an mich ohne Herzeleid. Sei nicht betrübt, ich bitte Dich inständig, nicht traurig zu sein um meinethalben! Im nächsten Brief werde ich Dir schreiben, wie ich lebe. Denke daran, was ich Dir sagte, ordne Dein Leben, verspiele es nicht, baue auf Dein eigenes Schicksal, denke an die Kinder. Ach, wann werde ich Dich wiedersehen! Lebe wohl! Nun scheide ich von allem, was mir lieb war, wie das schmerzt, all das zu verlassen! Es ist unendlich schmerzlich, sich selber zu zerteilen, sein Herz in zwei Teile zu reißen. Aber ich sehe Dich wieder, ich bin dessen ganz gewiß, unverändert, hoffe ich. Behalte mich lieb, lasse nicht mein Andenken verblassen; der Gedanke an Deine Liebe bleibt der beste Teil von meinem Leben. Lebe wohl, noch einmal lebe wohl! Lebt alle wohl!

Dein Bruder

Fedor Dostojewski.

Am 22. Dezember 1849.

Bei meiner Verhaftung fanden sie einige Bücher bei mir. Darunter waren zwei verbotene. Magst Du die anderen nicht für Dich behalten? Dann hätte ich eine Bitte: Unter diesen befand sich ein Buch von Valerian Maykov, seine Kritiken — das Exemplar gehört Eugenie Petrovna. Sie gab es mir als eine Kostbarkeit. Als ich verhaftet wurde, bat ich den Gendarmerieoffizier, ihr das Buch zurückzugeben, und ich gab ihm ihre Adresse. Ich weiß nicht, ob er es abgeliefert hat. Erkundige Dich danach. Ich möchte sie nicht um dieses Andenken bringen. Lebe wohl, lebe wohl noch einmal.

Dein

F. Dostojewski.

(Am Rande:)

Ich weiß nicht, ob ich gehen oder fahren werde in Etappen. Vermutlich fahren.

Noch einmal, drücke Emilia Feodorovna die Hand. Küsse die Kinder. Grüße Krajevskij; vielleicht ...

Schreibe mir über die Vorgänge bei Deiner Verhaftung, Deiner Gefangensetzung und Freigabe.

ARNOLD HAHN

# DER NEUE DEUTSCHE SCHIMPFSTIL

Der Stil ist der Mensch. Der Stil ist die Zeit. Es ist sonderbar, daß es so viele Graphologen und so wenig Lexologen gibt! Man glaubt aus der Handschrift eines Menschen die beginnende Paralyse, den Krebs, ablesen zu können. Aus dem Stile, aus der Lexis, kann man die Paralyse, den Krebs einer ganzen Epoche ablesen. Denn es gibt einen Herdenstil, und Stil ist ansteckend. Er kann endemisch auftreten (es gibt einen in Wien grassierenden satirischen Stil und einen in Berlin wütenden), er kann aber auch epidemisch werden. So war der Expressionismus als Stil eine Weltepidemie. Er fand seinen Nährboden in den Kräften und — Miasmen seiner Zeit. Er war das schönste Beispiel eines Herdenstils, denn noch nie hatte sich eine Stilpsychose in dieser gleichmacherischen Art vom Gedicht bis zur wissenschaftlichen Abhandlung von Rußland bis Südamerika ausgebreitet. Das Hauptsymptom der Krankheit war eine Art aufregende Langweile, eine „Langweile unter Donner und Blitz". Schon die nächste Zeit wird diesen Stil nicht verstehen oder — nicht die Geduld haben, ihn zu verstehen.

Unter die Stilpsychosen unserer Zeit rechne ich die „blumigen" Buchkritiken. Den dichterischen Vergleich in Ehren! Aber ich glaube nicht, daß es jemals bei kritischen Abhandlungen, bei Feststellungen von Art, Inhalt und Güte eines Buches eine derartige Häufung von Metaphen, Metonymien, Antonomasien und Synekdochen gegeben hat, wie jetzt, noch daß es jemals wieder so etwas geben wird. Auch bin ich überzeugt, daß noch nie die höchsten Schwingungen der Seele von der Exstase bis zum Grauen, Schwingungen, die nur ein unmittelbares Erlebnis mitteilen kann, zur Erklärung und Schilderung von Lesewirkungen mißbraucht wurden, wie eben jetzt. All diese Erschütterungen und Ekstasen der Buchkritiker sind — Stil und nichts weiter. Es ist die Psychose des brüllenden Stils. Es ist der Stil des Potsdamer Platzes mit seinen zuckenden, kreisenden, meterhohen Lichtreklamen, die trotz Zucken, Kreisen und Blinken die Tatsache nicht ändern können, daß eine Schuhcrême eine Schuhcrême ist.

Aber das Seltsamste: auch in der kriegführenden Literatur und gerade in dieser ist ganz klar ein Herdenstil erkennbar. Wir leben in einer eminent polemischen Zeit, in einem wüsten Schlachtfelde der Ideen und — noch mehr — der Interessen. Es werden tausend große Schlachten geschlagen und Millionen Einzelkämpfe ausgefochten. Die meisten Zeitungen füllen die Hälfte ihrer Seiten mit Anklagen und Angriffen. Es gibt Zeitschriften, die ganz auf Streit gestellt snd. Wie groß ist die Zahl der Bücher, die den

öffentlichen Ankläger vor der Geschworenenbank des Publikums spielen! Es wurden in Deutschland wenig Reden gehalten, die nicht irgendeinen Gegner abtun.

Wer aber diese Produkte empörter Seelen näher betrachtet, wird finden, daß sich die Seelen meistens nach demselben Rezepte empören. Gerade im Angriff, der doch die Persönlichkeit am meisten hervortreibt, herrscht eine unglaubliche Gleichartigkeit der Mittel. Es ist so als ob alle Polemiker ihre Geschosse und Bajonette aus einer einzigen Fabrik bezögen und aus einem einzigen Lehrbuch ihre Taktik gelernt hätten. Es gäbe sicherlich eine der interessantesten Schriften, wenn jemand die „Geschichte der literarischen Polemik" schreiben und die Methoden und Mittel der Kriegführung aus ihrer zeitlichen und wortlichen Umhüllung herausschälen wollte. Er würde in allen Zeitepochen große Polemiker finden und charakterisieren können, in unserer aber nur eine einzige riesengroße Polemik aller gegen alle, in der der einzelne meistens ohne besondere Kennzeichen untertaucht.

Ein Hauptcharakteristikum unserer Polemik ist der vehemente literarische Haß, der dem Stile eine bisher nie gekannte Beißkraft und Vitriolhaftigkeit verleiht. Der Stil hat die blutunterlaufenen Augen eines bissigen Tieres. Es ist ein echter, aber — gewohnheitsmäßiger Haß. Haß als Metier. Es handelt sich meistens um die Vernichtung des Gegners selbst und nicht um die seiner Idee. Daher sucht man ihn, seine Intimitäten, seine Persönlichkeit, ja sogar seinen Körper zu treffen.

Das zweite Merkmal unserer Herdenpolitik ist das Witzchen. Nicht der Witz. Nur einige Erlesene verstehen es noch, witzig zu sein — ohne Witzchen. Diese Witzchen sind in Polemiken eingestreut, wie ein immer wieder hervorbrechendes Meckern. Meckernde Propheten! Es gibt kaum mehr den großen Ernst der angreifenden Idee, einen Ernst, der sehr wohl den Witz verträgt. Der Ernst unserer Polemiker wird aber meistens durch ein schlaues Zwinkern, Schielen und Grimassenschneiden zu Unernst. Fast hätte ich gesagt, es klingt aus unseren Polemiken Galgenhumor — aber es ist nur Galgenwitz, nein, eine Sammlung von Galgenwitzchen. So kann man die Polemik unserer Zeit am besten durch das Bild des ungarischen Gulasch wiedergeben; eine scharfe, paprizierte, beißende Sauce, in der die Fleischbröckchen der Witzchen schmackhaft aber ohne großen Zusammenhang und ohne große Formung verteilt sind.

Und wenn dieser Vergleich auch ein Witzchen ist, gehöre ich — Gott helfe mir, ich kann nicht anders! — eben auch in unsere Zeit.

THOMAS SCHRAMEK

# VOGEL IM KÄFIG
BALLADE

Grell lacht der Tag
die Tür steht offen —
Verlaß den Käfig, Vogel!

Ich seh, ich weiß —
wär nur die Sonne nicht so heiß!
Kühl strömt das Gitter — ich warte.

Wind tanzt, warmer Regen fällt,
Flieh in die Wunderwelt,
die Tür steht offen!

Oh schalgewordnes Hoffen —
Im Käfig wartet Futter,
Nicht stört Wind noch Regen,
kann trocken mich zur Ruhe legen.

Komm, blau blüht der Tag im Morgentau,
auf jedem Aste wartet eine Frau,
Felder stehen steif und reif,
daß dein Mund das Korn ergreif.

Oh, wie zahm und lahm
am Bauch die Flügel liegen,
fürchte sehr,
kann nicht mehr
fliegen!

Ein schwacher Vogel bin ich bloß,
nur im Käfig tu ich groß,
schnell die Welt
mich in den Winkel stellt —
durch die Kerkerlucken
darf ich ruhig sie bespucken.

Dreht euch, Sonne, Regen, Wind!
Dreht euch, Wiesen, Wälder, Meere!
Weht durch meine dunklen Räume
daß ich eure süße Stimme träume!

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Märzwoche

Wieder einmal war Reichslandbundtagung. Man kennt die Herren und die Töne, die sie anschlagen, man kennt die Maxime „Wir müssen schreien, schreien, schreien“, man kennt die These „Das Land sind wir!“ und es würde nicht notwendig sein, der Sturmflut von politischer Borniertheit und wirtschaftlichem Unverstand, die auch diesmal auf dieser Versammlung losbrach, hier Worte zu widmen, wenn nicht — nun ja, wenn nicht die Lage der Landwirtschaft in diesem Jahre tatsächlich besonders schwierig wäre. Sie steht mit ihren Schwierigkeiten freilich nicht allein. Auch andere Berufsstände leiden nicht minder empfindlich unter der plötzlichen Ueberhäufung mit Steuern, auch andere Gewerbe leiden unter der nämlichen Kreditnot, die die Landwirtschaft beengt, — und diese anderen Wirtschaftszweige haben vielfach nicht einmal ihren Stammbesitz ungeschmälert erhalten können, geschweige denn sich von Schulden entlastet. Es ist also nicht so, daß die Landwirtschaft unter einem ganz exzeptionellen Martyrium schmachtete, sie ist nur besser organisiert und weiß — ebenso wie ihre wirklichen oder vermeintlichen Verdienste — auch ihre Nöte besser auszuschreien als andere Erwerbsstände. Aber wenn es richtig ist, daß auch der Kaufmann und Industrielle derzeit oft nicht weiß, woher er das Geld für seinen Betrieb, für die Steuern oder gar für notwendige Betriebsverbesserungen oder -erweiterungen hernehmen soll, so ist es doch auch richtig, daß diese Betriebsmittelknappheit bei der Landwirtschaft im Augenblick eine besonders drängende Erscheinung ist. Die Vorbereitungen für die Aussaat müssen getroffen werden, und wenn namentlich die Ausstattung der Betriebe mit Düngemitteln nicht in dem Maße erfolgen kann, die nach sachverständigem Urteil notwendig ist, so muß die nächstjährige Ernte nach menschlichem Ermessen geringfügiger ausfallen als wir zur Zeit ertragen können. Die Schwierigkeiten der Betriebsmittelfinanzierung haben ja bei der Landwirtschaft nicht nur den Ursprung, den sie auch in anderen Berufsarten gegenwärtig haben — sie entspringen nicht nur der allgemeinen Kapitalknappheit und der Steuerüberlastung — sondern es kommt als besonderer Faktor noch hinzu, daß die Verkaufspreise agrarischer Produkte gegenwärtig in der ganzen Welt rund 20 % unter den Friedenspreisen liegen, während die Preise der industriellen Bedarfsgüter, die Preise für Dünger, Maschinen usw., den Friedenspreis um rund 50 % übersteigen. Für den Augenblick, das heißt also: aus dem jetzt noch veräußerbaren Teil der vorjährigen Ernte, kann die Landwirtschaft also nur Erlöse erzielen, die, gemessen am Preisniveau der industriellen Güter, nicht viel mehr als die Hälfte der Friedenspreise darstellen.

Inwieweit diese Lage auch für die Zukunft von Gefahr ist, und inwieweit sie zu dauernden Schutzmaßnahmen für die deutsche Agrarwirtschaft zwingen muß — also zum Beispiel zu jener Neueinführung agrarischer Schutzzölle, die die Landwirtschaft jetzt dringend fordert — soll hier nicht näher erörtert werden; es sei nur vermerkt, daß wir solchen Spezialschutz höchstens vorübergehend billigen könnten, denn potenziell scheint uns die Lage der Landwirtschaft heute besser als je, ihre Schwierigkeiten halten wir nur für Erscheinungen jener Uebergangsperiode, in der ein vermehrter, aber durchweg immobilisierter Besitzstand noch nicht genügend remobilisiert werden konnte. Aber wie es mit den Dauermaßnahmen schließlich auch gehalten werden möge, die Notwendigkeit besteht ganz offensichtlich, wenigstens für die nächste Zeit, ein übriges für die Landwirtschaft zu tun. Die landwirtschaftlichen Finanzorganisationen selbst — die eben durch die Immobilisierung des ganzen agrarischen Besitzes zurzeit keine großen Beträge flüssig hätten — kommen dafür nur als Mitläufer in Betracht, und die Bezugskredite, die von industrieller Seite, insbesondere vom Kalisyndikat, angeboten worden sind, müssen, da diese Industriegruppe selbst nicht an Geldüberfluß leidet, zu kurzfristig bleiben, als daß sie der Landwirtschaft über den Berg helfen könnten. In dieser Situation rufen selbst diejenigen, die sonst nicht Hohn genug über die Meinung ausgießen können, daß auch der Staat zuweilen in die Wirtschaft eingreifen müsse, mit großer Leidenschaft nach staatlicher Hilfe, und ihr Ruf hat sich bereits zu einem Reichstagsantrag verdichtet, der im Grunde darauf hinausläuft, daß die Landwirtschaft für ihre Düngemitteleindeckung 6—8 Monatsakzepte in Zahlung soll geben können, und daß die Reichsbank diese Wechsel diskontieren soll. Es scheint uns, daß dieser Antrag plausibel ist. Bei der Lage, wie sie gegenwärtig ist, muß tatsächlich von zentraler Stelle aus die Vorkapitalisierung der diesjährigen Ernte übernommen werden. Aber die Transaktion ist ohne Schaden nur durchführbar, wenn andererseits die Reichsbank Abstand davon nimmt, den Diskont dieser Wechsel mit n e u e m Gelde zu besorgen. In der Verfassung nervösester Empfindlichkeit, in der sich der Devisenmarkt noch immer befindet, würde, wie wir es bereits erlebt haben, jede Vermehrung der heutigen Geldzirkulation ohne Zweifel auf eine neue Störung des valutarischen Gleichgewichtes hinauslaufen, und das ist ja wohl vor allem anderen zu verhindern. Aber die Dinge liegen ja glücklicherweise so, daß jene Kredite — mögen sie nun in Rentenmark oder Papiermark erteilt worden sein, — die zu Anfang unserer neuen Geldepoche verausgabt worden sind, nun langsam wieder abroullieren, und daß aus dem Rücklauf der früheren Kredite auch ein größeres neues Kreditgeschäft wieder finanziert werden kann, — ohne daß es notwendig wäre, sich der Druckerpresse zu bedienen.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

1.

*Erlebnisse der Wutzelhofer-Exzellenz*

Aus München wird dem T.-B. geschrieben:

Man soll nicht sagen, daß unsere christkatholischen Minister keine Bildung nich haben und ihre Literaturkenntnis sich auf den Regensburger Marienkalender und die zweifellos hoch intellektuelle Zeitschrift „Bayern und Reich" beschränkt. Ich kann Ihnen den Beweis liefern, daß sie selbst in den ernstesten und gefahrvollsten Stunden ihres Daseins Trost und Zuflucht bei deutschen Dichtern suchen, selbst wenn es nur Preußen sind, wie der Herr Kultusminister Matt zu sagen pflegt. Bekanntlich wurden während der verunglückten Rütliszene im Münchener Bürgerbräukeller am 8. November einige bayrische Minister, darunter Herr von Knilling, und der Landwirtschaftsminister Wutzelhofer von den Hitlerleuten verhaftet und in die Villa des Münchener Verlagsbuchhändlers Lehmann in den Gasteiganlagen verschleppt. Ihre Haft war nicht allzu streng; denn Herr Lehmann war ein liebenswürdiger Wirt und sorgte, daß ihnen nichts abging. Sogar für geistige Nahrung sorgte er, der ein Ausländer, ein Nichtbayer ist und daher von falschen Voraussetzungen ausging, indem er den Herren seine Bibliothek zur Verfügung stellte. Am Morgen des 9. November war bekanntlich der Rütli-Eid inzwischen sistiert, die Hitlerleute an der Feldherrnhalle erschossen, und die neu befestigte Regierung Kahr sorgte dafür, daß ihre als Geiseln verschleppten Minister wieder aus der Haft entlassen wurden. Die beiden Minister bedankten sich bei ihrem Gastgeber und Hauswirt und fuhren davon. Nachmittags aber hielt wieder ein Ministerwagen vor der Villa des Buchhändlers Lehmann, und ihm entstieg Frau Minister Wutzelhofer, Exzellenz. Sichtlich aufgeregt, fragte sie den Herrn Lehmann, in welchem Zimmer ihr Mann geweilt habe. Er habe im „Strom" gelesen, und dabei ein Buchzeichen vergessen, das ihm gehöre. Dies Buchzeichen möchte sie holen. Der Besitzer der Villa erinnerte sich nicht, in seiner Bibliothek einen Autor namens Strom zu haben. Nach einigem Hin- und Herreden aber kam man darauf, daß Frau Minister Wutzelhofer, Exzellenz, Storm gemeint habe, dessen Briefwechsel im Lehmann'schen Verlage erschienen ist. Man holte nun das Buch, um das Buchmerkerl der rechtmäßigen Eigentümerin zurückzuerstatten, und siehe da, es stellte sich heraus, daß bayrische Minister, wenn sie schon mit Dichtern verkehren, sie auch gebührend zu würdigen wissen. Das Buchmerkerl war nämlich eine Tausend-Dollarnote, deren Besitz Herr Wutzelhofer, der Führer des Bayrischen Bauernbundes, allerdings bei jedem Andern eine jüdische Gemeinheit und ein Staatsverbrechen gescholten hätte.

2.

*Nachkriegsliebe.*

Lieber Guido Schaeffer, Du hast so sehr recht und unrecht (in Nr. 7 des T.-B.). Du hast recht, Deinen leidenschaftlichen Bannfluch auf das Spießertum der Frau, ihre Trägheit, Selbstsucht, Genußgier zu schleudern. Da stelle ich mich mit Freuden an Deine Seite, an die Seite des Mannes ohne Bügelfalte und hypnotisierende Kravatte, nicht nur als Resonanzboden, sondern als Gewitterwolke. Auch ich schleudere meinen Blitz, aber nicht so einseitig wie Du, sondern ein bißchen mehr aus einer wissenschaftlichen, monistischen, universalen Mitte auf das Gekrabbel um meine Schuhe. Ich ziele auch auf den Mann.

Die Frau will und soll etwas bewundern am Manne. Wenn sie aber nun nichts Bewundernswertes an ihm findet, als Bügelfalten und Krawatte? An was soll sie sich wenden? Wie soll sie den Mann finden, dem sie mehr sein kann als Ejakulationsobjekt und Dekorationsstück, der Anforderungen darüber hinaus stellt, wie Du es zufällig tust? Den 99 % weiblichen Spießern stehen ebensoviel männliche gegenüber. Die Frau muß lange suchen nach einer Härte, aus der sie Funken schlagen kann.

Welche Funken soll sie aus der männlichen Härte hervorzaubern? Du meinst, dem Weibe käme die hehre Aufgabe zu, Heroen zu zeugen. Ich hatte immer die Helden der Geschichte bewundert. Nachdem ich aber in unserem Zeitalter gelebt habe, in dem Helden an jeder Straßenecke stehen, empfinde ich gegen jedes Heroentum eine unwiderstehliche Skepsis. Weißt Du, alle Helden sind dumm. Und fanatisch stürmende Schwungkraft im Manne zu wecken, wäre die größte Dummheit des Weibes. Es gibt schon zuviel Dummheit auf der Welt.

Der heutige Mann hat eben zuviel Heldisches und zu wenig Schöpferisches. Nie sind Heroentum und Schöpferkraft identisch. Heroentum ist stets der Teufel des Gottes Schöpfertum. Heroentum ist hinreißend und begeisternd für den lieben Pöbel; Schöpfertum wird von der Mitwelt nicht verstanden und auf jeden Fall für nebensächlich gehalten. Das Schöpfertum hat nämlich Züge von Schwangersein und Gebären, es hat viel Feminines. Ihm fehlt die suggestive Wirkung.

Zur Erweckung ekstatischen Heldentums empfehle ich daher die besseren Sektmarken, auch einen guten Rhein- oder Pfalzwein, Guatemalakaffee und Manolizigaretten. Wenn Du dagegen ein Stimulans für das Schöpferische in Dir brauchst, wirst Du es in einem Weibe finden können. Ganz ohne Technik, mit Stoppelkinn und abgetragenem Anzuge. Ein Weib fern von Genußgier und Selbstsucht, voll von fanatischer Opferwilligkeit, Weichheit und Kindlichkeit. Alles, was Du wünschst, sogar Verzicht auf legale Ehe und Jungfräulichkeit.

Wenn Du das Schöpferische besitzt, die Gabe, aus Unscheinbarem, Unbeachtetem Großes zu entwickeln, so wird Dir Dein Seherblick offenbaren, daß jedes Wesen ein Eigenleben besitzt, und die Pflege dieses süßen Rätsels wird Dir höchster Genuß und

stärkstes Stimulans sein. Du würdest Gärtner jeden Lebens sein. Das ist gewiß feminin, aber die Willenskraft, die es erfordert, ist rein viril. In dieser Weise war auch der kombiniert, der Christiane heiratete.

Bist Du das, so wirst Du das Weib nicht einseitig zur Vollendung Deiner großen Persönlichkeit gebrauchen wollen. Du würdest lächelnd verstehen, daß für das Weib die Liebe ohne Kind das Gleiche ist, wie für den Mann der Coitus ohne Ejakulation. Und Du würdest der vielen Jugend mit leisem Lächeln beistimmen, die die geniale Institution für die Heiligkeit ihres Lebens und seiner Triebe besitzt und mehr Takt und mehr liebevolle Aufmerksamkeit für ihre reichsten Stunden, auch im Stundenhotel, mit Recht verlangen kann.

*Otta Wolfart.*

3.

*Ohnesorge*

Der (übrigens nicht beeidete) Stenograph des George-Grosz-Prozesses (siehe Nr. 8 des T.-B.) meldet sich:

Ich, und auch die sogenannten Angeklagten im George-Grosz-Prozeß mit mir, wir haben von Herrn Landgerichtsdirektor Ohnesorge durchaus den Eindruck gehabt, daß er, im Gegensatz beispielsweise zum Staatsanwalt, sich ehrlich und redlich bemüht hat, in die künstlerischen und ethischen Absichten George Grosz' einzudringen. Immer und immer wieder hat er — der Ton macht die Musik — gesagt und gefragt: „Das und das habe ich nicht verstanden, erklären Sie mir das", „Erklären Sie mir, wie dies und das in die Tendenz Ihres Buches paßt, ich verstehe es nicht", und so weiter. Ja, ich könnte nur wünschen, daß alle deutschen Richter, die sich mit solchen Kulturfragen zu beschäftigen haben, diesen reinen Willen am Verstehen eines künstlerischen Phänomens erkennen ließen! Und ich bin überzeugt, daß Herr Ohnesorge für seine Person durchaus den künstlerischen und ethischen Wert der „Ecce homo"-Mappe und die überragende Bedeutung des von Harden in seiner genialen Weise fast erschöpfend gewerteten künstlerischen und sittlichen Phänomens George Grosz erkannt hat, oder erkennen lernte.

Wenn Herr Ohnesorge, dessen Weltanschauung vermutlich (so sicher bin ich nicht!) von der unsrigen vielfach und erheblich abweicht, die aber, so wie e r sie betätigt, unter allen Umständen jedes Respekts wert bleibt, dennoch zu einer Verurteilung gelangte, so möchte ich persönlich das namentlich auf den Einfluß der vier Beisitzer zurückführen (ich habe bestimmte Anhaltspunkte dafür) und auf Erwägungen mannigfacher Art, die man nicht teilen, aber nachverstehen muß.

*Georg Elgard.*

---

## MUSSORGSKI IN DER GROSSEN VOLKSOPER.

Das Problem „Deutsche Volksoper" hat das Schicksal, verfehlt zu werden. Oper ist, ihrer Herkunft und ihrem Wesen nach, weder Sache des deutschen Volkes, noch der Deutschen, die Volk (noch Volk) sind; eine romanische Erfindung und, zumindest bei uns, eine durchaus „bürgerliche" Einrichtung. „Volksoper" — die Silbe „Volk", selbstverständlich, bedeutet ein Minus, bewirkt

Wertminderung — „Volksoper“ heißt in Deutschland: Oper des kleinen Manns, billige Oper, Theater der billigen Plätze (und der billigen Kräfte). Wer ist ein kleiner Mann im heutigen Groß-Berlin? Menschen dritter Klasse, sagt sich die Verwaltung des Hauses am Königsplatz (und meint, noch aus alter Gewohnheit, summarisch: der dritten Wahlklasse); Leute, die unverwöhnt, nicht anspruchsvoll sind, und es, um Gottes willen, nicht werden sollen; für die es ein Fest ist, wenn sie „Martha“ in Staatsopernbesetzung, es muß nicht gerade die erste sein, zu hören bekommen.

In der Kantstraße, minder vornovembrisch orientiert, hat Direktor Lange längst begriffen, daß Kultur, Bildung, Kunstempfänglichkeit mehr und mehr in die ökonomische Sphäre des kleinen Manns abgewandert ist (soweit sie nicht darunter gesunken); seine „Große Volksoper“, von Anfang an keine Stätte der Volkskunst, sucht sich das beste Berliner Publikum zu gewinnen, strebt als tertia inter pares in den Rang einer dritten Berliner Oper. (Doch während sie mit dem Deutschen Opernhaus in jugendlicher Arbeitsfreudigkeit rivalisiert, marschiert die Staatsoper, was edle Mäßigung des künstlerischen Ehrgeizes betrifft, immer unentwegter an erster Stelle.)

Diesmal ist die Volksoper unversehens auf eine echte Volksoper gestoßen, wenn auch wieder keine, die Chance hat, es in Deutschland zu werden. Mussorgskis Seele ist die russische Volksseele. Das Wertvollste, Unvergänglichste seines „Boris Godunow“ ist die rührende, ergreifende, erschütternde Weise, mit der ein Halbidiot, ein verkümmerter, verhöhnter Bettler um das Schicksal seines armen Volks jammert (und ein Myschkin an Herzenseinfalt, ein russischer Parsifal an wissendem Mitleid steht vor uns); ist daneben das barbarisch urtümliche Lied eines versoffenen Wandermönchs, der, selbst ein fleischgewordenes Stück russische Erde, eben diese Erde von einem Ende zum anderen durchmißt, sind die Chöre, in denen das russische Volk sein Elend, seine Leiden, seine Frömmigkeit und, nun gewiß, auch seine Zargläubigkeit, doch zuletzt seinen revolutionären Zorn aussingt. Nicht der kaiserliche Mörder Boris, nicht der kaiserliche Schwindler Dimitri, sondern das mißhandelte, von Beiden als Objekt mißbrauchte — das ewig und von Rechts wegen duldende Volk als Opernheld: das war, ein halbes Jahrhundert vor Lenin, doch nur in Rußland möglich: dessen Kunst, ob es gleich Offiziere und Gutsherren waren, die sie übten, von je so tief im untersten Grund der Volksseele wurzelt, daß sie nie dem Fluch höfischer Verfälschung verfiel, nie der Gefahr gesellschaftlicher Bindung und Verflachung erlag.

Die (relativ) schwächsten Partieen sind die Bilder, die im polnischen Woiwodenschloß, im konventionellen Opernmilieu der selbstverständlich schönen Marina spielen; sie sind sozusagen antithetisch mit der unvergleichlich blutvolleren Russenwelt der übrigen Szenen verknüpft, doch schon um dieses Gegensatzes willen von hohem artistischen Reiz. Wie überhaupt die Vielfältigkeit, Buntheit des musikalischen Geschehens, die verschwenderische Fülle der musikalischen Gesichte für Mussorgskis Partitur charakteristisch, für ihren Wert von bestimmender Bedeutung ist. Vision eines genialisch unvoll-

kommenen, genial inspirierten Künstlers, zieht diese Opernhandlung, ein wenig wirr, halbgestaltet wie ein Expressionistendrama, in unzähligen Bildern — es sind nur neun, doch in der Erinnerung war es ein Film an flüchtigem Wechsel — so also zieht dies Stück Rußland, ein russisches Stücklein Shakespeare, vor einer Berliner Hörerschaft vorüber, die hocherfreut ist, daß ein jüngstes Modeprodukt so unmittelbar zu den Sinnen und zum Herzen spricht.

Wenig genug wußten, trotz Programmheft und trotz seiner Klaviermusik, die Leute von Mussorgski. Er ist spät zu uns gekommen. Als erste deutsche Bühne hat vor zehn Jahren das Breslauer Stadttheater, unter dem Intendanten Runge, „Boris Godunow“ aufgeführt. Später als spät folgt Berlin (in Charlottenburg); die Volksoper hat sich nun immerhin beeilt. Sie bietet die Vielgestaltigkeit des Werks ohne Willen zu solcher Vereinheitlichung, daß das Genie seines Schöpfers unbedingt glaubhaft würde, zeigt aber eine imposante Summe erfolgreicher und glücklicher Arbeit; die verständnisvolle Liebe wird fühlbar, mit der in diesem Haus alles Russische betreut wird. Musterhaft die Einstudierung, ausgezeichnet Chor und Orchester; unter den Solisten neben Schützendorf Wilhelm Guttmann hervorragend. Souverän in Beherrschung der Partitur und des Apparats der Generalmusikdirektor Eugen Szenkar, der seines Amts noch kaum froh geworden: umso erstaunlicher, was er in wenigen Monaten erziehend und aufbauend geleistet hat. Diese Mussorgski-Aufführung wird ihm zum Verhängnis: sie zeigt, o dankbare Welt, die Große Volksoper auf solcher Höhe, daß sie würdig geworden, einen Mann wie Klemperer zu ihrem Oberleiter zu bestellen.

*Klaus Pringsheim.*

---

TISCH MIT BUECHERN.

Hermann von Boetticher: Das Bild. Novelle. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Ein russischer Fürst, es ist um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, glaubt sich stark genug, Europa in großzügiger Mission neu zu gestalten. Seine Ideen werden durchkreuzt durch die Begegnung mit einer Italienerin, die er ohne tieferen Anteil erlebt; er begeht dabei einen taktischen Fehler aus Mutwillen, der ihm einen Schuß und eine innere Krise einträgt. Darüber steigt der Stern Bismarcks auf in einer Kurve, die der Russe zuvor für sich selber berechnet hatte. Die gefährlichen Schnittpunkte zwischen Geschichte und erfundenem Einzelschicksal sind ausgezeichnet überwunden; es wird nichts konstruiert, und der menschliche Prozeß ist so besonders und so reich, daß die bismarckische Paraphrase ihn nicht erdrücken. Im Gegenteil, soweit historische Gebilde und Figuren in Erscheinung treten, tragen sie nirgends die Stempel des schulmäßigen Ueberkommenen, sondern das bewegte, von menschlichen Inhalten gezeichnete Antlitz neu entdeckter, dichterisch gesehener Gestalten. Man liest Boettichers Novelle, die das heroische Schicksal des einzelnen vor die Masse stellen will, mit jener Beglückung, die sich stets einstellt, wenn Erlebnis hervorragen-

der Menschen — der Wirklichkeit oder der Fiktion — an uns herantritt.

*K.*

---

ANEKDOTEN.

*Aus der verkerrten Welt.*

1.

Als Alfred Kerr seinen „Gang in die Oeffentlichkeit“ tun wollte, riet ihm ein Kritiker-Kollege ab. „Lieber Alfred“, sagte der Kritiker, „wozu die Aufregung? Jeder von uns hat schon einmal ein paar Ohrfeigen nicht bekommen.“

2.

Als Kerrs Alarmruf ausgestoßen war, antworteten ihm von allen Seiten alte verläßliche Freunde, besonders Kollegen. Er versendete darauf an die Zeitungen folgende Danksagung:

„Anläßlich des mißglückten Ueberfalls auf mich sind mir von allen Seiten, im besonderen aus dem Kreise meiner engeren Berufsgenossen, so viele Beweise aufrichtigen Bedauerns zugekommen, daß ich vorläufig nicht imstande bin, jedem einzelnen zu antworten.

Alfred Kerr.“

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 8)




Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307. 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70000 Kronen

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# Wer seinen Freunden
## eine Freude bereiten will,
# schenkt ihnen ein Abonnement aufs TAGE-BUCH!

Bestellzettel ausschneiden!

Ich bestelle hiermit das TAGE-BUCH, geleitet von Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild, Tagebuch-Verlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstraße 11, zur vierteljährlichen — halbjährlichen — ganzjährlichen Lieferung an:

| Name | Ort, Straße, Postamt |
|---|---|
| | |
| | |
| | |

Der jeweilige Quartalspreis soll bei mir erhoben werden. Einen Geschenk-Gutschein bitte ich mir umgehend zuzuschicken.

Ort und Datum

Name und genaue Adresse (recht deutlich)

# Wer nicht schenken kann, gebe uns eine Reihe von Adressen

bekannt, die wir einen Monat lang kostenlos mit Probeheften beliefern und sodann zum Bezug auffordern wollen.

(Ausschneiden)

Ich bitte Sie hiermit, das TAGE-BUCH einen Monat lang probeweise an folgende Adressen zu liefern, ohne Kosten für den Adressaten.

| Nr. | Name | Ort, Straße, Postamt |
|---|---|---|
| 1 | | |
| 2 | | |
| 3 | | |
| 4 | | |
| 5 | | |
| 6 | | |
| 7 | | |

(Ort und Datum)

(Name und genaue Adresse)

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Märzwoche

Da alle Argumente dafür sprechen, erst im Juli zu wählen, so versteht es sich von selbst, daß Herr Stresemann, der Oberreichskanzler, den Reichstag auflöst und für April oder Mai Neuwahlen ansetzt. Wir werden also wochenlang die Fieber einer wildnationalistischen Wahlagitation erleben, bei der die meistbietenden Schreier und Ueberschreier die Zurechnungsfähigen an die Wand drücken werden. Schon beginnt die Flucht der Verantwortlichen aus allen Parteien. Bei den Deutschnationalen ist Helfferich nicht mehr konkurrenzfähig mit Wulle, in Stresemanns Scharen ist für Kardorff, Raumer, die Oheimb kein Platz mehr, im Zentrum ist, seit Wirth, krank und verdrossen, auf seinem Leidensbett liegt, freies Spiel für alle Stegerwäldler, bei den Berliner Demokraten hat Herr von Siemens, der Stinnese, über Professor Bonn gesiegt. In der Sozialdemokratie siegte Christus Crispien, der entschlossen ist, durch einige radikalsozialistische Predigten das kapitalistische Zeitalter zu erschüttern, und auch die Kommunisten gedeihen im Schatten des russischen Apfelbaums. Sinowjew siegte, Thalheimer, Fröhlich kommen in Moskauer Kur, die Friedländerin führt die roten Scharen an. Alle Parteien sind im Begriffe und im Hinblick auf die Wahlen entschlossen, sich selbst zu übersteigern und noch grimmiger die Parteisteckenpferde zu reiten. Die Besserung wird sein: Ein handlungsunfähiger Reichstag mit einer wild nationalistischen Majorität. Also gerade das, was Monsieur Poincaré sich für die nachfolgenden Kammerwahlen gewünscht hat. Herr Stresemann aber, den Gottes Zorn zum Führer der Nation bestimmt hat? Herr Stresemann hat nicht ein einziges Mal den Mund aufgetan, um vor diesen Aprilwahlen zu warnen. Der Außenminister, hinter den sich die ganze Nation stellen soll, ist der liebenswürdig-willfährige Kommis einer kommenden Mehrheit, deren Stupidität vermutlich noch das Hohe Haus von heute übergipfeln wird.

Herr Friedrich Minoux wird hoffentlich im neuen Reichstag nicht fehlen. Der stiernackige Mann kann sich's was kosten lassen. Stinnes hat ihm nicht nur die Villa in Wannsee geschenkt, er hat den brutalsten Mann seines Geschäfts immer saftig beteiligt. Er mag sich, Ende Oktober, nicht leicht von ihm getrennt haben, aber Stinnes war doch zu klug, um den Münchener Rummel mit-

zumachen. Die Völkischen aber rechneten, wie man im Hitlerprozeß gehört hat, mit Herrn Minoux als dem kommenden Wirtschaftsdiktator. Ludendorff hat immer Tuchfühlung mit Stinnes angestrebt. Aber es gab Dummheiten, für die Hugo nicht mehr zu haben war. Herr Minoux aber war auch zum Feldzug gegen die Berliner Judenherrschaft bereit. Dieser Herr Minoux, der, als Stinnes sich von ihm trennte, die Berliner Privatbanken abklapperte, um nur unterzukommen. Dieser Herr Minoux, der mit Juden die fettesten Kompagniegeschäfte macht — in München war er rein völkisch gesinnt. Hier in Berlin buhlt er darum, von den rassereinsten Ostjuden mitgenommen zu werden, in München rüstet er Regimenter ahnungsloser dummer Jungen zum Marsch gegen seine Geschäftspartner aus. Dieser Führer mit doppelter Buchhaltung rühmt sich gewiß noch seiner germanischen Tugenden. In München ist er ein Siegfried, in Berlin ist er in der Firma Siegfried und Komp.

Aus Herrn Stresemanns Moniteur „Die Zeit" entnahmen wir Aeußerungen, die von den Damen Anita Augspurg, Heymann und Böhm in einem Londoner Klub gesprochen worden sein sollen. Nun teilt uns das Zentralbüro der Internationalen Frauenliga mit, daß an der ganzen Erzählung, die Stresemanns Blatt mit einem Schrei nach dem Reichsgericht begleitet hat, nicht ein wahres Wort ist. Mrs. M. M. Swanwick, Membre of the Intern. Board of thi Womans Intern. League for Peace and Freedom, hat festgestellt, daß die drei Frauen den französischen Ruhreinbruch in London weder öffentlich, noch privat zu rechtfertigen versucht haben . . . . Es versteht sich von selbst, daß mit dieser Erklärung auch alle Folgerungen hinfällig werden, die aus der Lügennachricht der „Zeit" geschlossen wurden. Aber eine Frage an Herrn Stresemann bleibt übrig: Ihre Zeitung, Herr Minister, ist die langweiligste Berlins. Wer so langweilig ist, hat wenigstens die Pflicht, verläßlich zu sein!

Auf den Bezirksparteitagen und -Konferenzen der Sozialdemokratie geht es hübsch lebendig zu: die Linke wirft die Rechte hinaus, oft nur mit ein paar Stimmen Majorität, und weder der greise Eduard Bernstein, noch der kluge Richard Fischer, haben Lust, sich als isolierte Führer zum Aufputz verwenden zu lassen. Der Parteivorstand muß sich wie der Schiedsrichter im Boxkampf immer zwischen die wilden Raufer werfen. Wundern kann dieser Bruderstreit, der die reduzierte Partei noch ein Dutzend Mandate kosten wird, keinen. Seit Bebels Sieg in Dresden ist von jedem bessern Feldwebel in der Partei rauhbeinigste Intoleranz verlangt worden. Deshalb wurde Kurt Eisner einst aus dem „Vorwärts" geschmissen. Deshalb die Unglücksgründung der U.S.P.D., deshalb die Vergiftung der sächsischen Partei. Wie sollten die Unteroffiziere, jahrelang zur erbitterten Intoleranz erzogen und gedrillt, plötzlich lernen, politisch, will sagen elastisch zu denken?

Noch nach zehn Jahren, die man in Deutschland verbracht hat, gibt es Stunden, in denen man sich sagen muß, daß man das Volk, in dessen Mitte man lebt, eigentlich doch nicht versteht. Unter Franzosen lebend, weiß ich, daß ein bestimmter Grad von Lächerlichkeit vernichtend wäre. Der Mann, über den in Paris im öffentlichen Leben zuviel gelacht wird, ist, wenigstens für einige Zeit, erledigt. In Ungarn könnte sich ein Politiker, dem man Feigheit nachsagt, nicht halten. In England haben wertvolle Männer sich verkriechen müssen, wenn sie gegen das Sittengesetz oder nur gegen den Cant sich vergangen hatten. Wann aber wird die öffentliche Meinung in Deutschland unduldsam? Gibt es überhaupt eine öffentliche Meinung in Deutschland? Ich will aus ein paar Fällen der letzten Wochen nachweisen, wie stumpf das allgemeine politische, gesellschaftliche, sittliche Feingefühl der deutschen Gesellschaft geworden ist. Weder Lächerlichkeit noch Kompromittiertheit tötet. Wer sich für das öffentliche Leben in Deutschland rüsten will, der braucht sich nur mit einer dicken Nashornhaut auszustatten. Je unempfindlicher der Einzelne ist oder sich stellt, desto größere Wahrscheinlichkeiten hat er, sich durchzusetzen. Die Elefanten siegen.

## Das Seeckt-Attentat.

Eines Tags wird Berlin von der Nachricht überrascht, ein Alldeutscher habe ein Attentat auf den General Seeckt geplant. Im Tattersall sollte Deutschlands regierender General abgeschossen werden. Große Aufregung. In den Zeitungen faustdicke Ueberschriften, ellenlange Berichte. Nach einiger Zeit stellt sich heraus, daß der angebliche Attentäter, ein verkommener Offizier aus München, gar nicht selber schießen wollte, sondern einen anderen dingen wollte, also kein Attentäter, sondern nur ein Attentatsbesteller. Und wer sollte die Bestellung effektuiren? Ein Herr von Tettenborn, in der politischen Polizei in Berlin längst bekannt als ein in viel Verschwörungen verwickelter Deutschvölkischer. Dem Gesinnungsgenossen Tettenborn fiel es gar nicht ein, dem befreundeten Attentäter abzureden; er lief vielmehr spornstreichs ins Reichsministerium des Innern, das mit Umgehung der preußischen und Berliner Polizei nun aus der kuriosen Affäre einen großen Verschwörungsplan machte. Es ist von der Berliner Polizei angedeutet worden, daß der Attentatsbesteller ein nicht ernst zu nehmender Mensch, der Angeber aber ein wegen Hochverrats schon untersuchter Verschwörungsmeier gewesen ist, es ist mit ziemlicher Deutlichkeit am Alexanderplatz betont worden, daß Herr Künzer, der Günstling Lewalds, z. Zt. noch Reichskommissar für die öffentliche Ord-

nung, den deutschvölkischen Angebern nicht bloß ideelle Unterstützung, sondern auch Geld, ja sogar Kostümierungsgegenstände geliefert hat. Das ist nun schon einige Wochen her. Man hat von einer Verhandlung gegen den Attentäter noch nichts gehört, und es ist anzunehmen, daß die ganze Verschwörung die Gerichte gar nicht beschäftigen wird. Es hat nicht einen deutschen Journalisten gegeben, die anwesenden natürlich abgerechnet, der dieses ganze konfuse Attentatsmärchen ungeniert analysiert hätte. Die öffentliche Meinung verschluckte die dicken Ueberschriften, die aufregendsten Artikel, ja sogar die doch immerhin auffallenden Erklärungen des Berliner Polizeipräsidiums, ohne das Material zu verdauen, ohne zu gewahren, wie viele Absurditäten ihm täglich serviert wurden. Wird es je zu dem Prozeß kommen? Man kann sich auf die Vergeßlichkeit des Zeitungslesers verlassen. Anderwo wäre über diese groteske Komödie, bei der ein Alldeutscher den anderen verriet und Beide zusammen dem deutschlandregierenden General kein Haar krümmten, wochenlang gelacht worden. In Deutschland? Hier lacht man nicht, hier analysiert man nicht, hier schluckt man alles: Es gibt keine öffentliche Meinung in Deutschland!

## 2.

## Der Tee-, Kakao- und Milch-Lewald.

Die Abbau-Kommission tagt unter dem Vorsitz des früheren preußischen Staatsministers Sämisch. Aber Herr Sämisch, ein ebenso gelehrter, wie weltfremder Herr, ist nicht der Führer des grausamen Corps. Sie besteht aus drei Ministerialdirektoren a. D., alle drei von sozialdemokratischen Ministern zur Disposition gestellt. Der mächtigste der drei ist der Ministerialdirektor Doktor Theodor Lewald, ein Mann, der zwanzig Jahre lang das Ministerium des Innern regiert hat und der es nicht vergessen kann, daß ihn Dr. Koester zur Ruhe gesetzt hat. Der Abbau wird in Deutschland mit preußischer Schneidigkeit durchgeführt. Es sind schon 20 Prozent der Beamten ohne viel Humanitätsduselei auf die Straße gesetzt worden. Dabei hört man von allen Seiten klagen, daß das Corps der Rache, nämlich jene drei Ministerialdirektoren, sich vor allem auf jene Aemter werfen, in denen sie republikanische Beamte erschnüffelt haben, und insbesondere ist es das Reichsministerium des Innern, in dem Herr Doktor Lewald alle Geister ausmerzt, die von dem Minister, der ihn abgebaut hat, jemals ermuntert worden sind. Die Republik wird auf diese Weise still, aber gründlich von allen Republikanern gereinigt. Dem Ausmerzer der republikanischen Kollegen widerfuhr unlängst ein Unglück. Der „Montag-Morgen“ veröffentlichte in Faksimile einen ziemlich niederschmetternden Brief des Herrn Dr. Lewald, einen Brief aus der Kriegszeit. Damals war der Herr Ministerialdirektor noch gebieterisch tätig. Unter seiner entscheidenden Mithilfe wurde eine Verordnung nach der

anderen herausgegeben, durch welche die wichtigsten Nahrungsmittel — Milch, Mehl, Kakao — im Interesse der Kinder und Säuglinge zentralisiert werden sollten. In jenem faksimilierten Brief aber verlangte Herr Dr. Lewald von einem ihm unterstellten Beamten in Belgien die Zusendung der Milch, die die Säuglinge entbehrten, des Mehles, das für die Kranken nötig war, das Kakaos, den die Kinder brauchten. Bei jedem anderen hätte man die Enthüllung untergehen lassen können. Daß aber der Vater der Kriegsverordnungen den Zynismus so weit treiben konnte, von seinen eigenen Angestellten Mithilfe bei der Sabotierung der von ihm erlassenen Verordnungen zu erbitten, das hätte anderwo ein helles Halloh in Parlamenten, Zeitungen, Aemtern gegeben. In jedem innerlich lebendigen Lande hätte die öffentliche Meinung frisch-fröhlich reagiert. Es wäre wenigstens eine Diskussion entstanden. In Deutschland hat kein Politiker, keine Zeitung das Dokument beachtet. Der Zyniker brauchte sich nur einfach in seine Hornhaut zurückzuziehen, der Minister brauchte nur nichts gehört zu haben. Nichts rührte sich. Die Elefanten siegen, denn es gibt keine öffentliche Meinung.

### 3.

### Der Schwiegervater.

Der Kritiker Alfred Kerr beschuldigt seinen Schwiegervater, den Staatssekretär Dr. Weißmann, daß er ihn durch allerlei dunkle Gestalten, die ihn wochenlang im Grunewald verfolgten, niederschlagen lassen wollte. Ich will nicht prüfen, ob Kerrs Anschuldigungen einer exakten Untersuchung standhalten. Vielleicht, ja wahrscheinlich hat er unrecht. Jedenfalls hatte er damals unrecht, als er eine Schauspielerin in der öffentlichen Meinung herabsetzte, weil sie die Freundin seines Schwiegervaters ist. Aber daß es möglich ist, daß einer der höchsten Staatsbeamten Preußens beschuldigt werden kann, er habe seinen eigenen Schwiegersohn entweder umbringen oder zumindest mißhandeln wollen, ohne daß der Beschuldigte sich mit einem Laut dazu äußert, ja, daß von einem Großteil der Zeitungen nicht einmal der Name des von seinem Schwiegersohn so schwer Angeklagten genannt wird, das bedeutet einen Grad von Dickhäutigkeit, wie er in keinem anderen Lande möglich ist. Anderswo hätte man die Sache vielleicht vertuscht. Aber man hätte wenigstens anstandshalber eine Disziplinaruntersuchung eingeleitet, es hätte sich wenigstens formell eine Instanz mit der schweren Anklage Kerrs beschäftigen müssen. Hier war das J'accuse! hinausgerufen, die Zeitungen druckten es ab, brachten allerlei Erwiderungen und — nichts regte sich mehr. Das vorgesetzte Ministerium ignorierte den Fall. Der einzige preußische Landtag, bei dem die Kommunisten anfragten, ging über die Interpellation einfach zur Tagesordnung über. Dabei ist diese kuriose Familiengeschichte in allen Straßen

der Stadt beredet worden. Hier gab es ein paar Tage lang eine öffentliche Meinung. Aber eine impotente. Die öffentliche Meinung besaß keine Willenskraft, es war nur armselige Klatschsucht und gesellschaftliche Neugier, die sich auf den Fall stürzte. Ein gesellschaftliches Urteil, eine urteilbildende öffentliche Meinung gibt es hier nicht. Die Elefanten siegen.

4.

## Die Parlamentsstatisten.

Der deutsche Reichstag hätte eine Wahlreform machen sollen, die von dem Präsidenten des Reichstages, Paul Loebe, und von den denkenden Leuten des Parlaments empfohlen worden war. Baute man ein Viertel der Beamtenschaft aus Sparsamkeitsgründen ab, so war es selbstverständlich, daß von den 540 Abgeordneten ein Drittel hätte entlassen werden müssen. Von den 540 Herren, welche die Klinke der Gesetzgebung in die Hand nehmen, sind drei Viertel nichts als Parlamentsstatisten, die meisten haben noch nicht ein einziges Mal den Mund aufgetan. Die Ausdehnung der parlamentarischen Versammlung ist ein Hindernis für ihre geistige Lebendigkeit. Man muß vom parlamentarischen großen Schauspielhaus zu den parlamentarischen Kammerspielen übergehen. Neben diesem Abbau der Parlamentsstatisterie wurde allgemein gefordert, daß der Abgeordnete nun endlich wieder mit seiner Wählerschaft in unmittelbaren, d. h. örtlichen Kontakt komme. Das Listenwahlrecht hat sich als moralisch abstumpfend erwiesen. Vor ein paar Tagen erzählte mir ein Reichstagsabgeordneter, nie wären die Ermächtigungsgesetze, die das Parlament entmannt haben, angenommen worden, wenn jeder Abgeordnete am Sonntag vor seinem Wahlkreis hätte Rechenschaft geben müssen. Das Listenwahlrecht schafft diese persönliche Verantwortung des Abgeordneten ab, dagegen erhöht es die Uebermacht der Parteivorstände, der Klubbonzen. Ich wiederhole, die geistig Lebendigen in allen Parteien, das sind freilich nicht sehr viele Leute, die führenden Publizisten waren über die Notwendigkeit dieser Parlamentsreform vollkommen einig und dennoch haben die großen Parteien des Reichstags die von Jahres vorbereitete Wahlreform einfach in den Papierkorb geworfen. Warum auch nicht? Der Herr Minister fügte sich mit beschämender Schnelligkeit, die paar lebendigen Abgordneten wurden überstimmt und auf die letzten Plätze der Liste gesetzt, in keinem Wahlbezirk regte sich eine Stimme, in keiner Partei wurde Protest laut, in den Zeitungen gab es kaum ein paar Zeilen Opposition. Die paar jungen Leute der „Republikanischen Partei“ versuchten ein kleines Geschrei. Die Zeitungen, statt zu helfen, verschwiegen den Protest. Was Wunder, daß die Parteichefs sich kaum aus ihren Fauteuils erhoben? Es gibt ja keine öffentliche Meinung in Deutschland. Die Elefanten siegen!

Die Bedeutung der unter der Führung Ghandis stehenden indisch-revolutionären Bewegung wird vielfach falsch eingeschätzt. Wir haben daher einem Vertreter dieser Bewegung das Wort erteilt. Am 28. März findet im Herrenhaus eine Versammlung statt, in der das indische Problem in Vorträgen ausführlich erörtert werden wird.

Ghandis Stellung in der indisch-nationalen Bewegung wird meistens mißdeutet. Die Zwangsläufigkeit seiner Ideen und seines politischen Handelns wird erst verständlich, wenn man die tieferen revolutionären Kräfte in Rechnung zieht, die seit über einem Jahrhundert im indischen Volke lebendig sind und als deren Endprodukt seine Kampfdoktrin der "non cooperation" (Verweigerung jeder Zusammenarbeit mit der Regierung) erscheint.

Die politische Evolution Indiens unter der britischen Herrschaft zerfällt in vier Perioden. In der ersten Phase des Kampfes vom Anfang des 18. bis Mitte des 19. Jahrhunderts war Indien ein Gefüge von Feudalstaaten mit primitivem Ackerbau und einer noch primitiveren Industrie. Die Einführung der hochqualifizierten englischen Produktionsmethoden rief daher eine förmliche industrielle Revolution hervor, vollendete aber gleichzeitig die politische und wirtschaftliche Versklavung des Landes. Der große Aufstand der indischen Feudalaristokratie von 1857 bis 58, der unter der Devise der nationalen Unabhängigkeit geführt wurde, mißlang, und sein Zusammenbruch ermöglichte den Aufstieg des britischen Weltimperialismus. Die britische Bourgeoisie zögerte auch nicht, den gewaltigen Sieg, der ihr die unermeßlichen Bodenschätze und Rohprodukte des reichsten Landes der Welt sicherte, voll auszunutzen. Die Engländer gingen sehr konsequent vor, und in der Zeit von 1858 bis 1881 gelang es ihnen auch, das Land vollkommen zu entwaffnen. Diese Tatsache ist von großer Bedeutung, denn sie erklärt allein den theoretischen Ursprung und die praktische Bedeutung der Ghandischen "Non Violence"-Doktrin (Ablehnung aller Gewaltmittel). Nach dieser „Friedensstiftung" in Indien suchte sich die britische Bourgeoisie der Unterstützung durch die indischen Fürsten und Landmagnaten zu versichern. England brauchte eine gefügige indische Bourgeoisie.

Später erst, unter den Einflüssen des Liberalismus eines Gladstone, Bright und Cobden, wurde der indische Nationalkongreß gegründet. Die Mehrheit des Kongresses war aber ganz anglophil, und gegen seine Tätigkeit setzte sehr bald eine lebhafte Propaganda der Geheimgesellschaften ein.

Bei Ausbruch des europäischen Krieges mißlang der Versuch eines von den Geheimgesellschaften inszenierten Massenaufstandes. Unter dem Drucke der Kriegsverhältnisse setzte sich dann eine mehr opportunistische politische Taktik durch. Die Ansichten, wie weit

man den Engländern entgegenkommen dürfe, waren aber sehr geteilt und das zeigt sich besonders in dem Gegensatz zwischen den beiden anerkannten Führern Bal Gangudhar T i l a k und Mohandas Karamchand G h a n d i. Tilak war der Radikalere, der jedes Mittel zur Bekämpfung der britischen Regierung für gerechtfertigt hielt, Ghandi dagegen glaubte, daß die Engländer sich für freiwillige Beiträge an Geld und Soldaten dankbar erweisen und Indien dafür Selbstverwaltung (Swarajya) gewähren würden. Als aber nach Kriegsschluß der britische Militarismus sämtliche Versprechungen, die er Indien unter dem Druck des deutschen Militarismus gewährt hatte, zurückzog, als im Jahre 1919 General Dyer das berüchtigte Blutbad von Amritsar anrichtete, — da erlitt der naive Ghandi eine schwere Erschütterung. Die Veränderung, die in ihm vorging, war symptomatisch für den Stimmungswechsel eines ganzen Volkes, und so war es ein leichtes, die glimmenden Funken zu den Flammen einer revolutionären Bewegung anzufachen. Unter Ghandis Führung wurden im Jahre 1921/22 zum ersten Male die Massen selbst in den nationalen Kampf hineingezogen.

Den indischen Führern standen zwei sehr verschiedenartige Kampfmethoden zu Gebote. Man konnte die Inder veranlassen, in großen Massen in das Heer, die Polizei und die Zivilverwaltung einzutreten und auf diesem Wege eine „nationale Kampfgewalt" für bewaffnete Rebellion organisieren, oder aber man entschied sich dafür, auf eine vollkommene Untergrabung dieser Institutionen hinzuarbeiten und neue Ausdrucksmöglichkeiten für den Freiheitswillen der Massen zu schaffen. Ghandi entschloß sich zu der zweiten Taktik. Seine Propaganda richtete sich gegen die eigentlichen Grundlagen des indischen Heeres und der Polizei. Kein Inder sollte sich zu ihrem Dienst anwerben lassen. Das gleiche galt für die Zivilverwaltung. Die schärfste Waffe bildete aber die Proklamierung der allgemeinen Steuerverweigerung.

Ghandis Taktik gipfelte in der grundsätzlichen Ablehnung von Gewaltmitteln (non violence). Diese Theorie war wohl durchdacht, denn, da das Volk entwaffnet war, wären die Briten bei Anwendung von Gewalt den Indern allzu überlegen gewesen. Die Theorie des gewaltlosen Widerstandes wurde so zu einem gefährlichen Werkzeug im revolutionären Kampf um die Freiheit Indiens. Aber: Es war ein Instrument, und kein Programm. Darin lag auch die tatsächliche Schwäche der Bewegung. Ghandi übersah auch vollständig die Verschiedenartigkeit der Klasseninteressen, er glaubte zunächst Kapitalisten und Arbeiter, Brahmanen und Parias, alle in einer großen Organisation zu gemeinsamen Zielen zusammenfassen zu können. Als er die Oberklassen dazu aufforderte, ihre britischen Titel abzulegen, entschlossen sich nur wenige dazu. Auch sein Aufruf an die Massen, im Zölibat zu leben, bis die Swarajya durchgesetzt wäre, fand, wie vorauszusehen war, nur ge-

ringen Widerhall. Seit einigen Jahren kam es allerdings immer häufiger vor, daß Rechtsanwälte ihre Praxis aufgaben und sich von der Kandidatur für gesetzgebende Körperschaften zurückzogen. Aber nicht viele von ihnen blieben ihren Grundsätzen lange treu. So war die Spaltung der Bewegung nach Ghandis Einkerkerung unvermeidlich.

Ein deutlicher Strich ist heute zwischen der sogenannten Swarajya-Partei mit ihrer Forderung nach Erkämpfung der Home Rule durch parlamentarische Obstruktion und der Partei Ghandis gezogen, die die Partei der großen Masse geworden ist. Ihr haben sich die mittellose Intelligenz, die besitzlosen Mittelklassen, das untere Beamtentum, Arbeiter und Bauern, — in der Tat alle jene Volksschichten, die in ihrem Wesen revolutionär sind, angeschlossen.

Die Forderungen Ghandis sind in dem sogenannten „Aufbauprogramm" zusammengefaßt. Ein Hauptprogrammpunkt ist spezifisch indisch: das Weben von Khaddar oder handgesponnenem Tuch. Orthodoxe Marxisten haben über diese Rückkehr Ghandis zu dem primitiven Spinnrad in unserem vorgeschrittenen Maschinen-Zeitalter oft gespottet. Vom indischen Standpunkt sieht sich die Sache aber anders an. In Indien leben 85 % der Bevölkerung vom Ackerbau. Der Bauer arbeitet aber nur fünf Monate im Jahre auf dem Lande, während er die übrige Zeit beschäftigungslos ist. Die Landarbeiter wandern dann in die Städte, um in den Fabriken zu arbeiten und kehren erst in der Erntezeit aufs Land zurück. Die Ueberfüllung der Städte und die furchtbaren hygienischen Verhältnisse, unter denen die Arbeiter dort leben, üben eine demoralisierende Wirkung aus. Das Angebot billiger Arbeitskräfte kommt natürlich dem indischen Kapitalisten sehr gelegen, der ungeheuren Profit aus der Swadeshi-Bewegung zieht, das ist die Ablehnung englischer Waren und die Bevorzugung von indischen Manufakturwaren. Auf der anderen Seite exportiert England kolossale Mengen von Tuch, die mit den Swadeshi-Stoffen konkurrieren. Indem Ghandi die Arbeiter wieder in die Dörfer zog, um dort ihr eigenes Tuch zu spinnen und zu weben, leistete er tatsächliche soziale Arbeit.

Die Ghandibewegung bildet die erste Phase der sozialen Revolution. In Indien besteht der gleiche Konflikt wie in Europa: Zwischen Parlamentarismus und Antiparlamentarismus, zwischen Zentralismus und Föderalismus, zwischen Staats-Sozialismus und Anarch-Syndikalismus. Aber die politischen Gegensätzlichkeiten sind in Indien besonders kraß und der politische Kampf dürfte daher auch in der Zukunft mit größter Erbitterung und Leidenschaftlichkeit ausgetragen werden.

Dr. ARTHUR HEICHEN

# EINE PROLETARISCHE RECHTE?

Am Pegel der Thüringer und Mecklenburger Wahlziffern gemessen, gehen die Fluten der deutschvölkischen Bewegung hoch. Der aus den kommenden Wahlen hervorgehende Reichstag dürfte ein entsprechendes Gesicht, d. h. eine starke Rechte, bekommen. Die Bekümmernis darob reicht von Scheidemann bis Stresemann, sie reicht sogar bis in die Redaktionsstuben der „D. A. Z.“. Wenn starke deutschvölkische Fraktionen in die Landesparlamente und in den Reichstag eingezogen sind, dann steht der Rechtsradikalismus vor der Alternative, ob er subversive, revolutionäre Bewegung bleiben oder politisch-parlamentarische Partei werden will. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für das letztere. Aufhalten läßt sich die „völkische“ Sturmflut jedenfalls zunächst nicht. Die Gegenaktionen, die die Mittelparteien und die Sozialdemokratie einleiten werden, werden keine große Wirksamkeit erzielen können. Solche elementaren Bewegungen pflegen nicht durch Aktionen der Gegner zu Fall gebracht zu werden, sondern sterben an sich selber — an ihrer Unausgegorenheit, Unklarheit, an den Interessendivergenzen der sozialen Schichten, die Träger „der Bewegung“ sind. Was sitzt jetzt nicht alles bei den Deutschvölkischen unter einem Dach? Unzufriedene aus Stadt und Land, sterbender Mittelstand, akademische Jugend, Intellektuelle, Industrieproletarier, Angestellte, ja sogar neuerdings Bauern und Landarbeiter. Angeblich einigt sie alle die „völkische Idee“. Es ist zwecklos, diese Idee durch andere Ideen zu bekämpfen. Man soll der „Idee“ vielmehr die Gelegenheit geben, sich andauernd und ausgiebig zu blamieren. Solche Bewegungen sterben an der politischen Verantwortung. Man sollte also die Völkischen von den Ministersesseln nicht abzuhalten suchen. Im Gegenteil. Man sollte sie ermunternd einladen, Platz zu nehmen — und zu regieren im Auftrage derer, die ihnen das Mandat gegeben haben. Den Deutschvölkischen geht es dann genau so wie den Sozialisten nach dem Novembersieg: Zerfall in x Richtungen, Bruderkämpfe, Abwanderung der Massen, denen versprochen worden ist, was nicht gehalten werden kann. Um diesen notwendigen Prozeß zu beschleunigen, gibt es eben nur einen Weg, den Völkischen Veranwortung in die Hände zu drücken. Die Klügeren von ihnen werden sich vielleicht sträuben, die Tapsigen und Ehrgeizigen, das pflegen bei allen Parteien die Ausschlaggebenden zu sein, werden gerne zugreifen. Thesis und Antithesis: Eine Bewegung wie die völkische wird dann ohnmächtig, wenn sie scheinbar am mächtigsten ist. Der Zerfall tritt dann ein, wenn die Wahlziffern am höchsten sind. Das ist kein allgemein gültiges Gesetz für alle Parteien, sondern nur für solche Parteien, deren Programm überradikal sich vom Boden realisierbarer Tatsachen entfernt und deren Anhängerschaft sozial so wenig homogen ist wie die der Deutschvölkischen.

Und dennoch! Die deutschvölkische Bewegung wird unterschätzt, unterschätzt sowohl von der alternden Sozialdemokratie wie geradezu *sträflich* unterschätzt von den Mittelparteien. Auch das, was nach dem notwendigen Auseinanderfall der Deutschvölkischen noch übrig bleiben wird, ist respektabel genug — zum mindesten im Vergleich zu den liberalen und demokratischen Mittelparteien. Die wenigen Publizisten, die sich mit der deutschvölkischen Bewegung überhaupt ernsthaft befaßt haben, sind an den Fingern zu zählen. Beim liberalen Spießbürger der Mitte löst das Wort Nationalsozialismus gewöhnlich nur eine Gedankenassoziation aus: Hitler und Putsch. Die sozialen Urkräfte, die hinter dieser Bewegung weben, verkennt man gründlich. Aus diesem Grunde scheint es mir, als habe auch Jan van Bergh in dem im Tage-Buch vom 23. Februar veröffentlichten Artikel „Zur Psychologie der Hitlerei" nur relativ nebensächliche Belange getroffen. Bergh will die Hitlerei reduzieren auf eine Bewegung „verdrängter Komplexe". Es soll nicht abgestritten werden, daß Freudsche Theorien auch hier manche Aufschlüsse bringen können. „Verdrängte Komplexe", die übrigens in jeder radikal-oppositionellen Bewegung eine Rolle spielen, bilden aber niemals ein konstitutives Element von Parteien oder Bewegungen. Mir scheint der Kern in etwas anderem zu liegen: Die deutschvölkische Bewegung ist der parteimäßig-organisatorische Ausdruck für die Formierung des neuen Proletariats, zu dem sich der sinkende alte und neue Mittelstand, ein großer Teil des Stehkragenproletariats der Angestellten und Beamten vereinigt haben. Es ist *der* Teil des Proletariats, der bisher keine organisatorischen, gewerkschaftlichen Traditionen hat. Deshalb die Unausgegorenheit der Bewegung. Der deutschnationale Handlungsgehilfenverband, der überwiegend im Lager der Völkischen stehen dürfte, ist zu schwach, um der ganzen Bewegung einen Rückhalt zu sichern. Wie die Thüringer und Mecklenburger Wahlen beweisen, sind jetzt zu den Völkischen auch Teile des alten Industrieproletariats und der bäuerlichen proletarischen und halbproletarischen Schichten gestoßen. Diese neu Hinzugekommenen werden die ersten sein, die als bitter Enttäuschte ins alte Lager reumütig zurückkehren. Immerhin steht man vor der Tatsache, daß das neue Proletariat sich eine politische Organisationsform gegeben hat. Mit diesem Faktum müssen die Mittelparteien rechnen. Die *proletarische Rechte* ist da, sie ist ein Produkt der Inflation, die rechtzeitig bekämpft zu haben keine der maßgeblichen Parteien, von den Deutschnationalen angefangen bis zu den Demokraten, für sich in Anspruch nehmen kann. Die politische Auswanderung nach ultrarechts ist die Form, in der die Schichten, die durch die von den bezeichneten Parteien begünstigte Inflationswirtschaft ausgeplündert wurden, den Miturhebern ihres Unheils eine allerdings verspätete Quittung erteilen. Dieser Akt historischer Gerechtigkeit, wie ich mich beinahe versucht fühle zu

sagen, vollzieht sich nämlich nicht ohne laute ideologische Nebengeräusche als da sind: Antisemitismus, Revanchegeschrei usw. Man darf aber nicht, wie die Publizisten der bürgerlichen Mitte das tun, die Nebengeräusche, d. h. die ideologischen Begleiterscheinungen dieses Umbildungsprozesses. verwechseln mit dem Strom der sozialen Bewegung überhaupt. Die Elemente, aus denen sich — soziologisch gesehen — die völkische Bewegung zusammensetzt, sind deutlich zu erkennen aus dem politischen Programm der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei (Wesen, Grundsätze und Ziele der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, Deutscher Volksverlag, München). Streicht man die außenpolitischen, nationalen und rassenpolitischen Punkte aus jenem Programm heraus, dann bleibt beispielsweise an wirtschaftlichen Forderungen folgendes: Als typische Forderungen des alten (reaktionären) Mittelstandes, wie sie schon in der Vorkriegszeit in den Programmen der Zwergparteien zwischen Konservativen und Freikonservativen in Deutschland zu finden waren:

> „Wir fordern die Schaffung eines gesunden Mittelstandes und seine Erhaltung, sofortige Kommunalisierung der Großwarenhäuser und ihre Vermietung zu billigen Preisen an kleine Gewerbetreibende, schärfste Berücksichtigung aller kleinen Gewerbetreibenden bei Lieferungen an den Staat, die Länder oder Gemeinden."

Forderungen, die den Interessen der städtischen Bevölkerung, den Mieterinteressen der Beamten, Angestellten und Arbeiter entspringen, sind die bekannten bodenreformerischen Forderungen, die im 17. Programmpunkt des Nationalsozialismus folgende Formulierung gefunden haben:

> „Wir fordern eine unseren nationalen Bedürfnissen angepaßte Bodenreform, Schaffung eines Gesetzes zur unentgeltlichen Enteignung von Boden für gemeinnützige Zwecke, Abschaffung des Bodenzinses und Verhinderung jeder Bodenspekulation."

In einem 14. Programmpunkt heißt es:

> „Wir fordern Gewinnbeteiligung an Großbetrieben."

Eine solche Forderung entspricht der Ideologie der Angestellten, namentlich der gehobenen Angestellten. Die gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft hat Gewinnbeteiligung als programmatische Forderung bekanntlich jederzeit abgelehnt. — Die sogenannte „dreizehnte" Forderung des Nationalsozialismus:

> „Wir fordern die Verstaatlichung aller (bisher) bereits vergesellschafteten Betriebe (Trusts)"

ist auslegungsfähig genug, um selbst verwöhnten Sozialisierungsansprüchen von den Rechtssozialisten bis zu den Kommunisten gerecht zu werden. Im Kommentar zu diesem Programmpunkt heißt

es aber, daß die Doktrin der „Vollsozialisierung“ abzulehnen sei, daß der Kampf nicht dem „schöpferischen Unternehmertum“ gelte, sondern den „internationalen Bankkonsortien und Welttrusts“. Privatmonopole ohne Konkurrenz seien mit rücksichtsloser Hand zu brechen. Diese Privatmonopole werden leider auch nicht andeutungsweise bezeichnet. Was sich die Verfasser bei den „Welttrusts“ gedacht haben — auch hier werden konkrete Beispiele ängstlich vermieden — ist aus Programm und Kommentar nicht ersichtlich. Legendäre Welttrusts sind gewiß ein bequemes Agitationsmittel, vor allem, wenn solche „Welttrusts“ überhaupt nicht vorhanden oder außerhalb der Reichweite der deutschen Gesetzgebung liegen. Der Kampf gegen die gesamten deutschen Trustmagnaten würde dem Programm zufolge (in Volksversammlungen und namentlich in Debatten mit Sozialisten sagt man freilich anders) nicht eine Aufgabe der Nationalsozialisten sein, denn diese Unternehmer sind erstens „schöpferische“ Unternehmer, zweitens besitzen sie zwar Privatmonopole, aber keine Privatmonopole o h n e K o n k u r r e n z. Denn die Trustmagnaten konkurrieren nicht nur untereinander, sondern auch mit Außenseitern. Alles in allem: Hugo Stinnes und Genossen könnten, wenn sie es nicht schon direkt oder indirekt getan haben, d i e s e Art von Sozialismus getrost finanziell unterstützen. Solcher Sozialismus kann ihnen niemals gefährlich werden. Dafür aber sagt man dem Bankkapital und dem Leihkapital und jenen besagten (leider recht weit entfernten und unerreichbaren) Welttrusts einen Kampf an, den niemand ernst nehmen kann. Und dieser ganze Sozialismus segelt dann unter der Flagge „Abschaffung des arbeits- und mühelosen Einkommens, Brechung der Zinsknechtschaft“. Daneben finden sich eine Reihe sozialpolitischer Forderungen, die ebenso gut in jedem andern Parteiprogramm stehen könnten.

Hitlers Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ist gewissermaßen die vorgeschrittenste, organisierteste, „klassenbewußteste“ Kerntruppe des neuen Proletariats. Wulles Freiheitspartei, Kunzes Deutsch-Soziale Partei und die verwandten Grüppchen sind organisatorisch und programmatisch noch nicht soweit vorgeschritten. Ideell wandeln sie aber in den gleichen Bahnen. Ihre Zukunft wird davon abhängen, inwieweit sie sich als proletarische Parteien fühlen und betätigen werden. Als Annex der Reaktionäre und Monarchisten werden sie jedenfalls eines frühen Todes sterben. Nun sind diese Parteien sehr stark mit solchen reaktionären und monarchistischen und feudalen Elementen durchsetzt, die ihre eigenen Ziele und nicht die einer Arbeiterpartei verfolgen. Das ist verständlich bei Parteien, die als Absplitterungen der Deutschnationalen Volkspartei entstanden sind. Inwieweit diese Elemente ein Hemmschuh werden oder die völkische Bewegung gar in andere Bahnen drängen werden, ist eine Frage, die die Zukunft entscheiden

wird. Schließen die Deutschvölkischen in Zukunft bei Regierungsbildungen Bündnisse mit den Deutschnationalen, dann kann der Einfluß dieser Elemente der Bewegung bald verhängnisvoll werden. Dieses instinktive Gefühl mögen diejenigen innerhalb der deutschvölkischen Parteien haben, die darauf drängen, daß sich die Partei nicht mehr als Rechtspartei jenseits der Deutschnationalen, sondern als eine zwischen Sozialdemokraten und bürgerlichen Parteien einzurangierende Partei betrachte.

---

HERMANN SCHÜTZINGER

## WIEDER IN TRIER

### I.

Am 13. November 1918 waren wir eingerückt nach Trier. Die Pferde dampften von der Fahrt durch blaugraue Luxemburgische Wälder und im Eisen unserer Maschinengewehre sang noch wie ein leises Weinen der Jammer der großen Schlacht. Hinter uns türmte sich zum Gespenst das geschlagene Heer.

Am Eingang zur Stadt leuchtet mit blutigen Strichen ein roter Triumphbogen über der Chaussee; er grinst hinauf — links auf die Höhe, wo die Madonna über den Mosel-Hängen im Nebel hängt; er bläst sich auf, wie ein langbeiniger, ekliger Frosch über dem Morgendampf der Kamine der Stadt und läßt seinen Rotz höhnisch herunterfallen auf den Kraftwagenzug des Führers unserer geschlagenen Armee. An seinen Pfosten stehen starr und stumm die „Blusenmänner“ der Revolution, die rote Binde am Arm. Sie heischen Reverenz vor dem unbekannten Gott.

Der Führer der ersten Scharfschützen-Kompagnie hebt den Arm und senkt ihn langsam auf die Kruppe seines Pferdes herab. Die Kolonne steht und schaut. Ein leises Zittern geht durch Roß und Reiter. — Dann wendet der hagere holsteinische Leutnant seinen Rappen und galoppiert zum Kommandeur zurück:

„Herr Hauptmann, sollen wir da durch? Oder sollen wir sie zu Klumpen hauen?“

Der Hauptmann überlegt; zum erstenmal packt ihn der verlorene Krieg und die Revolution mit knochiger Faust am Hals. Der Ekel vor dem Krieg sitzt ihm im Blut und doch will das Gehirn nicht kapieren, was er gefühlsmäßig erkannt. Er reißt sich auf im Sattel und sagt:

„Die da vorn wissen nicht, was sie tun. Haben wir Achtung vor unserem Volk, auch wenn es im Finstern tappt! Fahren Sie zu!“

Die Eisenwagen rollen donnernd in stoßendem Trab unter dem roten Bogen hinab ins Tal, in die horchende Stadt.

Alles grüßt die Soldaten und gibt ihnen freundliche Worte und streichelt ihnen die hageren Gesichter mit den Augen — denn sie kommen aus der Schlacht. Und ganz Trier, mit seinen Kirchen, Kapellen, Palästen und Toren löst sich ihnen auf in einen großen Rausch der Freude über den beendeten Krieg und die Heimkehr. Nur wenig denkt man an die blaugraue Mauer, die hinter ihnen steht, in den Luxemburgischen Wäldern, und die nach ihnen kommt.

II.

1924. — Der Schnellzug „Coblence—Paris" saust die Mosel hinauf durch die Schleier der hereinbrechenden Nacht. Die warmen Kupees sind angefüllt mit einem uniformierten Sammelsurium aus Frankreich und seinen Kolonien: Anamiten, Madagasken, Tunesier, Beduinen in ihren malerischen grau-grünen Uniformen, Lyoner Chasseure und Pariser Kürassiere in ihrem blaugrauen Habit — ein Gewirr von Sprachen und Akzenten, ein Dunst von Zigaretten, Weinflaschen, Leder und Kommiß. Sie denken sich nichts Böses, schnattern wie besoffene Maschinengewehre, gestikulieren wie die Schreier der Jahrmarktsbuden und berauschen sich an ihrem eigenen Lärm.

Draußen am Gang steht kalt und verdrossen „das Zivil". Es verbeugt sich und zieht den Bauch ein, wenn der Anamit sich durchzwängt, um den Tabak zu holen — es nimmt den Kopf hoch und preßt die Schultern zurück, wenn der Beduine Eile hat, ein menschliches Rühren zu stillen — es blickt stumm an die Wand und in die träumende Nacht: Der Pfarrer, der Kaufmann, die höhere Tochter. Und die summenden Lieder der Afrikaner dröhnen wider in ihren Herzen. Ein Schweigen liegt auf ihren Gesichtern eisig und kalt, getragen von Würde und Schmerz. Jeder von ihnen fühlt sich als das Glied einer großen Büßergemeinde, die weit draußen, rechts und links der Schienen, büßt in der Nacht.

Man erinnert sich an die Zeit, da w i r durch Belgien, durch Polen und Rumänien gefahren sind, im feldgrauen Rock, in den Fauteuils der ersten oder der zweiten Klasse, da wo jetzt die andern sich blähen. Man erinnert sich, daß man auch damals „das Zivil" in enge Wagen zwängte und am Gang zerdrückte, daß man sich im nächtlichen Zug — wenn die Gelegenheit paßte — die Frauen einfach nahm, nach den Regeln des Herrenrechts. — Hieb und Parade; dann Gegenhieb; das ist ihrer aller Moral: „Die Zeit kommt wieder!"

Und der Zug rollt, klirrend vor Waffen, stöhnend vor Menschen durch die Nacht. — — — — — — —

Der rote Bogen über dem alten Trier ist zerbrochen. Der Traum einer waffenlosen Welt ist nach wenig Tagen ausgeträumt. — Und die verödeten Kasernen füllt eine neue Armee.

„Commissaire militaire" kreischt ein blau-weiß-rotes Plakat über dem Bahnsteig, „foyer du soldat" schreit ein anderes am Platz vor

dem Bahnhof. Die Atmosphäre der Etappe ist da. Die Luft jeder Etappe ist geschwängert mit Lärm, mit taktlosen Akzenten, mit kraftmeierischen Provokationen. Die Etappe würde seelisch ersticken unter stiller Arbeit und beherrschter Kraft. Sie braucht das Geplärr der Trompeten, den Marschtritt der Bataillone, das Geschrei der Plakate und Ordonnanzen, die Extravaganzen der Etappen-Gerichte, die Tollpatschigkeiten der Ortskommandanten — um zu leben. Gar manches aber hat sie von uns gelernt, die französische Etappe, wie man sich im militärisch besiegten Land benimmt: „Caserne de Marne", „Caserne du general Foch" verkünden in riesigen Lettern die Truppen-Unterkünfte — wie früher „Hindenburg-Lager" und „Mackensen-Baracke"; „Rue de la Republique" und „Place de la Concorde" zetern die Straßen — wie früher „Kronprinz-Wilhelm Straße" und „Hohenzollern-Platz"; „seulement pour les officiers" schnarren die Eingänge zu den vornehmen Cafés und Restaurants — wie früher „Eintritt für Mannschaften verboten".

Es ist immer wieder das alte Lied. Nur daß im Schatten der Grenadierkaserne die blaugrauen Chasseurs, der Ulanenkaserne die graubraunen Spahis in die Abendluft starren, den heißen Kopf voller Sehnsucht und Traum. Wenn sie dann mit der hereinbrechenden Nacht wie Schatten durch die Chausseen nach der Stadt zu taumeln, die braunen Söhne der Wüste, die Spahis, den weißen Burnus auf den kupferfarbenen Kopf, den blutroten Mantel um die Schultern, dann glaubt man sich in ein Märchenland versetzt. Sie sind gutmütig wie die Kinder und treu wie die Hunde. Sie stehen im Lichtstrahl des Kinos wie wunderliche Gespenster, sie starren auf die bunten Reklamebilder wie auf Heiligenmäntel und in ihren Augen leuchtet das Sehnen nach Liebe. Sie wagen es nicht, zu einer deutschen Frau aufzublicken und doch schüttelt sie ein wilder Krampf nach dem Weib. So tappen sie stöhnend in den Schlamm der Onanie.

Ein französischer Zeichner hat Clemenceau festgehalten, wie er nach der Unterzeichnung des Friedenspaktes jenes Hotel in Versailles verließ. Ein Kind betrachtet ihn starr und jäh mit seinen Märchenaugen. Und darunter stand: „Ich glaube, ich höre ein Kind weinen. Es ahnt den nächsten Krieg!" — So wandeln sie durch die deutschen Straßen und Tore, die aus der Heimat verschlagenen Zwanzigjährigen des siegreichen Frankreich. Sie wahren die Geste des Siegers, sie stampfen wie große Puppen, sie blähen sich in ihren Mänteln und Krägen — und doch leuchtet ihnen die Sehnsucht nach der Heimat und nach Liebe aus den Augen. Wenn sie aber unter den deutschen Schlössern und Burgruinen, im Schatten deutscher Wälder und Dome knallend auf ihre Scheiben schießen, dann packt sie ein Ahnen vom Schrecken des nächsten Krieges. — Ob wir ihn hindern, ob wir ihm rechtzeitig in den Arm fallen? Ueber der Etappe Trier leuchtet am Berg die Madonna. Sie segnet die Bürger und die Soldaten — sie muß es wissen — zum Krieg oder zum Frieden?

THEODOR LESSING

# KULTURSCHWINDEL

STOSSEUFZER NACH EINEM VORTRAG DES GRAFEN KEYSERLINGK

Man soll höflich sein. Aber man soll auch unbarmherzig sachlich sein gegenüber allem Unverantwortlichen. Seien wir höflich und unbarmherzig.

Die so vielgepriesene Neuzeit hat einen neuen philosophischen Schwindel aufgebracht. Seine wichtigsten Vertreter sind im Augenblick eine kleine Anzahl dilettierender, über alle Zäune der Erkenntniskritik kühn hinwegsetzender, mehr oder minder praktisch und aktuell eingestellter Philosophen. An ihrer Spitze steht als Erneuerer der alten deutschen Kultur- und Geschichtsorakelei Oswald Spengler. Ihm zur Seite, nicht gleich begabt an abstrakter und dialektischer Energie, aber fast noch gewandter und anregender auf allen Gebieten, Graf Keyserlingk in Darmstadt. Und neuerdings scheint („ich sei, gewährt mir die Bitte") auch der Afrikaforscher Leo Frobenius, als Begründer einer sogenannten Kulturkreistheorie in das ökumenische Konzil aufgenommen worden zu sein. Man zitiert und bestätigt sich gegenseitig. Man kameradisiert wieder einmal Philosophie. Und die deutschen Professorenschaften (wie sie von jeher Diener des Historischgewordenen und Nachläufer der Zeit waren) machen mit. Ein ähnliches Schauspiel haben wir in Deutschland schon einmal erlebt. Die Zeit Hegels und Fichtes, welche durch die Möglichkeit, praktisch zu wirken, vom ursprünglichen Wege stillen Grübler-, Selbstrichter- und Blutertums abgedrängt, sich vor die Nation hinstellen, um ex tripode zu orakeln.

Die beiden Mode- und Lieblingswörter unsrer neuesten Kultur- und Kulturgeschichtsdialektik heißen: Leben! und Organisch! Diese beiden („positiv aufbauend" getönten) Wortsymbole werden angewandt, wo immer man's vermag. Auf alle Artefakte und Kunstformen menschlicher Bewußtseinswirklichkeit in Raum und Zeit nicht minder wie auf alle idealen Geltungen und das ganze Reich der Idee. Man glaubt etwas Neues zu sagen, wenn man z. B. sagt, daß Völker und Kulturen, ja sogar Staaten und Nationen (keiner dieser Denker vermöchte klar und einfach diese Begriffe zu definieren) „organische Gebilde" seien. Man geniert sich nicht im mindesten, von d e r antiken Kultur, der islamitischen, germanischen, chinesischen, russischen Kultur, von katholischer, faustischer, euklidischer und nichteuklidischer Kultur zu orakeln als von disjunkten Gebilden; ja, man fabuliert ernsthaft von einer „Morphologie", „Phänomenologie", „Charakterologie" und „Charakterographie" von Kulturen, als handele es sich um Pflanzen, Baumarten, Tiergeschlechter und Naturspezies. . . . . Die Anfänge dieses Schwindels erlitten wir in der

Kriegszeit. Zweierlei war damals not. Erstens Geschichts- und Kulturprobleme wurden Dominanten alles Philosophierens. Grade die Gebiete, auf denen wir nicht das mindeste sicher wissen, wurden notgedrungen zum Tummelplatz der europäischen Geister. Zweitens begann man weiträumig, geographisch zu philosophieren. Die verschiedenen Nationen und ihre Ueberlieferungen gerieten durcheinander. Nie zuvor hatte man das Wort: „Europa" so oft gehört. Die geschichtemachende Bildungsmenschheit (neuer Erweiterungsmöglichkeiten bedürfend) begann Orientierung über alles Exotische zu verlangen. Man philosophierte encyklopädisch-geographisch. Die Philosophen sollten nun sämtlichen Geistesgebilden der Erde Auskunft geben. Diese philosophische Generation war auf Wirklichkeit gestimmt. Damals galt es, dem Brutalsten und Banalsten der tierischen Erdnatur eine menschliche Ideologie ein- und unterzubauen. Daher fanden sich Scharen zeitdienerischer Geister, welche jede Art Geschichtsanthropomorphismus und Staatsmetaphysik erneuerten. Man schlage die Bücher jener Tage auf. Immer und immer wieder das Gerede von Wachstumsgesetzen, Wachstumsnotwendigkeiten und Wachtumsrelationen der Staaten, als handele es sich um sinnfällig vor Augen stehende Naturorganismen. Da wurde von deutschen Philosophen a priori dargelegt, warum Deutschland siegen müsse: wie dieselben Geister, nachdem Deutschland nicht gesiegt hat, nun a posteriori auch zu kausieren wissen, warum es besiegt worden sei. Der Mensch ist so völlig angefüllt von empirischen und realen Interessen, daß er keine Geduld hat zu strenger Begriffszucht logischer Selbstkritik. Und so ist denn wohl gerade diese moderne Kulturphilosophie just das Produkt der wirtschaftlichen Notwendigkeit und die Bestätigung jenes „historischen Materialismus", den sie zu bekämpfen unternimmt. . . Es liegt mir völlig fern, die literarischen Tugenden, den schönen Gedankenreichtum, alles das Anregende und Verdienstvolle bedeutender philosophischer Zeitgenossen irgendwie antasten, irgendwie schmälern zu wollen. Etwas ganz anderes steht in Frage! Sind diese Gedanken wahr? sind sie gut und sicher fundiert? sind sie haltbar? Und da vermag ich nur die heute aufgetauchte Kulturentwicklungsorakelei als „tollen Spuk" zu empfinden. Hat das überhaupt einen Sinn, eine Kultur organisch und Organismus zu nennen? Auch dem naivsten Anfänger ist leicht begreiflich zu machen, daß es sich um Analogie handelt. Was ein Organismus sei, spüren wir unmittelbar angesichts jedes blühenden Baumes, jedes Tieres. Daß Kulturen nicht in d i e s e r Weise sinnlich gegeben sind, und daß somit gerade die Aufgabe der Philosophie ist, klarzustellen, worin die Unterschiede liegen und in welcher Weise ideologische Gebilde wie Kulturen i m G e g e n s a t z zu wachsenden Naturgestalten wirklich und gegeben sind, darüber sollte kein Wort zu verlieren sein. Welchen Sinn hat es denn, sich vor den wachsenden Eichbaum hinzu-

stellen und ihn philosophisch zu ermahnen, seine Wachstumsgesetze als Eichbaum und nicht als Linde zu erfüllen. Unsere Philosophen aber verbinden erstaunlicherweise ihre Kulturbiologeme mit großwortigen Allokutionen in die Zeit. Sie wissen genau was Rußland, Deutschland, Amerika soll. Sie wenden sich an den Willen. Wären Kulturen aber blühende und sterbende Organismen, so hätte das ganze Niedergangsgerede, Völkerverbessern und Menschheitserziehen nicht den mindesten Sinn. Man möchte von ganzem Herzen wünschen, daß unsere Philosophen jeden Thron, jede Krone, jeden Ministersessel und Präsidentensitz eingeräumt erhalten, wenn sie nur dafür die armen stillen Musen nicht länger verunrechten und so selbstgerecht verbrauchen möchten. Denn Menschheitverbessern und Lebensrätsellösen, das hat sich noch nie miteinander verbinden lassen. .. Dies also wäre der erste Einwand: Man lehrt, daß Kulturen schicksalsnotwendige außermenschliche Natur- und Naturtriebmächte seien und m a c h t doch im selben Atem Kultur (ein Widersinn, an dem schon Herders Werk und Leben zerbrach). Aber neben diesem ersten Widersinn stehen nun freilich noch viele, viele andere. Wir greifen ein zweites heraus. Nach Spengler, Keyserlingk, Frobenius usw. werden Kulturen einmal gedacht als festumrissene (disjunkte) individuelle Gebilde. Daneben aber ist auch noch die Rede von einer Entwicklung zur Kultur, einem angeblich historischen Kultur p r o z e ß, welcher als Spirale oder Pyramide, immer aber als lineares Kontinuum gedacht wird. Gewiß! es ist richtig, daß insbesondere Spengler (bei den anderen ist es zweifelhafter) ganz klar darüber ist, daß pragmatische Kausalketten, „Geschichte“ genannt, vollkommen illusionär sind. Hier darf ich mir selbst einige Wirkung zugestehen. Denn den Trug aller historischen K a u s a l i t ä t hatte schon meine „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen“ so klar und scharf beleuchtet, daß d i e s e r Geschichtsbegriff (der pragmatische und dialektische) als endgültig abgetan gelten konnte. Aber an diesem Punkt beginnen ja erst die Geschichtsprobleme! Den zahllosen Gelehrten, welche gegenwärtig Geschichte als Beschreibung geistiger Landschaften oder auch als Mythos auffassen, liegt es völlig fern, zeitliches Geschehen zu leugnen. Es ist aber garnicht möglich, Kulturen als Wesensgebilde phänomenologisch zu betrachten und doch zugleich einen genetischen Kulturprozeß des Werdens und Vergehens zu behaupten. Hier verwirrt man unvereinbare Ebenen. Drittens: Eine der erstaunlichsten Halbheiten der gegenwärtigen Kulturorakelei ist das Bemühren, irgendwelche geistigen, logisch-ethischen Forderungen (weltbürgerliche, sozialistische, pazifistische usw.) mit der neuen biographisch-geographisch fundierten Kulturwissenschaft zu verbinden. Man möchte einmal Kulturen als Naturgebilde voneinander abheben. Möchte sodann aber auch ein übervölkisches, zwischenmenschliches und abstraktes Reich der Werte für alle Kulturen als endgültig anerkennen. So kommt ein

Kuddelmuddel zustande, wie ihn wohl noch nie ein früheres Menschengeschlecht erlebte, ein Kuddelmuddel, aus welchem heraus die konfuse Jugend Deutschlands sich in jeden Aberglauben und in jede Mystik hineinzustürzen bereit ist. Ich müßte daran verzweifeln, das hilflose Ungefähr aller Begriffe in dicken Büchern sichtbar machen zu können. Was kann ich in einem Aufsatz tun? Ein paar zufällige Begriffe herausheben. — Ein weithin sichtbar werdendes Beispiel ist die unheimliche Rolle, welche die Geographie (eine typisierend-descriptive Wissenschaft) in der gegenwärtigen Bildungswelt zu spielen beginnt. Vor etwa zwanzig Jahren prägte man das Schlagwort: „Psychologismus". Damals war die Zeit, welche sämtliche Wissenschaft der Welt, sogar Mathematik und Logik auf Psychologie zurückzuführen unternahm. Heute kann man von einem Geographismus reden. Es sieht fast so aus, als ob man demnächst nicht nur Wirtschaft, Politik und Völkergeschichte, sondern schließlich wohl gar Ethik, Aesthetik und Logik aus dem Relief der Erdkarte oder aus den Sternen, aus Wind und Wetter, Meeresströmungen und Verteilung der Gebirge „erklären" wird. Beliebt sind Wortfetische wie: Kulturgeographie, Wirtschaftsgeographie, Geopolitik, Religionssoziologie, Religionsbiologie, vollkkommene Chimären der Viel- und Alleswisserei — (sehr geeignet, das strenge Denken abzugewöhnen), welche heute in alle Kreise des Volkes dank der überall grassierenden „Volksbildung" eine Klugdummheit aussäen, vor welcher jeder Wille zur Klarheit kapitulieren muß. Billig kann man sich auf den Standpunkt des Utilitariers stellen. Man kann sagen, es ist mir ganz gleich, ob dies alles Wissenschaft oder sonst etwas ist, wenn sich damit nur „etwas machen" läßt. (Seit je war der Haupteinwand gegen alle Wahrheit: „Was läßt sich damit machen?") Aber wozu in aller Welt haben die großen Kritiker der Erkenntnis gelebt? Man muß doch wohl bei jedem Denker zunächst einmal fragen, ob es für ihn eine Wahrheit, eine absolut und schlechthin gültige, gibt? Für die Zeit gibt es nur Wirklichkeiten. Dies verwechseln die Knechte der Zeit mit der Wahrheit. Und verwechseln sie nicht minder mit dem, was sie Leben und organisch nennen. Wenn wir nicht ehern festhalten zu jeder Sekunde unseres kurzen Wachseins, daß die Bewußtseinswirklichkeit des Menschen in Zeit und Raum weder eine Wahrheit noch auch etwas Lebendiges ist, dann wird alles Philosophieren bald zum Geschwätz. Biologische Gestalten sind etwas anderes als Artefakte menschlichen Willens, und Formen der Wirklichkeit wiederum etwas anderes als Ideen. Kultur und Geschichte finden wir nicht in Schlaf und Traum, sondern in der Geisteswelt.

Der Mann, der hinter dem Schlagwerk der Jazzband sitzt, hält es durchaus mit den Schwächeren. Ein Freund der geringen, der unbetonten Taktteile ist er. Er tut für seine Schützlinge, was er nur kann, klopft sie in den Vordergrund, rettet sie, mit markigen Schlägen den Rhythmus teilend, wenn sie in diesem untergehen wollen. Etwas Justamentiges, Revolutionäres ist in seinem Getrommel. Gegen den Strich trommelt er.

Sein Schlagwerk hat es sich zum Gesetz gemacht, dem rhythmischen Gesetz nicht zu folgen, dem die brave Geige und das brave Klavier bis zum letzten Hauch von Darm- und Metallsaite gehorchen. Es tut, was es will, zigeunert durch die Zeitmaße. Wenn die anderen vier Tempi machen, macht es fünf.

Ich kannte einen Jazzbandspieler, der schlug auf das gespannte Fell sieben Synkopen in den Vierviertelaktakt und verrührte sie drin mit Hilfe der kleineren Trommel, wie man ein Ei in die Suppe verrührt. Er hatte eine Hornbrille, sprach das reinste Südamerikanisch, warf die Schlegel in die Luft und klopfte indes, ihr Herabkommen lässig erwartend, seinen Part mit den Füßen. Die Instrumente genügten seinem Klangbedürfnis nicht. Er klopfte mit beiden Stäben auf den Klavierrücken, auf den Fußboden, auf den eigenen Kopf, auf das Weinglas; alles ward ihm Trommel, Schallgelegenheit. Er stäubte unregelmäßiges Geräusch von sich, wie ein Hund, der eben aus dem Wasser kommt, Tropfen. Er schneuzte sich in Synkopen. So entlud er sich, ein Glücklicher, aller Unzufriedenheit, die in ihm war, und förderte doch, ein Musikant, durch seinen Widerspruch die Harmonie, der er diente, dienen mußte.

Die Synkope ist Salz und Würze der zeitgerechten Tanzmusik. Und nicht nur der Tanzmusik. Die Synkope ist ein Symbol unserer widerspenstigen Tage, das Symbol einer aus dem Takt geratenen Welt, die doch nicht aufhören kann und mag, in Brudersphären Wettgesang zu tönen.

Es macht sich allenthalben lebhafte Bewegung zugunsten der unbetonten Taktteile merkbar. Die Akzente verschieben sich, wackeln, stürzen.

Die kleinen Leute haben auch schon was mitzureden. Sie behaupten obstinat, daß sie da sind.

Der Rhythmus, nach dem die Himmelskörper kreisen, ist nicht so unverbrüchlich fixiert, wie wir dachten. Die Einsteinsynklope hat ihn auf ziemlich irritierende Weise gelockert.

Die Wissenschaft von der Seele legt auf das vom Bewußtsein nicht Betonte den gewichtigsten Ton.

Die Maler nehmen den Akzent vom Wesentlichen der Erscheinungen fort und legen ihn auf das Un-Wesentliche.

Die Stückeschreiber trommeln drei Stücke über einem. „Nebeneinander“ von Georg Kaiser ist das Muster eines syncopated Drama.

Die Romanschriftsteller lassen die Kapitel ungeschrieben und schreiben das, was zwischen den Kapiteln steht.

Die Affekte werden, unter Patronanz der Psychoanalyse, verschoben. Die Ware wird verschoben. Das Geld wird verschoben. Vom Sinn des Lebens ganz zu schweigen.

In der Hotel-Halle sitzen die Damen und duften je nachdem. Der Akzent des Gewandes ist dort, wo es nicht ist. Der Rhythmus des Kleides wird durch die Betonung der Nacktheit angenehm synkopiert.

Frau Goldstein spielt mit Herrn Goldstein taktvoll die Ehepièce. Der Ton aber liegt auf dem Skilehrer mit den eisblauen Augen. Ehen ohne Synkopen gab es vielleicht zur Walzerzeit.

Die Musik der Sphären scheint sich mit einem Jazzbandspieler komplettiert zu haben. Und der Mensch muß ganz neue Schritte lernen, wenn er hierzu mit Grazie tanzen will.

---

HANS REIMANN

## DES KINDES SCHUTZENGEL

Solo-Szene zur Verlobung.

Vortrag für eine korpulente Dame.

Die Vortragende erscheint in einem weißen (auch rosa) Gesellschaftskleid, Narzissen, Sellerieknollen oder Rheumatismus in den Händen. Ein Paar größere weiße (auch rosa) Flügel (in jedem Maskenverleihgeschäft erhältlich) erhöhen die empfehlenswerte Wirkung.

Frühling im Freien schönet die Lande,
Frühling im Herzen schlingt zarte Bande
Innig und hold um ein liebendes Paar..
Heil euch Verlobten! Heil euerm Bunde!
Ihr treu Erprobten, köstliche Kunde
Bringe zum heutigen Fest ich euch dar.

Kleine Pause. Lächelnd:

Ihr kennt mich nicht? Doch freilich — unsichtbar
Hab ich (zur Braut gewendet) dich dereinst geleitet
Als guter Geist, der allzeit bei dir war,
Der schützend über dich die Fittiche gebreitet...
Noch immer nicht ist dir mein Wesen klar?
Wer ist es, der beim Säugling sichtlos schreitet?

. . . Nun weißt du's, jetzt kann ich im Blick 's dir lesen:
Ganz recht, dein Schutzengel bin ich gewesen! !
Kleine Pause.
Vergangne Zeiten steigen freundlich auf.
Noch seh ich dich, mein Bräutchen, mit Entzücken,
Die zarten Sinne noch erhitzt vom Lauf,
Als Kind am Waldessaume Veilchen pflücken.
Du schmücktest dich im Gaukelspiel der Mücken,
Das Unschuldsglück entstrahlte deinen Blicken . . .
So nahtest du dem schaurig gähnenden Abgrund bei dem Spiele!
An dessen Saume sprießten Blümlein, o unsagbar viele!
Du blicktetest die duft'gen Kinder Floras an mit Lachen
Und strecktetest die Aermchen voll Begehr . . .
Da plötzlich lächeltetest du von ungefähr
Und liefest, einen kecken Schmetterling zu jagen,
Den ich erhob und lenkte mit den Schwingen (in jedem Maskenverleihgesch. erh.),
Um dich vom Abgrund, welcher gähnte, möglichst weit fortzubringen.
Lächelnd:
Wenn später am Kamin still träumend du gesessen,
Da hat dein edles Wesen sich gestaltet,
Da hast zur Jungfrau du dich hold entfaltet,
An Leib und an Charakter so erlaucht,
Daß keines Abgrunds Gähnen dich zu scheuen braucht.
Kleine Pause.
Ich scheide nun, doch scheide ich mit Freude,
Ein bess'rer Engel tritt für mich jetzt ein,
Den du erkoren, liebes Bräutchen, heute,
Er wird hinfür dein trauter Schutzmann sein.
Zu eurer Silberhochzeit kehr ich wieder,
Um mich an euerm Jubel zu erbaun,
Dann wollen wir, beim Klange froher Lieder,
Aufs neue die vergangnen Zeiten schaun.
Zu deinen Füßen leg ich etwas nieder,
Nicht Erbsen, nicht Bohnen, auch keine Melonen . . .
Zu deinen Füßen leg ich rote Nulpen nieder,
Herzliebchen du, nimm hin sie voll Vertraun:
So blühend schön wünsch ich, daß euer Bund besteh!!
Lebt wohl! Lebt ziemlich wohl! Adjeh!

War er ein religiöser Anarchist? War er ein europafeindlicher Reaktionär? Es ist nicht leicht, Dostojewski nach den landläufigen Begriffen einzuschachteln. Jedenfalls hat ihn die terroristische Bewegung der siebziger Jahre im Innersten bewegt. Eben gibt M. Kritschewski (Moskau Frenkel) die Tagebücher Suworins heraus, des mächtigen Herausgebers der „Nowoje Wremja". Suworin hatte im Jahre 1880, an dem Tage, an welchem ein Attentat gegen Loris Melikow stattfand, ein Gespräch mit Dostojewski, das bisher nicht bekannt geworden ist.

„Am Tage des Attentats Molodiezkis gegen Loris Melikow war ich bei Fedor Michailowitsch Dostojewski zu Gast.

Er hatte eine kleine, armselige Wohnung inne. Ich traf ihn in seinem Empfangszimmer hinter einem runden Tischchen sitzend und Zigaretten drehend an. Sein Gesicht glich dem eines Menschen, der soeben aus dem Dampfbad kommt. Er machte den Eindruck, als wäre er in Schweiß gebadet. Offenbar konnte ich meine Verwunderung nicht unterdrücken, denn er sah mich an, begrüßte mich und sagte dann: „Ich habe soeben einen Anfall gehabt; ich freue mich sehr, Sie zu sehen." Und er fuhr fort, Zigaretten zu drehen.

Weder er noch ich wußten etwas von dem Attentat. Trotzdem kamen wir bald auf die politischen Verbrechen im allgemeinen und im besonderen auf die Explosion im Winterpalais zu sprechen. Während des Gesprächs erwähnte Dostojewski auch das seltsame Verhalten der Gesellschaft zu derartigen Vergehen. Die Gesellschaft schien gleichsam mit derartigen Akten zu sympathisieren oder, richtiger gesagt, sie wußte nicht, wie sie sich ihnen gegenüber verhalten sollte.

„Stellen Sie sich einmal vor", sagte er, „Sie und ich, wir ständen vor dem Schaufenster der Kunsthandlung von Daziaro und betrachten die Bilder. Neben uns steht ein Mensch, der so tut, als schaute er sich gleichfalls die Bilder an. Er scheint auf etwas zu warten und sieht sich immer um. Plötzlich tritt ein anderer Mann eilig an ihn heran und sagt: „Gleich wird das Winterpalais in die Luft fliegen. Ich habe die Höllenmaschine in Gang gesetzt." Wir hören diese Worte. Stellen Sie sich einmal vor, daß wir sie hören; wir sehen, daß diese Leute sehr erregt und nicht imstande sind, die Lage der Dinge zu übersehen und kaum noch Herrschaft über ihre Stimme haben. Wie würden wir wohl in einem solchen Falle handeln? Würden wir nach dem Winterpalais eilen? Und die Bewohner vor der Explosion warnen? Oder würden wir uns an die Polizei, an einen Schutzmann, wenden und ihn auffordern, die beiden Männer zu verhaften. Würden Sie zum Schutzmann gehen und etwas derartiges tun?"

„Nein, ich würde nicht hingehen."

„Ich auch nicht, denn das wäre doch entsetzlich, das wäre ein Verbrechen. Vielleicht gäbe es doch noch eine Möglichkeit, die

Leute im Palais vor der Gefahr zu warnen. Ich habe gerade hierüber nachgedacht, ehe Sie kamen, — während ich Zigaretten drehte. Ich habe mir alle Gründe überlegt, die mich veranlassen könnten, etwas derartiges zu tun. Lauter solide, überzeugende Gründe. Und dann habe ich wieder über die Gründe nachgedacht, die mir nicht erlaubt hätten, es zu tun. Diese Gründe erschienen mir höchst schwach und nichtig. Da ist vor allem die Furcht, füe einen Denunzianten gehalten zu wenden. Ich stellte mir vor, wie ich hingehen würde, wie man mich aufmerksam ansehen, wie man mich ausfragen würde, wie man mich den Leuten gegenüberstellen, mir vielleicht eine Belohnung anbieten oder mich sogar der Mitschuld verdächtigen würde. Und dann würde vielleicht in den Zeitungen zu lesen sein: Dostojewski hat die Verbrecher angezeigt. Ist denn das meine Sache? Das ist doch Sache der Polizei. Dafür ist sie doch da, dafür wird sie doch bezahlt. Das hätten mir die Liberalen nie verziehen. Sie hätten mich gepeinigt, gequält, zur Verzweiflung gebracht —. Ist denn so etwas normal? Bei uns ist alles anormal, daher passieren ja auch alle diese Dinge, und niemand weiß, was er zu tun hat. Nicht nur in den allerschwierigsten Fällen, sondern auch in den einfachsten. Ich möchte gern etwas darüber schreiben, ich könnte sehr viel Gutes und Schlimmes darüber sagen, sowohl in bezug auf die Gesellschaft, wie in bezug auf die Regierung. Das aber ist nicht gestattet. Bei uns darf man ja über die allerwichtigsten Dinge nicht reden."

Er sprach noch lange über diesen Gegenstand und zwar mit großer Emphase. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir auch, er wolle einen Roman schreiben, dessen Held Aljoscha Karamasow sein sollte. Er wolle ihn aus dem Kloster hinausführen und Revolutionär werden lassen; dann solle er ein politisches Verbrechen begehen und hingerichtet werden. Er solle die Wahrheit suchen und in diesem Suchen auf ganz natürliche Weise zu einem Revolutionär werden."

Hier enden die Aufzeichnungen Suworins.

Es gibt bei Suworin noch eine andere Notiz über Dostojewskis Verhältnis zu dem territoristischen Attentat Molodiezkis und zwar in seinem Nekrolog auf Dostojewski. Hier heißt es: Das Attentat auf Loris Melikow verwirrte und beunruhigte ihn. Er fürchtete die kommende Reaktion. „Gott behüte", sagte er einmal, „wenn wir wieder auf den alten Weg zurückkehren." Dostojewski sympathisierte mit der Politik Loris Melikows, obwohl letzterer natürlich nichts von der Stellung Dostojewskis wußte. Allein, er kannte die Verdienste des Schriftstellers um sein Vaterland und berichtete dem Kaiser darüber. Eine weitere Ergänzung finden diese Mitteilungen bei E. E. Gradowski, der zusammen mit Dostojewski dem Prozeß gegen die bekannte Revolutionärin Vera Sassulitsch beiwohnte. Die Sassulitsch hatte auf den Petersburger Polizeimeister Trapow geschossen. Sie wurde verurteilt, es gelang ihr jedoch, ins Ausland zu entfliehen. Gradowski erzählt hierüber in seine Erinnerungen folgendes: „Dostojewski teilte mir seine Meinung mit, die sehr eigenartig war; er erklärte: „Verurteilen kann man sie nicht, eine Verurteilung wäre hier nicht am Platze. Sie wäre auch überflüssig. Man müßte zu ihr sagen: Geh, aber tue es nicht wieder."

(Mitgeteilt von Dr. Otto Buek.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Märzwoche

Die Leipziger Messe, deren Bedeutung als deutsches Geschäftsbarometer nicht gelitten hat, wurde diesmal mit besonders optimistischen Fanfaren eingeleitet. Man las Berichte von ausgesprochenem „Warenhunger", die Umsätze wurden als ungewöhnlich geschildert, der Außenstehende mußte also den Eindruck gewinnen, entgegen allen sonstigen Erfahrungen sei plötzlich eine neue Hochkonjunktur über Deutschland gekommen. Leider kann davon nicht die Rede sein, und die barometrische Aufgabe der Messe scheint uns schlecht gelöst, wenn aus dem Kreis und unter Einfluß ihrer eigenen Leitung irreführende Darstellungen ins Publikum fließen. Tatsächlich waren nämlich auch in Leipzig die Verhältnisse nicht anders als irgendwo sonst im Reiche, das heißt: gewiß herrschte großer Hunger nach Waren, aber leider gab es nur sehr wenig Geld, um diesen Hunger zu stillen, — zwischen dem präsumptiven Käufer, der erklärte, die Rechnung erst nach erfolgtem Weiterverschleiß zahlen zu können, und dem präsunmptiven Verkäufer, der erklärte, zu so weitbefristeter Vorlage der Produktionskosten nicht imstande zu sein, stand also das Wasser der allgemeinen Kreditnot, das sehr häufig zu tief war, als daß sie hätten zusammenkommen können. Es war eine Art exakten Lehrgangs über die praktische Bedeutung des Kreditproblems, — eines Problems, ohne dessen baldigste Lösung die Zustände kritisch zu werden drohen (— denn daß der Kreditmangel irgendwie im Abflauen begriffen sei, wie mancherorts merkwürdigerweise geglaubt wird, ist nicht zu beobachten, im Gegenteil: er scheint sich mit jedem Tag zu verschärfen!) Zu verstehen, wie es zu dieser Knappheit kam, ist eine der schwierigsten Denkaufgaben. Die primitive Erklärung, — die Erklärung mit der Geldentwertung, — genügt allein natürlich nicht, da durch sie nur privates Vermögen zerstört wurde, nicht aber das gesellschaftliche Kapital, das im wesentlichen ja aus Substanzgütern besteht. Was sich verändert hat, ist aber erstens das Verhältnis zwischen vorhandenem Sachgutkapital und darauf „gezogenen" Umlaufsmitteln und Guthaben, und zweitens die Schichtung und Zirkulation dieser letzteren. Sie — die veränderte Schichtung und Zirkulation — bewirkt, daß unvergleichlich geringere Summen als früher in den großen Weitergabe-Reservoiren der

Banken und Kassen zusammenströmen, daß eine relativ viel größere Summe als früher fortgesetzt diffus roulliert, während die unwirtschaftliche Art der Sachwertschaffung — „Immobilisierung" ohne Aussicht auf Rentabilität — die früher üblichen Grenzen verengt, innerhalb deren Kapital in Geldwert eskomptiert werden kann. Wenn diese Erklärung aber kompliziert ist, so folgt daraus auf der anderen Seite, daß auch die Behebung des Krankheitszustandes nicht allein von den primitiven Mitteln zu erwarten ist, von denen man sich jetzt vielfach alles erhofft. Die Milliarde Goldmark oder sogar die Milliarde Dollar, die die Goldkreditbank ins Land pumpen soll, sind gewiß ein außerordentlicher Beitrag, — sicher ein Beitrag, der die Qual abkürzen wird und schon darum aufatmend wird begrüßt werden dürfen. Verglichen mit den Kreditsummen, die vor dem Kriege Deutschlands Wirtschaft befruchteten, werden aber auch diese Summen noch gering sein, und alles kommt darauf an, ob es gelingen wird, mit Hilfe dieses Ankurbelungskredits die Immobilisierung so weit zu remobilisieren, daß auch die eigene, deutsche Kreditbegebung wieder gefahrlos gesteigert werden kann, und die Reservoirisierung des Umlaufs so weit zu steigern, daß auch wieder jene Verleihung aus zweiter Hand möglich wird, die ich im Gegensatz zum jetzt vorzugsweise üblichen „geschaffenen" Kredit als „gewachsenen" Kredit bezeichnen möchte.

Es ist übrigens charakteristisch und erklärt manche Schwierigkeit auch im Ausland, zu sehen, wie dieser Prozeß der Immobilisierung — also der Vermögensanlage in unrentablen Sachgütern — nicht nur bei uns und unter dem Terror der Geldentwertung, sondern auch draußen sich vollzogen hat, — natürlich unter dem Terror des Krieges, der offensichtlich nicht nur ein fürchterlicher Zerstörer, sondern auch ein fürchterlicher Fehlkonstruktor ist. Der „Manchester Guardian" veröffentlicht soeben Zahlen über den Schiffsraum der Welt, abschließend mit Juni 1923, — Zahlen, aus denen hervorgeht, daß die Gesamttonnage aller Länder von 42 Millionen Tons im Jahre 1914 auf 57 Millionen Tons im vorigen Jahre gestiegen ist, und zwar obwohl der Umfang des Handels der Welt nicht zugenommen, sondern abgenommen hat, sogar ganz außerordentlich abgenommen. (In der 1923er Ziffer stecken übrigens 2,5 Millionen Tons deutschen Schiffraums, also schon wieder die Hälfte jener Vorkriegstonnage von 5 Millionen, die nach Versailles auf 0,5 Millionen zurückgegangen war). Was ist die Folge der Ueberproduktion? Amerikanische Reeder mußten im letzten Jahre 4½ Millionen Tons, englische Reeder mußten 1 Million Tons auflegen (zusammen mehr als das Doppelte der ganzen deutschen Flotte von heute, mehr sogar als die ganze deutsche Kriegsflotte) und der Verlust an Produktivkapital, — falsch investiert, falsch immobilisiert, — war, wenn er für das reiche Amerika noch tragbar

sein mochte, für England doch schon eine erhebliche Einbuße, mindestens mitschuldig an seinen Wirtschaftsnöten. Wie viel aufgelegte Tonnage gibt es aber in Deutschland, — in Form unausnutzbarer Fabrikerweiterungen, in Form unausnützbarer Bankneubauten, in Form zwecklos vermehrter Scheunen und Remisen?

Nun gut, dies alles ist geschehen, man kann nur — in wahrscheinlich langwieriger Arbeit, die Folgen, nicht das Faktum beseitigen. Indessen gibt es noch eine andere Art von Immobilisierung — eine Immobilisierung der Arbeit, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, — und die ist noch immer in vollem Zuge. Ich meine damit nicht jene (glücklicherweise sinkende) Arbeitslosigkeit, die paradoxerweise mehr Hände aus dem Wirtschaftsprozeß ausschaltet als bei voller Beschäftigung notwendig wären, um mit ihrem Ertrag fast die gesamten Reparationen zu zahlen. Dies Problem ist zu ernst, um mit einem Scherz, sogar mit einem bittren, abgetan werden zu können. Aber es gibt eine Immobilisierung der Arbeit, die der Staat selbst fordert, und zwar ist das jene grauenvolle Ueberlastung mit Steuerarbeiten, unter der wir nach und nach alle zu Neurasthenikern zu werden beginnen. Wir wollen gewiß verständig sein, wir wollen der jahrelang hermetrisch verlotterten Maschine vieles verzeihen, was sie jetzt in Zwang und Not anstellt, um wieder in Gang zu kommen, — obwohl es auch an dieser Verfasung vielleicht nicht notwendig wäre, gar nicht einhaltbare Termine festzusetzen oder Ausführungsbestimmungen so spät zu erlassen, daß man sie bis zur Fälligkeit kaum studiert, geschweige angewendet haben kann. Aber, so nachsichtig wir für den Augenblick sein mögen, das eine möchten wir wenigstens als Gegenleistung haben: die bindende Versicherung, daß mit diesem konfusen, nervenaufreibenden System in allernächster Zeit endgültig Schluß gemacht werden wird, — und nicht nur die Versicherung, sondern auch sichtbare Vorzeichen. Ich spreche nicht von der Höhe der Steuern, — sie ist unbequem, drückend, aber zwangsgeboten. Aber die Komplikation, die Unübersichtlichkeit, die Verschachtelung, die Häufung der Termine, — dieses Wirrsal, zu dessen Meisterung der kleinste Betrieb jetzt schon ein bis zwei Spezialisten braucht, ganz abgesehen von den Tausenden von Organen, die der Staat wiederum zur Kontrolle benötigt, — das alles bedeutet eine Lahmlegung von Energie, ein Verschleiß von Zeit und Kraft und Gehirn, daß es auf die Dauer unerträglich wird. Darf man fragen, ob Vorarbeiten für die Vereinfachung des Steuersystems, deren Notwendigkeit wohl niemand bestreiten wird, im Gang sind, Kontraktion auf einige wenige, klare Typen und Ueberführung des jetzigen Vorauszahlungsmißstandes in einen zivilisierteren modus procedendi? Es würde besser und versöhnter fatiert werden, wenn man wüßte, daß man sich morgen wieder wird auskennen können.

# GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

1.

*Die Kranzschleife*

Lieber Herr Großmann! Am Montag haben wir uns gesprochen; da erzählten Sie mir vom Nibelungenfilm, sprachen mit hoher Achtung vom Geschmack dieses Films, von seiner Sauberkeit, von seinem edlen, ruhigen Reiz. Ich nahm mir vor, am Mittwoch hinzugehen.

Am Dienstag nämlich hatte ich in Potsdam zu tun. Als meine Arbeit dort beendet war, ließ ich mir die Gruft aufschließen, darin der große Friedrich bestattet liegt. In die Nähe dieses unausschöpfbar merkwürdigen, dieses gewaltigen und rührenden Königs zieht es auch den, der etwas ziemlich anderes ist als ein Monarchist.

Er ruht nicht freiwillig in der scheußlichen Garnisonkirche, der große Friedrich. Er wollte auf der freien Terrasse vor seiner Villa beerdigt werden, dort hatte er sich ein Grab ausmauern lassen neben seinen Hunden, deren Namen man auf zierlichen Steinplättchen noch heute lesen kann. Aber sein frommer und unfähiger Nachfolger wußte es natürlich besser, und Friedrich, der an keinem Kruzifix vorbeireiten konnte, ohne lästerlich zu fluchen, liegt nun unter der Kanzel. Neben dem riesenhaften Marmorsarkophag seines brutalen Herrn Vaters, des Soldatenkönigs, steht ganz klein sein Särgchen, aus schlichtem Metall, Zinn oder Zink.

Früher war das recht eindrucksvoll. Das enge Gelaß war völlig kahl, von spartanisch-preußischer Sachlichkeit und Kargheit, und einer wenigstens von den hundert Wesenszügen des tragisch-kompliziertesten Helden war widergespiegelt. Heute ist die Grabkammer bunt. Fahnen und Standarten aufgelöster Garderegimenter lehnen umher; gut, ihre Anwesenheit ist zu verteidigen. Aber von den beiden Särgen sieht man bloß noch den des Vaters, des Nur-Militaristen. Der, in welchem der Genius schläft, ist ganz verdeckt von Kränzen mit schreienden Schleifen, Nationalisten-Kränzen, Kränzen von Leuten, die ihren Wilhelm nicht vergessen können, Leuten, für die der unbelügbare Mann von Sanssouci die giftigsten seiner französischen Sarkasmen gehabt hätte.

Ganz vorn jedoch, dem Beschauer am nächsten, liegt ein riesengroßer Kranz mit einer riesengroßen Schleife, und auf der Schleife steht: „Zur Première des Nibelungenfilms. Fritz Lang."

Ich befragte den Küster. Ja, eine

Dame habe diesen Kranz eines Morgens um neun Uhr mit dem Automobil gebracht, und sie habe verlangt, sie habe verzweifelt darauf bestanden, daß er noch am selben Tag in die Gruft komme und zwar an diesen vordersten Platz.

Schade, daß ich am Dienstag in Potsdam war! Nun konnte ich mir am Mittwoch den Nibelungenfilm nicht mehr ansehen. Oder vielleicht doch nicht schade? Ich halte Sie für einen außerordentlichen Kritiker, Stefan Großmann, aber ich kann Ihnen doch kaum glauben, daß der Nibelungenfilm ein guter Film sei. Geschmack, haben Sie gesagt, Sauberkeit, edler Reiz? Und dergleichen soll von einem Manne herstammen, der seine Filmpremière mit dem Schatten dieses Einzigen zusammendenkt, der in dem tragischen Alten offenbar einen direkten Nachfolger Siegfrieds des Drachentöters erblickt, der vermutlich glaubt, den König Friedrich mit so einer Schleife zu ehren?

Was macht denn uns, die wir Deutschland lieb haben und es frei und glücklich sehen wollen, was macht auch der verständigen Umwelt das deutsche Leben heute so unausstehlich? Nichts anderes als die Verbindung von Betrieb und falschem Idealismus. Dort am Sarge des wehrlosen Friedrich habe ich ihre exakteste Formel gelesen.

*Bruno Frank.*

2.

*Protest aus Zwickau*

Sagen Sie, Herr Großmann, waren Sie schon einmal in Zwickau? Wenn ja: was Schreckliches haben Sie nur dort erlebt? Wenn nein: warum in aller Welt ist Ihnen ausgerechnet Zwickau der Inbegriff alles Kleinbürgerlichen und Spießigen? Im letzten Tage-Buch heißt Stresemann ein „Staaatsmann mit Zwickauer Einschlag". Wir Zwickauer weisen es weit von uns, mit Herrn Stresemann geistig verwandt zu sein. Wie sollten wir auch? Seine Koalitionen hatten hier keine Freunde. Die Zwickauer Volkspartei bildet im Stadtkollegium unter der Führung eines Mannes, der Ziegenbalg heißt, mit den Deutschnationalen und Völkischen eine Rechtsfraktion. Die Zwickauer Sozialdemokratie aber stand das ganze Jahr 1923 in Opposition zur Reichspolitik der Partei. Eben hat sie Paul Levi zum Reichstag aufgestellt. Da er bei Ihnen gleich hinter Ihrer letzten Aeußerung über den „Zwickauer Bismarck" mit einem Artikel zu Worte kommt, werden Sie zugeben, daß das Ihre Meinung über Zwickau Lügen straft. Natürlich haben wir unser Quantum „Schbießr". Aber die gibt es schließlich erst, seit Hans Reimann, der oft unser Gast ist, sie entdeckt hat. Hänschen liest bei uns in der „Volksbühne", einer Organisation, die in Zwickau über 10 000 Mitglieder zählt und das mißgeleitete Stadttheater dadurch in gutem Sinne beeinflußt, daß sie zwei Drittel aller Vorstellungen mit ihren Mitgliedern besetzt. Wollen Sie noch mehr hören? Daß wir dem Kabinett Zeigner den Arbeitsminister Graupe gaben, der mit seinen Kollegen dann durch die Reichswehr mit Musike gemaßregelt wurde? Daß die schmucken Audi- und Horchwagen in Zwickau gemacht werden? Daß auch bei uns die Wigman-Mädchen tanzen? Daß wir mehr Kohle fördern, als Berlin verbraucht: Daß

wir einen Oberbürgermeister haben, der keine Seite weiß, auf die er noch nicht gefallen ist? Oder daß Robert Schumann hier geboren wurde? Oder — oder ...... daß Paul Körner-Samson hier zu hause ist? Nein, sehr geehrter Herr Großmann, — Sie waren noch nicht in Zwickau, ich glaube es nicht. Denn es mag ein Kohlenkessel sein so tief unter dem Himmel, wie unten im Alphabet. Aber das, was Sie meinen, ist es nicht.

*Walther Victor.*

3.

*Antwort zu Zwickau*

Walther Victor! Ich bin geschlagen, ich werde den Namen Zwickau nie mehr eitel aussprechen! Ich sehe ein, ich habe Stresemann eine unverdiente Ehre angetan, als ich ihn einen Bismarck mit Zwickauer Einschlag nannte. Obwohl... Ziegenbalg in Zwickau? Stresemann ist auch ein Ziegenbalg, nämlich etwas sehr Dehnbares, das einmal hell gemeckert hat.

Im übrigen habe ich ja garnicht das reale, das wirkliche Zwickau im Auge gehabt, sondern eine Quintessenz von deutschnationaler Stammtisch-Atmosphäre. Das deutete ich einmal an, als ich schrieb, Stresemann sei ein Görlitzer oder Zwikkauer Bismarck (hoffentlich protestieren nun nicht auch die Görlitzer). Daß ich mich schließlich für Zwikkau als Stresemanns Wahlheimat entschied, hat darin seinen Grund, daß Stresemann jahrelang Syndikus sächsischer Industrieller war. Er ist im Innersten angesächselt. Die Verschmitztheit des sächsischen Nationalspießers ist in ihm. Daß die Sache rein geographisch nicht stimmt, wußte ich ja von Anfang an: Stresemann, der Bismarck für Zwickauer, ist geborener Berliner. Aber es gibt unzählige Berliner, die eigentlich Zwickauer sind.

Ich hätte Stresemann ebensogut einen Bismarck für Glauchau oder Riesa nennen können, ohne daß ich die Absicht gehabt hätte, die freien Köpfe von Glauchau oder Riesa herabzusetzen; bloß die Ziegenbälge hatte ich im Auge. Zuletzt mögen dann rein phonetische Vorzüge für Zwickau entschieden haben.

Im übrigen: Alle Hochachtung vor Zwickau und ich begreife Euren fröhlichen Protest. Vielleicht wäre die deutsche Welt erträglicher, wenn Stresemann ein echter Zwickauer wäre. Er ist nicht einmal das.

*Stefan Großmann.*

---

## FILM

*Carlos und Elisabeth.*

Die Filmkritik war nicht ganz einig über den neuen Oswaldfilm. Herbert Ihering nannte ihn eine Parodie auf einen Carlosfilm, während Herr Roland Schacht von „Carlos und Elisabeth" her eine neue Epoche des Films datieren wollte. Wie wärs mit einer gründlichen Aussprache im Verein der Filmkritiker? Als ich vor Jahr und Tag, höflicher Mensch, der ich bin, Mitglied des Vereins der Theaterkritiker war, schlug ich dort fachliche Vorberitungskurse und Fortbildungszyklen für etwas vorgeschrittene Rezensenten vor. Im Verein der Filmkritiker sind, glaube ich, gründlichere Ausbildungskurse nötig.

Ueberflüssig zu sagen, daß Herr Ihering über seinem Vereine steht. Ich bringe für gewöhnlich seine drakonische Aufrichtigkeit nicht auf, ich

werde gehemmt durch etwas mehr Skepsis gegen den eigenen Eindruck, im Film besonders auch durch den Gedanken an die übermenschliche Arbeit, die auch an eine mißlungene Arbeit gewendet wurde, und auch durch die Erwägung, daß hier eine deutsche Industrie volkswirtschaftliche Werte erzeugt, die auf den internationalen Markt kommen. Auch die Pofelindustrie ist ein nationales Problem.

In diesem Falle aber tun die ahnungslosen Lober Herrn Oswald einen miserablen Dienst. Selbst wenn man nämlich das bekannte Dienstmädchen als Zuschauerin zitiert, muß man sagen, daß die Arbeit mißlungen ist. Ein Film, der nicht einmal den Dualismus der Kontraste beachtet, der zwei Stunden lang nur Hofintrigue und Hofleichen bietet — ohne einen einzigen hellen Einschnitt — ein so monoton-historisierender Film gewinnt auch das Dienstmädchen nicht. Gewiß verliert Oswald, der Manuskriptschreiber, sein Dienstmädchen keinen Augenblick aus dem Auge. Wenn er z. B. die Redewendung „Philipp stürzte seinen Vater vom Throne“ in der Weise filmisch illustriert, daß der Kronprinz den Regenten vor seinem Hofstaat buchstäblich die sechs oder sieben Stufen vom Throne herunterwirft, so bedeutet dies schon eine Uebertreibung des filmischen Anschauungsunterrichtes. So handgreiflich war es in Schlossers Weltgeschichte nicht gemeint. Oswald stellt sich zuweilen zu schwere Aufgaben, z. B. wenn er versucht, eine Textzeile: „Indessen gärt es im Volke“ filmisch auszudrücken. Die armen Schauspieler müssen dann drei Minuten gären. Das Schlimmste, gerade vom Dienstmädchenstandpunkt, ist, daß Oswald sich ganz eng an die Vorgänge des Schiller'schen „Carlos“ gehalten hat. Manches, z. B. die Posa-Tragödie, bleibt deshalb unverständlich. Und es gab eine so bilderreiche, erquickende, lebensprühende Ergänzung, nämlich den De Costerschen Ulenspiegel, der ja auch im Schatten des düsteren Philipp und seines Alba steht. Sie sind, lieber Oswald, zu vielseitig. Ein beschäftigter Regisseur, ein ausgezeichneter Konzertleiter und noch ein geschickter Textbuchschreiber — nein, Sie muten sich zu viel zu. „Carlos und Elisabeth“ war schon im Buch mißglückt!

Und warum überhaupt historisch? Ihre Begabung, lieber Oswald, liegt im Naturalistischen, im Volksroman-

film. Zur spanischen Grandezza müssen Sie sich vorläufig noch zwingen. Sie liegt auch Klöpfer nicht, der nie schlechter war als hier, sie hat vielleicht auch Conrad Veidt gelähmt, der offenbar eine gefährliche Krisis durchmacht. Auch die Servaes ist mir drall und frisch und saftig lieber. Geben Sie, lieber Oswald, die Renaissance und die spanische Geschichte und die Historie überhaupt auf, lassen Sie die Königsdramen. Das würden Ihnen auch die Dienstmädchen raten, wenn sie endlich im Verein der Filmkritiker ungeniert zu Wort kämen!

*St. Gr.*

---

ANEKDOTEN.

*Diplomaten.*

Vor zwei Jahren lud mich der deutsche Gesandte, der nachher eine internationale Rolle spielte, in das weltberühmte Restaurant der Stadt ein, in der er seinen Sitz hatte. Das Frühstück begann um 1 Uhr und verlief zunächst beängstigend. Ich wurde gebeten, den Gastgeber über die wichtigsten Erscheinungen der Literatur zu unterrichten; denn er hatte die seltsame Sache vernommen, daß man in der Gesellschaft dieses Landes sich auch über dessen Dichter unterhalte. Die kleine Vorlesung zwischen Caviar und Suppe brachte uns nicht näher. Schließlich wußte ich nichts mehr zu sagen, als mir der liebe Gott den Namen der Universitätsstadt, in der ich studiert hatte, in den Mund fallen ließ. Nun waren die Borussen den Kochkünstlern und dem Weinkeller des Restaurants beigesellt, wir kamen zueinander, und das Frühstück dauerte bis halb sechs Uhr.

Im Auto fragte mich der Gesandte, der mich sichtlich lieb gewonnen hatte:

„Sind Sie wirklich Schriftsteller?“

„Ja“, antwortete ich.

Da sagte er:

„Aber Sie schriftstellern doch wohl nur aus Liebhaberei!“

*

In demselben Jahr aß ich in der Gesandtschaft eines nordischen Landes. Unter den Gästen befand sich ein Attaché, der mir schon in den Straßen der fremden Hauptstadt dadurch aufgefallen war, daß er einen grünen Hut mit einer Auerhahnfeder trug, so als sei er in der Gegend um den Albsee auf Jagd. Alle Welt schaute ihm nach. Bei Tisch erzählte er, er verstehe nicht, weshalb alle Menschen auf der Straße ihm nachgafften. Seine Frau meinte, weil er einen Pelz trüge. Doch Pelze waren im Norden nichts Außergewöhnliches, wurde festgestellt. Dann könne es nur die Auerhahnfeder am Hute sein, beschied die Frau. Der Attaché schüttelte den Kopf. „Verstehe ich nicht!

Hier im Land gibt es doch auch Auerhähne," antwortete er.

„Aber man steckt sie nicht auf den Hut," sagte ich.

*Norbert Jacques.*

*

*Wenn man wie der liebe Gott aussieht.*

Hermann Bahr erzählte unlängst: Ein Schüler einer Lehranstalt für künstlerische Photographie bat, mich aufnehmen zu dürfen. Er hat bei meiner Ankunft eben Arbeit, so muß ich im Gang warten.

Da kommt eine Schülerin vorbei, schlank, zierlich, etwas hochmütig, mustert mich und fragt: „Wem sitzen Sie?"

Ich nenne ihn.

Sie hat mich indessen noch einmal von oben bis unten geprüft und sagt kurz: „Kann ich Sie nicht auch haben?"

Vor dreißig Jahren hätte das schöne Geschöpf mir das nicht zweimal sagen müssen. Sie konnte gar nicht begreifen, daß ich dankend verneinte. Mir aber tut es wohl zu wissen, daß ich, wenn mir einst das Schreiben gar nicht mehr schmeckt, auch als Modell mein Brot verdienen kann: durch Schönheit. Und sicherlich leichter, weil da doch bei weitem die Konkurrenz nicht so groß ist!

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 9)



Redaktion des „Tage-Buch". Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank Prag. Prikopy 6 Druck von Otto Stollberg & Co, Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,- Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Märzwoche

Der Münchener Prozeß — auch das ist ein deutscher Tag. Was da vor gut gewählten Richtern an Schauspielerei geleistet wird, beweist, daß die Meinung falsch ist, die Goethe einmal zu Eckermann geflüstert hat, daß nämlich die Deutschen kein Talent zum Komödienspiel haben. Hitler, der Trommler, hat sich als feuriger Heldendarsteller erwiesen, Pöhner, an einem alten Magenleiden und an Hochverratsverstopfung leidend, erwies sich als ein routinierter Intrigant, und nur Ludendorffs Auftreten brachte nicht einmal einen Achtungserfolg. Ach, der Held von Tannenberg, der sich mit Hoffmanns Lorbeeren schmückt, sollte sich in der Politik mit kleinen Episodenrollen begnügen. Er taugt kaum zum „dritter Bürger". Versteht sich: Alle fünf Minuten war hier von deutscher Ehre die Rede. Glaubt man aber den Darstellern, dann hat es im November unter den germanischen Helden dreierlei Verrat gegeben:

Erstens hat Kahr, und Lossow und Seißer mit ihm, den feierlichen Bürgerbräu-Eid (samt Rütli-Handschlag) gebrochen. So versichert Hitler glaubwürdig.

Zweitens hat Hitler das Lossow gegebene Ehrenwort gebrochen. So versichert Herr v. Lossow glaubwürdig.

Drittens haben die Völkischen des Nordens den Völkischen des Südens die Treue gebrochen, sonst wären nämlich die von Lossow verlangten 51 % Siegeswahrscheinlichkeit dagewesen. Dieser Verrat des Direktoriums ist in öffentlicher Sitzung nicht genug ausführlich besprochen worden. Man ist da vorläufig auf einen Indizienbeweis angewiesen. Es steht jedenfalls fest, daß Herr Minoux, der schon damals vom hellen Glanz jüdischer Kompagnons bestrahlt war, mit Ludendorff und mit Kahr über die Chancen eines deutschen Bürgerkriegs verhandelte — warum, o Emminger, läuft Herr Minoux noch immer auf freiem Fuß von einem jüdischen Bankhaus zum anderen? —, es steht ferner fest, daß Herr von Graefe, der als Hitlers Statthalter im Norden funktionierte, zum Novemberputsch pünktlich in München eintraf, es ist schließlich erwiesen, daß Erhardts frisch-fröhliche Bande mit bayrischen Staatsmitteln auf den thüringischen Bürgerkriegsschauplatz entsendet worden ist. Hitler sagt: Hätte Kahr mich nicht verraten, dann wäre unser Marsch nach Berlin geglückt. Kahr erwidert: Hätte

Hitler uns nicht überrumpelt, so hätten wir über Berlin gesiegt. Und Minoux meint: Hätte man uns Zeit gelassen, so säße ich und mein Direktorium längst im Sattel. Es ist eine deutsche Tragödie: Einer hat den andern verraten oder, um es mit Goethes tröstlichen Versen etwas grob auszudrücken: „Ein jeder von den Lumpenhunden war von dem andern abgetan."

Herr Minoux ist bis heute von dem Münchener Volksgericht nicht einmal als Zeuge vorgeladen worden. Die Adresse des Herrn kann leichter als die des Herrn Erhardt gefunden werden. Herr Minoux wohnt in Wannsee-Berlin, Seestraße 19 a. Will das Reichsgericht nicht wenigstens den Inhalt seiner Verschwörergespräche mit Kahr und Ludendorff ermitteln? Das Reichsgericht, dessen Eifer in Landesverratsfragen sonst so frisch ist, weiß neuerdings seinen Wissensdurst zu zähmen. Aber, verehrter, unantastbarer Herr Dr. Ebermaver, hier ist Neugier Pflicht. Wollen Sie warten, bis die Berliner Börsenkollegen Minoux in strenges Verhör nehmen?

Das Reichsgericht ist doch sonst nicht so ermittelungsscheu. Gegen die „Frankfurter Zeitung" wurde ein freilich bald beendigtes Verfahren angefangen, weil sie sich über die militärische Ausrüstung der Erhardtbrigaden in Thüringen aussprach. Der Schreiber dieser Zeilen ist im Auftrage des Ober-Reichsanwalts einvernommen worden, weil er in den ersten Novembertagen einen Offizier zur Besichtigung an die thüringische Grenze entsandte. Landesverrat? Der Ermittler am Alexanderplatz wußte noch keine Antwort. Jedenfalls war es eine Zeitlang sehr beliebt, mit dem Landesverratsparagraphen herumzufuchteln. Man erinnere sich nur an den komischen Drohbrief, den General Seeckt in direktorialer Laune an Professor Quidde, den Pazifisten, abzusenden gewagt hat. Will man den unglaublichen Unfug der Landesverratsdrohungen ermessen, so muß man die Rede des wahrhaft konservativen Dr. Düringer in der Reichstagssitzung vom 10. März nachlesen. Düringer erzählte, daß nach einer Eingabe der Reichsgerichtsräte gegen einen Senatspräsidenten die Beschuldgiung des Landesverrats erhoben worden sei. Warum? In jener Eingabe war dem Reichsfinanzminister geraten worden, ergiebige Steuerquellen zu erschließen statt die wohlerworbenen Rechte der Beamten und Pensionäre zu verkürzen. Daraufhin die Beschuldigung des Landesverrates. Weil „durch den Hinweis auf die Steuerquellen der Entente Fingerzeige gegeben worden" seien. „Was sind das für Zustände!" rief Stresemanns und Luthers Parteigenosse, „derartige unerhörte Eingriffe in die Rechtspflege erlaubt sich der Finanzminister!" Herr Emminger erhob sich schnell und erklärte, es sei gar nie ein Disziplinarverfahren gegen jenen Senatspräsidenten am Reichsgericht eingeleitet worden. Aber das hatte

Düringer gar nicht behauptet. Nur eine „private und vertrauliche Besprechung“ sei mit den Herren gepflogen worden, aber über diese vertrauliche Unterredung dürfe er nicht sprechen. Wie diskret, Herr Emminger. Erst als ein Zwischenruf den Reichsjustizminister auf das richtige Geleise, nämlich auf die Landesverratsdrohung brachte, leugnete Emminger auch diesen Tatbestand. In einer kurzen unzweideutigen Erwiderung erklärte Düringer, kurz und gut, er halte seine Behauptung aufrecht. Unter den Abgeordneten gab es keine drei, die an der Wahrhaftigkeit Düringers zweifelten. Auch die psychologische Wahrscheinlichkeit spricht für ihn. Das Ermächtigungsgesetz ist den Luther, Jarres, Emminger zu Kopf gestiegen, sie fühlten sich damals schon als Direktorium. Emminger baute die Gerechtigkeit ab und Luther nahm, wie unlängst in Entscheidungen des Kammergerichtes festgestellt wurde, in Prozessen gegen den Fiskus einfach die Akten ab. Wer noch am Rechte hing, statt am Minister, galt schon als Landesverräter. Nie ist die deutsche Justiz tiefer erniedrigt worden als in diesen Wochen des aufdämmernden Direktoriums.

Zum 60. Geburtstag des Dichters Hermann Stehr ist hier eine Klage und Frage der „Deutschen Zeitung“ zitiert worden, warum denn die Feier dieses Seelenergründers den Juden überlassen worden sei. Unsere Bemerkungen zu diesem typischen Fall geben dem „Gewissen“ des Dr. Stadtler Anlaß zu einigen Gegenfragen. Die wichtigste: „Warum stellt das Tage-Buch nicht die Frage: Wie sähe unsere politische Welt ohne das jüdische Element aus? Aber das Tage-Buch hütet sich.“ Nein, es hütet sich nicht. Es nimmt die Frage des „Gewissens“ auf und beantwortet sie. Wie die politische Welt Deutschlands ohne Juden aussähe? So wie sie heute ist! Es gibt nämlich keine Juden in der deutschen Politik. Das lehrt ein Blick auf die Parteien. Daß unter den Deutschvölkischen kein Jude mitratet und tatet, braucht nicht bewiesen zu werden. Die klägliche Verranntheit der Richtungen, in der jede Jungmannschaft ihre Extrawurst, ihre Sondertaktik, ihre „Patentlösung“ hat, würde von verantwortlichen Juden nicht mitgemacht werden. Der alte Scherz, die antisemitische Bewegung würde erst gefestigt und gestaltet werden, wenn Juden sie in die Hand nähmen, wird durch dies völkische Durcheinander bestätigt. Auch in der konservativen Partei wirkt kein Jude mit. Daher die absolute außenpolitische Sterilität der Hergt- und Westarp-Leute. Wo ist in der Deutschen Volkspartei ein führender Jude zu finden? Ja, auch nur ein geheim wirkender! Wieviel Dummheiten wären dem Politiker Stinnes erspart geblieben, wenn er einen besonnenen Hausjuden hätte. Was wäre aus der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ geworden, wenn nicht Herr Lensch sie taumelnd führte? Die Demokraten? Ist Herr Geßler, der die Partei dem General Seeckt geopfert hat, ein Jude? War es Petersen? Oder ist es Koch? Erkelenz oder Oeser? Die

Partei wäre nicht so schwammig, wenn die Angst, als verjudet zu gelten, sie nicht beherrschte. Auch die Sozialdemokratie, von Scheidemann bis Crispien, von Severing bis zu Adolf Hoffmann, wird nicht von Juden geführt. Nicht zu reden von der Gewerkschaftsbewegung, die in ihren Spitzen ganz judenrein ist. Ja selbst die Kommunisten sind, seit Paul Levi hinausgedrängt wurde und Radeks Einfluß gebrochen ist, ohne jüdische Führer. Koenen, Thalheimer, Brandler — ihr taktisches Geschick, wie ihre theoretische Begabung ist nicht jüdisch. Seit Walther Rathenau von Gymnasiasten abgekillt wurde, hat kein denkender Jude das Bedürfnis, Hirn und Herz hinzugeben, um von ein paar dummen Jungen im Namen der Nation verurteilt zu werden. Das „Gewissen" meint: „Juden vermitteln — Juden vermitteln Geld. Juden vermitteln Ware. Juden vermitteln Geist." Es ist müßig, über diese Formulierung zu streiten. Am Ende hat ein Volk, aus dem das alte Testament, die Psalmen, Spinoza, Heine und Marx erwuchsen, mehr als Vermittlungstalente bewiesen. Aber, gesetzt, die These wäre wahr. Gerade die Politik des 20. Jahrhunderts braucht Mittler. Immer vergessen die nationalistischen Denker, daß wir nicht mehr im achtzehnten Jahrhundert leben, als die nationalen Reiche noch abgeschlossene Gebilde waren. Heute vermitteln Eisenbahnen und Dampfschiffe, Flugzeuge und Telegraphendrähte. Nie war die Welt vermittlungsbedürftiger. Eine Nation, die ohne Mittler auskommen will, schließt sich von den geistigen und wirtschaftlichen Kommunikationen der Welt aus. Hätten die Deutschen nur von diesen Mittlertalenten der Juden Gebrauch gemacht, nie wäre der Frieden von Versailles über sie hereingebrochen! Ohne Mittler gibt es keine äußere, keine innere Politik. „Die Juden haben Witterung", sagt das „Gewissen' beinahe zürnend. Nun ja, dieser erträgliche Vorwurf ist den Führern der deutschen Politik seit Wilhelm II. Regierungsantritt noch nie gemacht worden.

---

Nietzsche bemerkt einmal, der Satz, ein Prophet gelte nichts im eigenen Lande, sei falsch; „das Umgekehrte" sei die Wahrheit, — was wohl nur heißen soll, daß niemand in der Fremde zu Ruhm gelangt, dem nicht vor allem bei sich zu Hause Ruhm bereitet wurde. So hat das große Werk des Herrn Oswald Spengler mit dem kraß-katastrophalen Titel („Der Untergang des Abendlandes") die Ruhmeszensur des eigenen Landes passiert; es hat Weltpopularität erlangt auf Grund des außerordentlichen Erfolges, der ihm in Deutschland zuteil wurde, eines Erfolges, der um so höher zu veranschlagen ist, als es sich nicht um eine sogenannte unterhaltende Produktion, einen Roman im üblichen Sinne des Wortes handelt, sondern um ein profundes philosophisches Werk, mit dem erschreckend gelehrten Untertitel: „Versuch einer Morphologie der Weltgeschichte." Und so mag man, alles geistigen Widerstandes ungeachtet, sogar mit nationaler Genugtuung auf einen Erfolg blicken, dessen Voraussetzungen vielleicht heute nirgends sonst in einem Grade gegeben sind wie bei uns.

Wir sind ein aufgewühltes Volk; die Katastrophen, die über uns hingegangen, der Krieg, der nie für möglich gehaltene Umsturz eines Staatssystems, das aere perennius schien, ferner wirtschaftlich-gesellschaftliche Umschichtungen radikalster Art, kurzum das stürmischste Erleben haben den nationalen Geist in einen Zustand der Anstrengung versetzt, wie er ihm lange nicht mehr bekannt gewesen. Die allgemeine geistige Weltsituation erhöht diese Spannung. Alles ist in Fluß gekommen. Die Naturwissenschaften, denen um die Jahrhundertwende scheinbar nichts zu tun übrig blieb, als das Errungene zu sichern und auszubauen, stehen an allen Punkten in den Anfängen eines Neuen, dessen revolutionäre Phantastik es dem Forscher mag schwer fallen lassen, kaltes Blut zu bewahren und eine populäre Erschütterung weit in die Laienwelt hinausträgt. Die Künste liegen in voller Krise, die zuweilen zum Tode zu führen droht, zuweilen die Möglichkeit neuer Formgeburten ahnen läßt. Die Probleme fließen inananader; man kann sie nicht gesondert halten, kann nicht etwa als Politiker existieren, ohne von geistigen Dingen etwas zu wissen, oder als Aesthet, als „reiner Künstler", indem man sich um soziale Gewissenssorgen den Teufel etwas kümmert. Die Frage des Menschen selbst, von der alle anderen nur Abwandlungen und Facettierungen sind, stand niemals drohender, fordernder vor den Augen des ernstlich Lebenden; und was wunder, wenn sie bei den heimgesuchten, den niedergeworfenen Völkern, denen das Bewußtsein einer Zeit- und Weltwende unmittelbarer sich aufdrängt, die Gewissen am schwersten belastet, zur Denktätigkeit am schärfsten anhielte? Es wird seit Ausbruch des Krieges viel gedacht, viel diskutiert, auf eine fast russisch uferlose Art dis-

kutiert in Deutschland; und wenn jener Staatsmann recht hatte, der erklärte: Demokratie, das sei Diskussion, so sind wir heute in der Tat eine Demokratie.

Man liest gierig. Und nicht zu seiner Zerstreuung und Betäubung tut man es, sondern um der Wahrheit willen und um sich geistig zu wappnen. Deutlich tritt die im engeren Sinne „schöne“ Literatur im öffentlichen Interesse zurück hinter die kritisch-philosophische, den geistigen Versuch. Richtiger gesagt: eine Verschmelzung der kritischen und dichterischen Sphäre, inauguriert schon durch unsere Romantiker, mächtig gefördert durch das Phänomen von Nietzsches Erkenntnislyrik, hat sich weitgehend vollzogen: ein Prozeß, der die Grenze von Wissenschaft und Kunst verwischt, den Gedanken erlebnishaft durchblutet, die Gestalt vergeistigt und einen Buchtypus zeitigt, der heute bei uns, wenn ich nicht irre, der herrschende ist, und den man den „intellektuellen Roman“ nennen könnte. Zu ihm gehören Werke wie das „Reisetagebuch eines Philosophen“ vom Grafen Hermann Keyserling, das schöne Nietzsche-Buch von Ernst Bertram und der monumentale „Goethe“ des George-Propheten Gundolf. Unbedingt, schon kraft seines literarischen Glanzes und der intuitiv-rhapsodischen Art seiner Kulturschilderungen, gehört auch Spenglers „Untergang“ dazu, dessen Wirkung bei weitem die sensationellste war, und dem freilich noch jene „Welle von historischem Pessimismus“ zu Hilfe kam, die, nach einem Wort Benedetto Croces, heute über Deutschland dahingeht.

Spengler leugnet, Pessimist zu sein. Einen Optimisten wird er sich noch weniger nennen wollen. Er ist Fatalist. Aber sein Fatalismus, resümiert in dem Satze: „Wir müssen das Notwendige wollen oder nichts“, ist weit entfernt, tragisch-heroischen Charakter zu tragen, den dionysischen, in welchem Nietzsche den Gegensatz von Pessimismus und Optimismus aufhob. Er trägt vielmehr den einer boshaften Apodiktizität und einer Zukunftsfeindlichkeit, die sich in wissenschaftliche Unerbittlichkeit vermummt. Er ist nicht amor fati. Mit „amor“ gerade hat er am allerwenigsten zu tun, — und das ist das Abstoßende daran. Nicht Pessimismus oder Optimismus ist die Frage: Man kann sehr dunkel denken vom Schicksal des Menschen, der vielleicht zum Leide auf ewig verurteilt oder berufen ist; man kann, wenn vom „Glück“, vom angeblich irgendwann einmal bevorstehenden „Glücke“ die Rede ist, sich in tiefste Skepsis hüllen, — ohne darum der oberlehrerhaften Sympathielosigkeit des Spenglerschen Fatalismus den mindesten Geschmack abzugewinnen. Pessimismus ist nicht Lieblosigkeit. Er bedeutet nicht notwendig ein froschkalt-„wissenschaftliches“ Verfügen über die Entwicklung und eine feindselige Nichtachtung solcher Imponderabilien, wie des Menschen Geist und Wille sie darstellen, indem sie der Entwicklung denn doch vielleicht ein der berechneten Wissenschaft unzugäng-

liches Element von Irrationalität beimischen. Solche Anmaßung aber und solche Nichtachtung des Menschlichen sind Spenglers Teil. Wäre er zynisch wie ein Teufel! Aber er ist nur — fatal. Und er tut nicht wohl daran, Goethe, Syhopenhauer und Nietzsche zu Vorläufern seines hyänenhaften Prophetentums zu ernennen. Das waren Menschen. Er jedoch ist nur ein Defaitist der Humanität. Ich spreche wie zu Leuten, die den „Untergang des Abendlandes“ gelesen haben. Ich tue es im Vertrauen auf jenen Weltruhm, den das Werk dank großer Eigenschaften, die niemand ihm abstreitet, sich erworben hat. Seine Lehre, für alle Fälle kurz zusammengefaßt, ist diese: Die Geschichte besteht in dem Lebenslauf vegetativer und strukturgleicher Organismen von individueller Physiognomie und begrenzter Lebensdauer, die man „Kulturen“ nennt. Es sind bisher acht an der Zahl: die ägyptische, indische, babylonische, chinesische, antike, arabische, die abendländsiche (unsere eigene) und die Kultur der Maya-Völker Zentral-Amerikas. Obwohl aber „gleich“ nach ihrer allgemeinen Struktur und ihrem allgemeinen Schicksal, sind die Kulturen streng in sich geschlossene Lebewesen, unverbrüchlich gebunden eine jede an die ihr eigenen Stilgesetze des Denkens, Schauens, Empfindens, Erlebens, und eine versteht nicht ein Wort von dem, was die andere sagt und meint. Nur Herr Spengler versteht sie samt und sonders und weiß von einer jeden zu sagen und zu singen, daß es eine Lust ist. Im übrigen, wie gesagt, herrscht tiefe Verständnislosigkeit. Lächerlich, von einem Zusammenhange des Lebens, von letzter geistiger Einheit, von jenem Menschentum zu reden, das, nach Novalis, der höhere Sinn unseres Planeten, der Stern ist, der dieses Glied mit der oberen Welt verbindet, das Auge, das er gen Himmel hebt. Umsonst, sich zu erinnern, daß ein einziges Werk der Liebe, wie Mahlers „Lied von der Erde“, welches altchinesische Lyrik mit der entwickeltsten Tonkunst des Abendlandes zu organischer menschlicher Einheit verschmilzt, die ganze Theorie von der radikalen Fremdheit, die zwischen den Kulturen herrscht, über den Haufen wirft. Da es keine Menschheit gibt, gibt es nach Spengler auch nicht etwa die Mathematik, die Malerei, die Physik, sondern es gibt ebensoviel Mathematiken, Malereien und Physiken, wie es Kulturen gibt, und es sind völlig wesensverschiedene Dinge, eine babylonische Sprachenverwirrung; nur wiederum Herr Spengler ist mit der Intuition begnadet, sie alle zu verstehen. Jede Kultur, sagt er, durchläuft die Lebensalter des Einzelmenschen. Geboren aus einer mütterlichen Landschaft, erblüht sie, reift, welkt und stirbt. Sie stirbt, nachdem sie sich charaktervoll ausgelebt, alle pittoresken Ausdrucksmöglichkeiten ihres Wesens, als da sind: Nationen, Religionen, Literaturen, Künste, Wissenschaften und Staatsformen erschöpft hat. Das Greisenalter jeder Kultur, das den Uebergang zum Nichts, zum Erstarrungstode der Geschichtslosigkeit, bildet, nennen wir „Zivilisation“. Da aber jedes Altersstadium einer Kultur bei allen übrigen nachzuweisen ist, so ergibt sich er-

stens ein neuer und amüsanter Begriff der „Gleichzeitigkeit"; zweitens aber für den Wissenden die astronomische Sicherheit dessen, was kommt. Was zum Beispiel für unsere eigene Kultur, die abendländische, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts ins Greisenstadium der Zivilisation getreten ist, und deren nächste Zukunft mit dem Jahrhundert der römischen Soldatenkaiser „gleichzeitig" sein wird, im Kommen begriffen ist, das steht fest. Es steht astronomisch-biologisch-morphologisch fest. Es steht schauderhaft fest. Und wenn es etwas noch Schauderhafteres gibt als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's, ohne ein Glied dagegen zu rühren, trägt.

Dies zu tun, ermahnt uns der eiserne Gelehrte. Man muß das Notwendige wollen oder nichts, sagt er — und merkt nicht, daß das gar keine Alternative ist, und daß der Mensch, indem er nur das will, was die unerbittliche Wissenschaft für das Notwendige erklärt, einfach aufhört zu wollen, — was nicht eben sehr menschlich ist. Das Notwendige also, was ist es? Es ist der Untergang des Abendlandes, dies Schreckensplakat, — der Untergang nicht gerade sans phrase, nicht im physischen Sinne, obgleich auch viel physischer Untergang damit verbunden sein wird, sondern des Abendlandes Untergang als Kultur. Auch ein China existiert ja noch, und viele Millionen Chinesen leben, aber die chinesische Kultur ist tot. Nicht anders steht es mit derjenigen Aegyptens, das seit der Römerzeit nicht mehr von Aegyptern, einem National-, einem Kulturvolk bewohnt ist, sondern von Fellachen. Das Fellachentum ist nach Spengler Endzustand jedes Volkslebens. Ein Volk tritt, wenn seine Kultur sich ausgelebt hat, ins Fellachentum über und wird wieder schichtslos, wie es als Urvolk war. Das geistig-politisch-wirtschaftliche Instrument aber, das diesen Zustand herbeiführt, ist die Zivilisation, der Geist der Stadt: denn sie führt den Begriff des vierten Standes, die Masse, herauf, und die Masse, die nicht mehr Volk ist, das Nomadentum der Weltstädte, das ist die Formlosigkeit, das Ende, das Nichts. Für das Abendland, wie für jede Kultur, fällt das Heraufkommen formloser, traditionsloser Gewalten (Napoleon) mit dem Beginn der Zivilisation zusammen. Der Napoleonismus aber geht in Cäsarismus über, die parlamentarische Demokratie in die Diktatur einzelner Macht- und Rassemenschen, skrupelloser Wirtschafts-Konquistadoren vom Typus eines Cecil Rhodes. Die Entwicklungsstufe des Cäsarismus ist in sämtlichen verfallenden Kulturen nachzuweisen und währt gut zwei Jahrhunderte. Bei den Chinesen heißt sie die „Zeit der kämpfenden Staaten". Sie ist die unserige. Mit dem Anfang des 20. Jahrhunderts hat die private Machtpolitik die immerhin von abstrakten Idealen bestimmte parlamentarische Parteipolitik abgelöst. Die persönliche Gewalt, der große Einzelne herrscht über entnervte Fellachenmassen, die er als Schlachtvieh traktiert. Ein Cäsar kann und wird wiederkommen, ein Goethe niemals, und läppische Romantik wäre es, heute noch Dingen der Kultur, der Kunst, der Dichtung und Bildung eine irgend-

wie ernstliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das kommt Fellachenvölkern nicht zu. Unser literarisches Leben zum Beispiel hat nichts zu bedeuten, als den gänzlich gleichgültigen Kampf zwischen intellektualistisch durchzivilisierter Großstadtkunst und idyllisch - rückständiger Heimatkunst. Wer sich auf das Schicksal versteht, kümmert sich den Teufel um solche Quisquilien, sondern hält sich an das, was einzig Zukunft ist und hat, an den Mechanismus, die Technik, die Wirtschaft und allenfalls noch die Politik. Lächerlichkeit über die, die eines guten Willens sind und sich schmeicheln, Güte, Geist und Wille zu würdiger Menschenordnung gehörten auch zum Schicksal und könnten auf den Gang der Welt einen korrigierenden Einfluß nehmen. Was kommt, steht fest: Kolossalkriege der Cäsaren um Macht und Beute, Ströme Blutes und, was die Fellachenvölker betrifft, Schweigen und Dulden. Der Mensch, ins Zoologische, Kosmisch-Geschichtslose zurückgesunken, lebt als Bauer mit der mütterlichen Scholle verbunden oder kümmert stumpf in den Ruinen der ehemaligen Weltstädte hin. Als Narkotikum erzeugt seine arme Seele die sogenannte „zweite Religiosität“, ein Surrogat der ersten kulturvoll-schöpferischen, ohnmächtig und eben vermögend, ihm sein Leiden in Ergebung tragen zu helfen.

Der Mann dieses erquicklichen Ausblickes ist eine eigentümlich vexatorische Erscheinung. Seine Lehre, kalt-wissenschaftlich, affektlos, erhaben über alle menschlichen Parteiungen, eisern deterministisch, reine Erkenntnis, wie es scheint, bekundet durch sich selbst dennoch einen Willen, eine Weltanschauung, Sympathie und Antipathie; sie ist im Grunde nicht affektlos, denn sie ist heimlich konservativ. Man stellt eine solche Lehre nicht auf, man ordnet die Dinge nicht so, identifiziert nicht in dieser Weise Geschichte und Kultur, stellt nicht mit dieser Schärfe Form gegen Geist, ohne ein Konservativer zu sein, ohne in seinem Herzen Form und Kultur zu bejahen und die zivilisatorische Zersetzung zu verabscheuen. Die Kompliziertheit und Perversität des Spenglerschen Falles besteht nun darin, oder scheint darin zu bestehen, daß er trotz dieses heimlichen Herzenskonservativismus nicht die Kultur bejaht, nicht für „Erhaltung“ kämpft, nicht mit Tod und Verwesung nur pädagogisch droht, um sie hintanzuhalten, sondern die „Zivilisation“ bejaht, sie mit fatalistischer Wut in seinen Willen aufnimmt, ihr gegen die Kultur eisern-höhnisch recht gibt, denn die Zukunft gehöre ihr, und alles Kulturhafte entbehre jeder Lebensaussicht. Eine so grausame Selbstüberwindung und Selbstverneinung scheint der kalt-heroische Denker sich zuzumuten. Ein heimlicher Konservativer, scheint er, der Kulturmensch, verdrehterweise die Zivilisation zu bejahen; allein, das ist nur der Anschein eines Anscheines, eine doppelte Veration, denn er bejaht sie wirklich, — nicht nur mit seinem Wort, dem etwa sein Wesen widerstrebte, sondern auch mit seinem Wesen!

Was er verneint, indem er es prophezeit, er stellt es dar, er ist es selbst, — die Zivilisation. Alles, was zu ihr gehört, was ihr Ingrediens ist: Intellektualismus, Rationalismus, Relativismus, Kult der Kausalität, des „Naturgesetzes", — seine Lehre ist damit durchtränkt, sie besteht daraus, und gegen ihren bleiernen Geschichtsmaterialismus ist derjenige eines Marx nur idealistische Himmelsbläue. Sie ist nichts als Neunzehntes Jahrhundert, völlig vieux jeu, bourgeois durch und durch; und indem sie die „Zivilisation" als das Kommende apokalyptisch an die Wand malt, ist sie selber ihr Ausklang und Grabgesang.

Ihr Autor entlehnt von Goethe den Begriff der Morphologie; aber in seinen Händen wird diese Idee etwa zu dem, was in denen Darwins die ebenfalls Goethesche Idee der Entwicklung wurde. Er hat von Nietzsche schreiben gelernt, ihm die verhängnishaften Akzente abgeguckt; aber vom Wesen dieses wirklich strengen und liebenden Geistes, Inaugurators eines unsäglich Neuen, hat seine lieblose und falsche Strenge nicht einen Hauch verspürt. Er ist geistfeindlich — nicht im Sinne der Kultur, sondern in dem der materialistischen Zivilisation, deren Reich das Gestern und nicht das Morgen ist. Er ist ihr echter Sohn, ihr letztes Talent, und prophezeit sie dabei mit pessimistischer Unerbittlichkeit, indem er zu verstehen gibt, daß er heimlich ein konservativer Kulturmensch sei.

Mit einem Wort, er ist ein S n o b — und erweist sich als solcher auch in seinem Attachement an die Natur, das Naturgesetz, seine Verhöhnung des Geistes. „Sollten die unabänderlichen Gesetze der Natur nicht Täuschung, nicht höchst unnatürlich sein?" fragt Novalis. „Alles geht nach Gesetzen, und nichts geht nach Gesetzen. Ein Gesetz ist ein einfaches, leicht zu übersehendes Verhältnis. Aus Bequemlichkeit suchen wir nach Gesetzen." Aus wissenschaftlicher Bequemlichkeit und herrisch-apodiktischer Lieblosigkeit, jawohl! Und auch aus jener Selbstgefälligkeit, welche, lüstern nach Verrat, für die Natur gegen den Geist und den Menschen überheblich Partei nimmt, diesem im Namen jener süffisante Unerbittlichkeiten sagt und sich wunder wie ehern und vornehm dabei dünkt. Aber das Problem der Vornehmheit, allerdings beschlossen in dem Gegensatz zwischen Natur und Geist, ist nicht gelöst durch solche Ueberläuferei, und um die Natur gegen den Geist vertreten zu dürfen, wie Spengler es tut, müßte man vom echten Adel der Natur sein, gleich Goethe, der sie gegen den Geistesadligen Schiller vertrat, — sonst ist man das, als was ich den talentvollen Verfasser des Unterganges soeben kennzeichnete, nämlich ein Snob, und man gehört zur großen Zahl der modernen Figuren, die unangenehmerweise lehren, was ihnen nicht zukommt.

Um die Fehler zu überwinden, aus denen der Friede von Versailles zurechtgemacht worden ist, muß immer wieder von vorne angefangen werden. Als die Völkerbundssatzung in die Friedensbedingungen aufgenommen wurde, da knüpfte man an diese neue politische Erfindung mindestens so große Hoffnungen, wie sie jetzt die englische Regierung für ihre Absicht hegt, den Versailler Völkerbund zu reformieren. Die Gedanken, von denen sie dabei ausgeht, sind nicht gerade neu. Aber vielleicht sind sie eben deshalb gut. Denn wenn je, dann ist in bezug auf die Friedensbedingungen von 1918 der Schluß erlaubt, daß alles, was nicht verwirklicht worden ist, besser gewesen wäre, als die Wirklichkeit, unter der das europäische Festland seit fünf Jahren stöhnt.

Auch Deutschland fängt wieder einmal von vorne an. Als die Friedensbedingungen unserer Delegation in Versailles bekannt wurden, da war die erste Note, mit der sie auf diesen Schrecken antwortete, die Ueberreichung eines deutschen Völkerbundsprogrammes, zu dem sich die „Realpolitiker" von heute vielleicht nicht mehr bekennen würden, das aber damals die völkerbundsfreundliche und friedenswillige Gesinnung der deutschen Regierung beweisen konnte. In dieser Note stellte die deutsche Delegation die Anfrage, „ob und gegebenenfalls unter welchen Umständen eine Einladung Deutschlands" zum Eintritt in den Völkerbund beabsichtigt sei. Clemenceau als Präsident der Friedenskonferenz antwortete darauf, daß die Frage der Zulassung neuer Mitglieder in den Völkerbund ausdrücklich im zweiten Absatz des ersten Artikels der Satzung geregelt sei. Diesen Hinweis könnte auch der heutige deutsche Außenminister vertragen, der zur Frage des Völkerbundes und der deutschen Mitgliedschaft darin eine Erklärung abgegeben hat nach dem beliebten Prinzip: „wasch mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß." Auch er hat wieder erklärt, daß Deutschland noch nicht zum Eintritt eingeladen worden sei, obwohl weder die Bestimmungen der Satzung noch die bisherigen Gepflogenheiten des Völkerbundes ihn dazu berechtigen, eine solche Einladung zu erwarten. Und vor allem hat er sich wieder des alten Schlagworts von der Gleichberechtigung bedient, das in diesem Falle gar nichts bedeutet weil es im Völkerbund bedauerlicherweise von Anfang an ungleichberechtigte Mitglieder gegeben hat. Immerhin könnte man meinen, Deutschland schlüge sich verständigerweise auf die Seite der Mehrheit und suche zuerst einmal wenigstens die Gleichberechtigung mit all' denen, die auch im Völkerbunde minderen Rechtes sind: also mit der großen Mehrzahl der Mitglieder, die keinen ständigen Sitz im Rate haben. Statt dessen verlangt die demokratische Republik, deren hohes Ziel auch die Demokratisierung des Völkerbundes ist, zu diesem Zweck erst einmal das Vorrecht der vier Sieger im Weltkriege, einen ständigen Sitz im Rat zu haben. Dieses

Verfahren ist nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich verwandt mit den Methoden mancher Republikaner, die zum wahren sozialen und volksherrlichen Ausbau der Republik vorübergehend die Monarchie wieder einführen wollen.

Der übliche Einwand lautet: „Was sollen wir im Völkerbund, wenn wir nicht im Rate sind? Der Rat ist der wirkliche Völkerbund, die Bundesversammlung spielt keine Rolle.“ Selbst wenn dem so wäre, müßte man das taktische Ungeschick bewundern, mit dem hier Bedingungen gemacht werden, die keiner zu erfüllen Interesse hat, und Bezahlung verlangt wird, wo gar nichts geboten werden kann. Deutschland hat von Jahr zu Jahr darauf gewartet, daß der Völkerbund es dringend genug brauchen würde, um es für seinen Eintritt hoch zu belohnen. Es gab Zeiten, in denen diese Politik vom rein kaufmännischen Standpunkt aus richtig war — obschon auch dann noch zu bemerken bleibt, daß weder Händler noch Helden mit ihren Mitteln allein Politik treiben können. Aber die Chance ist verpaßt. Der Völkerbund hat sich inzwischen stabilisiert, indem er seine Grenzen erkannt und sich auf seine Möglichkeiten beschränkt hat. Besser ist er dadurch sicher nicht geworden, aber wichtiger und für manches Bedürfnis sogar nützlicher. Er hat nun immerhin ein paar Jahre gezeigt, daß es auch ohne Deutschland geht; ja er hat wichtige Aufgaben Deutschland gegenüber in die Hand genommen, ohne dafür Deutschland die Mitgliedschaft angetragen zu haben. Die Hoffnung der Neunmalklugen, er werde uns schon kommen, ist so in recht anderer Weise in Erfüllung gegangen, als sie gehegt worden sein mag. Die Sehnsucht nach dem ständigen Sitz im Rate war so groß, daß darüber nicht nur der nichtständige Sitz verloren gegangen ist, auf den Deutschland vor dem Ruhrkonflikt völlig sicher hätte rechnen können, sondern daß sogar die Möglichkeit unbenutzt geblieben ist, sich an den Sitzungen des Völkerbundsrates zu beteiligen, wo eine deutsche Frage zur Debatte stand — wie das im fünften Absatz des vierten Satzungsartikels ausdrücklich vorgesehen ist. Wie wichtig dieses Recht für Deutschland beispielsweise bei der Lösung der oberschlesischen Frage gewesen wäre, ergibt sich am besten daraus, daß Polen damals auf dieses Recht freiwillig verzichtet hat — aus lauter Angst, Deutschland könne vielleicht versuchen, auch Mitglied zu werden, um dann dieses Recht für sich in Anspruch zu nehmen.

Es ist eine der innerpolitisch zu begreifenden außenpolitischen Unbegreiflichkeiten der Regierung Wirth, daß sie die Erfüllungspolitik nicht bis zum Eintritt Deutschlands in den Völkerbund durchgeführt und ihr damit nationale und internationale Stetigkeit gegeben hat. Aus Sünden lernt man aber in Deutschland jetzt ebensowenig wie aus Tugenden: immer noch wird die Außenpolitik unter innerpolitischen Gesichtspunkten betrieben. Vielleicht ist der Außenminister wirklich gläubig genug, sich zur Rückscht auf eine öffentliche Meinung verpflichtet zu fühlen, die in dem Augenblick ver-

schwunden wäre, wo die Regierung sich entschlösse, eine andere zu machen. Denn hierzulande könnte wirklich mit einer Außenpolitik zugleich ihr Rückhalt im Lande geschaffen werden.

Dazu aber müßte man den Leuten begreiflich machen, daß es nur eine einzige Konstellation gibt, in der vielleicht der englisch-französische Gegensatz für Deutschland fruchtbar statt tödlich werden kann, nämlich den Völkerbund; daß jenes primitive Dilemma, ob die deutsche Zukunft neben England oder neben Frankreich gesucht werden soll, nur an einer Stelle vermieden werden kann, nämlich im Völkerbund. Es müßte eingestanden werden, daß die Weltmeinung, wenn es sie gibt, nur an einer Stelle im ganzen erreicht und beeinflußt werden kann: im Völkerbund; daß für die Möglichkeiten, die einstweilen überhaupt dem besiegten Deutschland offen stehen, die Völkerbundsversammlung wichtiger ist als der Rat; und schließlich, daß es ehrenvoller und vorteilhafter ist, vom Vertrauen der Mitglieder in diesen Rat gewählt zu werden, als sich einen Dauersitz darin durch Schmollen zu erzwingen.

Aber gerade die Fülle der Möglichkeiten, das Risiko, die Kombinationen sind es, die unsere Diplomaten scheuen, weil sie sich ihnen nicht gewachsen fühlen. Sie ziehen es vor, dem Völkerbunde gegenüber die Methoden des Ruhrkampfes anzuwenden, und glauben mit derselben — sagen wir Seligkeit an ihren Erfolg gegenüber einer Organisation von mehr als fünfzig Staaten, mit der sie der Entente gegenüber daran geglaubt haben. Die deutsche Diplomatie möchte den Völkerbund ein bißchen aushungern, weil sie nicht begreifen kann, daß sich angesichts ihrer Methoden konstruktive europäische Politik unter Umständen auch um Deutschland herum betreiben läßt. So fühlt sie sich denn ermuntert, einer großen Staatengemeinschaft, deren Schwächen und Mängel sicher niemand übersehen kann, Bedingungen zu machen, die sie keinem einzelnen Staat des Völkerbundes gegenüber zu machen wagen dürfte, ohne einfach lächerlich zu werden. Auf der Grundlage dieses weisen Verfahrens meint sie dann, sich in Einzelfällen des Völkerbundes bedienen zu können. Auch das böse Problem der Kontrollkommission ließe sich vielleicht durch Völkerbundspolitik entgiften — aber nicht wenn man selber dem Völkerbunde gegenüber im Grunde giftig bleibt.

Die „neue Diplomatie“ hat der Völkerbund nicht geschaffen. Im Gegenteil, Offenheit und Oeffentlichkeit sind den Auswärtigen Aemtern aller Länder fast gleich ferne geblieben. Ein kompliziertes System von Bündnissen soll das durch die Friedensverträge endgültig zerstörte, unbestreitbar einmal kunstvoll angelegte Gebäude des europäischen Gleichgewichts wieder herstellen. Bündnisfähigkeit ist für jeden Staat das erste Erfordernis außenpolitischer Erfolge. Trotz Völkerbund wird es einstweilen so bleiben. Aber es würde Zeit, daß man bei uns endlich einsähe: gerade Deutschland wird erst bündnisfähig, wenn es völkerbundsfähig geworden ist.

Prof. KARL ZIMMER
Direktor der zoolog.
Sammlungen/München

# DAS PHÄNOMEN WILLI SCHNEIDER

Die Zeitungen sind voll von Enthüllungen über das enthüllte Medium Rudi Schneider in Wien und über einen ungarischen Schwindler. Es liegt im Wesen des Journalismus, Phänomene durch das Wort „Schwindel“ zu erklären, das ist ja die kürzeste Erledigung, es liegt im Wesen der medialen Phänomene, daß sie von Spitzbuben imitiert werden. Wer die gewissenhafte Prüfungsarbeit auf diesem Gebiete kennen lernen will, der greife nach Schrenck-Notzings neuem Buch „Experimente der Fernbewegung“ (Union, Deutsche Verlagsanstalt 1924). Hier findet man fast ein halbes Hundert Berichte über die Versuche mit Willi Schneider, die im psychologischen Institut der Universität München veranstaltet wurden. Skeptiker und Gläubige, Belletristen und Naturforscher sind bei diesen Sitzungen gewesen. Der Leipziger Philosoph Hans Driesch, der Münchener Mathematiker v. Lindemann, der Jurist v. Calker, der Professor der Physik Ernst Pauli, der schwedische Psychologe Professor Alruz, aber auch Thomas Mann Gustav Meyrink und ein „Entlarver“ Graf Karl Klinckowstroem und viele andere haben diesen Sitzungen beigewohnt, ohne für die Phänomene eine zureichende Erklärung gefunden zu haben. Wir drucken hier das Gutachten des Münchener Professors der Zoologie Dr. Karl Zimmer ab, eines Mannes, der nicht ohne Skepsis zu beobachten versteht:

Als um die Jahrhundertwende die Gesellschaft für psychische Forschung in Breslau gegründet wurde, trat ich ihr als eifriges Mitglied bei, in der Hoffnung, durch sie bald auf Grund eigener Erfahrung mir ein Urteil bilden zu können über die Realität oder Nichtrealität der okkulten Erscheinungen. Vier arbeitsreiche Jahre eingehender Beschäftigung und fleißigen Studiums brachten nicht das geringste Positive und bewirkten eine große Enttäuschung und das Auseinanderbröckeln der Gesellschaft. Dieser Umstand und starke Belastung mit Berufsarbeit führten meinen Weg jahrelang vom Okkultismus ab. Als ich 1912 nach München übersiedelte, flammte das nie erloschene Interesse von neuem auf, genährt durch die Hoffnung, hier, in der Hochburg okkulter Forschung, Anschluß und besseren Erfolg zu gewinnen. Der Krieg schob die Verwirklichung hinaus. Als aber 1920 die Metapsychische Gesellschaft gegründet wurde, trat ich ihr bei und gewann dadurch Fühlung mit Herrn Freiherrn v. Schrenck-Notzing, dessen Liebenswürdigkeit es mir ermöglichte, an den Sitzungen mit dem Medium Willi S. teilzunehmen. Schon die ersten Sitzungen brachten mir die lang ersehnte Sicherheit des eigenen Urteiles, das jetzt, wo ich 32 Sitzungen, darunter 28 positive, hinter mir habe, immerhin auf recht guter Grund-

lage steht. In den folgenden Zeilen will ich die Eindrücke schildern, die ich von den Leistungen und durch die Leistungen des Mediums bekommen habe.

### Betrug oder echte Phänomene?

Die erste Frage und heute immer noch die Hauptfrage für die weitesten Kreise, die nicht in der glücklichen Lage waren, sich aus eigener Anschauung ein Urteil bilden zu können, ist die: Sind die behaupteten Erscheinungen echt, d. h. kommen sie zustande nach Gesetzen, die nicht mit den allgemein anerkannten Naturgesetzen übereinstimmen? Diese Frage muß ich mit einem ganz entschiedenen, durch keine Zweifel mehr getrübten „Ja" beantworten.

Ein Betrug des Mediums, sei er bewußt oder durch den Trancezustand entschuldbar, unbewußt, scheidet völlig aus: Wenn ich zunächst erkläre, daß Willi durchaus den Eindruck eines ehrlichen Menschen macht, so will das wenig sagen. Denn gerade die größten und gewiegtesten Betrüger aller Zeiten haben den Eindruck der ehrlichsten Menschen gemacht. Bei einem so lange durchgeführten Betruge würde man aber doch gelegentlich einmal eine verdächtige Bewegung, einen Betrugsversuch gemerkt haben. Nie ist dies geschehen. Wohl hat Willi einmal, als ich die Kontrolle ausübte, also neben ihm saß, mich angeblasen, als ich von dem „kalten Hauch" sprach, wohl hat er einmal meinen Stuhl mit seinem Fuße näher gezogen. Aber das geschah in einer so naiven und offenkundigen Weise, daß man nicht von einem Betrugsversuch sprechen kann. Ein Betrüger hätte niemals so gehandelt, denn er müßte sich sagen, daß sein Vorgehen selbst einem wenig kritischen Beobachter offenkundig wäre, und daß es auch im übrigen Verdacht erwecken müßte. Gerade das Gegenteil von Betrugsversuchen ist der Fall; Willi entzieht sich nie irgendwelcher Kontrolle, im Gegenteil, er fordert sie oder fordert ihre Verschärfung, wenn sie ihm unzureichend erscheint. Ist einer der Teilnehmer über die Kontrolle im unklaren, so fordert er Licht, damit sich jeder über die Art unterrichten kann.

Die Art der Kontrolle, das Festhalten der Hände und Füße des Mediums erscheint mir in gleicher Weise einfach wie sicher, Gewissenhaftigkeit des Kontrollierenden vorausgesetzt. Das Vertrauen auf die Kontrolle steht und fällt gleichzeitig mit dem Vertrauen auf den Kontrollierenden. Nun habe ich aber selbst eine Reihe von Phänomenen beobachtet, als ich selber die Kontrolle in einer für mich überzeugenden Weise ausübte, und ich brauche deshalb nicht anzunehmen, daß die gleichen Phänomenen dann, wenn ein andrer kontrollierte, auf eine andere Weise zustandegekommen seien als bei meiner Kontrolle. Durch die im Laufe der Experimente eingeführte und ausgebaute Anwendung von Leuchtnadeln und

Leuchtstreifen an der Sitzungskleidung des Mediums ist weiterhin jedem einzelnen Teilnehmer eine gewisse Kontrolle möglich. Oft habe ich ausdrücklich und voll bewußt beim Eintreten von Phänomenen nicht diese beobachtet, sondern meine Aufmerksamkeit auf die Leuchteinrichtungen konzentriert und niemals dabei eine verdächtige Bewegung beobachtet.

Nun wird häufig eingewandt: „Taschenspielerei! Was kann ein geschickter Taschenspieler leisten, ohne daß der Zuschauer sich zu erklären vermag, wie es geschieht, und trotzdem wird niemand bezweifeln, daß alles natürlich zugeht!“ Dieser Einwand zeugt von einer geringen Kenntnis der Taschenspielerei. Ich habe mich selbst viel mit dieser Kunst beschäftigt, vermag selber eine ganze Reihe von Kunststückchen — von einfachen Kartenspielereien angefangen bis zum Bauchreden — auszuführen; jahrelang habe ich keine Vorstellung von Zauberkünstlern versäumt, der ich beiwohnen konnte, und habe dabei niemals etwas gesehen, was ich mir nicht hätte erklären können. Durch diese lange Beschäftigung mit der Frage sind alle Kunststücke der Berufstaschenspieler für mich vollkommen durchsichtig. Ich kenne die angewandten Tricks, und ich kenne vor allem die psychologischen Grundlagen. Ich weiß, wie der Taschenspieler die Aufmerksamkeit ablenkt — sein Haupttrick! Und ich weiß auch vor allem, daß er damit rechnet und rechnen kann, daß seine Zuschauer dasselbe Kunststück nur einmal oder höchstens nach längerer Pause einmal wieder sehen. Ich weiß, daß selbst ein weniger geübter und kritischer Beobachter durchschaut, wie es gemacht wird, wenn er dasselbe Stückchen mehrere Male in kurzer Pause hintereinander sieht. Die Phänomene bei Willi wiederholen sich aber in monotoner Weise immer und immer wieder. Ich weiß aus Erfahrung, daß der Taschenspielerei bestimmte, nicht einmal sehr weite Grenzen gesteckt sind, und daß die bei Willi auftretenden Phänomene außerhalb dieser Grenzen liegen.

Nun wird weiter eingewandt: „Wenn Willi nicht betrügt, dann ist es eben einer aus dem Teilnehmerkreis.“ Nun ist der Teilnehmerkreis immer anders zusammengesetzt, und die Phänomene treten immer in der gleichen monotonen Weise auf. Der einzige, der in allen Sitzungen, an denen ich teilnahm, und an allen in München unter wirklich kritischer Kontrolle vorgenommenen Sitzungen zugegen war, ist Freiherr von Schrenck Notzing. Also müßte entweder er der Betrüger sein, oder es müßten mehrere Betrüger vorhanden sein. In Braunau haben nun aber die gleichen Phänomene wie in München stattgefunden, ohne daß Schrenck-Notzing zugegen war. So bliebe also nur die zweite Möglichkeit, daß mehrere Betrüger vorhanden seien, die, teilweise ohne sich zu kennen, in der gleichen Weise, nach demselben Schema, unabhängig voneinander betrögen. Der Gedanke ist an und für sich schon absurd. Ganz abgesehen aber davon, ebensogut, wie ich die Ueberzeugung gewonnen

habe, daß Willi nicht betrügt, habe ich die gleich feste Ueberzeugung mir bilden können, daß in den Sitzungen, denen ich beigewohnt habe, keiner der Teilnehmer betrügt. Bei einer ganzen Reihe von Phänomenen war aus ihrer ganzen Art diese Möglichkeit ausgeschlossen, und vor allem war ausgeschlossen, daß ich in der ganzen Sitzungsreihe immer und immer wieder dem gleichen Betruge zum Opfer gefallen wäre. Die ganze Anordnung des Experimentes, die Phänomene, alles ist so einfach und durchsichtig, daß ein Betrugsversuch oder ein Betrug einem kritischen Beobachter binnen kurzem und auch einem weniger kritischen Beobachter nach einer Reihe von Wiederholungen nicht hätte unbemerkt bleiben können. Ganz allgemein habe ich den Eindruck bekommen:

1. Es ist leicht, bei den in Frage kommenden Phänomenen die Experimentalanordnung so zu gestalten, daß ein Teilnehmer, der eine Reihe von Sitzungen mitgemacht hat, sich ein ganz sicheres Urteil darüber zu bilden vermag, ob Betrug stattfindet oder nicht.

2. Es ist außerordentlich schwer, ja unmöglich, die Versuchsanordnung und den Bericht so zu gestalten, daß derjenige, der in seinem Urteil nur auf den Bericht angewiesen ist, die Ueberzeugung gewinnen muß, daß kein Betrug vorliegt.

Keiner der zahlreichen in der Literatur niedergelegten Berichte über Sitzungen mit Medien konnte mir eine feste Ueberzeugung bringen, trotzdem ich durchaus nicht fanatisch ablehnend der Frage gegenüberstand. Erst das eigene Erleben brachte dies zustande. So kann ich es auch niemandem übelnehmen, der ebenso denkt, wie ich gedacht habe, und kann die Skepsis begreifen. Aus diesen Gründen erscheint es mir müßig, etwa die Gründe, die mich zur Ueberzeugung brachten, bis ins kleinste auseinanderzusetzen und die Einwände, die man machen könnte, zu zerpflücken und ad absurdum zu führen. Der Zweifler würde stets noch neue Einwände finden, und selbst dem wohlwollenden Skeptiker würden meine Ausführungen nicht die absolute Sicherheit bringen. Dies liegt darin begründet, daß selbst der vollständigste Bericht über eine Sitzung nur ein sehr unvollkommenes Bild des Gesamtkomplexes der Lage und der Erscheinungen geben kann, und daß erst die Kenntnis eben dieses Gesamtkomplexes die wirkliche Sicherheit zu geben vermag.

### Hypothese der Massensuggestion

Es ist gelegentlich behauptet worden, bei okkulten Erscheinungen geschähe nichts Anormales, vielmehr ständen die Teilnehmer unter den Einwirkungen einer Massensuggestion. Zur Widerlegung dieses Einwandes hat man Photographien von okkulten Phänomenen gemacht. In den Sitzungen, die ich mit Willi mitgemacht habe, ist nicht photographiert worden. Doch tut das für mich wenig zur Sache. Zunächst halte ich die Photographie nicht für einen bindenden Beweis gegen die Massensuggestion. Sie beweist nur die

Realität des Endzustandes, gibt aber keinen Beweis für die Art, wie er zustande kommt. Die Suggestion braucht sich ja nun nicht darauf zu beziehen, daß die Teilnehmer glauben, etwas zu sehen, was tatsächlich nicht vorhanden ist. Sie kann ja auch in der Weise wirken, daß die Betroffenen etwas *nicht* sehen, einen Betrug, das Mitbringen von präparierten Gegenständen, Anbringen von Drähten oder Fäden, Freimachen der Hände des Mediums usw. Die Denkmöglichkeit einer so weitgehenden Massensuggestion vermag ich nicht zu bestreiten. Wohl aber halte ich ihre Wahrscheinlichkeit für so unendlich klein, daß ich sie mit Null einschätzen muß. Und wenn es wirklich möglich wäre, eine solche Suggestion auszuüben, durch die Personen aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen, des verschiedensten Alters und Berufes, an den verschiedensten Orten immer in der gleichen, völlig übereinstimmenden Weise beeinflußt würden, so wäre dies an und für sich schon etwas Anormales, ein „Phänomen", würdig der eingehendsten Untersuchungen. Zudem ist bisher nicht das geringste beobachtet worden, das die Möglichkeit einer so weitgehenden Suggestion nahelegte, niemals ist auch nur der geringste Beweis für ihre Möglichkeit geführt worden. Wir können daher diese Erklärung ausschalten.

### Wie kann man sich das Zustandekommen der Phänomene denken?

Wenn ich von der anormalen Natur der Phänomene überzeugt bin, so drängt sich mir die Frage auf: Welche Gedanken kann ich mir allenfalls über ihr Zustandekommen machen: Zunächst einmal: Sind „Geister" im Spiele, selbständige Intelligenzen, verschieden von der Intelligenz des Mediums oder der Teilnehmer? Nichts von alledem, was ich bei Willi gesehen habe, macht auch nur im entferntesten eine spiritistische Hypothese notwendig, die animistische reicht vollkommen aus.

Zahlreiche Experimente der letzten Zeit haben zu der Hypothese geführt, daß sehr viele der physikalischen okkulten Erscheinungen so zustande kommen, daß das Medium eine Masse aus seinem Körper hervorgehen zu lassen vermag, das Teleplasma, dieser Masse eine für einen gewollten Zweck geeignete Form und Funktionstätigkeit geben kann und das ganze Gebilde dann wie ein Organ des Körpers verwendet. Diese Hypothese reicht zur Erklärung der Erscheinungen, die ich gesehen habe, aus. Ich habe nun wiederholt in den Sitzungen eine Hand gespürt, ihre Finger in meinen Fingern gehalten, die sich in nichts von einer menschlichen Hand unterschied: Form und Größe, Lage der Gelenke, Temperatur, alles war wie bei einer menschlichen Hand. Die Haut fühlte sich wie menschliche Haut an, und an den Finger fühlte ich mit absoluter Deutlichkeit Nägel. Die Teleplasmatheorie reicht auch zur Erklärung dieser Erscheinung aus, wenn wir annehmen wollen, daß das Medium in der Lage ist, aus

dem Teleplasma supernormale Organe zu bilden, die nach Form und Funktion absolut oder hochgradig genaue Nachbildungen von normalen Organen sind. Das ist eine recht weitgehende Annahme. Ich muß es dahingestellt sein lassen, ob hier nicht eine andre, allerdings auch sehr problematische Theorie vorzuziehen ist, die des „Doppelgängers“. Danach wäre das Medium imstande, aus seinem Körper heraus ein „zweites Ich“ hervorgehen zu lassen, ganz oder teilweise, nach Anatomie und Physiologie ein hochgradig oder absolut genaues Abbild des ersten, das imstande ist, genau so zu handeln wie ein normaler Mensch. Für diese Annahme würde allenfalls eine Beobachtung bei Willi sprechen: Bei einer Sitzung fanden sich in einer hingestellten Schüssel mit Ton Fingerspuren und an der linken, der Schüssel abgewandten Hand des Mediums zeigten sich an den Fingern Tonspuren.

Oft hat man den Eindruck, als sei Willi imstande, Vorgänge und Zustände in seiner Umgebung wahrzunehmen, die nicht auf seine normalen Sinneswerkzeuge wirken konnten. Meine eigenen Beobachtungen reichen noch nicht aus, um mir hierüber ein sicheres Urteil zu bilden.

Phänomene, wie sie bei anderen Medien berichtet werden, für die die Teleplasmatheorie versagt, wie Durchdringung der Materie, Apporte und ähnliches, habe ich bei Willi nicht gesehen.

## Ausblick.

Die Phänomene des Mediumismus widersprechen vollkommen der „offiziellen“ Auffassung von der Natur, insonderheit der belebten Natur. Die Kenntnis ihrer Gesetze wird ein gutes Teil unsrer Anschauungen über den Haufen werfen. Daß das Studium der okkulten Phänomene für die Wissenschaft von der allergrößten Bedeutung ist, darüber kann gar kein Zweifel sein, und im höchsten Grade ist der ablehnende Standpunkt der offiziellen Wissenschaft zu bedauern. Er verlangsamt das Vordringen in dies Neuland der Forschung, verhindern kann er es aber nicht.

Stimmt die Teleplasmatheorie, so wird durch den Willen des Mediums oder unter seinem Willen organische Materie in andre Materie umgebaut, die auch den Eindruck organischer Materie macht und die nach Bau und Funktion geeignet ist, einen Zweck, den das Medium sich gesetzt hat, zu erfüllen. Das erinnert uns an die Lehre des Vitalismus, der die Zweckmäßigkeit in der belebten Natur durch die Annahme erklärt, daß das Psychische im Organismus imstande ist, ein Bedürfnis zu erkennen und darauf durch zweckmäßigen Umbau der Organe das Bedürfnis zu befriedigen. Werden uns die physikalischen Erscheinungen einmal Mittel an die Hand geben, experimentell die Wahrheit des Vitalismus zu prüfen?

„Habt ihr nicht gelesen, daß der im Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und Weib sein sollten und sprach, die zwei werden ein Fleisch sein?“ (Matth. 19, 4—5.) So war es im Anfang, im Testamente des Vaters; so muß es auch am Ende, im Testamente des Sohnes sein, denn der Sohn wiederholt nicht umsonst das Wort des Vaters.

So müßte es sein, ist aber in Wirklichkeit nicht so. „Habt ihr nicht gelesen?“ Wir haben es wohl gelesen, aber nicht begriffen. Gerade hier, im Geheimnisse der Zwei, wo die beiden Testamente im unbeweglichen Dogma, in der Statik, zusammenfallen, ist ihr Auseinandergehen im bewegenden Willen, in der Dynamik, besonders auffallend.

*

„Muß denn der Christ den Geschlechtsakt außerhalb der religiösen Andacht, gleichsam zum Ruhme des Satans, ausführen? . . . Nein, ich bekenne, daß ich im Augenblicke der Vereinigung mit meiner Frau geistig, mit Verstand und Herzen, vor dem Herrn stehen muß, wie ich vor Ihm stehe, wenn ich beim Gottesdienste von Seinen Altar trete“ — schreibt der Priester Ustinskij, ein frommer russischer Geistlicher, ein aufrechter Mann ohne jede Hinterlist, an Wassilij Rosanow, wohl den ersten Denker, der seit den zwei Jahrtausenden des Christentums die religiöse Frage vom Geschlecht aufgeworfen hat.

„Die Ehegatten stellen über dem Kopfende ihrer zusammengerückten Betten das Bild der Muttergottes mit einem davor brennenden ewigen Lämpchen auf. . . . Das Lämpchen wird nicht ausgelöscht, wenn die Ehegatten sich vereinigen. . . . Das heilige Antlitz sieht von oben aus nächster Nähe auf sie herab“, entwickelt Rosanow den Gedanken Ustinskijs weiter. Dieser fügt aber nicht ohne Grund hinzu: „Möge niemand meine Worte als Gotteslästerung ansehen.“ Worin sollte hier die Gotteslästerung bestehen, wenn die Ehe ein Sakrament ist und der Sohn die Worte des Vaters „die zwei werden ein Fleisch sein“ wiederholt? Im Dogma ist es wohl so, aber nicht in der Heiligkeit.

Das heilige Antlitz, das auf die Begattung herabschaut, bedeutet sogar keine Gotteslästerung, sondern eine transzendente Geschmacklosigkeit, eine Vermischung zweier Ordnungen, einen Mißton, der für das religiöse Ohr ebenso unerträglich ist, wie das Kratzen mit einem Nagel auf Glas für das physische Ohr.

„Ich muß im Augenblick der Begattung vor dem Herrn stehen.“ Ich muß es, kann es aber nicht. Mein Verstand gibt es zu, aber mein

ganzes körperliches Wesen fleht: Nicht doch! Diese beiden Feuer lassen sich nicht vereinigen, das eine muß verlöschen — entweder das Feuer des Geschlechts, oder das Feuer der Heiligkeit.

*

Der Mensch ist ein Tier, das sich schämt. Aber was ist die Scham, woher kommt sie und wozu dient sie? Das Geheimnis der Scham stellt sich gleichsam schon im Wesen des Geschlechts selbst die Frage von seiner übernatürlichen Natur, gibt ein göttliches Rätsel zu raten auf.

*

Die assyrisch-babylonische Liebesgöttin Ischtar trägt auf dem Gesicht einen Schleier mit der Inschrift: „Wer den Schleier von meinem Gesichte hebt, wird sterben". Die Scham ist der Schleier auf dem Antlitze Gottes im Geschlecht.

„Und Gott rief Adam und sprach zu ihm: Wo bist du? Und er sprach: Ich hörete deine Stimme und fürchtete mich, denn ich bin nackend." (Genesis 3, 9—10.) Aus dieser Tiefe kommt die Furcht vor der Nacktheit, die transzendente Furcht des Geschlechts, das Schamgefühl. „Und sie werden sein ein Fleisch," wurde vor dem Sündenfall gesagt; nachdem aber der Mensch gesündigt hatte, fiel auf ihn der Schleier der Scham, und dieser Schleier wird auf ihm bleiben, bis der Mensch „den neuen Himmel und die neue Erde" erblickt.

Nur hier, in dieser Tiefe, in diesem ersten Punkt berühren sich die beiden Testamente, dann gehen sie immer mehr auseinander, am meisten aber hier, im Geschlecht, im Geheimnis der Zwei.

*

Nach der Lehre der Pythagoreer gibt es eine Erde und eine Gegenerde", αντιχθωι; so gibt es auch ein Geschlecht und ein Gegengeschlecht. Es sind gleichsam zwei Pole der gleichen Kraft: die geschlechtliche Anziehung und die geschlechtliche Abstoßung, Eros und Anteros.

Das Verhältnis der beiden Testamente zu diesen beiden Polen ist entgegengesetzt. Im Testamente des Vaters wird auf Gott das Geschlecht bezogen; in dem des Sohnes das Gegengeschlecht. Das Alte Testament wendet sein Gesicht nach rückwärts, zur paradiesischen Unschuld, zur Nacktheit des Menschen vor dem Sündenfall, das Neue aber nach vorn, zur Erlösung, zu den „im Blute des Lammes gewaschenen Kleidern". Und man kann sagen, daß der ganze Inhalt der beiden Testamente in diesem Geheimnis der Zwei ein unendlicher Kampf zwischen Geschlecht und Gegengeschlecht, zwischen Eros und Anteros ist.

*

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Märzwoche

Die deutsche Oeffentlichkeit, deren Aufmerksamkeit von den geistigen Ergüssen des Münchener Prozesses so weitgehend absorbiert wird, ist der fortwährenden Diskussion über die trockene Währungsfrage nachgerade überdrüssig geworden. Sie beginnt zu vergessen, daß der feste Geldwert in der gegenwärtigen Situation ein Gut ist, das täglich durch steuerliche Anstrengungen und weise Beschränkung in der Kreditgewährung durch das Zentralnoteninstitut aufs neue erworben werden muß, damit wir es besitzen. Nun liegt gerade darin, daß Deutschland wie kein anderes Land je zuvor, den Geldwertschwindel in seiner Grausigkeit bis zur allerletzten Neige ausgekostet hat, ein gewisser Schutz für unser Geldwesen. Die Aengstlichkeit, mit der endlich auch von Regierungsseite her jede Maßnahme darauf beobachtet wird, ob sie etwa neue Inflation bedeute, ist eine der weniger begrüßenswerten Errungenschaften unserer Schlechtgeldepoche. Das Erfreulichste an dem Projekt der Ausprägung neuer Reichssilbermünzen erscheint darum — wegen der symptomatischen Bedeutung — die Versicherung, daß die Münzen nur in demselben Maße in Verkehr gegeben werden sollen, in welchem andere Zahlungsmittel zurückgezogen werden. Wahrscheinlich wäre es besser gewesen, wenn man das Notgeld und die Goldanleihe aus dem Verkehr zurückgezogen hätte, ohne es durch neues Geld zu substituieren; aber wenn schon eine Ersatzemission vorgenommen werden sollte, so hat im Kleinverkehr die Ausgabe von Silbermünzen zum mindesten einen ästhetischen Vorzug vor der Lappenwirtschaft voraus. Für den Geldwert selbst ist es hoffentlich gleichgültig, ob das Geld von dem nahezu stoffwertlosen Papier oder vom Silber dargestellt wird, dessen eigener Wert wenn die Stabilität anhält, hinter der Kaufkraft des Nennwerts weit zurückbleibt. Es bedeutet nur eine gewisse volkswirtschaftliche Verschwendung, daß man in den Verkehr Edelmetall einfließen läßt. Das Stichhaltigste, was überhaupt gegen die Silberausprägung gesagt werden kann, ist darum der Hinweis, daß die erforderliche Silbermenge zum Beispiel zur Beschaffung ausländischer Kredite für die Volkswirtschaft viel produktiver hätte verwendet werden können. Wenn im übrigen die Begründung für

den Gesetzentwurf über die Ausprägung neuer Silbermünzen auf das Bedürfnis des Verkehrs an Hartgeld verweist, so ist sie damit einesteils in vollem Recht. Auf dem Lande werden selbst heute noch die Rentenpfennige als seltenes Wunder angestaunt. Denn ihre Ausprägung ist bisher gänzlich unzulänglich geblieben, und wenn neuerdings versichert wird, daß allmonatlich für 25 Millionen Mark Rentenpfennigmünzen herauskommen, daß also — die bisherigen Ausprägungen hinzugerechnet — erst im Juni das Rentenpfennigprogramm (neuerdings 2½ Mark pro Kopf der Bevölkerung gleich etwa 150 Millionen Rentenmark) erfüllt wäre, so offenbart sich hier ein erstaunliches Versagen der Prägungstechnik. Hat doch im Kriege die Herstellung ganz anderer Mengen von 50-Pfennigstücken aus Aluminium in viel kürzerer Zeit bewerkstelligt werden können. Mit den Rentenpfennigen hat nun das projektierte Silbergeld das eine gemeinsam, daß es nicht von der Rentenbank, sondern vom Reiche ausgegeben wird. Es ist auch nicht etwa durch Rentenbankscheine „gedeckt". Während aber die kleinen Münzen an die Rentenmark angeschlossen, mit ihr also auf Gedeih und Verderb verbunden bleiben, sollen nach dem Entwurf die Silbermünzen auf die fiktive Goldmark gestellt werden, die bisher zwar aus dem Rechnungs-, Kredit- und Steuerverkehr schon allen geläufig ist, deren regelrechte Einführung jedoch ein kaum beachtetes Novum in der Gestaltung unserer Geldverfassung bedeutet. In bezug auf ihre sonstige Eingliederung ist die Stellung der Silbermünzen weitgehend derjenigen angeglichen, die die Vorkriegssorten innehatten. Der Annahmezwang soll auf zwanzig Goldmark beschränkt werden, ohne daß aus der Vorlage mit Eindeutigkeit ersichtlich wäre, ob die Reichssilbermünzen bis zu diesem Betrage gesetzliches Zahlungsmittel sind wie die Papiermark oder nicht. Die Reichskassen sollen jedenfalls die Annahme in jedem beliebigen Betrag vornehmen.

Man mag der schwierigen Situation der Staatsfinanzen noch so viel Verständnis entgegenbringen und muß doch fordern, daß mit der Goldanleihe endlich reiner Tisch gmacht wird. Das Reich ist anhaltend zu starken Aufnahmen von Goldanleihe an der Börse genötigt. Die Kosten sucht es dadurch wieder abzubürden, daß es dieselben aufgenommenen Goldanleihestücke dem störrischen Verkehr, dem dieses überflüssige krummsummige Geld nicht behagt, erneut aufzwingt. Dabei fließen dem Reich auch große Beträge aus der Einziehung des Notgeldes zu, dessen Deckung — Goldanleihestücke — von den Emittenten verkauft werden muß. In allen diesen Fällen verfährt das Reich notgedrungen so, daß es die Goldanleihe an seine Gläubiger, vor allem an Beamte und Länder, wieder ausgibt, ähnlich, wie es die Reichsbahn mit ihrem ebenfalls von zentrifugaler Verkehrskraft weggeschleuderten Notgeld macht,

nur daß diese gewissermaßen noch eine Prämie für die Inzahlungnahme ihres Notgeldes gewährt. Sie überläßt nämlich, wie die Blätter meldeten, gelegentlich der kreditbedürftigen Industrie zu relativ billigen Sätzen große Posten ihres Notgeldes, legt aber den Kreditnehmern indirekt damit die Verpflichtung auf, dem Verkehr das abgestoßene Geld auf dem Lohnzahlungswege wieder aufzuoktroieren. Dieser unwürdige Zustand wird wahrscheinlich nicht eher aufhören, bis das Reichsbahngeld überhaupt aus dem Verkehr gezogen wird. Die Iden des März, die das Ende des übrigen Notgeldes bedeuten sollen, müßten auch die Reichsbahnverwaltung veranlassen, die gänzliche Zurückziehung ihrer Emissionen erneut ernstlich ins Auge zu fassen. Hinsichtlich der Goldanleihe des Reiches selbst müßte aber unseres Erachtens, sobald der Prozeß der Notgeldliquidation beendet ist, alsbald in voller Ehrlichkeit die Rückverwandlung aus dem Geld in die Anleihe betrieben werden, nachdem im Januar der ehemals verheißene Umtausch von Goldanleihe in Rentenmark wenigstens pro forma offengehalten worden ist. Man muß also offen erklären, daß die Goldanleihe von einem bestimmten Zeitpunkt ab aus der Zirkulation verschwindet. Das schließt freilich in sich, daß ihr Wert sich dann wie der jeder anderen Anleihe nur nach Angebot und Nachfrage am Kapitalmarkt bemißt. Es muß darum eine rechtzeitige Loslösung des Goldanleihekurses von dem Werte des übrigen Geldes angestrebt werden, damit sich das Reich nicht an den fortwährenden Goldanleihe-Interventionen verblutet, bis schließlich auch der Wert der übrigen Zahlungsmittel mit dem Goldanleihekurs zusammen absinkt. Gewiß wird sich die Loslösung nicht mit der gleichen Schmerzlosigkeit vollziehen lassen, wie dies unlängst bereits mit den Dollarschatzanweisungen geschah, die viel besser fundiert sind wie die Goldanleihe und überdies in kurzer Frist bereits rückzahlbar sind. Aber die notwendige Operation muß eben ertragen werden.

Das quantitative Moment ist natürlich für unser Geldwesen von weit größerer Bedeutung als diese Schönheitsfrage der Bereinigung unserer Zirkulationsverhältnisse, doch darf man deren entwirrende Bedeutung gleichfalls nicht unterschätzen. Ein neuer Zahlungsmitteltyp soll ohnehin dem Verkehr durch die Pfundzertifikate der Golddiskontbank zugeführt werden. Die Einbeziehung der Notenausgabe in das Projekt der Goldbank — ein Destillat aus mancherlei heterogenen Ideen — erscheint bei logisch-systematischer Betrachtung einigermaßen unmotiviert, zumal das Emissionsrecht bei seiner Begrenzung auf 5 Mill. £, da 50proz. Bardeckung der Noten vorgeschrieben ist, im Rahmen des Gesamtplanes nur untergeordnete praktische Bedeutung haben kann. Die Golddiskontbank ist ja viel weniger eine unmittelbar

währungspolitische, sondern eine kreditpolitische Tat. Man sollte sie darum vornehmlich unter dem Gesichtspunkt prüfen, in welchem Maße durch sie der deutschen Wirtschaft Kredite, die sonst nicht zur Verfügung ständen, ohne Schaden für die Währung zugeführt werden können. Von privaten Kreditbanken, speziell von solchen, wie sie jüngst unter Führung der Darmstädter Bank, dann von Mendelsohn und schließlich von Behrens in Hamburg errichtet worden sind, unterscheidet sich demnach die Golddiskontbank in ihrer schließlichen Arbeitsweise vermutlich nur wenig. Welchen Nutzen sie, wenn die jetzigen Ziffern bestehen bleiben, im besten Falle zu stiften imstande sein wird, sobald sie voll aktionsfähig geworden ist, mag die nachfolgende theoretische Bilanz dartun (in Millionen englischen Pfunden):

| Aktiva: | | Passiva: | |
|---|---|---|---|
| Diskontierte Wechsel . . . . | 22,5 | Grundkapital . . . . . . . | 10 |
| Gold und Devisen zur Notendeckung . . . . . . . . | 2,5 | (davon 5 von der Reichsbank mit Hilfe englischen Kredits übernommen, die übrigen 5 von Privaten unter Garantie des Dollarschatzanweisungskonsortiums) | |
| | | Notenumlauf . . . . . . . | 5 |
| | | Rediskont bei dem Rediskontkonsortium . . . . . . | 10. |

Allein mit Hilfe des Eigenkapitals und der Diskontbereitschaft der englischen Banken könnten Importwechsel im Betrag von 20 Mill. £ hereingenommen werden. Der Notenumlauf von 5 Mill. £, für den 2,5 Mill. £ zunächst als Deckung zu halten wären, würde diese Grenze nur um 2,5 Mill. £ hinausrücken. Durch Verzicht auf die Notenausgabe würde also die Kreditkraft der Bank nur um $^1/_8$ geschwächt werden. Ob man unter diesen Umständen nicht besser täte, auf die Emission überhaupt zu verzichten, bleibt darum zu überlegen. Das reine Devisendepositengeschäft würde aller Voraussicht nach, wofern es nur in der richtigen Form betrieben wird, in gleicher Weise geeignet sein, brachliegende Devisenbestände anzusaugen zwecks Nutzbarmachung für die Volkswirtschaft, während die „deutschen Pfundnoten" vielleicht ohne zwingenden Grund das Bild des deutschen Zahlungsmittelumlaufs noch buntscheckiger gestalten, als es schon ist.

# GLOSSEN

## BRIEF AN DAS TAGE-BUCH

*Oh Gott, Künstler in München!*

Ich bin seit vielen Jahren Mitglied des Münchener Hoftheaters. Nichts habe ich in meinem Leben tiefer bereut, als diesen Entschluß von damals. Künstler in München sein, gibt es ein ärgeres Schicksal?

Ich will mit den äußeren Dingen beginnen. Meine Gage beträgt, die regulären Abzüge abgerechnet, monatlich nicht ganz 100 Mk. Glauben Sie nicht, daß ich nur ein Statist bin, ich spiele keine Riesenrollen, aber es werden mir sehr wichtige Partien anvertraut, die künstlerische Durcharbeitung, künstlerische Phantasie und Formung verlangen (Anmerkung der Redaktion: Der Brief rührt von einem in seiner Art wertvollen Schauspieler her). Ich bin ja auch noch lange nicht der am schlechtesten Bezahlte. Es gibt am Münchener Hoftheater Mitglieder, die am Ersten keine fünfzig Mark in die Hand bekommen. Uebrigens sind auch die Gagen unserer großen Kanonen erschreckend niedrig. Ein Schauspieler von der Beliebtheit des Gustl Waldau bezieht im Monat keine fünfhundert Mark!

Man sollte meinen, diese armen Teufel werden durch ihr trauriges Los zusammengeschmiedet. Gerade das Gegenteil ist richtig. Von dem Geiste der Feindseligkeit, der hier herrscht, können Sie sich keine Vorstellung machen. Dieselben Schauspieler, die unter Steinrück und Schwanneke ziemlich rot schimmerten, sind jetzt ultradeutsche Männer. Als der Regisseur Engel — er ist, wie alle begabteren Leute, längst aus München geflohen — einmal eine antimilitaristische scherzhafte Bemerkung machte, liefen die Denunzianten zu den Zeitungen. Dieses Anschwärzen wegen unnationaler Gesinnung — als ob wir Schauspieler eine andere nationale Aufgabe hätten, als gut zu spielen — ist hier überhaupt Mode. Die Folge ist: Eine Atmosphäre des allgemeinen Mißtrauens und der traurigsten Isolierung jedes einzelnen.

Im Augenblick wird dieser Zustand noch verschärft durch den Kampf um Zeißens Erbe. Abgesehen von Dr. Hagemann, der immer und überall kandidiert, und von dem früheren, liebenswürdigen Intendanten Dr. v. Frankenstein, wollen noch ein paar alte Schauspieler das Rennen machen. Zu diesem Zwecke müssen die Zeitungen bearbeitet werden. Jeder will der Nationalste sein, wenigstens bis er zum Intendanten oder wenigstens zum Schauspielleiter ernannt ist.

Kein Wunder, daß jeder, der kann, flieht. Erich Engel, unser bester Regisseur, ist nach Berlin gegangen, Steinrück, unser stärkster Schauspieler, spielt in den Kammerspielen. Erwin Faber, der interessanteste Kopf des Ensembles, ist es müde, sich einen Kroaten schelten zu lassen, er dürfte Engel ans Deutsche Theater folgen. Bert Brecht, ein geborener Bayer, wandert, nachdem er hier ausgepfiffen wurde, zu Reinhardt, die Ritscher ist fort und Gustl Waldau

gastiert, um sich Laune und Einkommen zu erhalten, in Wien.

Was aber soll ein Schauspieler tun, der sich an den Englischen Garten, an ein sympathisches Wassermadl und an seine Wohnung im Grünen gewöhnt hat? Nicht mehr recht jung und wo anders anfangen? Man bleibt in der dümmsten Stadt, die noch immer die schönste ist, und gibt nachmittags Klavierstunden. Hat man erst zehn oder fünfzehn Jahre die Münchener Luft getrunken, dann hat man nicht mehr die Energie, sein Leben umzubauen, man bleibt und kriegt graue Haare. *g. l.*

---

*Die neue historische Methode.*

Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwanken nicht nur Charakterbilder in der Geschichte, die historische Auffassung selbst unterliegt häufig den merkwürdigsten Korrekturen. Die pragmatische Darstellung geschichtlicher Ereignisse und ihre philosophische Ergründung ist meist von gewissen Vorurteilen verfärbt, von denen sich auch die sauberste Geschichtsschreibung nicht ganz freizumachen vermag. Glücklicherweise gibt es aber Höhepunkte, auf denen sich die Ergebnisse unvoreingenommener Forschertätigkeit konzentrieren lassen. Das preußische Schullesebuch seligen Angedenkens stellt z. B. einen solchen Höhepunkt dar. In maßgebenden Fachkreisen wenigstens herrscht volle Uebereinstimmung darüber, daß die wichtigsten Phasen deutscher Geschichte darin mustergültig und mit bewunderungswürdiger Objektivität wiedergegeben sind. Das gilt ganz besonders von jenen Kapiteln, die die politischen Freiheitskämpfe des deutschen Volkes schildern. Namentlich die Darstellung der Vorgänge im Jahre 1848 wird als überragende geschichtsschreiberische Leistung anerkannt, da aus ihr mit beruhigender Gewißheit die revolutionäre Treue des deutschen Volkes zum angestammten Herscherhause hervorgeht.

Wenn man aber auch die Vorzüge des früheren preußischen Lesebuchs nicht verkennen darf, so wäre es doch eine unverzeihliche Einseitigkeit, wollte man die großen Fortschritte übersehen, die in den letzten Jahren auf geschichtswissenschaftlichem Gebiete gemacht worden sind. Die neue historische Schule hat für das Lesebuch einen Ersatz gefunden, sie enthält dafür: die Lehre von der Patentlösung.

Es ist nicht ganz leicht, dem Laien den Sinn dieser Theorie klarzumachen. Wenn man philologisch das zusammengesetzte Wort „Patentlösung“ in seine sprachlichen Bestandteile auflöst und statt dessen „patente Lösung“ sagt, so ist diese Definition nicht ganz zureichend. Auch die Ableitung der ersten Worthälfte von dem deutschen Worte „Patent“ wäre ungenau, denn genau genommen ist die Patentlösung ja selbst ein Patent. Anschaulich wird die Theorie aber, wenn man sie auf entsprechende historische Beispiele anwendet. Dann zeigt sich auch, daß die deutsche Geschichte größtenteils eine Geschichte der Patentlösungen ist.

Zum Beweis: Das sogenannte Faust-

recht, das von 1256 bis 1273 die staatsrechtlichen Beziehungen der deutschen Fürsten, Grafen, Raubgrafen und Ritter regelte, war eine Patentlösung, denn es gewährte der Entwicklung kraftvoller „deutschvölkischer Eigenart“ den weitesten Spielraum. Das Wormser Edikt, das der deutsche Reichstag 1521 erlassen hat, war eine Patentlösung: es verbot die Lehre Martin Luthers. Eine andere Patentlösung brachte 1648 der westfälische Friede, der den deutschen Fürsten das Recht gab, selbständig Bündnisse mit dem Ausland abzuschließen. Die Idee einer bewaffneten preußisch-österreichischen Intervention gegen das republikgewordene Frankreich stellt eine Patentlösung besonderer Art dar, die sich dann bei Valmy auch als richtig erwies. Ebenso patentlöserisch konsequent wurden 1819 gegen die revolutionären Umtriebe an den deutschen Universitäten die Karlsbader Beschlüsse gefaßt. Bis zum Jahre 1848 haben sie sich zwar nicht besonders bewährt, aber 1919 war bereits die gesamte deutsche Studentenschaft von ihrem Geiste erfüllt. Auch die unfreiwillige Londoner Verbannung, in die sich Karl Marx 1849 begab, war eine Patentlösung, denn der Marxismus blieb seitdem auf England beschränkt.

Zahlreiche wichtige Patentlösungen wurden in Deutschland unter der Regierung Wilhelm II. gefunden, man kann beinahe sagen, seine Regierungszeit war eine Kette von Patentlösungen: Aufgabe des Rückversicherungsvertrags mit Rußland, Krügerdepesche, Preisgabe der englischen Bündnischance, Agadir, Zabern, belgische Neutralitätsverletzung, U-Bootkrieg, Flucht nach Holland — — lauter erstklassige Patentlösungen.

Wer ist nun der Erfinder der Patentlösungstheorie? Es kursiert darüber eine von völkisch gesinnten Männern bestätigte Version: Als im Kriegsrat der Völkischen zu München der Vorschlag gemacht wurde, die Berliner Reichsregierung einfach durch ein Direktorium aus dem Bürgerbräu zu ersetzen, da erklärte General Erich Ludendorff mit Emphase: „Das ist die Patentlösung.“ Wahrlich — es war die Patentlösung. General Ludendorff war, wie ihm jeder deutsche Patriot gern bestätigen wird, immer für Patentlösungen.

*Ernst Popper.*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Arnold Zweig: Söhne, das zweite Geschichtenbuch. (Albert Langen, Verlag, München.)

Der Ton ist kräftiger, bewußter als im ersten Band, auch episch entwickelter; Anläufe auf den Roman sind zu spüren, die freilich inzwischen um anderer Ziele willen unterbrochen wurden. Das Schicksal aus Knabenzeit (Bennarône), Rasse (Familie Klopfer), Feindschaft (Krähe) steht im Vordergrund, und die Unterhaltlichkeit jener ersten Stücke tritt zurück für eine geistige Szenerie. Während aber die etwas zufällige Gemeinschaft des ersten Bandes dennoch eine merkwürdige Einheit in Klang, Sphäre, Laune ergab, strebt diese betontermaßen auf einen Begriff gestellte Gemeinschaft des neuen Bandes in den Fragmenten leicht auseinander. Man möchte Zweigs zweifellos episch wohlfundiertes Talent an breiterer Romanarbeit und an der Mühe beobachten, über erzählende Vorarbeit hinaus eine Idee in die Höhe zu führen *K.*

Hans Naumann: Deutsche Dichtung der Gegenwart 1885—1923. (J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Naumann ist Universitätsprofessor, und deshalb überrascht die außerordentliche Frische einer durchaus unakademischen Haltung. Er bekennt sich zur Vitalität, d. h. er sanktioniert nicht Gesetzmäßigkeiten einer

noch höchst lebendigen Literatur, um dann hier und dort Lob oder Tadel auszustreuen. Er erlebt die deutsche Dichtung von den Tagen Hauptmanns bis in die Steigerung Döblins, indem er nicht Spaltung und Gliederung demonstriert, sondern Zusammenhänge, organische Verkettung. Er sieht diesen Abschnitt Dichtung als gewachsenes Ganzes. Man überlege, was das bedeuten will, wo Leistung und Temperament noch in vollster Fluktuation sind. Das konnte nur von einer Leidenschaft unternommen werden, die ohne Vorgefaßtheit gegen alles neue, aber mit einer intensiven, fast möchte man sagen naiven Freude vor dem Schöpfertum steht. So sieht dieses unprätensiöse Buch, dem alle Mittel der Forschung zur Verfügung stehen, die schwere Manöverierfähigkeit wissenschaftlicher Werke aber abgeht, seine Aufgabe nicht darin, ein bequemer Wälzer zu sein, der seinem Mann das fertige Salonurteil in die Zähne schiebt; es verbindet vielmehr Literatur auf eine glückliche, gründliche Weise den Zeitelementen, ein Unternehmen, das nur einem äußerst sattelfesten Kenner und Beurteiler möglich sein konnte.

*K.*

D. Mereschkowskij: Die Geheimnisse des Ostens. (Weltverlag, Berlin.)

Vielleicht das profundeste Werk des Dichters. Seine Problematik beruhigt sich nirgends mit halben Erkenntnissen, sondern berührt das Wesen letzter Menschheitsdinge. In großen Umrissen wird die Linie innerlicher Zusammenhänge der verschiedensten Kulturkreise wiedergefunden. Das heutige Tage-Buch bringt einige Stellen aus einem der interessantesten Buchkapitel „Das Geheimnis der Zwei in Osiris."

---

## DER SPIEGEL

(Nach einem alten Anekdotenbuche.).

Um jeder Dame Toilettentisch schwebt, wie Pope lehrt, ein Heer unsichtbarer Sylphen, um die neue Schöpfung zu vollziehen. Einer bläst auf der bleichen Wange die Stäubchen des Karmins zurecht, andere wiegen sich auf der spielenden Locke, wieder andere zerren am treulosen Schleier, und einer muß sogar im Mieder — ein kleiner Sisyphus — schmachten.

Aus dieser Mythologie läßt sich ein seltsamer Vorfall erklären, der sich in meiner Gegenwart jüngst bei Dianen zutrug: ihr Spiegel begann zu sprechen. Hört, was der Unbescheidene sagte:

„Ich habe Ihnen, Madame, jahrzehntelang redlich gedient, und Sie beehren mich dafür mit einem Vertrauen, dessen sich kein anderes Stück ihres Nachttisches rühmen kann. Sie

scheinen mit mir zufrieden, wenn ich Ihr anmutiges, liebenswürdiges Lächeln recht erkläre. Nun, diese lange Bekanntschaft gibt mir ein Recht zur Aufrichtigkeit, und ich glaube, Ihnen einige Ihrer Fehler nicht verbergen zu dürfen. Vielleicht ist es dann mit Ihrer Huld vorbei. Indeß . . .

Täglich sagte ich Ihnen, daß Sie schön und reizend seien. Wenn ich nun mein Wort zurücknähme? Diane —, die Welt ist in ihrem Urteil mit mir einig, hören Sie von mir, dem alten Freunde, im verschwiegenen Zimmer geduldig eine Wahrheit, die Sie nur ungern in den Blicken der Menge lesen würden. Ich bin ein gefährlicher Liebling: zu lang darf man mit mir nicht umgehen. Fragen Sie mich seltener um Rat. Es gibt ja, neben den körperlichen, andere Vorzüge, die meines Beifalls nicht bedürfen. . ."

Diane ward bleich unter der Schminke, eine Träne stieg ins zornige Auge. Sie stieß den geschwätzigen Spiegel vom Tisch, daß er in tausend kleine Stücke zerbrach. Ich aber hörte ein leises Lachen des befreiten Sylphen, der durch das offene Fenster . . seinen Abschied nahm.

*Fiete Fischer (Dresden).*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 10)




Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank Prag, Prikopy 6 Druck von Otto Stollberg & Co, Berlin SW 48, Besselstraße 21 Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70000 Kronen

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Märzwoche

Der Wahlkampf hätte längst beginnen müssen. Doch sind nicht einmal die ersten Versammlungsschwalben aufgestiegen. Noch wütet der Streit der Kandidaten in den Vorstandszimmern, in den Bezirkskonferenzen, vor allem in den Büros der paar Parteimäzene, die sich schröpfen lassen. Es wird ein Wahlkampf im Dalles sein. Die Geldknappheit wird den Streit kürzen und mildern. Keine Partei verfügt über starke Agitationsfonds, nicht einmal die Partei des Herrn Stinnes, der auch nicht mehr in Papiermilliarden schwimmt. Die großen Volksparteien, Zentrum und Sozialisten, haben schwach gefüllte Kassen, wenn auch die Zeit der absoluten Ebbe vorbei ist. Aber die Parteibeträge tröpfeln vorerst doch noch sehr langsam. Ehedem konnte der Parteivorstand, wenn ihm die geistige Autorität mangelte, mit sattem Lächeln auf den großen Geldsack klopfen, der ach! in London deponiert war. Das ist vorbei. Heute muß jeder Wahlbezirk seine Agitatoren, seine Versammlungslokale, seine Plakate, seine Schlepper aus dem eigenen Säckel zahlen. Kein Wunder, daß Mäzene und Gönner in allen Parteien als erwünschte Gäste angesehen werden. Aber wo sind die Schwärmer, die für die Republik nicht nur ihre Stimme, sondern auch ihren klingenden Beitrag geben? Wir sind Deutsche, will sagen: Ein Volk von politischen Gymnasiasten. Als es sich um die Organisation C oder andere Mordklubs handelte, da floß von allen Seiten Geld. Nie wäre die Hitlerblase so hoch aufgeschwollen, wenn nicht sächsische, westfälische und amerikanische Fabrikantengelder in die Kasse des „Völkischen Beobachters“ geströmt wären. Nun, da die völkische Blase geborsten, sind die letzten Mäzene aus der deutschen Politik geschwunden. Am schlimmsten gestellt sind jene Parteien, die nicht in den Massen wurzeln und auch von keines Schirmherrn Fonds gespeist werden. Vorbei die Zeiten, da Herr Justizrat Kempner folgsame Demokraten unterstützte, und auch der Papiersegen aus Stinnesien hat aufgehört. So wäre also Raum und Zeit für eine junge Partei, die arm an Geld und reich an Jugend, trompetend durch das Reich zieht! Leider fehlt es den wenigen beherzten Re-

publikanern nicht nur an äußeren, es fehlt auch an inneren Mitteln. Gibt es keine Jugend mehr in Deutschland? Lodert keine Flamme mehr in den Zwanzigjährigen? Ach, nie ist Deutschland im Innersten so arm gewesen, nie war seine Jugend so schwunglos, so rechnerisch, so herzensleer. Der Krieg hat nicht nur die tapfersten Jünglinge hingemäht, er hat in den Herzen der Ueberlebenden nichts zurückgelassen als kalte Asche von gestern.

Aber es winkt ein Stern: Herr Stresemann ist ja da, der überparteiliche Führer, der bisher bloß verhinderte Staatsmann, der Ueber-Zwickauer. Er hat seine Kandidatur im Zentrum des Reiches aufgestellt. Hoffentlich kommt er in Wahlversammlungen, und wie verdorrt und versandet auch unser politisches Leben ist, es werden sich hoffentlich in jeder Stresemann-Versammlung ein paar Republikaner finden, denen es innere Pflicht scheint, Herrn Stresemann ins Gesicht zu sagen, daß er die kläglichste Enttäuschung der Nachkriegszeit bedeutet. In der cunoistischen Zeit ist auch hier nach Stresemann gerufen worden, weil er in einer (nicht wiedergekehrten) Anwandlung von Mut gewagt hat, den zehrenden passiven Widerstand zu brechen. Seither war Stresemanns Wirken eine Kette von Schwächlichkeiten. Es ist nicht die Einsicht, die diesem Kautschukkünstler mangelt, ihm fehlt Tieferes: Die Kraft, die eigene Erkenntnis kraftvoll durchzusetzen.

Das vorletzte Beispiel: die französischen Wahlen wurden zum 18. Mai festgesetzt. Herr Stresemann wußte so gut wie Ebert und Schacht, daß es absolut töricht war, die deutschen Wahlen vor diesem Termin festzusetzen. Wäre er der überparteiliche Mann, als welcher er sich an Festtagen kostümiert, er hätte mit eiserner Beharrlichkeit die Hinausschiebung des deutschen Wahltermins verfechten und durchsetzen müssen. Aber Stresemann und eisern? Er ist vielleicht ein Bismarck, aber aus Talg.

Das letzte Beispiel: Die Münchener Genies verhaften den greisen Professor Quidde und hängen ihm ein Landesverratsverfahren an, von dem selbst Paul Lensch im Stinnes'schen Staatsanzeiger feststellt, „daß der Schritt der Münchener Behörde bald rückgängig gemacht werden wird, denn zu einer Anklage wegen Landesverrat scheinen uns wesentliche Indizien zu fehlen". So viel weiß auch Stresemann vom Pazifismus, daß er nur in Deutschland als Verbrechen angesehen wird und daß im besonderen die Minister des heutigen England, von Mac Donald bis Webb und Buxton pazifistischen Gedankengängen mit der Objektivität des Zivilisten, nicht mit der krankhaften Gereiztheit des Generals a. D. gegenüberstehen. Die Verhaftung Quiddes (Hand in Hand mit der sicheren Freisprechung Ludendorffs) wirft Deutschland im Urteil Englands und Amerikas um Jahre zurück. Besonders die Ideologie der Amerikaner wird diese brutale Demonstration des Münchener Nationalidiotismus nicht verdauen können. Herr Stresemann, der im

Reichstag seine „Patentlösung" für amerikanische Anleihen angemeldet hat, wird diese Strömungen noch zu fühlen bekommen. Wäre er ein Staatsmann und nicht ein geschäftiger Allerweltsdiener — in der Wilhelmstraße heißt er der Ver-Sprechminister — so hätte er jetzt ein unzweideutiges Manneswort nach München richten müssen. Gerade in diesem Augenblick, da der politische Dilettantismus in München die allseitigste Blamage erlebt, hätte Stresemann durch logische Festigkeit Autorität erwerben können. Aber Stresemann und fest? Nie war ein Erkennender mit einem weichlicheren Charakter ausgestattet. Ein Bismarck aus Talg? Nein. Aus Apfelmus.

Der Hitlerprozeß wird, hoffentlich, im stenographischen Wortlaut erscheinen. Freilich wird das saftigste Stück fehlen, weil der Comble des Idiotismus, der Marsch nach Berlin, nur in geheimer Sitzung erörtert wurde. Im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, ist das Urteil über Hitler und Ludendorff noch nicht gesprochen. Es wird, dessen kann man sicher sein, sehr milde ausfallen. Ludendorff wird unbehelligt bleiben und Hitler wird, wenn er nicht mit Bewährungsfrist freigelassen wird, auf der Festung noch viel freundlicher behandelt werden als Graf Arco, der Mörder. Man hat in Norddeutschland eine Veröffentlichung im dümmsten Blatt der dümmsten Stadt nicht genug beachtet, nämlich einen langen Brief des Landtagsabgeordneten Fritz Schäffer in den Münchener Neuesten Nachrichten", worin dieser von den Verhandlungen erzählt, die er mit Hitlers Verteidiger geführt hat. Da heißt es:

> Es wurde mir von Herrn Rechtsanwalt Hemmeter allen Ernstes der Vorschlag gemacht, die Staatsregierung möchte doch den Angeklagten von sich aus die volle Begnadigung nach dem Urteilsspruch zusichern, dann sei die Verteidigung bereit, den Prozeß so zu führen, daß das Vaterland dadurch nicht geschädigt würde.

Diese Heroen der Vaterlandsliebe! Wenn man ihnen die Begnadigung zusichert, dann wollen sie den Mund halten und das Vaterland nicht gefährden! Das Geschäft kam nicht zustande. Herr Dr. von Schweyer wollte nicht. Oder noch nicht. Aber schon die Tatsache der Unterhandlungen sagt genug. Uebrigens hat man nicht die Gewißheit, ob diese unterirdischen Konferenzen im Laufe des Prozesses nicht wieder aufgenommen wurden? Hitler schien am Ende des Prozesses gezähmter als am Anfang, und Ludendorff gar schien reif für eine Reue-Audienz bei Ebert.

Sie hatten gehofft, die Hyänen des politischen Schlachtfeldes, den Prozeß Zeigner gegen die Münchener Schande auszuspielen. Aber trotzdem man die Verhandlung von einem vorsitzenden Richter führen ließ, der als nationalistischer Bezirkspolitiker bekannt ist, trotzdem man den Hauptschuldigen Möbius in Haft nahm, wenn er Zeigner entlastete und in die Freiheit setzte, wenn er Zeigner be-

lastete, trotzdem man mit Hilfe einer mitkomplottierenden, nichtswürdigen Presse im Vorhinein eine Zeignerfeindliche Stimmung schuf — gäbe es journalistische Ehrengerichte, so müßten dort die „Leipziger Neuesten Nachrichten" als Angeklagte erscheinen — trotz all der Mache und Mühe ist der Berg von Anschuldigungen gegen Zeigner auf ein Hügelchen zusammengeschmolzen, das robusteren Naturen, als es Zeigner ist, nicht viel Kopfschmerzen bereitet hätte. Von den zehntausend Begnadigungen, die Zeigner durchführte, blieben drei oder vier bedenklich. Sie stammen nicht aus der Zeit seiner Ministerpräsidentschaft, sondern aus den ersten Wochen seiner Justizministerschaft. Wer Zeigner je gesehen, merkte nach einigen Sekunden, daß ein nervös überreizter, ein krankhafter Mensch vor ihm stand. Es ist vorgekommen, daß Zeigner, während er gegen Geßler und Severing im Kampfe stand, eines Nachts in Berlin bei einem preußischen Minister auftauchte und bat, ihn heute nachts zu beherbergen, weil Häscher hinter ihm her seien. In einer geschlossenen Gesellschaft, wo er keinen Feind fürchten mußte, schlich er sich zu Fensternischen, nachzusehen, ob hinter den Vorhängen niemand versteckt sei. Den Haß der sächsischen Spießer, im besonderen der Herren Kollegen, die Feindschaft der ehrwürdigen Parteiführer — das alles spürte er schon als rein körperliche Verfolgung. Sie hatten ihn gebrochen, ehe sie ihn angeklagt hatten. Wäre er nicht im Innersten verstört gewesen, er hätte sich mit einem Ruck siegreich aus dem Netze der sächsischen Tschandalas befreit. Versteht man es, daß Zeigner, nachdem sie das Nessushemd über ihn geworfen, sich geweigert hat, ein einziges Mal mit seinen persönlichsten Anhängern sich auszusprechen? Er hielt sich vor den nächsten Freunden versteckt. Sein unerbittlichster Richter — das war er selbst. Er gehörte nicht zu den Elefanten, die in der Politik siegen. Aber wahrhaftig, verächtlicher als dieser schwache Mensch, der einmal strauchelte, ist jene heulende Bande, die dazu jauchzen konnte!

In der Berliner Staatsoper. Erstaufführung der tschechischen Oper „Jenufa" von Leo J a n a c z e k. Unterm Jubel der Zuschauer erscheint zuletzt ein weißhaariger alter Mann. Ein Siebzigjähriger. Er blickt mit der Fassungslosigkeit des Beglückten in das Parkett unermüdlicher Enthusiasten. Erschütternd diese Ergriffenheit des späten Sieges. Auch zuhause ist J a n a c z e k erst als alter Mann entdeckt worden. Aber an dem Tage des Berliner Triumphes hat der Greis den Weg in die Welt gefunden: Die Mauer der nationalen Begrenzung ist heute gefallen. Sollte der Fall nicht auch den Politikern zu denken geben? Der Weg von Prag in die Welt geht über Wien und Berlin. Wer diesen natürlichsten Weg durch Militär- und Geheimverträge verrammelt, sündigt an Tschechen und Deutschen.

* * *

## GENERAL VON LOSSOW

Dieses Porträt des Münchner Generals stammt von einem Manne, der Lossow seit vielen Jahren kennt und ehedem geschätzt hat.

Der General, der durch seine Meuterei im November das Gefüge der Reichswehr schwer erschüttert hat, mußte sich im Prozeß gegen den ehemaligen Freund Hitler von eben diesem sagen lassen, daß er sein Ehrenwort gebrochen habe und quittierte diese Beschimpfung nur dadurch, daß er in den Zeugenstreik eintrat. Keine erfreuliche Generalsfigur!

Dann lieber noch ein stierer, ehrlicher Kerl, der niemals „Komödie" spielt, der mit bravem Schwert dreinhaut, wie es ihm befohlen wird und das Denken denen überläßt, die befehlen.

Seeckt hat in seinem Oktobertelegramm „An das Reichsheer" deutlich gesagt: „Wer dieser Anordnung der bayerischen Regierung entspricht, bricht seinen dem Reich geleisteten Eid und macht sich des militärischen Ungehorsams schuldig." Trozdem entsprach v. Lossow dieser „Anordnung der bayerischen Regierung", die mit der Vereidigung der bayerischen Teile der Reichswehr auf die bayerische Regierung den Staatsstreich vorbereitete.

Also hier ein klar erwiesener Eidbruch und dann Hitler gegenüber nach dessen Ansicht ein Ehrenwortsbruch, der noch nicht klar erwiesen ist.

Ob sich die sehr empfindlichen Ehrengerichte der Offiziere mit dem Fall Lossow beschäftigen werden? Ich glaube kaum. Sobald Politik in Frage kommt, tritt heute bei diesen Herren eine eigentümliche Art von Unempfindlichkeit ein — natürlich nur, wenn es die „rechte" Politik ist.

Schließlich kann es den Kulturträgern Deutschlands ganz gleichgültig sein, ob die Staatsstreichler rechts und links sich gegenseitig die Worte oder die Hälse brechen. Aber eigentümlich ist diese Entwicklung v. Lossows doch. Vielleicht ist sie charakteristisch für die ethische Gleichgültigkeit unserer Zeit, vielleicht auch charakteristisch für die Kritiklosigkeit rein militärisch geschulten Geistes.

Lossow war einer der talentiertesten bayerischen Offiziere. Er wurde groß im bayerischen Infanterie-Leib-Regiment, dessen Offizierserziehung ohne Zweifel gut war und gegen Einseitigkeit vorging, soweit das im engen Rahmen des militärischen Systems überhaupt möglich war. Lossow war ein „fortschrittlicher Konservativer". Er haßte die in Bayern herrschenden Klerikalen, lachte über die Alldeutschen, war gar nicht kriegswütig. Aber er war gesellschaftlich befangen, hielt den Offiziersberuf für einen besonderen, besseren, höherstehenden Beruf als alle anderen, war von größter Exklusivität und hätte es am liebsten gesehen, wenn nur der Edelmann hätte Offizier werden können. Der Bourgeoisoffizier war ihm ein leiser Schmerz. Wenn aber der Bürgerliche Umgangsformen und gesellschaftliche Weltanschauung des Aristokraten an-

nahm, war er Lossow lieber, als der etwa nur degenerierte Feudale, über den sich Lossow oft und weidlich lustig machte.

Der junge Hauptmann v. Lossow galt — und das mit Recht — als der klügste Offizier des Regiments. Er hatte die Kriegsakademie und die erste Stufe des Generalstabs hinter sich, war ein beliebter, gerechter und menschlich fühlender Vorgesetzter und — was ihm zum Lobe gereicht — ein furchtlo^er und unbequemer Untergebener.

Kein Höfling, beileibe nicht, obgleich er das monarchistische Prinzip für das einzig denkbare und mögliche hielt und bei gelegentlich durchblinkenden demokratischen Privatansichten nichts mehr verachtete als die Menge. Er war auch vor Fürsten der „freie Mann“, so eben wie auch gute preußische Konservative oft mehr Freiheit in sich hatten, als die, die Freiheit zum politischen Schlagwort umwandelten.

Aus seiner Münchener Zeit wurde er, es mag 1910 gewesen sein, als Lehrer für Taktik nud Strategie an die Generalstabsschule in Konstantinopel abgerufen. Hier in der Türkei wurde er nicht „warm“. Ihm lag das eigentliche Verständnis für die türkische Psyche fern. In der Schlacht von Kirkkilisse glaubte er zum Angriffe raten zu dürfen und resignierte in seinem Urteil über die Türken, als daraus eine furchtbare Niederlage wurde. Als die Tschataldschalinien verteidigt wurden (1912/13), war er nicht mehr im Oberkommando tätig, sondern führte ein fast selbständig operierendes Detachement am Derkossee (türkischer rechter Flügel). Er war sehr befreundet mit Izzet-Pascha, dem damaligen Generalissimus des türkischen Heeres. In den gesellschaftlichen Kreisen und Klubs von Pera war Lossow ein gern gesehener und nach der Art der alten Lebemänner (also mit Stil und Geschmack) auftretender Gast.

Als Liman von Sanders die Leitung der Militärmission übernahm, war Lossow schon nach der Heimat zurückgekehrt, obwohl die Tatsache der Einrichtung einer geschlossenen Mission an Stelle der vereinzelten bisherigen Reformoffiziere mit ein Werk Lossows war.

Im Weltkrieg verschwand Lossows unzweifelhaftes großes strategisches Talent in der quirlenden Masse all' der maßgebenden Mittelmäßigkeiten. Und als nach dem Kriege die Revolution das alte System zerschlug, da hoffte Lossow vielleicht doch eine Zeitlang, daß Positives aus dieser Revolution werden könne. Aber das Pöbelhafte — namentlich der Rätezeit in München — schreckte ihn ab, ließ den straffen Aristokraten in ihm sich empören, und so ist es wohl erklärlich, daß er, der sich mit den tieferen Problemen der Soziologie und der inneren Politik nie befaßt hat, in ein Fahrwasser geriet, das seiner charakterlichen Entwicklung schädlich war.

Manche, die ihn kannten, hofften auf eine Besserung der Verhältnisse, als er an Stelle des Generals Möhl der maßgebende Mi-

litär in Bayern wurde. Und manche, die Lossow sehr gut kennen, verstehen sein Verhalten sowohl im Oktober der Reichsregierung gegenüber als beim Hitlerputsch n i c h t. Daß er sich von politischen Cagliostros einfangen ließ, hängt mit den Bedingtheiten seiner Bildung und Auffassung zusammen, die wir oben in knappen Strichen zu zeichnen versuchten, ebenso daß er Kahr Gefolgschaft leistete und die Reichsregierung mit den Augen des Bierbankspießers betrachtete. Daß es ihm aber nicht gelang, in dem bayerischen Hexenkessel unwidersprochen einwandfrei als Charakter zu bleiben, ist ein unverständlicher, sehr trauriger Rest.

Der gleiche traurige Rest, den wir in anderer Form überall in Deutschland finden, wo Charakter, Name, Weltanschauung, Menschlichkeit zugrunde gehen, weil Intellekte (die konstruktiv stark, aber nicht schöpferisch sind) unbedenkliche sacrificia der Wiedererrichtung eines Systems bringen, das gründlichst abgewirtschaftet hat, dessen Scheinglanz diesen Leuten aber doch tausendmal lieber ist, als das Tohu-wa-bohu sozialer Entwicklungskämpfe, in deren Mitte wir uns heute befinden.

Der deutsche General, politisch verwirrt, amtlich der Meuterei mit Recht bezichtigt, aber aus Schwäche der Republik (die nur stark ist, wo sie sich selbst kastriert) nicht bestraft, von den eigenen Freunden des Ehrenwortbruches beschuldigt, beschimpft und verachtet, in letztem Sich-Aufbäumen dem Gericht Ungehorsam erzeigend (womit dem Gericht das Urteil der Befangenheit gesprochen werden soll), unklar in Motiven und Handlungen, ein Spielball unterirdischer Strömungen! Armes Deutschland, du verlierst eine Schlacht nach der anderen im Kampfe um die Achtung der Kulturwelt. Oder kämpfst du am Ende nicht mehr um diese Palme? Dann bist du doppelt arm!

---

ADAM KUCKHOFF

## WIE BERÜHMT ICH WERDEN MÖCHTE

Ich habe dieser Zeit in meinen alten Arbeiten gestöbert und dabei ein paar ganz nette Sachen gefunden. Ich habe die Dinger an einige Zeitschriften geschickt. Ich erhielt sie mit Ausreden und höflichem Dank zurück. Ich könnte deswegen Hochachtung vor den betreffenden Zeitschriften haben. Denn was ich da vor zehn bis fünfzehn Jahren übrig gelassen habe, ist immerhin nicht ganz „rund“. Wenn nur dieselben Zeitschriften nicht so viel Zeug drucken wollten, das weder rund noch eckig ist.

Dieser Tage erschien eine neue Zeitschrift. Sie brachte als Hauptstück Ungedrucktes von einem deutschen Dichter, der „der Literaturgeschichte angehört“. Lauter Dreck, Lesarten und so weiter.

Ich möchte so berühmt werden, daß man auch den Dreck von mir druckt.

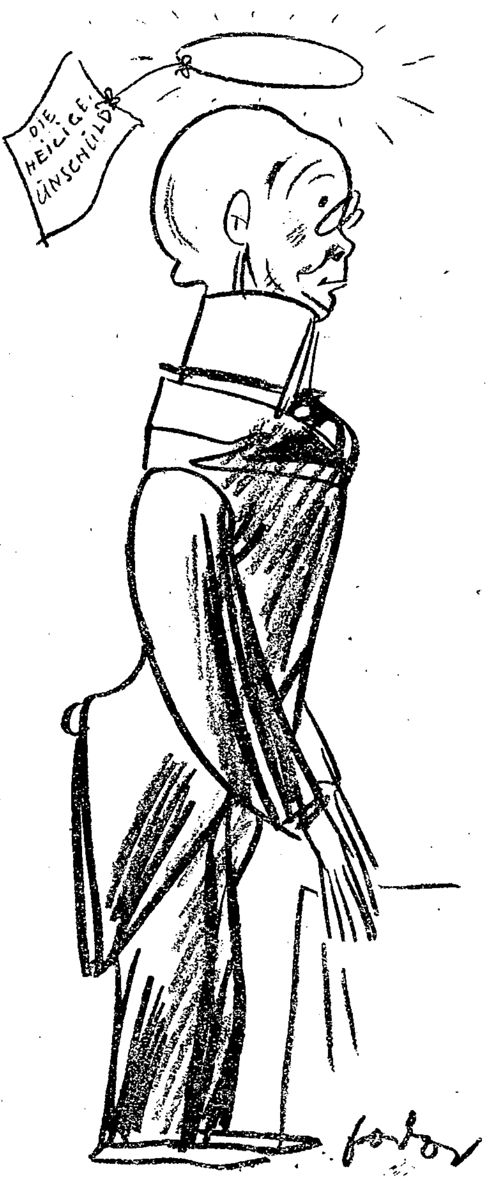
Ich hatte während des Hitlerprozesses Zeichnungen der Angeklagten gemacht, die in ausländischen Zeitungen publiziert wurden. Ein getaufter ungarischer Jude, Herr Alex Hollosi (ehedem Simon Holländer), der Hitlers Pressechef war, drohte mir mit Verhaftung. Man entzog mir die Pressekarte. Zum Abschied sende ich den Herren durchs Tage-Buch diese bisher unveröffentlichten Karikaturen aus dem Münchener Heldenprozeß.




Ludendorff.



Hitler.




Pöhner.

## Die Zuschauer.



Wenn Hitler spricht . . . .



Wenn Kahr spricht . . . .

In Deutschland sind in den letzten fünf Jahren etwa vierhundert politische Morde passiert. Der überwältigende Teil der Täter steht politisch rechts. Der Reichsjustizminister hat nun, durch private Schriften angeregt, dem verflossenen Reichstag in der 394. Sitzung im Dezember vorigen Jahres eine Denkschrift (Nr. IV b, 2598 Gr.) über die politischen Morde in Deutschland vorgelegt. Da die Abgeordneten bekanntlich außerordentlich schweigsam, Reichstagsberichte ganz dünn sind und unwichtige Dinge niemals gedruckt werden, so hätte die Drucklegung im Vergleich zu den sonstigen Kosten des Reichstags ungeheure Gelder erfordert. Daher ist die Drucklegung unterblieben, was keinem der Abgeordneten aufgefallen ist.

Die Denkschrift ist aber doch „erschienen", wie dies mehrfach von Regierungsseite in den letzten Jahren zugesagt würde. Denn wer sich dafür interessiert, kann sie sich auf seine Kosten wohl abschreiben lassen. Wenigstens habe ich das getan. Und das hat sich gelohnt. Denn die Denkschrift ist das beste, was über die politischen Morde der letzten Jahre geschrieben worden ist und wohl jemals geschrieben werden wird.

Sie behandelt in vollkommen sachlicher Weise die in dem Buch „Vier Jahre Mord" dargestellten Fälle, soweit das Verfahren bereits zum Abschluß gelangt ist, d. h. soweit die Mörder bereits freigesprochen sind. Ihr Inhalt stellt also nur einen kleinen Ausschnitt der gesamten politischen Morde der letzten Jahre dar. Im Folgenden einige Abschnitte, die wörtlich der Denkschrift entnommen sind:

„Dr. Karl Liebknecht und Dr. Rosa Luxemburg.

Wegen der Erschießung des Dr. Liebknecht und der Frau Rosa Luxemburg haben mehrere Verfahren geschwebt:

1. beim Feldkriegsgericht des Gardekavallerie- (Schützen) Korps gegen den Husaren Runge, den Kapitänleutnant Horst von Pflugk-Hartung, Oberleutnant zur See von Ritgen, Leutnant zur See Riege, Leutnant zur See Schulze, Leutnant der Reserve Liepmann wegen Mordes an Dr. Liebknecht, gegen Liepmann auch wegen Begünstigung des Runge, den Hauptmann Heinz von Pflugk-Hartung wegen Beihilfe zum Mord an Liebknecht, den Oberleutnant Vogel wegen Mordes an Frau Luxemburg, Dienstvergehens usw., Hauptmann der Landwehr Weller wegen Begünstigung Runges und Vogels. Durch rechskräftiges Urteil vom 14. Mai 1919 sind verurteilt worden: Runge wegen versuchten Todschlags in Tateinheit mit gefährlicher Körperverletzung, Wachtvergehen, Mißbrauch der Waffe, Gebrauch falscher Urkunden zu zwei Jahren Gefängnis und zwei Wochen Haft, vier Jahren Ehrverlust und Entfernung aus dem Heer. Er hatte auf Dr. Liebknecht und Frau Luxemburg Kolbenschläge geführt, die aber nicht den Tod zur Folge hatten. Strafmildernd ist berücksichtigt worden, daß er nach dem Gutachten der in der Hauptverhandlung vernommenen Gerichtsärzte Leppmann und Straßmann ein geistig minderwertiger Psychopath ist. Vogel wegen Begünstigung, Wachtvergehens,

Erstattung einer falschen Meldung zu 2 Jahren 4 Monaten Gefängnis. Liepmann wegen Anmaßung einer Befehlsbefugnis in Tateinheit mit Begünstigung zu 6 Wochen geschärftem Stubenarrest.

2. bei der Staatsanwaltschaft des Landgerichts II gegen von Rzewuski. Dieser wurde am 27. Mai 1919 zu einem Monat Gefängnis und einer Woche Haft verurteilt wegen Körperverletzung mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung (im Falle Liebknecht) und groben Unfugs (Im Falle Luxemburg).

3. gegen zwei Mitglieder der Wilmersdorfer Bürgerwehr, Lindner und Meering, die sich an der Festnahme der Getöteten beteiligt hatten. Das Verfahren mußte eingestellt werden, da sie an den Mißhandlungen nicht teilgenommen hatten.

4. gegen den Kraftfahrer Janschkow. Das Verfahren ist ebenfalls eingestellt worden, da ihm Mißhandlungen und Beteiligung an der Tötung der Frau Luxemburg nicht nachzuweisen waren.

Als Runge in einem in der „Freiheit" am 4. Januar 1921 abgedruckten Brief und sodann in einer Vernehmung durch den Oberstaatsanwalt beim Landgericht II erklärte, seine früheren Angaben seien durch eine Reihe von Offizieren und den Kriegsgerichtsrat Jörns beeinflußt worden, wurden neue Verfahren eingeleitet:

5. gegen Jörns wegen Begünstigung. Das Verfahren ist eingestellt worden, weil sich die Anschuldigung als völlig unbegründet herausstellte.

6. gegen Oberlt. Vogel, Kapitänleutnant v. Pflugk-Hartung, Hauptmann Papst und einen unbekannten Offizier wegen Anstiftung zur Ermordung Dr. Liebknechts und der Frau Luxemburg. Als der unbekannte Offizier wurde Leutnant Krull verhaftet, der sich dadurch verdächtig gemacht hatte, daß er Sachen der Frau Luxemburg besaß. Gegen ihn wurde Voruntersuchung eröffnet, da er verdächtigt wurde, den Schuß auf Frau Luxemburg abgegeben zu haben. Sie führte zu keinem Ergebnis. Krull mußte außer Verfolgung gesetzt werden, nachdem Runge bei der Gegenüberstellung erklärt hatte, Krull sei ihm völlig unbekannt. Gegen Krull und den Oberleutnant Bracht ist dann aber Anklage wegen Diebstahls und Hehlerei an Sachen der Frau Luxemburg erhoben worden. Krull wurde zu 3 Monaten Gefängnis, Bracht zu 500 M. Geldstrafe verurteilt. Der Einleitung der Voruntersuchung gegen Vogel und Pflugk-Hartung stand nach dem Gesetze das rechtskräftige freisprechende Urteil entgegen.

7. Ein weiteres Verfahren gegen eine Reihe von Offizieren wegen Begünstigung Runges schwebt noch in der Voruntersuchung.

Ende Mai 1922 hat Runge dem Redakteur des „Vorwärts", Abgeordneten Kuttner gegenüber seine Angaben abermals abgeändert und behauptet, daß er von rechtsstehenden Persönlichkeiten veranlaßt sei, in dem Verfahren gegen Krull zu dessen Gunsten auszusagen, insbesondere auch zu erklären, daß er ihn nicht kenne; Krull sei doch derjenige gewesen, der auf das Auto gesprungen sei und auf Frau Luxemburg geschossen habe. Daraufhin ist gegen Krull erneut die Voruntersuchung eröffnet worden, die zur Zeit noch schwebt."

Man sieht, die Akten häufen sich bergehoch. Die Gerichte arbeiten fieberhaft. Ein Verfahren nach dem andern wird eingeleitet. Jedes hat eine andere Struktur. Nur der Ausgang ist immer derselbe: Die wirklichen Mörder bleiben unbestraft. Denn Herr Vogel konnte sehr bequem entfliehen, obwohl sogar die Einzelheiten seines Fluchtplans bereits vorher in der Presse bekanntgegeben waren. Hierüber aber schweigt die Denkschrift. Das ge-

hört nicht zur Sache. Von einem Verfahren wegen der Flucht Vogels wird auch kein Wort gesagt. Zuletzt ist übrigens Krull wegen „mangelnden Fluchtverdachts“ entlassen worden. Genau wie seinerzeit Roßbach in ein den Verfassungsfreunden feindliches Inland, so wird er wohl in ein den Verfassungsfeinden freundliches Ausland geflohen sein, wo er mit den Kappisten zusammen am „Aufbau“ weiterarbeiten mag.

Während alle Linksmorde recht eingehend behandelt sind, ist die Denkschrift bei manchen Rechtsmorden auffällig schweigsam. Ueber die neunundzwanzig in der Französischen Straße ermordeten Matrosen schreibt sie nur: „Wegen der Matrosenerschießung ist Marloh vom zuständigen Militärgericht freigesprochen worden. Hauptmann v. Kessel hat das Schwurgericht von der Anklage des Meineids entgegen dem Antrag der Staatsanwaltschaft ebenfalls freigesprochen.“ Das ist alles, was über diesen grauenhaften Mord gesagt wird. Aber gerade dieser Fall hätte eine nähere Betrachtung verdient. Denn hier treten die für den Freispruch von rechtsstehenden politischen Mördern typischen Fiktionen, Konstruktionen und Ideologien auf. Marloh glaubte Aufrührer vor sich zu haben, er glaubte in Notwehr zu handeln, er glaubte einem Dienstbefehl zu folgen. Lauter Gründe, die diesen Freispruch rechtfertigen, da dieser Glaube das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit der Handlung ausschloß. Bei Linksmorden gibt es solche irrtümlichen Annahmen der Täter natürlich nicht. Die Täter sind sich hier der Rechtswidrigkeit ihrer Handlungen stets bewußt. Da sie einfache Leute sind, während die Rechtsmörder den sogenanten besseren Kreisen angehören, stehen sie nämlich intellektuell viel höher und sind vor allem besser juristisch vorgebildet. Entsprechend werden Offiziere, welche in illegalen Feldgerichten Unschuldige zum Tod „verurteilen“, freigesprochen, Rotgardisten zum Tod oder langjährigen Zuchthausstrafen verurteilt.

Dieser Gegensatz zeigt sich am deutlichsten in dem vom Justizminister Dr. Gürtner verfaßten Teil der Denkschrift, welcher die bayrischen Morde behandelt. Die preußische Denkschrift geht wenigstens auf juristische Fragen mit aller Gründlichkeit ein, die mecklenburgische übrigens noch stärker. Man mag den dort vertretenen Standpunkt mißbilligen, aber man muß die Tatsache anerkennen, daß hier eine juristische Begründung der freisprechenden Urteile versucht wird. Das hat Bayern nicht nötig. Hier werden 160 Rechtsmorde einfach registriert. Jeder bekommt ein paar Zeilen. Und immer heißt es einfach: das Verfahren wurde eingestellt, oder noch kürzer: die Täter waren nicht zu ermitteln. Nirgends wird näher auf den Gang des Verfahrens und auf die Gründe eingegangen. Eine Ausnahme bilden natürlich die Linksmorde und der Fall der 21 katholischen Gesellen. Diese Verachtung für juristische Details zeigt sich auch in ganz äußerlichen Dingen:

12 kommunistische Morde werden auf 19 Seiten, 160 Rechtsmorde dagegen auf 49 Seiten behandelt.

Immerhin wird selbst hier die Behauptung nicht versucht, die damaligen bayrischen Standgerichte, die auf Grund der leichtfertigsten Behauptungen nach amtlichen Angaben 186 Menschen zum Tode „verurteilten", seien legal gewesen. Im Gegenteil, ausdrücklich wird gesagt: „Diese Standgerichte hatten in den bestehenden Gesetzen keine Grundlage". Aber einige Zeilen darauf hört man, daß das diesbezügliche Verfahren gegen den General Hass eingestellt worden ist. Und ein Verfahren gegen den Verfasser der Befehle, welche diese „Standgerichte" schufen, den späteren Deutschnationalen Justizminister Roth ist überhaupt nicht eingeleitet worden. Ueber die Tätigkeit der Standgerichte belehren die folgenden Fälle der Denkschrift.

„Ignanz Koller wurde am 2. 5. 1919 von Regierungssoldaten in seiner Wohnung verhaftet und bald darauf im südlichen Friedhof erschossen. Ueber den Grund seiner Verhaftung und Erschießung und die daran beteiligten Militärpersonen konnte nichts Näheres ermittelt werden. Fest steht, daß Koller während der Räteherrschaft häufig in der Implerschule, einem Hauptquartier der Roten Armee, sich aufhielt."

„Jakob Schlagentweit, über dessen politische Betätigung nichts Nachteiliges bekannt geworden ist, erhielt während der Rätezeit von der Arbeiterwehr ein Militärgewehr, am 2. 5. 1919 wurde dieses, das er bis dahin angeblich noch nicht hatte abliefern können, anläßlich einer militärischen Haussuchung in seiner Wohnung gefunden. Er wurde daraufhin verhaftet und sofort auf einer nahegelegenen Wiese erschossen. Die Täter konnten trotz ausgedehnter Ermittelungen nicht festgestellt werden, auch nicht der Truppenteil, dem sie angehörten."

„Alois Raidl: Am 3. 5. 1919 vormittags erteilte ein Offizier dem Kriminalwachtmeister Keidler den Auftrag, Raidl zu verhaften; gleichzeitig beauftragte er mehrere Soldaten, mitzugehen, die Verhaftung vorzunehmen und Raidl sofort zu erschießen. Keidler gelang es, Raidl vor seiner Wohnung anzutreffen. Raidl wurde von einem der Soldaten festgenommen, in den Hof geführt und erschossen. Die Ermittelung des Offiziers, der den Befehl zur Verhaftung und Erschießung gab, und des Soldaten, der diesen Befehl vollzog, gelang nicht, ebensowenig eine Klärung darüber, warum die Erschießung erfolgte. Raidl war Führer der Kommunistengruppe, die Mitte April 1919 die Mannschaft der Polizeiwache an der Tegernseerlandstraße entwaffnete, er besaß eine Browningpistole, die angeblich seine Frau vergraben hatte und erst nach der Erschießung ihres Mannes wieder ausgrub und ablieferte."

Obwohl seit diesen Morden bereits fünf Jahre vergangen sind, sind sie noch heute interessant. Denn mit der Tatsache, daß sie ungesühnt blieben, begann die Straflosigkeit aller Untaten gegen Republikaner, die heute in Bayern die Politik beherrscht.

(Im Malikverlag erscheint demnächst ein Buch von E. J. Gumbel, das die Denkschrift des Reichsjustizministeriums über die politischen Morde kritisch behandelt.)

Vorbei die goldne Zeit der Dollarhausse,
Sie ist vorbei! Sie ist vorbei!
Uns blüht kein Veilchen mehr und keine Rose,
Wie einst im Mai! Wie einst im Mai!
Vorbei die Millionen und die Nullen,
Die Börse schläft, Tendenz: sehr flau, sehr schlapp.
Statt Kaviarbrötchen kaust du wieder Stullen:
Wir bauen ab! Wir bauen ab!
  Die Schaukel geht nicht mehr,
  Die Banken die sind leer, —
  Aus ist das holde Spiel:
  Wir sind stabil! Wir sind stabil!

Vorbei die goldne Zeit der fetten Bauern,
Sie ist vorbei! Sie ist vorbei!
Da hilft dem armen Landwirt gar kein Trauern:
Die Hühner legen wieder Ei um Ei!
Zum Metzger laufen wieder froh die Schweine,
Die Preise fallen, und das Geld wird knapp.
Und Butter gibt es schon für Einmarkscheine:
Wir bauen ab! Wir bauen ab!
  Die Schaukel geht nicht mehr,
  Der Beutel der ist leer, —
  Aus ist das süße Spiel:
  Wir sind stabil! Wir sind stabil!

Vorbei die schöne Zeit der Hitlerputsche,
Die großen Helden sitzen im Versteck.
Verfahren ist die ganze faule Kutsche
Und liegt im Dreck! Und liegt im Dreck!
Vorbei die Zeit der Sturmtrupps und Paraden,
Vorbei die ganze schöne Hitlerei!
Doch nur getrost: man wird sie schon begnaden,
Wie einst im Mai! Wie einst im Mai!
  Dann schaukeln wir es schon,
  Das Kind: die Reaktion, —
  Los geht das alte Spiel:
  Wir sind labil! Wir sind mobil!

Vorbei die Zeit der letzten Demokraten:
Sie sind schon futsch! Sie sind schon futsch!
Man rüstet sich zu neuen Attentaten,
Zum nächsten Putsch! Zum nächsten Putsch!
Die Republik gräbt eifrig, um zu sparen,
Ihr eignes Grab! Ihr eignes Grab:
Wer treu ihr diente in den schweren Jahren, —
Den baut sie ab! Den baut sie ab!
  Wir schaukeln hin und her,
  Das Schiff ist leck und leer, —
  Aus ist das Kinderspiel:
  Wir sind steril! Wir sind senil!

---

MIGUEL DE UNAMUNO

## DER WIRKLICHE MENSCH

Die Kulturwelt rüstet sich zur Abwehr gegen einen Akt militärischer Ueberheblichkeit und Barbarei. Don Miguel de Unamuno, Rektor der Universität Salamanca, Philosoph, Gelehrter, Dichter und Essayist, Spaniens feinster Kopf und geistreichster Schriftsteller, wurde vom derzeitigen Diktator Spaniens, Primo de Rivera, mit Zustimmung des Königs Alphons XIII. zur Deportation nach einer entfernten Insel des Reichs verurteilt, weil er, unerschrocken und vernichtend, die impotente Arroganz dieses inferioren Generals an den Pranger stellte. Die Länder romanischer Zunge, in denen das Werk Unamunos übersetzt, bekannt und geschätzt wird, haben bereits Protest eingelegt, D'Annunzio hat seine Stimme gegen diese Vergewaltigung des Geistes erhoben. Ist Deutschland nicht mehr in Europa? 1920 ließ Unamuno sein letztes Werk: „Drei exemplarische Novellen nebst einem Prolog" erscheinen, in dem er das Wesen seines dichterischen Schaffens analysierte, und dem wir die folgenden Abschnitte entnehmen.

Der wirkliche reale Mensch, der homo realis, der ganz res, das heißt ganz Sache — Ursache ist — denn nur, was tätig ist, existiert wirklich —, ist der Mensch, der etwas sein will oder etwas nichtsein will: also der schaffende Mensch, der Schöpfer. Nur daß dieser Mensch, den wir mit Kant den homo noumenon, den noumenalen Menschen nennen könnten — dieser wollende und ideale Mensch — der Mensch des Geistwillens und der Geistkraft — in einer phänomenalen Welt, einer Welt der Erscheinung, einer Verstandeswelt, zu leben genötigt ist, nämlich in der Welt der so-

genannten Realisten. Und er muß diese Welt träumen: Diesen Traum einer Welt. Hieraus, aus dem Zusammenstoß dieser realen Menschen untereinander, entspringt die Tragödie und die Komödie, der Roman und die Novelle. Aber diese Realität ist eine — innere. Die Realität machen weder der Theaterhorizont noch die Dekorationen, weder die Kleidung noch die Landschaft, weder die Kulissen noch die Soffiten, noch . . .

Man vergleiche Sigismund (Calderon: Leben ein Traum) mit Don Quijote, diese beiden Träumer des Lebens. Die Realität im Leben Don Quijotes waren nicht die Windmühlen, sondern die Riesen. Die Windmühlen waren die Erscheinung, waren Scheinwesen. Der Traum ist Leben, ist Realität, ist Schöpfung. Auch der Glaube ist ja nach Sankt Paulus die Substanz der Dinge, die wir erhoffen. Und der Glaube ist der Quell der Realität, weil er das Leben ist. Glauben ist Schaffen.

Oder ist die Odyssee, dieses Epos, das ein Roman ist, ein realer, sehr realer Roman, etwa weniger real, wenn sie uns von den Wundern des Traumes erzählt, die ein Realist aus seiner Kunst verbannen würde?

Also: ein Mensch, ein realer Mensch, der etwas will oder der etwas nicht will — ist ein Symbol, und ein Symbol kann Mensch werden. Ja sogar ein Begriff — ein Begriff, kann zu einer Person werden. Ich glaube auch, daß der Ast einer Hyperbel etwas will, etwas erstrebt — nämlich dies: seine Asymptote zu berühren und sie nur nicht erreichen kann, und ich glaube, daß ein Geometer, der dieses verzweifelte Wollen und Streben der Hyperbel nach Vereinigung mit ihrer Asymptote empfinden könnte, uns sie, diese Hyperbel, als Person, als tragische Person darzustellen vermöchte. Ich glaube, daß die Ellipse zwei Brennpunkte haben will, und ich glaube auch an die Tragödie des Newtonschen Binoms. Was ich nur nicht weiß, ist: ob auch Newton eine Empfindung für sie gehabt hat.

Es gibt Kritiker, die gewisse Dinge „bloße Begriffe“, Fiktionen nennen.

Ich versichere Dich, Leser, daß Gustave Flaubert wirklich, wie man sagt, alle Symptome einer Vergiftung verspürte, während er an einem Roman arbeitete, während er jenen Roman — die Madame Bovary — schuf, der für das Muster eines Romans, und zwar eines realistischen Romans, angesehen wird, und daß ich, während mein Augusto Perez vor mir — besser noch — in mir ächzte, weil ich doch leben will, Don Miguel, weil ich doch leben will, leben (siehe meinen Roman: Der Nebel, Seite 287) meinen Tod erlebte.

Weil du eben selbst — Augusto Perez bist! wird man mir einwenden. O nein. Daß ich alle Helden meiner Romane, alle

Protagonisten, die ich schuf, aus meiner Seele emporholte, aus meiner innersten Realität, — die die Realität eines ganzen Volkes ist, — ist eine Sache, und daß diese Gestalten — ich selbst sein sollen —, ist eine andre. Warum? Wer ist das ich selbst? wer ist er, der sich Don Miguel de Unamuno unterzeichnet? Das ist auch nur eine meiner Personen, eins meiner Geschöpfe, einer meiner Protagonisten. Und das letzte, innerste, höchste Ich?, dieses transzendente oder immanente Ich? wer ist dieses? Das weiß Gott allein — wohl gar Gott selbst.

Und ich sage euch, daß diese Menschen des Zwielichts, die weder Tagmenschen, noch Nachtmenschen sind — die weder etwas sein noch etwas nicht sein wollen, sondern sich ziehen, schleppen, schieben lassen, daß alle diese Menschen, von denen unsere modernen spanischen Romane voll sind — bis auf ihre Haarfarbe und mitsamt ihren individuellen Eigentümlichkeiten, ihren Gesten, Redensarten und ihren Tiks — in ihrer überwiegenden Mehrheit keine Menschen sind und keine wahre, innere Realität haben. Es gibt keinen Moment, in dem sie ihr innerstes Innere öffnen, ihre Seele entblößen.

Ein wirklicher Mensch entdeckt sich in einem Moment, in einem Satz, in einem Schrei, und so wird er erzeugt und geschaffen. So bei Sheakespeare. Und sobald ihr ihn so für euch entdeckt und erzeugt habt, kennt ihr ihn besser, als er sich vielleicht selbst kennt.

Wenn Du, Leser, ein Künstler bist und Menschen zeugen, schaffen willst, tragische, komische oder romantische Akteure — gib es auf, Details anzuhäufen. Versuche nicht, Aeußerlichkeiten, die Außenseite von Menschen zu beobachten, mit denen du zusammenlebst, sondern gehe mit ihnen um, verkehre mit ihnen . . . reize sie, wenn du kannst . . . vor allem aber liebe sie, und warte und hoffe, daß eines Tages — vielleicht aber auch niemals — ihre Seele sich entblößen und . . . ans Licht kommen wird, was sie sein wollen: in einem Schrei, einer Tat, einem Wort. Ergreife diesen Moment, versenke ihn in dich, in dein Inneres, und laß ihn dort ruhen, auf daß er, wie ein Samenkorn, reife und sich entfalte zu dem wahren, realen Menschen, in dem des Menschen wahres, reales Wesen beschlossen liegt. . . Vielleicht wirst du dann besser erkennen als dein Freund Hans oder Thomas, was Hans oder was Thomas sein wollen, oder was jeder von ihnen nicht sein will.

Balzac war kein Mensch, der mit und in der Welt lebte, noch seine Zeit damit zubrachte, sich, was er an seinen Mitmenschen beobachtete, und was er von ihnen hörte, aufzunotieren. Er trug die Welt in sich selbst: in seinem Inneren.

Der Prozeß Kadivec mit der Peitsche „Dominatrix“ als Corpus delicti und Kindern als corpus dilecti hat für sich erstens die Eleganz, sonst würde er in der Interesselosigkeit des Publikums für jene weit darüber hinausgehenden täglichen Kindermißhandlungen hinter Proletariertüren, in Hausmeisterhöhlen, Schusterwerkstätten, Lehrlingsschlafstuben und Elendsquartieren untergehen. Aber die Kadivec hat ein elegantes Laster; oder: das Laster elegant. Es ist nicht so sehr das Laster, als die Eleganz der Beteiligten und der Formalitäten, die anrüchig werden und reizen. Man muß es in der Tat der angeklagten Frau, bei aller pflichtigen Schutzschuld an erotisch ausgebeutete wehrlose Kinder, zugutehalten, daß sie den ästhetischen Erotismus ihrer Handlung mehr genoß als die eigentliche quantitative Grausamkeit. Das ergab das Verfahren. Aber es ist noch ein „Zweitens“ da, das diesen Prozeß markiert. Er ist ein revolutionäres Ereignis. Er bietet Lücken des Gesetzes und der juristischen und polizeilichen Bürokratie, die nie so kraß aufleuchteten, wie diesmal. Die erotische Diskrepanz der Zeit wird klar. Optima perfide wird ein Urteil gefällt, das der ganzen, seit Vater Noahs Zeiten unveränderten pandektenstaubigen Legislatur des Eros selbst sein Urteil spricht. Mit Wien hat die Affäre nur zu tun, als sie eben elegant ist, und das ist ihr lasterhafter Reiz. In der stilisierten Grausamkeit lag Güte, aber diese äußerte sich, und das wäre wienerisch, ästhetisch.

Wien hat sich seit je vor anderen Metropolen der europäischen Zivilisation durch die Gleichmäßigkeit und den Wohllaut seiner Erotik ausgezeichnet. Der Verkehr der Geschlechter vollzog sich hier mit einer selbstverständlichen Anmut, denn es war das wichtige Ereignis des einzelnen und der Mittelpunkt einer gesellschaftlichen Solidarität, die gerade in Wien auf allen anderen Gebieten des gesellschaftlichen Leistens problematisch blieb. Dem Außenseiter erschien das Leben Wiens, ähnlich wie das Leben von Paris, völlig erotisiert. Während die Menschen hier in allen Dingen Eigenbrödler sind und privatistischer als der spleenigste Engländer, vollzog sich sozusagen der Geschlechtsakt in voller Oeffentlichkeit: freilich nur im Symbol, denn der Vollzug war keuscher und zurückhaltender als in irgendeiner anderen Stadt. Das Wiener Liebespaar drängte sich mit heidnischer Gleichgültigkeit gegen die eigene Existenz und die der anderen weder der Aufmerksamkeit mit Nachdruck auf (wie zumal in Berlin oder an Großorten des internationalen Vergnügens, wo der Tratsch den intellektuellen Exhibitionisten- und Voyeurgenuß einleitet), noch zog es sich mit auffälliger Ostentation ins Brautverließ zurück. Es ist Wiens historischer Reiz, daß es dem Geschlechtlichen eine einzig dastehende heidnisch-katholische konziliante Kultur zu geben vermocht hat. Ex-

zesse, Perversionen, Skandale stießen hier auf weniger Sensationslust als anderswo, aber auch auf mehr theoretische Bereitschaft zur Diskussion in passionierter Form. Auch in Wien gibt es Homosexuelle, sie sind gering an Zahl und gehören den impotenten Abfällen der oberen und obersten Schichten an, die sich sonst in nichts von der Liebesanschauung der unteren Schichten unterscheiden. Aber diese Wiener Homosexuellen sind wirklich homosexuell, sie sind nicht Anhänger eines snobistischen Sexualfortschrittes wie in den nordischen Ländern. Es gibt auch Sadisten in Wien und sie sind wirklich Sadisten, wenn auch mit mehr Anmut, als anderswo in der Welt. Die Gesetze in Oesterreich aber, als einem alten Militär- und Feudalstaat, waren und sind von der gleichen Rigorosität wie in allen Militärstaaten. Denn die Gesetze schonen nicht so sehr den angeblichen, den künstlich herauspräparierten reinen Naturtrieb, den man sich in einer plastischen Schablone verkörpert vorstellen muß, als vielmehr die Vollzähligkeit des Rekrutenkontingents. Jede Perversion gefährdete nach alter Auffassung die Bevölkerungsziffer. Auch feudalkapitalswirtschaftliche Prärogativen spielten in den monarchischen Gesellschaften und Staaten mit. Die billige Arbeitskraft hängt von der Kopfzahl ab. Viele Arbeiter sind billige Arbeiter (und Beamte). Wenige Arbeiter sind teure Arbeiter. Ausschweifungen und Extravaganzen sind keineswegs physiologisches Monopol oberster Schichten. Im Gegenteil; im Tiersport und in der Jagd, im Florett, überhaupt im raffinierteren Waffenhandwerk reagieren die oberen Schichten die sogenannten perversen Imponderabilien eher ab, als die in ihren Sehnsüchten und Bedürfnissen gestauten und gehemmten Mittel- und Unterschichten: freilich haben die Oberschichten vor den Unterschichten die Muße voraus, die als Bresche dem Wiedereinströmen abreagierter Sadismen, Sodomismen und jeder Art allotroper Sexualität entgegenklafft. Im allgemeinen aber wird das symbolische Liebesverhältnis der Komtesse mit ihrem Lieblingshengst und selbst die Chance der Peitsche, auch wenn sie sparsam geführt wird, genügen, und die Dame wird kühl und keusch bleiben können, während in der Bürgerstochter ohne ästhetische Ablenkungsmittel, oder gar im Proletariermädchen die Vorstellungen unterdrückter Liebeslust geil aufgären. Der junge Mann, der, mit der graziösen Nadel des Floretts autistisch beschäftigt, erstens seinen Narzißkörper erschüttert bis in die Nervenspitzen erlebt und zweitens die fremde Haut in seine blutig zeichnende Gewalt bekommt, wird viel reiner träumen als der verrußte Plebejerjunge, der Unterdrückung passiv kennen lernt und nach Verkehrung dieses Geschmackes giert. Diese bevorzugten, durch Freiheit, Schönheit, Ableitungsmöglichkeit geläuterten Oberschichten haben im Zusammenhang mit der grundherrlich-kapitalistischen Herrschaftsraison, die oben angedeutet wurde, Gesetze erlassen, die dem Bürger das Perversionszölibat auferlegen.

Diese Gesetze gelten auch in Oesterreich und in Wien, besser gesagt, sie gelten noch, obwohl die Voraussetzungen zugleich mit jener Gesellschaftsklimax erloschen sind. Im alten Oesterreich hätte man trotzdem aus einem Tatsachenmaterial wie dem des Kadivec-Prozesses kein forensisches Kapital geschlagen, höchstens den Stoff für Gesellschaftscauserie und spitzfindigen Kulissenwitz geschöpft. Man hätte vertuscht, weil man bei Aufrechterhaltung jener Gesetze der Herrschaftsraison, dem Menschlichen des Vorgangs, wie stets in Oesterreich, Einsicht entgegengebracht hätte. Die ganzen Tatsachen wären mehr komisch denn grauenvoll erschienen.

Ein solcher Mangel an Humor, wie bei diesem Prozesse, ist in Wien vielleicht noch nie zu verzeichnen gewesen. Selbst der Giftmordversuch der Vukobrankovic wurde, damit verglichen, als Hetz' aufgefaßt. Diesmal war es keine Hetz', sondern eine Hetze und zwar in deutlichen zwei Akten mit deutlicher Peripetie. Zuerst schüttelte die Stadt der Abscheu, und kaum war das abnormale Urteil gesprochen, das Erbarmen.

Wien erlebt mit diesem Phänomen als, was das Erotische anlangt, Europas Naive einen Konflikt, der durch das ganze gesellschaftliche Leben unserer Zivilisation geht: die Inkongruenz veralteter Gesetze mit der naturwissenschaftlichen Lebensweisheit.

Was sich in Wahrheit vollzogen, war das folgende: Eine Sprachlehrerin etwas abenteuerlicher Vergangenheit, mondainen Zuschnitts und exotischer Herkunft (italo-kroatisch), nahm über ein halbes Dutzend armer, meist unehelicher, schwer verwahrloster Kinder zu sich, zog sie an und auf, lehrte sie die bürgerlichen Kenntnisse der Volksschule, des Französischen und des Klavierspiels. Die Kinder machen nachgewiesenermaßen einen guten Eindruck, und Pädagogen und Psychiatiker stellen zum großen Teil Erziehungserfolge fest. Nur in einem Falle eines Knaben wird seelische Depression auf sexueller Grundlage konstatiert: der Knabe ist pubereszent, allerdings; aber die Lehrerin übertreibt bei einer ihr nach bürgerlichem Bemessen nicht nur konzedierten, sondern sogar konzessionierten Erziehungsmethode die Strafen für Additions- oder Schreibfehler. Die Kinder werden mit Ruten geschlagen, wobei die Zeremonie stärker ins Gewicht fällt als der brutale Akt selbst. Grausamkeit beruht überhaupt auf der Vorstellung, nicht auf dem physischen Vorgang. Es ist nachgewiesen, daß grausame Tode nur subjektiv, nicht objektiv schmerzhafter sind: genau so wie erotische Freuden und Nuancen des Genusses auf der Vorstellung beruhen. Die Strafprozeduren der Kadivec an den Kindern reduzieren sich also auf das normale Maß der durch die deutsche Erziehung ja so herrlich empfohlenen Züchtigungsmethode: das Staberl. Noch in der vorigen Generation haben Eltern, Lehrer, Katecheten, Gouvernanten, Kinderfrauen, Hofmeister

und nicht zuletzt die ehrwürdige Erscheinung der gewerblichen Meister das Lineal, das Staberl, den Riemen mit Meisterhaftigkeit praktiziert. Beim Militär war es überhaupt der deus ex machina, der in den hartnäckigsten Fällen zaubern konnte, und noch das Leben des heutigen Schiffsjungen hat den bösen Dämon der neunmal geschwänzten Katze, des Tauendes, zum Symbol. Von der Grausamkeit, die auf Schiffen sich austobt und von der sexuellen Libido des, wie der Bürger glaubt, keuschesten Männertyps, des Seemannes, macht sich niemand eine Vorstellung, der nicht persönlich im sogenannten „siebenten Himmel" — man merke die Ironie dieser Begriffsspiegelung ins Konkave — im Kielraum der Gesellschaft Nautika studiert hat. Waisenhäuser, Kadettenschulen, Pensionate, von Gefangenenhäusern und Irrenanstalten ganz zu schweigen, brüten unter dem Deckmantel spartanischen Trainings dumpfe Wollustgase der Grausamkeit. Es gibt keine Erziehung der Welt, die von vornherein, wenigstens unter sogenannten zivilisierten Nationen, stärker auf die Polarität des Sadi-Masochismus gestellt wäre als die deutsche. Hier klagt das Gesetz nicht an, es unterstützt. Es unterstützte auch die Kadivec. Bei einem früheren Prozeß war sie im Falle eines kleinen Jungen der Kindermißhandlung angeklagt. Sie präsentiert dem Richter als Entschuldigung ein Selbstbefleckerhöschen und wird mit Aplomb freigesprochen. In ihrem letzten großen Falle gelang es ihr nur darum nicht, einen Monstre-Pädagogenpreis zu erzielen und zur Generalissima aller deutscharischen Jugendbrutanstalten zu avancieren, weil sie auf neugierige Aushorcherei den Untersuchungsrichtern verriet, daß sie bei der Verabreichung ihrer zeremoniösen Prügel persönliche Annehmlichkeiten empfunden habe.

Sie wurde mit 6½ Jahren Kerker und einigem netten Verschärfungszubehör bestraft. Sie schrie bei der Verkündigung des Urteils auf: „Ich bin unschuldig, das ist ein sadistisches Urteil." In der Voruntersuchung ist ein kleiner, für das ganze Geschehnis charakteristischer Zug an ihr der Oeffentlichkeit entgangen. Der Untersuchungsrichter frägt sie, warum sie „es" getan habe. Sie öffnet den Mund, bricht plötzlich ab und macht eine resignierte Handbewegung: „Wozu soll ich es Ihnen erklären. Sie würden es doch nicht verstehen." In dieser müden Geste des Verzichtes eines um die Nuance Wissenden gegenüber dem Nicht-Wissenden liegt eine Welt. Aus dieser Welt dringt nur jener erzene Posaunenschall des Nietzscheschen Gedichtes über die Lust: „Denn alle Lust will Ewigkeit . . . . ." Ist ein Richter taub für diesen Fanfarenstoß der mysteriösen Lebensenergie? Wir glauben nicht, wie die Kadivec, er sei es. Denn er wäre sonst kein Richter geworden. Staatsanwalt und Richter sind nur durch Grade vom Henker entfernt. Es gehört dazu eine tiefe libidinöse Neigung für diese Berufe. Selbst Menschen mit den stärksten Nerven würden auch gegenüber der Verlockung sozialer Macht und ökonomischer Sicher-

heit dem Rufe zu widerstehen trachten, wenn er nicht das Echo einer inneren Stimme aus ihnen ist. Und der Beweis ist diesmal gegeben, weil der Richter nicht locker ließ und mit der Begleitmusik seiner Lüsternheit solange an ihren körperlichen Geheimnissen fingerte, bis die Frau in der Ohnmacht des niemals ungeschlechtlichen Beichterausches ihre Veranlagung gestand. In diesem Augenblick trat dem Richter das Ereignis ein und er überklappte sie mit seiner männlichen Macht. Wäre ich die Frau Richter gewesen, an diesem Tage des Urteilsspruches hätte ich Eifersucht empfunden und den Gatten seines gewissen geheimen Treubruchs gemahnt. Die Kadivec ist vielleicht nicht hübsch, aber pikant und sehr mondain. Die Justiz muß sein, gut. Die Richter und Staatsanwälte müssen auch sein, gut, so wie der Henker, nicht wahr? Ja, wo käme die menschliche Gesellschaft sonst hin. Auch Spione sind ja bekanntermaßen eine Natureinrichtung der jeweilig feindlichen Armee-Oberkommandos, und wo käme so ein Stratege hin . . . . . aber doch, ein Spion . . . . . usw. Wer aber wagt zu entscheiden, wieviel subjektives Vergnügen noch im gerechtesten Urteilsspruch tumesziert? Wer könnte überhaupt die Erektionen des bekannten Sittlichkeitswahnes vom Blutzudrang befreien? Die Kadivec wurde also nicht wegen Kindermißhandlung oder Uebertretung des Züchtigungsrechtes bestraft, denn jeder deutsche Mann wird eine Kasusanomalie oder eine Additionsverirrung, eine Buchstabenperversion oder die grammatikalische Schändung nur durch fünfundzwanzig Beistriche auf den Hintern gesühnt erklären. Aber daß dabei noch subjektive Lüste mitspielen dürften, das wird gerade er zu leugnen trachten. Und ganz mit Recht. Berufserscheinungen sind Reservat, und ein Staats- oder Gesellschaftsfunktionär neidet sie dem andern.

Die Verurteilung der Kadivec erfolgte unter der ausdrücklichen Betonung und Paragraphierung, daß sie dabei, wie sich der Wortlaut des Gesetzes nicht gegen den guten Geschmack zu sagen sträubt: „ihren Lüsten frönte". Eine Hilfslehrerin, Degrassi, der eine zweimalige Auspeitschung eines Kindes unter gleicher zeremoniöser Aufmachung nachgewiesen werden kann, wird trotzdem freigesprochen, weil ihr das „Frönen" nicht nachzuweisen ist, dagegen dem mißhandelten Kinde die orthographischen Fehler.

Die schwere Strafe entsteht auch durch ein juristisches Valorisierungsverfahren, indem nämlich diese ganze an sich mehr komische als bedeutsame Theaterpeitscherei — die ja allerdings exotischer Import und ganz unwienerisch ist — zur Schändung hinaufgestempelt wird. Der Paragraph über Eingriff in eine fremde, unbeteiligte Geschlechtssphäre wird angezogen; wobei freilich die Voraussetzung unterschlagen wird, daß eine physische Beschädigung stattgefunden haben muß. Denn die physische Beschädigung des Sitzmuskels ist keineswegs gleichwertig jener streng

lokalisierten Beschädigung, die das Gesetz zwar nicht definiert, aber selbstverständlich meint, weil es eine andere Auslegung gar nicht ahnt. In diesem Fall hat also ein listiger Richter mit böser Absicht — der Urteilsprechende ist einer der humansten, angesehensten Richter Oesterreichs, seine Aktion ist also keineswegs eine der persönlichen, sondern der berufsmäßigen Indolenz entspringende unbewußte, mehr Bösheit als Bosheit, summiert um die allgemeine juristische Indolenz des Publikums — die Dummheit eines unvollkommenen Gesetzes befruchtet, so daß ein aktueller Jurisdiktionsakt daraus wurde, der, in reines Deutsch übersetzt, so lauten müßte: Ein anderer wird geschändet, wenn du Lust empfindest, weil er nichts davon ahnt; und für diese Schändung unbewußt dienender Lustobjekte wirst du mit der vollen stabilisierten Valuta des Schändungsparagraphens bestraft. Das bedeutet richterliche derbe Integration eines hochdifferenzierten Gesetzteiles, wodurch augenscheinlich der Richter die Integrität reaktiviert zu haben glaubt.

Ein Hauptanklagepunkt gegen die Kadivec war auch das aus deren zwölfjähriger Tochter erpreßte Geständnis, daß Mutter und Tochter, die ineinander sehr verliebt waren, gemeinsam in einer Badewanne badeten, wobei den gegenseitigen Reinigungsspielen Zärtlichkeiten unterliefen. Die junge Edith Kadivec ist ein schönes, kluges, hochstehendes, harmloses Kind. Sie wurde unter fürchterlichen Beichtemartern in ein sogenanntes Erziehungsheim gesteckt, wo sie unter schweren sexuellen Aufklärungserscheinungen zusammengebrochen ist. Das nennt man Läuterung. Weder Richter noch Publikum bringen die Kraft zu einer Differenzierung auf, die zwischen einem von beiden Teilen selbstgewollten und sich aus natürlichem Schönheitstrieb einstellenden Liebesverhältnis und etwa dem Ueberfall eines Gorilla-Vaters auf eine widerstrebende Tochter unterscheidet. Die Anklage beschuldigt die Kadivec der seelisch-leiblichen Verwüstung von Jungfräulichkeiten. Wenn die Richter und Geschworenen und das aburteilende Publikum nur ein Minimum an naturwissenschaftlicher Bildung besäßen, so würde man sich nicht länger der dummen Zwangsvoraussetzung beugen, daß Kinder sexuell keusch sind. Kinder sind nur begrifflich und vom dialektischen Bewußtsein aus keusch, in ihren Handlungen und Träumen sind sie stets libidinös. Es hätte garnicht erst der Psychoanalyse mit ihrer Lehre vom Mutter- und Oedipuskomplex bedurft, zahlreiche Jugenddichtungen (siehe Robert Musils „Zögling Törless“, der auch „Kadetterln unter sich“ schildert) erzählen von den Leidenschaften der Kinder füreinander oder für ihre Mütter, die an der Grenze der Handlung manchmal, an jener der Vorstellung davon niemals Halt machen. Die mechanische Auslegung des Gesetzes, das den gewaltsamen Eingriff in eine jungfräuliche Geschlechtszone verpönt, hört wiederum an dem Akzent vorbei, der auf dem Worte „gewaltsam“ ruht, worunter natürlich auch die

Verlockung oder Verführung in ihrer süßeren Form verstanden werden kann. Aber die Grenzen sind hier schwingend. Anhaltspunkt für die Aburteilung kann stets nur der Wunsch eines sich Beschädigtfühlenden sein; also ein Kind, das gegen seine Neigung vergewaltigt oder verführt wird. Selbst bei den aufgeklärtesten und freiesten Menschen wird für den erotischen Liberalismus noch immer eine Hemmung zu überwinden sein: Der Grund liegt in dem Vorurteil, das die hygienischen Folgen frühzeitiger Sexualhandlungen weit überschätzt. Unsexualisierte Kinder, die keine „perversen" Jugendverhältnisse haben, sind selten und nur unter den Unbegabten zu finden. Die Folgen jugendlicher Sexualhandlungen bei normaler Ernährung und sonst guter körperlicher Erziehung sind nach den neuesten Forschungen als Null zu betrachten. Sie hinterlassen überhaupt keine Spuren. Aus schwer sexualisierten Kindern sind nicht nur die genialsten, sondern auch die ethischsten Persönlichkeiten geworden, weil die Sublimation der Erotik um so sicherer einsetzt, je früher die unteren Stufen erlebt und überwunden werden. Jugendliche Impotente sind mit 50 Jahren Lebemänner, während kindliche Erotiker im Mannesalter Weise, Erfinder und Religionsstifter sind. Man lese sich genau den Tolstoi durch. Ganz zu schweigen von der Bagatellisierung des Jugendlasters (sozusagen; eigentlich ist es das Witwenlaster, beiderlei Geschlechts, und entspringt der Vereinsamung. Europäische Jugend eben ist vereinsamt und voll Witwengrams) durch Autoritäten, woraus einst die Höllen geweissagt wurden. Darüber lese man bei Forel, Freud und Hirschfeld.

Wir stecken mit unseren erotischen Gesetzen und unserem Liebeskodex tief im Mittelalter, mit unseren Nerven, unserem Hirn, mit den Ansprüchen unseres Fleisches und unseres Geschmackes aber leben wir in einem naturwissenschaftlich-heidnischen Zeitalter. Das Gesetz soll uns die Unschuld unserer Empfindungen wiedergeben. Der Prozeß Kadivec ist für Wien selbst ganz uncharakteristisch. Er ist der typische Großstadtprozeß, der erotische Prozeßfall des Großstädters, reliefiert durch eine Stadt voll von erotischer Anmut und, außerhalb aller grünen Tische, grünender sinnlicher Freude. Ueber das Bedauern hinaus, das dieses Justizmordachtel — die Kadivec ist in den dreißig — für die Protagonistin erotischer Großstadtmorphologie erweckt, fordert ihr Fall die Opposition aller konsequent biologisch und kulturell denkenden Menschen heraus. Es gibt einen einzigen Sadismus, um den sich die andern zu kümmern haben, und das ist jener aus der Idee des Rekrutenkontingents geborene; der Sadismus laut Gesetzen, die Etrusker und Scholastiker vor grauen Zeiten gemacht haben, nicht aber Forscher, Naturwissenschaftler und Mediziner.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Märzwoche

Carl Fürstenberg, der Leiter der Berliner Handelsgesellschaft, ist alt geworden. Das tragische Geschick, das sich an vielen großen Menschen vollzieht, hat auch ihn ereilt. Die Tugenden seiner Jugend wandelten sich im Alter zu Schrullen. Er, der jahrzehntelang mit seiner Selbständigkeit in vielen Beziehungen Vorbildliches gewirkt hat, benimmt sich jetzt zuweilen wie ein störrisches Kind. Wie anders könnte man es deuten, daß er, der Kluge, der die Hochschätzung der öffentlichen Meinung im Verkehr stets betonte, in diesem Jahre darauf verfiel, einen Geschäftsbericht für 1923 in den Zeitungen zu veröffentlichen, der mit Recht als eine Karikatur bezeichnet worden ist. Enthält er doch, von kargen und wenig besagenden Ziffern abgesehen, nur ein knappes Dutzend erläuternder Worte. Die Bank sei in 1923 nicht unter Akzept getreten. Das ist das einzige, was die Verwaltung der Berliner Handelsgesellschaft Interessantes über das problem-strotzende Jahr 1923 zu Wissen ihrer Aktionäre zu bringen für notwendig befindet. In der Tat, eine offenere Verhöhnung der Publizitätspflicht ist kaum vorstellbar. Wir würden das weniger tragisch nehmen, wenn dieser Vorfall nicht auch seine symptomatische Bedeutung hätte. Carl Fürstenberg ist zwar auch heute noch einer der klügsten Bankiers, und die Klarheit, mit der er die Frage der Kapitalumstellung ansieht, flößt ohne weiteres Respekt ein. Aber wenn er sich davor bewahren will, daß fixe Ideen ihm zum Schaden des Instituts seinen sonst so guten Blick trüben, so täte er gut, das Zweiaugensystem, nach dem die Berliner Handelsgesellschaft noch heute dirigiert wird, baldigst abzubauen, und sich von seinen einsichtigen Mitarbeitern ein wenig mehr ins Geschäft reden zu lassen, als das jetzt der Fall ist. Denn wer entschädigt schließlich die Aktionäre, die der Verwaltung ihr Kapital anvertrauten, dafür, daß Fürstenbergs dicker Schädel ein wertvolles Aktivum nach dem andern im Laufe der Jahre preisgab mit dem Erfolg, daß jetzt aus diesen und anderen Gründen eine Herabsetzung des Kapitals angekündigt werden mußte, obwohl es seit der Vorkriegszeit unverwässert geblieben ist. In allen Fällen, sei es beim Bochumer Verein oder bei der Akkumulatoren A.-G. oder bei einer der anderen Gesellschaften, die das Institut sich abjagen ließ, war die Handelsgesellschaft rechtzeitig gewarnt worden. In allen Fällen unterließ sie es ganz unverständlicherweise, etwas zum Schutz ihrer Mehrheitsrechte zu unternehmen, bis schließlich diese Verranntheit in eine Idee dazu

führte, daß es der Berliner Handelsgesellschaft selbst ebenso erging wie zahlreichen ihrer Portefeuillegesellschaften, bis Hugo Stinnes mit einem mächtigen Paket sich als der neue, vorerst unsichtbare Herr präsentieren konnte. Die letztjährige Geschichte der Berliner Handelsgesellschaft ist eine Geschichte der Eigensinnigkeiten ihres sonst so verdienstvollen Leiters.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit ist nebenher, von der Oeffentlichkeit wenig beachtet, eine Geldorganisation aufgezogen worden, deren Potenz hinter der einer D-Bank nicht zurückstehen dürfte. Die kommunalen Spar- und Girokassen, die ihrerseits nach Provinzen bzw. Ländern sich zu Giroverbänden mit Girozentralen zusammengeschlossen haben, errichteten Ende 1916 den Deutschen Zentral-Giroverband, und dieser eröffnete Anfang 1918 eine eigene Bankanstalt, die Deutsche Girozentrale, die gleichzeitig die Geldvermittlungsstelle des Deutschen Städtetages in sich aufnahm. Hatten die regionalen Girozentralen für ihren örtlichen Bereich die doppelte Aufgabe, einmal den Zahlungsverkehr zwischen den einzelnen Giro- und Sparkassen zu vermitteln und sodann auch eine Geldausgleichsstelle im höheren Sinne zu bilden mit dem Zweck, vorübergehende Ueberschüsse der einen Kasse dem momentanen Bedarf der anderen zugute kommen zu lassen, so hatte die Deutsche Girozentrale diese Aufgabe im großen. Die Geschäftsführung der Girozentralen und ihrer Spitzenorganisation ist seinerzeit scharf angegriffen worden, sowohl von seiten der Privatbanken, die sich durch die Expansion dieser mündelsicheren Institute bedroht fühlten und ferner von den sogenannten Landesbanken, die in den westlichen Provinzen die Aufgabe der Girozentralen für die Spar- und Girokassen des entsprechenden Landesteiles ausübten. Aber die anfänglichen Mißgriffe, die hier und da vorkamen, die schließlich auch die Girozentrale von Schleswig-Holstein durch Devisenverluste zu Fall brachten, sodaß eine Stützungsfusion mit der Hannoverschen Girozentrale vorgenommen werden mußte, alle diese Kinderkrankheiten sind sehr bald überwunden worden. Man muß im Gegenteil diesen Instituten zugestehen, daß sie in einer Zeit, in der das private Bankwesen nahezu versagte, mit frischem Mut den Aufbau von Geldreservoiren in einer Weise betrieben haben, die sich sehen lassen kann. Ende 1920 verfügten die Girozentralen über nicht weniger als sechs Milliarden Mark fremde Mittel, und wenn auch die unausbleibliche Schädigung der Inflation hier später nicht minder scharf sich bemerkbar gemacht hat wie im Privatbankwesen, so ist es doch infolge der geleisteten Arbeit gelungen, nach Eintritt der jetzigen Stabilisierung einen prozentual weit bedeutenderen Teil von Spargeldern heranzuziehen, als die ehemals übermächtigen Großbanken. Ohne daß die Solidität darunter litt, haben nämlich die Spar- und Girokassen manches möglich gemacht, was den Großbanken indiskutabel erschien. Es

sei nur an die frühzeitige Einführung der Goldsparkonten erinnert. Auch einer anderen Aufgabe sind einige von ihnen sehr frühzeitig gerecht geworden. Die Girozentrale Hannover hat es verstanden, mit Hilfe von ausländischem, amerikanischem, holländischem und schweizerischem Kapital ein System von „Wirtschafts-Aktiengesellschaften“ über ganz Deutschland aufzubauen, welche sich sehr bald als eine beachtenswerte Kreditquelle, vor allem für das mittlere Gewerbe, erwiesen haben. Neuerdings liegt nun ein Beschluß vor, der einen Wendepunkt in der Geschichte dieser Organisationen bilden kann. Der Deutsche Zentralgiroverband hat den Deutschen Sparkassenverband und den Verband der kommunalen Banken in sich aufgenommen und damit den Grundstein zu einer völligen Konzentrierung der öffentlich-rechtlichen Kreditinstitute gelegt. Der Sparkassenverband, der bisher kein eigenes zentrales Bankinstitut besaß, erlangt also gleichfalls Anschluß an die deutsche Girozentrale. Bei der Vereinigung der Landesbanken mit dem Verbande der kommunalen Banken mag der Vorfall beigetragen haben, der sich kürzlich bei der Deutschen Girozentrale zugetragen hat. Wegen der raffinierten Scheckschwindeleien ihres Hauptkassierers, die der Deutschen Girozentrale bekanntlich einen Höchstverlust von rund zwei Millionen Goldmark zugefügt haben, ergaben sich Regreßansprüche der Deutschen Girozentrale gegenüber der Landesbankenzentrale, welche dem Komplizen des Herrn Hinz, den Bankier Höfling, Schecks in großem Umfange lombardiert hatte. Möglicherweise werden die Differenzen nun durch eine Fusion oder andere Gemeinschaft dieser beiden Organisationen aus der Welt geschafft. Aus der Not wird so eine Tugend.

Dem knappen deutschen Kapitalmarkt fehlte bisher jede straffe Leitung. All und jeder riß sich darum, Kapital aufzunehmen, ohne daß volkswirtschaftliche Erwägungen auf lange Sicht die Distribution des kostbaren, befruchtenden Kapitals bestimmten. So galt es z. B. jahrelang als eine der Volkswirtschaft dienende Tat ersten Ranges, wenn Kapital für die Zwecke von Wohn-, Industrie- und Verkehrsbauten aufgebracht wurde. Daß die Belebung des Baumarktes eine Hauptaufgabe der deutschen Wirtschaftspolitik auch in der Gegenwart sei, das wurde von der Vulgär-Oekonomik mit Pathos verkündet und von allen „Sachverständigen“ widerspruchslos gutgeheißen. Aus der Tatsache, daß das industrielle Kapital weitgehend immobilisiert ist mit dem Ergebnis, daß das mobile Kapital für die elementarsten Lebensbedürfnisse mancher Unternehmungen nicht ausreicht, aus diesen Zusammenhängen wollte man keine Lehre ziehen. Man wird es darum unumwunden als ein Verdienst des Reichswirtschaftsministeriums bezeichnen dürfen, daß dieses neuerdings mit einer klaren, zielbewußten *Kapitalverwendungspolitik* hervortritt, die überdies den Vorzug hat, durch zwingende logische Argumente bestens

fundiert zu sein, und man wird wünschen müssen, daß es der Kraft der Gründe gelingen möge, dieser Politik des einen Ministeriums gegenüber den Tendenzen zahlreicher anderer Ministerien zum Siege zu verhelfen.

Die merkwürdigsten Ideen sind unter dem Eindruck der früheren Lehre, daß, die Bauwirtschaft beleben, alles sei, entstanden. So ist aus Kreisen der Zementindustrie ein Vorschlag vorgetragen worden, der sich sogar der Unterstützung einiger Handelskammern rühmen durfte, der Vorschlag nämlich, die Krise des deutschen Arbeitsmarktes mit einem vermeintlichen Kolumbusei dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man erstens den Mieterschutz weitgehend mit einem Schlage beseitige und die Friedensmieten wiederherstelle, daß man zweitens danach den städtischen Hausbesitz mit der im Rentenbankgesetz vorgesehenen zusätzlichen Belastung in gleicher Höhe wie Landwirtschaft und Industrie belege und daß man drittens mit den gegen diese Deckung auszugebenden Rentenbankscheinen langfristige Baukredite gewähre. Dieser Vorschlag ist bisher schon seiner inflationistischen Wirkung wegen glatt abgelehnt worden. (Es bleibt abzuwarten, ob nach dem Wahlausgang die Regierungsstellen die gleiche Festigkeit gegenüber solchen und ähnlichen Plänen bewahren wie bisher.) Bei der Beurteilung der Wohnungsfrage darf des weiteren nicht vergessen werden, daß die Angleichung der Mieten an den Vorkriegsstandard automatisch eine Verringerung des Wohnbedürfnisses und damit eine Verminderung der Nachfrage nach Wohnraum zur Folge haben muß. Das „Zusammenrücken“ in den größeren Wohnungen wird noch viel größeren Umfang annehmen als bisher. Dazu kommt ein weiteres. Es ist eine Utopie anzunehmen, daß nach Freigabe der Wohnungszwangswirtschaft die Bautätigkeit sich automatisch wesentlich vermehren würde. Im Gegenteil: Es ist undenkbar, daß der Kapitalmarkt in großem Umfang Mittel in Wohnbauten investieren wird. Denn die heutigen Zinssätze von 10, 15 und 20 pCt. haben, damit das hergegebene Kapital die anderweit erlangbare Verzinsung trägt, doppelt, dreimal und vierfach so hohe Mieten zur Voraussetzung, wie sie vor dem Kriege gezahlt wurden. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dagegen, daß Mieten solcher Höhe von der ohnehin in ihrer Kaufkraft geschwächten Bevölkerung auch nur vorübergehend, geschweige denn für die Dauer, aufgebracht werden können. Die Miete ist der einzige direkte Berührungspunkt der breiten Masse mit den Zinssätzen des Kapitalmarktes. Die Last der Raritätsprämie, die das Kapital sich jetzt zahlen läßt, kann und darf in ihrer unmittelbaren Auswirkung auf den Konsum der Masse nicht dadurch verewigt werden, daß man gerade im Kulminationspunkt in großem Stil mit Bauen anfängt.

# GLOSSEN

## ZEUGNISHEFT: DEUTSCHER REICHSTAG.

Vor kurzem lernte ich in vorgerückter Stunde in einer abgelegenen Kneipe einen Mann kennen, der sich mir als Pedell der politischen Schule „Weltball“ vorstellte. Da er ziemlich angeheitert war und ich allem, was mit Schule zusammenhängt, sehr vorsichtig gegenübertrete, hielt ich seine Reden für faule Witze. Er zog aber zum Beweise aus der Tasche ein Buch mit dem Titel: „Zeugnisheft für die Klasse Deutscher Reichstag“ und erlaubte mir, einen Blick hineinzuwerfen.

Ich warf.

Die Sache erregte mein größtes Interesse. Leider schien der Mann den Höhepunkt alkoholischer Vertrauensseligkeit schon überschritten zu haben — oder er merkte, daß ich unterm Tisch einzelnes aus dem Buch in mein Notizbuch stenographierte — jedenfalls rief er plötzlich: „Ich darf das Zeugnisheft niemand zeigen!“ und riß es mir aus der Hand.

Ich ließ ihn reißen.

Schade! — Ich hätte gern noch geblättert, aber der Reißende war ein Glied der Schule — wenn auch nur Pedell (über mein Verhältnis zur Schule siehe oben).

Doch nun will ich mitteilen, was ich in aller Eile unterm Tisch zusammengestoppelt habe. Leider ist mein Auszug sehr unvollständig. (Wie alles in unserer unvollständigen Zeit.)

Vorausschicken will ich, daß jedes Blatt folgenden Kopf trug: „Zeugnis der politischen Schule „Weltball“ für die ..... Partei des deutschen Reichstages“. Dahinter „I = sehr gut; II = gut; III = genügend; IV = mangelhaft; V = ungenügend“.

Und nun gehts los, und keiner kanns halten.

Deutschnationale Volkspartei.

A. Agitation: I.

B. Leistungen

a) für eigene Partei: III,

b) für die Allgemeinheit: V.

C. Bemerkung:

Eine Versetzung kommt nicht in Frage, da die Ergebnisse der einzelnen Fächer zu widersprechend sind.

Deutsche Volkspartei.

A. Agitation: II.

B. Leistungen

a) für eigene Partei: II.

b) für die Allgemeinheit: IV.

C. Bemerkung:
Die Versetzung scheiterte an der mangelhaften Leistung in Punkt B b), auf den Schülerin besonderes Gewicht zu legen hat.

Deutsch-Demokratische Partei.

A. Agitation: IV.
B. Leistungen
a) für eigene Partei: IV,
b) für die Allgemeinheit: II.
C. Bemerkung:
Infolge der „Gleichgültigkeit in Punkt A war an eine Versetzung nicht zu denken.

Christliche Volkspartei.

A. Agitation: III und besser.
B. Leistungen
a) für eigene Partei: III u. geringer,
b) für die Allgemeinheit: III u. geringer.
C. Bemerkung:
Schülerin könnte Hervorragendes leisten, wenn sie sich bemühen würde, dem Lehrplan der Klasse entsprechend zu arbeiten und nicht nach andern Klassen zu schielen. Eine Versetzung konnte infolgedessen nicht stattfinden.

Vereinigt. Sozialdemokratische Partei.

A. Agitation: II, später III.
B. Leistungen
a) für eigene Partei: III, später II,
b) für die Allgemeinheit: III, später IV.
C. Bemerkung:
Schülerin hätte den eingeschlagenen Weg einhalten sollen. Die eingetretene Veränderung macht eine Versetzung in Hinsicht aus Punkt B b) unmöglich.

Kommunistische Partei.

A. Agitation: I.
B. Leistungen
a) für eigene Partei: III,
b) für die Allgemeinheit: V.
C. Bemerkung:
Eine Versetzung ist ausgeschlossen, da die Ergebnisse in den Einzelfächern zu widersprechend sind.

Darauf folgte noch eine Reihe von Zeugnissen, die ich nicht mehr notieren konte. Zum Schlusse kam noch das Allgemeinurteil: „Der Stand der Klasse deutscher Reichstag ist als nicht befriedigend zu bezeichnen. Die Klasse hat ohne Ausnahme den Stoff des letzten Kursus noch einmal durchzuarbeiten.

gez. Obermeier
Direktor der politischen Schule ‚Erdball'."

Für die Richtigkeit der Abschrift kann nicht garantieren

*Julius.*

---

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

*Friedrich Nietzsche und Erich Kuttner.*

In Heft 7 des „Tage-Buchs" vom 16. Februar 1924 wird eine von mir im Preußischen Landtag gehaltene Rede glossiert und über ein darin enthaltenes Wort von Nietzsche bemerkt:

Dieses Nietzschewort, die Leute werden links und rechts lachen, stammt nämlich von Erich Kuttner. Im gleichen Zusammenhang wird mir eine „plumpe Fälschung" vorgeworfen.

Hierzu stelle ich berichtigend fest: Das von mir angeführte Zitat stammt weder von mir, noch habe ich es gefälscht. Ich habe es vielmehr aus der Nietzschebiographie eines anerkannten Nietzscheforschers entnommen. Und zwar handelt es sich um die von Ludwig Marcuse verfaßte Nietzschemonographie, die in dem vierten Bande des Sammelwerks „Kämpfer, großes Menschentum aus allen Zeiten" (Verlag Franz Schneider) erschienen ist. Dort findet sich auf Seite 43, Zeile 3 von oben, der von mir zitierte Satz als Ausspruch Nietzsches und zwar zur besonderen

Charakterisierung seiner Einstellung gegenüber der Welt angeführt.

Kuttner
Mitglied der preußischen Landesversammlung.

2.

*Kleine Belehrung an Kuttner.*

In dem Nietzschesatz, mit dem Sie, Herr Landtagsabgeordneter, Ihre Rede schmückten, beschwören Sie Friedrich Nietzsche als Zeugen über das Schlechte, das „i n u n s e r e n K r e i s e n geschieht". Da Sie nun zwar Wochen vorher des guten Fr. Th. Vischer allbekannte Wendung „das Moralische versteht sich von selbst" mit der Sicherheit des gebildeten Handlungsgehilfen Nietzsche zuschrieben, verdroß mich dieser neue Kopfputz. In unseren Kreisen? Das mußte nicht bloß falsch zitiert sein, das war auch nietzschewidrig. Der einsame Wanderer hatte keine Kreise, so schrieb ich, sein Kreis — das war er selbst. Nun zitiert der Herr Landtagsabgeordnete zu seiner Rechtfertigung — Nietzsche? nein, Ludwig Marcuse. Leider zitiert er falsch. Marcuse erwähnt an der genannten Stelle einen Satz des jungen Nietzsche (der noch nicht der wirkliche Nietzsche war): „Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserem Kreise geschieht". Sie, Herr Abgeordneter, ließen Nietzsche über das Schlechte reden, das „in unseren Kreisen" geschieht. Durch diese typographisch unansehnliche, dem Sinne nach sehr wesentliche Umfälschung wurde Nietzsche zu einem Repräsentanten der bürgerlichen Klasse gestempelt, der er nie gewesen. So wurde er freilich verwendungsfähig für Landtagsdiskussionen. Herr Kuttner ist also nicht einmal in seiner Berichtigung ohne Nietzscheverfälschung ausgekommen. Nun, der Herr Abgeordnete ist ein vielbeschäftigter Mann, Redakteur, Agitator, Witzblattdichter. Er führe sein Werkel, wie er will, aber er lasse Nietzsche, Vischer und die großen Deutschen aus dem trivialen Spiel. Ist man nicht wie Lassalle mit der Bildung des Zeitalters ausgerüstet, kann man sich im Drange der Geschäfte nicht, wie Liebknecht und Eisner, den Denkern der Nation hingeben, nun, so tue man auch nicht belesener und gebildeter als man ist. Nietzsche liegt nicht in Kuttners Kreis, und er soll ihn auch nicht für seine Kreise fälschlich reklamieren.

*St. Gr.*

---

## HEINRICH HEINE ZUM LUDENDORFF-PROZESS.

„ . . . . Dazu repräsentiert er die Vaterlandsliebe, ohne im mindesten gefährlich zu sein, denn man weiß sehr gut, daß er sich von den altdeutschen Demagogen, unter welchen er sich mal zufällig befunden, zu rechter Zeit zurückgezogen, als ihre Sache etwas gefährlich wurde und daher mit den christlichen Gefühlen seines weichens Herzens nicht mehr übereinstimmte. Seitdem aber die Gefahr verschwunden, die Märtyrer für ihre Gesinnung gelitten, fast alle sie von selbst aufgegeben und sogar unsere feurigsten Barbiere ihre deutschen Röcke ausgezogen haben, seitdem hat die Blütezeit unseres vorsichtigen Vaterlandsretters erst recht begonnen: er allein hat noch das Demagogenkostüm und die dazu gehörigen Redensarten beibehalten. Er preist noch immer Arminius den Cherusker und Frau Thusnelda, als sei er ihr blonder Enkel; er bewahrt noch immer seinen germanisch-patriotischen Haß gegen welsches Babeltum, gegen die Erfindung der Seife, gegen Thiersches heidnisch-griechische Grammatik, gegen Quinctilius Varus, gegen Handschuh' und gegen alle Menschen, die eine gerade Nase haben; — und so steht er da als wandelndes Denkmal einer untergegangenen Zeit, und wie der letzte Mohikan ist auch er allein übriggeblieben von einer ganzen tatkräftigen Horde, er, der letzte Demagoge. Sie sehen also, daß wir im neuen Athen (Heine meint damit München), wo es noch ganz an Demagogen fehlt, diesen Mann brauchen können, wir haben an ihm einen sehr guten Demagogen, der zugleich so zahm ist, daß er jeden Speichelnapf beleckt und aus der Hand frißt, Haselnüsse, Kastanien, Käse, Würstchen, kurz alles frißt, was man ihm gibt, und da er jetzt einzig in seiner Art, so haben wir noch den besonderen Vorteil, daß wir späterhin, wenn er krepiert ist, ihn ausstopfen lassen und als den letzten Demagogen mit Haut und Haar für die Nachwelt aufbewahren können. Ich bitte Sie jedoch, sagen Sie das nicht dem Professor Lichtenstein in Berlin, der ließe ihn sonst für das zoologische Museum reklamieren, welches Anlaß zu einem Kriege zwischen Preußen und Bayern geben könnte, da wir ihn auf keinen Fall ausliefern werden. Schon haben die Engländer ihn aufs Korn genommen und zweitausendsiebenhundertsiebenundsiebzig Guineen für ihn geboten, schon haben die Oesterreicher ihn gegen die Giraffe eintauschen wollen; aber unser Ministerium soll geäußert haben: der letzte Demagog ist uns um keinen Preis feil, er wird einst der Stolz unseres Naturalienkabinetts und die Zierde unserer Stadt."

Der Berliner schien etwas zerstreut zuzuhören, schönere Gegenstände hatten seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und er fiel mir endlich in die Rede mit den Worten: „Erlauben Sie gehorsamst, daß ich Sie unterbreche, aber sagen Sie mir doch, was ist denn das für ein Hund, der dort läuft?"

„Das ist ein anderer Hund."

„Ach, Sie verstehen mich nicht, ich meine jenen großen, weißhaarigen Hund ohne Schwanz."

„Mein lieber Herr, das ist der Hund des neuen Alcibiades.“

„Aber“, bemerkte der Berliner, „sagen Sie mir doch, wo ist denn der neue Alcibiades selbst?“

„Aufrichtig gestanden“, antwortete ich, „diese Stelle ist noch nicht besetzt, und wir haben erst den Hund.“

Reisebilder. Reise von München nach Genua. III. Kapitel.

—

## FILM

### *Eine Blüte gebrochen*

Ein Sprachunhold verhunzte den klaren amerikanischen Titel „Broken blossoms“ in „Eine Blüte gebrochen“ . . . wobei es einem hochkommt. Gebrochene Blüten: ein junger chinesischer Idealist und Buddhajünger, der im New Yorker Chinesenviertel als Antiquitäterich vegetiert — und ein kleines Mädchen, gequält, gehetzt, geprügelt von einem vertierten Boxer aus dieser Lasterstadt. Das verschmutzte, mißhandelte Mädchen flüchtet in des Jünglings Wunderladen, wird von ihm wie eine zarte Göttin geschmückt und angebetet. Aber der Kerl holt die Tochter zurück, erschlägt sie, zertrümmert den Laden; der Jüngling rächt sie und tötet sich in den Trümmern seiner Kostbarkeiten vor dem Hausaltar.

Ein süßer himmlischer Kitsch. Tränen rieseln selbst in den mannhaftesten Vollbart. Dennoch ein wunderreicher Film. Man könnte stundenlang von ihm Schönes erzählen. Hier hat es der sonst so robuste Griffith gar nicht auf Tempo, Verknüpfung, Spannung abgesehen, sondern nur auf Stimmung, auf Porträtstudie, auf Menschenleid im Menschenantlitz. Vielleicht ein wenig zuviel dieses Leids zeigt er, vielleicht auch zuviel von den damals gerade erfundenen weichen, verschwimmenden Chiffon-Aufnahmen. Hypnotisch hinreißend wirkt das fast unbewegliche und dennoch ausdrucksgeladene Gesicht von Barthelmes als Chinese; ungeheuerlich rührend der Schmerz des Kindmädchens durch Lilian Gish, weil der barbarische Realismus der Darstellung doppelt hart gegen die weinerliche Lieblichkeit dieses Typs kontrastiert. Wie sie fast bucklig vom Tragen des Martyriums hauchhaft zierlich im Kreise läuft, wie sich das schmerzerstarrte Gesicht unter der Anbetung des Jünglings löst —, da wird einem anders zumut . . . und, wie gesagt, die Tränen rieseln, wenn sie sterbend noch die Bewegung tastend versucht, zu der sie der rohe Vater zwang: um im Leid zu lächeln, zieht sie den Mund mit den Fingern breit.

*

### *Rummelplatz des Lebens*

Wie gewisse Süßigkeiten besonders schnell sauer werden, so gibt es einen Kitsch, der rasch sauer wirkt. So dieser große moderne Schlinken vom Wiener Grafen und dem Drehorgelmädel. Manches ist da von dem amerikanischen Regisseur, der diesen Wiener Film drehte (Stroheim, ich erkenne dich auch als Julian Rupert!), mit handfester Virtuosität gemacht, besonders die Massenszenen, Aufläufe und prunkvollen Gesellschaftsarrangements. Auch derbrealistische Einzelheiten sind gut: so, wenn eine arme

Frau unter Regen und Gewitter stirbt und der zuschlagende Fensterladen einen flatternden Vogel ins Zimmer scheucht. Photographisch technisch und bildmäßig ist gleichfalls manches zu rühmen. Auch der alte Kaiser Franz Josef tapert durch den Film; würde er sich selbst sehen, er müßte seufzend das einzige Wort wiederholen, das seine siebenzigjährige verhängnisvolle Regierungszeit überleben wird: Mir ist nichts erspart geblieben! Und diesen selben Seufzer stößt der Beschauer des Monstre-Kitsch-Films aus über dies Sammelsurium von Geschehnissen einer schauderösen, längst verwesten Romanhaftigkeit.

*Kurt Pinthus.*

---

ANEKDOTE.

*Philologisches.*

Der folgende Satz aus dem literarischen Lebenswerk eines Oberstudiendirektor, Professor, Doktors dürfte Lesern des Tage-Buches Freude machen. In dieser Literaturgeschichte finde ich folgenden, denkwürdigen Satz:

„Willibald Alexis schlägt in den Hosen des Herrn von Bredow einen humorvollen Ton an."

*R. Th.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 11)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.



Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,- Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Märzwoche

Vlastimil Tusar, der tschechische Staatsmann, den sie morgen in die Erde betten, wäre in Deutschland ein Marxist, ein Novemberverbrecher, ein Gesindelpapst geheißen worden. Der Dreiundvierzigjährige ist organisierter Sozialdemokrat gewesen, das hat ihn nicht gehindert, der weitsichtigste und feinfühligste Staatsmann seines Volkes zu werden. Nur in Deutschland ist man seit zwei Jahren wieder krampfhaft bemüht, eine „Nation" mit Ausschluß der großstädtischen Arbeiterklasse zu konstituieren, politisch begabtere Völker schaffen sich Kommunikationen, die aus der Tiefe des Proletariats in die Höhe der Staatsleitung führen. Nun, wir Deutschen werden diese Tendenz zur Entfremdung der Arbeiterschaft eines Tages büßen. Dann wird irgendein Stresemann im Innersten verbitterten Proletariern wieder das heiße Märchen ins Ohr flüstern: „Ich kenne keine Parteien mehr." Aber er wird ein schauerliches Lachen hören . . . .

Vor zwanzig Jahren stand der Genosse Vlastimil Tusar in einem Brünner Konfektionsmagazin und verkaufte fertige Kleider. Tagsüber. Nach Geschäftsschluß saß der blasse, magere, ein wenig hinkende Handlungsgehilfe zu Hause über Kautsky, Fourier und Bellamy und glühte. Oder er war auf Agitation. Er stand mitten in der Bewegung.

Fünf Jahre später war er der keckste Rebell in der k. u. k. Sozialdemokratie. Er gehörte zu den tschechischen Gewerkschaftlern, die als Erste die alte Internationale in die Luft gesprengt hatten. Es gab eine Wiener Gewerkschaftszentrale, der Tschechen wie Deutsche, Polen wie Südslawen, Ruthenen wie Italiener im Rahmen des alten Oesterreich subordiniert waren. Diese kleine, schwarzgelbe Internationale hat Tusar mit Ingrimm gesprengt. Ich sehe noch das vergrämte Gesicht des niedergebeugten Viktor Adler vor mir, wenn ich an dieses erste Versagen der Internationale, an diese Rebellion der tschechischen Sozialisten denke.

Noch fünf Jahre und Vlastimil Tusar stand als Gesandter der tschechoslowakischen Republik vor den Ministern Karls des Letzten. Wie hatte der kleine, magere, hinkende Kleiderverkäufer gesiegt! Er residierte in dem prächtigen Wiener Palais, das dem depossedierten Fürsten Lobkowitz gehört hatte. Aber er war kein übermütiger Sieger, vielmehr kam gerade jetzt, in der Stunde, die andere berauscht und größentoll gemacht hätte, der ehrfürchtig lauschende

Schüler des weisen Viktor Adler zum Vorschein. Der hatte den Genossen oft genug gepredigt: Nur nicht im Sieg besoffen werden! Nüchtern bleiben in der Stunde des Erfolges! Während Karel Kramarsch, der tschechische Demokrat, wie ein Verrückter durch das neue Tschechenreich tobte und Verschwörungen gegen Sowjetrußland anzetteln wollte — die tschechischen Legionäre sollten von Sibirien aus gegen Moskau marschieren! —, saß Tusar mit Otto Bauer und Karl Renner beisammen, den Fraktionsgenossen von gestern, und sie sagten sich: Die drei großen Republiken Mitteleuropas, Deutschland, Tschechoslowakei, Oesterreich, werden eines Tages durch die Logik der Geographie zueinander finden. Staatsmann sein heißt: Vorbereiten, was kommen muß.

Ein Jahr später sah ich Vlastimil Tusar auf dem Hradschin. Die Tschechen hatten ihren bedeutendsten Kopf zum Präsidenten des Reichs gewählt. Kramarsch, der sich von seinen tollsten Plänen nicht trennen wollte, war Hals über Kopf, während er noch in Paris verhandelte, aus dem Ministerpräsidium geflogen, und der kleine, hinkende Handlungsgehilfe amtierte in dem Königsschlosse auf dem Berge über Prag. Ich kam damals zu Tusar als Abgesandter des Deutsch-Oesterreichischen Volksbundes, der Nahrungsmittel für hungernde Kinder im Erzgebirge gesammelt hatte. Aengstliche Bezirkshauptleute verhinderten die „alldeutsche" Verteilung. Ich wollte meine Bitte lange begründen. Tusar sah mich bloß an mit seinen wundervollen schwermütigen slawischen Augen: „Aber Großmann . . ." Als ich aus dem Zimmer des Ministerpräsidenten ging, da hatte ich für die alldeutsche Sammlung die nötige Erlaubnis und . . . Hemden und Kleider für ein paar Hundert Kinder. Das dauerte zweieinhalb Minuten.

Wenige haben an sich gearbeitet wie dieser kleine hinkende Handlungsgehilfe. Er hatte die Liebenswürdigkeit eines altfranzösischen Diplomaten; jeder, der mit ihm sprach, hatte das Gefühl, sein Vertrauter zu sein, er wußte bei jedem die Stelle zu finden, wo er freimütig sein durfte. Berlin war die Stadt seiner Wahl. Er hätte wahrscheinlich auch nach Paris gehen können. Aber er hoffte, vieles zu mildern, vieles vorzubereiten, wenn er nach Berlin zog. Er, der sein Leben in Prag, Wien, Berlin verbracht hat, ahnte und wußte, daß es eine mitteleuropäsiche Schicksalsgemeinschaft gibt, die sich durchsetzen muß — allen Beneschs, Poincarés und Ludendorffs zum Trotz.

---

## *Zum Quartalswechsel.*

*Diesem Heft liegt noch einmal eine* ***Zahlkarte*** *für das 2. Quartal (April-Juni) bei. Unterbrechungen in der Zustellung werden durch* ***rasche*** *Ueberweisung am sichersten vermieden.*

*Tagebuchverlag.*

ERNST POPPER

# DAS GEHEIMNIS DER GEHEIMDOKUMENTE

Die europäische öffentliche Meinung ist über eine Aktenpublikation des Berliner Tageblatts in Erregung geraten. An die Veröffentlichung hat sich ein Echtheitstreit geknüpft, dessen politische Folgen heute noch unübersehbar sind. Eine genaue Nachprüfung der angeblichen tschechisch-französischen Geheimdokumente erscheint daher unerläßlich.

*

Schichtet man die in- und ausländischen Zeitungen, die sich in den letzten Tagen mit der Affäre befaßt und zahlreiche Gründe für und gegen die Echtheit der Dokumente vorgebracht haben, übereinander, so bilden sie bereits einen fast unübersehbaren Stoß, der schätzungsweise die Höhe des Pariser und Prager Kriegsministeriums zusammen erreicht. Reiht man sie nebeneinander, dann kann man mit ihnen eine Straße bedecken, welche die direkteste Verbindung zwischen Prag und Paris über Berlin herstellt. Und zählt man die Menschen zusammen, die diese zahlreichen Blätter und Journale gelesen haben, so erhält man bereits jene stattliche Ziffer, welche der Zahl der Kombattanten im Weltkriege auf seiten der Entente und der Mittelmächte zusammen entspricht.

Glücklicherweise sind alle diese Menschen vorläufig nur als Zeitungsleser mobilisiert, man sieht aber daraus, welche gefährlichen Wirkungen Geheimdokumente auslösen können.

*

Ueber den Charakter der Dokumente bestehen folgende vier Auffassungen:

1. Die Dokumente sind echt. Dies beweisen auch die politischen Tatsachen, die mit dem Inhalt der Dokumente vollständig übereinstimmen.
2. Die Dokumente sind vielleicht echt, vielleicht auch nicht echt. Falls sie aber nicht echt sein sollten, dann ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß es ähnliche echte Dokumente gibt.
3. Die Dokumente sind nicht echt, aber zweifellos bestehen ähnliche Geheimverträge zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei.
4. Die Dokumente sind gefälscht. Zwischen der Tschechoslowakei und Frankreich bestehen keine Geheimverträge.

*

Prüft man noch so gewissenhaft die Argumente, die für und gegen die Echtheit der Dokumente sprechen, dann kommt man um das Ergebnis nicht herum, daß hier eine Fälschung vorliegen muß. Der Text des angeblichen Geheimprotokolls der Belgrader Konferenz vom 10. Januar 1924 stimmt stellenweise wörtlich überein

mit dem Protokoll Andrassy-Bismarck über die Vorbereitungen des deutsch-österreichischen Bündnisses vom 24. September 1874. Zugegeben, daß in diplomatischen Schreiben dieselben Redewendungen wiederkehren. Aber das Belgrader Geheimprotokoll ist angeblich in größter Eile vom Gewährsmann des Berliner Tageblatts aus dem Französischen übersetzt worden, sodaß zahlreiche Flüchtigkeitsfehler unvermeidlich waren. Trotzdem soll diese eine längere Stelle das glatte Deutsch des Andrassy-Bismarckprotokolls enthalten? Hier häuft sich Unwahrscheinlichkeit auf Unwahrscheinlichkeit. Die Fälschung scheint einwandfrei erwiesen.

Ganz unglaubhaft ist es ferner, daß Dr. Benesch, der als einer der geschicktesten europäischen Diplomaten gilt, dem Serben Nintschitsch den Wortlaut des angeblichen tschechisch-französischen Geheimvertrags mitgeteilt hätte. Bestand ein Geheimvertrag, dann konnte dies in bestimmterer Form erst mitgeteilt werden, wenn der Beitritt Serbiens sicherstand. Dieses hat aber bekanntlich der tschechisch-französischen Allianz das Bündnis mit Italien vorgezogen. Benesch hätte daher Nintschitsch den Geheimvertrag mit Frankreich nicht zeigen können, selbst wenn er existiert hätte.

So plump ist man nur in d e r . . . .

*

Rätselhaft, wie die ganze Publikation, ist auch die Tatsache, daß sie erfolgen konnte. Die vielfach verbreitete Version, das Berliner Tageblatt habe das Material von einer amtlichen Stelle erhalten, soll dabei ganz außer Betracht bleiben. Aber es kann als ausgeschlossen gelten, daß eine verantwortungsbewußte deutsche Zeitung diese Veröffentlichung ohne ausdrückliche Billigung des Auswärtigen Amtes vorgenommen hätte. Die kurze und bündige Mitteilung, daß das Auswärtige Amt der Publikation fernstehe, kann noch nicht alle Zweifel lösen. Warum wird man nicht deutlicher in der W i l h e l m s t r a ß e?

*

Das Auswärtige Amt liebt nicht die Deutlichkeit, Poincaré und Benesch lieben es auch nicht, sich in der Oeffentlichkeit deutlich auszusprechen. In diesem diplomatischen Zwielicht gedeihen Geheimdokumente, echte und gefälschte. In das hellere Licht einer kritischen Oeffentlichkeit wagen sich nicht Geheimdiplomaten, aber Politiker, die dem Gedanken der Völkerverständigung dienen wollen. Zu ihnen gehörte zweifellos auch der verstorbene tschechische Gesandte T u s a r. Der Artikel, den Tusar anläßlich der Publikation der gefälschten Geheimakten in der Vossischen Zeitung veröffentlicht hat, zeigt das aufrichtige Bestreben des Verfassers, alle Mißverständnisse zu beseitigen, die die Ursache zu einem gegenseitigen Mißtrauen zweier Völker bilden könnten. Die Berufsdiplomaten in Paris und Prag werden Tusar für die Mitteilungen seines Artikels weniger

dankbar sein; denn er enthält die ziemlich klare Andeutung, daß ein Krieg mit Deutschland für die Tschechoslowakei eine Unmöglichkeit bedeutet. Kenner der innertschechischen Verhältnisse werden diese Ansicht des zu früh verstorbenen Ministers nur bestätigen können, und in der Offenheit, mit der ein Repräsentant des tschechischen Volkes dies offen ausspricht, den Beginn einer Gesundung der mitteleuropäischen Verhältnisse erblicken. Und man erinnert sich daran, daß es auch Tusar war, der bereits nach Kriegsschluß gemeinsam mit Karl R e n n e r eine Allianz der drei mitteleuropäischen Republiken: Deutschland, Tschechoslowakei und Oesterreich erstrebte.

*

Zum Schluß zwei Fragen, die erste an das Pariser, die zweite an das Berliner Auswärtige Amt: Setzt Frankreich noch immer Vertrauen in die eventuelle Bundeshilfe der von französischen Offizieren so glänzend ausgerüsteten tschechischen Armee? Welche Bedeutung käme den tschechisch-französischen Geheimverträgen zu, selbst dann, wenn sie echt wären?

Geheimdiplomaten sind die gefährlichsten Illusionisten.

---

OTTO CORBACH

## MOSKAU ALS ERZIEHER

In der ganzen Welt ist Lenin nach seinem Tode als ein großer Mann gefeiert worden; nur meist nicht, weil er das erste große kommunistische Staatswesen begründet, sondern weil er dem Wirtschaftsleben seines Landes rechtzeitig den Rückgang zu den alten bewährten kapitalistischen Methoden geebnet hätte. Das Bürgertum in den alten kapitalistischen Staaten braucht zu seiner Beruhigung die Legende, als bedeute die Vergangenheit Sowjetrußlands nichts als die Geschichte eines gescheiterten kommunistischen Experiments größten Stils und eines Versuches derer, die es anstellten, sich durch Verrat an ihren eigenen Prinzipien in ihren Machtstellungen zu behaupten. In Wirklichkeit ist Sowjetrußland noch heute für die westeuropäisch-amerikanische Kulturwelt so neu- und fremdartig wie vor dem Uebergang zur „neuen ökonomischen Politik“, und was auch an sozialpolitischen Experimenten unter den Sowjets gescheitert sein mag, es ist jedenfalls mehr als naiv, zu erwarten, daß dort nur mehr kapitalistische Kräfte schöpferisch wirken könnten.

Der Kern des sowjetrussischen Problems ist überhaupt nicht politischer oder wirtschaftlicher, sondern ethischer Natur, eine Frage der Willensbildung, der Erziehung. Mit dem russischen Menschen, wie ihn der Weltkrieg hinterließ, konnte keinerlei Kulturtechnik, weder kapitalistische noch kommunistische, mehr viel anfangen. Man bedenkt zu wenig, daß auch unsere Kapitalisten die

Menschen, mit denen sie arbeiten, als Halbfabrikate zur Weiterverarbeitung, was in ihrem Sinne oft nur „Verschleiß“ bedeutet, empfangen; sie werden in allerhand Kirchen und Schulen, durch Bibliotheken, Zeitungen, Zeitschriften, politische Meinungsfabriken usw. usw. für ihre Zwecke zurechtgedeichselt, und man begreift den Kummer manches modernen Großunternehmers, daß erst der Nihilismus Tolstojs, Dostojewskis und verwandter Geister die Versuche vereitelten, die Denkschablonen der modernen westeuropäisch-amerikanischen Kultur durch die ihr zur Verfügung stehenden machtvollen suggestiven propagandistischen Kräfte auf den russischen Menschen einfach zu übertragen und dann eine kommunistische Partei, durch solche Vorarbeit ungemein begünstigt, es unternahm, den weitaus größten Teil des ehemaligen Zarenreiches mit seinen gewaltigen natürlichen Reichtümern aus dem Bereich unmittelbarer Ausbeutungsmöglichkeiten für das Weltkapital auszuschalten.

Grundsätzlich wird die moderne Technik von den sowjetrussischen Machthabern entschiedener bejaht, als es selbst in dem fortgeschrittensten kapitalistischen Staate, in den Vereinigten Staaten, von den maßgebenden Kreisen geschieht. Aber eine neue Erziehung soll in Sowjetrußland den Menschen auch zum wirklichen Herrn der Maschine machen. Hier ist der Punkt, wo eine ernsthafte Prüfung einzusetzen hat, ob die Züge des werdenden Rußland mehr kommunistischer als kapitalistischer Natur sein mögen. Diese Aufgabe sucht ein kleines Buch zu lösen, das ich auf Veranlassung des Vorsitzenden des Bundes entschiedener Schulreformer, Professor Paul Oesterreich, verfaßt habe und soeben erschienen ist*).

Weltverkehr, Weltwirtschaft und Weltpolitik drängen mehr und mehr auf eine weltumfassende Orientierung für alles Erziehungswesen. In diesem Sinne soll in Sowjetrußland eine einheitliche Arbeitsschule ein Geschlecht polytechnisch gebildeter Industriearbeiter hervorbringen, das sich ein vielseitiges Wissen mit Hand und Kopf zugleich erworben hat, dessen wissenschaftliche Kenntnisse in möglichst großem Umfange mit konkreten Vorstellungen verknüpft sind. Die moderne Technik kann dem darin wirkenden denkenden Arbeiter ein Orientierungsmittel für die Welt der Wissenschaften bedeuten, und wie im Mittelalter die Scholastik zugrunde gehen mußte, nachdem in den Werkstätten von Handwerkern die Anfänge der Methodik exakter wissenschaftlicher Forschung entwickelt worden waren, so mögen heute durch die in modernen Fabriken gewonnenen praktischen Erfahrungen Bewegungen entfacht werden, die alle überlieferte Wissenschaft um- und neugestalten. Nicht umsonst ist das Tun des modernen Menschen in der Regel fortschrittlicher als sein Denken. Der ostelbische Agrarier wird noch lange in Begriffen denken, die der Bismarckschen Agrarpolitik ge-

*) Otto Corbach: Moskau als Erzieher, Erlebnisse und Einsichten aus Sowjetrußland, Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig. 100 S. Mk. 1,20.

mäß waren, wenn er längst dazu übergegangen ist, durch Erzeugung von Zuchtmaterial und Saatgut für die Ausfuhr einem Diktat des modernen Weltverkehrs zu gehorchen. Je mehr die Hand als Sinnesorgan im Erziehungswesen wieder zur Geltung kommt und die Fühlung zwischen der heranwachsenden Jugend und der modernsten Technik in ihrem praktischen Wirken herstellt, desto eher wird man sich von jenem „Schwindel- und Scharlatanvertrauen auf Wortkenntnisse", gegen das schon Pestalozzi sich auflehnte, befreien, und damit von allen nationalen und andern politischen und kulturellen Befangenheiten, die nirgends mehr Sinn haben, wo man nicht die Hirngespinste von „Buchstabenmenschen", sondern die Dinge des praktischen Lebens reden und walten läßt.

Rußland ist nicht nur deswegen heute der geeignetste Schauplatz einer Erziehung, die dem Weltverkehr den neuen Menschentyp liefern soll, wonach er immer dringender ruft, weil der russische Mensch weniger als der Mittel- oder Westeuropäer und der Amerikaner von lebendiger Anschauung auf Irrwege abstrakten Denkens geraten ist, sondern auch, weil er nicht wie diese individualistisch überzüchtet ist. Das religiöse wie das politische Wesen des Russen wurzelt in urwüchsigen sozialen Instinkten, und wie seine Dichter und Künstler, so haben auch Rußlands Gelehrte mehr als westeuropäischen Einflüsse privatwirtschaftlicher Natur zu widerstehen vermocht. Daß aber der Weltverkehr zu seiner Führung mehr und mehr Menschen erheischt, die sozialer zu empfinden, zu denken und zu handeln vermögen, als das Führertum, das seit dem Weltkriege den Lauf der Dinge durch Diktate zu hemmen sucht, leuchtet ohne weiteres ein, wenn man erwägt, daß sich mit den individualistisch überspitzten Denkmethoden überlieferter westeuropäischer Kultur unmöglich die breiten Bevölkerungsmassen Osteuropas und Asiens der modernen Weltkultur eingliedern lassen. Auch in dieser Hinsicht eilen die Taten der modernen Kulturmenschheit ihren Gedanken weit voraus. Alle Länder Asiens gleichen heute aufgestörten Ameisenhaufen, so tief haben die Auswirkungen moderner Technik die ausgeglichenen Welten Buddhas und Kungfutses aufgewühlt. Die elementarsten Forderungen einfacher Selbsterhaltung werden die Völker der weißen Rasse über kurz oder lang zwingen, Männer an die Front dss politischen Lebens zu werfen, die in internationalistisch sozialistischen Gedankengängen wenigstens bewandert sind.

Die Bestrebungen Lunatscharskys und seiner Mitarbeiter, das gesamte Leben der Bevölkerung Sowjetrußlands mit erzieherischen Mitteln im Sinne der höchsten Ideale der größten Pädagogen umzugestalten, mußte an der natürlichen Trägheit jeder Masse scheitern. Meine Schrift sucht nachzuweisen, daß in Rußland wie überall der Weg des Kulturfortschritts mehr durch Kolonisation als durch Revolution bestimmt wird: „Eine Musterschule, die einer musterhaft mit gesinnungstüchtigen Menschen gebildeten modernen

Siedlungsgemeinschaft angeschlossen ist, bedeutet für den Fortschritt des Erziehungswesens in Sowjetrußland mehr als ein jahrelanges Herumlaborieren an dem Schulwesen alter Dorfgemeinden . . . . Es kommt darauf an, eine Bevölkerung möglichst flüssig zu erhalten und für Möglichkeiten zu sorgen, daß Gleichgesinnte und Gleichstrebende sich zu gemeinsamem Wirken dort sammeln können, wo sie ihre Kräfte unter den günstigsten äußeren Bedingungen entfalten können. Je mehr eine revolutionäre Regierung demgemäß zu verfahren weiß, desto eher kommt sie aus dem schauerlichen Stadium der Diktatur und des Terrors heraus.“

Diese grundsätzlichen Betrachtungen werden ergänzt durch Berichte über eigene Erlebnisse während eines dreijährigen Aufenthaltes in Südrußland in der Zeit vom September 1918 bis Ende 1921. Die aus meinem Wirken für deutsche Kolonisten gewonnenen Erkenntnisse führen mich zu dem Schlusse, daß deutsche Kultur in Sowjetrußland auch nur mehr „in neuen Formen mit neuen Menschen als Träger auf neuen kolonisatorischen Bahnen“ ersprießlich wirken kann.

---

O. L.

## POETA-PROPHETA?

Ein Unglück sonder Beispiel ist über Deutschland hereingebrochen. Ein Unglück, das nicht unvermittelt kam, das schon „in der Luft lag“, das allen sensiblen Individuen auf die Nerven gehen mußte. Die sensiblen Individuen par excellence sind die Dichter. Sie haben meist schlechte Nerven, d. h. sensible Nerven, d. h. gute Nerven. Sie merken, wie die Sturmvögel, das kommende Unheil und stoßen warnende Schreie aus. Sie merken es, wie diese und andere Tiere, wenn der Himmel noch vollkommen heiter erscheint.

Die Prophetengabe beruht also auf einer besonderen Empfindlichkeit und ist damit ein himmlischer Segen, der, wie alle Segen auf Erden, seine Kehrseite hat. Von vielen Dichtern, z. B. von Goethe und Diderot, wird berichtet, daß sie bei niedrigem Barometerstand in Depression verfielen und arbeitsunfähig wurden. Sie verloren das seelische Gleichgewicht, die spiegelglatte Heiterkeit, ohne die kein künstlerisches Schaffen möglich ist. Sie wurden griesgrämig und irritabel — sie wurden, kurz gesagt, zu gewöhnlichen Menschen, die ja auch meist griesgrämig und irritabel sind. Ja, sie wurden schlimmer als die gewöhnlichen Sterblichen: corruptio optimi pessima („das Verderben des Besten wird zum Schlimmsten“). Diese Schattenseite ihrer Natur ist und war den Dichtern auch wohlbekannt: „Genus irritabile vatum“ nannte sie ein Lateiner, der selber vom Metier war und es darum wissen mußte.

Eine Frage drängt sich auf: wo waren die deutschen Seher des

wilhelminischen Zeitalters; jene, die das Unglück ahnten, die aus ihrer Ahnung die Folgen zogen und — gute Sturmvögel — das Volk und seine Führer warnten? Ich bin vielleicht durch jahrzehntelangen Aufenthalt im Auslande nicht genügend mit der späteren deutschen Literatur vertraut und mache einen Fehler, den ich belesenere Kritiker zu korrigieren bitte: aber mir ist kein einziger Vorkriegs-Dichter bekannt, der irgend eine Warnung, geschweige denn eine Prophezeiung des kommenden Zusammenbruches der deutschen Mitwelt übermittelt hätte. Selbst ein Dichter wie Fontane, der doch nicht „le premier venu" war, meint in einem seiner Briefe, die Franzosen würden Elsaß-Lothringen nie wiederbekommen. Und Fontane war doch, wie seine Bemerkung über Wilhelm II. (in einem zuerst vom „Tage-Buch" veröffentlichten Briefe) beweist, einer der empfindlichsten und darum hellsehendsten. Aber selbst dieser Fontane gehörte noch mehr zu der alten Schule, zu der Generation von 1870 und 1871. Wo sind die Warnungen und Wahrsagungen der darauf folgenden Dichtergeneration, jener Generation, die in den neunziger Jahren aufkam? Viele von diesen Dichtern waren beim Ausbruch des Krieges im besten Mannesalter, in der Blüte ihrer künstlerischen Kraft: man sagt ja, daß die besten Werke der Schaffenden um das fünfzigste Lebensjahr herum entstehen. Hat einer von diesen, die ja noch meist zu den Lebenden gehören, gefürchtet, und wenn gefürchtet, gewarnt, und wenn gewarnt, prophezeit? Irgendwo und irgendwie — öffentlich, d. h. schriftlich, sodaß man es heute unter einer bestimmten Jahreszahl der Vorkriegszeit nachlesen kann?

„Unsere Dichter sind eben nicht auf Politik eingestellt — das ist kein Mangel, sondern ein Vorzug", so lautet der Einwand .... Aber Dichter schweben auch nicht im freien Aether — sie gehören samt und sonders ihrer Zeit an —, sie müssen sogar noch intensiver ihrer Zeit angehören, wie gewöhnliche Menschen. Sie brauchen sich keineswegs mit Politik zu befassen — sie dürfen sich sogar nicht mit ihr einlassen, weil sie sonst den Ueberblick über ihre Zeit und damit ihre Seher- und Prophetengabe verlieren. Ein Dichter darf seine Einsamkeit nicht aufgeben: nur in der Einsamkeit hört man „Stimmen". Aber die Einsamkeit ist für ihn nur Mittel zum Zweck, und sein Zweck ist immer der, sich über Zeit und Zeitgeschrei zu erheben. Ein Dichter, der von seiner hohen und stillen Warte nicht weiter ins Land schaut wie ein Politiker, ist eine Abnormität: er hat entweder keine Warte, und dann hätte er ebenso ein am Boden kreuchender Aktivist werden können, oder keine Augen, dann hätte er eben einen anderen Beruf wie den des „Sehers" ergreifen müssen. Echte Dichter, echte Seher hätten wahre Jeremiaden und Kassandriaden anstimmen müssen über das, was sie in deutschen Landen vor dem Kriege sahen. Wo sind diese Kassandriaden und Jeremiaden der gefeiertsten deutschen Autoren? Haben sie wirklich von dem Heraufziehen der größten Weltkatastrophe nichts gemerkt?

Oder haben sie etwas bemerkt und nur aus Klugheit geschwiegen? Schwiegen sie — kurz gefragt — aus Stumpfheit oder Feigheit?

Es ist unter deutschen Autoren der Nachkriegszeit Mode geworden, über Wilhelm II., seine Generäle, seine Staatsmänner und seine Diplomaten manches Ueble zu sagen. Dieses Geschäft ist sogar post festum — oder besser gesagt post cladem — so ausgiebig betrieben worden, daß selbst dem bitterernsten Kritiker zu tadeln nichts mehr übrig bleibt. Ja, dieser bitterste Kritiker, der immer und gerade deswegen eine Art Ideal in der Brust trägt, wird sich direkt schämen, heute miteinzustimmen in den Chorus der Bellenden, von denen so mancher, als die kaiserliche Tafel noch gedeckt war, sie hündisch umwedelte und mitunter von ihr recht saftige Bissen erhaschte. Genug von Kaiser Wilhelm und der schlechten deutschen Führung! Die deutschen Führer und Staatsmänner waren, wie die anderer Länder, Beamte: der Parlamentarismus der westlichen Nationen ist ja meist nur Fassade. Vielleicht waren sie auch etwas mehr Beamte als die anderer Völker; das Dienen und Dienenwollen gehört ja einmal zum deutschen Nationalcharakter: es entbehrt sogar oft nicht der Größe, wie Goethes, Bismarcks und des zweiten Friedrichs („Ich bin der erste Diener meines Staates") Beispiel beweisen. Der leitende deutsche Staatsmann der Zeit sprach allerdings das Wort von der „gottgewollten Abhängigkeit", womit der Deutsche gern euphemistisch seine teuflisch tief sitzende Knechtseligkeit verklärt. Aber Knechtseligkeit findet und fand sich überall in Europa. Alles Staatliche, alles Organisierte, alles Beamtete, von Pontifex maximus bis zum Professor minimus ist knechtselig, muß knechtselig sein: wer sich nicht unterordnen kann, gehört weder in eine Kirche, noch in einen Staat, es sei denn, er unterwürfe sich die Kirche oder den Staat. .... Nur der Dichter ist frei, wie der Vogel in der Luft. Oder er sollte es sein. Es hat zu allen Zeiten und bei allen Völkern solche Freien von der Feder gegeben, die sich einem ganzen Zeitalter und den aus ihm herausstarrenden anderen Federn entgegenwarfen, wie einst Arnold von Winkelried den Speeren von Sempach. Warum fehlten sie in Deutschland? Und gerade dem Deutschland, das sie am notwendigsten brauchte, dem Deutschland der wilhelminischen Zeit? Warum gab es hier keinen Junius und keinen Voltaire, ja nicht einmal einen Zola oder Bernard Shaw?

Zweier wahrer Propheten kann sich das wilhelminische Zeitalter noch rühmen — aber sie ragen mehr in dieses hinein, als daß sie unmittelbar zu ihm gehörten: es sind Otto v. Bismarck und Heinrich v. Treitschke — letzterer nannte in einem seiner Briefe aus den neunziger Jahren Kaiser Wilhelm geradezu einen Herostratus. Und selbst diese beiden gehören weniger zu dem Geschlechte der wahren und echten Propheten, als zu denen der sehendgewordenen Blinden: Beide marschierten nämlich an der Spitze jener Vaterlandsderwische, die sie selber zu den ersten Sprüngen ermuntert hatten;

und beide sahen, eben weil sie an der Spitze marschierten, auch zuerst den gähnenden Abgrund, in den die von ihnen geführte „Rotte Patria“ hineintanzte. Beide erschraken bis auf den Tod ob der gräßlichen Zukunftsvision, die sich da plötzlich vor ihren starren Augen auftat; beide wollten gerne die nationalen Ekstatiker, die sie ja selber gerufen, wieder zurückpfeifen — vergebens: sie tanzten ihre „danse macabre“ weiter — hinein in die Kanonen von 28 feindlichen Nationen, denen sie nach heroischem Kampfe erlagen, erliegen mußten. . . .

Hinter Treitschke hört — sauf erreur — die Angstvision auf und das Hosianna beginnt. In Wahrheit hat sie schon viel früher aufgehört — mit 1870. Die Macht verdummt, der Sieg verdummt, und ein dreimaliger Sieg verdummt dreifach. Nur der eine Nietzsche wagte es noch, sich dem siegreichen und übermütigen Volke entgegenzuwerfen und ihm das kommende Unglück zu prophezeien. Sonst hatten die falschen Propheten das Wort — ganze Regimenter falscher Propheten, Propheten, die alle Zweifel als Staats-Atheismus verdammten. Propheten, die selber mit der Vorsehung in drahtloser Verbindug zu stehen vorgaben; Propheten von der Sorte, die Jeremias schon im alten Jerusalem zu bekämpfen hatte: „Der Herr sagt, es wird Euch wohlgehen, es wird kein Unglück über Euch kommen“ (Jer. 23, 17). Und all diese Wonne- und Weißseher — Schwarzseher wurden als schwarzgallig verschrieen und nach Wilhelms II. Rezept nicht geduldet — machten tagaus, tagein Parademarsch vor jener anderen Majestät, der die Welt von altersher noch sklavischer zu huldigen pflegt wie einst dem letzten Preußenkönig: vor Sr. Majestät dem König „Erfolg“. Mit viel Horngeschmetter und Hohenfriedberger und Hurrageschrei der begeisterten Menge. Und die Dichter marschierten mit — als zugschließende Unteroffiziere. Oder verschlossen sich zu Hause in ihrer Klause und stellten sich, als ob sie von der Blechmusik vor ihren Fenstern nichts hörten.

Sie gaben sich hier der reinen Kontemplation hin, sie strebten hier nach Vergessenheit des dummen Draußens, sie versenkten sich hier in eine Art ästhetischen Nirvanas. Möglich, daß sie hierin Goethe zum Vorbild nahmen, diesen Goethe, der ja auch dem politischen Geschwätz und der Hurrabegeisterung seiner Landsleute konsequent aus dem Wege ging. Aber selbst Goethe war kein reiner Nirvanese. Er wußte, wer Napoleon war, er schrieb Stücke gegen die französische Revolution; er drehte den deutschen Freiheitstänzen ostentativ den Rücken. Und was Goethe als Goethe damals gestattet war, das konnte den Dichtern des ausgehenden Jahrhunderts nimmermehr erlaubt werden. Die Zeit war „fortgeschritten“: sie trug die „facies Hippocratica“ ganz deutlich unter dem aufgedunsenen Biergesicht: ein Dichter brauchte nur die Augen aufzumachen, um zum „Seher“ zu werden. Warum

wollten sie nicht sehen? Und wenn sie nicht sehen wollten, warum wollten sie nicht hören? Nicht etwa auf die Menge da darußen, nicht etwa auf Zeitungen und Zeitgenossen. Ein Dichter hat — dem Himmel sei Dank! — ja noch anderen Verkehr, wie den mit Zeitgenossen: er hat seine geistigen Freunde, seine seelischen Ahnen, seine himmlischen Verwandten. Verwandte, mit denen er inniger verschwägert ist, wie mit denen des eigenen Blutes und mit denen des eigenen Landes. Die ganze literarische Gilde ist eine Gevatterschaft (im guten Sinne); eine exklusive, horrend exklusive Aristokratie, die über den Köpfen der banausischen Vor- und Mitwelt thront, die ihre Fäden über Länder, Völker, Zeiten und Kontinente gespannt hat, und die sich trotz Trennung durch Raum, Zeit, Sprache mit einem Blicke, einem Lächeln, einem Augenzwinkern versteht. Wenn der deutsche Dichter, und mit Recht, sich schon von den eigenen Dionysiern und Dithyrambikern in seine „Tour d'ivoire" zurückzog — warum trat er von dieser heiligen Stätte aus nicht in Verbindung mit seinen wirklichen Brüdern, mit jenen „Nobili" des Geistes, von denen er Sehen und Hören hätte lernen können, hätte lernen müssen, falls er nicht blind und taub geboren war?

Kein Ereignis ist von besagten Nobili, von den Dichtern und Propheten deutscher wie anderer Nationen schärfer vorhergesehen worden wie dieser Krieg, und nicht nur der Krieg, sondern der Weltkrieg, und innerhalb des Weltkrieges der Zusammenbruch Deutschlands. . . . Da ist Arthur de Gobineau, der seinen „Essai sur l'inégalité des races humaines" in einem pessimistischen Seufzer ausklingen läßt, der in seiner ehernen Verzagung an das Erhabenste in der Poesie erinnert. . . . Da ist Benjamin Disraeli, der in seinem Roman „Tancred" dem mit gehobenem Busen und geschwellten Segeln dahingleitenden Europa ob seiner Prinzipienlosigkeit den unvermeidlichsten Schiffbruch prophezeit. . . . Da ist der Tagebuchschreiber Hebbel, der uns erzählt: „Wir leben in der Zeit des Weltgerichtes, wo die Dinge von selber zusammenbrechen. . . ." Da ist Jakob Burckhardt, der in seinen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" (p. 194, Ed. Spemann 1905) mitten im deutschen Siegesjubel erklärt: „Drohend steht die Verflechtung der gegenwärtigen Krisis mit gewaltigen Völkerkriegen in Aussicht". . . . Da ist Henrik Ibsen, der am 20. Dezember 1870 an Georg Brandes den Brief richtet: „Das alte chimärische Frankreich liegt in Trümmern; am Tage, wo das junge realistische Preußen dieses Schicksal teilt, werden wir mit einem Schritte in einer neuen Aera sein. Ah! wie dann die Ideen um uns herum in Stücke springen werden! Und es ist Zeit, daß es so kokmmt! Wir leben von den Brocken, die vom Tische der französischen Revolution gefallen sind — diese Nahrung aber ist seit langem gekaut und wieder gekaut: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit sind nicht mehr das, was sie zu Zeiten der seligen Guillotine waren. Da ist

Dostojewski, der in einem Briefe vom 5. Februar 1871 schreibt: „Deutschland ist eine Nation, die ihre Kräfte erschöpft hat, denn es hat sich der Idee des Schwertes, des Blutes und der Gewalt anvertraut: es hat nicht mehr die geringste Ahnung davon, was ein geistiger Sieg bedeutet und lacht sich über die bloße Erwähnung eines solchen mit der Brutalität der Soldateska aus. Nein, diese Nation ist tot — sie ist eine Nation ohne Zukunft". Und zum Schluß noch die Warnung eines französischen Dichters, eine Warnung, die vielleicht als die wahrste sich erweisen, jedenfalls aber die aktuellste sein dürfte. Ein Gedicht von François Coppée, das dieser im Jahr 1888 an den sterbenden Kaiser Friedrich III. richtete und in dem er ihn ersuchte, doch vor seinem Hinscheiden die Provinzen Elsaß und Lothringen zurückzuerstatten. Der französische Dichter hat, wie viele Ausländer, die Macht der deutschen Kaiser überschätzt. Was er aber voraussah, waren die Folgen der Ablehnung einer Verständigung mit Frankreich:

„Car, la prochaine fois, il faut qu'on s'extermine,
C'est fatal. Réduisons le peuple à la famine,
Dépensons le dernier écu.
L'un des deux combattants, la France ou leur Empire,
Doit y rester. Tant pis si le vainqueur expire
Sur le cadavre du vaincu."

Eine Warnung für Deutschland, aber auch für Frankreich!

So sprachen die Dichter, die Denker, die Seher anderer Völker und anderer Zeiten: die aber des schicksalsbedrohtesten Volkes, die des wilhelminischen Kaiserreiches blieben still und stumm. Sie haben versagt, kläglich versagt, viel kläglicher wie Politiker und Professoren. Wer verlangt etwas von Poltikern? Das sind doch nur die Schauspieler alter Ideen — und meist nur schlechte Schauspieler veralteter Ideen. Wer verlangt etwas von Professoren? Das ist eine vom Staat bezahlte Gilde, „payé pour avoir une opinion", wie Stendhal sagte, oder wie man hinzufügen könnte, bezahlt, um keine Meinung zu haben. Wer verlangt von Generälen und Admirälen etwas anderes, als was sie geleistet haben? Deutschlands äußere Macht war kerngesund, was aber krank war, war der deutsche Geist. Die deutsche Organisation hatte den deutschen Geist erdrückt: ein Geist aber, der sich erdrücken läßt, ist sicher allen Geistes bar. So blieb nur die tadellose Maschine übrig, eine glänzend polierte und geschmierte Maschine, auf der nur vorne der Chauffeur fehlte, eine Maschine, die deshalb um so hemmungsloser dem Abgrund zueilte und den trauernden Hinterbliebenen nur die Wahrheit eines alten Dichterwortes vordemonstrieren konnte:

„Vis consili expers sua ruit mole".
(Eine Macht ohne Geist bricht durch ihr eigenes Gewicht zusammen.)

Ich möchte den jungen Deutschen einen Rat geben: ich will ihn geben, trotzdem ich weiß, daß er nicht befolgt werden wird. Ihr habt davon gehört, daß gewisse Nomadenvölker Sibiriens und anderer Gegenden die merkwürdige Angewohnheit haben, ihre alten und kranken Mitglieder totzuschlagen. Es ist dies eine traurige Notwendigkeit für jene Stämme, denn sie nähren sich von der Jagd, und sie müssen, wenn eine Gegend abgegrast, und um nicht Hungers zu sterben, möglichst schnell eine andere aufsuchen. Diese Notwendigkeit wird auch, so wird berichtet, von den Großvätern und Großmüttern eingesehen, die oftmals, und um nicht ihre Kinder und Enkel Hungers sterben zu sehen, diese selber bitten, sich ihrer als unnützen und gefährlichen Ballastes zu entledigen. Der Rat, den ich dem jungen Deutschland geben möchte, ist dieser: „Schlagt Eure alten unnützen Dichter tot! . . . Schlagt sie tot: es kommt eine fürchterliche Zeit für Deutschland, und Ihr werdet überall hin nach Nahrung streifen müssen, und Ihr werdet behindert werden durch den alten Ballast aus der vergangenen Zeit . . . Schlagt Eure alten Dichter tot: sie waren Euch schlechtere Eltern wie jene der Nomaden, die wenigstens für Nahrung und Leben sorgten, solange sie selber bei Kräften waren. Schlagt sie tot, auch wenn sie nicht darum bitten — denn bitten werden sie Euch niemals darum: sie geberden sich ja heute noch als kräftige Häuptlinge und wagen heute noch die Stimme zu erheben zum Rate, und sie haben immer das Leben noch recht lieb, so lieb, wie es zahnlose und überflüssige Leute eben nur haben können. . . .“

Aber ach! Ich bin sicher, Ihr deutschen Jünglinge, Ihr werdet meinen Rat nicht befolgen. Als Deutsche habt Ihr von alters her die Angewohnheit, die falschen Leute totzuschlagen, das liegt einmal in Eurem Blute, und was den Deutschen im Blute liegt, bringt keine Tinte heraus. Ihr habt immer nur ein paar dürre Staatsketzer totschlagen können, oder ein paar arme Juden, und neulich allerdings — zur Abwechslung und in Befolgung eines Eurer Scherzworte — auch einen reichen. Nie aber habt Ihr Euch an einen richtigen König herangemacht, wie Eure Nachbarn und Vettern, wie die Russen, die Franzosen, die Engländer. Die deutsche Treue war immer größer als die deutsche Schläue, und die deutsche Pietät schützte noch immer selbst die erbärmlichste Majestät.

Gott sei Dank aber gibt es in deutschen Landen noch pietätlose Menschen. Männer, die härter veranlagt sind als Ihr; Männer, deren Brust mit dreifachem Erz gepanzert ist; Männer, die vor keiner Dichter-Majestät Respekt haben, die ohne Ansehen der Person urteilen und die schon manchem Poeten den Garaus gemacht haben: die Verleger. Hoffen wir auf die Verleger: die und die kommende Konjunktur — die werden es schon schaffen!

WILLY BARDAS

# JAPANISCHE GESCHLECHTSMORAL

Tokio, September.

Europäische Schriftsteller haben viel über die Harmonie des japanischen Lebens geschrieben. Die ersten Eindrücke — Tempel, Kunst, Landschaft — sind überwältigend, und im Ueberschwange des Genießens ist man leicht geneigt, alles Merkwürdige und Fremdartige als Bestätigung des mitgebrachten und zusammengelesenen Wissens zu begrüßen. Später erweist sich dieses vermeintliche sofortige Verstehen als eine Illusion. Um fremdes Leben zu verstehen, muß man es leben, und das kann man nicht im Fluge, nicht in Wochen und Monaten und auch nicht mit einheimischen Freunden. Das Leben duldet keine Vermittlung und läßt sich nicht „übersetzen“, und gerade der Rest, der einem bei solchen Versuchen entgeht, enthält das Wesentliche. Darum sind auch die wenig gelesenen Weisen aus dem Morgenlande immer noch besser als die meistgelesenen abendländischen Kommentare.

Sehr schön liest sich z. B. die Behauptung, die Lösung der geschlechtlichen Frage stehe in Japan auf höherem Niveau als bei uns; die Japaner seien sehr sinnlicher Natur, aber da die Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse für sie etwas Selbstverständliches sei, so beschäftige es ihr Bewußtsein viel weniger, daß und wie sie sie befriedigen. Unser Ideal der Keuschheit sei dagegen recht eigentlich der Exponent unserer maßlosen Sinnlichkeit. Zugegeben, daß dies eine geistreiche Formel ist. Tatsächlich herrscht in Japan auch eine viel l a x e r e Auffassung in diesen Dingen als in Europa. Aber nur dem Manne, nicht der Frau wird eine größere Freiheit zugebilligt. Die Frau ist nachweislich unfreier, gehemmter und schutzloser, und daraus läßt sich ja nicht gerade auf eine Verringerung der Konflikte für die Frau schließen. Es bleibt jedoch zu berücksichtigen, daß diese Frage vom europäischen Standpunkt aus nicht beurteilt werden kann, wenn man nicht die psychologische Erträglichkeit für das Individuum in Rechnung stellt. Hier aber klafft der Widerspruch. Vorausgesetzt, daß die Behauptung von der Sinnlichkeit der Japaner richtig ist — und das ist sie —, so muß die nur dem einen Teil zugebilligte laxere Auffassung zu seelischen Konflikten und Leiden des anderen Teils führen. Letzteres ist auch wirklich der Fall. Hier, wie überall, ist das typisch weibliche Empfinden der laxeren männlichen Auffassung entgegengerichtet, und das kommt um so stärker zum Ausdruck, als die allgemeine psychologische Verfassung der Menschen hier noch gar nicht mit den individuellen Bedingungen und Umständen rechnet, so daß die sogenannte laxere Auffassung (was gleichfalls kein ganz zutreffender Ausdruck ist) nicht etwa im einzelnen Fall direkt gebilligt wird, sondern einfach als ein, durch besondere Gründe motiviertes Vorrecht des Mannes besteht. Die Frau ist gegen dieses männliche Vorrecht machtlos, obwohl sie darunter leidet.

Wo, wie in Europa, das Individuum bereits „entdeckt“ ist und bis zu einem gewissen Grade, ohne Ansehung des Geschlechts, gesetzlichen Rückhalt hat, tragen beide Teile, Mann und Frau, an den Konflikten, die sich aus besonderen Abweichungen von der Konvention der geschlechtlichen Gemeinschaft oder aus der unterschiedlichen Auffassung beider Teile ergeben. Wesentlich anders liegen die Dinge in einem Lande, wo ausschließlich die Frau der leidende Teil ist, und zwar bemerkenswerterweise nicht in den von der Norm abweichenden, sondern gerade in den typisch normalen Fällen. Dies tritt nicht auf den ersten Blick in die Erscheinung, denn jede Konvention und jede eingelebte Form verhüllt die Konflikte des einzelnen. Und diese Verhüllung ist um so vollkommener, je stärker die Erziehung zum Dulden wirkt und je vollkommener dadurch die Fähigkeit des Duldens ausgebildet ist. Und dies ist hier der Fall, wo das zur Lebenskunst gesteigerte Leiden der Frau ein solidarisches Schicksal ihres Geschlechts ist und wo die Solidarität überhaupt, und nicht das Recht des Individuums, das Erziehungsideal vorstellt. Die Solidarität der passiven Haltung der Frauen beweist aber gar nichts für das Niveau der Lösung der geschlechtlichen Frage und gestattet keinerlei Rückschlüsse auf die Erträglichkeit der herrschenden Sitten. Denn durch die Erziehung zum Dulden und durch das Bewußtsein der Solidarität kann zwar die Erträglichkeitsgrenze der Leiden verschoben resp. erweitert werden, die Konflikte selbst werden aber dadurch keineswegs gemildert, sondern durch die ausdrücklichen Vorrechte des Mannes eher verschärft. Um so verwunderlicher ist es, daß in Japan noch keine reformatorische Frauenbewegung entstanden ist.

In Japan ist seit zwei Generationen das Interesse der abendländischen Kultur zugewandt. Das Kennenlernen und teilweise Eindringen der landfremden Kulturerscheinungen übt einen Druck auf den Bestand der eigenen Institutionen aus und, ob der einzelne nun überhaupt fähig ist, sich ein vergleichendes Urteil zu bilden, ob er den Sinn der fremden Institutionen in ihrem eigenen Bereiche versteht oder nicht, in jedem Fall wird seine eigene Haltung bestimmt durch die Vorteile, die ihm als Person oder als Typus aus dem Neuen erwachsen könnten. Auf Grund dieser Erwägung entsteht Billigung oder Ablehnung. Hier hat sich nun in großem Maßstab eine dem Eindringen der europäischen Kultur freundliche Haltung entwickelt, gleichzeitig aber auch eine von den Europäern meist unterschätzte, bewußte Anklammerung an alles ursprünglich Japanische. Dabei läßt sich schwer unterscheiden, ob es sich um ein bloß politisches, konservativ-nationales Widerspiel gegen den europäisierenden Modernismus handelt, oder ob dahinter ein tiefer begründetes Festhalten an allem Rasseneigentümlichen und an allen durch die Tradition gefestigten Kulturformen verborgen ist. Auf beinahe allen Gebieten wird versucht, die Standfestigkeit der

landeigenen Institutionen zu erproben, in besonders versteckter und dennoch krasser Form geschieht dies aber im Leben der Individuen und in der Gemeinschaft der Geschlechter.

Es geht hier nicht um Fragen der individuellen Moral, wie sie in Europa Abweichungen von der konstituierten Norm gestattet und die durch eine, nicht laxere, sondern humanere Auffassung gedeckt wird, sondern um eine völlige Umwälzung der traditionellen und mit der Religion verknüpften Auffassung von Ehe und Familie. Der Sinn der Ehe beruht hier nicht auf individueller Gemeinschaft, individueller Liebe oder irgendeiner anderen individuellen Beziehung beider Teile, sondern als überragender Gedanke kommt darin die traditionelle Rücksicht auf die Fortpflanzung der männlichen Linie zum Ausdruck. Aus diesem Gedanken, der mit dem Shintoismus, dem Ahnenkult und der ideellen Abstammung der ganzen Nation von den Göttern zusammenhängt, erklärt sich einerseits die allgemein übliche Adoption, die keineswegs wie bei uns mit dem Begriff der Familie kollidiert und oftmals nichts weiter ist als eine Namensübertragung zum Zweck einer wenigstens formalen Fortsetzung der männlichen Linie, andererseits die ursprünglich nur aus praktischen Gründen erfolgte gelegentliche Zulassung einer zweiten Frau in die legitimen Beziehungen des Mannes, ohne daß aber dabei von einer Polygamie im landläufigen Sinne die Rede sein kann. Im Laufe der Zeit mag sich eine Lockerung der monogamen Grundsätze ergeben haben, doch kann der Behauptung, daß auf diese Weise eine höherstehende Lösung des Geschlechtsproblems gefunden worden sei, nicht scharf genug entgegengetreten werden. Trotz der uralten Tradition entstehen gerade aus der traditionellen Behandlung der Frage die unvorstellbarsten Komplikationen, und zwar in allen Schichten des Volkes. Durchaus natürlich, denn der Sinn der Adoption ist ein anderer als der Sinn der Blutsverwandtschaft, und die Supposition von Rechten und Namen kollidiert, da sie im Hinblick auf eine rein traditionelle und insofern für das rein subjektive Enpfinden äußere Idee erfolgt ist, mit viel tiefer wurzelnden Gefühlen. Dazu kommt, daß die durch die traditionellen Gesichtspunkte begründete größere „Laxheit" nur dem Mann zustatten kommt, während durch die so entstehenden Konflikte die Psyche der Frau doppelt belastet wird. Denn die Frau, die Okusan, fühlt sich durchaus als die Frau des Mannes, und wenn sie nicht in der Lage ist, den Anspruch zu machen, als solche dem Mann gleichgestellt zu gelten, so hat dies nur die oben erwähnten Gründe. Für den Mann ist all das viel weniger belastend, da er ja gerade aus der traditionellen Behandlung der ganzen Frage den Vorteil der sogenannten „laxeren" Auffassung zieht, selbst wenn dies nicht die ursprüngliche Idee gewesen sein mag.

Heute, wo unter dem Einfluß der Europa-Kenntnis gelegentlich eine von der Norm abweichende Haltung einzelner Individuen

möglich wird, wo die ersten Ansätze zu individueller Selbstbestimmung vorhanden sind, erfährt man mitunter allerhand Bezeichnendes über das Ausmaß der Individualitätsunterdrückung und über das, was sich gleichsam hinter den Kulissen der Tradition oder Konvention abspielt. Es zeigt sich übrigens, daß dieselben Liebeswirrnisse wie in Europa sich auch hier unter den westlich beeinflußten Menschen ereignen, und solche Sonderfälle illustrieren zur Genüge, wie unter einem befreienden Einfluß der unterdrückte Widerstand des Individuums gegen eine uralte Tradition gelöst wird. Eine solche für hiesige Begriffe romantische Liebesgeschichte endete erst vor kurzem wieder — und das war nicht der erste derartige Fall — mit einem Doppelselbstmord. Die Folge dieses sensationellen Ereignisses war eine ganze Reihe von förmlichen Sympathieselbstmorden, es schien beinahe so, als ob das Beispiel gleichsam epidemisch die gleiche Lösung analoger Konflikte bei anderen hervorgerufen hatte. Aehnliche Selbstmordepidemien haben sich schon öfters ereignet. Selbstvergiftung, Tod auf den Schienen und dergleichen mehr, sind wiederholt in größerem Umfang vorgekommen. Mag man einige dieser Vorkommnisse auf Sensationslust oder psychische Ansteckung zurückführen, selbst dann ist der Trieb zum besonderen Schicksal als individuelles Moment unverkennbar. Tritt aber eine solche ungewöhnliche Handlungsweise auf erotischem Gebiete als epidemische Bewegung und als Protest gegen die bestehende Tradition auf, so liegt darin eine Anklage des Individuums gegen diese Tradition, eine Herauslösung aus der im übrigen zu ungeahnter Höhe entwickelten Solidarität der Lebensauffassung und sogar des Leidens. Es bleibt dann unbegreiflich, worin die Ueberlegenheit einer Institution bestehen soll, wenn es nur eines von fremdem Einfluß inspirierten Beispiels bedarf, um zu einer epidemischen Absage an diese Institution und gleichsam zu ihrer symbolischen Verurteilung zu ermutigen.

---

VICTOR HUGO

## BALZACS TOD

Am 18. August 1850 erzählte mir meine Frau, daß Balzac im Sterben liege; sie war untertags bei Frau von Balzac gewesen. Eiligst ging ich hin.

Balzac litt seit anderthalb Jahren an einer Herzerweiterung. Nach der Februar-Revolution war er nach Rußland gereist und hatte dort geheiratet. Ein paar Tage vor seiner Abfahrt hatte ich ihn auf der Straße getroffen, er klagte bereits und atmete rasselnd. Im Mai 1850 kam er nach Frankreich, jung vermählt, reich und dem Tod verfallen. Schon waren seine Beine angeschwollen. Vier Aerzte

untersuchten ihn. Einer von ihnen, Doktor Louis, sagte mir am 6. Juli, Balzac habe keine sechs Wochen mehr zu leben.

Am 18. August war abends mein Onkel, der General Louis Hugo, bei mir zu Tisch. Gleich nach dem Essen verließ ich ihn, nahm eine Droschke und fuhr nach der Avenue Fortunée Nummer 14. Hier, auf dem Grundstück, das ehemals dem Generalpächter Beaujon gehört hatte, wohnte Balzac. Er hatte alles angekauft, was vom ehemaligen Palais Beaujon noch stand, ein paar niedrige Baulichkeiten, die aus irgendwelchen Gründen der Zerstörung entgangen waren; diese alte Baracken hatte er wundervoll möbliert und sich so einen entzückenden Wohnsitz geschaffen. Das Einfahrtstor ging nach der Avenue Fortunée, ein Garten gehörte nicht zu Balzacs Besitz, nur ein schmaler, langer Hof, in dessen Pflaster da und dort Blumenbeete eingelassen waren.

Ich läutete. Wolken zogen über den Mond. Die Straße war menschenleer. Niemand kam von drinnen. Ich läutete noch einmal. Die Tür ging auf. Vor mir stand eine Magd mit einem Licht. „Was wünscht der Herr?“ fragte sie. Sie weinte.

Ich sagte, wer ich sei. Sie führte mich im Erdgeschoß in einen Salon; dem Kamin gegenüber stand hier auf einem Sockel die überlebensgroße Büste Balzacs, von David. In der Mitte des Raumes sah ich einen prächtigen Tisch von ovaler Form, den als Füße sechs schöne, vergoldete Bildsäulen trugen; auf dem Tisch stand eine brennende Kerze.

Dann kam eine andere Frau herein, die ebenfalls weinte. „Er stirbt,“ sagte sie. „Die gnädige Frau ist nach Hause gefahren, in ihre eigene Wohnung. Seit gestern haben ihn die Aerzte aufgegeben. Er hat eine Wunde am linken Bein; es ist der Brand. Die Aerzte verstehen gar nichts. Erst haben sie gesagt, seine Wassersucht habe teigigen Charakter, es handle sich um eine Durchsickerung der Gewebe, die Haut und das Fleisch seien ganz wie Speck, und die Punktion sei unmöglich. Aber im vergangenen Monat hat sich der Herr abends einmal beim Zubettgehen an einem Möbel mit Metallbeschlägen gestoßen, die Haut ist geplatzt, und alles Wasser, das im Körper war, ist herausgelaufen. ‚Aha,‘ haben die Aerzte da gesagt. Sie waren ganz erstaunt und haben nun auch die Punktion gewagt. ‚Wir machen's wie die Natur,‘ haben sie gesagt. Aber nun hat sich am Bein ein Geschwür gebildet. Doktor Roux hat es operiert. Gestern hat man den Verband entfernt. Aber die Wunde hatte nicht geeitert, sondern sie war rot und trocken und glühend heiß. Da haben sie gesagt: ‚Er muß sterben,‘ und sind nicht mehr wiedergekommen. Wir haben nach vier oder fünf anderen geschickt, aber alle haben gesagt: ‚Da ist nichts mehr zu machen.‘ Die Nacht war schlecht. Seit heute morgen um neun kann er nicht mehr sprechen. Die gnädige Frau hat einen Priester holen lassen.

Der Priester ist gekommen und hat unserm Herrn die letzte Oelung gegeben. Unser Herr hatte ein Zeichen gemacht, daß er den Vorgang verstehe. Eine Stunde später hat er Frau von Surville, seiner Schwester, die Hand gedrückt. Seit elf Uhr röchelt er und sieht nicht mehr, was vorgeht. Er wird die Nacht nicht überleben. Wenn Sie wollen, hole ich Herrn von Surville; er ist noch nicht schlafen gegangen."

Die Frau ließ mich allein. Ich hatte ein paar Minuten zu warten. Der Schein der Kerze erhellte schwach die prächtigen Möbel des Salons und die schönen Bilder von Porbus und Holbein, die an den Wänden hingen. Undeutlich, verschwimmend ragte in diesem Halbdunkel die marmorne Büste auf, als wäre sie der Geist des Mannes, der hier starb. Durch das Haus zog ein Leichengeruch.

Herr von Surville kam und bestätigte alles, was ich von der Magd gehört hatte. Ich bat darum, Balzac sehen zu dürfen.

Es ging durch einen Korridor, dann über eine rotbelegte Treppe, auf der alle möglichen Kunstgegenstände zu sehen waren: Vasen, Statuen, Bilder, Tischchen mit Porzellansachen, und wieder durch einen Korridor. Eine Tür stand offen. Ein lautes, schreckliches Röcheln wurde vernehmbar.

Ich war in Balzacs Zimmer.

Mitten im Raum stand das Bett. Es war ein Bett aus Mahagoni; am Fuß- und am Kopfende sah ich Riemen und Querhölzer, ein Hängewerk, um den Patienten bewegen zu können. Balzac lag da, den Kopf gegen einen Berg von Kissen gelehnt, zu dem man auch die roten Damastpolster des Sofas verwendet hatte. Sein Gesicht war violett, fast schwarz, und nach rechts hin geneigt, er war unrasiert, sein Haar grau und kurzgeschnitten, das Auge weit offen und starr. Ich sah ihn im Profil; so glich er Napoleon.

Eine alte Pflegerin und ein Diener standen rechts und links vom Bett. Hinter dem Kopfende brannte auf einem Tisch eine Kerze, eine zweite nahe bei der Tür auf einer Kommode. Auf dem Nachttisch befand sich ein silbernes Becken.

Die alte Frau und der Diener standen da, schwiegen wie verängstigt und horchten auf das laute Röcheln des Sterbenden.

Die Kerze zu seinen Häupten beschien hell das Bild eines jungen Mannes mit rosigen, frohen Zügen, das neben dem Kamin an der Wand hing.

Vom Bett her kam ein unerträglicher Geruch. Ich hob die Decken in die Höhe und nahm Balzacs Hand. Sie war naß von Schweiß. Ich drückte sie. Es kam kein Gegendruck.

In diesem gleichen Zimmer hatte ich ihn den Monat vorher besucht. Da war er vergnügt und hoffnungsfroh, er zweifelte gar nicht an seiner Heilung und zeigte mir lachend seine Geschwulst.

Wir sprachen damals viel über Politik und stritten uns. Er nannte mich einen „Demagogen". Er für seine Person war königstreu, war Legitimist. Er sagte zu mir: „Ich verstehe wirklich nicht, wie Sie so vergnügt auf Ihren Pairstitel haben verzichten können. Pair von Frankreich, das ist der zweitschönste Titel in der Welt! Nur König von Frankreich ist noch schöner."

Ferner sagte er:

„Ich habe das Hotel Beaujon gekauft, aber ohne den Garten. Dafür gehört mir der kleine Vorbau, der an die benachbarte Kirche stößt. Hier auf meiner Treppe ist eine Tür, ich brauche sie nur aufzuschließen und bin in der Messe. Das ist mir mehr wert als der ganze Garten."

Wie ich damals fortging, brachte er mich bis an diese Treppe, obgleich er sich nur mühsam fortbewegte, er wies auf die Tür, von der er gesprochen hatte, und rief dann seiner Frau hinunter: „Aber zeige Victor Hugo auch ordentlich alle meine Bilder!"

Die Pflegerin sagte: „Gegen Morgen wird er sterben."

Ich ging hinunter, immer dies violette Gesicht vor Augen; im Salon stand die Kolossalbüste, starr, kalt, erhaben, schwach schimmernd, — und ich maß den Tod an der Unsterblichkeit.

Als ich nach Hause kam, es war ein Sonntag, fand ich mehrere Besucher vor, unter anderen den türkischen Geschäftsträger Riza Bey, den spanischen Dichter Navarrete und Graf Arrivabene, einen politischen Flüchtling aus Italien. Ich sagte: „Meine Herren, heute verliert Europa einen großen Geist."

In der Nacht starb er. Er war einundfünfzig Jahre alt geworden.

*

Die Beerdigung war am Mittwoch.

Gleich nach seinem Tode wurde er in der kleinen Kirche aufgebahrt, neben der er wohnte; man trug ihn durch eben jene Treppentür, deren Schlüssel ihm mehr wert gewesen war als alle Wundergärten des Generalpächters.

Am ersten Tage nach seinem Hintritt hatte Giraud ihn gemalt. Man wollte auch die Totenmaske abnehmen, aber es erwies sich als unmöglich, so rasch zersetzte sich der Körper. Am zweiten Tage frühmorgens kamen die Former, sie fanden das Gesicht bereits völlig entstellt, die Nase war ganz auf die Wange gesunken. Balzac wurde in einen Eisensarg gelegt, der mit Blei ausgeschlagen war.

Der Trauergottesdienst fand in Saint-Philippe-du-Roule statt. Wie ich so neben dem Sarge stand, dachte ich daran, daß hier meine zweite Tochter getauft worden war, und daß ich seitdem diese Kirche nicht wieder betreten hatte. In unserm Gedächtnis verschwistern sich Tod und Geburt.

Der Minister des Innern, Baroche, wohnte der Feier bei. In der Kirche saß er neben mir, vor dem Katafalk, und von Zeit zu Zeit richtete er das Wort an mich. Er sagte: „Das war ein begabter Mann.“ Ich sagte: „Ein Genie.“

Der Trauerzug ging quer durch Paris und gelangte über die Boulevards zum Père-Lachaise. Als wir die Kirche verließen, fielen vereinzelte Regentropfen und dann wieder, als wir zum Friedhof kamen. Es war, als wollte auch der Himmel an einem solchen Tag ein paar Tränen vergießen.

Ich ging rechts vorne am Sarge und hielt eine von den Silberquasten des Bahrtuches. Auf der andern Seite schritt Alexandre Dumas.

Das Grab lag ganz oben auf dem Hügel. Eine ungeheure Menschenmenge war versammelt, der Weg war uneben und schmal, die Pferde klommen mühsam empor und konnten den Leichenwagen kaum halten, der immer zurückrollte. Ich geriet in die Enge, zwischen einem Rad und einem Grab. Beinahe wäre ich zermalmt worden. Leute, die auf dem Grabe standen, um den Zug vorüberkommen zu sehen, faßten mich unter den Achseln und hoben mich hinauf. — Wir legten die ganze Strecke zu Fuß zurück.

Der Sarg wurde in das Grab gesenkt; es lag dicht bei den Ruhestätten von Charles Nodier und Casimir Delavigne. Der Priester verrichtete das letzte Gebet, und dann sprach ich ein paar Worte.

Während ich redete, sank die Sonne zum Horizont. Im Nebelglanz des Sonnenuntergangs lag in der Ferne ganz Paris vor mir da. Unmittelbar zu meinen Füßen, am Rand der Grube, kam der Boden ins Rutschen, und mich unterbrach das dumpfe Geräusch der Erde, die auf den Sarg fiel.

(Deutsch von Bruno Frank.)

---

LUKIAN

## DIE HOHE SCHULE

(Freie Uebertragung von Albert Ehrenstein.)

*Krobyle:* So Korinnerl, nun hast du endlich gelernt, daß es nicht so schrecklich ist, aus einer Jungfrau ein Weib zu werden, wie du phantasiert hast? Der schöne junge Herr, der dir's beigebracht hat, hat dir auch, als Präsent, einen ganzen Haufen blankes Silber dagelassen, wofür ich dir auf der Stell eine schöne Halskette kaufen will.

*Korinna:* Tu das, Mama, und daß auch ein paar Rubine dran sind, wie an der Philainis ihrem!

*Krobyle:* Es soll genau so schön sein. Aber nun will ich dir auch sagen, mein liebes Kind, wonach du dich in Zukunft zu richten hast, und wie die Männer gepackt sein wollen. Denn wir haben nun mal kein anderes Mittel, uns durch die Welt zu bringen, als — —. Weißt du nicht, wie elend wir uns diese zwei Jahre seit dem Tode vom seligen Vater haben gefretten müssen? Solang er lebte, fehlte uns nichts; er war Kupferschmied und hatte ein gutes Renommee in den Docks; noch bis zum heutigen Tag kann man dort alle Augenblick schwören hören, so ein Schwerarbeiter wie der Philinos werde nicht leicht wiederkommen! Aber nach seinem seligen End war ich bald gezwungen, die Zangen, den Amboß und den Hammer um ein wahres Schandgeld zu verkaufen. Wir hungerten davon, solang es reichte, und seit es ganz aufgezehrt ist, hab ich Müh genug gehabt, mit Weben und Spinnen das Notdürftigste für dich und mich zusammenzuscharren; alles in der Hoffnung — —

*Korinna:* Auf die Hundert, die ich schon verdient hab?

*Krobyle:* Warum nicht gar! Ich rechnete damit, wenn du nur erst reif dazu wärst, würdest du imstand sein, mich wieder zu ernähren, und dich selbst zu rangieren, und Geld zu verdienen, um dir schöne Kleider und Sklavinnen zu kaufen.

*Korinna:* Ich, Mama? Was meinst du damit? Wie soll das zugehn?

*Krobyle:* Dazu, mein Kind, brauchst du weiter nichts, als mit jungen Herrn herumzulaufen, mit ihnen zu soupieren und für ihr bares Geld bei ihnen zu schlafen.

*Korinna:* Wie die Tochter der Daphnis, die Lyra?

*Krobyle:* So ungefähr.

*Korinna:* Aber die ist ja so eine Hetäre!

*Krobyle:* Das ist doch nichts schlechtes? Mach es wie sie, so wirst du auch so reich werden wie sie und viele Liebhaber kriegen. Was weinst du, Korinna? Siehst du nicht, wie viel Hetären es gibt, und wie man ihnen den Hof macht, und was für ein großes Einkommen sie haben? Hab' ich nicht diese Tochter der Daphnis gekannt, eh sie noch reif für den Mann war? Heilige Frechheit! Wenn die was anderes als Lumpen auf dem Leib hatte!

Nun siehst du, wie sie daherschwimmt, über und über in Gold und buntgestickten Kleidern, und vier Zofen hinter ihr drein.

*Korinna:* Und wie kam denn die Lyra dazu?

*Krobyle:* Das will ich dir sagen, Kind! Vor allem hielt sie sich immer chic und sauber in der Kleidung und war adrett in ihrer ganzen Art. Sie war zwar gegen jeden freundlich, aber brach darum nicht jeden Moment in ein gellendes Kichern und Lachen aus, wie du zu wiehern pflegst, sondern es war immer was Anmutiges und Anziehendes in ihrem Lächeln. Im Umgang

mit den Mannsbildern, die zu ihr kamen oder um sie schickten, hielt sie zwischen prüder Zurückhaltung und frecher Unanständigkeit die Mitte; sie betrog keinen in seiner Erwartung, aber warf sich auch keinem an den Hals. Vermietete sie sich zu einem Gelage, so betrinkt sie sich nie, denn dadurch macht man sich nur zum Gespött für die Leut und wird den Mannsbildern ekelhaft. Auch überfüllt sie sich nicht mit Essen wie Menschen, die keine Erziehung haben, sondern rührt alles nur so mit den Fingerspitzen an, schluckt schweigend einen Bissen nach dem andern, ohne beide Backen voll zu hamstern, und trinkt langsam, nicht auf einen Zug, sondern ethepethete.

*Korinna:* Auch wenn sie Durst hat, Mama?

*Krobyle:* Dann besonders, Korinna. Auch hat sie nicht immer das Maul zum Reden offen, sondern spricht nicht mehr, als sich schickt, wetzt nie ihren Schnabel auf Unkosten eines Anwesenden, und sieht keinen an als den, der sie bezahlt hat. Das ist es, wodurch sie sich so beliebt bei ihnen macht. Und wenn man sich endlich zu Bett legt, wird sie nie leichtsinnig auch nur die geringste Leichtfertigkeit oder Unanständigkeit begehn, sondern alles ist bei ihr bloß darauf angelegt, und das ist ihr einziges Ziel, wie sie die Lust des Kerls, der gerade bei ihr steckt, befriedigen und einen dauerhaften, wertbeständigen Liebhaber aus ihm machen kann. Sieh, Korinna, das ist's, warum jeder Mann so gut von ihr spricht. Also brauchst du sie nur in all dem zum Muster nehmen, so werden auch wir unberufen glücklich werden. Denn was das übrige betrifft, so bist du jünger und auch sonst ihr, unbeschrien, bei weitem über, mein Kind! Wenn du nur lebst, so wünsch ich mir nichts weiter!

*Korinna:* Aber liebe Mama, sind die Herren, die uns mieten, alle so wie der Eukritos, bei dem ich gestern schlief?

*Krobyle:* Nicht alle; es gibt noch bessere: manche darunter sind auch schon älter und vollbärtiger; es melden sich aber auch solche, die nichts weniger als so hübsch und wohlgebaut sind.

*Korinna:* Und bei denen muß man auch schlafen?

*Krobyle:* Jawohl, meine Tochter! Denn die blechen auch am meisten; die schönen Herrn sind in sich selbst verliebt und rechnen uns ihre Schönheit auf. Du hierentgegen mußt immer nur darauf sehn, wer am meisten spendiert, wenn du die Zeit recht bald erleben willst, wo alle Mädchen mit den Fingern auf dich zeigen und sagen werden: sieh einmal Korinna, der Krobyle Tochter! Wie reich sie ist, und wie glücklich sie ihre Mutter gemacht hat! — Was sagst du da dazu? Willst du meinem Rat folgen? Ja, das willst du, ich weiß es! Du bist ein gutes, folgsames, getroffenes Kind, und so wirst du bald die erste unter allen sein. — Nun geh und bad dich; vielleicht kommt der junge Eukritos heute wieder; versprochen hat er's.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Märzwoche

Wenn heute von den Aktiven einer Bank die Rede ist, so denkt gewöhnlich jedermann zuerst an das mehr oder weniger stattliche Bankgebäude. Diese Beobachtung ist charakteristisch für den außerordentlichen Substanzschwund, den die Banken im allgemeinen erlitten haben. Ehemals stand, wenn man sich die Potenz einer Bank vergegenwärtigte, die Depositenstoßkraft, das Ansehen und der Emissionskredit, die Wertpapiere und sonstigen Bestände in erster Linie vorm Auge, und erst ganz zuletzt folgte der Immobiliarbesitz. Mannigfache Majoritätsverschiebungen fanden nur in letzter Zeit in der speziellen Absicht statt, mit dem Einfluß über die Bank die Verfügung über ihr Haus zu gewinnen. Für den Besitzwechsel bei der Preußischen Pfandbriefbank und bei der Länderbank standen solche Bestrebungen ohne Zweifel im Vordergrund der Erwägungen. Die diversen Immobiliartransaktionen der letzten Zeit entbehren auch sonst nicht eines gewissen pikanten Beigeschmacks. Wenn zum Beispiel die Germania-Versicherungsgesellschaft in Stettin, die jüngst erst unter die Herrschaft des jungmächtigen Konzerns der Berliner Chemikalien- und Metallhandlungsfirma J. Michael & Co. geraten ist, ihr Berliner Grundstück an die Gruppe Aschinger verkauft hat, so bekräftigt das die Vermutung, daß es dem Michael-Konzern beim Erwerb der Germaniamehrheit nicht so sehr auf den Weiterbetrieb eines selbständigen Versicherungsunternehmens, als vielmehr auf die Gewinnung eines Abnehmers ffür die Pfandbriefe der gleichfalls dem Konzern in allerletzter Zeit angegliederten Hypothekenbank angekommen ist. Andererseits wirft der Vorgang ein grelles Schlaglicht auf die Ueberschüsse, die gegenwärtig im Restaurationsbetrieb erzielt werden, wo bekanntlich das Wort Preisabbau ganz klein geschrieben wird, und wo man mit verblüffender Trägheit an einem Preisniveau festzuhalten imstande ist, das nicht anders als exorbitant genannt werden kann. Der Uebergang eines Gebäudes der Diskontogesellschaft an die Reichskreditgesellschaft hat gleichfalls seine grundsätzliche Bedeutung. Zeugt er doch von den geschäftlichen Erfolgen der in Reichshand befindlichen, seit einigen Jahren mit großer Umsicht und Tatkraft aufgezogenen Reichskreditgesellschaft, die es sich heute leisten kann, aus eigenen Ueberschüssen ein teures Grundstück zu erwerben, während die Bank nach der Hypertrophie der Inflationskonjunktur an einen Abbau ihres „Sachwert"-besitzes schreiten muß. Der Erwerb der Länderbankmehrheit durch den Anilinkonzern ist in verschiedener Beziehung besonders interessant, selbst wenn man von der Zwangslage des Verkäufers, des Herrn Oskar von Körner in Wien, absieht, eines Frankenbaissiers, der offenbar das rechtzeitige Aussteigen versäumt hat.

Der Anilinkonzern gelangt dadurch auf relativ billige Weise in den Besitz des repräsentablen neuerrichteten Bankpalastes am Pariser Platz. Ueberdies besteht aber offenbar die Absicht, die Länderbank mit oder ohne Umfirmierung in eine Art Hausbank des Anilinkonzerns umzugestalten.

Damit wird eine Entwicklung im Bankwesen fortgesetzt, die deutlich eine Folge der gewaltigen Machtverschiebung zwischen Industrie und Bankwesen darstellt. Es ist heute gang und gäbe, daß große Konzerne der Industrie, die früher mit Eifer um das Wohlwollen der Großbanken sich bewarben, zur Ausführung ihrer Bankgeschäfte sich eigene Institute angliedern. Kredite vermögen ja die Großbanken ohnehin nicht in nennenswertem Umfange zu gewähren, und sollte später einmal die betreffende Industriegesellschaft des Emissionsapparates und der Prospektunterschrift anderer Banken bedürfen, nun, so wird sie nach Lage der Dinge nicht mehr wie früher als der nehmende, sondern als der gebende Teil auftreten können. In der Entwicklungslinie zum Hausbanksystem lag in gewissem Sinne auch die Einflußnahme des klugen Herrn Hugo Stinnes bei der Berliner Handelsgesellschaft, wiewohl vorläufig die Absichten hier noch taktvoll verhüllt werden. Aber wenn man bedenkt, daß beispielsweise die Röchlinggruppe ihre eigene „Gebrüder Röchling Bank" besitzt, der Sichelkonzern seine „Westbank", der Ludwig Ganz-Konzern seine „Continentale Bank- und Handelsgesellschaft", die Blumenstein-Gruppe ihre eigene „Bank für Textilindustrie" — um nur einige Beispiele zu nennen —, so liegt die Tendenz klar zutage.

Eine Zeitlang haben es die industriellen Unternehmungen für richtig befunden, ihre Geschäftsverhältnisse schwarz in schwarz zu malen. Seit einiger Zeit ist, wie der fleißige Leser der Geschäftsberichte feststellen kann, ein völliger Wandel in dieser Gepflogenheit der Berichterstattung eingetreten. Galt es früher als verpönt, den Nutzen aus der Geldentwertungskonjunktur schwarz auf weiß zuzugeben, so erklären jetzt hin und wieder Gesellschaften mit ungewohnter Offenheit, daß sie in der hinter uns liegenden Epoche nicht schlecht gefahren sind. Bezeichnend in dieser Beziehung sind die Aeußerungen des Bier-Spritkonzerns. Die Ostwerke A.-G. berichtet zum Beispiel unverhohlen, daß sie die sich aus der fortschreitenden Markentwertung ergebende Geschäftslage frühzeitig erkannt und ihre Dispositionen darauf eingestellt habe. Und die Schultheiß Patzenhofer Brauerei-A.-G. versichert, es sei ihr im Zusammenwirken mit den anderen Gesellschaften der Interessengemeinschaft „durch geeignete Maßnahmen finanzieller Natur" gelungen, die Verluste aus dem eigentlichen Fabrikationsgeschäft auszugleichen. Die C. A. F. Kahlbaum A.G. sagt klipp und klar, daß ihre Vermögenslage sich gegen das Vorjahr keines-

falls verschlechtert hat. Die Gesellschaften des Bier-Spritkonzern würden, so heißt es dann, unter den ersten sein, die ihren Aktionären wieder eine angemessene Verzinsung des angelegten Kapitals bieten könnten. Die Unternehmungen dieser Gruppe sind nicht die einzigen, die nach den Klageliedern der vergangenen Jahre hinsichtlich des im Zeichen des ärgsten Währungsverfalls stehenden letzten Geschäftsjahres eine wohllautendere Musik anstimmen. Vielleicht hält man die Gefahr eines weiteren steuerlichen Zugriffs auf die Unternehmungsvermögen jetzt für geringer als in den letzten Jahren, wo noch die Sorge vor der sogenannten Sachwerterfassung die gesamte Industrie ihre Situation der Oeffentlichkeit gegenüber möglichst triste zu schildern veranlaßte. Wahrscheinlich aber spricht für die freundlicheren Töne, die man jetzt anschlägt, auch die Absicht mit, angesichts der unerhörten Depression am Aktienmarkte die Aktionäre nicht weiter zu verstimmen.

Der wirtschaftliche Praktiker, der sich auf seine Erfahrung viel zugute zu tun pflegt, schätzt im allgemeinen die volkswirtschaftliche Theorie gering ein. Weil er von der Theorie nichts versteht, hält er sie für grau, weltfremd oder dergleichen und ahnt nicht, daß im Grunde nichts praktischer ist als die (richtige) Theorie. So bestimmte jahrelang der unklare Begriff der Aufwertungs- oder der Stabilisierungshausse die Geschäftsgebarung dieser Sorte von Empirikern. Dabei ergab die simpelste Deduktion, daß der Aktienmarkt bei der Kapitalknappheit, in die wir nach Substanzschwund beziehungsweise nach der Gewinnimmobilisierung unweigerlich hineintreiben mußten, keinesfalls gedeihen konnte. Eine weitere bittere Wahrheit ist die, daß der Aktienmarkt bei weiterer Konsolidierung der Verhältnisse auch in Zukunft zunächst immer mehr der Vernachlässigung anheimfallen muß. Denn die Frage der Rente rückt für den Kapitalisten mehr und mehr in den Brennpunkt der Erwägungen. Es ist klar, daß die gewerblichen Unternehmungen Zinssätze wie die gegenwärtigen von 20, 30 und mehr Prozent pro Jahr höchstens für den am dringendsten benötigten Betriebsmittelbedarf aufbringen können. Eine Verzinsung des gesamten Anlagekapitals (wie es die Aktien repräsentieren) wird in solcher Höhe im allgemeinen unmöglich sein. Wir glauben zwar, daß die anormalen Verhältnisse am Kapitalmarkt in kürzerer Frsit überwunden sein werden, als man gemeinhin annimmt. Aber solange die gegenwärtige Betriebsmittelnot anhält, solange eine bedeutende Kapitalknappheit noch vorherrscht, mindestens also wenige Jahre, wird das Kapital den hochrentierenden kurz- und langfristigen neuen Anlagemöglichkeiten zuströmen und nicht den alten, bestenfalls zur Hälfte bis zu einem Drittel davon eintragenden alten Anlagewerten. Es sind elementare Wirtschaftsgesetze, die den außerordentlichen Tiefstand der Effektenkurse jetzt und in nächster Zukunft bedingen.

# GLOSSEN

DIE SCHÜTZER.

Eine Zeitung steht im Kampf mit einem Geldmacher, der in die Politik will. Daraus entsteht eine Kontroverse. Der Alles-ums-Geld-Mensch greift in seiner Zeitung die andere Zeitung an. Diese will antworten. Da empfängt sie im letzten Augenblick eine einstweilige Verfügung, daß sie in der morgen erscheinenden Nummer Herrn Soundso nicht angreifen und sich nicht mit ihm beschäftigen dürfe. Eine solche einstweilige Verfügung durchzusetzen ist eine Frage des Geldes. Wer die Kosten riskiert und eine genügend große Summe erlegt, kann solche ephemere Erfolge erringen. Fraglich ist nur, ob er sie erhalten kann. In der Hand sehr reicher Leute kann diese neue Methode, Angriffe oder (wie in diesem Falle) Antworten zu verhindern, ein Mittel zur Zerstörung der Preßfreiheit insbesondere gegenüber Wochenschriften werden. Wer hat nun diese Methode sonnen und, unseres Wissens, zum erstenmal angewendet? Auf der einstweiligen Verfügung stehen die Namen der Berliner Anwälte G r o n e m a n n und K l e e. Es sind, man wird herzlich lachen, die alten Rechtsfreunde des — Schutzverbandes deutscher Schriftsteller. Vielseitige Charaktere.

——

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

*Nachkriegsliebe*

Ich hatte auf die Kleinigkeit (Nachkriegsliebe) in Heft 9 des T.-B. eigentlich keine Antwort erwartet. Nun ist doch eine erschienen, und was ich befürchtete, liegt jetzt am Tage: der hastende Leser mißversteht zusammengedrängte, nur andeutende Aeußerungen. Ich möchte daher einer Auffassung, die mir einigermaßen peinlich ist, in nüchterner Tonart entgegentreten.

Es liegt mir fern, Ziehharmonikahosen, kraus und schlicht gestrickte grauwollne Strümpfe, Brettchen und Blechkrawatte als Attribute wahrer Männlichkeit zu verteidigen. Ich glaube nicht an die fable convenue der Literatur, wonach auch ein Mann mit Stoppelkinn und abgetragenem Anzug Mädchenherzen entzückt. Erotische Reizung nur durch den schöpferischen Geist exekutieren lassen, ist Literatur, von Männern oder aus männlicher Einstellung heraus ge-

machte Literatur. Das elementare erotische Gefühl der Frau, auch der mit Intellekt begabten, entzündet sich am Körperlichen, auch wenn sie's selbst nicht wahr haben will (unserer Eitelkeit zu Gefallen). Unsere in ihren Augen berückende Schönheit (ich verzeihe ihr diese Geschmacksverirrung herzlich gern) ist die eigentlich nährende Kost auch ihrer Liebe, und ich stehe der Literatur, d. h. dem Papier zu fern, um ihr diese anmutige Natürlichkeit zu verübeln. Meine Visage und mein Körperbau sind durchaus von annehmbarer Qualität, ein anständiger Anzug, sogar mit Bügelfalte, eine Krawatte, Reiz-Socken und ein Rasierapparat fehlen nicht, auch pflege ich regelmäßig zu baden: es ist also nicht so, als ob ich, dieser schönen Dinge ermangelnd, nun gegen die Weiber vom Leder ziehe. Ich habe nur zu bemängeln, daß besagte männliche Schönheit für weibliches Gefühl nur allzu oft mit dem Gehäuse, mit Bügelfalte, Krawatte, Kneifer oder Radekbrille organisch verwachsen zu sein scheint, während w e i b l i c h e Bekleidung u n s nur auf den Kern neugierig macht oder machen soll (darin stehen w i r weiß Gott der Natur näher). Ich selbst habe zwar weder Geld, Zeit, noch Lust, Schneiderbilder zu kopieren, noch finde ich die angedeuteten weiblichen Schwächen ergötzlich genug, um sie zu tolerieren und habe sie ausdrücklich von meinem „Bannfluch“ ausgenommen, ohne allerdings darüber lange erklärende Satzperioden zu spinnen, was vielleicht nötig war.

Ich wollte sagen, daß auch die Frau heute zuviel Intellekt, zu wenig Instinkt hat. Mir scheint, heute amerikanisiert sich hier nicht nur die Wirtschaft, sondern auch das Geschlechtsleben. Die Frau schätzt den Wert eines Mannes nach seiner Verdienstkraft. Dieser Zustand, ohne die amerikanische Prüderie, bei Ueberangebot an Weiblichkeit, hat natürlich auch seine Vorteile: man erobert Mädchen durch bloße Routine. Es ist spaßhaft zu beobachten, wie Andeutung „reeller Absichten“ und Hinweis auf „gesicherte Position“ selbst bei scheinbar ernsthaften Mädchen plötzlich weitgehende Liebenswürdigkeit auslöst, eine Liebenswürdigkeit, um die wir uns vergeblich bemühen, wenn wir bloß unser Herz oder unsere Klugheit oder unser Temperament spielen lassen. Schwindel, mit den dazu gehörigen üblichen Verführungskünsten niederer

Art, sind heute ausreichend; unsere bessere Garnitur können wir ruhig zu Hause lassen, sie ist heute bei unserer Weiblichkeit nur hemmend. Was junge Männer, die substantielle Offerten nicht machen können, heute zusammenschwindeln, um weibliche Liebenswürdigkeit auf sich zu lenken, — das wissen die Götter! Das Ueberangebot an junger Weiblichkeit verschafft uns nicht zu wenig, sondern zu viel Liebe, aber diese Liebe ist nur Wollust; Frauengunst, die stets mit inferioren Mitteln gewissermaßen erarbeitet werden muß, wird schließlich schal und langweilig, saugt uns aus. Erotik soll steigern, wie ja selbst die lieben Tiere in der Paarungszeit sich steigern; die Steigerung ist bei uns nur anderer Art, sie ist eben menschlich oder sollte es sein. Heute jagt die Frau den Mann in die trostlose Tretmühle des Gelderwerbs, des Verdienens oder in die Schliche und Künste der „Technik". Steigern kann uns auch ein Weibchen ganz ohne Intellekt, nur mit der Zärtlichkeit ihres Herzens, aber sie soll dem besten Teil unserer Männlichkeit unterliegen, nicht durch die Reize unserer Brieftasche oder die Künste unserer Technik besiegt werden. Das Kind gönn ich ihr auch, denn ich bin selbst ein Kinderfreund, aber ich betrachte diesen Instinkt der Frau mit etwas Skepsis. Ich verstehe wohl den Stolz der Frau auf ihre Mission, die Menschheit immer neu zu gebären, aber ich teile nicht ganz die Hochachtung, die sie selbst vor ihrer Mission hat. Ich stamme aus dunklen proletarischen Gründen, habe mit eignen Augen gesehen, am eignen Leibe erfahren, daß das Kindermachen selten ein Verdienst, häufig aber ein Verbrechen ist. Ist es unter allen Umständen gerecht, einen neuen Menschen in die Unzulänglichkeit dieser Welt zu setzen, nur damit dem Instinkt der Mutter genuggetan werde?

Wenn ich einen satirischen Schuß auf die Helden der Revolution und Befreiung abgab, so meinte ich natürlich nicht, daß die Frau nur politischen Heroismus inspirieren soll. Ich meine, die Frau könnte auch in der Kleinarbeit des täglichen Lebens dazu beitragen, daß auch die konfektionierte Männlichkeit (eben jene 99%) nicht ganz herabsinkt zu jenen nach Normalien gearbeiteten amerikanischen Verstandesmaschinen, die, wenn sie in gut geölter, fetter Ruhe stehen, so herrlich laufen. Jenen ach so sehr bewunderten Lebenskünstlern, die leider immer glatt versagen, wenn man sie in die wirkliche Arena des Lebens stößt, weil sie nichts von der Kraft, von dem Taumel, von der Tollheit des Lebens wissen: Mir scheint, wir leben in einer gänzlich unheroischen Zeit, so sehr, daß uns sogar der Begriff des Heroischen abhanden gekommen ist. Freilich wird dieser Begriff rettungslos diskreditiert, wenn man die phrasendreschenden Klopffechter der Revolution und völkischen Reaktion für heroische Naturen nimmt. Mir scheint, unsere Zeit kennt nur einen heroischen Menschen: Lenin, denn er lebte nicht nur gänzlich in der Idee (wie alle Rattenfänger der Welt- und Kulturgeschichte, die Hammer und nicht Amboß waren), sondern er besaß auch die Tapferkeit, Kraft und Brutalität, einer außerordentlichen Zeit außerordentliche Formung aufzuzwingen. Ich bin kein

Kommunist, aber was verschlägt es, ob hier Kommunismus siegreich ist oder nicht? Was wäre Rußland heute, wären Lenin und die hundert in seiner Suggestion wirkenden Männer nicht gewesen? Was könnte die deutsche Sozialdemokratie sein, wenn der Name Marx auf den Titelblättern seiner Bücher geblieben, wenn etwas von der stürmischen Vitalität Lasalles in ihren Führern lebte? Was hätte Wilson sein können, wenn er die Menschenrechte gegen die Bajonette verteidigt hätte mit der Kraft eines Mirabeau? Was wäre die Türkei ohne Kemal? Unsere „Helden“ glauben, sie könnten Größe erborgen und kopieren, aber Kemal wäre in Deutschland sicherlich einen andern Weg gegangen, ein deutscher Lenin wäre sicherlich kein Kommunist geworden. Wahre Größe ist immer unberechenbar, denn das macht ja ihre Größe aus, daß sie frei ist von der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Arithmetik der Konvention, die mittelmäßige Geister mit ihrem Dunst erstickt.

Doch ich sehe, daß ich in der Hitze des Gefechts drauf und dran bin, den fünfzigseitigen Kommentar zu schreiben, und ich wollte doch nur einige Mißverständnisse klären, die mir peinlich sind. Der Raum des Tage-Buchs ist zu kostbar, die Sache selbst nicht wichtig genug, um noch weiter Druckerschwärze daran zu wenden. Also schließen wir die Debatte. Ich selbst bin Manns genug, auch ohne weibliche Inspiration leben und denken zu können, wenn ich mir auch Erotik anders vorstellen kann, wie sie uns heute in so reichem Maße geboten wird.

*Guido Schaeffer.*

---

BENDOW.

Conferenzier in einem Kabarett .... brrr, das stelle ich mir als das Bitterste aller Geschäfte vor. Chemnitzer Industriellen, die mit der Berliner Braut im Zuschauerraum sitzen, das Leben zu erleichtern, in dem man Schnödigkeiten über alles und jeden sagt . . . . . Brrr, ein bitteres Gewerbe!

Jedoch: Wilhelm Bendow.

Ja, das ändert die Chose.

Wilhelm Bendow ist nämlich der einzige Kabarettist, der wirklich unabhängig vom Publikum ist. Es ist ihm im Grunde schnuppe. Lacht Ihr — scheen. Lacht Ihr nicht — noch scheener. Er ist mit der großen Schnuppigkeit ausgerüstet. Darum braucht er auch nicht die Arroganz des jüdischen Conferenziers, der immer wieder schnell beweisen will, daß er doch der geistig Schlagfertigere ist. Dieser anmaßende Typ verletzt, indem er durchs Kabarett gondelt, allmählich alle vierzehn Monatsgäste und der Rest ist Pleite.

Wilhelm Bendow verletzt keinen Menschen auf der Erde. Er steht da, ein ewiger Gymnasiast, bebrillt, nicht mehr so blutjung, wie man glaubt, aber doch voll infantiler Regungen, ein immer Schamhafter, eine gewinnende Primanernatur, sein Grundgefühlt wie das aller wirklichen Humoristen ist das E r s t a u n e n. Hat nicht der deutsche Philosoph Wilhelm Jerusalem einmal ein Buch über

die Philosophie des Erstaunens geschrieben? Dem Denkenden erscheint alles funkelnagelneu und deshalb erstaunlich.

Das Wesen dieses bebrillten Humoristen besteht aber darin, daß er diese erstaunliche Welt schnell einrubrizieren will. Da entstehen denn die schwersten Irrtümer.

Wilhelm Bendow liegt im Bett und liest das Achtuhrabendblatt. Er schämt sich, erstens, weil er sich immer schämt, zweitens, weil er im Bett liegt, drittens, weil er das Achtuhrabendblatt liest. Aber er liest, schamlos, wie er als ewiger Gymnasiast nun einmal ist, vor allen Leuten unentwegt weiter. Er liest die Geheimnisse der Fürstenhöfe, ein Geheimnis kollert ins andere, eine Prinzessin landet bei dem Sprachlehrer, der Fürstenhof wird zum Absteigequartier. Aber Willi Bendow blickt bloß verwundert aus der Verwirrung der verhobenen Zeilen und Zeiten zum Himmel (er blickt so gern gen Himmel), verwundert wie alle wirklichen Philosophen und erregt wie alle Gymnasiasten. Er blickt rehäugig-erstaunt durch die Brille . . .

Diese verderbte Welt scheucht ihn plötzlich auf, eigentlich wollte er unschuldig grasen (im Achtuhrabendblatt), da weckte ihn das zynische Gemecker der im Parkett versammelten Großstadt.

Ja, das ist sein Schicksal: Von Natur ist es gutgläubig-seelenvoll, rehäugig-vertrauend, gymnasiastenhaft-schamvoll. Da trifft ihn jählings der Zynismus der Erwachsenen. Schwupps, fälscht er sich, spielt nur die Gutgläubigkeit und das Rehauge und deutet sogar züchtig grauenhafte Verderbnis im eigenen Busen an. Wenn (mit Hitlers Hilfe) der Fichtesche Nationalstaat verwirklicht wird, dann — nun, welchen Beruf erfüllt dann Wilhelm Bendow? Er wird Hirte! Schafhirte, als welcher er sich übrigens auf Barnowskys Weiden und Triften schon ausgezeichnet hat.

FILM

*Lang lebe der König!*

Als die geschäftsgewitzten auf Publikumspsychologie eingespitzten amerikanischen Manager merkten, daß das Publikum der fünf Erdteile nun den kleinen Jackie oft genug als Proletarierknaben gesehen hatte, beschlossen sie, ihn nach dem Gesetz des Kontrasts als Königskind vorzuführen. Während er bislang, wie sein Entdecker Chaplin, immer im selben Kostüm (breitschirmige, schief sitzende Sportmütze und weitgebauschte, zerrissene Hose) durch seine Filme ging, wird er jetzt in jedem der Sechsakter in anderen, immer pompöseren Kleidern gezeigt, sogar (rechtsstehende Blätter platzen vor Neid) als preußischer Husarenfähnrich und schließlich im Hermelin.

Für das, was Jackie da als Erbprinzchen macht, muß man Adjektive

häufen, wie: reizend, himmlisch, entzückend, niedlich, bezaubernd . . . aber, mag auch manches affektiert und schablonenhaft wiederholt sein, man fühlt dennoch: ein wirkliches Menschlein steckt in diesem Bürschchen, denn die überraschende und überzeugende Ausdrucksfähigkeit seines Gesichts wäre unmöglich, wenn sie bloß technische, einstudierte Virtuosität wäre. Dies vielfältige, hinreißende Spiel des Knaben in allen nur erdenklichen Situationen macht den Film sehenswert trotz der vielen darin gebotenen Schlimmheiten.

Denn alles andere: Regie, übrige Schauspieler und gar die fürchterlich-blöde politische Intrige sind unerträglich. Solcherlei alberne Putschpolitik darf wohl in Bayern, niemals aber im Film geduldet werden.

*Kurt Pinthus.*

---

## TISCH MIT BUECHERN

Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke. Erste Reihe in drei Bänden. (S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Diese Gesamtausgabe kam als Huldigung des Verlages an seinen illustren Autor zum 50. Geburtstag. Der erste Teil umfaßt Verse, lyrische Dramen, Essays, und zwar in einer Wahl, die dem hohen Verantwortungsbewußtsein Hofmannsthals ein außerordentliches Zeugnis ausstellt. Ein parnassisches Gewissen kann damit zufrieden sein. Verse und Dialoge sind bereits klassisch, man braucht darüber nichts zu sagen. Die Reden und Aufsätze, die einen vertieften Feuilletonismus darstellen, der zwar den Augenblick zum Anlaß nahm, Gelegenheitsdichtung also im goetheschen Sinne, dessen Maßstab aber eine schöpferische Hingabe, dessen Ziel geistige Gipfelführung ist, erfuhren neue Sichtung und sind hier wirklich wesentlich. Sie geben literarische und menschliche Porträts, nicht als Literaturforschung, sondern als Ausdruck eines tiefen Ergriffenseins von Genie und Leidenschaft, womit sie in engste Beziehung zu dem eigenen absolut dichterischen Werk — Vers und Drama — treten. Die zweite, noch ausstehende Abteilung dürfte die größeren Dramen bringen, und man wird hoffen dürfen, daß auch hier, vor allem an den Operntexten, die gleiche Selbstkritik vorherrscht. K.

Karl Anton Rohan: Europa. Streiflichter. (Der Neue Geist Verlag, Leipzig.)

„Streiflichter" ist bescheiden gesagt, die kleine Schrift bedeutet gleichwohl einen Versuch, die Geographie des kulturellen Europa von heute zu bestimmen. Da Rohan an die (von ihm auch begründete) Möglichkeit der Vereinigten Staaten von Europa glaubt, kommt es ihm darauf an, die widerstrebenden Elemente in sozialer Hinsicht auf ihre Grundgehalte zurückzuführen und einer übernationalen Vereinigung bereit zu zeigen. Er gibt sich hierbei als Anhänger einer führungsbewußten Aristokratie und einer tragkräftigen Religiosität zu erkennen; steuert auf einen von reaktionären Tendenzen gereinigten Konservatismus, auf einen national fundierten Kulturbund Europas hin, der das rein Zivilisatorische in seine dienende Stellung zurückzuweisen hätte. K.

## ANEKDOTEN.

### *Die Ehre oder das Vergnügen.*

Der verstorbene Tusar war nicht nur ein kluger und gütiger, sondern auch gelegentlich ein sehr schlagfertiger Mensch. Sein bester Witz ist ihm am 28. Oktober 1918 gelungen.

Die letzte Regierung des Kaiser Karl mußte bereits den tschechoslowakischen Staat als selbständiges Gebilde anerkennen. Tusar, der als Gesandter in Wien weilte, wurde von dem Ministerpräsidenten Lamasch einem österreichischen Minister mit den Worten präsentiert: „Ich habe die Ehre, Herrn Tusar als Gesandten des tschechoslowakischen Staates vorzustellen." Tusar antwortete: „Das Vergnügen ist auf meiner Seite."

*

### *Die Ueberbuchhaltung*

Der Franken steigt, die Börse ist faul, der Pleitegeier rauscht durch die Lüfte.

Der Direktor der D.-Bank spricht auf der Straße seinen Freund Przinowitzer an: „Wie geht's, wie vertreiben Sie sich die Zeit in dieser Flaute?"

„Ich richte uns jetzt statt der doppelten die dreifache Buchführung ein."

„— ? —"

„Früher haben wir uns mit dem Soll-Konto und dem Haben-Konto begnügt. Jetzt machen wir noch das Soll-Gehabt-Haben-Konto dazu."

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 12)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Aprilwoche

Stresemann ward von der Natur aus weichem Stoff gebildet. Er würde, wenn's nur möglich wäre, den Großpapa der Nation abgeben, er hat für alle Kinder Verstehen und Verzeihen, er begreift Ludendorff und Hilferding, Stinnes und die Gewerkschaftler, Seeckt und Breitscheid. In der Wilhelmstraße nennen sie den Mann, der keinem Nein sagen kann, den Ver-Sprech-Minister. Oh, wenn Politik unter vier Augen, mit Händedruck und wässerigem Treublick, zu machen wäre, Stresemann gewönne alle für sich. Er ist mit Ludendorff ein wehmütig Schwärmender fürs alte Reich, mit Breitscheid ein Mann der internationalen Konversation, mit Stinnes ein Anhänger der industriellen Herren-Naturen, mit Graßmann ein Schützer der sozial Wehrlosen, mit Ebert fühlt sich Stresemann einig im republikanischen Denken, mit dem Kronprinzen verbindet ihn der tiefe Glaube an den monarchischen Sinn der Deutschen. Wie einig wäre er mit allen, wenn er mit jedem bloß in camera caritatis zusammenkäme. Unglücklicherweise ist dieser Politiker des verständnisvollen Händedrucks von Zeit zu Zeit genötigt, seine schöne Stimme drängt ihn dazu, eine öffentliche Rede zu halten. Dann zerreißt er die zarten Fäden, die ihn mit Ludendorff und Hilferding, mit Seeckt und Stinnes, mit Breitscheid und dem Stahlhelm verknüpft haben. Ach, wozu diese öffentlichen Bekenntnisse? Es sei dem vielseitig-weichmütigen Mann hier ein Ausweg vorgeschlagen. Seine Reden sind ohnehin viel zu lange, als daß irgendeine Zeitung sie ganz abzudrucken vermöchte. So entschließe sich Stresemann, der so viele Seelen in einem Busen birgt, seine Reden in verschiedenen Ausgaben zu veröffentlichen:

A. Ausgabe fürs Ausland:
  I. für Frankreich,
  II. für England,

B. Ausgabe für den Inlandgebrauch:
  I. für die Deutsche Volkspartei,
  II. für die Sozialdemokratie,
  III. für die Nationalen Verbände.

Die verschiedenen Ausgaben brauchen gar nicht gefälscht zu werden. Es können ohne Mühe aus dem breiten Nebeneinander Stresemannscher Ueberlegungen jeweilig die Partien herausgesucht und ausgestellt werden, die für bestimmte Leserschichten bestimmt sind. Höchste Aufmerksamkeit bei Verteilung des Stoffes ist freilich vonnöten, es darf die Ausgabe A nicht mit der Aus-

gabe B, die Ausgabe B römisch I nicht mit Ausgabe B römisch II verwechselt werden.

Die Rede, die Herr Stresemann am letzten Sonntag in Hannover gehalten hat, ist noch nach der veralteten, ungekürzten, nicht für bestimmte Leser redigierten Art in die Welt geschickt worden. Als Stresemann am Montag morgen sah, daß die Rede in London und Paris, unter den Anhängern der Großen Koalition allgemeine Verdrossenheit erzeugt hatte, da seufzte er tief, verfluchte die gottverdammte Presse, die tendenziös — nämlich nicht nach allen Seiten — berichtet hatte, und alle Beruhigungsspritzen nach London, nach Paris und nach dem sozialdemokratischen Parteisekretariat wurden in Bewegung gesetzt. Ach, in dieser Rede war ja nur ein einziger Satz, aus Stresemanns Herzensgrund herausgeholt, die Beschimpfung des toten Eugen Richter, dem nachgesagt wurde, er habe „das Prinzip über alles gestellt". Dies aber ist in Stresemanns Augen die eigentliche Todsünde des Politikers: „Es ist geradezu eine Auffassung politischen Philistertums, unentwegt das Prinzip hochzuhalten". Gewiß, es gibt eine Taktik der Starrheit, die vernichtend wirkt. Aber es gibt daneben ein noch schlimmeres Laster, nämlich die Politik der nichts-als-nur-Elastischen. Im Dienste einer Idee, eines Prinzips, eines Programms soll man biegsam sein. Aber nichts als biegsam und schmiegsam sein, das ist nicht Politik, das ist Gschaftelhuberei.

Streseman hat, wenn man ihm gerecht werden will, in seinen guten Stunden zwei politische Ideen beinahe verfochten. In der äußeren Politik hat er (nach langem Schwanken) sich zuletzt doch immer für eine Politik der Realität, will sagen der Befreiung durch Erfüllung entschieden. In der inneren Politik ist sein Königsgedanke in allen guten Stunden die Konstruktion der großen Koalition oder, pathetischer ausgedrückt, die politische Volksgemeinschaft gewesen. Beide Gedanken hat er in Hannover, verführt vom Jubel des Parteitenoristen, schwer geschädigt. Die Sonntagsrede war eben nur als Ausgabe B römisch I gedacht. Sie mußte in London und Paris verstimmen. Mit einem Male war Stresemann, der Europäer, wieder schwarzweißrot geworden, er sang Hymnen auf die alte Reichsflagge, auf die glorreiche alte Armee und unsere Flotte und verstieg sich sogar zu der Behauptung „Die Pioniere deutscher Kolonialarbeit haben mehr Kulturarbeit geleistet als alle anderen Nationen". Wozu diese unnötigen und verstimmenden Schätzungen, die ein uraltes Kolonisatorenvolk wie es die Engländer sind, nur verletzen müssen? Dann kam die Verhimmelung der Saboteure im Ruhrland, jene Arie, die bis zum hohen C des Chauvinismus hinaufkletterte und die aktiven Widerständler verherrlichte, die „nur ihr Blut" getrieben habe. Politische Lyrik, so schön sie klingt, ziemt allen, nur dem Außenminister nicht. Jeder Deutsche darf dann und wann ein wenig besoffen reden, bloß dem Außenminister ziemt un-

entwegt Nüchternheit. Stellt man zu diesen Sätzen die im Augenblick des Hitlerprozesses besonders kluge Würdigung der „Vaterländischen Verbände“, die kummervolle Bemerkung über das „erzwungene Aufgeben der allgemeinen Wehrpflicht“, die Verbeugung vor Ludendorff, dessen Figur der Weltgeschichte angehöre, so ist es gar nicht erstaunlich, daß die „Times“ Stresemanns Arie für eine Junkerrede ältesten Stils gehalten hat. Unzweifelhaft stammt Stresemanns Ideologie aus den Siebzigerjahren, er wirkt auch deshalb in Europa und Amerika so aufreizend, weil sein Gesicht ganz und gar in die Vergangenheit gerichtet ist. Sein Pathos ist Deklamation der Siebzigerjahre, er gibt die vor zwei Menschenaltern beliebte Nationallyrik von Emanuel Geibel zum besten, er steht (öffentlich) den für uns wichtigen englischen und amerikanischen Komplexen bürgerlich-rechtlicher Politik stumpf und verständnislos gegenüber. Er spricht zur Welt wie er zu den Vereinsgenossen in Hannover redet, immer mit einer Kriegervereinsschleife über dem Bratenrock, immer mit einem unterdrückten Kaiserhoch in dem sanft geschwungenen Zylinder, immer als Festredner vor einem unsichtbaren Germaniadenkmal. Diese Hannoversche Provinztracht macht aus Stresemann eine für den internationalen Salon lächerliche Figur. Als Kronprinzendiener, als welcher er sich in Hannover minutenlang anstrudeln ließ, wird er in London und New York kaum die richtige und notwendige Verständigungsstimmung erzeugt haben. Ach, es gibt gar keine Ausgabe A dieser Hannoverschen Kriegervereinsrede, es kann auch keine zurechtfrisiert werden.

Auch nach innen wirkte die Hannoversche Arie kläglich. Hält Stresemann am Königsgedanken der Volksgemeinschaft fest, dann durfte er nicht auf so plumpe Art den Kommunisten Agitationsmaterial gegen die Sozialdemokratie zutragen. Stresemanns Erzählungen, die Genossen in seinem Ministerium hätten den Feldzug gegen Sachsen und Thüringen gebilligt, wird die Sozialdemokraten ein Dutzend sächsischer Mandate kosten. Seine Schilderung, wie er die sozialdemokratischen Minister dazu gebracht habe, gegen ihr Gefühl zu handeln, den Kronprinzen hereinzulassen, gegen Bayern nachzugeben, die Entmächtigung des Reichstages zu bewilligen — das alles ist Wasser auf die Mühle von Ruth Fischer. Die Kommunisten haben keinen geschäftigeren Helfer als diesen plumpen Schilderer Stresemann. Aber schließlich hat Stresemann, wenn er es auch nachträglich nicht gern wahr haben will, klipp und klar gesagt, mit einer Sozialdemokratie ohne Noske sei nicht zu arbeiten. Wörtlich: „Solange nach dieser Richtung keine Klärung eingetreten ist, ist eine fruchtbare Reichspolitik mit ihr nicht durchzuführen“. Hält man diese Ankündigung mit der derben Ankündigung des Fraktionsvorsitzenden Scholz zusammen, der nach dem Bürgerblock lechzt, so bedeutet dieser Satz nichts anderes als: Stresemann hat in Hannover seinen einzigen politischen Gedanken, die Königsidee der großen Koalition, aufgegeben. Freilich bloß in Hannover. Es

handelt sich um die Ausgabe B römisch I, eigentlich nur für die Mitglieder der Deutschen Volkspartei bestimmt.

Am Montag morgen überfiel schon Katzenjammer den Tenoristen. Er fühlte, er hatte in der nationalen Arie drei Töne zu hoch gesungen — Kopftöne waren es freilich nicht —, und er begriff, daß seine Zerstörung der Sozialdemokratie die Politik von morgen aufs bitterste gefährden muß. Wie will der Mann der Erfüllungspolitk und der Volksgemeinschaft mit Hergt, Ludendorff, Reventlow regieren? Wie wird er mit einer Sozialdemokratie, die an die Kommunisten gepreßt wird, auskommen? Fürchterlich wird die Kluft sein, die Stresemanns Hannoverei zwischen die Klassen der Nation reißt.

Und war doch alles gar nicht so bös gemeint. Geschah doch alles nur, um die Parteitrompeten Maretzkys zu übertönen. Stresemanns Reden — jede dauert mindestens zwei Stunden — sind Leistungen. Aber die Arbeit, die er leisten muß, um seine Reden wieder vergessen zu machen, ist noch viel anstrengender als die Reden selbst. Wieviel Korrekturen unter vier Augen, wieviel telegraphische Kommentare, wieviel besänftigende Händedrücke, wieviel vertrauliche Widerrufe. Reden halten ist leicht, die größte Arbeit beginnt erst nachher: Wenn sie verwischt werden müssen!

Die Münchener Erfindung: Hochverräter mit Bewährungsfrist geht eigentlich auch auf Herrn Stresemann zurück. Er, der immer bloß pfiffig, nie instinktsicher war, hat durch seine Sanftmut die Verlotterung der bayrischen Justiz großgezogen. Ganz deutlich folgt die deutsche Gerechtigkeit Stresemannschen Impulsen. Er hat in Sachsen den eisernen Mann zu spielen gesucht. Nun kühlen Parteifreunde, die sich richterlich maskieren, an dem armen, in sich selbst zerfallenen Zeigner ihr Mütchen. In Bayern ist Stresemann immer als milder Protektor der Haßjustiz erschienen. Er hat als Reichskanzler die Hochverräter ungestört sich bewähren lassen. Dieser Schwächlichkeit entspricht die Feigheit der Münchener Richter, die jetzt wie Stresemann nichts als pfiffig waren. Daß über dieser Pfiffigkeit der sächsischen, bayerischen und wirklichen Stresemänner ein innerstes Gut der Deutschen in Stücke geht, daß vier Fünftel aller Deutschen nicht mehr gerichtsgläubig sind, daß der deutsche Gerechtigkeitsverschleiß in ganz Europa höllisches Gelächter weckt, wie soll das einen Mann irritieren, der die Hochhaltung eines Prinzips für das wesentliche Merkmal des Philisters hält? Aber es gibt einen schlimmeren Typus als Eugen Richter. Gefährlicher als der sittliche Philister ist — mit Verlaub, Herr Stresemann — der zynische Philister.

Die Rechtsverwüstung, die Stresemann geduldet und gezüchtet hat, frißt an der innersten Substanz der Nation. Diese Richter, die auf Stresemanns Spuren wandeln, erzeugen in Millionen Deutschen eine Justizverachtung, die in Nihilismus münden muß. Bezahlen wir den Stresemannschen Zynismus nicht zu teuer?

Dr. HERMANN SCHÜTZINGER (Dresden) ZEIGNER

Der Zeigner-Prozeß in Leipzig hat allen Attacken der Staatsanwaltschaft zum Trotz eine ganze andere psychologische Wirkung für die menschliche Beurteilung des ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten zur Folge gehabt wie die Drahtzieher und Arrangeure des Schauspiels erwarteten. Die Tragik eines Menschenschicksals, das aus kleinen, menschlich verzeihlichen Anfängen heraus durch die Erpresserfaust eines elenden Subjekts von Absturz zu Absturz vorwärtsgestoßen, durch den Sturz vom höchsten Beamten im Staat zum Strafgefangenen herab sich erfüllen mußte wie ein wohl geschürztes Drama, wird die breiten Massen des stets die Partei des Schwächeren und Unterliegenden nehmenden deutschen Volkes gefühlsmäßig zu einem ganz anderen Urteil über Erich Zeigner zwingen wie man in den Kreisen des Anzeigers erhoffte.

Es ist richtig: Zeigner hat durch seinen Fehltritt in der Schreibstube seines Bataillons vor nunmehr sechs Jahren eine Kette von Formfehlern ausgelöst, die er als ein an der Spitze seines Ressorts und der gesamten Staatsverwaltung stehender, verantwortungsbewußter Mann nie und nimmer hätte tun dürfen. Seine Unbesonnenheit, seine Willensschwäche mußte er wahrhaftig bitter genug büßen! Was bleibt aber übrig von dem Vorwurf der Korruption, der gewinnsüchtigen Bereicherung, der Feilheit und des Amtsmißbrauchs? Gar herzlich wenig! Zwei völlig einwandfreie, auch von der Gegenseite anerkannte hohe Beamte der Gnadenabteilung des Justizministeriums versicherten unter Eid, daß man unter dem rührigen und bis zur Selbstaufreibung arbeitsamen Minister lediglich nach den alten, bewährten Grundsätzen weitergearbeitet habe, allerdings unter Betonung eines gesteigerten sozialen Verständnisses und einer menschlich begründeten Milde.

Wir alle, die wir Zeigner persönlich nahegestanden haben, waren tief erschüttert durch die Nachricht von Zeigners Verhaftung. Fanden sich doch an jenem Sonntag eine Anzahl von politischen Freunden des ehemaligen sächsischen Ministerpräsidenten aus Berlin in spontaner Aufwallung bei uns in Dresden ein, um unter dem Eindruck der niederschmetternden Meldung in Gedankenaustausch mit uns zu treten. Und das waren — nebenbei — keine Angehörigen der sozialdemokratischen Partei! Wir konnten es uns einfach nicht vorstellen, daß der Mann, der unter uns mit einer seltenen Bescheidenheit lebte, nicht rauchte, nicht trank, keinen Kleiderluxus trieb und sonst keine kostspieligen Passionen kannte — daß der Mann ein gemeiner Lump und Schacherer in Begnadigungssachen gewesen sein sollte. So standen wir vor einem Rätsel. Da wir keine vernünftige Lösung finden konnten, schwirrten die dümmsten Gerüchte über Krankheitserscheinungen aller Art hin und her.

Die Teilnahme an Zeigners tragischem Schicksal mußte um

so stärker sein, als wir Einblick in das viel verlästerte Zeignersche Heim am „Weißen Hirsch“ in Dresden hatten. Diese einfache und doch mit großem Geschmack eingerichtete Arbeits- und Wohnstätte des ehemaligen Ministerpräsidenten, die in jeder zweiten Landtagssitzung von deutschnationaler Seite als „Luxusvilla des Anwalts der Armen und Schwachen“ verhöhnt, die mit Drohbriefen, Todesdrohungen an Mann und Frau und Kind, mit Patronenstreifen und Kotladungen bombardiert wurde, diese Wohnung atmete Kultur in bestem Sinn des Wortes. Musik und schöngeistige Literatur, keineswegs Aktenbände, Pandekten und Gesetzessammlungen beherrschten die Räume des Hausherrn. Hier spielte sich in aller Stille das Martyrium einer Familie ab, deren Vorstand es gewagt hatte, gegen die Phalanx einer belfernden Reaktion den Kopf zu erheben und die Fäuste zu gebrauchen — als Verwaltungs-Pionier der Republik.

Mit Schmähworten ist das psychologisch, politisch und verwaltungstechnisch hoch interessante Problem Zeigner nicht zu erschöpfen. Dem geschulten Verwaltungsjuristen und ehemaligen Staatsanwalt gelang bis zu einem gewissen Grad die kunstgerechte Erfassung der wichtigsten Schlagadern der sächsischen Verwaltung, die sich — wie jeder Kenner weiß — nicht allein an den politischen Spitzen der Ressorts, sondern vor allem in den Abteilungen der Ministerien und in den prominenten Facharbeiterstellen der Zentral- und Provinzialverwaltung befinden. Zeigner begnügte sich nicht damit, vom Ministersessel aus durch mehr oder minder gute Verordnungen zu regieren, sondern er berief aus Sachsen und aus allen Gegenden Deutschlands Männer, die als Spezialisten auf bestimmten Gebieten und als Vorkämpfer der Republik sich einen Namen gemacht hatten. Damit besetzte das Gesamtministerium die „Haupt-Nervenzentren“ der Verwaltung und schuf sich die Garantie für die Durchführung ihrer Maßnahmen und eine sachgemäße republikanische Personalpolitik. Die mittlere und untere Beamtenschaft aber nahm die von oben kommenden Weisungen mit aller Bereitwilligkeit und Hingabe auf, so daß sich in wenig Monaten ein ziemlich homogener Beamtenkörper bildete, in dem reaktionäre Tendenzen nahezu völlig ausgeschaltet waren.

Es war also in erster Linie das Tempo und die Intensität der Republikanisierung, die das Regime Zeigner kennzeichneten. Dieses Tempo wurde ermöglicht durch die sozialistisch-kommunistische Mehrheit im sächsischen Landtag. Hemmungen politischer Art gab es nicht, solange die kommunistische Partei der Regierung ihre Unterstützung gewährte. So hat die Aera Zeigner in einer an und für sich kurzen Zeitspanne von dreiviertel Jahren das Experiment eines proletarischen Verwaltungsregimes verwirklicht, das mit seinen Licht- und Schattenseiten das Interesse von ganz Deutschland erwecken mußte. Zweifellos hat die Regierung Zeigner während ihrer kurz befristeten Wirkungsmöglichkeit die Verwaltungs-

reform der „großen Koalition“ nicht ad absurdum geführt. Dafür war die republikanische Beamtenschaft aller Kategorien noch nicht reif, um die plötzlich auf sie hereinstürmenden Aufgaben in wenigen Monaten mustergültig zu bewältigen. Die Vorarbeiten der fachlichen Beherrschung der Materie durch die Exponenten der politischen Macht hätten sich erst auswirken müssen, bevor man mit dieser Kühnheit in das Leitungsnetz der Verwaltung hätte eingreifen dürfen. Aber — trotz alledem — die politische Chance war da — und sie wurde genützt in unglaublich kurzer Zeit und mit einer Energie, wie sie von der Spitze eines Staatskörpers kräftiger nicht hätte ausgeübt werden können. Wenn jetzt aber, nach Beschränkung der politischen Macht der Sozialdemokratie in der sächsischen Regierung, eine retardierende Wirkung in der Republikanisierung zum Ausdruck kommt, wenn das jahrzehntelang eingespielte Berufsbeamtentum der Ministerien die Fäden der Verwaltung in großem Maß wieder in die Hände genommen hat, so ist das eine ganz natürliche Folgewirkung des Umbaues der politischen Basis, auf der die Verwaltungsmaschine gelagert ist. Darum weg mit den Schlagwörtern von der „Ueber-Politisierung“ der Beamtenschaft durch die Regierung Zeigner und von der „Unfähigkeit“ einer Koalitionsregierung, sich gegenüber den Ministerialbeamten durchzusetzen! Was auch im Rahmen einer großen Koalition geleistet werden kann, das dürfte uns der Name Severing zur Genüge beweisen!

Nun zum Politiker Zeigner! Zeigner war kein kaltblütiger, mit allen Hunden gehetzter Diplomat. Er überdachte die Folgewirkungen seiner Reden inner- und außerhalb des Landtags oft viel zu wenig. Er war keineswegs abgebrüht gegen die Kniffe und Winkelzüge seiner Gegner. Und seine nächsten Mitarbeiter rangen oft verzweifelt die Hände und die Staatskanzlei dementierte und interpretierte Zeigners Aeußerungen mit einer bewunderungswürdigen Arbeitskraft. Diese mangelnde staatsmännische Beherrschung können wir jetzt aus zeitweiligen Depressionszuständen seelischer und nervöser Art herleiten, die diesen Mann oft nach tagelanger Höchstspannung seiner physischen Kräfte überfielen und überfallen mußten. Das Gespenst Möbius, diese Erpresserbestie, stand über ihm, und die ständig rumorende Pulverladung, gelegt und mit Zündstoffen versorgt von der kommunistischen Partei, bedrohte das Fundament seiner Politik. Das konnte auf die Dauer kein normaler Mensch ohne schwere nervöse Erschütterungen ertragen. So ist es menschlich zu verstehen, wenn Zeigner angesichts der Feinde ringsum, angesichts der eisigen Kälte des Reichspräsidenten und des sozialdemokratischen Parteivorstandes in Berlin, angesichts der Bedrohungen durch den Reichskanzler, durch die Reichswehr und Hunderte von ungekannten Attentätern entgleist: durch Indiskretionen gegenüber „bürgerlichen“ Journalisten, durch unvorsichtig aufgestellte Behauptungen über angeb-

liche „Korruption" führender Kreise seiner Partei in der Reichshauptstadt. Die Zahl seiner Feinde inner- und außerhalb seiner Partei wächst, Kälte und Entfremdung gafft nach ihm von allen Seiten — und in der Vereinsamung tappt und stolpert er instinktiv vorwärts, getrieben von den Massen der sächsischen Arbeiterschaft, bei denen er sich verzweifelt immer und immer wieder den Glauben holt an seine höhere Sendung.

Dazu der unselige Konflikt mit der Reichswehr. Jawohl, Zeigner hat alles richtig gesehen: das gefährliche Experiment mit der „schwarzen Reichswehr", den Hochverrat im Süden des Reiches, den Putsch in Küstrin und München und den Marsch nach Berlin! Er sah das „Direktorium", er sah die „nationale Armee". Und doch verschätzte er sich in den Bindungen, die zwischen Ebert und Seeckt, die zwischen der Republik und der breiten Masse der Wehrmacht bestanden. Das Bild, das vor ihm auf Grund eines zweifellos einseitigen Nachrichtenmaterials über die Reichswehr erstand, war unrichtig und tendenziös entstellt. Die Reichswehr hatte im Frühjahr 1923 den ehrlichen Willen, mit der sächsischen Regierung in einer großen Zahl von Spezialfragen vernünftig zusammenzuarbeiten. Der Wille wurde verkannt. Ganz gleich, wie groß das Vertrauen zu der Wehrmacht am Königsufer in Dresden war, die Klugheit gebot es, ganz anders mit der Reichswehr umzuspringen. Sie war eben eine Macht und sie ist eben zurzeit noch eine politische Macht, die es zu paralysieren gilt durch zähe politische Arbeit in den Regierungsstuben, nicht aber in der Presse oder im Parlament. Der Kampf gegen die Reichswehr aber verzehrte nutzlos den Großteil von Zeigners Kraft.

Zeigner mußte als Mensch und Politiker scheitern an dem unterminierten Fundament seiner Innenpolitik, an dem seelisch zermürbenden, politisch untragbaren Bündnis mit der kommunistischen Partei. Zeigner war schon entschlossen, die unselige Bindung zu lösen, als ihm die Mündungen der Gewehre den Weg aus seinem Amtszimmer wiesen. Wir wissen alle, daß er unter der Sprunghaftigkeit und der Tollheit seiner Verbündeten schwer gelitten hat. Wenn er dreiviertel Jahre lang, gestützt auf den kommunistischen Teil des Proletariats, die Regierung durch alle Fährnisse hindurchgesteuert hat, so tat er es als „Vollstrecker des Willens der Massen". Und darin lag eben die Tragik seiner Führerpersönlichkeit. Ihm lag die Melodie der „Volksgemeinschaft" an und für sich viel mehr wie die Fanfare vom „Klassenkampf". Wenn er als überparteilicher Minister von der Idee und der inneren Kraft des neuen Staates vor seinen Beamten sprach — wie am 11. August 1923 — dann glühte eine tiefe Wärme aus seinen packend hingeworfenen Worten. Der Führerehrgeiz zwang ihn unter die Parole der proletarischen Kampfgemeinschaft, die dumpf aufbrüllte aus den Proletarierdörfern des Erzgebirges und des Vogtlandes und die er vollstrecken zu müssen glaubte, den Maximen

der deutschen Innenpolitik zum Trotz. So schleuderte ihn die Eisenfaust des Ausnahmezustandes von seinem Posten und die Falltür persönlicher Schwäche aus dem Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft.

Hinter der gestürzten Größe aber grinste lachend auf Schadenfreude und Hohn. Ich nenne nur die Kosenamen eines sozialistischen Kritikers, die sich im Lauf eines einzigen Artikels zu einem immerhin recht deutlichen Porträt geformt haben: „politischer Amateur, schrecklicher Dilettant, Hochstapler, Halbverrückter, Rattenfänger, Subjekt, Narr, Dreistling, Feuerwerker, Scharlatan" usw. Damit ist natürlich das Führerproblem, das in dem Menschen Erich Zeigner eingeschlossen ist, nicht gelöst. Der Mann, der durch eigene Schwäche vor dem Gericht in Leipzig äußerlich zu Fall gekommen ist, der besaß trotz aller Fehler das tiefe Vertrauen der sächsischen Arbeiterschaft und eines nicht zu unterschätzenden Teiles der aktivistischen republikanischen Jugend Deutschlands. Dieses Vertrauen besaß er durch seine visionäre Kraft, die Grundlinien des deutschen Schicksals zu erfassen und durch die Hingebung, mit der er, über sich selbst hinweg, seine Persönlichkeit dem neuen Deutschland als Opfer hinzuwerfen bereit war.

---

O. L.

## WARUM SIND GENERÄLE KEINE PAZIFISTEN?

Warum stehen unsere Generäle dem Pazifismus so feindlich gegenüber? Weil sie Soldaten sind und der Pazifismus sie und andere an der Ausübung ihres Berufes verhindern könnte? Aber, ich bitte sehr, meine Herren! Das tut der Pazifismus keineswegs. Denken Sie nur einen Moment nach:

Erstens: Es gab doch schon Pazifisten vor dem Kriege. Es gab doch deren eine ganze Anzahl. In Deutschland, wie außerhalb Deutschlands. Der selige Kant schrieb ein Buch über den ewigen Frieden. Der selige Fichte wollte ein Reich der Vernunft aufrichten, in dem natürlich der ewige Friede ebenfalls herrschen sollte. Nur war der selige Fichte ein praktischer Mann, der als solcher einsah, daß zur Begründung des Vernunftreiches die Waffen nötig seien. Er hielt darum seine Reden an die deutsche Nation und feuerte diese an, gegen Napoleon aufzustehen. Erst wenn die Waffen gesiegt hätten, dann sollte das Reich der Vernunft, das nach Fichte nur durch Deutsche begründet werden könnte, entstehen. Die deutschen Waffen siegten auch wirklich, nur die Vernunft ließ etwas auf sich warten. Sie ließ solange auf sich warten, daß schließlich die deutschen Waffen wieder durch andere Waffen besiegt wurden. Darauf schloß man den Frieden von 1918, der wiederum kein Frieden der Vernunft war. Frage an die Herren Generäle: Hat der deutsche Pazifismus etwa Kriege verhindert? Ganz im Gegenteil: er hat sie hervorgerufen. Wenn der gute Kant nicht das Ideal

des ewigen Friedens gehabt hätte und der selige Fichte nicht sein „Reich Gottes und der Vernunft" mit den Waffen hätte begründen wollen, so wäre die deutsche Geschichte um manche herrliche Waffentat ärmer geblieben. Wir hätten dann nicht 1813 erlebt, nicht 64, nicht 66, nicht 71 — allerdings auch nicht 1918.

Zweitens: Im Auslande gab es doch stets, und gibt es noch heute, ungleich mehr Pazifisten, als in Deutschland. Fast alle Demokratien des Westens und des Ostens bekennen sich theoretisch zum „Ewigen Frieden"; vor allem aber sind die Völker angelsächsischer Herkunft geradezu fanatisch für ihn eingenommen. Hat nun ihr Pazifismus den Weltkrieg verhindert? Im Gegenteil: nirgends gab es soviel Entrüstung über Deutschlands „Angriff" als unter Engländern und Amerikanern. Von einem Franzosen hörte ich einmal zu deutscher Entschuldigung das Wort: „Si de deux alcoholiques, l'un commence à se battre, a-t-il commencé?" („Wenn von zwei Trunkenbolden einer zu prügeln anfängt, hat er angefangen?") Von Engländern habe ich nie etwas ähnliches gehört. Und das aus einem einfachen Grunde: ein Pazifist wird nämlich sehr leicht enttäuscht und durch die Enttäuschung erbittert und ungerecht. Seine Enttäuschung sollte sich zwar eigentlich gegen das eigene Ich richten und ihm ein paar kräftige Ohrfeigen über seine verträumte Einstellung zur Welt versetzen. Aber das eigene Ich erfreut sich bekanntlich bei jedermann der größten Hochachtung und der sorgfältigsten Schonung. Ergo, bekommt der andere die Backpfeife: der Friedensstörer. Niemals in der ganzen Weltgeschichte noch gab es so ausgezeichnete Militaristen wie die ehemals pazifistischen Amerikaner. Es waren Kreuzfahrer, die da in Frankreich ans Land stiegen: Leute mit verklärten Augen, mit verzückten Gesichtern, mit Gesichtern, die von einer heiligen Mission, die von einem neuen „Dieu le veult" erzählten.

So befördernd wirkt der Pazifismus auf den kriegerischen Sinn der Menschen. Warum ihn verdammen, meine Herren Generäle?

Drittens: Der Pazifismus ist sicherlich nicht in der menschlichen Natur begründet. Diese verlangt geradezu nach Kampf. Unser ganzes Leben ist ein Kampf, unsere ganze Geschichte berichtet nur von Kampf. Vermittels des Kampfes wurde der Mensch Herr über die Tiere. In der ganzen Natur wird um die Macht gerungen. Selbst innerhalb eines Staates; wo die Gesetze den Pazifismus aufrechterhalten, welch ein Kampf bis hart an die Grenzen der Gesetze heran um Geld, Auszeichnung und Emporkommen! Nun ist es ein altes psychologisches Gesetz, daß man einen Trieb nur an seiner Befriedigung zu verhindern braucht, um ihn ins Ungeheuerliche zu steigern. Ein Trieb kann so, wie Wasser durch einen Damm, gestaut werden und schließlich ebenso nach Durchbruch des Dammes zu einem Wildbach anwachsen. Diesen Damm stellt der Pazifismus dar — und der Weltkrieg war sein unheimlicher Durchbruch. Niemals nämlich — nach Menschengedenken

— war besser gestaut worden, als vor dem Kriege. Man bedenke doch: nicht mehr von den Tribünen harmloser Volksredner erscholl der Friedensruf, sondern von dem Throne des mächtigsten Herrschers der Vorkriegszeit, von dem Nicolaus II., dem Zaren aller Reußen. Kein Wunder, der Durchbruch dieses Wildbaches ward zum brüllenden Niagara. Kein Wunder, der pazifistische Zar wurde als erster von ihm hinweggeschwemmt. Die Generäle konnten zufrieden sein: sie bekamen vollauf zu tun. Sie hätten den Pazifisten, gekrönten wie ungekrönten, im stillen die Hand drücken müssen für alles, was ihre Agitation für ihr Metier getan hatte. Aber Generäle sind keine Psychologen.

Viertens: Wären sie Psychologen, so würden sie auch im Pazifisten Geist von ihrem Geiste entdecken. Ein Pazifist ist nur ein Militarist mit umgekehrten Vorzeichen. Das lehrt uns die Verwandlungsfähigkeit des Typus: ein Pazifist ist meist ein zukünftiger Militarist. Das lehrt uns aber auch die Geschichte Europas und selbst die Asiens. In Asien lehrt es uns sogar die Gegenwart. Gerade jetzt kämpfen die Engländer in Indien mit einer „Widersteht-nicht-dem-Bösen"-Bewegung, deren Seele der Pazifist Mahatma Gandhi ist. Diese Bewegung hat schon zu den schönsten Kriegstaten geführt und riecht auch für die Zukunft noch nach sehr viel Blut, Eisen und sonstigen Prügeln. Gandhi selbst zwar ist ein passiver Pazifist, seine Anhänger aber sind längst zum aktiven Pazifismus übergegangen: es sind streitbare Männer, die für ihr Ideal das Leben einsetzen. Diese Sorte ist übrigens auch im heutigen Europa zu finden. In England hatte ich einen pazifistischen Freund, der der Einberufungsorder Widerstand leistete, den man polizeilich von Hause abholte, ins Gefängnis warf, in die Zwangsjacke steckte, wegen Hungerstreiks künstlich fütterte und schließlich vor Gericht brachte und dem keine Macht der Welt die Flinte in die Hand drücken konnte. „Schade, daß man soviel Mut und Ausdauer nicht auf dem Schlachtfelde gegen die äußeren Feinde verwerten konnte!" meinte sein Verteidiger vor Gericht. Man hat schließlich, zur Vermeidung von Unruhen, die Pazifisten in England vom Kriegsdienste befreien müssen: es gab nicht weniger als 6000 dieser „conscientious objectors", dieser Leute, denen das Gewissen den Krieg verbot. „They give us more trouble than a whole German army corps" („sie machen uns mehr zu schaffen, wie ein ganzes deutsches Armeekorps"), meinte ein englischer Polizeikommissar von ihnen. Sie haben schließlich England von innen besiegt — dasselbe England, das nach außen auch dieses Mal siegreich blieb. Die besten Krieger waren also die, die bei den Generälen als die schlechtesten galten: die Heimkrieger, die Pazifisten. Wie unrecht, daß die Generäle sie nicht verstehen, daß sie ihre eigenen Instinkte verkennen, und nur darum verkennen, weil sie sich einen anderen Namen geben und für eine andere Sache streiten!

Fünftens: Der Krieg soll, wie die Pazifisten meinen, durch unsere Religion verboten sein. Wer dieses Metier ausübe, handle Gottes Wort zuwider. Und nicht nur Gottes Wort, sondern besonders dem seines Sohnes. Jesus lehrte: „Liebet Eure Feinde" und „Selig sind die Friedfertigen". Jesus befahl dem, der auf eine Backe geschlagen wurde, die andere hinzuhalten. Und seinen Feinden vergab er nicht sieben-, sondern siebenzig mal siebenmal. Gewiß, auch Jesus war ein Pazifist. Aber dennoch ist ein himmelhoher Unterschied zwischen dem Pazifismus der Pazifisten und dem Jesu Christi. Er, der göttliche Ueber-Pazifist, zeichnete sich vor seinen heutigen Schülern nämlich dadurch aus, daß er genau wußte, der Pazifismus könne nicht den Frieden auf Erden begründen. Er, der große Stifter des Christentums, unterschied sich von seinen kleinen modernen Anhängern in diesem einen Punkte, daß er ein kluger, ein sehender, ein prophetischer Pazifist war. Er wußte, wohin die Lehre vom „Widerstehet nicht dem Bösen" führen würde. Er wußte, daß sie ihm selber das Kreuz und der Welt den Krieg eintragen würde. „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert." (Matth. X, 34). Und er fährt fort: „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein" (Matth. X, 35/36). Und er schließt in Lukas XII, 49: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzündete auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon?" Nun, Jesus kann zufrieden sein: es ist angezündet und es brennet noch immer. Aber der, welcher es anzündete, war kein gewöhnlicher Dutzend-Christ und Feld- und Wiesen-Pazifist: er war der einzige Pazifist, der wußte, daß es vom Pazifismus zum Militarismus nur ein Schritt ist, und daß jeder Pazifismus nur Oel in das Feuer des Militarismus gießt.

Weder unsere Generäle noch unsere Pazifisten wissen das. Die Pazifisten sind blinde Christen, d. h. solche, die sich über die Konsequenzen der christlichen Lehre nicht klar sind, Konsequenzen, die von dem Stifter selber ganz unzweideutig gezogen wurden. Die Generäle aber habe ich in Verdacht, laue Christen zu sein, d. h. solche, die dem Christentum zwar mit den Lippen ihre Ehrfurcht bezeugen, im innersten Herzen aber ihm feindlich gegenüberstehen. Sie haben Unrecht und sie sollten den Vertretern beider Richtungen, den Christen wie den Pazifisten, als unbewußten, und deshalb um so treueren, Gesinnungsgenossen ruhig die Hand reichen. In diesen aufgeregten Zeiten muß man wissen, wer Freund und wer Feind ist, und eine Generalität, die den Pazifismus verdammt, das ist wie die Göttin Eris, die ihren eigenen Streitapfel aufißt.

# PREUSSISCHE SCHULREFORMPLÄNE

Soeben ist im Verlage der Weidmannschen Buchhandlung die Denkschrift des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erschienen, die die Richtlinien für die lang erwartete Schulreform enthält. Herr Ministerialrat Richert, der Vater der deutschen Oberschule sowie der Aufbauschule, ist auch hier die treibende Kraft. Und man muß es ihm lassen, er weiß angenehm und interessant zu plaudern, die Denkschrift ist von einer Lebhaftigkeit und zugleich diplomatischen Feinheit, die man sonst an ministerialen Denkschriften nicht gewohnt ist. Und es wäre sicher ein Vergnügen, mit Herrn Richert eine angenehme Teestunde zu diskutieren. Mit Freuden stellt man fest, daß die preußische Unterrichtsverwaltung den „Bildungsgrundsatz der allgemeinen Bildung" aufgibt, daß sie sich im Bunde fühlt mit allen d e n Strömungen, denen gemeinsam ist „die Ablehnung des intellektualistischen Charakters unserer höheren Bildung", daß die Behörde ein Persönlichkeitsideal anerkennt, „das alle Anlagen im Menschen, auch seinen Körper, den Willen, das Gefühl, das Irrationale im Leben zu einer Harmonie der Gesamtpersönlichkeit ausgestalten will." Dabei beabsichtigt man auch, den Aufgaben der „Gemeinschaftserziehung" zu dienen, die zu einer Neuordnung und Umformung des Unterrichts und der Lebensform der Schule zwingen und bis in den Unterrichtsbetrieb der Einzelstunde richtunggebend sein müssen." Geschickt werden Worte wie „Werkunterricht", „Kunsterziehung", „staatsbürgerliche Erziehung" eingeflochten, der Gedanke der „Einheitsschule" wird scharf betont. Mein Gott, denkt der erschrockene Philologe, das klingt ja, als wären die Herren Richert und Boelitz Mitglieder des Bundes entschiedener Schulreformer geworden. Fordert doch der Bund für den Aufbau der Schule die „Umwandlung der bisherigen Lernschule mit ihrer einseitigen Wissensvermittlung in eine alle jugendlichen Kräfte weckende Produktionsschule, die intellektuelle, technisch-werktätige und künstlerische Veranlagungen gleichmäßig bewertet und fördert, Körper und Triebleben bildet und das soziale Bewußtsein entwickelt."

Aber indem Herr Richert solche schönen Worte gebraucht, indem er die Sprache der entschiedenen Schulreformer spricht, sucht er ihnen ihre Gedanken zu verwirren, ihren Willen in einem Netz kluger Konditionalsätze zu lähmen. Während er die andern pädagogischen Mächte benennt (er spricht von Friedrich Paulsen, Matthias, Reinhardt, Kerschensteiner usw.), bleibt der Bund entschiedener Schulreformer ungenannt, gegen ihn ficht er wie g e g e n d e n h e i m l i c h e n F e i n d. Die „elastische Einheitsschule", dies „System freier Arbeitsgruppen", das schon Friedrich Lipsius 1909 gefordert hat, das Paul Oestreich in und seit dem Kriege mit unerhörter Energie propagiert — diese elastische Einheitsschule mit Kern- und Wahlunterricht, sie wird vom Ministerium mit höflichem

Achselzucken abgelehnt, sie ist aus „finanziellen" Gründen unmöglich, sie ist „unerprobt", sie widerstrebt dem „organisch aus Bildungsideen" Erwachsenen.

Wie sieht nun die oben erwähnte Abkehr vom Intellektualismus in der Praxis aus? Es bleibt beim Kult der Fremdsprachen, bei der Wortschule. Herr Richert hat sich ja in seiner Denkschrift über die grundständige deutsche Oberschule die Formulierung Mommsens zu eigen gemacht, gebildet sei nur der, „der in zwei Sprachen denken und sich ausdrücken könne". Den praktischen Sinn dieser Theorie hat ja seinerzeit Friedrich Paulsen bitter glossiert: gebildet nenne man bei uns einen Menschen, der — die Fremdwörter richtig zu gebrauchen wisse. Und dementsprechend werden nach der Reform des Herrn Richert auf dem Gymnasium von 217 wissenschaftlichen Wochenstunden (für 9 Schuljahre berechnet, ohne Religion und technische Fächer) 101 Fremdsprachenstunden sein, beim Realgymnasium von 213 Wochenstunden 86 Fremdsprachenstunden, bei der Oberrealschule 60.

Wie sieht nun das oben erwähnte Bekenntnis zur Totalität des Menschen, zur Gesamtpersönlichkeit aus? Nach der Grundschule setzen Gymnasium und Realgymnasium mit 8 Wochenstunden Latein ein, die andern Anstalten mit 6 Wochenstunden einer modernen Fremdsprache. Der Zehnjährige wird also sofort in eine von außen herangebrachte Form hineingedrückt. Was soll nun aber aus einem Kinde werden, das für Griechisch und Chemie veranlagt ist? Ja, wenn der liebe Gott nur solche junge Menschen schüfe, die sich mit dem 10. Lebensjahre deutlich alt- oder neusprachlich „gabelten" und später noch — aber nur die neusprachlich entwickelten! — naturwissenschaftlich oder deutschkundlich trennten, ja, wenn!! Die Denkschrift verwirft den Rationalismus der Bildung und teilt die für höhere Bildung Geeigneten in 4 Hauptgruppen, über die etwa im 10. Jahre die Entscheidung fällt. Die Denkschrift verlangt volles Menschentum und gesteht die höhere Schule nur denen zu, „die ein bestimmtes Maß von theoretischer Begabung haben". Die schönen Phrasen von „Werk-" und „Arbeits"unterricht, von „Kunsterziehung" und „Gemeinschaftserziehung" schwimmen lustig auf der mageren Brühe des Verbalismus.

Wenn die Denkschrift endlich die Lüge von der allgemeinen Bildung preisgibt, so flattert damit der letzte Fetzen der Renaissance-Kultur im Winde, dafür verfällt man hoffnungslos einem System, das die Menschen ausschließlich nach den Bedürfnissen der Berufe, der gesellschaftlichen Aufgaben, anstatt innerlich nach den Anlagen, Fähigkeiten und Willenskräften differenziert.

Darüber können alle schönen Redewendungen von „Bildungseinheit", „nationalerzieherischer Bedeutung", kulturkundlichen Fächern", „philosophischer Konzentration" nicht hinwegtäuschen, darüber auch nicht die an sich begrüßenswerte Herabsetzung der Wochenstundenzahl auf 29—30 Stunden, darüber auch nicht

manches kluge Wort über Hausarbeit, über Lehrpläne „als Anregungen“, über das Verantwortungsgefühl der Lehrerschaft. Das Wesentliche der Reform ist die frühzeitige starke Herausarbeitung des Sonderbildungsweges unter formal äußerlichem Gesichtspunkt (man etikettiert das „Einheitsschule“); „die Reform von 1924 stellt jeder Schulart eine festumrissene Bildungsaufgabe und faßt die Gesamtkräfte jeder Schulart zu einer zielstrebigen Arbeit zusammen“ — d. h. die Reform von 1924 walzt die Kinder besitzender Eltern nach vier Richtungen hinaus und geht über den Menschen zur Tagesordnung über, deren erster Punkt heißt: Taylorismus der Bildung!

Und es gibt Kulturpolitiker, und es gibt „Sozialisten“, die das einen „Aktivposten“ der Koalitionspolitik nennen!

---

ALFRED POLGAR (Wien)

## ZWEI KRIMINALFÄLLE UND EIN DRITTER ALS EPILOG

### I.

Eine Sechzehnjährige hat sich im Arrest erhängt.

Sie kam zur Polizei und bat um ein „Gesundheitsbuch“, wie es die weibliche Jugend braucht, um die Geschlechtsfreude, die ihr Leib birgt, im freien Straßenhandel ausbieten zu dürfen. Die Behörde duldet kein wildes Hausier-Unwesen. Der Verschleiß von Fleckputzmitteln, Notizbüchern, Sexualität, Schuhbändern und anderen Kleinigkeiten, die man so im täglichen Leben braucht, ist an Lizenzen gebunden.

Eine Leichtsinnige hätte sich nicht viel um Vorschriften gekümmert. Anna aber war ein polizeifrommes Mädchen, wissend, was Gesetz ist. So ging sie hin zum Vater Staat und bat um die Erlaubnis.

Mit sechzehn Jahren erhalten die Mädchen hierzulande noch kein Gesundheitsbuch. Mit vierzehn dürfen sie in die Fabrik, mit siebzehn bekommen sie das Prostitutions-, mit zwanzig das Wahlrecht.

Der Polizeimensch, vor dem die Anna stand, mußte sie abweisen. Doch da er ihre Bestürzung sah und wie sie traurig sich wandte, ihre Wegs zu gehn, erbarmte ihn der Kleinen, und er rief sie zurück und steckte sie in den Arrest, in dem sich außer Wanzen doch drei verirrte Mädchen befanden, die vom Pfade ihrer vorbestimmten Entwicklung zu Dienstboten oder Abortfrauen leichtsinnig abgewichen waren.

Was soll man denn mit einer jungen Person anfangen, die keine Tugend hat und noch nicht das gesetzliche Alter hiezu?

Soll man vielleicht gut zu ihr sein und ihr freundliche Worte geben und Ratschläge und ihr zeigen, wo der Zimmermann das

Loch gelassen hat, durch das sanftes Licht auch in die dusterste Finsternis fällt?

Die Löcher, auf die der Polizist Mühselige und Beladene verweist, sind nicht solcher Art.

Aus der Biologie wissen wir: ohne Zelle kein Leben! Das gilt auch für den sozialen Organismus. Seine Existenz ist an die Zelle geknüpft, von der Zelle wird sie getragen und gesichert.

Im Arrest ist es still und friedlich. Durch die Mauern, die ihn umgrenzen, dringt der Verführung Stimme nicht. Sicher vor den tödlichen Lockungen des Lichts, des Sonnenlichts sowohl wie der Bogenlampe, bist du, kleine Motte. Speise und Trank, die deinen zarten Leib nicht reizen, trägt der liebe Wärter dir zu, Stunde um Stunde fließt ruhevoll dahin, und mit sanftem Fittich weht der Genius der Beschaulichkeit deiner Seele Kühlung zu.

Dennoch war die Anna nicht zufrieden.

Sie empfand es nämlich als schändlichen Treubruch, daß man sie in den Arrest gesteckt hatte. Als einen Ueberfall, an ihr Wehrlosen, Gutgläubigen verübt. Eine Pflicht zu erfüllen wie das Gesetz es befahl — „legibus obsequimur" — war sie hergekommen ... und ward deshalb bestraft. Ihre Freiheit hatte sie unter den Schutz der Obrigkeit gestellt . . . und ward deshalb von der Obrigkeit ihrer Freiheit beraubt. Das empfand sie als ungeheuerlichen Betrug. Die moralische Weltordnung, der sie sich eingegliedert wähnte, stürzte zusammen.

Ich glaube, darum — nicht aus Furcht vor Besserungs- und Arbeitsanstalt und den schaudervollen Streck- und Quetschmethoden, mit denen dort Seelen auf Gleich gebracht werden — darum hat sie sich umgebracht. Weil sie keine Erde mehr unter den Füßen spürte und ohne Stützpunkt kein Mensch sein kann, hing sie sich ans Fensterkreuz. Sie kam nicht hinweg über die Felonie, deren Opfer sie geworden. Der Boden des Gesetzes, auf den sie sich gestellt hatte, wich wie eine Falltüre und warf sie in die Tiefe. Das Licht erlosch, und in der Schwärze, die nun Raum und Zeit ganz erfüllte, verschwamm die Grenze zwischen Tod und Leben.

Ueber diesen traurigen Vorfall hat der Wiener Publizist Kajetan (Karl Tschuppik) eine Reihe wohltuend rabiater Artikel geschrieben, für die ihm Dank gebührt. Gewöhnlich wird die Empörung des Zeitungsmannes aus der Notwendigkeit geboren, einen empörten Aufsatz zu schreiben: hier war die Empörung das Primäre und das Geschriebene ihr warmblütiges Produkt.

## II.

Frau Kadivec, die, ihrer krankhaften Neigung folgend, Kinder prügelte und hierbei zahlende Zuschauer hatte, wurde zu sechs Jahren schweren Kerkers verurteilt.

Wegen dieses mörderischen Urteils spricht man von dem Prozeß hier allgemein als von dem „Sadistenprozeß".

Der Sadismus ist eine Berufskrankheit der Richter, etwa wie die Bleivergiftung der Bleiberg-Arbeiter oder die Wadenmuskelhypertrophie der Tänzer. Man sollte die Verurteiler, ehe man sie verurteilt, gerichtspsychiatrisch untersuchen lassen.

Frau Kadivec hat wenig Anspruch auf Sympathie. Als Lehrerin gab sie den Kindern, zur Legitimierung der nachfolgenden Prügel, unlösbare Aufgaben: eine moralische Folter, die noch viel grausamer scheint als die körperlichen Mißhandlungen. (Vermutlich gehörte die Seelennot, die das Kind angesichts der unlösbaren Aufgabe empfand, schon in den Lustkomplex der Frau Kadivec.)

Es ist also in Ordnung, daß man die Frau, trotz den pathologischen Grundlagen ihrer Handlungen, einsperrt. Schließlich, sie hatte, zur Befriedigung ihrer Lust, geschlagen: zur Befriedigung unsrer Lust (Uebeltätern Uebles zu tun) schlagen wir jetzt sie. So will es die Parole: Zahn um Zahn, Aug um Aug, Lust um Lust.

Aber sechs Jahre schweren Kerkers . . . das heißt gegen die Peitsche den Totschläger setzen. Das heißt die sadistische Reihe in einer fürchterlichen geometrischen Progression weiterführen. Hoffen wir, daß sie an den Grenzen des Irdischen abbricht. Wie würde es sonst dem Richter ergehen, wenn er vor seinen Richter kommt? Vor dem, den die Sadisten mit einiger Berechtigung als Patron ihrer Gilde ansprechen dürfen, weil von ihm ausdrücklich es heißt: wen er liebt, den züchtigt er.

Sechs Jahre schweren Kerkers . . . belieben, sich das langsam auszudenken, es schmeckerisch im Bewußtsein zergehen zu lassen . . . sechs Jahre schweren Kerkers. Sechsmal wird es Frühjahr — draußen —, sechsmal kommt und dauert, sechsmal unendlich, der Winter.

Ich möchte nur wissen, ob die Richter so grausam waren gegen die Kadivec, weil sie eine Sadistin ist . . . oder obzwar sie eine ist. Wie halten es denn Sadisten untereinander? Für gewöhnlich hackt eine Krähe der andern, aus Solidaritätsgefühl, kein Auge aus; aber bei sadistischen Krähen kompliziert sich die Angelegenheit. Wollte am Ende die Hand des Gesetzes, als sie so hart zuschlug, der Kadivec was Liebes tun? War vielleicht hier die Strenge . . . Wohltat? Unter Kameraden im Pathologischen ist ja beides ganz egal.

III.

Der Franz Seemayer äußerte sich, als ihn ein Wachmann auf der Straße zur Ruhe wies: „Die ganze Regierung kann mich . . ." Deshalb wurde er wegen Beleidigung der Regierung zu drei Tagen Arrest verurteilt.

Er sagte: „kann", nicht: „soll". Er forderte die Regierung nicht auf, so zu tun, er drückte nur seine Bereitwilligkeit aus, es zuzulassen, falls die Regierung so tun wolle.

Er verlangte nichts von ihr, er stellte ihr nur etwas frei. Hätte er etwa gesagt: „Die Regierung ist schlecht", . . . nichts wäre ihm geschehen. Denn in der Demokratie darf jeder seine Meinung über die Regierung haben und aussprechen. Aber Seemayer hat dieses Recht gar nicht in Anspruch genommen, er hat die Regierung nicht kritisiert, er hat nur seine durchaus uninteressierte Einstellung zu ihr betont. Es ist empörend, daß man einen Mann aus dem Volk einsperrt, weil er sich volkstümlicher Redeweise bedient, einer façon de parler, die er gewiß auch im Verkehr mit Verwandten und Freunden gebraucht, also Menschen gegenüber, die ihm wahrhaftig näherstehen als die Regierung.

Aber die fühlte sich „beleidigt". Tut sich was.

Dabei war das Anerbieten überdies, wie ich glaube, nicht ernst gemeint. Seemayer dachte gewiß keinen Augenblick an die faktische Möglichkeit, daß ihn die Regierung und noch dazu die ganze Regierung!

Stellen wir also fest: Wegen eines nur bildlichen, rein akademisch gemeinten Anerbietens, das die Regierung zudem ja ganz nach Gutdünken annehmen konnte oder nicht, wegen Gebrauchs einer im volkstümlichen Sprachschatz eingebürgerten, im Leben des schlichten Mannes fast unentbehrlichen Wendung, die, an die Obrigkeit gerichtet, nur Zeugnis ablegt von des Sprechers demokratischem Selbstgefühl und davon, daß er auf Gunst und Gnaden der Machthaber verzichtet, . . . wegen solches populären Ausdrucks freier Gesinnung wird man im freien Staate eingesperrt.

Seemayer ist ein aufrechter Charakter; dafür muß er büßen. Vielleicht hat er das Aufrechte zu weit getrieben. Wenn er schon sah, daß die Regierung gekränkt war, hätte er erklären sollen: „Also schön, ich nehme mein Anerbieten zurück." Aber so ein Wiener Dickschädel läßt sich lieber einsperren, ehe er von seinen Idealen was nachläßt.

---

MAX DAUTHENDEY

## BESTEIGUNG DES SMEROE

Wer denkt noch an Max Dauthendey, den Dichter der „geflügelten Erde"? Er war um die Jahrhundertwende, wie im Tage-Buch immer wieder gesagt wurde, die stärkste dichterische Natur Deutschlands. Um ihn herum wurde die Welt zauberhaft, aus seinem sprühenden Gesicht strömten Kräfte, die das Antlitz der Welt veränderten. Wären die Deutschen ihrer Dichter würdig, dann wäre es unmöglich, daß fünfundneunzig unter hundert Gebildeten den Namen Dauthendeys nicht kennen. Auch die Patrioten haben ihn vergessen, und doch verdient dieser Würzburger Dichter eine Anmerkung in allen Schulbüchern: Er starb, fern von der Heimat, in Java, während des Weltkriegs, an der Sehnsucht nach Deutschland.

Dauthendey ist in Java vom Weltkrieg überrascht worden. Ein niedriger Geist hätte sich auf holländischem Terrain geborgen gefühlt, Dauthendey empfand nur die Bitterkeit erzwungenen

Fernseins, die Qual des Verhinderten. Die indische Welt, der er sich sonst mit trunkenen Augen hingegeben, wurde ihm nun grau, er verzehrte sich im Gedanken an Deutschland. Nun gibt der Verlag Albert Langen seine letzten Reise-Tagebücher heraus: „Erlebnisse auf Java“. Sie sind 1915 geschrieben, als Dauthendey noch nicht hoffnungslos nach Deutschland starrte, damals sah er noch die leuchtende Welt! Aus diesem herrlichen Buch drucke ich hier einen kleinen Abschnitt ab, der den letzten Teil der Besteigung des 12 000 Fuß hohen Vulkans Smeroe schildert. Mit einem Ehepaar S., mit einer Schar von Kulis ist Dauthendey aufgestiegen. Sechs Tage lang dauerte das kühne Unternehmen. Dies hier ist die Wanderung zum Gipfel:

Wir gingen gleich auf allen Vieren. Mit Händen und Füßen ging es auf dem krachenden und raschelnden Kohlenboden in die Höhe. Es knirschte und rasselte bei jedem Schritt, denn der leichte Boden, auf dem man wie auf hohlem Koks und scharfem Bimsstein auftrat, zerbrach und zermürbte und zerplatzte unter den Stiefeln und unter den Händen, die sich bald am glasigen Lavagestein wundrissen. Handschuhe wären unnütz gewesen, in fünf Minuten wären sie zerfetzt von den Händen gefallen. Aber mir schien, als teilte der leichte, gewichtlose Aschenstein, der so hohl klingt und voll Luftporen sitzt, dem wandernden und kletternden Menschenkörper von seiner Leichtigkeit mit. Es ging wie eine Anpassung von uns zu den gewichtlosen Aschenrinden, und wir stiegen so behende, daß ich mich verwunderte, wie anstrengungslos der Anfang war. Das weiße Laternenlicht wies den Weg an der Spitze des Zuges, aber der Mond erhellte eigentlich den Füßen den Pfad in den Rillen und Rissen des gehärteten und zersprungenen Lavabodens. Bis zu den Knien ging man immer in einem der tausend langen, vom Gipfel herabreichenden Gesteinrisse.

Zwei meiner Kulis hatten mir einen Strick um die Hüften gelegt; sie gingen voran, und der dritte stützte mich im Rücken, wie verabredet war. Aber ich brauchte in den ersten Stunden wenig Kulihilfe. Die leichte, kalte Nachtluft trug mich. Das großäugige Vollmondlicht zog mich auch höher. Der dünne Aschenstein ließ einen leicht auftreten. Und so verging die erste Stunde schnell. Und als ich dann zum ersten Male auf die Uhr sah, war es schon vier Uhr. „Nun sind wir bald oben,“ riefen wir uns einander hoffnungsvoll zu, „noch eine halbe Stunde. Um halb fünf Uhr sind wir oben.“

Der Kegelkopf über uns blieb aber immer gleich nah und gleich fern. Und es sah aus, wenn man wollte, als ob man gleich oben wäre. Es sah aber auch aus, als ob man noch ewig nicht oben sein würde. Man konnte auf dem gleichmäßig dunkeln Aschendom da zu unsern Häupten im Mondschein keine Nähe und keine Ferne abschätzen.

Die Kulis schwiegen und sagten nichts. Sie froren und schlotterten nur entsetzlich in ihren dünnen Leinentüchern, und einer sagte auf einmal, er wolle umkehren, es sei ihm zu kalt.

Aber ich rief Herrn S., der hinter mir weiter unten nachkam, zu: „Lassen Sie keinen Kuli umkehren, ziehen Sie Ihren Revolver und feuern Sie in die Luft, wenn die Kulis, die über Kälte klagen, uns im Stich lassen wollen."

Zu Anfang war Frau S. an der Spitze des Zuges gewesen. Aber das ging nicht lange gut. Sie ging langsamer als wir Herren. Und so kam ich an die Spitze und hinter mir Herr und dann Frau S. Wir hörten bald, daß sie ihre Stiefelabsätze abgebrochen hatte. Das war nun ihr zweites Paar Stiefel, dem die Absätze brachen. Das erste war auf dem Ajek-Ajek mit üblem Beispiel vorangegangen. Aber was tat das? Ein paar zerbrochene Absätze. Da uns doch alle Glieder heil blieben. Wir kletterten weiter, und manchmal saßen wir alle, in Abständen von dreißig Schritt still aufeinander hinuntersehend, als ob wir im gotischen Spitzbogen eines Turmes senkrecht hinaufgingen, so schwindlig machte das Hinuntersehen. Und Herr S., dem ich unser Lagerfeuer, das klein wie ein glimmendes Streichholz am Fuß des Kegels im Wald leuchtete, zeigen wollte, getraute sich vor Schwindel nicht, zurückzuschauen. Ich hatte mich schnell an das leichte Schwindelgefühl gewöhnt und sah gern hinab. Es war, als stünde man auf einer zu senkrecht gestellten meilenhohen Leiter. Ungefähr, als ob man vom Gerüst eines New Yorker Wolkenkratzers auf die Straße hinunterschaute, so eigentümlich hoch und haltlos und luftig war die Stellung von uns Kletternden in den niederen Aschenrinnen, die da keinen Halt gaben.

Gottlob, daß es beim Klettern dunkel und nur Mondschein war. Im Tageslicht hinaufzuklettern muß noch schwindelerregender sein. Eine Weile kletterten wir wieder weiter, und ich kam immer weiter voraus. Plötzlich hörte ich hinter mir den Kuliruf: „Opat! Opat!" Das heißt: „Medizin! Medizin!" Ich begriff sofort, Herrn S. war es unwohl geworden. Ich schrie nach dem Laternenmann und nach dem Gepäckkuli, und der krabbelte dann hinunter. Aber ich verlebte bange Minuten, bis ich erfuhr, daß Herr S. sich übergeben habe. Ich hatte schon geglaubt, es habe ihn ein Herzschlag getroffen, da er zwei Tage nichts gegessen hatte. Dieser Schreck des Opatrufes und der Schreck vorher, daß die Kulis vielleicht umkehren und uns in der Nacht auf dem schwindelnd steilen Berg im Stich lassen würden, waren mir arg ins Herz gefahren. Ich ging nur langsam höher, ängstlich gemacht vom eben Erlebten.

Ich fror gar nicht. Setzte ich mich auf einen Stein, so mußte ich mich sehr in acht nehmen, die Steine waren locker und konnten mit einem abrutschen oder konnten abkollern und den Nachkommenden die Beine und Knie zerschlagen. Jeder Schritt mußte vorsichtig bedacht werden. Der Wind pfiff immer schneller und eisiger, und der Mond hing wie weißgefroren blendend in der tiefschwarzblauen Nacht. Er bildete einen breiten Hof im Aether,

und dieser Ring war so seltsam rötlich-lila-blau, ich möchte sagen, es war ein Hof aus ultravioletten Strahlen, wenn man ultraviolettes Licht überhaupt sehen könnte. Immer und immer wieder fesselte mich zu meiner Rechten der Mond, der da diesen noch nie gesehenen purpurblauen Schein um sich zeigte, und die Nacht war doch ohne Nebel, ohne Feuchtigkeit, und der Aether war dunkelblau und klar, und doch hatte der Mond diesen seltsam befremdenden, mächtigen, rötlichblau farbigen Hof, der aussah, als wäre er der feine Astralleib des weißen, toten Himmelskörpers.

Nun begannen auch gegen fünf Uhr im Osten die ersten grünlichen Hellen des Tages. „Mata hari! Mata hari!“ sagten die Kulis zu mir, und immer, wenn sie vor Frost klapperten, zeigte ich jetzt nach Osten und tröstete sie und sagte: „Mata hari!“ Das ist: „Die Sonne!“

Diese Stunde wurde aber immer kälter statt wärmer. Wenn sich auch der Osthimmel leicht bräunlich färbte, es wurde nicht wärmer. Meine Finger, Wangen und Ohren waren wie kaltes Glas, aber am übrigen Körper war ich warm vom Klettern. Die Kulis zeigten mir auch ein paar schwache Lichter im Westen in der schwindelnd tiefen, fernen, blaugrauen, mondhellen Ebene unten. „Die Lichter von Malang,“ sagten sie. Dort schlafen sie nun alle, die Menschen in dem Städtchen, und niemand ahnt, daß wir hier zum Smeroe-Gipfel klettern. Aber ich wußte nicht, daß vom Berg Penandjan von einem Deutschen, der in dieser Nacht einen Ritt auf den höchsten Gipfel der Sandsee gemacht hatte, der Strahl unserer Benzinlaterne, der heller als ein Licht in Malang war, gesehen und mit den Augen verfolgt wurde. Später, bei unserer Rückkunft nach Tosari, sagte der Herr es mir, er habe im Fernglas in der Montagnacht am Smeroe vom Penandjan aus um halb fünf Uhr morgens einen feinen, weißen Lichtstrahl ruckweise aufleuchten und verschwinden und am Smeroe hochklettern sehen, und er habe dabei gleich an uns gedacht.

In der ersten Taghelle erschien im Osten über Wolkenlagern ein großer Berg, es war die Insel Bali, eine der Sunda-Inseln. Die Wolkenreihen hatten wir jetzt so weit unten, so weit unten gelassen, daß sie längst nicht mehr zum Himmel zu gehören schienen. Sie waren wie zottige Schneefelder tief unten in einer andern Welt. Schon unser Nachtlager im Wald unten lag hoch über den Wolkenfeldern der Ebene von Malang und über den Wolken der Ostküste Javas. Die Sonne ging einfach und harmlos ohne bedeutendes Farbenspiel auf. Es flackerte kurze Zeit ein großes Sonnenfeuer über dem Bali-Berg am Himmel, aber dieses brannte bald wie ein riesiges nächtliches Lagerfeuer ab, und es war mit einem Male Tag. Dunkelblaue Bergkanten schwebten weit im Ostland Javas wie blaue, scharfe Inselsteine über den langen Schneefeldern der Wolken. Aber all diese Berge lagen dem Smeroe zu Füßen wie Schoßhündchen, die im Bogen um einen Riesen krabbeln.

Wenn ich jetzt senkrecht hinuntersah in die zweitausend Fuß Tiefe, die wir vom Lagerfeuer, dessen Rauch man noch sah, aufgestiegen waren, so schauderte mir es doch vor der Tiefe, und es gruselte einem ein wenig bei dem Gedanken, vom Schwindel erfaßt und kopfüber abgestürzt zu werden. Denn man war jetzt wohl höher, als zehn New Yorker Wolkenkratzer übereinandergestellt, in diesem Morgen hochgekommen. Mehr als zweimal die Höhe des Eiffelturmes, der dreihundert Meter hoch ist, hatten wir in diesen Nachtstunden bis morgens sechs Uhr kletternd zurückgelegt. Nun war noch eine Eiffelturmhöhe zu überwinden.

„Noch eine Stunde!“ so trösteten die Kulis meine müden Knie und meine keuchende Brust.

„Noch eine Stunde?“ fragte ich entsetzt. Denn ich dachte, in fünf Minuten müßte ich nun oben sein.

Das Ende des Berges war in seiner Entfernung immer noch nicht abzuschätzen. Der Gipfel blieb immer gleich nah und gleich fern, da die gleichmäßig zerrissene, eintönige, violettgraue Lava- und Aschenfarbe keine Anhaltspunkte bot, um eine Perspektive zu erkennen. Es war wie das flache Meer, das den Laien auch sehr täuscht, wenn er dort Meilen abschätzen will, da er keine Anhaltspunkte zur Entfernungsschätzung auf der leeren Fläche findet.

„Noch eine Stunde!“ sagen die Kulis. „Noch eine Stunde, das ist doch ganz unmöglich!“ Und ich schrie meine Entrüstung zu Herrn S. hinunter.

„Ich kann es auch nicht glauben!“ schrie er zu mir herauf.

Aber wir wollten es nur nicht glauben. Denn wir waren beide zu Tode erschöpft. Der Weg war immer elender geworden, und die Kräfte jetzt nach drei und einer halben Stunde Kletterei waren auch nicht mehr so frisch wie am Anfang. Der Weg war ein Grieß aus Kohlenkies, in dem man gar keinen Halt fand. Drei Schritte vor und zwei zurück, das war die entmutigende Losung. Hilflos saß man oft nieder und sah in die schwindelnde Tiefe, gern wäre man wieder unten gewesen. Aber es war nun ebenso schnell hinauf wie hinunter zu kommen, darum ergab man sich und stampfte in das zerrinnende Aschenkiesgemenge und machte die Knie in dem nachgiebigen schwarzen, scharfen Kohlensand müder, als wenn man auf Felsen geklettert wäre. Alle Augenblicke sank man zusammen. Es geht nicht mehr, es ist unmöglich, meinte man. Aber eine Minute Ruhe gab wieder fünf Minuten neue Kraft und neuen Mut. Die Kulis zogen nun am Seil, das um meine Hüften geschnürt war, daß ich glaubte, ich würde vom Seil zerschnitten. Der hinter mir keuchte wie ich und stemmte mir seine Schulter ans Rückgrat, und so, halb geschoben und gezogen, halb selbst kletternd und krabbelnd, kam ich zum letzten Ende des Berges.

Seit einer halben Stunde hatte ich — es war sieben Uhr gewesen, und die Sonne schien schon warm, trotzdem die Luft dünn und eisig war — den Kuli, den ersten, den Laternenträger, der das Licht schon um halb sechs Uhr ausgelöscht hatte, oben am Rand verschwinden sehen. „Der ist oben“, dachte ich. Aber nun tauchte er wieder auf, und der Berg wurde wieder höher, als ob er sich streckte, um uns zu foppen.

Endlich gegen halb acht Uhr sah ich den Kuli sich oben aufrichten und rufen, und er winkte mit seinem gelben Leinwandtuch.

Er war oben! Gottlob, einer war oben. Der Gedanke zog mich mit sich hinauf. Aber das letzte Ende war zum Verzweifeln. Die letzte Viertelstunde war, als ob man auf glattem Porzellangeröll ginge. Man glitt immer wieder zurück. Und es gab kaum noch Rillen, um drinnen zu klettern; es war rollendes Geröll, das überall nachgab. Und wenn man schon ganz todschwach ist, und ein Stein gibt unter den Füßen nach, dann wird man ganz verwirrt und weiß nicht mehr, will man hinauf oder hinunter. Und man setzt sich mit knickenden Knien und schmerzenden Füßen ins Geröll und bleibt atemlos und gleichgültig sitzen.

Zuletzt krabbelte man nur noch halb besinnungslos. Die Beine wollten nicht. Das Gehirn wollte auch nicht mehr. Das Herz wollte gar nicht mehr. Die Lunge fauchte und streikte auch, alles an einem wollte nicht mehr. Nur die Kulis wollten. Die rissen am Strick und waren mit einemmal munter und schoben mich und zogen mich wie verjüngt, gestärkt von dem Anblick, daß einer der Ihrigen schon oben saß und ausruhte von seinen Taten.

Da nahm ich mich nochmals, halb absterbend, zusammen. Wie ein Pferd, das man einen Karren aus einem Graben zerren läßt, und das plötzlich einen Rappel bekommt und wahnwitzig anzieht und fortstürzt mit irrsinnigem Blick, so halb überreizt und verrückt geworden, von Schwäche, Wut und vom Willen, „ich muß hinauf“ gepeitscht, hetzte ich in die Höhe, von den lustig heulenden Kulis lachend und schwitzend und kreischend umgeben.

Doch einige Male noh knickte ich zusammen. Aber wie unter Geißelhieben schnellte ich wieder auf und krabbelte auf allen Vieren, bis ich zum letzten senkrechten Gestein der Gipfelfläche kam und auch noch die letzte scharfe Kante überwunden hatte.

Der Gipfel glich der Plattform eines Turmes, aber an allen Seiten ohne Geländer, und das erzeugte in einem die Empfindung schwindelnder Schwäche, wenn man das flache, leere Gipfelfeld betrat, das wie ein Fallschirm im höchsten Himmel zu hängen schien.

Welch ein Genuß, endlich wieder nach fünf Stunden auf einer wagrechten Fläche zu stehen und zu gehen! Die Knie staunten, daß sie beim Vorwärtsgehen nicht mehr an Gesteinschärfen stießen, sondern durch freie Luft gehen durften. Meine Kulis um-

ringten mich auch lachend. Und der, der meinen Mantel getragen hatte, half mir denselben anziehen und beneidete mich um das warme Kleidungsstück. Denn es war eiskalt da oben trotz der groß aufgerichteten Sonnenscheibe, die jetzt schon warm am Himmel stand.

Aber es ist sonderbar, kaum hat man am Ziel etwas ausgeruht, so sind alle Anstrengungen vergessen. Denn die frische Aetherwelt ermutigt die Nerven und die Stimmung und versetzt einen in einen leichten Aetherrausch. Und auch die große Helle in der Höhe, die Reinheit des Lichtes elektrisiert den übermüdeten Körper, Herz, Hirn und Lunge, so daß man bald nichts mehr von dem vorhergehenden Haß gegen den Berggipfel in sich fühlt, man ist tief versöhnt mit den fünf Stunden Kletterarbeit, erhoben und festlich gestimmt von der freien, herrlichen, weiten Rundsicht.

Aber zuerst sieht man die Aussicht kaum. Man freut sich, über die ebene, graue, leere Fläche oben hinzugehen. Als sei man in einem der Tanzsäle des Himmels angekommen, so probiert man erst den Fußboden und geht prüfend hin und her. Denn man hat während des Aufstieges genug Fernsicht und Abgrund genossen. Es gelüstet einen kaum nach noch mehr. Oben auf der Aschenfläche, die doch ziemlich groß ist, sieht man auch nur Himmel zuerst. Man glaubt, man stehe auf einem Fußboden des weiten Himmels. Da ist kein Baum, kein Felsen, kein Grashalm, nur grauer, kahler Fußboden und blaue Himmelsleere. Und besonders die Glätte, die ohne Weg, ohne Gruben sich dort zeigt, die ist, als gehe man wirklich oben auf der Riesenwölbung eines Riesendomes.

Man getraut sich zuerst auch nicht leicht an den entgegengesetzten Rand der Fläche, man fürchtet die Tücken der vielleicht ausgehöhlten Aschendecke und ein Abbröckeln und einen Absturz in die zwölftausend Fuß Tiefe.

So bleibt man zehn Schritte vom Rande stehen und wundert sich, daß man hier oben so ganz allein in einer Luftwelt ist und beim äußersten Erdpunkt Javas, auf dem Haupt Javas, angelangt ist. Das Eisengrau der Aschenfläche verschluckt die Sonnenstrahlen, und am Boden ist es düster; am Himmel blendet der Lichtglanz desto mehr.

Man kann aber eigentlich nicht sagen, daß es jetzt um neun Uhr vormitags hier oben sonnig ist. Die Sonne scheint, es ist aber nicht sonnig. Unten in dem Bergwiesengras, im gelben, war es gestern um diese Zeit viel sonniger. Und der Boden dort unten auf der Waldwiese war doch auch graue Asche, die zwischen den Halmenbüschen grau aussah. Aber es war viel mehr Licht unten auf jeder Wiese.

Sollte man hier auf dem Smeroe-Gipfel schon in den ewigen dunkeln Weltraum hinausreichen können? Sollte hier schon eine Ahnung der ewigen Nacht des Aetherraumes herrschen, den keine

Sonne aufhellt, den auch nicht die Millionen Sonnensysteme aufzuhellen vermögen? Und sie alle blieben nur kleine Lichtpunkte in ewigem dunkeln Weltraum? Diese Gedanken sahen mich fragend an. Nirgends schlägt hier Licht zurück. Die Gipfelfläche ist so klein im Verhältnis zum Himmelsraum, und die Aschenwelt hier gibt kein Licht zurück, nur ein Geglitzer von den zerstreuten Steinen reizt das Auge und macht den Aschenboden im Gegensatz zum Glanz noch dunkler erscheinen. Man steht wie auf der grauen Gehirnrinde eines bloßliegenden Gehirnes. Was denkt der Berg, der gewaltige, jetzt unter mir? Er, der selten Menschen sieht und immer hier oben in Klarheit und Leere wohnt, er muß uns Menschen doch fühlen! Es geht sich auch hier oben so leicht auf der Asche, als gehe man nicht auf der Erde, sondern auf tragenden Gedanken des Berges. Man hat aber auch ein unsicheres Gefühl, wie es eine Ameise oben auf einem glatten Globus haben muß. Man denkt: wenn ein Sturm sich erheben würde, fegt er einen von der freien Ebene weg so leicht wie eine fliegende Feder oder wie ein ausgefallenes Haar. Man fühlt sich ein wenig frech, daß man hochaufgerichtet geht. Man möchte eigentlich am liebsten auf allen Vieren herumkriechen, dicht an der grauen Asche. Es muß wohl sicher auch der verschiedenste Meteorstaub hier oben herumliegen, denn die hohen Berge ziehen in den Jahrtausenden wohl auch viel Meteorstaub, fliegenden, aus dem Weltraum an.

Ich entscheide: man ist einfach auf einem so hohen Berg nicht mehr auf der Erde. Als ich vorhin in letzter Kletterstunde einige Male zurück in die schwindelnde Tiefe sah und die Malangebene und das Meer bei Paseroean und Bali so tief flach unten wie wasserfarbene Landkarten oder wie buntes, verschleiertes Mosaik am Grunde eines Wassers elftausend Fuß zu mir heraufsahen, da dachte ich: Dort unten ist die Erde, aber hier oben bringt dich jeder Schritt höher in den Weltraum. Die Welt hier oben gehört mehr hinaus in den Raum wie die Sterne, und der Smeroegipfel ist nicht mehr von dieser Erde. Wolken gehören noch zur Erde. So hohe Bergspitzen aber, das sind Fühler der Erde, die mehr in der Ferne leben, fortgerichtet auf die Ferne der Weltallräume eingestellt und nur für die Ferne lebend, lebend für alles, was nicht von der Erde ist. Der Smeroe-Berg hier oben sagt gewiß „Du“ und „Gut Freund“ zu den Planeten, zum Mond, zu den nächsten Sonnensystemen, aber er sagt nicht „Du“ zu den Flüssen Javas und nicht zu den Reisfeldern und nicht zu den Wolken, alle diese sind ihm zu niedrig; mit allen diesen duzt er sich nicht. Sie sind ihm Fremdlinge, die Dinge der Ebene da unten. Denn sein Bergleben ist als Erdfühler in die Höhe gerichtet, er ist ein Wesen des Himmels, er ist ein Gott, der von Nektar und Ambrosia lebt, und er hat uns, die wir zu ihm kamen, seit zwei Tagen von seiner Götterspeise entgegengeschickt, so daß wir alle Menschen und alle Erdspeise vermissen konnten als Besucher dieses Gottes.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Aprilwoche

Der Fordschrecken ist der Industrie von Automobilen und landwirtschaftlichen Kraftmaschinen gehörig in die Glieder gefahren. Bisher gedieh unter der Einfuhrsperre für Automobile die ganze Branche trefflich infolge einer dringenden Nachfrage, der das Gefühl für Preise weitgehend verloren gegangen war. Nun droht die üppige Blüte vom Frost der sich herabsenkenden fremden Fabrikate zerstört zu werden. Die Inlandspreise sind im Durchschnitt reichlich doppelt so hoch wie die ausländischen, sodaß bei Freigabe der Automobil-Einfuhr der größte Teil der heimischen Produktion ohne weiteres an die Wand gedrückt würde. Volkswirtschaftlich betrachtet wäre das selbstredend ebenso unerwünscht wie die phantastische Höhe des augenblicklichen Automobilpreisniveaus. Aber es wird höchste Zeit, daß diese Industrie, die früher ziemlich führend war in der Welt, endlich die Umstellung auf rationelle Produktionsweise wieder vornimmt. Denn die Höhe der Preise ist nicht etwa nur auf übermäßige Gewinnmargen zurückzuführen (die rasch verkleinert werden könnten), sondern sie ist durch eine absolute Rückständigkeit der Fabrikationsmethoden bedingt. Die Unternehmungen haben sich viel zu sehr von sportlichen und ästhetischen Erwägungen leiten lassen, haben viel zu sehr die Aufmerksamkeit nur auf die Ausstattung des Einzelwagens gelenkt, anstatt auf die wirtschaftliche Gestaltung der Herstellung im ganzen bedacht zu sein. Die Automobilindustrie muß, wenn sie überhaupt eine Zukunft haben soll, Massenindustrie und nicht allein Luxusgewerbe sein. Die Typisierung der Fabrikation, die Henry Ford mit so großem Erfolg betrieb, ist in Deutschland gänzlich vernachlässigt worden. Die rasche Anpassung an neuzeitliche Methoden muß nunmehr mit einer gewissen Ueberstürzung betrieben werden. Wenn die amtlichen Stellen ernstlich gewillt sind, die Treibhausatmosphäre durch demnächstiges gelegentliches Hereinlassen des frischen Windes ausländischer Konkurrenz allmählich auf die Preistemperatur des Weltmarktes abzukühlen. Eine solche Oeffnung der Grenzen entspricht nicht bloß den berechtigten Wünschen der Verbraucherschaft, die der Automobile bzw. der Traktoren als Produktionsmittel bedarf. Auch im wohlverstandenen Interesse der Industrie selbst liegt es, wenn ein milder Zwang zu wettbewerbsfähiger Oekonomie auf diese Weise in Anwendung kommt.

Im Hamburger Freihafen liegen bereits Fordautoteile, die der Lockerung des Einfuhrverbots und der Montage in Innerdeutschland harren. Groß sind diese Posten nicht und von einer bevorstehenden „Ueberschwemmung" mit Fordautos kann zunächst ganz und gar nicht die Rede sein, wenn auch im besetzten Gebiete be-

reits hin und wieder Wagen im Gebrauch vorkommen. Eine Reihe von Automobilfabriken bemühen sich freilich, aus der Not eine Tugend zu machen, und die Fordvertreter in Deutschland und Skandinavien werden mit Anträgen deutscher Werke auf Uebernahme der Montage förmlich überschüttet. Dem Fordschrecken folgte so das Fordfieber. Der Name übt allein schon eine magische Wirkung aus. In Wirklichkeit aber liegt an tatsächlichen Veränderungen nichts weiter vor, als daß dem deutschen Vertreter der Ford Motor Co. in Detroit die Einfuhr von 500 Traktoren konzessioniert ist im Interesse der Landwirtschaft, die in Deutschland dafür den dreifachen Preis zahlen müßte. Die zahlungsbilanzschädigende Wirkung solcher Importe wird obendrein dadurch gedämpft, daß die Bezahlung dieser Traktoren auf einen Zeitraum von mehreren Monaten verteilt worden ist. Und was die Einfuhr von Automobilen selbst anbelangt, so ist sie bisher nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen zugelassen worden. Die Ankündigung der Regierung, im Sommer oder Herbst erstmals eine weitere Lockerung der Importsperre eintreten zu lassen, hat also genügt, all diese Aufregung hervorzurufen. Ein gewisser Zollschutz wird aber schon aus fiskalischen Gründen über kurz oder lang wahrscheinlich gewährt werden. In diesem Falle wie in der gesamten auswärtigen Handels- und Zollpolitik handelt es sich nicht so sehr um die Prinzipienfrage, ob oder ob nicht, als vielmehr — diese Erkenntnis ist im Wachsen begriffen — um die praktische Frage der zweckmäßigen Dosierung der vorhandenen wirtschaftlichen Mittel. In unserer verzwickten Lage könnte einem wiederentbrennenden Streit um Freihandel oder Schutzzoll nur akademische Bedeutung zukommen. Entscheidend wird immer nur sein — ganz gleich, ob es sich um Agrarprodukte, Montanerzeugnisse, Aluminium, Baumwolle oder Automobile handelt —, wie im gegebenen Augenblick unter Berücksichtigung unserer handelspolitischen Gesamtsituation die zur Verfügung stehenden Handhaben angewandt werden müssen, damit zwischen den widerstreitenden Motiven, der momentanen Entlastung der Zahlungsbilanz durch Einfuhrsperren einerseits und der Senkung des innern Preisniveaus durch Niederlegung der Schranken andrerseits, der Gewährung eines dauernden oder interimistischen Schutzes für Landwirtschaft und Industrie hier und der Ausübung eines heilsamen Zwangs zur Bereinigung der Produktionsgrundlagen dort ein vernünftiger Ausgleich gefunden werde. Dazu bedürfte es freilich einer Objektivität der Entschlüsse, die nur bei völliger Freiheit von politischen Einflüssen erwartet werden kann. Der gegenwärtige Wahlkampf ermutigt nicht zu großen Hoffnungen in dieser Beziehung. Wirtschaftliche Probleme von höchster Schwierigkeit, die Aufwertungsfrage, die Agrarzölle werden in den Schmutz unfruchtbarer politischer Agitation herabgezogen. Man bedenke: am Berliner Getreidemarkt beginnt das Angebot aus ländlichen Kreisen nachzulassen, weil in den Köpfen der Bauern von

Demagogen die Hoffnung genährt wird, daß bei einem Wahlsieg der Rechten mit einem Steigen der Getreidepreise zu rechnen sei!!

Die Pressungen am Devisenmarkt wiederholen sich periodisch. Die Intervalle, in denen diese krisenartigen Erscheinungen auftreten, werden immer kürzer, und die Zuspitzung gestaltet sich von Mal zu Mal besorgniserregender. Die Repartierungen sind abermals auf 1 % angekommen, sodaß statt eines Ausgleichs von Angebot und Nachfrage eine Karikatur von Markt besteht. Der Käufer hat den 99fachen Betrag der Liliputquote, die schließlich auf seinen Auftrag entfällt, in Guthaben bei seiner Bank parat zu halten. Die dadurch entstehenden enormen Kosten an Zinsen usw., die der Geschäftsmann als sogenannte Devisenbeschaffungsspesen mit 7 bis 10 % zu kalkulieren sich gewöhnt hat, sie müssen in der Praxis den Kursen zugeschlagen werden. Der Dollar stellt sich also selbst im Inlandsverkehr gar nicht auf 4,2 Billionen Mark, sondern um diese 7 bis 10 % höher. Die Auslandskurse entsprechen dem ziemlich genau. Wiewohl zurzeit wieder allenthalben die Parole „Restriktion" für die halbamtlichen Kreditverteilungsstellen ausgegeben erweist sich am Devisenmarkt mit völliger Eindeutigkeit, daß die Geldmenge das verdaubare Quantum bereits überschritten hat. Will man die gewählte Parität zu den Auslandsvaluten auf die Dauer nicht gefährdet sehen, so muß trotz aller Beschwerden, die das macht, der Kreditriemen noch enger geschnürt werden. Eine andere Möglichkeit für die Rückkehr zu normalen Zuständen am Devisenmarkt besteht nicht. Daran ändert letzten Endes auch das Ingangkommen der Golddiskontbankkredite nichts, obgleich sie momentan eine sehr erwünschte Erleichterung der Devisenposition herbeizuführen vermögen. Ohne diese neuen Devisenkredite durch die Golddiskontbank, die ja die Gewähr einer gewissen Dauer in sich tragen, wäre aber eine bedenkliche Lücke in der Devisenbilanz dadurch entstanden, daß demnächst eine Anzahl von anderen Auslandskrediten, die die private Wirtschaft anfangs des Jahres eingeräumt erhalten hatte, ohne die Möglichkeit einer Prolongation ablaufen. Sobald nämlich das Kettenrauchen von Krediten, die anfangs die Aktivseite der Bilanz stärkten, nicht mehr fortgesetzt werden kann, ergibt sich eine korrespondierende Belastung im Debet. Mit der bloßen Handelsbilanz, deren Passivsalden in der Zahlungsbilanz im ersten Vierteljahr durch diese Kredite mühelos ausgeglichen werden konnte, stand es bereits im Januar schlimm. Im Februar ist das Passivum nach den demnächst herauskommenden Ziffern gegnüber dem Januar um fast 100 % angewachsen. Da haben Moralpredigten über falsche Konsumrichtung (Textilien, Südfrüchte), obwohl ein Aufklärungsfeldzug in dieser Hinsicht duchaus zu begrüßen ist, letzten Endes wenig praktischen Wert. Durch erneute Kreditverknappung muß eben dafür gesorgt werden, daß solch überflüssiger Import nicht stattfinden kann.

# GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

1.

*Gesprächs-Archive!*

Die Deutschen sind so miserable Politiker, weil sie an kurzem Gedächtnis leiden. Da fällt mir bei Ordnung meiner Papiere ein Blatt in die Hand, auf dem ich, am 8. Januar 1918, ein Gespräch notiert habe, das im Muschelsaal des Kurhauses in Wiesbaden von zwei deutschen Bürgern geführt wurde. Es lautet:

Na, wie stehts, bekommen wir bald Frieden?

Sicher doch. In England fallen die Leute bereits tot auf der Straße um vor Hunger. So wirkt unsere U-Bootwaffe. Auch der englische Ernährungsminister ist ja indirekt ein Opfer unserer U-Boote geworden, wie Sie gelesen haben werden. Durch allzu strenge Befolgung der von ihm selber erlassenen Ernährungsvorschriften hat er sich, wie die englischen Blätter melden, ein Magenleiden zugezogen, an dem er jetzt gestorben ist.

So, so. Und wie stehts mit den Franzosen?

Mit den Franzosen? Diesen traurigen Vasallen Englands? Die von England in den Krieg hineingehetzt und gezerrt sind und von ihm gegen ihren Willen zum Weiterkämpfen gezwungen werden? Glauben Sie vielleicht, die wird England erst fragen, wenn es Frieden machen muß?

Na, ich glaube, e t w a s eigner Wille zum Kämpfen ist bei den Franzosen doch dabei.

Sind Sie ahnungslos! Glauben Sie z. B., wenn die Entente, was ja gottlob ausgeschlossen ist, siegen würde, daß die Engländer dann jemals freiwillig wieder aus Calais herausgehn?

Das möchte ich doch annehmen.

Ach du lieber Gott, wie verkennen Sie die Engländer. Die gehen nirgends wieder heraus, wo sie einmal sitzen. Wenn die Entente siegt, dann wird Belgien englischer Brückenkopf und englische Militärkolonie auf dem Festland und Frankreich geht es nicht viel besser. Das muß dann, entkräftet und erschöpft am Boden liegend, jedem Wink Englands gehorchen und spielt die traurigste Rolle, die je ein europäisches Land gespielt hat. Das kommt davon, wenn man an der Seite Englands Krieg führt.

Und was halten Sie von Amerikas Eingreifen?

Von Amerikas Eingreifen? Ja, Mann, sagen Sie bloß, wie und wo soll denn Amerika eingreifen? Wie

soll denn nur ein einziger amerikanischer Soldat über den Ozean nach Frankreich herüberkommen, wo doch unsere U-Boote den Weg versperren? Wissen Sie das vielleicht?

Ich nicht, aber vielleicht wissen es die Amerikaner.

Gott, sind Sie naiv. Wenn die Menschen in Deutschland doch bloß etwas realpolitisch denken lernen wollten! Leben Sie wohl, Sie Mießmacher.

— — — — — — — — —

Dieses Gespräch war mir schon damals, Januar 1918, des Aufzeichnens wert. Aber wieviel tausendmal ist es geführt worden. Die Deutschen haben immer Illusionspolitik getrieben, und sie fühlten sich umso vaterländischer, je mehr Illusionen sie berauschten. Besonders in München sollte man Gesprächs-Archive anlegen. Wenn die Bayern ihre Gespräche nach einem halben Jahr wiederhören müßten („Marsch auf Berlin!") sie würden allmählich vielleich doch zurechnungsfähig werden!

*Dr. Ruthardt Schuhmann.*

2.

*Poeta-Propheta.*

Ihr bewundernswerter Mitarbeiter O. L., der ebenso groß und frei denkt, wie er herrlich schreibt, hat in seinem Aufsatz „Poeta-Propheta" Ein großes dichterisches Dokument der Warnung übersehen: Heinrich Manns Roman Der Untertan, die umfassende Kritik des deutschen Menschen und der deutschen Politik im wilhelminischen Zeitalter. Als Buch erscheinen konnte „Der Untertan" dank der Kriegszensur erst 1918; aber ein Jahr vor dem Kriege habe ich ihn bereits in einer Zeitschrift gelesen. Ich fürchte allerdings, dieses Werk ist auch wirklich das einzige Mene Tekel von Kraft und Bedeutung, das O. L. durch seinen langen Aufenthalt im Ausland entgangen ist.

Ihr

*Bruno Frank.*

3.

*Eine Prophezeiung.*

O. L. glaubt in seinem Artikel im letzten Tage-Buch-Heft, kein deutscher Dichter habe den Krieg und die Katastrophe vorausgeahnt. Ein Jahr nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. schrieb Hermann Conradi, der bereits 1890 starb:

— „wird diese Generation der Uebergangsmenschen; der Statistiker und Objektssklaven; der Nüchterlinge und Intelligenzplebejer; der Suchenden und Verirrten; der Rat-

losen und Verkommenen; der Unzufriedenen und Unglücklichen — vorher wird sie mit ihrem Blute die Schlachtfelder der Zukunft gedüngt haben — und unser junger Kaiser hat sie in den Tod geführt. Eines ist gewiß; sie werden uns zu Häupten ziehen in die geheimnisvollen Zonen dieser Zukunft hinein: die Hohenzollern. Ob dann eine neue Zeit ihrer noch bedürfen wird?“

(zitiert nach H. H. Houben: Verbotene Literatur. S. 109. Ernst Rowohlt-Verlag 1924).

*P. M.*

---

AUFZEICHNUNGEN.

Seht den Antisemitismus — übrigens eine Bewegung, deren sinnloses Anwachsen nach meinem Erachten durch rücksichtslose Selbsterkenntnis der Juden besser noch und erfolgreicher zu bekämpfen wäre, als durch geschickte Polemik intelligenter Outsider — seht ihn ins Hirn der Frau verpflanzt, wo er regelmäßig dumm, verbohrt, sinnlos gehandhabt wird, und euch wird offenbar, wie wenig gerade dieser Ismus die Wirkung eines Denkprozesses darstellt, wie wenig er mit Logik und guten Gedankengängen zu tun hat. Es ist oft eine Katastrophe, einen ausgewachsenen Mann in Antisemitismus dilettieren zu hören —, um wieviel lächerlicher und für die Gesellschaft peinlicher ist es aber, seine Frau mit diesen „Erkenntnissen“ des Herzallerliebsten um sich werfen zu sehen!

*

Es ist heute oft von der Entfernung einer gewissen schablonisierten und auf Flaschen gezogenen äußerlichen „Religiosität“ und aller Verherrlichung des sinnlos Kriegerischen aus dem Lese- und Lernstoff der mittleren und höheren Schulen die Rede. Und immer wieder glaubt diese oder jene Stelle, die durch Schaden noch nicht klug wurde, mit dem Willen zur Mitarbeit, mit der Einsicht und Loyalität des Gymnasiallehrers von Durchschnitt rechnen zu dürfen. Mir ist das unbegreiflich, und ich halte es, nach meinen Erfahrungen, für taktisch durchaus verkehrt. Denn auch hier — wie in so vielen Fällen, in der Frage des Kunstverständnisses beispielsweise — ist Durchschnitt . . zweifelhaft: den Pädagogen von altem Schrot und Korn macht es ersichtlich Spaß, der Republik und den Friedfertigen, Gutwilligen ein Schnippchen zu schlagen und der ihnen anvertrauten Jugend das soldatische Pensum und den Katechismusklimbim in aller Eile beizubringen. (Unnötig zu sagen: daß auch diese Regel von den Ausnahmen bestätigt wird.)

*

Ich sah . . Demonstranten in den Straßen einer Großstadt: murmelnde, knurrende Gruppen, Verzweiflung, Lärm, Plünderung. Am Ende griff Schutzmannschaft ein, beritten, bewaffnet, es gab Tote und Verletzte auf beiden Seiten . . .

Die ältere und alte Generation aber, worunter wir die dem geistigen Habitus nach alte Generation verstehen wollen, die am Abend im engen Lichtbezirk der blonden Lampe an Hand des Tage-

blatts den Querschnitt durch das Ereignis des Tages zu tun liebt, erfand für die (nach ihrer Meinung) Urheber oben beschriebener Vorgänge das alles sagensollende Format: Grüne Jungen. Mit welchem Recht, sage ich, ausgerechnet solches Urteil: Unreife? Denn fast glaube ich, diese Jugend hat ein Recht, zum Versagen, zum Meutern. Sie sieht, wie diese alte Generation täglich, stündlich mehr bankerottiert, wie sie jede Chance im Spiel der Kräfte fast schwachsinnig sich entgehen läßt, wie jede ihrer sozialen, ökonomischen, politischen Maßnahmen ein „Ich kann doch nicht mehr", ein „Ich bin ja doch nie in solcher Situation gewesen" in sich schließt —, und da sollte diese Jugend nicht auch versagen? Versagen, kraft der Pleite ihrer Erzieher . .?

*Fiete Fischer (Dresden).*

---

## TISCH MIT BÜCHERN

Alexander Puschkin: Sämtliche Romane und Erzählungen. Deutsch von Fega Frisch. (München, Buchenau & Reichert, Verlag.)

Fega Frisch hebt eingangs die bemerkenswerte Tatsache hervor, daß die große russische Literatur mit einer Persönlichkeit von mozartischer und goethescher Musik und Fülle anhebt, aus der das karge Wesen der Dostojewski usw. später zehren sollte. Puschkins Eleganz und Humor scheinen westlich orientiert, aber es ergibt sich überraschend, daß sie viel russischer, viel tiefer aus Gefühl und jenem je-ne-sais-quoi dieses Landes kommen, als alles, was später die russische Unterhaltungsliteratur herausbrachte... Hier erscheint zum erstenmal eine vollgültige Gesamtausgabe seiner wundervollen Erzählungen. Fega Frisch hat sie mit dichterischer Empfindsamkeit nachgestaltet. Man lernt zu vielem Bekannten Fragmente und Entwürfe kennen; man wird aber auch entdecken, daß die berühmte „Pique Dame" wohl eine recht spannende Geschichte ist, aber doch nur den einen, und zwar äußeren Pol seiner Erscheinung bedeutet. Die reinsten und größten Werte stecken in den „Erzählungen Belkins" und etwa im „Mohren Peters des Großen". — Uebrigens: man sah lange Zeit keine so gepflegte, schöngedruckte, sorgfältig durchgearbeitete Gesamtausgabe, mit der der Verlag — bisher mit Luxusausgaben beschäftigt —

seine Eignung zu breiter Form erweist.

Hermann Kasack: Vincent. Schauspiel in 5 Akten. (Potsdam, Verlag Gustav Kiepenheuer.)

Es liegt Anlaß vor, dieses Stück außerhalb der Bühne zu rühmen. Der Fall dieses „Vincent“ ist der Fall van Gogh, die Tragödie des Künstlers, herausgehoben aus der Kunstgeschichte, eingebettet in die Geschichte der Menschen. Der zweite Akt enthält das Bekenntnis des Schöpfers zur Konzeption und zerreißt den Schleier vor jenem erschütternden Augenblick, in dem das, was ist, in das, was erschaut wird, hinübergreift. Die dramatische Sensation ist ganz nach Innen gelegt, sie wirkt um so nachhaltiger, kommt im Effekt zu um so tieferer Wirkung, als sie den tragischen Menschen in der allerletzten Einfachheit seines komplizierten Mechanismus aufdeckt. van Gogh steht nicht da als die historische Figur, der man ein äußeres Kolorit andichtete, sondern als die historische Wesenheit, aus der ihr zeugender Geist und ihre seelische Größe ausstrahlt und wahrhaft tragisch wird. K.

Emil Ludwig: Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Die Kunst des literarischen Porträts enthüllt schonungslos Auffassung und innere Haltung eines Schreibenden, bei Ludwig die Neigung: das Negative, Dunkle, Schmerzliche, Kleine einer Gestalt aufzusuchen. Die Schatten werden fast immer stärker betont als die Größen- und Tiefen-Male. So schreibt er über Rathenau, aber eigentlich ist es ein Porträt gegen Rathenau; bei Bang tritt die Melodie zurück hinter sein Fragmentarisches; Dehmel erlischt in die Qual seiner menschlichen Begrenzung hinein. Diesem Porträtisten fehlt jede Herzlichkeit der Begeisterung, die nötig wäre, Bildern das innere Leuchten der Farbe zu leihen. Er weiß den Typus, überraschende Beziehungen entlegener Gleichnisse (Byron und Lassalle) zu finden, eine bezeichnende Anekdote in das Leben hinein aufzulösen. Aber er schafft einen Journalismus, der allzu subjektiv ist, um zu dienen, und allzu funkelnd, um Kritik zu sein. Er, Ludwig, steht einzeln im Vordergrund, was bei Porträts von Friedrich II., Lenin, Shakespeare, Voltaire nicht ohne Komik ist. *K.*

Jean Paul: Siebenkäs. (Werke der Weltliteratur. Propyläen-Verlag, Berlin.)

Das Vorzügliche der Propyläen-„Klassiker-Ausgaben“ ist, daß sie den wissenschaftlichen Interpunktions- und Kommentierungs-Snobismus nicht mitmachen, mit dem übereifrige Philologen die Klassikerausgaben schwülstigerweise belasten. Und dann, daß sie nicht auf eine sechzigbändige Vollkommenheit Wert legen, die kein Mensch außer den Fachleuten zu Ende liest — sondern daß sie das einzelne wahrhaft klassische Werk herausheben und wirklich an den Mann zu brin-

gen trachten. Das ist besonders wichtig im Fall Jean Paul, der der Masse heute fremd ist, schmerzlicherweise, und der ihr nur in geschickter Dosierung wieder nahegebracht werden kann. Der „Siebenkäs" ist das beste Mittel. Er wird hier in einer textreinen, unkommentierten Fassung vorgelegt auf gedrängtem Raum und vielleicht etwas zu nüchtern gedruckt, was, wie ich hoffen möchte, der Wirkung des großen, tiefsinnigen Lächlers keinen Eintrag tun sollte. Mehr Jean Paul, immer mehr Jean Paul!

Ml.

---

## KÜNSTLER-ANEKDOTEN.

Arthur Roeßler, mehr Poet als Kunstkritiker, hat ein kleines Bändchen Maler-Anekdoten gesammelt, die demnächst bei E. P. Tal (Wien, Leipzig, Zürich) erscheinen werden. Das liebenswürdige Büchlein zeigt einige Maler in außergewöhnlicher Situation, nämlich als schlagfertige Geister. Ja, das ist dann und wann vorgekommen .... Hier einige der hübschen Geschichten:

### Die Erfüllung des Wunsches.

„Malen Sie mir einmal was," sagte ein Mäzen begönnernd zu Max Oppenheimer, der wieder einmal an einer fast unpassierbaren Stelle seines materiellen Leidensweges angekommen war. „Aber was Apartes. Nicht so Ihre gewöhnlichen Sachen. Etwas, was ich noch nicht kenne!"

„Gut," antwortete Mopp, „ich werde Ihnen die Freigebigkeit malen."

*

### Die Gewohnheit.

Von einem Berliner Akademieprofessor, dessen Namen die Ueberlieferung mitleidig uns vorenthält, sagte Schadow:

„Nu ja, der hat sich det Malen ooch so anjewehnt."

*

### Schlechte Meinung.

„Die Kunshistoriker", meinte Liebermann, „sind dazu da, unsere schlechten Bilder nach unserem Tode für falsch zu erklären."

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 13)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791 Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland $2\frac{1}{2}$ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Aprilwoche

Der Tag, an dem das einstimmige Gutachten des internationalen Sachverständigenausschusses erschienen ist, muß als Wendepunkt in der bittersten Zeit Deutschlands gewertet werden. Vor allem: Die Einheit des Reiches bleibt unversehrt. Herr Jarres, der Ruhr und Rhein schon hingeben wollte, muß sich unter die Erde verkriechen. Dagegen müßte Rathenau frohlockend aus dem Grabe steigen. Er, will sagen: die politisch-wirtschaftliche Vernunft hat gesiegt, es gibt von heute an für Deutsche, die nicht den Reichs-Selbstmord wollen, nur den einen Weg der Rathenauschen Erfüllungspolitik. Auch Hergt und Helfferich können nur den Weg aller Sachverständigen gehen. Es müßte ein Aufatmen durch das Deutsche Reich gehen, trotz der 2½ Milliarden Goldmark, die der deutschen Volkswirtschaft im Jahre aufgebürdet werden. Aber wir werden wieder ein Reich und vielleicht werden wir auch wieder ein Volk! . . .

Da stehen sie, die demokratischen, die katholischen und die sozialistischen Ausdeuter der Mysterien des Demos, und klagen über die Sturzwelle von rechts und links, über die Hitlerei und über die Kommunisten. Bestürzt fragen sich die mittleren Gehirne der Mittelparteien, was denn zu tun sei gegen den Ansturm von rechts und links, wie man ihn vorläufig in Bayern statistisch festgestellt hat. (Nebenbei: Das Anwachsen der kommunistischen Stimmen in Bayern ist viel erstaunlicher als das der Völkischen, den Kommunisten ist seit Jahr und Tag jede Zeitung in Bayern verboten, jede Versammlung verhindert worden. Wenn die Knillinge Ohren hätten, so müßten sie aus diesem Anschwellen einer unsichtbaren Partei die beunruhigendste Musik heraushören). Aber was wundern sich die geistigen Mittelständler? Sie selber haben das Unheil über Deutschland gebracht, nun staunen sie. Uebereinstimmend wird jetzt aus Bayern, wie kürzlich aus Thüringen und Mecklenburg, berichtet, daß die Frauen ihre

Stimmen den Deutschvölkischen gegeben haben. Ein Blick auf die Hitlerscharen zeigt, daß die Zwanzigjährigen die zweite Hauptmacht der nationalen Demagogie darstellen. Wer aber hat den Frauen und den Knaben das Wahlrecht geschenkt? Die Konservativen haben den Kreis der Wahlberechtigten nie so weit ziehen wollen. Dieselben Parteien, die jetzt am Wahlrecht der Unreifen zugrunde gehn, haben Frauen und Jünglingen das politische Mitbestimmungsrecht geschenkt. Die politisch Stumpfen und Urteilsunfähigen sind immer das leichteste Objekt der Wahldemagogie gewesen. Die deutsche Frau, deren Bestes im Apolitischen bleibt, hat, nachdem ihr das Stimmrecht in den Schoß gefallen ist, gar keinen Versuch gemacht, wenigstens nachträglich das A B C der politischen Bildung zu erwerben, und daß der Deutsche, der ja überhaupt erst im Schwabenalter geistige Reife erlangt, als Student meistens noch politisch unzurechnungsfähig ist, weiß jeder, der mit den heftigen, kindisch kostümierten, vom Alkohol ergriffenen Jünglingen zu tun hat. Es dauert Jahre, bis der denkende Deutsche aus den Flegeljahren romantisch-realitätsblinder Studentenpolitik herausfindet. Der Student aber ist das Ideal des Handlungsgehilfen. Alles, was vor dem Abiturium hinter den Ladentisch und in die Schreibstube kriechen mußte, fühlt sich am Wahltag als überlegener Intellektueller und ahmt den Studenten nach, der dem Anstreicher huldigt. Ach, der verhinderte Reserveleutnant ist forscher und feudaler als der Reserveleutnant selbst . . . . Diese beiden Typen politischer Unreife, Frauen, die auf die pathetischen Tenoristen der Agitation hineinfallen, Jünglinge, die noch nicht wissen, daß Politik Wirklichkeitsgestaltung sein muß, die Weiber und die Knaben haben das Niveau der Wahldiskussion tief gesenkt und damit den Sieg der politischen Vernunft fast unmöglich gemacht. Deutschland bleibt der Demagogie verfallen, solange das Stimmrecht der Frauen und der Zwanzigjährigen unbeschränkt bleibt. Der starke Mann, der die innere Gesundung Deutschlands herbeiführen wird, muß damit anfangen, das Wahlrecht auf die Männer von mindestens 24 Jahren und, in Gottes Namen, auf die erwerbstätigen Frauen zu beschränken. Das würde die schlimmsten Herde der demagogischen Infektion schließen. Sagen wir damit etwas Kühnes? Wir sagen Selbstverständliches. Im Grunde sind Sozialdemokraten wie Konservative, Demokraten wie Zentrumsleute derselben Meinung. Nur weil das Frauen- und Kinderwahlrecht besteht, wagt niemand es zu bekämpfen. Der Erste, der den Mut haben wird, zu handeln, wird von der innersten Zustimmung aller, auch der besten Frauen, umjubelt werden. Wenn in Weimar ein politisches Verbrechen begangen wurde, dann war es die Verleihung des Stimmrechtes an die Unmündigen. Ein besiegtes Volk braucht seine ganze politische Vernunft, um sich emporzupolitisieren, und wir haben in dieser Stunde die Unreifsten mit der höchsten Macht des Staates ausgestattet. In der bittersten und schwer-

sten Stunde Deutschlands haben wir unser Schicksal den Gymnasiasten, den Betschwestern und den völkischen Gartenlaubeleserinnen in die Hände gelegt!

Die Lösung der bayrischen Schwierigkeiten könnte ganz einfach sein: Die bayrischen Sozialdemokraten müßten mit der Bayrischen Volkspartei die Mehrheit im Landtag bilden, und der Frieden im Lande, der Frieden mit dem Reich wären gesichert. Es gibt keinen sachlichen Grund, der dieses Bündnis verhindert. Die bayrischen Sozialisten unter Auers Führung sind nie atheistisch gewesen, sie gönnen dem Pfarrer, was des Pfarrers ist, und dem Bauern, was des Bauern ist. Umgekehrt kommen die katholischen Politiker den Führern der Fabrikarbeiter nicht ins Gehege. Keine staatstreuere, staatsmännischere Partei als es die Erben Vollmars sind. Erhart Auer und die Seinen haben dasselbe politische Tempo wie Heim und Held. Drei ruhige Demokraten. Das bißchen Gegensatz zwischen städtischen Konsumenten und ländlichen Produzenten läßt sich im blauweißen Rahmen immer beschwichtigen. Die Einigung in Bayern hätte die besten Folgen fürs Reich. Ja, die Lösung wäre vorbildlich. Sind die beiden großen Volksparteien, Zentrum und Sozialdemokraten, im Reiche einig, dann würde dieser breite Machtstrom Volksparteiler und Demokraten sanft mit sich ziehn. Es wäre ein warmer Herd der inneren Beruhigung geschaffen. Die Kirchenfürsten, die in großen Linien denken, könnten jetzt eine Periode des Gottesfriedens in Deutschland schaffen, und die Sozialisten, die für das abgezehrte, geschwächte Reich kommunistische Katastrophen ablehnen müssen, hätten fünfzehn Jahre ungestörter (und notwendiger) Organisationsarbeit gewonnen. Der Staat, von Ludendorffs Kriegs- und Revanche-Narren immer wieder aufs Spiel gesetzt, käme endlich zur notwendigen Rekonvaleszenz. Das Zentrum könnte wahrhaftig Deutschlands Zentrum werden, und der Reichskanzler könnte eine Periode des christlichen Marxismus begründen, die seinen Namen historisch machen würde. Aber da sind die törichten und kurzsichtigen Störer der großen Linie: Die Emminger, Kahr, Jarres und Stresemann, die immer nur Politik für die nächsten fünf Minuten machen. In den kommenden Schicksalswochen wird es sich entscheiden, ob Deutschland eine Politik der nationalen Hysterie oder der nationalen Konsolidierung machen will. Stille, ruhige, unbeirrbare Politik der inneren Einigung, zu der Ebert, Erhart Auer und Reichskanzler Marx entschlossen sind, oder eine Politik der jähen Entschlüsse, der Wortmacherei, der monarchistischen Abenteuer, kurz: Politik der Kahr, Minoux, Jarres. Ein Jonglieren zwischen den Gegensätzen, eine Politik der pfiffigen Stresemännlichkeiten, ist nicht mehr möglich. Das lehrten die Zusammenbrüche in den bayrischen Wahlen, die Reichstagswahlen werden ebenso deutlich sprechen!

Der Verfasser des „Geistes der Utopie" und des „Thomas Münzer" übernimmt es hier, das Problem der Hitler-Bewegung in eine höhere soziale Kategorie einzureihen. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dieser objektive Versuch in einer geistigen Sphäre unternommen wird, in der sich Deutschvölkische nicht bewegen.

Man ging zuerst wohl daran vorüber. Winkte ab, zuckte die Achseln über das hämische Pack, wie es vorkroch. Ueber die roten Plakate mit den faselnden Sätzen, aber dem klaren Schlagring dahinter. Was frühmorgens grob ans Bett trat, den Paß zu fordern, das schlug sich hier an den Säulen und langen Mauern als Partei an. Juden ist der Zutritt verboten.

All dieses konnte wieder zurücksinken. Es war noch zu fremd und zu wenig tief eingedrungen, das alte München lebte noch. Hier war zudem die Erbitterung gegen den Krieg am frühesten gereift, hier war ins Stadtbild bereits schöne Freude hineingetragen und blühte mit, blühte voran, wurde heimisch. Die finstere Erinnerung an 1919, an Eisners Tod und den Einmarsch der Weißen, konnte immerhin noch verblassen und die Rohheit sich einkapseln, als wäre sie nicht gewesen. Der geglückte Kapp-Putsch, die Verjagung der sozialistischen Minister freilich zeigte von neuem gekräuselte Luft. Aber auch dieses ließ sich noch als Reaktion eines Bauernlandes, einer Bauernstadt auf sehr ungeschickte kommunistische Dilettantismen verstehen. Hitler schien dieser Akt ein Abgesang; je weiter man sich rein zeitlich von der Räterepublik entfernte, desto sicherer schien Bayern wieder ins alte Gesicht zu kommen.

Statt dessen, wie bekannt, wurde das Land von Tag zu Tag bitterer. Die Bauern, die Stadtbauern, sind hier als Pöbel noch da, primitiver, suggestibel, gefährlich, unberechenbar. Dieselben Menschen, welche bei Eisners Begräbnis in zahllosen Trauerzügen die Straßen geschwärzt hatten, brüllten den Sozialisten nach dem Hosiannah das Kreuzige, hetzten die Führer von gestern in den Tod. Von heute auf morgen wechselten die Fahnenschäfte den Sowjetstern mit dem Hakenkreuz; von heute auf morgen stellte das Volksgericht, das Revolutionstribunal, von Eisner geschaffen, Leviné an die Mauer. Hier schwankt der treulose Pöbel, wie ihn alle Machthaber verachteten und gebrauchten, und er schwankt nicht nur, sondern gewiß eben zeigte sich die Jagd auf Tiere und Menschen als seine eigenste Natur. Das sind nicht nur verelendete Kleinbürger, wie sie bald diesem, bald jenem helfenden Mittel zulangen, das ist auch grganisiertes Proletariat, nicht einmal relativ organisierbares, bei der Stange haltbares Lumpenproletariat, sondern durchaus nur Lumpenpack, die rachsüchtige, kreuzigende Kreatur aller Zeiten. Von der Atrappe wird sie noch geblendet, von

Studenten im Wichs, von der Magie der Aufzüge, Paraden und klingendem Spektakel; aber Votivbilder malt Bayern nicht mehr. Und so zweideutig, eindeutig wie das Volk, sind die Zutreiber beschaffen, oft noch verächtlicher als dieses. Getaufte ungarische Juden werden Spitzel Hitlers, gekaufte „Demokraten“ aus dem Material balkanischer Journalisten füllen die Reihen. Die echten Thersites und Vansen wollen nicht fehlen, geben dem Pöbel sein homogenes Haupt.

Dennoch weiß von dem ganzen noch nichts, wer nur dieses weiß. Denn abgetrennt von den scheußlichen Gaffern und Mittätern glüht im Kern neue Jugend, ein sehr kräftiges Geschlecht. Siebzehnjährige brennen Hitler entgegen, Bierstudenten von ehemals, öde, im Glück der Bügelfalte schwelgend, sind nicht mehr zu erkennen, es hämmert ihr Herz. Der alte Burschenschafter steht wieder auf, Schills Offiziere, wiedergeboren, finden in Schlageter ihren Bruder, heldische Bünde mit allen Zeichen irrationaler Verschwörung sammeln sich unter einem geheimen Licht. Hitler, ihr Führer, hat die Schonung seiner Richter und diesen possenhaften Prozeß nicht verdient; aber selbst mit dem Witz Berliner Rechtsanwälte ist ihm nicht beizukommen, und auch Ludendorff, dies brutal beschränkte Mannssymbol, lebt nicht mit ihm auf gleicher Ebene. Der Tribun Hitler, von geringer Herkunft wie Johann von Leiden, ist zweifellos eine mächtig suggestive Natur, leider um gar vieles vehementer als all die echten Revolutionäre, die Deutschland 1918 zitierten; von einer Kraft des gesammelten Willens, einem Vitaldruck und Talent der Entzündung, einem Fanatismus der Vision, die ihn seinen Jüngern wie aus dem Geschlecht Bernhard von Clairvaux, ja, der Jungfrau von Orleans erscheinen läßt. Wie diese gab er der abgematteten Ideologie des Vaterlandes ein fast rätselhaftes Feuer; und hat eine neue agressive Sekte, einen Templerorden, den Keim zu einer stark religiösen Armee, zu einer Truppe mit Mythos geschaffen. Nicht daraus auch erklärt sich die anhaltende Kraft des Hitlerschen Programms, daß hier Befreiung von Juden, der Börse, der Zinsknechtschaft des internationalen Kapitals, von dem vaterlandsfeindlichen internationalen Marxismus versprochen wird und ähnliche verworrene Musik für die Ohren des urteilslosen Kleinbürgertums. Sondern wenn hier die Wirtschaft an die Peripherie und die Staatsgesinnung wieder ins Zentrum rückt, so klingt damit zugleich die Mystik der alten, unbürgerlichen Zucht wieder auf, die säkularisierte Ethik der Ritterorden.

So ist nicht gering anzuschlagen, wie Hitler die Jugend hat. Man unterschätze nicht den Gegner, sondern stelle fest, was so vielen eine psychische Tatsache ist und sie begeistert. Gewiß auch zeigen sich von hier aus mancherlei Zusammenhänge mit dem Linksradikalismus, solche demagogischer, formaler, wenn auch

nicht inhaltlicher Art. Dem bayerischen Pöbel wurde durch diese Verwandtschaft (zumeist nur eine windfängerische Kopie des Sozialismus, auf primitive Instinkte abgestimmt) der Fahnenwechsel erst recht erleichtert. Bei den Kommunisten wie bei den National-sozialisten wird wehrhafte Jugend aufgerufen; hier wie dort ist der kapitalistisch-parlamentarische Staat verneint, hier wie dort wird die Diktatur gefordert, die Form des Gehorsams und des Befehls, der Tugend der Entscheidung statt der Feigheiten der Bourgeoisie, dieser ewig diskutierenden Klasse. Es ist vor allem der Typus Hitler und derer, die nach ihm sich bilden, charaktero-logisch und formal stark revolutionär. Desto erkennbarer freilich auch sind die Ziele dieser Schar, trotz aller Verworrenheit, nur der völlig gegenrevolutionäre Willensausdruck versinkender Schichten und ihrer Jugend. Schon die zwanzigtausend Dollars der Nürnberger Industrie zeigen an, wie hier die Bourgoisie sich gar nicht bedroht fühlt, wie sie der neuen, scheinbar kapitalfeindlichen Staatsmystik ohne Schreck gegenübersteht. Engels nannte den Antisemitismus den Sozialismus der dummen Kerls, wobei das nicht-jüdische Finanzkapital und vor allem das Grundkapital vortrefflich gedeiht. Der Sozialismus des Kavaliers, der patriarchalisch-reaktionäre Antikapitalismus, ist ein noch viel größeres Mißverständnis oder vielmehr ein offener Betrug, um mittels des bloßen Gegensatzes zum Finanzkapital den sehr viel größeren Gegensatz zum Sozialismus zu verdecken. Völkisch, statt international, romantisch-reaktionäre Staatsmystik statt des sozialistischen Willens zum Absterben des Staates, zur Herabsetzung einer Maschinerie auf die Organisation des Unwesentlichen, Autoritätsglaube statt der in allem echten Sozialismus latenten letzthinigen Anarchie — dieses sind unvereinbare Gegensätze des positiven Wollens, stärker als die scheinbaren Verwandtschaften der Form und der gemeinsamen Verneinung des Gegenwartsstaates. Othmar Spann, der österreichische Soziologe, ein kleiner Kopist der össterreichischen Staatstheologen des Vormärz, suchte dieser Art dem Nationalsozialismus seinen Begriff zu schaffen; und was herauskam, war vom Sozialismus so verschieden wie die romantische Staatsvergötterung von dem Satz des jungen Engels: „Das Wesen des Staates wie der Religion ist die Angst der Menschheit vor sich selber." Hitler also und die Taboriten um ihn her sind zwar eine revolutionäre Sekte, aber von einer echt deutschen Affinitätslosigkeit ihres Impetus zu der eingeborenen Richtung; den eingeborenen Ideen des revolutionären Willens. Das ist bei den romanischen Fascisten nicht der Fall, wo gerade die Demokratie genug Blut und Kampftradition in sich hat, wo also der Revolutionswille bürgerlicher Jugend, ihr Imperialismus, höchstens die französische Revolutionsarmee, aber niemals die Ritter idolisch voranstellen würde. In Deutschland nur ist die bürgerliche Klasse, auch in ihrem kräftigsten Exponenten, so

instinktlos, daß sie ihre Ideologie von Metternichs Gnaden bezieht, vom Urheber der Karlsbader Beschlüsse und Wächter der heiligen Allianz.

Wohin also wird diese Unruhe noch treiben? Dreierlei trennt sich ab, gesondert zu betrachten, und ja auch bereits mit sehr verschiedenem Tonfall behandelt. Unten treibt das kleinbürerliche Pack, wie es von Rot zu Weiß überlief und sich gern so hämisch als begriffslos hetzen läßt. Darüber steht der Stoßtrupp Hitlers und seiner Offiziere, gute, kräftige Jugend, roh und von dem scheußlichen Hintergrund der Nachläufer infiziert, aber im ganzen reinen Willens. Von der Börsenzeit, der Depression des verlorenen Krieges, der Ideallosigkeit dieser stumpfen Republik angeekelt. Hitler selbst hat hier in der bürgerlichen Jugend eine durchaus unbürgerliche Bewegung entzündet oder wenigstens angeblasen, eine gewisse asketische Energie geformt, die sich immerhin vom Stumpfsinn der ersten deutschen Kriegsbegeisterung, auch von dem Oberlehrerpathos der gewesenen Vaterlandspartei um einige Grade, auch um einige Qualitäten unterscheidet. Sehr verräterisch aber ist zum Dritten wiederum die nationalsozialistische Praxis und Ideologie. Sie sucht den Bourgeois durch den Ritter zu vertreiben und erlangt nicht mehr, als daß sich der Bourgeois durch die jungen Ritter erst recht geschützt und konserviert fühlt. Und auch der Ritter selbst — er ist zwar menschenhafter als der Bourgeois, aber zurzeit noch unwirklicher als dieser, noch abstrakter und noch unklarer den Durchbruch in die abstrakte Wirklichkeit verhindernd. Hitler, Hitlerismus, Fascismus, ist die Ekstase bürgerlicher Jugend: dieser Widerspruch zwischen Kraft und Bourgoisie, zwischen Ekstase und dem leblosesten Nationalismus macht die Bewegung zum Spuk. Der wird nicht realer durch die mitgeführten feudalen Gespenster, durch die Allianz von kräftig gegenwärtiger Begeisterung mit längst versunkenen Ritterträumen oder altgermanischem Volkskönigstum aus dem zehnten Jahrhundert. Immerhin trägt die Hitlerjugend zurzeit die einzige revolutionäre Bewegung in Deutschland, nachdem das Proletariat durch die mehrheitssozialistischen Führer um seine eigene, um die einzig gültige, widerspruchsfreie Revolution gebracht worden ist. Der Fascismus in Deutschland und der gesamten außerrussischen Welt ist gleichsam der schiefe Statthalter der Revolution, ein Ausdruck dessen, daß die soziale Lage auf keinen Fall statisch ist; die Jugend der Bourgeoisie selber spürt und hält noch den Prozeß. Dieser sonderbare Zustand wird voraussichtlich solange dauern, bis ein Erstarken des Proletariats aus der Unruhe das falsche Bewußtsein vertreibt. Bis ein lebendiger Begriff auch in den Fascismus vorstößt und das trübrevolutionäre Moment darin endlich in die Linie konkreter Revolution, konkreter Vermenschlichung des Lebens einspielen läßt.

**Der berühmte schwedische Zeichner und Herausgeber des „Strix“ hat einige Wochen in Rußland gelebt.**

Die Religion läßt sich nicht abschaffen.

Ich setze mich auf eine Bank an den Kremlmauern. Längs der ganzen Mauer ruhen die roten Revolutionshelden in mit Heiligen geschmückten Gräbern. Auf den Wegen zwischen den Gräbern geht das russische Volk an mir vorbei. Ich sehe alte, verhungerte Herren, die ein Nickerchen auf den Bänken machen. Priester kommen vorbei, die meisten unsympathisch und fett, andere unsympathisch und mager und mit zerrissenen Röcken. Nur selten bekomme ich einen sympathischen ehrwürdigen Priester in Rußland zu Gesicht, aber man soll vielleicht nicht nach dem Aeußeren urteilen. Vielleicht doch! Denn ihre fürchterliche Unwissenheit spiegelt sich in ihrem Aeußeren wieder. Und gerade jetzt braucht Rußland kenntnisreiche Priester.

Eine alte Frau geht vorbei und sieht ein Grab an. Ein dicker Priester kommt vorbei und sie geht auf ihn zu und sagt etwas. Er bleibt nicht stehen, aber im Vorübergehen macht er nebenher das Zeichen des Kreuzes vor ihrem Gesicht. Und sie verneigt sich vor diesem dicken Parasiten, obwohl es ihm gerade jetzt nicht so glänzend geht, denn er bekommt nichts vom Staat. Aber er bekommt schon etwas, er verschafft sich schon, was er nötig hat, dick und schwammig wie er ist.

Hier und da ist an den Mauern die antireligiöse Schrift der Kommunisten angeschlagen, deren Name in Uebersetzung lautet: „Der Gottlose“. Sie ist illustriert und der Zweck ist, den Gottesbegriff durch die Bilder und den naiven Text lächerlich zu machen und abzuschaffen. Die Zeichnungen sind ganz gut, sie rühren von modernen Künstlern her, aber der Text ist unter aller Kritik. Er ist ohne Humor und ein plumper Versuch, mit naiven Eindrücken auf die Volksseele einzuwirken. Als ich bei einem Moskauer Zeitungshandel um einige Exemplare der Zeitschrift „Der Gottlose“ bat, fragte man mich, warum ich das aus Rußland mitnehmen wollte. Ich antwortete, die Exemplare sollten einer schwedischen Bibliothek übergeben werden. Eine junge Dame im Laden machte das Zeichen des Kreuzes.

Am selben Abend aß ich bei einer russischen Familie zu Mittag, und der Diener, dem ich die Rolle mit den Zeitschriften übergeben, weigerte sich, sie anzufassen. Aber ich muß hinzufügen, daß ich auch in Häuser kam, wo man das alles mehr humoristisch nahm, wenn auch das Dienstpersonal gewöhnlich Widerwillen zeigte, sobald ich es bat, Schriften dieser Art zu verwahren. Nein — man verwandelt nicht in wenigen Jahren ein so konservatives Volk, wie

die Russen. Nicht einmal nach Jahrhunderten, ja vielleicht nicht nach Jahrtausenden. Ob das nun auf klimatischen Ursachen beruht, oder ob andere Faktoren hineinspielen? Und den Bauern kommt man überhaupt nicht bei.

### Die neue Weiblichkeit.

Eine junge Frau sitzt an der Schreibmaschine und arbeitet. Sie ist geschminkt und raucht eine Zigarette nach der andern. Ich habe die Zusage des Kommissars erhalten, daß er mich zu einer vereinbarten Zeit empfangen will, und da der Zeitpunkt gekommen ist, wende ich mich an den „Tawaritsch", den Kameraden, der mit der Sache zu tun hat, und ich sage ihm, daß meine Zeit beschränkt ist, und daß ich damit rechne, daß der Kommissar unsere Abmachung hält. Er lacht und bittet mich, mich an die junge Dame an der Schreibmaschine zu wenden. Sie schiebt die Zigarette aus dem einen Mundwinkel in den anderen, während sie mir antwortet — übrigens in ausgezeichnetem Französisch. Ja, sie wird sofort dafür sorgen, daß ich hineinkomme, und sie erhebt sich, immer noch rauchend. In demselben Augenblick kommt eine phantastische Gestalt in das Lokal. Eine junge Dame in Lederjacke, Lederhosen und Stiefeln, kurz geschnittenem Haar, rot und weiß gemalt und eine Zigarette im Munde — sie sagt etwas zu der Schreibmaschinen-Dame. Ich warte darauf eine Stunde, bis ich zum Kommissar hineinkomme. Ich habe selten einen so unverschämten modernen Typ gesehen, wie diese Donna. Als ich endlich soweit war, den zu treffen, den ich suchte, und in das Allerheiligste gewiesen war, begegneten wir uns in der Tür und sie blies mir Zigarettenrauch ins Gesicht — mir, einem alten, höflichen Mann. Ich sagte etwas von dem Wenigen, was ich auf Russisch sagen konnte, ich bat um Entschuldigung.

Sie lachte, und zeigte ein paar Goldplomben. Sie maß mich von Kopf zu Fuß. Ich war zu elegant, zu gut angezogen. Wenn ich im Lederanzug und mit ein paar Kilo Schmutz von den Moskauer Straßen auf den Stiefeln gewesen wäre, dann würde ich wahrscheinlich ein akzeptabler „Tawaritsch", ein guter Kamerad, gewesen sein.

Man fragt sich selbst: woher haben die Kommunisten dieses ungehobelte Auftreten? Nicht von ihren Führern; denn die treten als Gentlemen auf, ich will auch nicht behaupten, daß alle Kommunisten so sind, wie das hier erwähnte weibliche Monstrum; denn ich habe auch ihren absoluten Gegensatz getroffen.

### Besuch bei Trotzki.

Die führenden Männer machten nur einen sympathischen Eindruck auf mich. Ich muß erzählen, wie ich Trotzki traf. Ich hatte durch eine junge russische Dame erfahren, es bestünde die Möglich-

keit, daß ich ihn würde zeichnen können; denn ich kam ja nach Rußland nicht als Politiker, sondern als Künstler und Schriftsteller, also recht und schlecht als Mensch. Ich erhielt von anderer Seite den Bescheid, daß er beabsichtige, mich zu empfangen, aber es zog sich in die Länge. Ich wußte ja, daß er ungeheuer viel zu tun habe, und seine Zeit außerordentlich in Anspruch genommen war, aber gleichzeitig wußte ich auch, daß er Verbindungen in Schweden von seinem dortigen Aufenthalt hatte, und daß er infolgedessen ein Interesse daran haben konnte, mit mir zu sprechen. Ich fing schon an zu glauben, daß er mich vergessen habe, aber eines schönen Tages kam Telephonbescheid, daß er mich an dem und dem Tage empfangen würde. Ich sollte mich zu einer bestimmten Zeit zu Hause halten. Das tat ich auch, und ein Sowjet-Automobil mit ein paar Herren des Außenministeriums holte mich in meiner Wohnung ab. Ich wurde beim Kommissariat abgesetzt und passierte mehrere Wachtposten, bis ich plötzlich von einem jungen Offizier in ein Zimmer gewiesen wurde, wo er, wie mir gesagt wurde, wäre. Er war in Wahrheit gut bewacht. Vor den vielen Türen standen junge Soldaten bis an die Zähne bewaffnet. Sonderbarerweise verlangte man nicht meine Papiere zu sehen. Ich passierte die Wachen auf mein ehrliches Gesicht hin — oder vielleicht wußten sie auch, wer ich war.

Es kam zu einem halbkomischen Auftritt in dem Zimmer, von dem man mir gesagt hatte, es sei Trotzkis Arbeitszimmer. Ich habe ja viele Bilder von ihm gesehen, aber der Mann, der sich jetzt von einem Schreibtisch erhob und mich willkommen hieß, konnte unmöglich der sein, den ich suchte. Er war zu jung, und das sagte ich ihm. Allerdings hatte ich kein allzugroßes Zutrauen zu den europäischen Karikaturen von Trotzki, aber eine gewisse Aehnlichkeit mußte doch vorhanden sein. Der junge Mann lachte und sagte, er sei Trotzkis Adjutant oder Sekretär oder sonst was. Er war ein junger Offizier und stellte die letzte und gefährlichste aller Absperrungen dar. Ich mußte einige Minuten warten, dann ertönte ein Signal, und die Tür ging auf zu dem letzten und äußersten Zimmer. Ich stand vor Rußlands damals — und vielleicht auch jetzt mächtigstem Mann.

Ich erhielt sofort einen sehr günstigen Eindruck von ihm, indem er mir entgegenkam und mir die Hand drückte. Ich müsse verstehen, daß er sehr in Anspruch genommen sei, und er hoffe, daß das Zeichnen nicht zu lange Zeit erfordern werde. Ich hatte kaum geantwortet, daß es sehr schnell gehen werde, als der Adjutant mit einer Depesche kam, die Trotzki durchlesen mußte.

„Nun, wie wünschen Sie, soll ich sitzen?"

„Ganz wie es Ihnen paßt. Hier zum Beispiel — —"

Ich wies auf einen Tisch an einem der Fenster. Die russischen Zimmer sind in der Regel dunkel und wenig geeignet zu einer Arbeit, wie der meinigen. Gerade als er sich plaziert hatte, kam eine

# TROTZKI.

*(Zeichnung von Albert Engström)*



*„... eigentlich habe ich nichts dagegen, daß man mich zu einem Dämon macht. Denn wir haben ja alle unsere Schwächen!"*

neue Depesche, die durchgelesen werden mußte — und noch eine — — und abermals eine.

„Das wird nichts", sagte Trotzki. „Gestatten Sie, daß ich lese, während Sie arbeiten?"

„Natürlich".

Ein Gesicht wie das seine ist leicht zu zeichnen, nicht wegen seines orientalischen Charakters, sondern wegen der Vitalität und Energie, die in jeder Linie leben.

Er wirkte durch seine Kraft und Maskulinität. Das letzte ist für mich besonders ansprechend. Seine Augen leuchten von Intelligenz, und — wenn auch ganz Europa diesen Worten widersprechen würde — ich konnte auch Güte in seinem Blick finden.

Ich konnte es mir nicht versagen, auszusprechen — wir sprachen deutsch — ich sei erstaunt darüber, daß er auf allen Darstellungen außerhalb Rußlands als eine Teufel, ein Dämon wiedergegeben werde.

„Ja," sagte er und sah mir gerade in die Augen mit einem Lächeln, das selbstironisch sein könnte, „eigentlich habe ich nichts dagegen, daß man mich zu einem Dämon macht. Denn wir haben ja alle unsere Schwächen!"

Es gab eine kleine Pause zwischen den Depeschen, und wir unterhielten uns. Er wollte wissen, was an Kunst und Museen ich in Rußland gesehen habe. Ich erzählte und er antwortete höflich, daß ich mehr russische Kunst gesehen hätte, als er. Er wäre so lange außer Landes gewesen — aus leicht verständlichen Ursachen — und er wäre vertrauter mit schwedischer und französischer Kunst als mit der russischen. Und jetzt hätte er so wenig Zeit — —

Ja, das verstand ich.

Wir sprachen von gemeinsamen Bekannten und von Büchern, die wir beide gelesen hatten. —

Aber nun kamen sie wiederum mit Papieren angesaust, und ich erhob mich, um Abschied zu nehmen.

„Zeigen Sie mal, was Sie gezeichnet haben! Ja, ja — — vielleicht, aber ich möchte, bevor Sie gehen, meinen Kameraden das Porträt zeigen."

Er nahm das Skizzenbuch und verschwand damit im Kriegsministerium. Als er nach einigen Minuten zurückkam, sagte er, daß seine Mitarbeiter versichert hätten, es sei das einzige wirklich ähnliche Porträt, das sie von hm gesehen hätten.

„Und nun — — wie lange bleiben Sie jetzt hier in Rußland?"

„Bis ich so viel gesehen habe, wie ich kann".

Er schrieb seinen Namen auf die Zeichnung.

„Wenn Sie in Schwierigkeiten kommen und Hilfe brauchen sollten, so wenden Sie sich direkt an mich."

Sein Händedruck war der Händedruck eines Mannes, und ich werde stets mit Freude an unser Zusammensein denken. Es war

niemals nötig für mich, seine Hilfe anzugehen, aber es war so, als ob seitdem ganz Rußland für mich offen stand. Ich bekam alles zu sehen, was ich sehen wollte, und ich erhielt alle Aufschlüsse, wohin ich kam.

---

JSRAEL ZANGWILL

## IST DER ZIONISMUS TOT? — JA!

Das jüdische Problem hat sich jetzt in zwei Aeste geteilt: Palästina und — Diaspora, und selbst bei einer überaus günstigen Entwicklung Palästinas wird für die zerstreute Judenschaft die Bevölkerungsfrage die überwältigend wichtigste sein.

Palästina ist ein Land, um ein kleines nur größer als Wales, von dem der französische Imperialismus schon im Norden ein Stück abgeschnitten hat, während es der arabische Imperialismus der Möglichkeit einer östlichen Ausdehnung beraubt. Im besten Falle könnte es mit Mühe und Not ein Viertel der sechzehn Millionen Juden der Diaspora aufnehmen. Ob nun also der jüdische Nationalstaat, der sich bis jetzt noch in Palästina entwickeln darf, den beherrschenden Einfluß auf die Diaspora erlangt oder umgekehrt, auf jeden Fall wird entweder ein ganz kleiner Hund einen ganz großen Schwanz hin und her bewegen oder ein sehr großer Schwanz einen ganz kleinen Hund. Allerdings kann diese Situation ein ganz anderes Gesicht bekommen, wenn die jüdische Republik, die jetzt in Rußland in den Distrikten von Homel, Witebsk und Minsk feste Umrisse annimmt mein eigenes Organistionsideal eines autonomen jüdischen Territoriums auch tatsächlich in Wirklichkeit umsetzt.

Das ungemein dunkle Bild der Diaspora umfaßt tatsächlich den ganzen Erdball. Und obzwar sie nur 1 v. H. der gesamten Erdbevölkerung ausmachen, haben die Juden ihre Finger in jeder Pastete. Aber laßt mich gleich die Einschränkung machen, daß es ein höchst individueller Finger ist, der, wie der des kleinen Jack Horner in der Weihnachtspastete, nach Rosinen für eigenen Gebrauch bohrt. Denn die Judenheit ist nicht ein Kosmos, sie ist ein C h a o s. Und nur zu einer Art von Einheit sind sie am ehesten noch verbunden — der Einheit des Leidens in großen Gebieten Europas.

In jeder Hölle gibt es noch einen allerletzten Abgrund, und die hungernden österreichischen Antisemiten sprechen lustig von dem, was sie „Tigerjagden" nennen. In Rumänien verschwören sich die Fascisten und drohen die ganze jüdische Bevölkerung auszutilgen. Im unglückseligen Ungarn, wo die Wirtschaft endlich Duldsamkeit zu lehren scheint, ward die Donau weithin mit jüdischen Leichen verstopft. In Polen ist es für die Juden mit Lebensgefahr verbunden, einen Eisenbahnwagen zu betreten, und der letzte und neueste Streich dieses reichgewordenen Bettlers unter den Ländern ist, daß jede Ak-

tiengesellschaft das Recht hat, jüdische Aktionäre zurückzuweisen. Selbst in der Türkei, einem Lande von uralter Judenduldung, ahmt der neue Angoranationalismus den ökonomischen Chauvinismus der Christenheit nach. Bis jetzt sind die Juden in Japan noch nicht als Urheber des Erdbebens beschuldigt worden. Aber die Trümmer, die die Natur verursacht hat, sind weniger tragisch als die Trümmer, die die Hooligans der Ukraine geschlagen haben. Ganz Osteuropa ist wahrhaftig rot von den Spuren unserer blutenden Flüchtlinge. Mussolini forderte 50 Millionen Lire von Griechenland als Entschädigung für ein paar ermordete Italiener. Wenn wir die Macht hätten, Blutgeld für unsere Ermordeten aufzuerlegen, die Finanzierung Palästinas wäre ein Kinderspiel. Bewaffneter Widerstand in den Ghettos mag einiges dazu beitragen, die Pogrome abzuschwächen, aber die einzige Hoffnung für die jüdische Diaspora, wie für so manche andere Rassenminorität in den wiedereingerichteten oder Emporkömmlingsstaaten, die der Vertrag von Versailles geschaffen hat, ist die Erzwingung eines von den wenigen vom Rechte diktierten Abschnitte des Vertrages durch den Völkerbund — die Erzwingung der Klausel vom Schutze der Minorität.

Sir Willoughty Dickinson, der Präsident der Minoritätenkommission des Völkerbundes, sagt, daß Großbritannien den Schutz der jüdischen Minoritäten als eine besondere Aufgabe betrachtet. Aber dieser Bund hat nur moralische Macht; und an politischer Macht besitzt der Völkerbund selbst nur ein ganz bescheidenes Maß. Mag Amerika die Isolation gerechtfertigt und vorteilhaft finden, anders steht es mit den Juden in der Diaspora, die mit jeder Nation verkettet sind und dadurch in jedem Lande dazu verurteilt, einer den anderen zu töten. Eine landlose und vertrauenslose Judenschaft kann ihr Dasein in der Diaspora nicht aufrechterhalten, wenn sie nicht so dicht zusammengedrängt wohnt, daß sie beinahe auf eigenem Boden ist. Von dieser Art von Nationalismus besteht jedoch bis jetzt kein klares Beispiel; es besteht erst eine Tendenz dazu. Der Osten New Yorks nähert sich ihm am meisten. Aber so lange die New Yorker Ostnationalisten nicht als streng abgeschlossenes Ghetto vollkommen vom New Yorker Gesamtleben abgetrennt werden können, werden sie, und noch mehr ihre Kinder, die in den öffentlichen Schulen erzogen worden sind, allen Massenbewegungen der Majorität zugänglich sein.

Nun kann ein jeder anerkannte Bürger eines Staates den Schutz dieses Staates anrufen, wo er sich auch aufhalten mag. Aber ich kann in dem Britischen Mandat keinerlei Verpflichtung finden, die selbstproklamierten Palästinier in der Diaspora zu beschützen. Glauben diese vielleicht, daß die Araber Palästinas England zur Hilfe antreiben werden? Ein Patriotismus, der sich im Ausland betätigt, ist keineswegs eine bewundernswerte Form dieser Tugend: der einzige Weg, Zionist zu sein, ist — in Zion zu sein.

Dieser beschnittene Halbzionismus, der durch die Balfoursche

Deklaration erlaubt wird, ist neben Geldsammlungszwecken die einzige Rechtfertigung für das Weiterbestehen der zionistischen Organisation in der Diaspora, aber ich sehe nicht ein, wie jene, die diesen Aktenzionismus akzeptieren, fortfahren können, sich Zionisten zu nennen, solange sie sich nicht mit der existierenden jüdischen Gemeinschaft in Palästina vereinigt haben.

Weil der Zionismus, der kam, um den Juden zu neuem Leben zu erwecken, ebenso wie das Christentum die erste Opferbegeisterung und Lauterkeit verloren hat, befindet er sich heute in der unglückseligen politischen Situation, die auf dem letzten Karlsbader Kongreß die verspätete Resolution gegen das Palästina-Mandat verursacht hat. Wenn auf diesem Kongreß der polnische Deputierte Grünebaum so leidenschaftlich erklärt hat, daß die Autokratie nicht ernten soll, was die Demokratie gesät hat, so vergißt er, daß es für die Autokratie nichts zu ernten gab mit Ausnahme der Möglichkeit — mehr zu säen. Dies klingt etwas ungereimt, aber tatsächlich hatte die ganze Debatte einen possenhaften Beigeschmack, denn die Zionistenvertretung besitzt, solange das Mandat besteht, keinerlei politische Macht und wird von der zionistischen Organisation nur unter Duldung des Gouvernements in Anspruch genommen und unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie um sich „alle Juden, die willens sind, die jüdische Nationalheimat errichten zu helfen" vereinigt. Wenn also der Zionistenkongreß heiße Tage daran verschwendet, darüber zu debattieren, ob er mit anderen eine Macht teilen oder nicht teilen soll, die er — gar nicht besitzt, und die er, selbst wenn er sie besäße, den anderen gar nicht vorenthalten könnte, so gibt er dadurch einen Maßstab für die Unwahrheit, zu der der Zionismus jetzt herabgesunken ist. Der weitere Protest des Karlsbader Kongresses gegen die Beschränkung der Einwanderung bringt eine andere brüchige Stelle der Politik ans Tageslicht, die höchst verhängnisvoll werden kann. „Die Einwanderung", sagen die Akten, „soll nicht die wirtschaftliche Aufnahmefähigkeit des Landes für neue Ankömmlinge überschreiten. Aber niemand weiß tatsächlich, was die Aufnahmefähigkeit eines Landes ist. Der Protest des wahren Zionistenkongresses — der in Tel Aviv vereinigt war, zeigt, daß die Leute im Lande selbst der Ansicht sind, daß trotz der Arbeitslosigkeit noch Raum für mehr da ist. Aber, wie Mussa Kazin el Husseini, das Haupt der arabischen Opposition, in einem Brief an die „Times" mit niederschmetternder Logik bemerkt: „Wenn Palästina wirklich eine Heimat für die Juden sein soll, dann müssen sie dort — Herren sein." —

Als Mr. Herbert Samuel das erstemal ausgeschickt wurde, das Land Zion zu erforschen, bevor er zum Ritter und Gouverneur gemacht wurde, brachte er den Bericht heim, daß der Libanon, ein Distrikt von dem gleichen Charakter wie Palästina, per Quadratmeter dreimal so viel Einwohner enthalte, als Palästina, und daß

deshalb der Zionismus eine ausführbare Politik wäre. Ein naiverer Bericht war niemals von einem Staatsmann gemacht worden, und man kann nur annehmen, daß dieser bewundernswerte Ex-Heim-Sekretär eines zivilisierten Landes ebenso wie der ausgezeichnete Chemiker Weizmann vollkommen aus seinem Element geraten war. Er hätte ebensogut berichten können, daß Irland, ein Land von dem gleichen allgemeinen Charakter wie England, bloß ein Sechstel der Bevölkerungsdichte Englands habe und daß deshalb eine große jüdische Kolonie in Irland geschaffen werden könnte.

Die Wahrheit ist, daß es in Palästina ein gemeinsames britisch-jüdisches Interesse gibt, ohne dessen Vorhandensein die Bürokratie der Foreigne Office die Balfour-Deklaration schon vor ihrer Geburt erwürgt hätte. Und dieses gemeinsame Interesse war — wie schon Herzl erkannte — der England liebte, dessen kolonisatorische Fähigkeiten bewunderte und der seine eigene Finanzbasis nach London verlegte — die beste Garantie für die jüdische Renaissance in Palästina.

Ich werde immer davon überzeugt bleiben, daß ein jüdischer Staat damals möglich war, als der Araber ein geschlagener Feind war, befreit von Türken und froh genug, irgendeine Rolle in der Politik zu spielen. Ich werde immer des Glaubens sein, daß im kritischen Moment die zionistische Führerschaft an Nerven und Willensstärke versagt hat. Aber die Schicksalsstunde ist unwiderbringlich vorbei. Ein großer Augenblick hat, wie Herzl prophezeite, ein kleines Geschlecht gefunden.

Der politische Zionismus ist tot. Alle Organisationen hängen am Leben, besonders wenn sie Kapital besitzen. Aber die Humanität darf nicht ein Parasit ihres eigenen Werkzeugs werden, und der stolzeste Wille muß manchmal eine ehrenvolle Niederlage kennen lernen. Die arabische Rasse, der Millionen von Quadratmeilen zur Verfügung stehen, um darauf ihre Renaissance vorzubereiten, hat keinen Funken von Großherzigkeit gezeigt, obzwar sich jüdische Liebe, jüdische ärztliche Hilfe und jüdisches Gold fast verschwenderisch über sie ergossen hat. Aber der Fall der palästinischen Araber muß bis zu einem gewissen Grade mit Billigkeit betrachtet werden. Durch die Balfour-Deklaration wurde ihnen versprochen, daß ihren zivilen und religiösen Rechten kein Abbruch getan werden soll. Aber da sie schon unter der türkischen Tyrannei einen parlamentarischen Status hatten, ist ihr Widerstand gegen das Ansinnen, eine Kronkolonie zu werden, und ihre Forderung nach einer Konstitution in Palästina nicht ohne eine gewisse Berechtigung, wenn dies auch wahrscheinlich auf eine von einer christlichen Minorität angezettelte Agitation und auf die Intrigen der Agenten einer gewissen Macht zurückzuführen ist. Daher muß es zu einer Konferenz zwischen arabischen und jüdischen Führern kommen, um die Friedensbedingungen festzusetzen.

Geld muß allerdings nach Palästina strömen, aber es wird zu einem weit besseren Zwecke einströmen, wenn die Vertreter aller prozionistischen Parteien sich so vereinigen, daß nicht eine der anderen den Weg verstellt. Auch muß die Palästinaregierung die versprochene Anleihe aufnehmen, um die Hilfsquellen des Landes zu erschließen, und England muß sogleich, entsprechend den Worten seines Mandates, in Zusammenarbeit mit der jüdischen Vertretung die geschlossene Besiedlung des Bodens durch Juden einschließlich des Staatslandes und Oedlandes, das nicht für öffentliche Zwecke beansprucht wird, ermutigen.

Für keinen Juden sollte es eine Entschuldigung geben, bei dem Weltkongresse unserer Weltangelegenheiten, den Zionismus mit einbegriffen, unvertreten zu bleiben, solange die Lösung der Judenfrage nicht vollständige Auflösung bedeutet. Die Fragen der Diaspora sind die wichtigeren, weil der Zionismus, der kam, um die Diaspora aufzuheben, erst recht ihre Grundlagen befestigt hat.

---

AUGUST STRINDBERG

## BRIEFE AN LUGNE-POE

Als August Strindberg sich im Jahre 1893 für kurze Zeit in Ardagger an der Donau niederließ, waren zehn Jahre vergangen, seit er Schweden verlassen hatte. Diese zehn Jahre waren ein ununterbrochenes heimatloses Umherstreifen gewesen. Allerdings hatte er einen kleinen Kreis von Anhängern gewonnen. In Schweden war Branting für ihn eingetreten, in Dänemark Georg Brandes. Die junge französische Intelligenz hatte ihm gehuldigt, in Berlin hatten die Schriftsteller des oppositionellen Deutschland ihn begeistert empfangen, als er im vergangenen Jahre dort gewesen war. Es war um die denkwürdige Zeit, als Strindberg, Richard Dehmel, Hamsun, Edward Munch, Gunnar Heiberg und Holger Drachmann zusammentrafen. Aber die Theater blieben ihm fast überall verschlossen.

Im Jahre 1889 hatte Strindberg versucht, in Kopenhagen seine eigene Bühne zu gründen, die, wie er sich gedacht, eine ähnliche Stellung einnehmen sollte, wie Antoine's „Théatre Libre" in Paris. „Paria" und „Gläubiger" wurden ein paarmal aufgeführt. In Schweden war nach großem Widerstand „Der Vater" aufgeführt worden. Das Stück war neunmal gegangen, „Gläubiger" dreimal. „Fräulein Julie" war verboten worden. In Berlin kam es zu nichts anderem, als zu einem bemerkenswerten Artikel in Hardens „Zukunft" und einigen Aufführungen von „Fräulein Julie" im Residenztheater. Die Aufführung von „Der Vater" wurde verboten.

Frankreich war das Land, an das Strindberg seine stärksten Hoffnungen knüpfte. Er hatte seine Werke selbst ins Französische übersetzt. Lugné-Poe wollte den „Vater" aufführen. Im selben Jahre hatte Lugné-Poe in Paris das Théatre L'Oeuvre eröffnet. Niemand war geeigneter, Strindberg den Weg zu ebnen als dieser mutige junge Mann, der ständig im Kampf mit der Kritik gerade Aufsehen erregt hatte, weil er einen anderen, bisher

in Paris fast ganz unbekannten nordischen Verfasser vorgeführt hatte: Ibsen.

Mit Freuden ergriff Strindberg die Hand, die ihm gereicht wurde. Die Aufführung des „Vater“ fand Ende des Jahres 1893 statt. Anfang des folgenden Jahres zog er nach Paris. „Vater“ und „Gläubiger“ hatten Erfolg. Die Kritik kam ihm von Anfang an mit viel größerer Anerkennung entgegen als Ibsen, aber, es ging hier wie anderwärts, bald wurde es wieder still um Strindberg. Er selbst wurde es müde, für seinen Ruhm zu kämpfen. Er vertiefte sich in Botanik, Astronomie und vor allem Chemie. Er wurde Alchymist. Mehr und mehr versenkte er sich in mystisch- religiöse Grübeleien und litt unter inneren Kämpfen und Angstzuständen, die als Verfolgungswahnsinn bezeichnet werden müssen. Die Periode des „Inferno“ begann.

Strindbergs ersten Briefe an Lugné-Poe, von denen ein Teil in der Revue de L'Oeuvre (lettres inédites d'August Strindberg à Monsieur Lugné-Poe) erschienen, sind in Ardagger in Oesterreich im Winter 1893 geschrieben, die übrigen in Paris im kommenden Jahre. Sie sind französisch. Direkt erzählen sie nichts vom Absender, indirekt aber desto mehr. Jeder Brief spiegelt den Briefschreiber, wie er war: nervös verletzbar, empfindlich und angriffsbereit, aber auch verständnisvoll und leicht versöhnt, mißtrauisch, doch mit starkem Verlangen nach Freundschaft und Hingabe; schroff und schwierig und ganz naiv in seiner Einstellung zu Menschen, in seiner absoluten Sympathie und Antipathie und in seinem plötzlichen Hin- und Herschwingen zwischen diesen äußersten Polen.

1

Monsieur le directeur.

Falls Sie wünschen, mein Drama „Der Vater“ zu spielen, in meiner Uebersetzung, gedruckt 1885, so gebe ich Ihnen die Autorisation.

Monsieur X. ist so naiv gewesen, daß er um die „Autorisation“ zu dieser Uebersetzung gebeten hat, und da ich diese Bitte absurd gefunden habe, so habe ich ihm die sonderbare Autorisation verweigert. Dagegen habe ich ihm die Erlaubnis gegeben, „Den Vater“ abzudrucken (in meiner Uebersetzung) in einer Sammlung von Dramen, welche er für Monsieur Savine vorbereitet; was die Aufführung des „Vaters“ nicht betrifft.

Uebrigens verzichte ich auf alle anderen Ratschläge als auf die Ihrigen, was die Aufführung betrifft. Sollten Sie den Wunsch haben, etwas in dem Text zu verändern, ohne daß dadurch der Sinn ein anderer wird, so gebe ich Ihnen das Recht dazu.

Monsieur X. besitzt nur einen einzigen Vertrag, und dieser bezieht sich nur auf einzelne von meinen Stücken. Lassen Sie ihn dieses Dokument vorlegen, und Sie werden sich davon überzeugen, daß weder der „Vater“, noch „Geheimnis der Gilde“ sich darunter befinden.

Falls Monsieur X. auf seine imaginären Rechte besteht, was den „Vater“ belangt, so bin ich bereit, den Brief vom letzten Ok-

tober dieses Jahres vorzulegen, worin er mich um die Autorisation bittet, er wird dann gezwungen sein, meine ablehnende Antwort vorzulegen. Falls er in Besitz einer rechtsgültigen Autorisation wäre, hätte er es nicht nötig, um meine Erlaubnis zu bitten.

In der Hoffnung, daß diese Angelegenheit sich ohne viel Aufhebens ordnen lassen wird, bin ich,

in vorzüglicher Hochachtung

(signe:) August Strindberg.

2.

Durch Monsieur X. benachrichtigt, daß Sie meine Tragödie „Gläubiger“ zur Aufführung bringen wollen, bin ich um so glücklicher darüber, als Madame Z. im Anfang der Saison mich damit bedrohte, daß ich niemals im Theatre L'Oeuvre gespielt würde, falls ich nicht einwilligte, ihr die Autorisation meiner Uebersetzung des „Vaters“ zu geben und mich ihren Auspicien unterwerfen würde. Als ich die ganze Sache verdächtig und ihr Benehmen nicht ganz anständig fand, schickte ich ihr den Brief zurück und unterbrach dadurch jede Verbindung mit ihr, obgleich ich fürchten müßte, mir auf diese Weise die Tür des L'Oeuvre zu schließen, dessen Direktion sie — dies gab sie mir zu verstehen — in der Hand hielt.

Monsieur X. sagt mir, daß Sie in dem Drama Kürzungen vornehmen möchten. Ich habe an ihn diesbezüglich geschrieben und ebenso an Monsieur Bang.

Indem ich mich dazu beglückwünsche, mit Ihrem Theater in Verbindung gekommen zu sein, mit den besten Grüßen an Ihre Mitarbeiter, schicke ich Ihnen meinen respektvollen Dank.

(gezeichnet:) August Strindberg.

Ardagger via Amsletten. Basse Autriche. le 5' Juin 1894.

3.

Monsieur.

Ich beglückwünsche Bang dazu, daß er einen Freund wie Sie besitzt und er verdient es, denn er hat die ganze Bitterkeit dieses verdammten Lebens gekostet.

Ich vergebe ihm, daß er mich angegriffen hat, wenn er mir aber nicht verzeihen kann, daß ich mich verteidigt habe, so werde ich sicher in ihm einen ebenso tapferen und offenen Feind haben, wie er mein Freund war.

Und um was handelt es sich eigentlich? Ich lebe einsam auf dem Lande, man schreibt mir bald dieses, bald jenes, und da ich selbst kein Lügner bin, glaube ich, was mir Leute, die als zuverlässige Menschen angesehen werden, erzählen. Voila!

Genügt dieses? Wenn nicht, dann verlangen Sie irgendwelche Genugtuung, ich stehe immer zu Ihrer Verfügung und dies aus heiterem Herzen. (gezeichnet:) August Strindberg.

Secrétaire royale et attaché à la bibliothèque de Stockholm, membre des études japonaises et de l'alliance française à Paris, auteur de deux mémoires lus à l'Academie des Inscriptions et Belles-lettres à Paris, collaborateur à la Nouvelle Revue à Paris, etc. etc.

Ardagger via Amsletten. Le 12' Juin 1894.

4.

Mon cher directeur.

Zuerst danke ich Ihnen für den Erfolg, den Sie mir verschafft haben!

Aber warum soll ich Ibsen als Jagdhund dienen? Seit zehn Jahren bin ich sein Opfer. Der „Vater" wurde geschrieben und aufgeführt vier Jahre vor Hedda Gabler, und jetzt amüsiert man sich damit, „Hedda" als Original meiner „Laura" aufzustellen, während gerade das Umgekehrte der Fall ist.

Schon im Jahre 1888 erhielt Monsieur Antoine den „Vater", begrub ihn, und jetzt, da ich auferstanden bin, soll ich noch einmal unter meinem Feinde begraben werden? Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Ihnen sage, daß Sie von gewissen Leuten ab und zu ausgenützt werden, um niedrigen und schlechten Interessen zu dienen, deren Motive Sie nicht kennen.

Nach der edlen Gastfreiheit, die mir Frankreich bewiesen hat, fühle ich mich Ihrem Lande und der französischen Literatur verpflichtet und will gern mit meinem Namen den jungen dramatischen Schriftstellern dienen, falls Sie es wünschen. Dagegen von den Widersachern unter meinen Landsleuten ausgebeutet zu werden, sei es nun, daß diese den Dickhäutern oder der Welt der Insekten angehören, das ist mir viel zu herabwürdigend.

In der Hoffnung, daß wir uns immer verstehen werden, so daß unser gutes Zusammenarbeiten nie von kleinen skandinavischen Intrigen getrübt wird, bitte ich Sie, überzeugt zu sein von meiner Dankbarkeit und von meiner Sympathie.

(gezeichnet:) August Strindberg.

Paris, 16 decembre 1894.

5.

Mon cher directeur

Ja, das Manuskript zu „Nach Damaskus" ist nach Rue Turgot geschickt, als eingeschriebenes Geschäftspapier am 10. dieses Monats.

Ich bitte Sie inständig: lesen Sie mein Drama, und erschrecken Sie nicht über die mise en scène, denn etwas von der Schönheit des

Stückes liegt gerade darin. Ueberzeugt davon, eine gute und schöne Arbeit gemacht zu haben, verzichte ich auf die Rechte des Verfassers zugunsten des Uebersetzers.

Ohne Ungeduld bereite ich mich, Ihre Antwort abzuwarten.

Ihr ergebener

A. S.

Lund (Schweden), 24. Juli 1898.

6.

Mon directeur.

Es ist lange her.

Königin Christine! Dies wäre eine schöne Rolle für Suzanne Deprès. Das Stück wird seit einem Monat mit Erfolg in Wien aufgeführt.

Die Königin, wohlbekannt in Paris, besonders in Fontainebleau.

Hier in Stockholm ist es mehr als hundert Mal gegeben worden mit einer scène de drapérie, ebenso in Wien.

Eine Draperie mit offenen Kulissen, zwei kleinen Barrieren der Moliere-Bühne entliehen: auf den Barrieren zwei Fayencevasen mit dichten Lorbeerbäumen. (Style Versaille.)

Entsprechende Stühle und Tische.

Keine weitere Ausstattung! Unsere reformierte Bühne.

A Vous! et a Suzanne Deprès!

Le Votre

A. S.

Dez. 1910.

---

## ZUR VERKLEINERUNG DER PARLAMENTE

Jede Versammlung denkt und beschließt um so sachlicher, je kleiner sie ist, aber um so unvernünftiger, leidenschaftlicher und launischer, je größer sie ist. In der Anhäufung der Menschen allein liegt eine verdummende Gewalt. Man sieht dies ja am deutlichsten beim niederen Volke, wo der einzelne ein ganz guter, biederer Kerl, die Masse aber eine sinnlose, wilde Bestie ist. Dasselbe gilt aber auch für die höchsten Intelligenzen eines Volkes, deren jede einzelne das Bedeutendste leisten könnte, die sich aber in ihren guten und tüchtigen Eigenschaften um so mehr paralysieren, je mehr von ihnen zusammenarbeiten müssen. Daß unsere Gesetze immer schlechter stilisiert und immer liederlicher redigiert werden, liegt wesentlich an der Menge von Abgeordneten, die an ihnen herumpfuscht.

*Eduard von Hartmann.*

Ich pflege dringende Reisen aufzuschieben, bis jeglicher Beweggrund dazu überholt ist und entfallen. So habe ich schon viel Geld und Mühsal gespart.

So bin ich auch bisher dem Schlafwagen dritter Klasse entgangen. Er soll schon geraume Zeit eingeführt sein, sagt man mir.

Es schlafen drei Deutsche darin, dachziegelartig übereinander. Der Luftraum macht etwa 6 Kubikmeter aus; für alle zusammen.

Sagte ich übrigens: Luftraum? Gewiegte Reisende versehen sich mit Gasmasken. In den Fahrkartenbüros gibt es keine Gasmasken; doch auf manchen großen Bahnhöfen kommen fliegende Gasmaskenhändler an den Zug.

Der Bau des Schlafwagens dritter Klasse hat den Leiter der Reichsbahnen lange beschäftigt, ohne daß die Konstruktion gelang. Eines Tages liefen zwei brauchbare Entwürfe ein und glichen einander — Entwürfe, von ingeniösen Leuten erdacht, die einander gar nicht kannten. Die Duplizität der Gedankenwelt.

Der eine Konstrukteur war ein Mann, der im Krieg als gemeiner Soldat viel transportiert worden war, von Westen nach Palästina und nach Finnland. Darüber war er zum Menschenhasser geworden von flammender Leidenschaft. Er will mit dem Schlafwagen dritter Klasse der Mitwelt den Krieg in steter Erinnerung halten.

Den andern Erfinder hat ein widerwärtiges Schicksal verdammt, immer zur See zu reisen; und er verträgt es so schlecht. Er sieht im Schlafwagen dritter Klasse eine Art Landersatz der Seekrankheit.

Die Konstruktion solch eines Schlafwagens ist ebenso wohlfeil wie zweckmäßig: man bedeckt das Bänkchen dritter Klasse mit einer Schicht von Kieselsteinen; wobei nur darauf zu achten ist, daß sie an Größe möglichst verschieden seien — etwa Erbse bis Hühnerei, doch kantig. Damit sich die Kieselsteine nicht verschieben, was dem Schläfer unangenehm wäre, umgießt man sie mit etwas Eisenbeton; darüber wird ein dünnes Tüchelchen geklebt — und das erste Bett ist fertig.

Man hat auch eine Variante versucht, die der alte Seemann vorschlug: Hier ragen zwischen den Kieseln zahllose Nägel hervor, mit den Spitzen nach oben. Diese Konstruktion hat den Vorteil, daß sie die Kiesel festhält, ohne des teuern Eisenbetons zu bedürfen. Doch die Reichsbahn will den Typ nicht weiterbauen, die Nägel nutzen sich zu bald ab.

Welche der beiden Formen du auch benutzen magst: man bekommt leicht Hühneraugen an den Ohren und Hüften.

Mit dem Schlafwagen dritter Klasse ist endlich auch dem kleinen Mann ein bequemes Fuhrwerk für lange Reisen gegeben.

Mit dem Hute in der Hand bleib im Land und ruhe sanft.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Aprilwoche

Wenn die Reichsbank ihre Kreditgewährung an die Wirtschaft im ersten Vierteljahr 1924 von 322 auf 1910 Millionen Goldmark, also fast auf das Sechsfache aus dem Nichts heraus allein durch Notendruck hat steigern können, ohne daß die Währung zusammenstürzte, so ist das eines Teils durchaus erfreulich. Denn hätte sich die Reichsbank, die neben der Währungslage auch die gesamtwirtschaftliche Situation im Auge haben muß, von übertriebener Zaghaftigkeit leiten lassen, hätte sie nicht an Kreditgeld herausgegeben, was immer ohne Gefährdung des Geldwertes emittiert werden konnte, so wären die Produktionsstockungen und Arbeiterentlassungen — ebenfalls zum Schaden der Währung — wahrscheinlich zu viel bedrohlicherem Umfang angewachsen. Ein Fehler nur ist, wenn man von der Niedrighaltung der Diskontrate absieht, bei der letztmonatlichen Kreditpolitik begangen worden. Die Reichsbank hat mit der zusätzlichen Hergabe von Notenpressenkrediten nie abgewartet, bis das dem Verkehr vorgesetzte Quantum mit Hilfe der Umlaufsbremsung verdaut war, sondern sie hat die neuen Summen schon in den Umlauf gepreßt, während noch die Zirkulation an den alten Bissen würgte. Sie hat so eine latente Krise am Devisenmarkt heraufbeschworen. Bei vorsichtigerer Injektion wäre derselbe Effekt wahrscheinlich erzielbar gewesen, ohne diese dauernde Bedrohung des Geldwertes, wie sie in dem ununterbrochenen Unterparistand des Zuteilungsbarometers ihren sichtbarsten Ausdruck fand.

Die Indizien für eine Erschöpfung dieser Verdauungskapazität (Devisenbedarf, Preissteigerung im Inlande, Importvermehrung, Konjunkturüberspannung) haben sich so gehäuft, daß jetzt auch die Reichsbankleitung den Gefahrenpunkt für erreicht ansieht. Die Mittel freilich, die sie nach den bisherigen Verlautbarungen zur Gegenwehr anzuwenden gedenkt, sind völlig unzulänglich. Was kann es viel bedeuten, wenn angekündigt wird, daß die Rekordkreditgewährung vom Quartalsschluß nicht mehr überschritten werden soll? Die Beanspruchung der Zentralnoteninstitute verläuft bekanntlich von jeher in Kurven, deren Höhepunkte in Deutschland in normalen Zeiten stets die Termine Ende März

und Ende September darstellten. In 1913 betrugen die Ausleihungen der Reichsbank am 31. März 1,7 Milliarden gegen durchschnittlich nur 1 bis 1,2 Milliarden Mark. Wenn man nun auch in Zeiten, in denen die Ansprüche sich gegenüber diesem exzeptionellen Stande normalerweise ganz wesentlich vermindern müßten, die Gesamtsumme der Darlehen nicht erheblich unter diesen Quartalsbetrag herunterdrückt, so heißt das statt Restriktion Kreditexpansion treiben. Man darf nicht einen Spitzenpunkt zur Norm werden lassen. Entweder waren schon die diesmaligen Ausleihungen zum Quartalstermin zu hoch, dann müßte bei nachfolgenden Quartalswechseln, erst recht aber in Zeiten weniger intensiven Geldumschlags versucht werden, die Ansprüche unter diese Summe herabzudrücken. Oder aber die Kredithergabe zu diesem Zeitpunkt hat das für den Geldwert erträgliche Maß nicht überschritten. Selbst dann dürfte die Höchstgrenze nicht auch für die folgende Zeit, in der bei normalen Geldverhältnissen die Anspannung automatisch nachläßt, beibehalten werden, sondern sie müßte entsprechend tiefer angesetzt werden. Im übrigen glauben wir kaum, daß man mit dem Kreditrepartierungssystem auf die Dauer ohne Schaden auskommen wird. Es leistet Mißgriffen bei der Auswahl der Kreditgesuche Vorschub und macht im übrigen bei den Wirtschaftsständen viel mehr böses Blut, als wenn man durch Heraufsetzung der Diskontrate einen natürlichen Ausleseprozeß in Funktion treten ließe.

Auslandskredite gelten im allgemeinen bei der gegenwärtigen Notlage als eine hochwillkommene Entlastung des Devisenmarktes und als erwünschte Ankurbelungsmittel für die Produktion. Man sollte es darum kaum für möglich halten, daß die deutsche Wirtschaft tagtäglich so und so viel Angebote von Valutakrediten ablehnen muß, einzig und allein, weil einzelne mit der Angelegenheit befaßte Direktoren eben derselben Reichsbank, deren Präsident sich mit solcher Tatkraft für die Erlangung von Auslandsgeld eingesetzt hat, den diesbezüglichen rein technischen Wünschen der Interessenten das übliche „Es geht nicht" entgegenstellen. Viele Fabrikanten nämlich, die allein für den inländischen Markt und nicht für den Export arbeiten, könnten sich im Ausland auf Grund irgendwelcher Beziehungen Valutakredite beschaffen, während sie im Inlande vergeblich bei den Kreditgebern anpochten. Sie sind aber nicht in der Lage, diese Offerten anzunehmen, weil sie sich bei der eigentümlichen Konstellation am Devisenmarkt möglicherweise bei Fälligkeit vor der Unmöglichkeit sehen könnten, die zur Abdeckung der Kredite notwendigen Devisen heranzuschaffen. Auf der anderen Seite gibt es aber Importeure und Exportfabrikanten in Deutschland, die mit Kußhand statt der ihnen von der Reichsbank im Kreditwege zugeleiteten Rentenmarkbeträge, die sie nur

mit großen Kosten in Devisen umwandeln können, unmittelbar Devisen empfangen würden. Die Erfordernisse liegen also klar auf der Hand: das Zentralnoteninstitut ist die berufene Stelle, um zwischen den widerstreitenden Interessen den Mittler zu spielen. Es müßte denjenigen Nehmern von Valutakrediten, die die Effektivdevisen nicht gebrauchen, diese gegen Mark beziehungsweise Rentenmark einwechseln, mit dem Versprechen, sie ihnen bei Fälligkeit der betreffenden Auslandskredite, also etwa nach drei oder sechs Monaten auf Wunsch wieder gegen deutsches Geld zum Tageskurse auszuhändigen. Die Reichsbank liefe damit nicht das geringste Risiko, denn sie braucht sich um das eigentliche Kreditgeschäft mit dem ausländischen Geber in keiner Weise zu kümmern. Einen Teil der ihr auf diese Weise zufließenden Devisen könnte sie aber zum Nutzen der Gesamtwirtschaft an jene andere Kategorie von Kreditbedürftigen statt der entsprechenden Rentenmarkbeträge ausleihen oder anderweit verwenden.

Das ganze ist eine bloße Frage der Technik, die ohne weiteres lösbar ist, sobald man nur ernstlich will. Ihre Bedeutung wird ohne Zweifel noch zunehmen, sobald erst die Freilegung der Kommunikation zu den Geldmärkten des Auslandes in weiterem Umfange als bisher gelingt. Es ist zu wünschen, daß sich der Reichsbankpräsident selbst alsbald mit dieser Aufgabe befasse, damit durch alsbaldige Schaffung einer Konvertierungsmöglichkeit für Devisen aus Valutakrediten ein weiterer Schade für die deutsche Volkswirtschaft abgewendet wird.

Die Spartätigkeit, die Grundlage aller Kapitalbildung, ist nach der Auslaugung gerade der sparenden Schichten in erschreckendem Umfange erlahmt. Selbst die hochverzinslichen langfristigen Anlagemöglichkeiten, die beispielsweise die sogenannten wertbeständigen Anleihen nach dem monatelangen Kursrückgang jetzt bieten, vermögen zunächst dem Spartrieb noch keinen hinreichenden Anreiz zu bieten. Das Problem ist zweifellos zu einem guten Teil ein psychologisches, und in dieser Beziehung würde eine fanatische Sparpropaganda der beteiligten Institute und Instanzen zweifellos Nutzen stiften können. Bislang sind die Sparresultate noch bedauerlich geringfügig. Die Banken sind über einen winzigen Bruchteil ihres Vorkriegseinlagenbestandes noch nicht hinausgekommen. Bei den Spar- und Girokassen steht es nur wenig besser. Ein Reservoir von Spargeldern kann sich jedoch über ungenügenden Zufluß nicht beklagen: Die Versicherungsgesellschaften haben seit einigen Monaten ein ungeheures Neugeschäft zu verzeichnen. In den Zweigen der eigentlichen Sparversicherung, vornehmlich in der Lebensversicherung, ist nach Angabe einzelner Institute der Vorkriegsbestand fast schon wieder erreicht. Der Wiederaufbau des Sparverkehrs, der sich bei Banken und

Sparkassen noch kaum bemerkbar macht, befruchtete also charakteristischerweise vorweg das Versicherungsgeschäft. Darin offenbart sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit. Der Spartrieb bevorzugt im Anfang die Reservestellung auf dem Versicherungswege, weil dadurch das primitivste Vorsorgebedürfnis, die Sicherung gegen die Wechselfälle des Lebens erzielt wird, wobei der Zwang zur laufenden Entrichtung der Versicherungsbeiträge gerade im jetzigen Uebergangsstadium als heilsam empfunden werden mag. Die Höhe der mit geringem laufendem Aufwand erzielbaren Versicherungssumme ist gleichfalls ein Ansporn.

Diese Entwicklung ist nicht nur volkswirtschaftlich interessant, sie hat auch eine große privatwirtschaftliche Bedeutung für das gesamte Versicherungsgewerbe. Die gegenwärtige Belebung des Neugeschäfts ist für die Versicherungsunternehmungen trotz der hohen Unkostenkoeffizienten außerordentlich gewinnbringend. Denn die Kalkulation der Versicherungsbetriebe baut sich bekanntlich im wesentlichen auf dem landesüblichen Zinsfuß auf. Grob gesprochen: halbiert sich der Landeszinsfuß, so muß der laufende Preis einer Versicherung, die Prämie, verdoppelt werden. Verdoppelt sich umgekehrt der Kapitalzins, so können die Prämien, ohne daß eine Gewinnschmälerung eintritt, halbiert werden. Im gegenwärtigen Neugeschäft der Versicherung ist nun trotz Verdoppelung und fast Verdreifachung des anderweit erzielbaren Zinses der Preis für die Versicherungssummen, die Prämie, noch in keiner Weise herabgesetzt. Sie wird nach alter Gewohnheit mindestens in Friedenshöhe, womöglich unter Hinzurechnung eines Unkostenzuschlags berechnet. Nun ist allerdings der Vermögensbestand der Versicherungsgesellschaften durch die Entwertung des Geldes arg mitgenommen worden, und man wird ihnen eine Auffrischung ihrer eigenen Kapitalien und Reserven nicht mißgönnen. Tatsache aber bleibt, daß ihre Gewinnmarge im Neugeschäft das normale Maß übersteigt. Der gewöhnliche Sterbliche zahlt willig, sobald er sich zur Aufnahme einer Versicherung entschlossen hat, die ihm abgeforderte Prämie, die er als das Ergebnis einer unerhört schwierigen korrekten Berechnung hinzunehmen gewöhnt ist. Andererseits ist bei der Intensität des Neugeschäfts der Wettbewerb unter den verschiedenen Gesellschaften noch nicht rege genug geworden, um den Prämiensatz herabzudrücken. Die Konkurrenz durch neue Unternehmungen ist aber praktisch bei den der Aufsichtsbehörde unterstehenden Versicherungszweigen unterbunden, schon weil die Aufbringung der Mindestkapitalien auf kaum überwindbare Schwirigkeiten stößt. Es wird Pflicht des Aufsichtsamts für Privatversicherung sein, eine mißbräuchliche Ausschlachtung dieses tatsächlichen Monopols auf Kosten der sparenden Schichten mit allen Mitteln zu verhindern.

# GLOSSEN

## KANT UND DIE STRÄFLINGE

In einer soeben bei Georg Stilke erschienenen Sammlung von Kant-Anekdoten — die Auswahl hat mit freundlichem Verständnis Kurt Joachim Grau besorgt — wird die folgende nachdenkliche Geschichte erzählt:

> Kant wechselte sehr häufig seine Wohnungen, weil er sich überall durch den herrschenden Lärm beschwert fühlte. Zuletzt kaufte er sich in einer ziemlich geräuschlosen Gegend der Stadt, nahe dem Schloß, ein Haus mit einem kleinen Garten, wo er ganz nach seinen Wünschen leben konnte. Nur das Singen der Insassen eines unweit davon liegenden Gefängnisses störte ihn auch hier noch oft bei der Arbeit. Er beschwerte sich bei der Polizei über diesen „Unfug", wie er sich ausdrückte, und erreichte auch glücklich, daß die Gefangenen angehalten wurden, nur bei verschlossenen Fenstern ihrer Sangeslust stattzugeben.

Es gibt eine andere und bösere Lesart dieser Geschichte: Kant habe von der Polizei gefordert, den Sträflingen solle das Singen überhaupt verboten werden, und die Polizei habe der Beschwerde tatsächlich nachgegeben und den armen Teufeln das Singen untersagt, damit die Ruhe des Herrn Professors nicht gestört werde.

Ein talentierter Pamphletist hat in einer etwas gehässig geratenen Analyse der „deutschen Mentalität" diese Anekdote aufgegriffen und behauptet, Kant habe, wie alle bedeutenden Repräsentanten des Deutschtums, kein Herz für die Kreatur gehabt; dem Verfasser der Schrift vom ewigen Frieden habe der Sinn für Humanität gefehlt. So lieblos kann einer werden, der dem andern Mangel an Liebe vorwirft.

Mißverstanden ist in dieser Veräußerlichung, in dieser beabsichtigt tendenziösen Zuspitzung die tiefere, fast bizarre Symbolik des Vorganges: die Einsamen, die den Einsamen stören. Die Männer im Gefängnis gröhlen ihr Leid in die Welt hinaus; der Einsiedler in dem bescheidenen Haus am Schloß aber bildet aus seinem Leid eine unerhörte Melodie. Die Gassenhauer der Sträflinge verhallen in der Nacht, aber das Lied des Immanuel Kant wird für ewige Zeiten Finsternisse durchdringen und die Nacht besiegen.

Man erzählt von Gustav Mahler,

daß er in ländlicher Zurückgezogenheit, die er gesucht hatte, um in Stille eine Symphonie zu vollenden, fast zu Tode gequält wurde durch die Konkurrenz der — Singvögel, die sich in der Gegend in seltener Anzahl zusammengefunden hatten. Die Freunde sahen, wie der Meister immer tiefer in seelische Ueberreiztheit hineingeriet und beschlossen, ihn von dieser geräuschvollen Plage zu befreien. Und so veranstalteten sie eines Morgens unter den Tierchen eine gewaltige Metzelei. Als der Meister zur Arbeit ging, um sein Herzblut zu verströmen, da hatte das Blut der kleinen Vögel schon den Rasen ringsum gerötet.

Die vielen kleinen Lieder müssen dem einen großen weichen. Der Weg zum Werke gleicht immer dem Marsch einer Armee. Zurück bleiben Trümmerstätten und zertretene Freuden. Aber auch das Singen bleibt immer. Und darauf kommt es an.

*Carl v. Ossietzky.*

---

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

### 1.

### *Ehrfurcht vor Ansichtskarten.*

In der „Deutschen Juristenzeitung" vom 1. April teilt Oberlandesgerichtspräsident Staatsrat Dr. Meyer ein Urteil des Oberlandesgerichts München vom 4. Januar 1924 mit, das allgemeinere Beachtung verdient.

Man stelle sich folgende Szene vor: Es stehen 10 echt bayrische Leute in tiefer Ergriffenheit vor einem Bild, das den Tod Schlageters, die Ueberführung seiner Leiche oder sein Begräbnis darstellt — um was es sich eigentlich dabei handelte, ist nicht feststellbar, da das von Dr. Meyer gebrauchte Wort „Abschluß eines Vaterlandshelden" noch nicht in den außerbayrischen deutschen Sprachschatz übergegangen ist. Das Bild trägt die Unterschrift: „Wie ein deutscher Held starb." Nun geschieht die Straftat: Zwei Männer kommen hinzu, bleiben vor dem Fenster stehen, lachen, und der eine sagt zum anderen, nachdem er die Unterschrift gelesen: „Das ist Quatsch". Diese vertrauliche Bemerkung zum Nebenmann hat nun das Münchener Oberlandesgericht zwar noch nicht als Landesverrat angesehen, aber doch als „Groben Unfug" für strafbar erachtet, und Dr. Meyer hat diese deutsche Rechtsfindung auch noch für würdig erachtet in der „Deutschen Juristenzeitung" der deutschen Juristenschaft zur Nacheiferung zu empfehlen. Auch die Gründe zu diesem Rechtserkenntnis sind dem ob solcher Frevel entrüsteten Leser gleich zur Hand:

> „Ein solches Benehmen ist geeignet, eine unbestimmte Personenzahl, nämlich die gerade zufällig vor dem Schaugegenstand stehenden Personen, erheblich in ihren vaterländischen Empfindungen unmittelbar zu beunruhigen, eine Belästigung, die laute Aeußerungen des Unwillens, event. auch Tätlichkeiten gegen die Angeklagten zur Folge haben konnten und Unmutsäußerungen unter den Beschauern auch tatsächlich ausgelöst hat. Wenn hiernach den Vorinstanzen der äußere Bestand der öffentl. Ordnung für gefährdet erschien, so können Bedenken hiergegen nicht erhoben werden: die durch Gebärden, Lachen und Worte: „das ist Quatsch" zum Ausdruck gebrachte wegwerfende Kritik richtete sich gegen das Publikum als solches, das in der durch freien Zu- und Abgang unbestimmt wechselnden Zahl der Beschauer verkörpert war, das ein Recht darauf hatte, in seinen vaterländischen Empfindungen nicht belästigt zu werden."

Die bayrischen Richter haben mit diesem Urteil nichts weniger als einen Zwang zur Ehrfurcht vor Ansichtskarten konstituiert. Vor ein paar Jahren hat dieselbe Sorte von Richtern jeden Passanten, der nicht das vorbeigetragene Kruzifix grüßte, ins Kittchen geschickt. Jetzt muß vor völkischen Ansichtskarten die Reverenz geleistet werden. Daß die bayrischen Meyer sich noch um eine Urteilsbegründung bemühen, ist unnötig. Man möchte diese Konstruktionen willfähriger Richter kurz und bündig „Quatsch" nennen, wenn das nicht wieder grober Unfug wäre.

*L. K.*

2.

*Der Hellseher Reese.*

Vor kurzem ist in deutschen Zeitungen der Hellseher Professor Reese „entlarvt" worden. Die Leistungen des alten Herrn waren immer so erstaunlich, daß ich wohl verstehen kann, wenn man sie mit einiger Skepsis betrachtete. Die angeblichen Entdeckungen des Entlarvers widersprechen aber so grundsätzlich meinen Beobachtungen, daß es mir richtig erscheint, hier davon zu sprechen.

Reese genoß wohl schon seit Jahrzehnten einen anerkannten Ruf, als ein Zufall mich mit ihm zusammenführte. Ich saß zum Tee mit einem Bekannten in der Halle des Adlon und hatte kaum auf die scheinbar amerikanische Familie geachtet, die am Nebentisch sich eifrig unterhielt. Plötzlich drehte sich der alte Herr, den ich seiner lebhaften Art nach auf höchstens 60 Jahre schätzte, mit einer Frage nach der Glaubwürdigkeit eines Berliner Blattes zu mir um. Nach wenigen Worten waren wir in einer politischen Unterhaltung, die mich um so mehr erstaunte, als er über die europäischen Verhältnisse und ihre Zukunft Urteile fällte, die mir damals unmöglich schienen, sich aber teilweise inzwischen erfüllt haben. Als ich meine Zweifel äußerte, sagte er nur lächelnd: „Ich kann Sie verstehen, doch ich weiß und sehe vielleicht mehr als andere Menschen." —

„Wie meinen Sie das?" —

„Haben Sie vielleicht ein Stück Papier da, das ich zerreißen darf?" — Ich gab ihm das gewünschte Stück Papier, das er in schmale Streifen zerriß. Diese gab er mir mit der Aufforderung, weit nach hinten in den Garten zu gehen, dort auf zwei der Papiere Namen mir bekannter Personen, auf die anderen drei verschiedene Wünsche zu schreiben. Ich ging, um keinesfalls beobachtet zu werden, weil ich selbst einen Trick für möglich hielt, hinten in den Speisesaal, während mein Bekannter mit Professor Reese vorn sitzen blieb. Nach seiner Anweisung beschrieb ich die Papierstreifen, rollte sie dann wie Fidibusse zusammen und brachte sie ihm zurück. Er nahm keins von diesen Papieren in die Hand, sondern bestimmte, daß ich alle fünf in meine Tasche steckte, dann ein beliebiges aus der Tasche nahm, auf den Tisch legte und meine Hand darauf hielt. Jedesmal las er mir den Inhalt des Papieres vor, auf dem meine Hand lag, oder gab die Antwort auf die daraufstehende Frage.

Professor Reese fuhr damals über

Paris zurück in seine Heimat New York. Ich begleitete ihn noch bis Frankfurt a. M. Dort saß ich am letzen Tage mit ihm zusammen im Frankfurter Hof beim Frühstück, einige Zettel mit Fragen in der Tasche, die mir so wichtig schienen, daß ich nach dem Frühstück seine Liebenswürdigkeit noch einmal in Anspruch nehmen wollte. Plötzlich sprach er über die Fragen von selbst und beantwortete sie während des Essens. Erschüttert zog ich die Zettel aus der Tasche und zeigte ihm, daß er eben meine noch in der Tasche verborgenen Fragen beantwortet habe. Er wußte oder fühlte es.

Nach diesen Erlebnisse halte ich es für ausgeschlossen, daß es sich um einen Trick gehandelt hat.

*Dr. W. v. Richthofen (Bolkohof).*

---

TISCH MIT BÜCHERN

K e y n e s , J. M. Ein Traktat über Währungsreform. (A Tractat on Monetary Reform.) Duncker & Humblot, München.

Dies ist das Buch eines Professors, nicht des Politikers und Schriftstellers, der vor mehr als vier Jahren mit glänzenden Streitschriften jene damals so hoffnungslos scheinende Kampagne für die Revision des Friedensvertrages eröffnete, deren Erfolge nun in dem Gutachten der Sachverständigen vor aller Augen liegen; freilich eines Professors, dem nicht so sehr an der theoretischen Analyse seines Systems als an der geistreichen Formulierung seines wirtschaftspolitischen Programms gelegen ist: Stabilität des Preisniveaus statt Stabilität der Wechselkurse!

Gerade in dieser Eigenart liegt aber diesmal die Schwäche des Buches. Es hat den Anschein, als ob Keynes glaubte, durch eine weise Regulierung der Kreditgeldmenge Konjunktur und Krise aus der Welt schaffen zu können; aber hat diese wirklich nur geldpolitische Ursachen? Ist sie nicht tief verankert in der Struktur der kapitalistischen Wirtschaft, ja vielleicht der Wirtschaft überhaupt? Es ist, scheint mir, doch eine Analyse erforderlich, wie sich bei solcher Stabilisierung des Preisniveaus (d. h. automatischer Kompensation von Preiserhöhungen einer Warengruppe durch Preissenkungen bei anderen) P r o d u k t i o n , K a p i t a l b i l d u n g und vor allem E i n k o m m e n unter der Wirkung konjunktur- und krisenerzeugender Momente verhalten werden.

Keynes hingegen beschäftigt sich vorwiegend mit der Frage der T e c h n i k der Devisenkursregulierung bei einem solchen System: wenn die Kurse nun auch nicht mehr d a u e r n d auf einem gewissen Pari gehalten werden sollen und daher das stützende Eingreifen des internationalen Geldkapitals künftig mangeln wird, so sollen doch die kleinen t ä g l i c h e n Schwankungen ausgeglichen werden durch Festsetzung eines Goldankaufs- und -verkaufspreises seitens der Zentralbank, analog der Festsetzung ihres Diskontsatzes; dieser Preis wird nur gemäß der Veränderung des Verhältnisses zwischen dem stabilen

Inlandspreisniveau und dem Preisniveau der golderzeugenden Länder herauf- und herabgesetzt. Saisonschwankungen der Devisennachfrage, die durch die Notwendigkeit der Erntefinanzierung usw. herbeigeführt werden, soll durch Ausleihung von Devisen durch die Zentralbank begegnet werden. Wie aber, wenn gerade als Folge ihrer Währungspolitik während der Darlehnsfrist der Kurs dieser Devisen sinkt? Man sieht nicht, wie K. diese Verlustgefahr vermeiden will.

Immerhin das Buch eines Theoretikers von Rang, dessen Lektüre schon durch die klar-plastische Darstellungsweise der verwickeltsten Zusammenhänge der Volkswirtschaft genußreich gemacht wird. Wo auf dem weiten Trümmerfelde, das uns die historische Schule hinterlassen hat, ist in Deutschland das allgemeine wissenschaftliche Niveau, aus dem ein solches Werk allein hervorgehen kann?

Die Geschichte der Währungsreform in Deutschland gibt die Antwort. A. H.

Hans Fallada: Anton und Gerda. Roman. (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin.)

Man gestatte den Vergleich mit Falladas Pubertätsbuch vom „jungen Goedeschal": Der Fortschritt im Wort und in der Linie ist außerordentlich. Das erste war ganz Instinkt, ganz Protest aus Qual, war lediglich Erlebnis, das abgeschüttelt sein wollte; das zweite, fast eine Fortsetzung des Goedeschal, bedeutet schon bezwungenes Wissen, eine Geschichte, die immerhin gearbeitet ist: der Weg des schul- und hausentlaufenen Bürgerjungen in die Arme der Frau; die Macht des Eros, der die Tradition zerbricht und in die mit Vorurteilen betonierten Gefühle Bresche sprengt. Es ist der Zusammenbruch der bürgerlichen Mentalität unter erschütternden Krisen. Gottseidank verlor dieser Mensch nicht seine erstaunliche Fingerspitzenzartheit unter dem Zudrang des Bewußtseins. Sie zeigt sich groß in den Sekunden der Entscheidung, wo süß und bitter sich in der Liebe und in der Geschlechtlichkeit kreuzen, und dann vor allem im Aufgehen des menschlichen Erlebnisses in der Landschaft. Diese metaphysische Erfüllung ist ganz bedeutend. Sie wird durch ein gelegentliches Danebenhauen an Stellen, die einfach „gekonnt" sein müßten, geradezu gehoben. K.

Henry Sanson: Die Tagebücher der Henker von Paris. Herausgegeben von Eduard Trautner. (G. Kiepenheuer Verlag, Potsdam.)

Das historische Frankreich des Glanzes und der stärksten Verwirrung gibt die Folie eines Romans, der unter den schaurigsten Umständen, von mehreren Generationen einer Fa-

milie erlebt wurde. In Frankreich vererbte sich das Henkeramt durch fast zweihundert Jahre in der Familie Sanson; Väter und Söhne machten Aufzeichnungen (1685—1847), der letzte faßte sie zusammen als das tragische Vermächtnis, das ein Stück Geschichtsschreibung aus der Sphäre der gesetzlichen Gewalt darstellt, dort wo sie am unheimlichsten ist, aber zugleich als Dokument des Gemüts seine besonderen Ueberraschungen ausbreitet. Vorübergeführt wird hier ein Totentanz, der den griechischen Tragödien und Mythen nichts nachgibt — Narren, Attentäter, profane Menschen, die man längst vergaß, der König, Robespierre, ein Kind und wüste Spekulanten der Höllenmaschine, die Girondisten, Frau Roland und die Dubarry — d. h. die Exponenten bedeutsamer Abschnitte der Geschichte und daneben ihre namenlosen Leidtragenden. Zahllose sterben auf dem Schafott und jeder Tod ist anders; wenn man auch glaubt, geradezu einen neuen Balzac vor sich zu haben, so sind doch die Szenarien des Todes über jedes dichterische Maß hinaus groß gegeben, wie es nur ganz unliterarischen Menschen in den Berichten ihrer Erlebnisse bisweilen gelingt. Damit sie sich vertiefen, sind die Fälle mit den prozessualen Vorgeschichten versehen, und daraus wird das Werk zum historischen Quellenmaterial allerersten Ranges. Und schließlich ist es ein Fanal der Humanität, eine aus den Tatsachen emporbrechende Forderung nach menschenwürdigem Strafvollzug. *K.*

## FILM

*Harold Lloyd.*

Franz Blei, das ist historisch festgelegt, hat die schwarze Hornbrille in die Literatur eingeführt; der amerikanische Filmkomiker Harold Lloyd hingegen hat sie filmfähig gemacht. Dieser „Er“ erfindet seine Lustspiele selbst, die sich durch einen Ueberreichtum an Einfällen auszeichnen. Die deutsche Lustspiel-Filmindustrie eines ganzen Jahres bringt nicht soviel Spaß auf wie ein einziger Harold Lloyd'scher Einakter. Allerdings haben diese Lustspiele und Lloyd selbst als Komiker nicht die Hintergründe, nicht die Tiefen, wie der Weltkomiker Chaplin mit seinen Stücken. Dazu fehlt „Ihm“ die Ausdrucksfähigkeit des Körpers und Gesichts und das soziale Mitgefühl. Aber wie er die Mechanik der Welt entfesselt und umstürzt, wie er die kuriosesten Situationen durch kleine Tricks herauspeitscht, — das ist zum Schreien lustig und zugleich oft atembeklemmend wie ein Tausendkilo-Albdruck. Jetzt sieht man von ihm, geschickt nebeneinander gestellt, seinen komischsten Film und zugleich seinen aufregendsten. In „Er auf der Fuchsjagd“ wird er als Prolet in Raffkes Haus für einen Lord gehalten, denn er lügt wie ein deutscher Junker, bis er durch Hosenlosigkeit die Schiebergesellschaft revolutioniert. In dem anderen „Er im Paradies“ turnt er auf dem Eisengerippe eines Wolkenkratzers hoch über New York und kann nicht Halt und Fuß fassen. Dies Zappeln, Tau-

meln, Wanken, Gleiten macht uns so drehwütig wie einen Hund, über dessen Nase man einen Knochen im Kreise schwingt ... und schließlich ins Freie stürzend erscheint uns der nächtliche Nollendorfplatz als ein labyrintisches Gerüst, in dem Verrückte turnen (und damit sind wir vielleicht der Wahrheit näher als es uns sonst der durch gewohnheitsmäßiges Sehen der Alltagsdinge abgestumpfte Blick erlaubt).

*Kurt Pinthus.*

*Der Fall Gregory.*

Endlich sieht man einen französischen Film und die deutsche Industrie wird aufatmen, denn von hier kommt keinerlei Konukrrenz für Deutschland. Die Kriminalgeschichte vom unschuldigen Mörder, der sich nicht reinwäscht, um eine Frau zu schonen, ist bei uns in allen Varianten abgewandelt. Joe Mays „Tragödie der Liebe" erwies, was heutzutage dennoch aus solchem Gegenstand herauszuholen ist und führte zugleich mit diesem abgenutzten Motiv den deutschen Gesellschaftsfilm zur höchsten bisher erreichten Stufe. Hier schleicht die Handlung schwerflüssig und ohne jemals Spannung zu erregen über die Leinwand, ohne schauspielerische Höhepunkte. Was sage ich — Höhepunkte .... es sind nicht einmal schauspielerische Durchschnittsleistungen, auch nicht einmal die Andeutung einer erfindungsreichen, sicherformenden Regie vorhanden. Lieb Vaterland magst ruhig sein ...

*K. P.*

---

## ANEKDOTE

*Berliner Kritiker.*

Wiener Schriftsteller unterhalten sich über Berliner Kritiker. Einer erwähnt den trockenen Regenten der Deutschen Allgemeinen Zeitung. Es erhebt sich ein Verteidiger und sagt: „Oh, das ist noch einer der Lebendigsten: Er sprüht — Leder"

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 14)



---

**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise:** Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Aprilwoche

Wir alle werden am 5. Mai die Köpfe senken: Es wird ein Deutscher Reichstag zusammenkommen, von dessen geistiger Armseligkeit der Durchschnittsdeutsche sich heute noch keine Vorstellung macht, weil es ihm an vorausschauender Phantasie fehlt. Wenn die fünfhundertfünfzig Leute beisammen- oder vielmehr nebeneinandersitzen werden, wenn die erste Wirtshausbalgerei, wahrscheinlich schon in der ersten Sitzung, ausgebrochen sein wird, spätestens aber, wenn die nüchterne, mühevolle Arbeit der Wirtschaftssachverständigen dem Urteil dieses schreienden Konvents vorgelegt werden wird, dann, erst dann wird der politikferne Deutsche erkennen, daß es Sünde gewesen ist, in dieser Entscheidungsstunde des Reichs Abstinenz des Unbeteiligten zu treiben. Wer hat das innere Recht, sich in diesen Tagen, da Deutschland endlich, endlich wieder in die europäische Gemeinschaft eingegliedert wird, gleichmütig beiseite zu stellen? Wer hat das Recht, die Schwarmgeisterei der kommunistischen und der völkischen Phantasten aus der Loge des Unbeteiligten zu beobachten? Der Ekel vor den nichts-als-nur-agitatorischen Politikern darf kein Grund sein, den Unverantwortlichen das weite Feld zu überlassen. Die Abstinenten der deutschen Politik sind die eigentlich Schuldigen! Jenes Viertel der Wählerschaft, das sich überlegen dünkt, müßte vor den Richterstuhl der Nation gezogen werden. Heißt denn Geistigkeit wirklich Entschlußunfähigkeit?

In anderen Perioden war Skeptizismus, Müdigkeit, Verdrossenheit vielleicht entschuldbar. An diesem Maitag streitet Nüchternheit wider Betrunkenheit, Ueberlegung wider Tollheit, Hirn gegen Laune. Im Proletariat nennt sich die Besoffenheit kommunistisch, im Bürgertum heißt sie völkisch. Siegten die Taumelnden, säßen achtzig Kommunisten neben hundertfünfzig Völkischen und Nationalisten, dann wäre mit einem solchen Analphabetenparlament alle Hoffnung auf die leise begonnene, langsam erstarkende Rekonvaleszenz des Reiches begraben. Deutschland, das einstmals reiten sollte, nachdem es Bismarck in den Sattel gesetzt, kann vor Schwäche noch nicht gehen. Es hat die behutsame Politik stiller, fürsorglicher, nüchterner Krankenpfleger nötig.

An der Bahre von Hugo Stinnes hat Paul Lensch in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" zum Ruhme des großen Monomanen eingestanden: „Er arbeitete immer . . . . Im Grunde ist der Krieg an der deutschen Arbeitswut ausgebrochen, wie sie besonders repräsentiert ist in den großen typischen Industrieführern Deutschlands. Diese Arbeitswut trieb die französischen Bourgeois zur Verzweiflung, empörte aber noch mehr den englischen Industrieherrn, der genug gearbeitet zu haben glaubte, wenn er drei bis vier Stunden des Tages dem Geschäft gewidmet hatte, um dann im Smoking für den Rest des Tages das Leben des vornehmen, d. h. des müßiggängerischen Gentlemen zu führen. Nirgends ist die antike Auffassung der Griechen vom Wesen der „Freiheit" so in das praktische Leben eingedrungen wie in England . . . . Und da kam die neue furchtbare, dämonische Klasse der Arbeitenden, der neue deutsche Unternehmertypus, der nichts kennt wie Arbeit und immer wieder Arbeit." Bereitet Herr Lensch schon öffentlich seinen Rückzug aus dem Stinneslager vor? Seit er für die Zeitung des großen Monomanen gemietet wurde, hat er kein wahreres Wort geschrieben als dieses letzte. Ja, an diesen Arbeitswahnsinnigen ist der Weltkrieg entstanden, ja, diese Monomanen, für die es nicht Natur, nicht Kunst, nicht Muße, nicht Besinnung gab, haben Deutschland beinahe zerbrochen. Diese gottlosen Narren der Arbeit haben die Nation physisch und psychisch zerstört. Der schwarze Himmel ihrer Industriestädte drohte sich über ganz Europa auszudehnen. Frankreich, das auch in die Fabrikswelt ein bißchen Heiterkeit bringen wollte, bebte vor dem besessenen Nachbar. Es war nicht Paul Lafargue allein, der das droit à la paresse forderte. England, voll Religion und Tradition, wollte das bißchen Grün am Wochenende nicht opfern. Der Typus Stinnes aber raste, um die Welt zum ungeheuren Fabrikssaal zu machen. Ist diese Arbeitsmonomanie wirklich ein deutsches Ideal? Gotthold Ephraim Lessing scherzte vor hundertfünfzig Jahren:

Laßt uns faul in allen Dingen,
Nur nicht faul zu Lieb und Wein,
Nur nicht faul zur Faulheit sein!

Immer ist der Glaube an die schöpferische Muße in den stärksten Köpfen der Nation lebendig gewesen. Helmholtz erzählt in seinen Erinnerungen, nicht in der emsigen Beschäftigung im Laboratorium sei er fruchtbar geworden, sondern in stillen Spaziergängen, auf Wegen mit ganz leiser Steigung. War denn wirklich Bethmann, der sechzehn Stunden, treu, ehrlich und fleißig, über seinen Akten saß, der schöpferische Staatsmann, oder Bismarck, der erst mittags aufzustehen pflegte (worüber sich die Generäle im Siebzigerkrieg gelb ärgerten), Bismarck, der wochenlang in Varzin oder Friedrichsruh gemächlich verbrachte, innerlich, nicht äußerlich gebunden. Die Monomanen, die Lensch rühmt oder vielmehr anklagt, hatten

kein Auge für die andern. Erst haben sie die Seele ihrer Arbeiter übersehen und so den inneren Zwiespalt in die Nation gebracht. Ein wahrhaft Deutscher, Paul de Lagarde, warnte vergebens:

„Es ist von niemandem zu verlangen, daß er jahraus jahrein nichts tue als die Maschine stellen und beaufsichtigen, welche Briefumschäge faltet und leimt oder Nadelöhre bohrt. An dergleichen wird das Herz nicht satt. Der Mensch will Ganzes haben . . . Die notwendige Folge solcher Beschäftigungen, wie sie die Industrie zumutet, ist die, daß die Beschäftigten einen Ersatz für die dem Menschen nun einmal wie Lust und Luft nötige, übrigens jetzt in Deutschland überall, aber namentlich in den Werkstätten und Fabriken, fehlende Freude verlangen . . ."

Sie übersahen die Seele der Arbeiter und wollten ihn mit Zuchthausgesetzen zu ihrer Monomanie bekehren. Dann aber übersahen sie die Seele Europas, das sich ihrem freud- und gottlosen Sechzehnstundentag nicht anschließen wollte. Ein Weiserer als Stinnes, einer, der Arbeit und Muße zu vereinen gewußt, Walther Rathenau, sah den Zusammenbruch und warnte 1912: „Es kommt hinzu, daß in Deutschland seit fünfundzwanzig Jahren die Geschäfte gut gehn. Kein Mensch will beim Geldverdienen gestört sein. Noch zehn Jahre, so ist er reich, so lange wird es halten, alles andere später. Politik? Mögen Fachleute und Arbeitslose sich drum kümmern, wenn nur die Konjunktur bestehen bleibt. Krieg? Wir haben vierzig Jahre Frieden gehabt und wollen keine Abenteuer. Verfassung? Diejenige ist die beste, welche die Geschäfte nicht gefährdet, gute Polizei übt, die Arbeiter im Zaum hält und wohlhabenden Bürgern verdiente Ehren zugänglich macht." Die Monomanen hörten nicht, und keiner hat besessener an der Mechanisierung der deutschen Seele gearbeitet als Stinnes mit seinen Kirdorfs und Vögler. Ihre Besessenheit hat erst das Erstaunen, dann die Angst der Welt erweckt. Der Achtzehnstundentag des Hugo Stinnes, Lensch hat ganz recht, hat Deutschlands Tragödie heraufbeschworen.

---

Wir leben in einer Zeit, wo die Nationalitätsidee ihre größten Triumphe feiert. Ob man selbst ein Schwärmer für diese Idee ist und in ihr allein das Heil der Welt erblickt, ob man den heutigen Nationalitätenschwindel als eine vom höheren kosmopolitischen Gesichtspunkt bedauerliche Verirrung verdammt, oder ob man den gegenwärtigen einseitigen Kultus des Nationalbewußtseins als eine Uebergangsperiode zu künftiger gegenseitiger Duldung und freundnachbarlicher Eingliederung in den Organismus der Menschheit betrachtet, immerhin muß man mit den gegebenen Tatsachen rechnen.

*Eduard von Hartmann.*

Wie ein Papst bloß durch zwölf christliche Altäre das Kolosseum vor dem christlichen Zertrümmern behütet hat, so sollten wir uns gegen Franzosen mit nichts so sehr wehren als mit — ihren Vorzügen, so daß wir uns als Einheimische anpflanzten ihr zartes, persönliches und vaterländisches Ehrgefühl, ihre Umsichtigkeit, ihre frohe, leichte Lebensansicht und ihren schnellen Entschluß.

*

Laßt uns nicht über dem vermoderten Reichskörper die ewig lebende Reichsseele vergessen.

*

Die stehenden Heere treiben einander zu gegenseitigen Vergrößerungen soweit hinauf, bis die Staatskörper unter der Strafe des Gewehrtragens erliegen und gemeinschaftlich ihre schwere Rüstung ausziehen. Soweit wird die Menschheit kommen, daß sie sich reinigt bloß durch Drohen des Krieges, nicht Führen desselben, bloß durch kalte, nicht durch warme Kugeln.

*

Das Ernten dauert länger, als das Säen. Zu jeder Zeit ist Krieg, wenn nicht körperlicher, doch geistiger, und körperliche Siege fordern geistige heraus.

*

Das Höchste der Menschheit ist die vereinigte Achtung des Neuesten und Aeltesten, und wir können durch nichts unserer Zeit mehr das Zeichen einer heiligen geben, als durch die Vereinigung unseres Enthusiasmus mit dem Gesetz.

*

Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegsbrennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen; wollte er nur halb soviel Kosten aufwenden, um Menschen, als um Unmenschen zu bilden, und halb soviel, sich zu entwickeln, als zu verwickeln: wie ständen die Völker ganz anders und stärker da.

*

Die Zukunft hat keine Sicherheit vor Kriegen; England oder Frankreich oder Rußland wirft neue Flammen aus und Lava. Nur die Kultur der Sitten und Köpfe kann helfen, keine Körpermacht.

*

Die Gewalt des Sittlichen, die nur in den Einzelnen wohnen kann, gleicht dem leisen, zuweilen harmonischen Forttröpfeln des Tropfsteinwassers in großen Höhlen. Die kleinen Tropfen erschaffen zuletzt feste Steingestalten, Altäre und Wunderwesen, und verkleiden das Bilden in Tönen. Aber der Strom, die Flut, die Sintflut setzen nicht an, sondern reißen nur weg.

Hugo Stinnes hat wahrscheinlich eine größere Rolle im Denken seiner Zeitgenossen gespielt, er hat wahrscheinlich mehr Hirne, mehr Gefühle und mehr Federn dauernd in Bewegung gesetzt, als irgend ein anderer Mensch irgendwann zuvor bei Lebzeiten vermochte. Denn seine Erscheinung war vor der Oeffentlichkeit mit dem doppelten Zauber dessen ausgestattet, was nicht nur in dieser, sondern auch in einer vorangegangenen Menschheitsepoche, in geschichtlicher und moderner Zeit Irdische von Fleisch und Blut ins Ueberirdische steigerte: —: er war ausgestattet sowohl mit dem uralten Zauber des Mystischen, als auch mit dem sehr heutigen Zauber des Zyklopischen. Dieser Mensch schien im Lande wie draußen zugleich allwirkendes, geheimnisvolles Schicksal, das kaum noch in stofflichen Bedingungen gedacht werden konnte, sodaß der Sterbliche vor den Augen seiner Mitwelt schon entanthropomorphisiert, schon von jenem körperlosen Schimmer umflossen schien, der in grauen Zeiten für Geister, Götter und Heilige Verehrung entzündete („Gott Stinnes"); zugleich aber appellierte er mit überwältigendem Eindruck auch an den Sinn unserer Tage für Quantität der Materie, reizte er die Phantasie durch die Kolossaldimension des Stofflichen, erzwang er mit der riesenhaftesten aller bisher erlebten Substanzakkumulationen Vorherrschaft auch im Bereich jener neuen Romantik, die das Uebermenschliche nicht mehr in der unmeßbaren vierten Dimension, sondern im Ueberdimensionalen der drei meßbaren sucht.

Kein Wunder, daß diesem im Bewußtsein seiner Zeitgenossen beispiellos Lebendigen, diesem zugleich Undurchsichtigen und überall Sichtbaren, in kaum einem der zehntausend Nachrufe das Prädikat „groß" verweigert wurde. Sein Wirken in der Politik, seit je hart umstritten, fand freilich auch nach seinem Tode noch dieselbe Kritik, mit der es, wie wir wissen, oft genug begleitet werden mußte. Seine privatwirtschaftliche Kapazität dagegen, sein kaufmännisches Genie, seine industrielle Qualifikation scheinen festzustehen wie ein Axiom. Die Leistung, der ungeheuer gehäufte Besitz scheint diese Gaben genügend zu beweisen, der unvergleichliche Erfolg scheint genügend klarzustellen, daß sein Urheber auch an kaufmännischen Gaben unvergleichlich, an kaufmännischer Methodik mustergültig gewesen sein muß.

Entspricht diese weltweite Meinung der Wahrheit? Ist es wirklich so, daß die Quantität des kaufmännischen Erbes in diesem Falle auch die kaufmännische Qualität des Erblassers bestätigte? Ist es wirklich so, daß der Kaufmannstyp Stinnes in Hinkunft als Ideal — als privatwirtschaftliches oder gar volkswirtschaftliches — wird gelten dürfen?

Die Frage mag überraschend klingen, und sie ist sogar überflüssig, wenn unter Kaufmannstum vor allem jene Serie von Hilfseigenschaften verstanden wird, von denen in den letzten Tagen so viel zu

lesen war, — Hilfseigenschaften wie Fleiß, Anspruchslosigkeit oder Talent für Mitarbeiterwahl, die Stinnes tatsächlich in beneidenswert hohem Grade besaß. Aber nicht hierin erschöpft sich ja wohl das Wesen des „königlichen", also des idealen Kaufmanns. Dessen Arbeit hat eine öffentlich-objektive und eine privat-subjektive Seite. Der Oeffentlichkeit gegenüber besteht seine Leistung darin, daß er der Wirtschaftsgesellschaft zu einem neuen Plus an nützlichen Gütern verhilft, in einer Weise, die den Wohlstand oder das Wohlbefinden der Gesellschaft, ungeachtet seines eigenen Nutzens, erhöht. (Wobei ich natürlich nicht so naiv bin, zu glauben, der Kaufmann selbst denke bei seiner Arbeit wesentlich an die Allgemeinheit, oder sei auch nur verpflichtet, es zu tun; in einer normal funktionierenden Wirtschaft arbeitet eine Art natürlicher Silektion in dieser Richtung.) Und die private Legitimation dieser Leistung wiederum besteht darin, daß das kaufmännische Ergebnis nur mit kaufmännischen Mitteln erreicht wurde, daß es ferner auch unter Ueberwindung jener Widerstände erreicht wurde, die den normalen Gang des Geschäftslebens charakterisieren. Groß ist als Kaufmann objektiv nur der, der dem Wirtschaftsganzen mehr gibt als er von ihm empfängt (obwohl er sehr viel von ihm empfangen kann!); und subjektiv ist es nur der, der seine Erfolge lediglich eben dieser seiner kaufmännischen Tätigkeit verdankt (nicht etwa dem Schwert, der Politik oder sonstiger außerkaufmännischer Gewalt), der ferner von sich sagen kann, daß ihm kein Glücksfall irgendwelcher Art den Kampf mit einem der wesentlichen Probleme der Finanzierung, der Organisierung, der Kalkulation und der Konkurrenz ersparte.

Wie steht es mit diesen Merkmalen im Falle Stinnes? Ich wünsche den Toten nicht herabzusetzen, aber ich glaube, eine genaue Analyse der Bedingungen, unter denen seine Laufbahn sich vollzog und der Resultate, zu denen sie führte, kann kein anderes Ergebnis haben, als daß er in diesem Sinne merkwürdigerweise nur gerade in derjenigen Periode seines Lebens ein tatsächlich überragender Kaufmann gewesen ist, in der die Oeffentlichkeit noch kaum seinen Namen kannte, — also in der Periode bis 1914. Späterhin wird sein Kaufmannstum und gewiß seine kaufmännische Größe immer problematischer; und gerade von jenem Jahre 1919 an, in dem die Lawine seiner rasenden Expansion zu rollen beginnt, in dem sein Name bis in die fernsten Weltwinkel dringt, wird es dem objektiven Beobachter immer schwerer, Merkmale echter kaufmännischer Größe in diesem ganzen Exzeß festzustellen, und jenes Prädikat „Kaufmann", das vordem wirklich schlichten Stolz ausdrücken mochte, beginnt mehr und mehr wie eine immer notleidendere Verschönerungsmaske vor einem Typus zu wirken, der die Bezeichnung Kaufmann höchstens noch in einem furchtbar verzerrten Sinne verdient.

Was war es mit dem Vorkriegs-Stinnes?

Es ist ein Irrtum, selbstverständlich, daß er seine Bahn sozu-

sagen aus dem Nichts heraus angetreten habe, auf nichts anderem fußend als auf jenen 50 000 Mark, mit denen der 23-Jährige anno 1893 seine Hugo Stinnes-G. m. b. H. gründete. Er leitete damals bereits das generationenalte Stammhaus Mathias Stinnes, einen ziemlich komplizierten Betrieb mit allerhand Verzweigungen in der Urproduktion und im Transportwesen, und behielt diese Leitung auch nach Gründung der eigenen Firma unverändert bei, sodaß dem Privatunternehmen außer seinem nominellen Kapital von vornherein nicht nur erhebliche unmittelbare Kredite beim Familiengeschäft, sondern auch mittelbar all jene Erleichterungen und Finanzierungsmöglichkeiten zur Verfügung standen, die das Ansehen und die Bedeutung des Stammhauses gewährten. Trotzdem ist die Entwicklung zwischen 1893 und 1914 stupend; man braucht zu ihrer Charakteristik nur daran zu erinnern, daß schon 1898 das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk und schon 1901 die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G. gegründet wurden, — zwei Schöpfungen von so genialischem Wurf, daß sie als Lebenswerk eines Industrieherrn ganz großen Formats allein genügen könnten. Namentlich das Elektrizitätswerk ist von einer eminent weitschauenden, von einer grandiosen industriellen Idee getragen —: von der damals keineswegs auf der Straße liegenden Idee, das ganze, so ungeheuer kraftbedürftige Rhein-Ruhrrevier nach Möglichkeit auf Elektrizität umzustellen und es von einer einzigen Zentrale aus mit Strom zu speisen. Dieses Ziel war schon vor dem Kriege erreicht, zwei Provinzen bezogen die Energie für ihre Beleuchtung, für den Betrieb ihrer Straßenbahnen und für hundertfältige industrielle Zwecke (sie bezogen teilweise aber auch Wasser und Gas) von dem R. W. E., dessen gemischtwirtschaftliche Konstruktion (unter Beteiligung einer ganzen Reihe von Stadtgemeinden) überdies ein vorbildliches Kabinettstück klug ausbalancierender Gesellschaftsequilibristik darstellt.

In alledem funkelt das industrielle und kaufmännische Bild Hugo Stinnes beneidenswert hell, nur den besten deutschen Köpfen auf gleicher Linie, nur etwa Werner v. Siemens, Emil Rathenau oder Ballin vergleichbar. Weder von den objektiven noch von den subjektiven Merkmalen kaufmännischer Auserwähltheit fehlt irgend eines. Niemand wird bestreiten wollen, daß der wirtschaftliche Gesamtheitsnutzen dieser produktiven Privatwirtschafts-Organismen erheblich war, — sicher erheblicher als der private Nutzen, den ihr Schöpfer aus ihnen zog, niemand wird ferner bestreiten können, daß der erreichte Erfolg tatsächlich rein kaufmänischer Natur war, daß er nur der Güte der Idee, der Geschicklichkeit ihrer Verwirklichung, der Oekonomie des Betriebs, der Qualität des Produkts entsprang, und daß er unter Bedingungen errungen werden mußte, in denen die freie Konkurrenz mit all ihren Problemen schon als eine Art Gottesurteil über die kaufmännische Qualifikation eines Erfolgreichen gelten kann, dergestalt, daß zwar nicht jeder Berufene überragend er-

folgreich, jeder überragend Erfolgreiche aber doch berufen sein muß.

Aber es kam der Krieg und er wandelte das Bild. In den Krieg trat Hugo Stinnes bereits als eine sehr stark fundierte, industrielle und händlerische Macht ein, und solchen Großmächten gilt noch stärker als den Kleinen gegenüber das Gesetz, unter dem moderne Kriege nach der geschäftlichen Seite hin überhaupt zu stehen scheinen: das Gesetz von der Aufhebung der Marktgesetze. Einesteils, was den Gütermarkt anbelangt, wurde der Produzent in einem wissenschaftlichen Sinne Monopolist, und zwar insofern, als der eine große Käufer, der am Markte war, nämlich der Staat, seiner Ware gar nicht entraten konnte, sodaß die Kontrolle der Konkurrenz nach der Seite der Verkaufspreise hin vollkommen aufhörte und dieser normalerweise höchst wichtige Aspekt der Preisbildung Jahre hindurch überhaupt nicht mehr beachtet werden mußte. Andernteils, was den Geldmarkt anbelangt, gab es für den Produzenten (namentlich für den Großproduzenten) praktisch überhaupt keine Schranken mehr, denn abgesehen von der Flüssigkeit, die der Geldmarkt damals schon aus eigenem aufwies, war es der Staat selbst, der auf dem Wege künstlicher Kreditschöpfung fast jedem Finanzierungsbegehr seiner großen Erzeuger und Händler mit spielerisch graziöser Geste nachkam. Die Expansion seiner Geschäfte, die Stinnes in dieser Kriegsperiode durchführen konnte, — eine dreifache Expansion in Höhe des Umsatzes, in Ausbau von Bestehendem und in Zubau von Neuem, — diese Expansion erfolgte also unter Bedingungen, in denen diejenigen Schwierigkeiten vollständig ausgeschaltet waren, die normalerweise am Anfang und am Ende jeder kaufmännischen Betätigung stehen: die Schwierigkeiten einerseits der Finanzierung und andrerseits des Absatzes. Er fällt schwer, in Erfolgen, die ein von eingebrachter Macht bereits Gestützter unter solch extraordinären Verhältnissen erringt, ohne weiteres noch den Beweis großer Kaufmannschaft zu erblicken, mag er im übrigen, im Detail, auch eine Titanenarbeit dafür verrichtet haben.

Aber sei dem, wie ihm wolle: der Krieg war immerhin nur ein vorübergehender Zustand, und es war an sich möglich, daß das echte Kaufmannsingenium, das während seiner Dauer in gewissem Sinne zwangsweise brachliegen mußte, nach seinem Abschluß wieder steil emporschießen konnte. Dies war möglich, theoretisch, — aber auf die Gefahr hin, für albern erklärt zu werden, und in scheinbarem Widerspruch zu allen sichtbaren Tatsachen möchte ich behaupten, daß diese Renaissance des Kaufmannsgeistes in seiner guten, seiner fruchtbaren Form nach dem Kriege bei Hugo Stinnes tatsächlich ausgeblieben ist, daß er als Kaufmann vielmehr Schritt um Schritt abwärts sank und daß sein Tod vielleicht nur der historische Ausdruck dafür ist, daß es den „Kaufmann“ Stinnes in einem vertretbaren Sinne bereits seit langem überhaupt nicht mehr gab.

(Schluß folgt.)

Der kleine Pierre Nozière ist am Quai Malaquais geboren. Die bewohnte Erde reicht ganz genau bis zur Pont d'Austerlitz. Was drüben liegt, der Louvre, die Tuillerien, das Palais Bourbon — das ist die weite, weite Welt, das Unendliche, Undurchforschbare, das Reich der Hypothesen und der Träume. Der kleine Pierre ist sich klar darüber, daß eine Expedition dort hinüber mit tausend Gefahren verbunden ist, denen er sich nicht gewachsen fühlt.

Aber der kleine Pierre Nozière, wie alle primitiven Menschentiere und Menschenherden, wenn sie zu denken beginnen, stellt sehr schnell die fünf oder sechs Dinge, die er kennt und weiß, neben die Myriaden, die er nicht kennt und nicht weiß, und bildet sich aus beiden eine Kosmologie und Kosmogonie. Er macht das ganz genau so, wie etwa die Griechen zur Zeit Hesiods oder die Germanen zur Zeit der alten Edda oder die Perser zur Zeit der Avesta, und das Resultat ist in der Tat von einer verblüffenden Aehnlichkeit: die Achse der Erde, das ist natürlich Mamas Schlafzimmer. Jenseits der erforschten Welt muß es auch etwas geben, aber was? Nun, das, wovon wir träumen, nachts oder auch untertags, wenn wir auf der Erde kauern und mit der hölzernen Arche Noah spielen, die die Tante geschenkt hat. Was ist das aber? Die Bilder aus der Hausbibel. Der Garten Eden, und Ruth in ihrem Aehrenfeld, und Esther auf ihrem Throne, und der babylonische Turm. Das ist die Kosmologie des kleinen Pierre Nozière — wollte sagen des kleinen Anatole Thibaut, der sich später „France" nannte und sehr berühmt wurde, Mitglied des Institut de France, Nobelpreisträger, und der dreißig oder vierzig Bände*) geschrieben hat, in denen er sich mit Aufwand nicht gewöhnlicher Geisteskräfte und mit einem anerkennenswerten guten Willen bestrebt hat, diese seine Kosmologie in einigen Punkten zu verbessern — — ohne sich im übrigen übertriebenen Hoffnungen hinzugeben, denn er war sich immer klar darüber, daß das System das gleiche bleibt, auch wenn das Resultat sich ändert.

So entstand, wenn ich nicht irre, die Kosmologie der „Revolte des Anges", die Kosmologie des „Weißen Felsens", des „Epikur" und vieler Novellen.

Dem Studenten hatte der weise alte Herr von Dubois den Sinn der Antike und jeder menschlichen Harmonie überhaupt in den

---

*) Deutsche Bibliographie (unter Weglassung überholter Ausgaben): 1. Sämtliche Romane und Novellen, bisher 18 Bände, im Musarion-Verlag, München. 2. „Der fliegende Holländer" u. a. Novellen: „Der kleine Peter" mit der Fortsetzung „Blütezeit des Lebens"; „Der dürre Kater"; alle bei Kurt Wolff, München. 3. „Professor Bonnards Schuld" bei Reclam (schlechte Uebersetzung). 4. „Meinungen des Abbé Coignard" bei Georg Müller. 5. „Epikurs Garten" (Philosophische Notizen) bei Bruns, Minden. Ferner zwei Bücher über Anatole France: von Georg Brandes (Bard Marquardt Verlag, vergr.) und von Paul Wiegler (Musarion-Verlag).

Satz der sophistischen Schule zusammengefaßt, daß „der Mensch das Maß aller Dinge“ sei; und gegen diesen Satz, der Anatole Frances philosophischer Leitsatz blieb, hatte der junge Baccalaureus vermutlich nur den einen franziskanischen Einwand, warum er sich denn auf den Menschen beschränke, und nicht den Hund, eine Blume oder das zarte Gespenst irgendeines Elementargottes, einer Fee, eines Satyrs, einer Quellennymphe, miteinbeziehe. Er hat sehr bald erkannt, daß die Welt des heiligen Franziskus von Assissi nichts weiter ist, als eine beseelte Fortsetzung und Fortbildung dieser antiken Weltidee, und so hat er seiner eigenen Kosmologie gerechterweise die Kosmologie eines Hundes namens Riquet, einer Blume, eines Satyrs, einer Märchenfee und ich weiß nicht wessen noch, hinzugefügt, immer nach dem Verfahren des kleinen Pierre Nozière, weil es ja ein anderes garnicht gibt und auch Laplace oder Newton kein anderes hatte.

Aber eben, weil er bei diesem Ursprünglichsten verblieb, auch wenn er sich an das Vieldeutigste, Unausdeutbarste hingab: ebendeshalb blieb er immer so wunderbar rein und einfach wie ein Kind, das gerade die Augen aufschlägt, oder wie ein uralter Volksstamm des reinen, ländlichen Zeitalters, wie ein etruskischer Bauer oder ein homerischer Sänger oder wie das jungfräuliche Herz einer urchristlichen Bekennerin.

Niemals, seit den Tagen Homers oder des heiligen Franziskus, ist den Dingen dieser Welt, den beseelten wie den scheinbar unbeseelten, ein andächtigerer, schlichterer, hingebenderer Sprecher erstanden, als dieser. Immer strömt ihm mühelos die ganze Welt mit allen Himmeln im Kleinsten zusammen, wenn er das Kleinste ausspricht; und immer wieder faltet sich aus diesem Kleinsten das unendliche Universum auseinander, Pulsschlag der Himmelssphären, Mischung und Entmischung der Urelemente, Vergehen und Werden, Zersetzung und Allotropie: das Weltbild gespiegelt in einem sanften Kindesauge. Wenn man sehr lange jung ist, wenn man noch im achtzigsten Jahre Kinderaugen hat, so fühlt man allmählich in sich selbst den Begriff der Zeitlosigkeit entstehen, und dann liebt man natürlich am meisten jene Epochen, in denen sich diese ewige Zeitlosigkeit, die ewige Wiederkehr des Gleichen offenbart, die Epochen der angeblich großen historischen Wandlungen, in denen eine Welle abgelaufen ist, und eine neue, nämlich dieselbe Welle, sich wieder zu heben beginnt. Etwa der Uebergang der antiken Welt in das Christentum. Wobei es besonders wichtig ist, festzustellen, daß es eben nur eine periodische kosmische Welle ist, die alle Menschenseelen in gleicher Weise hebt und senkt, und daß der fanatischeste Gegner des Urchristentums, Julian Apostata, in allen Punkten seiner neuplatonischen Religion bis aufs I-Tüpfelchen übereinstimmt mit dem fanatischesten zeitgenössischen Verfechter des Christentums, Gregor von Nazianz. Oder: daß die Menschen des kommunistischen Weltstaates in tausend Jahren sich gegen gefähr-

liche Radikalrevolutionäre werden wehren müssen, wie die heutige bürgerliche Gesellschaft gegen die kommunistischen Revolutionäre, und daß der Mensch auch dann nicht glücklicher sein wird als heute, weil Menschenmord und Menschenfresserei niemals aufhören können: denn diese haben uns aus Tieren zu Menschen gemacht, diese haben unsere Kultur aufgebaut und bauen sie ewig weiter.

Wo, wo ist der Felsen in diesem ewigen Flusse, wo ist der Halt, um sich festzuklammern? In der Lüge. Auch die Lüge ist schön, weil sie notwendig ist, und ganz besonders anmutig ist sie, wenn sie zu einer wohlgegliederten Architektur sich zusammenfügt, zu einem Palast aus lauter Fiktionen, die man „Ideen" nennt, etwa zu einer Religion. France liebt an der katholischen Religion die scharfe, elegante Kante ihres Dachfirstes, wo sie in einem feinen, zarten Filigrangitter aus lauter ganz spitzen Paradoxen sich allmählich ins Nichts verliert. Er hat aus lauter solchen spitzen Paradoxen mosaikartig eine ganze Gestalt zusammengesetzt, die Gestalt des Abbé Coignard, dessen Körper, von vielen Sünden und vielen verspeisten Krammetsvögeln einigermaßen aufgedunsen, dennoch ganz fest auf zwei Beinen steht, weil ein Christenmensch doch der dauernden himmlischen Gnade ganz sicher ist und niemals ganz genau wissen kann, in welcher erstaunlichen und ungewöhnlichen Gestalt sich ihm diese göttliche Gnade zufällig offenbart. So ist auch Anatole Frances Beziehung zum lieben Gott im Grunde keine üble: er hat Zeus gestürzt, als Zeus alt und schwach wurde, wie Zeus den Uranos gestürzt hat, als jener alt und schwach wurde, und wie auch er eines Tages gestürzt werden wird, bis er alt und schwach sein wird, wenn er nicht etwa schon heute gestürzt ist; France hält einen Weltbeherrscher nicht für klüger oder für dümmer als den anderen, er ist wie Helmholtz überzeugt davon, daß zum Beispiel die Konstruktion des menschlichen Auges die Hand eines ziemlich minderwertigen Optikers verrät und die Kräftegesetze zwischen den Himmelskörpern einen etwas unpraktischen Mechaniker; daß aber die kompakte Majorität der Menschheit einen Weltherrscher braucht und immer brauchen wird und daß Weltbeherrscher immer der sein wird, der dasselbe denkt, was die kompakte Majorität denkt, nur etwas intensiver — hienieden wie im Himmel. In dieser Hinsicht stellt er eine gewisse charakterologische Aehnlichkeit zwischen Jehovah und Napoleon fest.

Damit ist der Ideenbau des Judenchristen in dem Franceschen Ideenbau aufgelöst — nicht aber in seiner Seele, wenn dieses etwas unpassende Wort in die Erörterungen eines lukrezischen Geistes und strengen Materialisten eingeführt werden darf.

Er gesteht, daß der Schmerz allein die große Schönheit, den großen Genuß, die große Fruchtbarkeit gewähre. Das scheint mir ziemlich christlich gedacht. Und, da er als guter Materialist die Metaphysik verachtet, da er diesem Schmerz einen übersinnlichen Sinn im Weltall nicht zusprechen kann, so ist dieser Schmerz in

ihm von einer erbarmungslosen, vernichtenden, übermenschlichen Härte und trägt, wo er ist, überall den Keim zum Nichts, zum Chaos, zur trostlosen Auflösung in sich. Es fehlt ihm vielleicht nichts weiter als die Benennung „Hölle", um eine richtige christliche Hölle zu sein.

Er kennt die Sehnsucht nach dem Unmöglichen und die Realität des Unerreichbaren, die realer ist als die Dinge, die uns umgeben. Der Kirchenvater Tertullian mit seinem „credo quia absurdum" und der christliche Metaphysiker Kierkegaard mit seinem unerreichbaren Gott, gegen den man immer im Unrecht bleibt, würden ihm ihren Segen dazu geben. France unterscheidet sich von diesen manchmal durch nichts als dadurch, daß er diese überirdischen Realitäten zu benennen vermeidet: also nicht mehr als etwa Julian Apostata von seinem Antipoden Gregor von Nazianz. Aber er wird ohne weiteres zugeben, daß auch ein so souveräner Geist wie seiner nicht souverän genug sein kann, um sich dem Heben und Senken der kosmischen Wellen zu entziehen. Er fühlt den grundlosen kosmischen Liebeshaß, die Zufälligkeit, Unwirklichkeit und Vergänglichkeit des äußeren Liebesobjektes, die Wahrheit, Einheit, Ewigkeit, Unerfüllbarkeit und Unberührbarkeit seines inneren Objektes: aber er würde ihr um keinen Preis diese Namen geben, weil hier doch der Spiritualismus und damit die Religion beginnt.

Sein Heidentum ist immer mit der geheimen Wollust der intellektuellen Sünde gewürzt; die „Versuchung durch den Bösen" ist immer da, wo sie genannt wird (und das geschieht sehr oft), aber auch, wo sie nicht genannt wird. Wir kennen die reizende naive Blasphemie in der altfranzösischen Cantefable von Aucassin und Nicolette, an der Stelle, wo die kleine Nicolette in den Himmel kommen soll und den Pförtner fragt, wer denn darin wohne? „Nun, die Heiligen und die Kirchenväter und die reinen Jungfrauen, wie du eine bist!" wird ihr geantwortet. „Und wo sind denn die schönen Ritter und die schönen Edeldamen und die klugen Männer?" „Im Fegefeuer!" „Und wo ist mein Liebster Aucassin?" „Unter ihnen!" „Nun, dann will ich auch lieber ins Fegefeuer kommen, das Paradies scheint mir zu langweilig zu sein!" Ich will nicht beschwören, daß ich wörtlich zitiert habe, ich will nur auseinandersetzen, daß es ganz genau diese kindliche und unschuldige Form des Sündenfalls ist, die Anatole France seit rund sechzig Jahren sozusagen täglich und stündlich betreibt, weshalb er auch mit Recht hoffen darf, daß ihm Gott am jüngsten Tage oder schon vorher vergeben wird. Er liebt die schönen Ritter und die Edeldamen mit der elfenbeinfarbenen Haut, naiv, witzig und wollüstig, die klugen Männer mit respektlosen Gedanken, er hat unzählige schöne Fabeln und Geschichten von ihnen erzählt, so schön und so naiv, wie die altfranzösischen Fabeln von Aucassin und Nicolette oder von Amie und Amile, den beiden treuen Freunden, so schön wie die Märchen des Mütterchen Gans von Perrault, schön wie frische Blumen auf

dem Felde, die vom Morgentau glänzen; er hat immer gewußt, daß er im Fegefeuer ist, aber er hatte eben die unbezwingliche Sehnsucht eines kleinen unschuldigen Mädchens nach dem Fegefeuer, weil dort die Farben in der Glut offenbar noch bunter strahlen und die Leidenschaften noch feuriger lodern als auf Erden.

Hierin hat er sich übrigens geirrt: seine Farben sind noch reiner, wenn er auf der Erde bleibt. Es ist sehr traurig, aber wahr, daß mir auch hier wieder kein schicklicher Vergleich mit seinen geistigen Ahnherren einfällt, den großen französischen Atheisten von Gassendi über Holbach und Condorcet bis Tracy, sondern ein sehr unpassender Vergleich: mit der Bergpredigt. Es ist ja gleichgültig, was ein Dichter bei irgendeinem Anlaß meint; wichtig ist es, wenn ihn die Wirklichkeit des Lebens überwältigt und die heilige Geburt des Menschen aus dem Menschen, der Form aus dem Dichter da ist. In dieser Hinsicht ist es betrübend, festzustellen, daß dieser seltsame Zeugungsakt im Körper dieses Heiden in allen acht Fällen der christlichen „Seligpreisung" erfolgt, und niemals sonst so intensiv, wie gerade in diesen acht Fällen. „Selig sind, die arm im Geiste sind": da ist seine rührendste Männergestalt, der namenlos einfältige Fra Giovanni im „Brunnen von Santa Clara". „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden": seine unsterblichste Novelle, die vom braven Gemüsehändler Crainquebille. „Selig sind die Barmherzigen": Professor Bergeret in den vier Bänden der „Histoire contemporaine". „Selig sind die Sanftmütigen": seine ergreifendste Frauengestalt, Frau Nozière. „Selig sind, die da Leid tragen": seine blutvollste Jünglingsgestalt, der vom Schmerz zerrissene Jean Servien . . . aber ich möchte diesen pietätlosen Scherz nicht zu Ende führen. Denn es ist natürlich nur ein Scherz, wenn man aus Anatole France einen Urchristen machen will. Ich will nur noch hinzufügen, daß seine Novellen und Romane die schönsten und andächtigsten Seligpreisungen sind, die es überhaupt gibt . . . .

Er ist kein Christ, er ist auch kein Heide — er ist aus der Ecclesia der ganz großen Epiker von Homer bis Stendhal. Das ist nämlich auch eine ganz selbständige Religion, die einen Menschen von oben bis unten ausfüllt, wenn er sie hat: das unerschöpfliche Mysterium des Nebeneinander-Existierens aller neben allen, des Einander-Berührens, des Aneinander-Vorübergleitens, des Einander-Verlierens und -Wiederfindens, der Kosmos der millionen magnetischen Ströme, die auf dieser Erde einander kreuzen, der Pole, die sich anziehen und abstoßen, die ganze selige und trostlose Elegie des Menschenlebens.

. . . zum Schluß ist er wieder der kleine Pierre Nozière, der niemals über den Quai Malaquais hinausgekommen ist. Noch einmal an seinem Lebensabend, wie früher im Pierre Nozière, breitet er vor uns das ganze rührende Inventar seiner Kinderjahre aus: die Mama, die immer Blumen vor sich stehen hat oder auch nur eine

Schale mit Aepfeln oder Pfirsichen, weil diese nicht weniger schön sind als Blumen, und weil ihr sanftes Herz nach Schönheit verlangt; den stillen Papa mit dem schmerzlichen Lächeln, die Kinderfräulein, und vor allem Herrn Dubois, von dem er fast seine ganze Lebensweisheit hat, bis auf den wichtigsten Leitsatz, den der kleine Pierre nicht restlos befolgt hat: der Leitsatz des Descartes „bene vixit, qui bene latuit", „glücklich hat nur der gelebt, der ganz im Verborgenen gelebt hat". So hat ihm erst das Leben die Wahrheit dieses Satzes beibringen müssen.

Hier, am Quai Malaquais, als der Architekt Haußmann die Stadt amerikanisieren wollte und die Bücherstände und die Bücherläden an den Quais fallen sollten, mit ihnen auch der Bücherladen seines Vaters: hier und damals hat er zum erstenmal die große kosmische Resignation verspürt, daß alles, was besteht, untergehen muß, um wieder aufzuerstehen — irgendeinmal, in einer Sekunde oder in hunderttausend Jahren. Und obgleich vermutlich keines der Häuser mehr steht, die der kleine Pierre so sehr geliebt hat und keiner der Bücherverkäufer mehr lebt, die er immer wieder mit seinem einfachen, unnachahmlichen Pinselstrich konterfeit hat, obgleich er längst im fashionablen Bois de Boulogne wohnt und die Quais nicht einmal mehr betritt, um in seinem Fauteuil im Institut de France, dem Fauteuil von Lesseps, Platz zu nehmen: so sind es doch s e i n e Quais, s e i n e Welt und so erfüllt von dem Atem seiner Gestaltungskraft, daß man sie nicht betreten kann und niemals mehr wird betreten können, ohne an ihn zu denken, ohne seine Gegenwart fast körperlich zu spüren. Diese Bücherstände, kilometerweit aufgereiht, diese Menschen, die in den Büchern blättern, diese unsagbar lichte, frische Luft: es ist die Luft, es sind Menschen und Körper aus seinen Romanen und Erzählungen. Es ist kein Magistratsbeschluß nötig, um den Quai Malaquais in „Quai Anatole France" umzutaufen: ich glaube, die Straßentafel wird eines Tages so lauten, ohne daß ein Mensch weiß, wer sie ausgetauscht hat. Jehovah wird vermutlich dieses Wunder wählen, um diesem ungläubigen Thomas seine Existenz zu beweisen.

---

## ÜBER FRANKREICH

Die französische Nation ist die der Extreme, sie kennt kein Maß. Mit gewaltiger Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt haben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte; es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß.

*Goethe*

Unser Sterben beginnt schon mit unsern Eltern und setzt sich später mit unsern Freunden fort. Mit dreißig Jahren erleben wir in jedem nahestehenden Todesfall eine Sensation — beinahe eine düstere Festbeleuchtung unsrer eigenen ungestörten Fortdauer. Um vierzig tritt die sehr ernsthafte objektive Würdigung der Vergänglichkeitstatsache deutlicher in den Vordergrund, doch hoffen wir gegen die fortwährende Verarmung an Freunden aus eigenen Mitteln aufzukommen. Um fünfzig sind wir geneigt, still beiseite zu gehen, wenn wieder ein Sektor unsres Hochufers ins Meer des Gewesenen abstürzt; das Schicksal macht uns bescheiden, und das Werk hält uns gesammelt. Große Verluste habe ich schon gebucht; der größte meiner Manneszeit ist Auguste Hauschner. Ich will mir Rechenschaft darüber geben, wie das zusammenhängt, und ob es nicht doch vielleicht zuviel gesagt ist.

Ich empfinde Todesfälle aus meinem engern Kreis nicht dramatisch, doch habe ich Furcht vor ihrer Bedeutung, und im Begreifen bin ich zurückhaltend, entziehe ich mich, solange ich kann, bis die Kreise im schwarzen Wasser sich gelegt haben. Der Tod ist mir der schwarze Strich, über den ich nicht hinüber will, und bei meinen toten Freunden kehre ich vor ihm um, um ihr Leben, das, was sie zurückgelassen haben, was unvergänglich ist, was mir nicht genommen werden kann, zu fixieren. Was die Natur von Auguste Hauschner ausmachte, das war das Tätige, Anteilnehmende, Wirkende in ihrer Richtung: die Aktivität. Ob es sich um Politik handelte, um Kunst, um Schicksal, um Klatsch, um Wohltätigkeit oder Wissenschaft: nie war ihr Anteil anders als aktiv. Ob sie dabei tief ging oder nicht, weit zielte oder sich in der Nähe hielt: stets fand man sie nach außen gewendet, nach einem Interesse, das irgendeine *andere* Person, eine *fremde* Sache betraf. Vor allem: man fand sie nach *außen* gewendet. Wäre sie ein Mann gewesen, so hätte sie Verhältnisse bewegt, Zustände untergraben oder stürzen helfen, die neue Weltform mit aufgebaut. Als Frau war sie überall mit dabei, kannte sie alle, die das taten, wovon sie träumte, ausführten, worüber sie sinnierte, und oft etwas ganz anderes ans Licht brachten, als was sie erwartet hatte oder billigen konnte. Das störte sie nicht. Wenn nur gewirkt wurde. Wenn nur Leben ging. Wenn sie nur Kraft und Bewegung sah. Wer soll die lange Reihe von Menschen aufzählen, die durch ihren Salon gingen, als noch das Berlin vor dem Krieg existierte, Frauen, Männer, Werdende, Hochgestiegene, Umkämpfte und Umklatschte, Eitelkeiten und Wesenheiten. Sie war für alle da, hörte alles, sah alles, reproduzierte mit einer unermüdlichen Frische, und was sie produzierte, das waren Begegnungen, Stunden, Abende, Gespräche, Gesellschaften, Zweisamkeiten, Anregungen, ernste Klärungen und leichte Schlaglichter, und während sie überall war, schien sie nirgends zu sein.

Dieser zweite Trieb: sich nicht fühlen zu lassen, dahinter zu stehen, nichts um ihrer selbst willen zu tun, war genau so stark und charakteristisch ausgeprägt, wie der Trieb zur Aktivität. Ich habe nie erlebt, daß sie etwas für sich erstrebte, und ich weiß nicht, ob es jemand gibt, der davon Zeuge wurde. Von ihr war nie die Rede. Sie und ihre Angelegenheit spielte nie eine Rolle, und man mußte schon sehr vertraut mit ihr sein, um in ihr persönliches Leben hineinzusehen. Ein Schicksal schien sie nicht zu haben, oder es lag weit hinter ihr in einem fernen, vergangenen Leben. Dann kam der Krieg, und eines Tages entdeckte sie, daß auch die Zeit bis 1914 eine versunkene Welt war. Die Zeit bekam ein ganz neues Gesicht, und eifrig machte sich die Greisin daran, seine Züge zu studieren. Zavrel starb. Ihr Landauer wurde totgeschlagen. Mauthner schloß die Augen. Es wurde still und stiller um sie. Einsam war sie immer schon gewesen. Es scheint ein Paradoxon, aber die gesellig lebenden Menschen kennen die Einsamkeit mindestens so gut wie die geborenen Einsiedler.

Sie war eine markante Persönlichkeit, jeder Zug sie, jede Regung Auguste Hauschner: und worin bestand eigentlich ihre Physiognomie? Schwer zu sagen! Ein erregbarer, freisinniger, humaner und undogmatischer Mensch. Nihilistisch und gläubig, begeisterungsfähig und skeptisch, von ihrer Kunst überzeugt und scheu wie ein junges Mädchen. Restlos zugetan ihren Freunden und unerbittlich scharfsichtig für ihre Fehler, schonungslos in der Nachrede und von bezaubernder Zartheit in der Fürsorge, unpathetisch und großzügig, menschensüchtig und nüchterndenkend über den Wert alles Menschlichen. Voll Freude an schönen Dingen und Hang zu den Armen und Unglücklichen. Mit einer ewigwachen Witterung für alles Besondere, Echte, Starke begabt, Freundin von gewichtigen Solitären, dabei durchaus nicht unzugänglich für Blender, aber immer kam sie bald dahinter, und mit einem humorvollen Verständnis für Talmi. Diskretion gegenüber sogenannten Hoheitswerten gab es für sie nicht. Ich erlebte keinen Fall, den sie nicht kühl und schonungslos besprach. Ich erlebte auch keinen, dem sie nicht ihre ganze Leidenschaft und Blickschärfe hingab. Die tausend Bedürftigen, denen sie unter der Hand ohne Anspruch auf Dank weiterhalf, kennt man nicht, dabei freute sie nichts herzlicher als echte Dankbarkeit und Erkenntlichkeit — besonders die letztere, denn sie war ein Verstandesmensch und hatte ihren Ehrgeiz —, aber über ihre Verdienste hatte sie keine andern Bemerkungen als geringschätzige. Genußfreudig und bedürfnislos, naiv und kompliziert, musikalisch und intellektuell. Eine überzeugte und unbedingte Jüdin, Europäerin, Zivilisationsnatur — und unbedingte Liebende für alles, was wirklich deutsch und echtes Volksgut war. Daß ihr starkes Herz doch endlich zum Brechen kam — nach langem, zähem Kampf und trotz ihrer 72 Jahre weit verfrüht —, daran hat das deutsche Schicksal wacker mitgearbeitet;

ihre letzten Kräfte hat die Stadt aufgezehrt, von deren klügsten, heißblütigsten und tätigsten Bürgerinnen sie eine war.

Und alles zusammen will noch nichts heißen und gibt kein Bild ohne die menschliche Liebenswürdigkeit und den Zauber einer mutigen und mütterlichen Frauennatur, die über alles Tun und Lassen dieses ewig liebenden und mädchenhaften alten Menschen ausgegossen war, der nicht alterte und nicht vergreiste, und der schon in seiner rein physischen Leistungsfähigkeit als ein Wunder erschien. Die letzten zwei Jahre kränkelte sie manchmal ein wenig, aber gerade von ihrem Herzen hörte man nichts. Das Schreiben war bis in ihre allerletzten Tage ihre Leidenschaft, ihre Wonne, ihr Glück, ihr Selbsterlebnis. In ihrem Schreiben, und nur da, war der Ort und die Gelegenheit, wo sie sich selbst aussprach, wo sie ein wenig Aufmerksamkeit für sich beanspruchte, manchmal auch ein bißchen mehr, und wie zielte wieder alles nach außen, nach andern Menschen und Verhältnissen, schwärmte in ferne, vergangene Zeiten, stieß ungeduldig in noch kommende, in die Zukunft vor, und war wieder alles besessen nur von dem einen Trieb, zu geben, zu schenken, reich und voll zu machen, zu begeistern und zu verschönen! Und so ist sie uns gestorben: die Mutter ihrer Freunde, die Geliebte aller bedeutenden Dinge, die Tochter des Lebens und die Schwester der Geschichte, die passionierte Zeitgenossin und ein Mitmensch, der uns noch oft fehlen wird. Mag ihr alter Leib seinen letzten Weg gehen: wir halten uns an ihr Unvergängliches. Und irgendwie irgendwo werden wir uns wieder begegnen, Auguste Hauschner.

---

STEFAN GROSSMANN

## DIE DAME NACH STINNES

In dem Krematorium herrscht Pünktlichkeit. Von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends wird eingeäschert. Der Sarg, der um 4 Uhr 13 Minuten eingeliefert wird, wandert um 4 Uhr 15 Minuten zu den Flammen in die Tiefe, um 4 Uhr 18 ist alles zu Ende. Oder könnte alles zu Ende sein. Wenn die Menschen so sachlich und pünktlich wären wie das Institut. Aber da haben sie noch Orgelmusik und Gedächtnisreden und Blumenschmuck und Händedrücken, und das verlängert die präzisen Einteilungen.

Montag, den 14. April, wurde im Wilmersdorfer Krematorium Hugo Stinnes eingeäschert. Das warf die ganze Tageseinteilung in der sehr beschäftigten Anstalt um. Natürlich dauert eine Einäscherung nicht länger als die andere, aber für den einfachen Kaufmann, der bei Lebzeiten ein Feind neuer Anzüge gewesen, legte das kahle, marmorn-kalte Krematorium doch besonderen Festschmuck an. Blumenhändler und Gärtner haben Journalisten erzählt, daß für fast 200 000 Goldmark Blumen zu Stinnes Sarg gekauft worden sind. In den riesigen Glashäusern blieb keine Blüte.

am Stamm, ja, an Stinnes Einäscherungstag trauerten die Gärten um Berlin . . . Fünfhundert Lorbeerbäume wurden in den eisigen Raum des Krematoriums geschleppt, die kahlen Wände wurden mit blühenden Hortensien und Vergißmeinnicht verzaubert. Dann kam um zwei Uhr der große Leichenzug, Minister und Generaldirektoren, Bürgermeister und Marineoffiziere, Bergleute in alter Tracht, glänzende Galauniformen von ehedem und eine Unmenge Zylinderhüte und Trauerschleier. Trotzdem bloß der Pfarrer (nach ein wenig Musik) sprach, dauerte die Feier viel länger als es die Beamten des Krematoriums gewöhnt sind.

Drei Leichen mußten sich inzwischen gedulden.

Als die Gedächtnisfeier für Stinnes beendet war und als endlich die große, händedrückende Versammlung sich in Gruppen entfernt hatte, da konnten die Trauergäste, die zu der Dame nach Stinnes gekommen waren, noch nicht in die große Halle. Sie mußten warten, es mußten die fünfhundert Lorbeerbäume, die bloß für Stinnes gemietet waren, erst weggeschafft werden und die Berge von Orchideen und Pfingstrosen und Marschall-Niel-Rosen, die um den Sarg gelagert waren.

Die Beamten des Krematoriums drängten.

Man war schon mit drei Einäscherungen im Rückstand.

Schließlich mußte man die nächste Trauergesellschaft einlassen und den Sarg der Dame, die nach Stinnes kam. Da man Eile hatte, blieb die große marmorkühle Halle im Blumenschmuck. Die weißen Hortensien blieben in ungeheurer Fülle an allen Wänden. Dazwischen die frühlingsblauen Vergißmeinnichte.

Es roch nach Blumen und Frühling.

Ja, es hat seine Vorteile, die Dame nach Stinnes zu sein.

Sie hatte Stinnes nie gekannt, die arme Auguste Hauschner, die jetzt in die Flammentiefe versenkt werden sollte, und sie hätte sich mit ihm auch schwer verständigt, sie, die ihr Leben lang keine Ahnung von Inflation und Kreditanspannung gehabt hat.

Die Gesellschaft, die jetzt beisammen war, sah nicht so glänzend aus wie die vorige. Nicht eine einzige leuchtende Uniform. Kein Bürgermeister, kein Minister. Vielleicht waren auch ein paar berühmte Leute da, aber man sah es ihnen nicht an. Eine Menge Frauen — Freundinnen, die bei dieser mütterlichsten Seele beichten konnten, weißhaarige Beichtkinder von anno 1890, blutjunge Beichtkinder von 1920. Ach, sie konnten auf eine so milde, leicht scherzende Weise Absolution erteilen! Es war ein Vergnügen, der alleswissenden, streng-milden, verachtend-verzeihenden Auguste Hauschner zu beichten! In ihren schummrigen Zimmern gab es, nahe am Kamin, so herrliche alte Stühle, in denen man gestehen konnte.

Dann waren da eine Menge einfache Frauen aus dem Volk. Arbeitermütter. Ledige alte Mädchen im Umhängetuch. Bekannt-

schatten von den Exkursionen der Hauschner aus Moabit und aus dem Norden.

Dann war da ein kleines großäugiges, blondes Mädel: die Tochter von Gustav Landauer. Jetzt sah ich den langen, hageren Seelenprediger durch die großen Zimmer der Hauschnerschen Wohnung stolzieren, hier hat er für Frau Hauschner und einen kleinen Kreis Vorträge über Bergson gehalten, immer etwas geniert und nervös, weil ihm einige sehr elegante Damen zuhörten, und immer beruhigt, wenn Frau Hauschner selbst, die ernsteste Hörerin, auf ihn zutrat. Diese Vorlesungen haben Landauer in Zeiten bitterster Not über Wasser gehalten. Die gute Hauschner, sie war erfinderisch in Methoden, Leute, an die sie glaubte, über Wasser zu halten.

Da stand die kleine Tochter Landauers, und ihre Augen waren voll Wasser.

Kein Mensch hatte zu dieser Einäscherung eingeladen. Man mußte an fünf oder sechs Stellen telephonieren, um die Stunde des Abschieds zu erfahren. Die Hauschner, die sich seit Wochen von allen Freunden zurückgezogen hatte — kein Mensch wurde vorgelassen —, wollte ungestört sterben und ungestört zur Ende gehen. Aber man ist nicht umsonst die Freundin dreier Generationen. Von allen Seiten kamen Menschen, die gemeinsam, in Gedanken an die Gute, den Kopf senken wollten . . . .

Es ging ganz still zu bei der Gedächtnisfeier der Dame, die nach Stinnes kam. Kein aufgeregtes Schluchzen war zu hören.

Die Tränen wurden nach innen geweint.

---

CH. WEIZMANN

## IST DER ZIONISMUS TOT? — NEIN!

Von allen Begriffen, die mit dem jüdischen Problem und mit dem Kampf um seine Lösung verbunden sind, ist keiner in eine unklarere Kontroverse verwickelt worden, als der „politische Zionismus". So hitzig und beißend wurden die Debatten, daß die Doktrin, die dieser Ausdruck so wenig entsprechend repräsentiert, aus ihrem Zusammenhang mit Geschichte und Realität herausgerissen wurde — wie ein Satz aus seinem Zusammenhang — und eine Art Ding an sich geworden ist, ein in sich geschlossenes System von Ideen oder, noch besser, eine Zauberformel, die imstande sein soll, eine wundervolle Umformung der Beziehung Palästinas zum jüdischen Volke zu bewirken.

Für uns gibt es nur Zionismus — und „Kulturzionismus", „praktischer Zionismus", „politischer Zionismus" sind nur bequeme Redeformen, willkürliche Erklärungsversuche und Hilfsmittel der Diskussion. Vom politischen Zionismus als von etwas zu sprechen, das der Zionist entweder annehmen oder verwerfen kann, ist so als spräche man davon, die Erlaubnis dazu zu erteilen, daß zwei und zwei vier macht. Der politische Zionismus ist nicht etwas, das

außerhalb des Prozesses des Aufbaues einer Heimat in Palästina liegt, und das diesem Prozesse hinzugefügt oder ihm vorenthalten werden kann. Er ist in jedem Schritt enthalten, der unternommen wird. Jede positive Handlung zur Schaffung eines jüdischen Zentrums in Palästina ist politisch. Kurz gefaßt: Politischer Zionismus ist das Schaffen von Tatsachen, die einer jüdischen Siedlung in Palästina günstig sind. Und die Tatsache, die einer jüdischen Siedlung in Palästina am günstigsten ist, ist das Vorhandensein einer jüdischen Siedlung in Palästina. Je größer die jüdische Siedlung, je größer die Leichtigkeit ist, mit der sie wachsen kann, um so geringer der äußere Widerstand gegen ihr Wachstum; je kleiner die jüdische Siedlung in Palästina ist, je schwieriger ihr Wachstum, um so hartnäckiger der äußere Widerstand.

Man schafft nicht politischen Zionismus, wenn man ihn bejaht, ebensowenig wie man ihn vernichtet, wenn man ihn verneint. Leute, die diesen Ausdruck niemals gehört haben und andere, die ihn bekämpft haben, waren trotz allem politische Zionisten. Jene ersten Pioniere, die vor fast einem halben Jahrhundert nach Palästina kamen und die ersten modernen Kolonien gründeten, die die Grundsteine der noch kleinen aber blühenden jüdischen Siedlung gelegt haben, waren in Wirklichkeit die Gründer des politischen Zionismus. Sie schufen Positionen, sie lieferten die Probe für die Ausführbarkeit des Planes, sie gaben den überzeugendsten Beweis, daß ein Wille hinter unserer Forderung steht. Die Welt respektiert die Siedlungen in Palästina mehr, als alle Proteste der Juden.

Diejenigen, die glauben, oder so tun als ob sie glaubten, daß irgend eine Art Systems erdacht werden kann, durch das Palästina dem jüdischen Volke „gegeben" werden kann, sprechen von einem Zionismus, der nicht politisch, sondern metaphysisch ist. Ein Land ist kein Ding, das zu einem Paket verpackt ist und auf Wunsch geliefert wird. England kann Palästina ebensowenig den Juden geben, als es ihnen Geschichte und Kultur geben kann. Aber was England tun kann — und es macht ernste Anstrengungen dazu — ist, Bedingungen schaffen, bei denen die Juden zwar Palästina nicht „nehmen", bei denen sie aber durch einen natürlichen und organischen Prozeß wieder hineinwachsen können.

Wenn der Wiederaufbau der jüdischen Heimat überhaupt eine Bedeutung haben soll, so muß sich dies vor allem in der Haltung zeigen, die das jüdische Volk gegenüber jenen Nationen einnimmt, in deren Mitte diese Heimat errichtet wird. Freundschaft mit den Arabern ist nicht nur eine Sache der Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit, sie ist ein Kardinalgrundsatz; sie ist ein wesentlicher Teil der jüdischen Ausblicke in die Zukunft, ein geistiger Traum, den die jüdische Heimat verwirklichen soll. Wenn wir die bösartigen Kniffe und Tricks der „Realpolitik", die mit so geringem Rechte diesen Namen trägt, verwerfen, so geschieht dies nicht bloß wegen ihrer ausgesprochenen Stupidität und Unwirksamkeit, sondern vor

allem weil unsere ganze Geschichte ein lebendiger Protest dagegen ist. Auch ist die jüdisch-arabische Zusammenarbeit kein neuer Plan. Dies Ideal hat bereits seine glänzende Geschichte. Es ist — in Anbetracht des Verlaufs der Geschichte, besonders der jüdischen — gar nicht so lange her, daß Juden und Araber von Granada bis Bagdad Hand in Hand gearbeitet haben, indem sie eine der leuchtendsten Zivilisationen begründeten und verbreiteten. Als das übrige Europa noch im dunklen Schlaf des Mittelalters versenkt war, war Spanien, Mesopotamien und Nordafrika hell erleuchtet von einer großen arabisch-jüdischen Kultur. Diese Kultur ist nie erloschen, sie lebte verwandelt und verkleinert weiter in der Renaissance, zu der sie verschwenderisch beigetragen hat; ihr unerkanntes Fortwirken bildet auch heute einen Teil unserer westlichen Zivilisation.

Und nun möchte ich es klar aussprechen, daß die ursprüngliche Aufforderung zur Gründung einer jüdischen Heimat in Palästina ein rein geistiges Gepräge hatte. Der Zionismus kann das jüdische Weltproblem nicht sofort lösen, er kann es nur bis zu einem gewissen Grade lindern. Wenn Palästina heute leer wäre, wenn es jährlich 50 000 Einwanderer aufnehmen könnte (nebenbei: diese beiden Bedingungen schließen einander aus, ein leeres Palästina könnte die Juden nicht schneller aufnehmen, als das Palästina, wie es jetzt ist), es würde doch kaum gelingen, das Problem der 8 Millionen Juden zu lösen, die den Launen und Kaprizen der sie umschließenden unfreundlichen Nationen preisgegeben sind. Und eben dadurch bekommt das Flüchtlingsproblem in seiner Beziehung zu Palästina ein anderes Aussehen. Unser Gesuch an die Welt des Westens, den verfolgten Juden die Tore zu öffnen, verliert viel von seiner Ueberzeugungskraft, wenn jener Teil des Problems, den wir selbst in Händen haben, ungelöst bleibt. Wenn wir so viel Flüchtlinge nach Palästina senden, als das Land aufnehmen kann, haben wir einen doppelten Anspruch auf die Sympathie der Welt.

Man darf natürlich nicht vom „Senden“ der Juden nach Palästina sprechen, als ob es sich um ein einfaches arithmetisches Problem handelte. Die nach Palästina „gesandten Juden“ können dort nicht beliebig lang ausgehalten werden bis es gelingt, sie auf gesunde Weise in das Wirtschaftsleben des Landes einzugliedern. Für jeden Juden, der nach Palästina kommen will, müssen Vorbereitungen getroffen werden. In den letzten drei Jahren haben wir über dreißigtausend Juden nach Palästina geschickt. Weitere Zehntausende warten auf die günstige Gelegenheit, hinzugelangen. Sie können nicht kunterbunt und aufs Geratewohl zugelassen werden, damit nicht am Ende die Auswanderung aus Palästina der Einwanderung die Wage hält. Und unter Vorbereitungen verstehen wir selbstverständlich das Wachstum und die Entwicklung der Hilfsquellen des Landes und die Einreihung der Neuangekommenen in das Wirtschaftsleben. Geld ist für diese Aufgabe nötig, aber wir

brauchen ebenso Sinn für organischen Aufbau. Die Drosselung der Einwanderung nach Palästina hat nichts mit politischen Rücksichten zu tun. Wenn die Mittel vorhanden wären, könnten wir die Einwanderung verdoppeln und verdreifachen, wobei wir aber einsehen müssen, daß uns selbst unbeschränkte Mittel nicht in den Stand setzen könnten, hunderttausend Juden im Jahr nach Palästina zu verschiffen. Für ein kleines Land wie Palästina ist eben Zeit nötig, um 15—20 000 Neuankömmlinge zu verdauen und zu assimilieren. Es wäre falsch, die letzten Möglichkeiten des zionistischen Experimentes nur in den Grenzen Palästinas zu suchen. Die besondere Lage Palästinas befähigt es, eine Rolle von außerordentlicher Wichtigkeit im nahen Osten zu spielen, — eine Rolle, die es bereits zu spielen begonnen hat. Die Entwicklung Palästinas ist der Schlüssel zur Entwicklung des ungeheueren Landes, das, einst das fruchtbarste der Welt, jetzt von den Zentren der Zivilisation abgeschnitten und der Verwahrlosung und dem Verfall preisgegeben ist. Unglückseligerweise ist Hunger ungeduldig, und die ungeheuren Hilfsquellen des mesopotamischen Hinterlandes werden vernachlässigt, weil sie nicht an einem Tage zur Entfaltung gebracht werden können. Jetzt sind immerhin die ersten Schritte zu dieser Entwicklung schon gemacht worden. Die Herstellung einer Verbindung zwischen Bagdad und Haifa zeigt dies greifbar. Die Beförderung der Post in sieben Stunden zwischen diesen beiden Punkten, die früher durch eine beschwerliche Reise von dreieinhalb Wochen voneinander getrennt waren, die ganz nahe Aussicht auf eine Bahnstrecke, die Frachten hin und zurück in drei Tagen befördern wird, — beides ist Symbol und Verwirklichung. Die Inangriffnahme diser Projekte wurde nur möglich durch die Erweckung Palästinas durch jüdischen Unternehmungsgeist, und jüdischer Unternehmungsgeist, ist vieleicht dazu bestimmt, eine außerordentlich wichtige Rolle in dem wirtschaftlichen Wiederaufbau des nahen Ostens zu spielen.

Aber ich muß wiederholen, daß die Frage der jüdischen Flüchtlinge, wenn sie auch den zionistischen Anstrengungen einen Ansporn gegeben hat, weder jetzt noch jemals früher das erste Motiv des Zionismus gebildet hat. Es lag etwas Positiveres hinter den ersten Regungen der Bewegung — und dieses Etwas wurde zusammenhängender und selbstbewußter, als die Bewegung Bedeutung und Kraft gewann. Der Zionismus beabsichtigt mehr als die rein negative Tätigkeit einer Milderung des Leidens, mehr als Philantropie, Palästina war den Zionisten niemals nur eine letzte verzweifelte Möglichkeit, den Verfolgungen der Welt zu entrinnen.

Eine Zivilisation ist etwas Ganzes und Insichgeschlossenes. Das Jüdische Dorf im Tale Jizreel, die Jüdische Gemeinschaftskolonie im Schatten des Berges Hermon, die jüdischen Kaufleute von Tel Aviv und Jerusalem, die jungen Männer und Frauen, die Straßen bauen und Sümpfe trocken legen, sie sind vor allem der Baustoff für

die neue jüdische Kultur. Diese Leute, die in ihrer eigenen Welt arbeiten, von reinen und unverdorbenen Anfängen empor, sie sind geeignet, einen jetzt vergessenen Wert zu schaffen — die rein jüdische Kultur. In allen anderen Ländern, in allen anderen Kolonien fügt der Jude nur etwas hinzu, paßt etwas an. Er hat nirgends die Freiheit, er selbst zu sein, er muß das sein, was ihm eine andere schon bestehende Zivilisation zu sein erlaubt. Beim besten Willen in der Welt kann eine Nation, welche die Juden aufnimmt, den schweigsamen Druck nicht aufheben, den ihre Zivilisation und Kultur auf die Individualität des Juden ausübt. Aber in Palästina kann der Jude zum ersten Mal nach seiner Diaspora wieder in direkte Beziehung zu seinem Grundwesen treten. Niemand steht hier zwischen ihm und den ersten Grundlagen seines Lebens. Er hat den Boden zurückgewonnen in jeder Bedeutung des Wortes; vielleicht wäre es noch besser zu sagen: die Erde.

Es ist müßig, darüber nachzusinnen, welche Formen das jüdische Leben in Palästina in zwei oder drei Generationen annehmen wird. Zu sagen, daß der Jude dies oder jenes der Welt als Frucht der Wiedererweckung des palästinisch-jüdischen Lebens geben wird, hieße in eine fehlerhafte Freigebigkeit verfallen. Wir müssen es frei heraussagen, daß wir das Ende des Experimentes nicht voraussagen können. Wir können bloß sagen, daß seine Anfänge außerordentlich verheißend sind, daß sich alle Umstände vereinen, um uns von dem Werte unserer Mühen zu überzeugen; daß die Lebenskraft und der Reichtum des jüdischen Volkes die Furcht ausschließt, daß das Endresultat ein Gemeinplatz oder gar zwecklos sein könnte. Wenn man den Juden die Möglichkeit gibt, er selbst zu sein, so wird er der Welt sicherlich nicht schlechter dienen, als wenn er gezungen wird, jeder andere zu sein nur nicht er selbst. Und diese Wiederherstellung seiner Welt schließt auch die Rehabilitation seines Rufes in seinen eigenen Augen und in den Augen der Welt in sich.

---

ALFRED POLGAR (Wien)

## DER OCHS IN TODESANGST

Im allgemeinen — sagen die praktischen Metzger — dürfte gelten, daß Schlachtvieh keine Todesangst empfinde. Besonders für Hornvieh treffe dies zu. Das Huhn, wenn die Köchin es so gewiß zwischen die Fäuste nimmt, das Schwein, zum Block geschleift: sie mögen ahnen, was ihnen bevorsteht. Aber Hornvieh ist eben Hornvieh. Dumpf, dumm, dämlich. Wehen des Todesfittichs spürt es nicht, und Schatten des Fittichs kann es nicht sehen, weil der gütige Mensch dem Ochsen die Augen verbindet, ehe er ihm die Keule auf das Stirnblatt schmettert. So ist er schon einmal, der Mensch.

Also Schlachtvieh hat keine Ahnung, was kommt. Zu Kriegs-

beginn ist der Beweis en masse erbracht worden. Da sah man es frohbrüllend durch die Straßen ziehen und die Stirnen, der Keule verfallen, hoch tragen.

Es leben aber auch Fleischhauer, die behaupten, dann und wann geschehe es, daß das dumme Vieh in articulo mortis sich benehme, als empfinde es Todesangst. Die meisten Ochsen betreten den Platz, an dem die entscheidende erste Handlung, die sie aus Lebewesen in einen Komplex von Eßportionen verwandelt, an ihnen vollzogen wird, ruhigen Herzens, ohne Zeichen von Gemütsbewegung. Der Schlag trifft sie, und sie sterben eines schönen Todes. Bei einem oder dem andern Vieh jedoch trifft solche Erfahrung nicht zu: es geberdet sich, als hätte es Beklemmungen, Ahnungen, Vorgefühle.

In der pikanten Stadt Budapest hat sich jüngst derartiges ereignet. Ich las darüber im Illustrierten Blatt, das auch von der Endphase des Vorfalls eine photographische Aufnahme zeigt.

Jener Ochs, jener Besonder-Ochs, von dem die Budapester Nachricht erzählt, wurde, zwei Schritt vorm Schaffott — schon schneuzte sich, Luft und Klarheit seinem Hirn erblasend, der Hinrichter in die rot quadrillierte Schürze — von Todesangst befallen. Er zitterte, ächzte, stürzte in die Knie, als wollte er um Gnade bitten. Vielleicht erblaßte er auch, aber man sieht es einem Ochsen nicht an, wenn er erblaßt. Funktion des Lachens und Erbleichens ist den Tieren versagt: diese äußeren Zeichen der Heiterkeit und der Angst sind Reservatrecht des Menschen, des schamlosen Dünnhäuters.

Ehe man dem Ochsen noch den Standpunkt als Schlachtvieh klarmachen konnte, hatte er sich losgerissen, tobte den Weg, den er gekommen, zurück, überrannte Hindernisse, durchbrach Tore, lief auf die Straße. Er lief zehn Kilometer weit, und die Menschen sprangen zur Seite und brüllten wie Ochsen, die Wachleute hoben die Hand und ließen sie resigniert wieder sinken, in den Gasthäusern stürzten die Leute kauend, Gabel in der Faust, ans Fenster, und ein zufällig des Wegs schlendernder Dichter sah Feuer aus den Nüstern des rasenden Tieres sprühen. Zehn Kilometer weit lief der Ochs, der Schönheiten Budapests nicht achtend. Endlich wurde er müde und suchte Unterschlupf, denkt euch — in einem Keller! Welche Folgerichtigkeit des Fluchtgedankens! Hinab, unter die Erde, ins Dunkle, Abseitige, schwer zu Durchspähende. Sie fanden ihn natürlich doch, „gänzlich erschöpft“, wie der Bericht meldet. Er lag auf der Seite, geschlossenen Auges und ließ mit sich geschehen, was die andern wollten. Um die Vorderbeine kam ein Seil, um die Hinterbeine kam ein Seil; so schleiften sie ihn aus seinem Versteck ins Freie. Dann gruppierten sie sich um den Gefangenen, ein Mann hielt straff das rechte Seil, einer straff das linke Seil, einer, ein kurzer Kerl mit Schirmkappe, dickem Schnurrbart und Arbeitsschürze, setzte dem Hingestreckten den Stiefel auf die

Flanke, und dann kam der Photograph und knipste für das Illustrierte Blatt.

Es wurde ein erschütterndes Bild. Wie er daliegt, der Bruder Ochs, des heiligen Lukas sanfter Freund, und um ihn die Schar der schrecklichen Gesichter, aufgebrochen von Gelächter, das ein Privileg ist der Menschenschaft.

Wahrscheinlich haben sie ihn dann mit zwiefacher Passion geschlachtet, im Schwung des Beils nicht nur Arbeitspflicht erfüllend, sondern auch Rachlust befriedigend. Ein widerspenstiger Ochse, ein Ochse, der, wo es sich doch nur um Fleisch handelt, es mit der Seele bekommt, hat keinen Anspruch auf Sympathie.

Immerhin dürften die, die von ihm gegessen haben — ich hoffe das inständigst —, von Bauchgrimmen heimgesucht worden sein. Denn dieser Ochs war psychisch vergiftet. Kaum denkbar, daß die Toxine der Todesangst nicht auch in seine Fasern und Gewebe gesickert sein sollten.

Ich will den Herrn im Gasthaus, der beim Essen stets aus der mittleren Sammlung Majjhimanikayo des Pali-Kanons liest, fragen, was der Buddha über die Todesfurcht der Tiere weiß und sagt. Der Narr ist immer so vertieft in seine Lektüre, daß er auch, während er den Bissen zum Munde führt, nicht die Augen vom Buch wendet. Oft tropft ihm, und er merkt es gar nicht, der Bratensaft über die Weste.

---

PAUL KORNFELD

## DIE BERLINER KRITIKER

Paul Kornfeld, dem hier die Tribüne des Tage-Buches zu einem mutigen, herzerquickenden Angriff auf die Berliner Kritik überlassen wird, hat mit seinem „Palme" in den Kammerspielen einen frohen Erfolg gehabt. Es ist, wie man eigentlich nicht erst zu sagen brauchte, nicht der Groll des Erfolglosen, sondern die Bitterkeit des Nicht-Begriffenen, die sich hier kundgibt. Kornfeld hat den Mut zu sagen, was alle schaffenden Geister der Generation heimlich denken, von Gerhart Hauptmann bis zu Robert Musil. Kritik ohne innersten Enthusiasmus war und ist immer vernichtend gewesen. Ein stumpfes Routiniertum ohne inneres Erlebnis macht sich auf den (vielzuvielen) Stühlen der Kritik breit. Die Mediocrität, die sich Ueberlegenheit anschminken muß, wird Kornfelds mutige Kampfansage totschweigen. Wenn andere, Dichter, Regisseure, Schauspieler, wie Paul Kornfeld den Mut fänden, immer wieder zu protestieren, dann wäre die Scheinherrlichkeit der leeren Papierkönige schnell zerstört. Möge Paul Kornfelds Ruf der Anfang einer Rebellion gegen die Anmaßung einer eindruckslosen Kritik sein.

Selten, und doch gibt es manchmal Menschen, die — ohne selbst produktiv zu sein — das Bild einer vollendeten Kunst in sich tragen und vor sich sehen. Sie sind die wahren Kritiker, denn sie messen die bestehenden und eben entstandenen Kunstwerke an ihrem Ideal. Gewiß, sie werden in Gefahr sein, von der vielgesichtigen Kunst nur ein Gesicht zu sehen, in der Gefahr, statt im

Kreis nur in einer Linie zu schauen, kurz, sie werden in der Gefahr sein, Dogmatiker zu werden; aber sie haben einen Standpunkt, sie haben ein Weltbild, sie verteidigen die Kunst gegen Banalität und Dilettantismus, und wenn sie sich irren, so ist es der Irrtum eines Charakters. Es mag von solchen Menschen drei oder vier in ganz Deutschland geben, kaum die Hälfte dieser Zahl in Berlin. Von ihnen aber ist hier nicht die Rede, und ihre Existenz sei nur stillschweigend vorausgesetzt; die Rede ist vielmehr von der unübersehbar großen Zahl jener Anderen, die ebenfalls Kritiker sind oder so genannt werden, denen also, damit sie mit Recht so genannt werden dürften, wenigstens Klugheit, Instinkt, Einfühlungsvermögen, Kunstverstand zur Verfügung stehen müßten. Von diesen aber ist klipp und klar und eindeutig zu sagen — doch bevor es gesagt wird, sei das folgende bemerkt: Ich bin ein Autor, der, wie jeder andere, wie jene, die begabter, und wie jene, die unbegabter sind als ich, viel gelobt und viel getadelt wurde, und man kann es mir getrost glauben, daß ich in der Provinz nicht mehr geschont wurde als in Berlin; und ich wurde in Berlin nicht weniger gelobt als in der Provinz; ich habe also keinen anderen Grund als den des Bedürfnisses, es auszusprechen, und den der Ueberzeugung von der Notwendigkeit, daß es ausgesprochen wird, um klipp und klar und eindeutig zu sagen:

Von allen Kritikern Deutschlands sind die verständnislosesten, instinktlosesten und kunstfeindlichsten die Berliner Kritiker.

Was ist eine Berliner Theaterkritik in einer Tageszeitung? Eine Auseinandersetzung mit dem Werk? eine Analyse? eine Charakterisierung? eine begeisterte Verteidigung? Aeußerung einer wilden Feindschaft? Stellungnahme einer Kunstanschauung gegen die andere? einer Weltanschauung gegen die andere? Untersuchung der Probleme des Dramas? Nein, all das ist sie nicht, vielmehr ist eine Berliner Kritik nur eine kleine Versammlung von Bemerkungen, die mehr oder weniger zur Sache gehören, nie aber auf den Kern der Sache stoßen und mehr oder weniger zueinander passen; von abgegriffenen Lob-Klischees und übellaunigen Nörgeleien. Diese Klischees werden gleichmäßig verwandt für Possen, für Unterhaltungsstücke, für Werke der Kunst; und wer das betreffende Stück nicht kennt, kann auf keine Weise erraten, zu welcher der drei Gattungen es gehört. Davon, was vor allem zu fordern ist: Feststellung des Niveaus, Feststellung der geistigen Sphäre, von dieser ersten Unterscheidung weiß der Berliner Kritiker nichts. Worauf sie gnädig anerkennend oder raunzend die Finger legen, was sie „verfehlt“ oder „gelungen“ nennen — es kommt darauf nicht an; es kommt überhaupt auf das Rationale nicht an; denn entscheidend in einem Werk ist das Irrationale; ist die Kraft, die in ihm liegt, ist die Höhe und Weite des Geistes, die es erstiegen; ist das Gewicht eines Werkes. Das Irrationale ist nicht fest-

stellbar? ist nicht spürbar? Nein, aber man lese eine Kritik des Wieners Alfred Polgar, lese nur seine Nacherzählung vom Inhalt eines Theaterstückes, und man spürt und kennt genau: seine Stimmung und Atmosphäre, die Menschen und ihre Sprache, die Vorgänge und Geschehnisse, seine Echtheit oder Verlogenheit, seine abgegriffene Banalität oder Tiefe, seine Absicht, sein Ziel, seine Mittel, seine Kraft oder Schwäche, seine Weite oder Enge. Man lese dann die Inhaltsangabe eines Stückes in einer Berliner Zeitung, und was weiß man? Nichts; man weiß nicht, ob eine Tragödie von Wildenbruch oder von Shakespeare ist; ja, man errät nicht einmal, wo das Zentrum des Stückes ist; denn derjenige, der darüber schreibt, hat noch gar nicht einmal den Blickpunkt gefunden, von dem aus er es zu betrachten hat. Denn ihn zu finden, ist eine Sache des Instinktes.

Es handelt sich hier nicht um eine Verteidigung der Provinzzeitungen, sie verdienen gewiß keine Verteidigung, doch muß es gesagt sein: Hat der Autor in zwei Städten zugleich die Aufführung desselben Stückes, ist eine der beiden Berlin und die andere eine größere Provinzstadt, liest er dann die Zeitungen von da und dort, dann sieht er sich zwei verschiedenen Welten gegenüber. In keiner anderen Stadt sieht er sich nach der Premiere solchen Bergen von Dummheit gegenüber, in keiner anderen Stadt solchem Mißverstehen, in keiner anderen Stadt solch einer Instinktlosigkeit und einem solchen Mangel an Willen zur Einsicht, worum es geht. Gehört der Dichter gar einer anderen, der jüngeren, Generation an, als die meisten der Berliner Kritiker, dann reden Drama und Zeitungsmann so aneinander vorüber wie zwei Menschen, von denen der eine über Lessing und der andere über die Berliner Zeitungskritik spricht. Es ist, als säßen die Kritiker im Theater eines fremden Landes, dessen Sprache sie nur halb beherrschen. Den Inhalt können sie halbwegs verstehen; zwar gibts Stellen, wo sie nicht ganz folgen können, doch sie ergänzen nachträglich mit ihrer Phantasie, was sie so versäumt haben, und finden sich schon zurecht; halt, da spricht eben jemand gegen den Reichtum und Besitz, und sie denken: Tolstoj — und sie schreiben nieder: Tolstoj; war jene Rede gegen den Besitz nicht aus anderer Perspektive, aus anderer seelischer Landschaft heraus gesagt? Gleichgültig, sie schreibens nieder. Irgend etwas in dem Stück erinnert den einen an irgend etwas in einem anderen Stück, und er schreibt es nieder. War es nicht nur eine zufällige lose Assoziation? Gleichgültig, er schreibt es nieder. Oben auf der Bühne wird eine Frau von einem Mann verlassen; das ist, geht es dem Kritiker durch den Kopf, schon oft in Dramen geschehen; nicht sehr originell, denkt er, und er schreibt es nieder. Ist's nicht gleichgültig, ob es schon oft geschehen ist? Liegt nicht die Orginalität im Erlebnis und in der Gestaltung? Gleichgültig, er schreibt es nieder. Auf der Bühne geht ein Philister herum. In Thomas Stücken gibt es auch Philister; er

schreibt: Thoma. Ist hier aber der Philister nicht mit anderem Geist, mit anderem Ziel hingestellt? Gleichgültig, er schreibt es nieder.

Und die Summe solcher ihm zugeflogenen Associationen ist die Kritik. Ein ganzes Stück in einer fremden Sprache verfolgen zu müssen ist ermüdend, und so wird der Ton übellaunig, schnoddrig und mürrisch sein. Und der Autor liest am nächsten Tag und greift sich an den Kopf. Wie? Keiner hat verstanden, worum es geht? Da, der eine lobt das Stück so sehr, aber er erzählt ja schon den Inhalt ganz falsch. Hat einer bemerkt, ob der Stil der Aufführung richtig oder falsch war? Keiner. Da war eine Fehlbesetzung — hat es einer bemerkt? Kaum einer. Da liest er: „Der Autor wollte —", aber der Autor wollte es nicht! Und dort liest er: „Der Autor wollte —" und es folgt etwas ganz anderes, aber auch das wollte er nicht. Ja, sagt man, der Autor ist selbst schuld, denn er ist eben nicht deutlich gewesen. Wie aber, wenn er plötzlich in einer Provinzzeitung von einem, der nicht von Beruf solche Berichte schreibt, einen Bericht über sein Stück findet, in dem ganz genau steht, was der Autor gewollt hat? ganz genau das Zentrum getroffen ist? bei dessen Lektüre er spürt: hier ist der richtige Aussichtspunkt gefunden? Kann das ein Zufall sein?

In der natürlich sich bildenden Organisation der Geister eines Landes könnte die Kritik eine gewichtige Stellung haben; was aber in Berlin geschieht, ist höchstens die Ausübung einer kleinlichen Polizei. Was sind's auch für Menschen, diese Polizisten? Wieviele von ihnen haben nicht aus Not und als Zuflucht diesen Beruf ergriffen? Wieviele von ihnen hatten nicht vorher einen anderen, produktiven Beruf, in dem sie nicht reussierten? Wieviele von ihnen haben nicht zwanzig unveröffentlichte Dramen und zweitausend Gedichte in ihrem Schreibtisch? Wieviele waren nicht einmal Hoffnungen und sind heute Enttäuschte? Enttäuschte vielleicht seit zwanzig Jahren? Arme Menschen, sie haben eine Familie zu ernähren und müssen, müssen gackern, wenn ein anderer ein Ei gelegt hat. Wäre es aber nicht besser gewesen, sie hätten einen bürgerlichen Beruf ergriffen? Müssen sie nicht mürrisch mitansehen, wie andere, gar Jüngere, arbeiten, wie ihre Stücke aufgeführt werden, vielleicht am Ende mit Erfolg? Ich kenne einen, der hielt in einer deutschen Stadt einmal am Vormittag einen Vortrag über Expressionismus und am Nachmittag desselben Tages einen anderen über Georg Herrmann. Er führte jenen, den Expressionismus, auf Büchner zurück, und als ich lachte und meinte: wenn man Büchner liebt, könne man Herrmann schwerlich eines Vortrags für würdig halten, sagte man mir: er hat eine Familie, er muß Geld verdienen.

Was bleibt der letzte Atem ihres geistigen Lebens? Die Angst, nichts zu gelten, die Eitelkeit, die aus jeder Zeile herausschreit, der

Kampf um ihre Selbstbehauptung, ein Kampf und ein Krampf, diese jungen Menschen, die da die Arbeit wagen, zu übertrumpfen. Daher ihr Gift, ihre Freude, wenn ein Werk mißlungen ist oder ihnen so scheint, daher immer der Knüppel in der Hand der Polizisten. Und das sind die Charaktere, das die Geister, die urteilen sollen? Förderung der Kunst? Nein, Hemmung mit allen Mitteln der Feindschaft und Dummheit! Soll ein Autor, der Kritisierte, nicht über seine Kritiker schreiben? Er soll es umsomehr, als er weiß, daß so wie er alle Künstler denken. Nicht nur jene der jüngeren, man frage die der älteren Generation! Man frage die Theaterdirektoren! Es scheint die literarhistorische Mission der Berliner Kritik zu sein, hemmend auf die Produktion des Landes zu wirken, entmutigend und lähmend. Es ist die reine Wahrheit, wenn ich sage, daß ich von meinen Freunden und von kunstverständigen Menschen, auch wenn sie nicht meine Freunde sind, erwarte und verlange, daß sie mir sagen, wo mein Werk lückenhaft oder mißlungen ist, daß ich mich noch nie empfindlich gezeigt habe bei einer solchen Gelegenheit, daß ich mich vielmehr manches Hinweises dankbar erinnere, und ich gestehe, daß manches schlechter wäre in dem oder jenem Werk ohne die Wachsamkeit eines anderen — es ist aber auch die reine Wahrheit: daß von allem Lob, das in Berliner Zeitungen über mich geschrieben wurde, keines so beschaffen war, daß ich mich über das Verständnis hätte freuen können; daß von allem Tadel, der dort gegen mich geäußert wurde, auch nicht ein Satz, nicht ein Wort angetan war, mich über ihn nachdenken, ja, überhaupt bei seiner Lektüre auch nur aufschauen zu lassen. Ist das nicht ein gültiges Zeugnis? Förderung der Kunst? Der Kritiker einer Generation kann nur aus ihr selbst hervorgehen, denn nur er kennt ihre Sprache, hat ihren Rhythmus, kennt ihren Willen und ihre Mentalität. Sonst geht es ihm so, wie dem Europäer, der die Chinesengesichter nie voneinander unterscheidet und keinen Blick hat für die Individualität jedes einzelnen.

Förderung der Kunst? Nein, ein Ertränken der Kunst in Gift und Verständnislosigkeit. Wirklich, nach einer Berliner Aufführung weiß man: daß der letzte Kulissenschieber, der durch seine Arbeit die Vorstellung ermöglicht, mehr für die Kunst getan hat, als die ganze Berliner Kritik. Und man muß schon sehr produktiv sein, um nach einer Berliner Aufführung weiterarbeiten zu können.

---

## FREIHEIT

Das Wort Freiheit klingt so schön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrtum bezeichnete.

*Goethe*

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Aprilwoche

Die Reparationen als Stimulus.

In Deutschland ist bisher der eigentliche Kardinalpunkt des Gutachtens der internationalen Sachverständigen noch nicht genügend gewürdigt worden. Er besteht darin, daß zum ersten Male eine strenge Trennung zwischen zwei völlig heterogenen Problemen vorgenommen worden ist, — eine Trennung, die allerdings von den begabteren Kritikern des Vertrages, zum Beispiel von Keynes, bereits vor Jahren als notwendig bezeichnet worden ist. Die Sachverständigen unterscheiden jetzt exaktest zwischen der Fähigkeit einer Regierung, gewisse Summen innerhalb des Landes aus den Steuersubjekten herauszuholen, und der Fähigkeit der gesamten Volkswirtschaft, die so gewonnenen Summen in den Organismus einer anderen Volkswirtschaft hinüberzuleiten. Das letztere kann offensichtlich nur in Form von Waren oder in Form von Diensten geschehen, und zwar entweder mittels direkter Uebertragung von Waren und direkter Leistung von Diensten, oder mittels Uebertragung von Devisen, die für Waren oder Dienste erlöst worden sind. Da die fremden Wirtschaften garnicht geneigt sind, in unbeschränktem Maße Waren oder Dienste von Deutschland entgegenzunehmen und sie ihm zu bezahlen, ist auch die Möglichkeit, aufgebrachte Steuerleistungen ins Ausland zu übertragen, — die Möglichkeit der Transferierung, wie die Sachverständigen es nennen, offenbar beschränkt, und sicher ist sie absolut nicht identisch mit der maximalen Möglichkeit, innerhalb Deutschlands Beträge aufzubringen. Die Sachverständigen haben, wie gesagt, den aus dieser Sachlage sich ergebenden Schnitt nun vollzogen, indem sie die Leistungen Deutschlands einzig und allein an der Möglichkeit interner Kaufkraftübertragung an einen „Agenten für die Reparationszahlungen" bemessen, und die zweite Hälfte der Angelegenheit, die Umwandlung der so entstandenen Guthaben in fremde Valuten, ganz von der Tragfähigkeit der deutschen Wirtschaft unabhängig machen, die der Agent in der Praxis laufend ausprobieren soll. Es entsteht so zur Verfügung des Agenten und zur Transferierung je nach Möglichkeit ein laufendes Reparationsguthaben in Deutschland, und diese Tatsache, verbunden mit der Eigenart der vorgeschlagenen Verwendung dieses Guthabens, eröffnet verblüffende Aussichten nicht nur für die praktische Abwicklung der Reparationen, sondern auch für den Wiederaufbau der deutschen Volkswirtschaft. Scheitern die Versuche der französischen Diplomatie, die gerade Linie des Expertenvorschlags in den Frankreich genehmen Punkten

(Freigabe der Ruhr) abzubiegen, so ergeben sich angesichts des Verzichtes der Experten auf generelle Finanzkontrolle und der geschaffenen Garantie für die Aufrechterhaltung der Währungsstabilität **Chancen** für die Wiedererhebung der darniederliegenden deutschen Volkswirtschaft, die der Arbeitslust wahrlich weitesten Spielraum lassen. Der Aufstieg zu normaler Wirtschaftsleistung ist eine Frage der Betriebsmittelbeschaffung. Das erkennt der Bericht mit aller Klarheit. Die Schlußfolgerungen, die aus dieser Erkenntnis gezogen werden, sind geeignet, diesem Haupterfordernis für die ökonomische Erstarkung des Schuldners vollauf Rechnung zu tragen: **die Reparationsleistungen verbleiben in Deutschland**, kommen der deutschen Wirtschaft zugute, solange die aufgelaufenen Guthaben des Reparationsagenten nicht in fremde Währung konvertiert werden können.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Reichsbank bzw. die neue Goldnotenbank in einiger Zeit einen Kunden, eben diesen Agenten für Reparationszahlungen bekommt, der bei ihr ein Guthaben von bis zu zwei Milliarden Goldmark unterhält, von einem Betrage also, welcher der gesamten bisher von der Reichsbank und der Rentenbank im Lombard- und Diskontkreditwege ausgeliehenen Summe ungefähr gleichkommt, wenn man sich weiter vergegenwärtigt, daß dieser selbe Agent darüber hinaus möglicherweise bis zu drei Milliarden Aktien, Anteile, Kuxe, Beteiligungen und Obligationen erwirbt — nicht etwa mittels Notenpressenkrediten, sondern auf Grund erzwungener regelrechter volkswirtschaftlicher Kapitalbildung, also ohne jede Gefahr auch für den Binnenwert des Geldes —, so begreift man die überragende Position, die dieser Agent für die gesamte Wirtschaft gewinnen muß. Er wird, selbst wenn die genannten Höchstsummen nicht ganz erreicht werden, aller Voraussicht nach zeitweilig zum **Souverän auf dem Geld- und Kapitalmarkt**. Seine Kompetenzen und seine Aufgaben sind in den Kapiteln XII und XIII des ersten Teils und im Annex VI des dritten Teils des Berichts zwar leider nicht ganz eindeutig, aber immerhin ziemlich genau umrissen. Die Reparationszahlungen fließen danach, aus welchen Quellen sie auch immer stammen mögen, sämtlich aufs Konto des Agenten, womit die deutsche Leistung als endgültig erfüllt angesehen wird. Der Agent, dem ein fünfgliederiges Komitee von Devisensachverständigen zur Seite steht, muß sich bemühen, den größtmöglichen Teil seines Guthabens in fremde Devisen umzuwandeln, soweit das mit der völligen Stabilität der deutschen Währung vereinbar ist. Des weiteren sind Sachleistungen und Sanktionsgutscheine aus diesem Fonds den deutschen Gläubigern zu honorieren. Soweit eine Konversion auf diesen Wegen nicht angängig ist — und in der Tat ist der Spielraum dafür mindestens in den ersten Jahrfünften ziemlich eng begrenzt —, werden

Guthaben bis zum Betrage von zwei Milliarden, aber offenbar nicht über das der Bank erwünschte Maß hinaus angesammelt, die von der Bank ihrerseits ausgeliehen werden können. Uebersteigt das der Umwandlung in Devisen oder Sachlieferungen harrende Guthaben diese Summe, so werden die überschießenden Gelder interimistisch in inländischen Beteiligungen oder Anleihen aller Art angelegt. Auf Wunsch der Gläubigerstaaten können auch auf dem Umwege über Private nach einer Vereinbarung mit der deutschen Regierung anderweite Käufe (Grundstücke und Anlagen) vorgenommen werden. Im ganzen sollen die Guthaben regelmäßig die Grenze von fünf Milliarden nicht übersteigen. Andernfalls ist eine Herabsetzung der deutschen Leistungen vorgesehen.

Die Interessen dieses großen Geld- und Kapitalgebers laufen weitgehend mit denen der deutschen Wirtschaft konform. Zwar wird es für die präzise Formulierung des Kontokorrentvertrages zwischen dem Agenten und der Reichsbank noch näherer Verhandlungen bedürfen. Aber es besteht die Vermutung, daß dem Agenten ebenfalls daran gelegen ist, recht viel von seinem Guthaben zu erträglichen Zinssätzen im Lande roulieren zu lassen. Seine Befugnisse bei der Festsetzung der Diskontrate sind nicht genau umgrenzt. Es heißt nur, daß der Bankpräsident „informiert" werden muß, wenn das Komitee zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß sich der Diskont der Bank im Widerspruch mit den Transferierungserfordernissen befindet. Prinzipielle Konfliktsmöglichkeiten sind aber unwahrscheinlich. Erdrückung der Produktion durch Ueberspannung des Zinses liegt ebensowenig im wohlverstandenen Interesse des Agenten, wie eine preissteigernde, also exporthemmende Senkung des Diskonts unter das vernünftige Maß herunter. Die Summe von zwei Milliarden Goldmark, die bestenfalls der nationalen Wirtschaft aus selbsterspartem Kapital (dessen Eigner, aber nicht Nutznießer, der Agent in diesem Falle wäre) zur Verfügung steht, ist wahrscheinlich hinreichend, um neben den seitens des Zentralnoteninstituts bereitstehenden anderweiten Krediten den gesamten deutschen Betriebsmittelbedarf zu befriedigen, zumal nebenher die freiwillige Kapitalbildung im Lande nicht stillestehen wird. Wenn außerdem bis zu drei Milliarden Goldmark auch nur vorübergehend in Anlagewerten investiert werden (ein Betrag, der der gesamten Depositenpotenz der Großbanken vorm Kriege fast gleichkommt), so ist wahrscheinlich der gesamte dringende Kapitalbedarf reichlich gedeckt. Dem Ruf nach einer Kursstützungsaktion wird auf diese Weise vielleicht nach Jahren in unvermuteter Form einmal Rechnung getragen. Die Notwendigkeit, die Guthaben stets disponibel zu halten, wird freilich dazu zwingen, die Leihfristen relativ kurz zu gestalten. Die Anlagen müssen gleichfalls wieder realisiert werden, sobald die entsprechenden Summen ohne Schaden für die Währung in Devisen um-

gewandelt werden können. Beides bedeutet ein unerwünschtes Hin und Her. Da aber die Kredite des Agenten jedenfalls nicht die einzigen sind, die zur Verfügung stehen, so wird es bei geschickter Entwicklung der Kredittechnik zweifellos möglich sein, die schädliche Einwirkung dieser latenten Unsicherheit auf ein erträgliches Maß zu reduzieren. Kluge Disposition ist auch notwendig, damit nicht der Geldmarkt gegenüber dem Kapitalmarkt eine hypertrophische Entwicklung nimmt zugunsten der spekulativen, zuungunsten der aufbauenden Tendenzen.

Eine Voraussetzung besteht für diese befruchtende Wirkung der Reparationstribute. Nur wenn die Verwandlung der angesammelten Guthaben in Sachleistungen sich **nicht** ermöglichen läßt, kommt nämlich eine Ausleihung bzw. Anlage dieser Gelder in Deutschland selbst in Betracht. Hinsichtlich der Uebertragbarkeit läßt jedoch auch der Sachverständigenbericht eine deutliche Skepsis zwischen den Zeilen zum Ausdruck kommen. „Wie weit eine Anpassung des Wirtschaftslebens an auswärtige Verpflichtungen in einer langen Reihe von Jahren überhaupt möglich ist, ist eine Frage der Vermutung", so heißt es schon im grundlegenden Teil der Ausführungen. So sehr also hinsichtlich der Aufbringbarkeit der geforderten Zahlungen im Inlande Zuversicht am Platze ist, so wenig Aussicht besteht, das geschaffene Guthaben in näherer Zeit in Devisenform zu bringen. „Anleiheoperationen können die Sachlage verschleiern oder ihre praktischen Auswirkungen zeitlich verschieben, aber ändern können sie sie nicht". Die Hoffnung, daß die Zwangsersparnisse, die dem Agenten übereignet werden müssen, wenigstens in den ersten Jahren der kreditbedürftigen Wirtschaft in ansehnlichem Umfange zugute kommen werden, ist also sachlich stark begründet. Die Uebertragungsmöglichkeiten sind umso geringer, als der Agent, der jegliche Schwankungen der Währung vermeiden soll, darauf angewiesen ist, auf Grund der gegebenen Situation der **Wirtschaftsbilanz** in jedem Falle tastend zu prüfen. ob etwa ein Devisenkauf von dem vorhandenen Aktivenüberschuß kompensiert werden kann. Nicht erlaubt ist ihm, die Wirtschaftsbilanz sozusagen vor die vollzogene Tatsache eines vorhandenen Passivums zu stellen und sie so zu zwingen, durch Aktivenvermehrung oder Passivenverminderung (Exportforcierung bzw. Einfuhrdrosselung), sei es selbst unter Zuhilfenahme der Korrektivwirkung von Währungsoszillationen die Balance wieder zu gewinnen. Die Aussicht nämlich, daß die Wirtschaftsbilanz sich ohne äußersten Zwang auf die Abtragung bedeutender Auslandsverbindlichkeiten oder, was dasselbe ist, auf die Konvertierungsmöglichkeit für bedeutende Marksummen aus eigenem Antrieb einstellen werde, ist gering. Nun wird der Agent, der der Reparationskommission untersteht, nicht übermäßig zaghaft vorgehen. Als faktischer **Regent auf dem Devisenmarkt** wird er aus den vorhandenen Quellen das Men-

schenmögliche für die Gläubigernation herauszuholen wissen. Aber selbst diese äußersten Möglichkeiten dürften so begrenzt sein, daß trotz aller Anstrengungen noch ein gut Teil der Reparationszahlungen dem Lande bis auf weiteres verbleiben wird.

Das elementare Gesetz, daß von einer importbedürftigen Veredlungswirtschaft die Ueberschüsse in der Wirtschaftsbilanz, auf die die Transferierung angewiesen ist, allein durch Steigerung der unsichtbaren und in der Hauptsache der sichtbaren Ausfuhr erzielt werden können, wird, sobald die Verantwortung von der deutschen Regierung auf den Agenten übergegangen ist, die Bestrebungen der Gläubiger in eine den deutschen Interessen weitgehend parallele Richtung drängen. Die Wiedereroberung der ausländischen Märkte, die nach der notwendigen Preissenkung für die Ausfuhrpolitik die schwierigere Aufgabe für die deutsche Wirtschaftspolitik darstellt, muß nunmehr unweigerlich von den Gläubigernationen unterstützt werden, wenn sie sich nicht um die Früchte ihrer Ansprüche bringen wollen. Infolgedessen kann die deutsche Außenpolitik, die nach Wiederherstellung unserer Zollautonomie am 10. Januar 1925 eine Hauptdomäne für die deutsche Diplomatie und Politik ohnehin bilden müßte, viel größere Erfolge buchen als das der Fall wäre, wenn nicht der Agent, sondern die deutsche Regierung nach wie vor die Transferierung mittels Devisenüberschüssen aus dem Export zu besorgen hätte. Denn wenn nicht durch Wiedererschließung von verbauten Exportmöglichkeiten ein Aktivsaldo hergestellt wird, so bliebe als einzige Uebereignungsform die Naturalleistung an die Gläubiger übrig. Diese Sachleistungen haben für Deutschland, nachdem ihre Begleichung durch die Notenpresse unterbunden und gleichfalls aufs Guthaben des Agenten angewiesen ist, ein wesentlich anderes Gesicht bekommen. Sie sind in gewissem Sinne nichts anderes als ein erleichterter Export, der nur darum weniger erwünscht ist als die reguläre Ausfuhr, weil allein bei dieser die Wiedergewinnung von Absatzmärkten der Wirtschaft auf die Dauer zugute kommt. Schlimmer als für die schuldnerische Volkswirtschaft werden sich die Sachleistungen letzten Endes für das Empfangsland erweisen, das seine Zahlungsbilanz und seine gesamte Wirtschaftsweise verwöhnt. Ueberhaupt wird Deutschland sich, wenn es seine wirtschaftliche Zukunft wirklich ernst nimmt, glücklich preisen müssen, daß ihm eine ungesunde, den Wirtschaftskörper der harten Arbeit entwöhnende Aufpäppelung durch Reparationsleistung fremder Nationen erspart bleibt. Wenn es statt dessen gelingt, der deutschen Wirtschaft allmählich wachsende Ueberschüsse abzuringen, so wird das — mögen sie auch für absehbare Zeit den fremden Gläubigern in die Tasche fließen — als ein bleibender Gewinn angesehen werden müssen, wenn man den Blick über die Not und die Last des Augenblicks hinaus in fernere Zeiten erhebt.

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

### 1.

*Bildungsbürokratismus.*

Ich habe nicht die Hoffnung, daß aus dem papierenen Wald, in den ich hier hineinrufe, je eine Antwort tönen wird; aber manche Dinge auszusprechen ist immer von Nutzen.

Doch zur Sache: Aus Gründen innerer Entwicklung habe ich den Entschluß gefaßt, trotz eines Alters von 28 Jahren und der bisherigen Beschäftigung mit der Literatur, noch ein Studium zu beginnen, das mir zehn Jahre zuvor nicht wegen mangelnder Befähigung, sondern wegen mangelnder Mittel verschlossen war. Aber in diesem Lande der Prüfungen (oh Doppelsinn dieses Wortes!) öffnen sich die Tore der Universität nur jenem, dem eine Prüfungskommission schwarz auf weiß bescheinigt hat, daß er die nötige geistige Reife besitzt. Also gibt es auch für mich keinen anderen Weg, als daß ich mich der Prozedur eines Examens unterziehe, die, wie ich sofort darlegen werde, nichts anderes ist als eine tragikomische Farce — wobei für mich, den Hauptbeteiligten, leider der Ton auf t r a g i s c h liegt. Denn was verlangt man in diesem Examen von mir? Eine ungeheuere Fülle von Einzelwissen aus allen möglichen Gebieten, von denen zwei Drittel nicht im Entferntesten etwas mit dem späteren Studium zu tun haben. Man verlangt Formelkram, Jahreszahlen, Todesdaten, grammatikalische Regeln einer Sprache, die mich nicht interessiert, man verlangt die Kenntnis von langweiligen, vermoderten Dramen und man wird mich einen „Aufsatz“ schreiben lassen mit einem Thema, das etwa der Vorstellungswelt von Fünfzehnjährigen entsprechen wird und nach einem peinlich beachteten Schema, das das Prädikal „fossil“ verdient. („Die Vornamen sind in deutscher, die Familiennamen in lateinischer Schrift zu schreiben!“) Man verlangt eine Anhäufung von unorganischem Wissensgerümpel, die jeder Hygiene des Gehirns Hohn spricht — und die im übrigen, wie nicht nur die Ueberlegung, sondern auch jede Erfahrung lehrt, immer den mittelmäßig Begabten viel eher gelingt, als den Hochbegabten. Um dieses von mir vor Eintritt in den Hörsaal geforderte Einzelwissen in mich hineinzufüllen, benötige ich eineinhalb Jahre meines Lebens, die für wesentlichere Arbeit und vor allem für das Studium verloren sind. Man

mag immerhin mit dem Bildungsbetrieb unserer höheren Lehranstalten und auch mit diesem Examen einverstanden sein, solange es an Achtzehnjährigen vollzogen wird, die nicht viel zu versäumen und überdies die Fähigkeit des leichten Vergessens haben. Wenn aber ein Mann, der dem Schulalter längst entwachsen ist, aus diesen oder jenen Gründen und mit einem festen Ziel vor Augen noch ein Universitätsstudium durchlaufen will — und der im übrigen noch dazu von sich behaupten darf, daß er sich um Verbreiterung und Vertiefung seiner Erkenntnis redlich gemüht hat — dann ist in diesem Falle dieses Examen, sanft gesagt, eine höchst überflüssige Angelegenheit, die aber den davon Betroffenen das Wertvollste kostet, was er besitzt: seine Zeit. Was immer von ihm nur gefordert werden dürfte, ist dies: der Nachweis seiner Befähigung zum wissenschaftlichen Arbeiten, oder mit anderen Worten eine bestimmte Minimalintelligenz, die aber, um Gottes willen, nicht mit einem angehäuften Wissensballast verwechselt werden darf. Um diese Befähigung aber festzustellen, genügt eine halbstündliche Unterhaltung zwischen dem Prüfenden und dem Kandidaten.

*Jakob Dodel-Elding (Hamburg).*

2.

*Poeta-Propheta.*

Darf ich O. L. noch ein prophetisches Dichterwort (zu seinem Aufsatz im T.-B. Nr. 13) zeigen?

In den „Briefen, die ihn nicht erreichten“, schreibt Frau von Heykingk im Jahre 1903 oder vielmehr sie läßt einen amerikanischen Diplomaten sprechen:

„Wie der einzelne Amerikaner sich schon seit jeher stets den Besten jedes anderen Landes gleichgefühlt hat und sein persönlicher Unternehmungsgeist keine Schranken kannte, so hält Amerika sich jetzt als Nation auch für fähig und berechtigt, alles zu erringen, was es will. Und was Amerika will, ist die Welt.

Die Nordamerikaner haben vorläufig durch Verkündigung der Monroe-Doktrin ihren ganzen Erdteil für Tabu erklärt, sie möchten aber am liebsten diese Doktrin auf die ganze Welt ausdehnen, wobei sie besonders den fernen Osten im Sinne haben, seitdem sie dort Fuß gefaßt haben.

Mr. Bridgewater warf die Bemerkung hin, daß an England als möglichen Feind am wenigsten gedacht werde. Mit ihrer einstmaligen Mutter würden die Amerikaner am liebsten gemeinsame Sache machen, um eine Art politischen Riesentrust zu schließen zur endgültigen Regelung der Welt.

Früher waren wir es, die alles aus Europa entnahmen, aber das ist alles längst anders geworden. Heute sind wir schon beinahe völlig unabhängig von der alten Welt, und wir senden ihr Korn, Fleisch und eine stetig zunehmende Zahl anderer Artikel; aber viel wichtiger als all das ist, daß die amerikanischen politischen Ideen Europa überfluten werden.“

Freilich, das Ueberfluten Europas mit den politischen Ideen Amerikas, vor allem mit dem Völkerbund-

gedanken, ist vorläufig erst ein sehr oberflächliches Ueberspülen. Aber vielleicht wird Frau von Heykingk erst in zwanzig Jahren vollkommen recht behalten.

*Siegert,*
Oberstleutnant a. D.

---

VICTOR HENNING PFANNKUCHE

Vor einigen Tagen starb, an einer krebsartigen, langsam zerstörenden Krankheit, ein in Berlin wohnender Schriftsteller, Philosoph, Viktor Henning Pfannkuche; ein rapides Tempo des Lebens wurde hier zum Schluß raffiniert grausam, vielfältig gebrochen; er hoffte bis zuletzt, lächelte bis zuletzt; von Lähmungen verzerrt und schon die Ueberzeichnung des Todes im Gesicht: mein Freund, es scheint, als ob, nunmehr, es langsam besser würde —.

Er kam aus dem Hannoverschen, aus einem weit rückwärts reichenden protestantischen Pfarrergeschlecht, lief vom Gymnasium weg in die Welt, durchwanderte England zu Fuß, studierte, Freund von Emil Lask, in Heidelberg, ging nach Paris, hörte Bergson mit gewisser mokanter Reserve, ging nach der Schweiz, wurde Soldat, französicher Kriegsgefangener, agitierte gegen die frenetisch militaristische Idiotie der Epoche, wurde aber nur von Franzosen verstanden und verstand sich mit ihnen so gut, daß sie, ganz europäische Kameraden, André Gide lasen, Villon sangen, mitten in Augenblicken des großen fanatischen Débacles. Später in Interlaken interniert, schreibt er, aus Langeweile und zwischen gefüllteren Augenblicken nieder, was an Literatur von ihm existiert: Gedichte, einige kleine Novellen, Dramen, in denen man französich soviel spricht wie deutsch, in denen man frühlateinische Liturgien singt — im übrigen beschäftigt er sich mit der Erfindung neuer Pasteten und Käse, die er einer Tafelgesellschaft liebenswürdig vorsetzt.

1918, im Kanton Appenzell, verfaßt er sein Emil Lask gewidmetes Opus: Eros trismegistos, Grundlagen einer existenziellen Philosophie, ein dünnes Buch, begrifflich gespitzt, kühl ausgeschrieben, in dem versucht wird, logisch existent, den vielfachen Aspekt des Lebens zum Absoluten darzustellen. Das Werk ist eine völlig ausgewogene, strukturale Beziehungsdefinition des Individuums, umfassend, postulativ und Zeichen glänzendster geistiger Verfassung, — im übrigen, ihrer absoluten Wichtigkeit entgegen, ungedruckt und nur in Abschriften im Besitz weniger Freunde.

Seit 1919 in Berlin, einer Stadt, die ihm grundsätzlich zweifelhaft schien, der er mit allem Elan nichts von der eigenen immensen geistigen Dynamik aufzuzwingen vermochte, ordnet er

sein Leben ein wenig nebenbei: mit einem Fuß immer auf der Flucht: schien er doch nur deshalb auf die dubiöse Stadt zurückgeworfen, um von dieser Peripherie eines wirklichen Lebens ins Zentrum abzustoßen. Er eröffnet einen literarischen Salon, doziert über Kierkegaard, Lukian, über lateinische Lyrik, romanische Kulturphänomene, er übersetzt Huysman, englische Novellen, den Prozeß Caillaux, zuletzt, waghalsigstes Experiment, macht er sich mit der Literatur wirtschaftlich und wird Verleger. — Einige große Projekte, wie die Organisierung eines europäischen Austauschverlages, waren nach Frankreich und Amerika hin eingeleitet; auch hier brach der Tod eine bedeutende kulturliche Elevation glatt um. Vielleicht aus einer dunklen Erkenntnis heraus, wird in allerletzter Zeit die Vornahme großer Reisen aufs Bestimmteste diktiert, noch mitten in der Krankheit, auf zwei Tage in Hamburg, überfallen ihn die Illusionen anderen Lebens, weniger fiktiv, mächtiger ins Zentrale gerichtet, — er besorgt sich das Visum nach Frankreich und stirbt.

Dieses Dreißigjährigen ganzes, reiches Leben tendierte nur einfach: aus jeder Fragwürdigkeit des Momentes ins absolut gerichtete Existenzielle labil aus Wagemut, Flaneur mit dem Tick ins Zentripetale, gab es in seiner Logik nur einen Denkfehler: zu sehr expansiv gerichtet, bemerkt er in sich selbst nicht die Krankheit, die ihn, mitten im Sprung, für alle die es mit ansahen grauenhaft, in die ewige Horizontale legt. —

*Walter Petry.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 15)






**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307 8308, 8309, 8910, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.





**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen

**Inseratenpreise**: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Aprilwoche

An dieser Stelle ist immer wieder gesagt worden, daß das Deutsche Reich nicht gesunden kann, solange das Wahlrecht der Unreifen bestehen bleibt. Das Knabenwahlrecht und das Stimmrecht der Frauen hilft, wie die Wahlstatistiken in Thüringen, Mecklenburg, Lübeck zeigten, nur den deklamatorischen Politikern, den kommunistischen und den völkischen Tenören. Versteht sich, daß diese Erkenntnis in allen Parteilagern und Zeitungen totgeschwiegen wurde. Wir stehen ja vor den Wahlen, und es gilt, das glatte Kinn der Zwanzigjährigen und der Weiber zu streicheln. Um so mehr ist's zu begrüßen, daß wenigstens ein paar beherzte Männer in Weimar den Mut fanden, an das Problem zu tippen und diese sanfte Mahnung in die Welt zu schicken:

„Der Weimarer Kulturrat, als Vertretung des geistigen Weimars jeder Weltanschauung, wendet sich im Hinblick auf die durchzufechtende Reichstagswahl an die politischen Führer des gemeinsamen Vaterlandes Deutschland in Partei und Presse, vor allem auch an die Leiter der Jugendgruppen, mit der ernsten Mahnung und Bitte, unser Volk durch Haß, Lüge und Verleumdung nicht noch mehr zu vergiften. Sachlich und vornehm, mit Eingehen und Würdigung gegnerischer Meinung, sollte der Kampf durchgefochten werden — immer mit dem Gedanken, daß der Feind auch ein Deutscher ist. Und darum weist der Weimarer Kulturrat vor allem auf die ungeheure Gefahr hin, die Jugend, eben den gerade Wahlmündigen oder gar den noch nicht Wahlmündigen, Schüler und Lehrling, Knaben wie Mädchen, an die Front des Wahlkampfes zu rufen. Die Jugend unterscheidet noch nicht Taktik und Berechnung von wirklichem Wollen, ihr fallen Mittel und Zwecke begeisternd zusammen und „Diplomatie" ist ihr fremd. Daß hiermit keine Gegnerschaft zur staatsbürgerlichen Erziehung betont werden soll, versteht sich von selbst. Wir rufen das Verantwortungsgefühl auf bei dieser Arbeit reifer Menschen!"

Werner Deetjen, Richard Engelmann, Lyonel Feininger, Friedrich Fleischer, Walter Gropius, Franz Herwig, Bruno Hinze-Reinhold, Franz Kaibel, Walter Klemm, Wilhelm Köhler, Friedrich Lienhard, Heinrich Lilienfein, Heinrich Linzen, Julius Prüwer, Johannes Schlaf, Thilo Schoder, Eduard Scheidemantel, Franz Ulbrich, Hans Wahl, Julius Wahle, Richard Wetz.

Der Ruf wird verhallen. Die aktivsten Agitatoren in Deutschland, die Kommunisten und die Völkischen, leben vom Kindermißbrauch. Sie geben den Knaben und Jünglingen geheime oder halb-

geheime Organisationen, die den Abenteurertrieb der Jünglinge reizen, sie geben ihnen eine Rangordnung, die den Ehrgeiz des einzelnen weckt, und sie geben ihnen schließlich vier oder fünf derbe Programm-Parolen, die in den Jungen noch ein angenehmes Ueberlegenheitsgefühl erzeugen. Erkenntnis, auch politische, will erarbeitet werden. Diese jungen Leute von zwanzig Jahren, die in Abwesenheit der Väter, die im Felde standen, groß geworden sind — viele auch ohne Mutter, die in der Fabrik oder im Lazarett tätig war, diese Knaben, die schlecht genährt in stickigen, zusammengelegten Schulen zusammengepreßt und unaufmerksam saßen, von Ersatzlehrern geführt, diese Jungen, die kein Handwerk rechtschaffen gelernt und keine Prüfung gewissenhaft abgelegt, diese Zwanzigjährigen von heute wählen am 4. Mai mit und entscheiden über Deutschlands nationale Politik. Der Mahnruf aus Weimar ist sehr sanfte Musik. Man wird es, wenn erst diese Wahlen vorbei sind, allen Parteien in die Ohren schreien müssen: Ihr gebt Deutschland preis, indem Ihr es den Stimmen einer verwahrlosten Jugend und einer politisch gleichgültigen Weibermehrheit ausliefert!

Vor Ostern wurde das Gerücht in die Welt gesetzt, Fechenbach werde aus dem Zuchthaus erlöst und wenigstens auf die Festung gebracht werden. Es war Schwindel. Solange in München Dr. Gürtner Justizminister ist, ein ebenso stumpfes Herz wie ein beschränkter Geist, wird der Unschuldige in seiner Zelle schmachten. Ein paar Wochen früher war geflüstert worden, die Erledigung des bayrischen Oberlandgerichtes sei da, sie laute für Fechenbach nicht ungünstig. Ich hab's nie geglaubt. Ein Oberlandesgericht, dessen Zierden Pöhner, Von der Pfordten und der salbungsvolle Ministerkandidat Müller-Meiningen sind, ein solches Gericht wird nie die innere Freiheit aufbringen, gegen die trefflich organisierte Jungmannschaft Münchens zu entscheiden. Nun ist es fast dreiviertel Jahr her, daß im Reichstag Kahl, Bell, Radbruch, Ledebour und der Reichsjustizminister Heinze, ja sogar der bayrische Bevollmächtigte Dr. von Preger, das Fechenbach-Urteil preisgaben. Dreiviertel Jahre! Und Herr Haß, der Verüber dieses Urteils, ißt wie gewöhnlich seinen Schweinsbraten am Stammtisch, seine Nächte sind nicht von Schuldträumen gestört, und kein Münchner verweigert dem anderswo gewiß Gemiedenen den Gruß. „Es gibt einen deutschen Fall Dreyfus“, schrieb der „Vorwärts“ nach der Reichstagssitzung im Sommer. Jawohl, der Dreyfus wäre da, aber dazu eine stumpfe Presse ohne Rechtsleidenschaft, veraltete Parteien ohne Feuer, Führer ohne persönliches Ehrgefühl und Minister, die sich ihrer feigen Bequemlichkeit nicht schämen. Zu alledem kommt, daß Fechenbachs Verteidiger offenbar noch bayerngläubig sind . . . Der Fall Dreyfus lag hundertmal verzwickter als der Fall Fechenbach. Aber Dreyfus hatte das

Glück, ein Franzose zu sein. Deutscher sein, das heißt, mindestens im Augenblick: Zu einem Volk mit erstorbenem Rechtsgefühl gehören!

Fünfundsechzig Jahre war Eleonore Duse alt, als der Tod sie an der ewig zarten Schulter faßte. Die Greisin starb in einem Hotelzimmer in Amerika. Man braucht nur diese Sätze hinzuschreiben und hat die ganze Tragödie des Künstlers eingefangen. Eine weißhaarige, unendlich müde Frau muß im siebenten Jahrzehnt ihres arbeitsvollen Lebens auf die Goldjagd nach Amerika gehn, um die Sorge für die allerletzten Tage zu stillen. Die geliebteste Frau Europas, die verklärteste Künstlerin muß sich auf ein Schiff schleppen, die Beschwerden der Ozeanreise auf sich nehmen, die Bitterkeit der Wandertruppe ertragen, von Gasthof zu Gasthof, von Theater zu Theater fahren — all das, um das bißchen Mammon für die letzten Greisentage aufzutreiben. Wo waren die Bewunderer und Anbeter von vorgestern? Wo die Mendelssohn und Königswerter, die in den Tagen des großen Ruhmes um die große Eleonore flatterten? Mussolini hat an der Leiche der Duse versichert, er habe im vorigen Jahr der Duse einen staatlichen Ehrensold angeboten, aber sie habe abgelehnt. Möglich. Es ist nicht leicht, den Edelsten mit Geschenken zu nahen. Sie haben das Recht, stolz zu sein, und sie üben dieses Recht bis zum Untergang. Gott weiß, wie plump die Faschisten ihre Großmut servierten, Gott weiß, wie unfürstlich ihre Gabe gewesen sein mag. Einem ehrerbietig dargebrachten Staatsgeschenk, das Italien, der Schuldner, seinem greisen Kinde dargebracht, hätte sich die demütige Frau gewiß nicht widersetzt. Aber dieses Jahrhundert der Kleinbürger hat Geben und Nehmen verlernt, wir werfen Geschenke wie magere Knochen hin, und wir haschen nach ihnen wie hungrige Köter. Diese edelste Italienerin wanderte lieber als Greisin in die amerikanischen Großstädte, als daß sie sich lieblos beschenken ließ. Beschenken? Ist der Gedanke nicht unerträglich, daß die adeligsten Schöpfer, deren Dasein ein ununterbrochenes Schenken gewesen, am Ende ihres Lebens, eben weil sie den Spekulationen der Geldmenschen stets ferngeblieben, zum Tode durch Greisenüberanstrengung verurteilt sind? Für die mittleren, geschäftstüchtigen Talente ist kein Pritanäum nötig, sie haben ihre Villen und Autos und Staatsgehälter. Nur die Adeligsten sterben in kalten, fremden Hotelzimmern . . .

---

POLITISCHE SITUATION

Oben brennt es im Dach und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

*Hebbel*

(Schluß)

Der Krieg war nur ein vorübergehender Zustand, — aber die anormale Größe und Schnelligkeit des Erfolgs, die er dem bereits arrivierten Stinnes brachte, und die anormale Leichtigkeit, mit der dieser Erfolg erzielt werden konnte, führten offensichtlich zu einer Wandlung in der geistigen Organisation des Mannes, von der unglücklicherweise keineswegs gesagt werden kann, daß sie ebenfalls nur vorübergehend war. Es ist fast selbstverständlich, daß jeder Erfolg noch nach weitergehenden Erfolgen hungrig macht, und Stinnes, wie es geschehen ist, schon diesen wachsenden Hunger als Verbrechen anzukreiden, ist eine Banalität, über die sich gar nicht reden läßt. Auf ganz anderem Gebiet vollzog sich die Entartung. Wir haben gesehen, wie der Krieg, für eine Macht vom Range Stinnes, mit einer fast vollkommenen Ausschaltung der beiden Hauptprobleme kaufmännischer Entfaltung gleichbedeutend war: mit einer fast vollkommenen Ausschaltung des Problems der Finanzierung einerseits und des Absatzes andererseits. Da aber begab sich folgendes: in dem Maße, in dem Stinnes sich von diesen beiden spezifisch kaufmännischen Hauptbedingtheiten kaufmännischer Arbeit befreit sah, begann er sich für eine zwar noch weiter gespannte, aber völlig unkaufmännische Bedingtheit zu interessieren, unter der neben allem sonstigen sozialen Leben allerdings auch das kaufmännische Leben in hohem Grade steht: sein Blick fiel auf die Politik! Auf die reine und die Wirtschaftspolitik als breitestdenkbare Geschäftsdetermination! Und von diesem Zeitpunkt an gab es im Zentralbüro des Stinnes'schen „Warenhauses" sozusagen einen Apparat, dessen Aufgabe es war, nicht mehr nur den eigenen Konzern, sondern den Konzern des ganzen Deutschen Reiches in einer Richtung zu führen, die den Geschäften am dienlichsten war. Zum ersten Male trat dieser Apparat 1916 und 1917 in Erscheinung, als nach Gründung der „Industriegesellschaft 1916", der „Verkehrsgesellschaft 1916" und der „Bodengesellschaft 1916", denen in Belgien und Nordfrankreich große Industriekonzessionen übergeben worden waren und die sich noch größere Rechte für später gesichert hatten, jener grandiose Feldzug zugunsten gewisser „Kriegsziele" entfesselt wurde, deren Verwirklichung natürlich den endgültigen Erwerb und die dauernde Fruktifikation dieser gewaltigen Objekte durch die drei genannten Gesellschaften bedeutet hätte. Dies aber, während des Krieges, war sogar nur ein erster Versuch, gar nicht vergleichbar mit der Entwickelung nach Kriegsende. Vom Jahre 1919, ungefähr, hört Stinnes überhaupt auf, noch wesentlich mit kaufmännischen Mitteln zu arbeiten, also wesentlich noch Kaufmann zu sein, er wird in riesenhaftem Stile vielmehr das, was Helfferich, als es sich um den kleinen Erzberger handelte,

einen „politisch-parlamentarischen Geschäftemacher“ nannte. Um diese Zeit nämlich beginnt das Spielen auf der großen Klaviatur der Geldentwertung, und so wenig heute, nachdem die Stabilisierung unter unausdenkbar schlechtesten Verhältnissen tatsächlich gelungen ist, daran gezweifelt werden kann, daß sie auch in jedem früheren Zeitpunkt leicht möglich gewesen wäre, so wenig zweifelhaft kann wohl noch sein, daß der hauptsächliche Verhinderer dieser frühzeitigeren Stabilisierung kein anderer als eben Stinnes war, der so erst, auf politischem, nicht kaufmännischem Wege, in die Lage versetzt wurde, zu werden, was er war.

Es ist hier eine Einschiebung notwendig, nämlich eine Erörterung darüber, ob die Stinnes'sche Nachkriegsexpansion wirklich nur unter der Herrschaft der Geldentwertung möglich war. Die Frage hat aber nur akademische Bedeutung, ernsthaft scheint sie mir kaum diskutabel; es ist sicher, daß bei weitem der größte Teil all der Mittel, mit denen die Hunderte von Erwerbungen bezahlt wurden, nicht aus den Erträgen der älteren Betriebe und auch nicht aus Aktienbegebung stammten, sondern aus einem revolvierenden System von Kreditaufnahmen bei Banken und beim Zentralinstitut, deren perpentuelle Entwertung stets neue Anspannung gestattete; ich bin sogar der begründeten Meinung, daß in fast sämtlichen Stinnes'schen Betrieben während der ganzen letzten Jahre reelle Industriegewinne, also Gewinne an der Fabrikation und dem Absatz, überhaupt nicht oder nur in verschwindendem Maße erzielt worden sind und daß dieser ganze industrielle und kommerzielle Apparat in einem streng finanztechnischen Sinne kaum mehr als eine Motivierung und eine Unterlage für Kreditaufnahmen war; dies ist eine Meinung, die von den Abschlüssen mindestens der öffentlich bilanzierenden Stinnes-Unternehmungen so weitgehend bestätigt wird, daß es erlaubt scheint, auch auf die nichtöffentlich bilanzierenden zu schließen. Wenn aber, wie es ja auch der inneren Ueberzeugung seiner besten Freunde entspricht, diese ganze Nachkriegsperiode Stinnes, diese äußerlich weitaus imposanteste Periode, wirklich nur unter dem Tropenklima der Inflation möglich war, in der jede Expansion sozusagen kostenlos finanzierbar war, was bleibt dann von seiner kaufmännischen Bedeutung, von seiner kaufmännischen Größe übrig?

Selbst wenn man annehmen könnte, daß auch er, wie so viele andere, die Geldentwertung nur ausgenutzt, nicht auch aktiv gefördert habe, wäre stärkste Reserve am Platz. Ich bin nicht so naiv, das Geschäftsleben für eine moralische Anstalt zu halten, und so furchtbar mir die Schuld derjenigen scheint, die jene volkszerstörende Ausbeutung der Inflation mit Absicht oder aus stumpfem Unverstand ermöglichten, so lächerlich scheint es mir, moralische Maßstäbe denjenigen gegenüber anzuwenden, die in dem allgemeinen Rennen nach frevelhaft ausgebotenen Gewinnen mitliefen oder sogar besonders behende mitliefen. Aber obwohl ihre Besitz-

häufung nicht beweist, daß sie Lumpen sind, beweist sie auch noch nichts für ihr Genie. Letzten Endes sind sie nahezu Lotteriegewinner, und wenn sich ein kaufmännisches Genie unter den Erfolgreichsten von ihnen befinden sollte, so wird der Beweis dafür unter normalisierten Verhältnissen doch erst noch zu liefern sein; manchem, scheint mir, wird er nicht gelingen, und auch Stinnes hätte die Probe nach so langer Entwöhnung vom regulären Geschäft, nach solcher Pervertierung durch hingeschleuderte Geschenke noch einmal ablegen müssen, ehe man ihn noch einmal auf gleiche Stufe mit den großen Kaufmanns-Kämpfern hätte stellen können. Auch objektiv wäre seine Nachkriegsleistung selbst dann von äußerst zweifelhaftem Wert, wenn man der Plusseite nicht das unerhörte Minus gegenüberstellen müßte, das für die Gesamtheit im gleichen Zuge inflatorisch erwuchs. Es ist als Merkmal des großen Kaufmanns bezeichnet worden, daß er dem Wirtschaftsganzen mehr gibt als er von ihm empfängt. Aber Stinnes hat in seiner Nachkriegsepoche nur in sehr begrenztem Umfang Neues geschaffen, seine größten Transaktionen bestanden darin, daß er Aktienpakete bereits bestehender Unternehmungen aus den Händen von Zwischenhändlern übernahm — hauptsächlich aus den Händen beherzter Juden wie Castiglioni, Herzfeld, Cypruth und Goldschmidt —, und obwohl auf industriellem Gebiet 2 zuweilen mehr sein kann als 1 und 1, obwohl aus dem Zusammenbau bereits laufender Betriebe unter Umständen Größeres entstehen kann, als die beiden Betriebe zuvor isoliert zu leisten vermochten, ist in dem Stinnesschen Sammelsurium bisher tatsächlich nur sehr wenig dieser Art geschehen. Man hat sehr viel von vertikalen Blocks und dergleichen reden hören, und der Eindruck eines bisher unerreicht feinorganisierten, unerreicht tiefintensivierten Baus ist entstanden. In Wirklichkeit scheinen die Dinge sehr viel anders zu liegen; gerade zur Intensivierung schien es bisher an Interesse und scheint es jetzt an Geld zu mangeln, von einer technischen Filigranarbeit in der Art, in der etwa Henry Ford seine Werke zu organisieren versteht, kann offenbar auch nicht annäherungsweise die Rede sein, wichtige Aufschließungs- und Erneuerungsprojekte sind zugunsten der Erstreckung in die Breite seit Jahren zurückgestellt worden, und die hauptsächliche Leistung scheint nach wie vor in der Ersparung von Umsatzsteuern zu liegen, — gewiß ein sehr hübsches, aber nicht eben produktives Resultat. Man kann sich jedenfalls ein gut Teil dieser hundertfachen Fusionen und Verschachtelungen wieder ungeschehen denken, ohne sich gleichzeitig auch die Wirtschaftsgesellschaft nur im geringsten geschädigt denken zu müssen.

Indessen: Das ist alles nur konditionell gesprochen, es ist gesagt sogar für den Fall, daß Stinnes nicht, wie zuvor behauptet worden ist, das rein geschäftliche Gebiet verlassen, sogar für den Fall, daß er nicht, statt wirtschaftliche Konditionen nur auszunützen, auf dem

Umweg über die Politik seine eigenen wirtschaftlichen Konditionen hervorzurufen bestrebt gewesen wäre. Hier aber liegt der eigentliche Punkt, und hier liegt auch die Ursache, weshalb es unmöglich ist, den Typus Stinnes als künftigen kaufmännischen Idealtyp ernsthaft überhaupt in Betracht zu ziehen. Denn tatsächlich hat er das außerkaufmännische Mittel der Politik in einem Maße für seine Geschäfte benutzt, tatsächlich hat er Geschäft und Politik in einem Stile miteinander verquickt, wie es noch niemals zuvor in moderner Zeit von irgendeinem anderen Geschäftsmann geschah, und es ist keine Legitimation für diesen ungeheuren Zustand, daß er selbst, mit gewohnter Gedanken-Agilität, die Fusion zwischen politisch-öffentlichen und geschäftlich-privaten Interessen sicher stets noch rascher vollzog als irgendeine seiner substanzielleren Fusionen. Wir haben gesehen, wie diese Verfrachtung des Geschäfts auf das Gefährt der Politik mit der Kriegszielagitation ihren Anfang nahm. Ich möchte gerecht sein und zugeben, daß es nicht möglich ist, einen schlüssigen Beweis dafür zu führen, daß diese Agitation wirklich um der geschilderten privatgeschäftlichen Chancen willen betrieben worden ist, obwohl es immer eine zweideutige Sache ist, wenn meine Ueberzeugung, daß dies oder jenes von hervorragender Wichtigkeit für die Nation sei, so genau mit der immerhin noch substanzieller zu belegenden Ueberzeugung harmoniert, daß das nämliche Dies oder Jenes von noch sichererem Nutzen für mich selbst sein muß. Aber bei aller Gerechtigkeit bin ich nicht in der Lage, für möglich zu halten, daß die Inflationspolitik, die gerade von Stinnes führend betrieben worden ist — und ich rechne dazu sowohl seine Politik in bezug auf unmittelbare Geldfragen als auch denjenigen Teil seiner Politik, der nur mittelbar geldwertzerstörende Wirkungen hatte, — daß diese Politik mit den geschäftlichen Chancen, die sich aus den Folgen für ihn selbst ergeben mußten, in keinerlei ursächlichem Zusammenhang stand. Zunächst ist hier die Behauptung zu beweisen, daß Stinnes tatsächlich Inflationspolitik getrieben hat. Dieser Beweis ist heute objektiv sehr einfach. Es war Stinnes, der die Parole ausgab, die Sanierung der Währung sei nicht ohne vorherige Sanierung der Wirtschaft möglich; die Tatsachen haben das Gegenteil gezeigt; selbst in einem Augenblick beispielloser Wirtschaftszermürbung war die Währung, wie man sieht, sehr rasch sanierbar. Es war Stinnes der die Parole ausgab, die Währung könne nicht stabilisiert werden, ehe nicht die Reparationsangelegenheit geregelt worden sei; die Tatsachen haben das Gegenteil erwiesen. Es war Stinnes, der stets bestritt, daß scharfe Steuerleistungen und sogar eine Abgabe vom Substanzvermögen zu den Vorbedingungen jeder Stabilisierung gehören; die Tatsachen haben das Gegenteil erwiesen. Objektiv kann also kein Zweifel daran herrschen, daß Stinnes (über dessen enormen politischen Einfluß wohl nichts hinzugefügt zu werden braucht)

mindestens an der jahrelangen Verlängerung der Inflation sehr aktiv mitarbeitete. War er sich auch subjektiv dessen bewußt, war es sein Ziel, diese Wirkung hervorzurufen? Ich könnte mir hier, wo es sich um die Frage handelt, ob Stinnes ein großer Kaufmann war, die Antwort sehr leicht machen; ich könnte sagen: wenn ein Mann wie er, auf der Höhe freien Rundblicks, gespeist mit allen Informationen, dies alles treibt und doch nicht, wie hundert Kleinere, versteht, wohin es führt, — dann ist er gewiß kein großer Kaufmann, dann ist er ein herzlich belangloser Tepp. Und mit dieser Antwort, die in Wahrheit der einzig logische Extrakt aus den Apologien (den heutigen, den nach vollzogener Stabilisierung allein noch möglichen Apologien) seiner Freunde ist, könnte diese Untersuchung schließen. Aber ich bin weit davon entfernt, Stinnes für einen Dummkopf zu halten, und darum bejahe ich die Frage, ob er sich subjektiv der Folgen seiner Politik bewußt gewesen sei, indem ich eine Analogie heranziehe, die zugleich auf das letzte der hier wichtigen Probleme Antwort geben wird, auf das Problem, ob diese objektiv verheerende und subjektiv bewußte Politik auch mit wesentlicher Rücksicht auf privatgeschäftliche Interessen betrieben worden ist. Die Analogie, die ich im Auge habe, ist das Ringen um die Reichsbahn. Man wird sich erinnern, mit welch fiebriger Leidenschaft Stinnes jahrelang danach strebte, allein oder konsortial in den Besitz dieses gewaltigsten öffentlichen Eigentums zu gelangen. Man wird sich auch erinnern, mit welchen Mitteln er, seine Freunde und besonders seine Presse diesen Besitzwechsel herbeizuführen strebten. Obwohl es jedem mittleren Buchhalter klar sein mußte, daß das konstante Defizit nur aus den in Gold vollkommen zurückgebliebenen Tarifen stammte, denen auf der Gegenseite stark goldnahe Betriebskosten gegenüberstanden, und obwohl jede kostenentsprechende Tariferhöhung gerade von dieser selben Clique durch frenetisches Jammern stets verhindert wurde, setzte man durch tausend Kanäle mit zäher Propagandaenergie das Märchen in die Welt, der staatliche Betrieb sei es, der die Bahnen zerstöre, und nur Uebergang in private Hände könne das unglaublich verwahrloste Institut noch halbwegs retten. Wer es so las und hörte, mußte den Eindruck gewinnen, das Reich täte wahrhaftig gut, dem aufopferungsbereiten Besitzanwärter noch etwas für die Befreiung von dieser Last zuzuzahlen! Es läßt sich nicht bestreiten, daß diese Bahnpropaganda, deren Erfolg damals nur mühsam und sozusagen in zwölfter Stunde verhindert werden konnte, eine unmittelbar Stinnes'sche Eingebung war, und daß er in dieser ungeheuer wichtigen Frage — es handelt sich um ein Objekt von 26 Goldmilliarden! — mit denselben gemeinnützigen, vaterländischen Argumenten auftrat, die er auch in der Währungs-, der Reparations- und so mancher anderen Frage stets zur Verfügung hatte. Auf der anderen Seite sind die Bahnen vom Augenblick der

Stabilisierung an auch im öffentlichen Besitz glatte Gewinstunternehmen gewesen, sie werfen gegenwärtig schon wieder sehr erhebliche Renten ab, und es wäre einfach sinnlos, zu behaupten, daß ein Mann, der in seinen eigenen Betrieben schon seit Jahren nur nach Gold rechnete, nicht genau gewußt habe, wie abscheulich unwahr, wie vollkommen aus den Fingern gesogen jedes einzelne der wohlklingenden Worte war, die er in dieser Frage sprach und sprechen ließ. Trotzdem sprach er sie, denn es handelte sich um ein Geschäft, um ein Riesengeschäft auf dem Vehikel der Politik. Ich glaube, daß für jeden Vorurteilslosen diese Reichsbahnangelegenheit ebenso entscheidend für die Beurteilung der Stinnes'schen bona fide in öffentlichen Angelegenheiten sein muß, wie sie für mich selbst gewesen ist, und ich glaube, daß, ebenso wie in dieser Bahnkampagne unter politisch-nationaler Maske kein anderes als das nackte, privatgeschäftliche Motiv für Stinnes maßgebend gewesen sein m u ß, — es k a n n, wenn man nicht an eine Hanswurstiade glauben will, nichts anderes gewesen sein! — daß ebenso auch in der Währungsfrage all den sonstigen Indizien gegenüber kein Anlaß mehr besteht, an dem subjektiven Zielbewußtsein seiner (objektiv ebenfalls von den Tatsachen vollkommen widerlegten) Argumente zu zweifeln. Denn wer die Eisenbahnfrage in seiner Weise erledigen wollte, der brauchte wiederum die sinkende Währung, das eine ohne das andere war, weil jede Währungssanierung zugleich auch die Tarif- und darum die Budgetsanierung der Bahn mit sich bringen mußte, nicht zu machen, und so ist hier an einem unanzweifelbaren Beispiel so klar, wie in solchen Dingen überhaupt möglich ist, die volle Bewußtheit nachgewiesen, mit der Stinnes die Politik zum Motor seiner Geschäfte machte, und innerhalb der Politik wieder die grundlegende Rolle, die der Erhaltung und Förderung der Inflation zufiel, solange, bis sie sich selbst zu Tode gewirtschaftet hatte und bis sogar ein Vertrauter, wie Herr Minoux, nicht mehr die rücksichtslose Brutalität ertrug, mit der sein Chef noch in den letzten Zuckungen der Papierwirtschaft ihrer endgültigen Bereinigung Widerstand leistete.

Es wird jetzt verstanden werden, wieso ich zu der Behauptung gekommen bin, daß der ehemals wahrhaft große Kaufmann Stinnes als Kaufmann schon im Kriege immer problematischer geworden ist, und daß er in der Nachkriegszeit einen Typus repräsentierte, dem dieser Ehrentitel überhaupt nicht mehr in einem vertretbaren Sinne beigelegt werden kann. Er kann es subjektiv deshalb nicht, weil alle Erfolge dieses Mannes nicht mit kaufmännischen Mitteln, sondern mit dem außerkaufmännischen Instrument der Politik erreicht wurden, dessen konsequente Anwendung dazu führte, daß ihm das, was sonst Ergebnis geschäftlicher Durchschlagskraft sein muß, fast kostenlos auf dem Präsentierteller entgegengebracht wurde. Und er war es objektiv nicht, weil er der Wirtschaftsgesellschaft

nicht mehr gab als er von ihr empfing, nicht einmal auf dem Terrain der Industrie, und gewiß nicht unter Einrechnung der von ihm stark mitgeführten Inflation, die in ihrer Wirkung einer der schmachvollsten binnenländischen Raubzüge aller Zeiten war.

Vor einer Wiederholung dieses Typs Stinnes bewahre uns der Herre Gott! Denn welches war dieser Typ, der überhaupt kein Kaufmann war und doch seine Größe, wenn auch eine Zerstörergröße, gehabt haben muß? Der Soziologe wird mich verstehen, wenn ich sage, daß er ein Eroberer im Sinne der soziologischen Staatsidee war. Denn in diesem Sinne ist Eroberer der Mann, der mit physischer oder geistiger Gewalt, mit dem Schwert oder einer unterjochenden religiösen Lehre, in ein Land einfällt, die Bevölkerung sich dienstbar macht, mit diesen außerwirtschaftlichen Mitteln wirtschaftliche Güter erwirbt und hernach einen Staat mit einer Rechtsordnung aufrichtet, der ihm die errungenen Güter sichert. So entstand, wie moderne Wissenschaft annimmt, das Urvermögen der „Herrenklassen", und erst in jahrtausendelanger Entwicklung hat sich aus dieser außerwirtschaftlichen Erwerbsgenesis der halbwegs zivilisierte Zustand neuerer Zeiten entfaltet, in dem wirtschaftliches Gut, im großen ganzen, nur aus wirtschaftlicher Leistung entquillt. Aber der Stinnes des Nachkriegs ist ein Rückfall in die Urzeit. Er mußte nicht mehr mit dem Schwerte die Bevölkerung unterjochen, das Schwert war schon ersetzt durch die Ordnung des Staates, und es genügte, sich diesen gefügig zu machen. Das ist es, was er erstaunlich tat, — und er half nach mit dem Geist, mit seiner Presse und seinen Agitatoren. Woher er die Kraft dazu besaß, woher die Ueberlegenheit? Es ist müßig, darüber nachzugrübeln, es genügt festzustellen, daß er, ein neuer Dynast, mit dem außerwirtschaftlichen Schwert der Politik und der außerwirtschaftlichen Ueberredung durch Propaganda ein größeres Maß an Wirtschaftsgütern der Bevölkerung abzwang, als je zuvor ein physischer Usurpator. Daß er dabei, so wie jene Herrenkasten, die den Staat zusammenschweißten und ihm Schutz nach außen gaben, der geplünderten Bevölkerung noch einen Dienst erwiesen zu haben glaubte, ist wahrscheinlich. Friede seiner Selbstrechtfertigung und der Rechtfertigung durch die, die ihm nahestanden. Aber Deutschland, das schon einmal vom Schwert zur Maschine, vom Herren- zum Bürgertum, vom politischen zum ökonomischen Mittel fortgeschritten ist, wird nicht lange genug entartet sein, um nicht nachträglich wenigstens den Atavismus Stinnes, kopfschüttelnd über sich selbst, verstehen zu lernen und sich gegen Wiederholung zu sichern.

---

## DIE PARTEI

Wer viel denkt, eignet sich nicht zum Parteimann: er denkt sich zu bald durch die Partei hindurch. *Nietzsche*

Los Angeles (Kalifornien), im März

Ich weiß nicht, ob Henry Ford auch an die sozialen Folgen dachte oder nur an das Geschäft, als er seinen billigen Wagen zu Hunderttausenden unter das Volk warf. Nun, einerlei, diese Wirkungen sind da, und sie sind recht bedeutsam für den sozialen Frieden des Landes, auch wenn man, oder gerade weil man von ihnen bisher in der Oeffentlichkeit kein Aufhebens machte.

Der soziale Frieden der Vereinigten Staaten und die verhältnismäßige Immunität seiner Arbeiterklasse gegen die sozialistische und kommunistische Infektion beruht auf der doppelten Fiktion, daß einmal jeder Amerikaner die gleichen Rechte habe, und daß zum andern für jeden Tüchtigen die Möglichkeit gegeben, es vom einfachen Arbeiter zum Millionär zu bringen.

Natürlich entspricht diese Fiktion nicht der Wirklichkeit. Aber das ist bedeutungslos gegenüber der Tatsache, daß sie vom Proletariat zum großen Teil noch geglaubt wird. Allerdings wird ja bereits den Kindern in der Schule mit allem Nachdruck die Suggestion von den unbegrenzten Möglichkeiten für jeden Amerikaner eingeimpft, und sie hält zum mindesten solange vor, daß die sozialistische und kommunistische Propaganda den Arbeiter gerade im eindrucksfähigsten Alter nicht erfaßt.

Nun müßte auf die Dauer jedoch selbst auf den so leicht suggestiv beeinflußbaren Amerikaner eine auch noch so starke Suggestion versagen, wenn sie allzu kraß mit der Wirklichkeit kontrastierte, und deshalb sorgt die herrschende Klasse dafür, daß von Zeit zu Zeit durch den Aufstieg einzelner ein Ventil für den Drang nach oben gerade der Energischsten und damit Gefährlichsten geschaffen wird, und daß zum andern der Lebensstandard und die Kaufkraft der Arbeitermassen nicht zu tief sinkt, schon um sich den Binnenmarkt zu erhalten, auf dem die amerikanische Industrie in ganz anderem Maße basiert als die europäische.

Die Bedürfnisse des Durchschnittsamerikaners der mittleren und unteren Klassen sind sehr gering oder auch sehr groß. Sie sind groß, wenn man Essen und Kleidung des amerikanischen Arbeiters mit dem des europäischen vergleicht, sie sind gering, weil darüber hinaus ihr kulturelle Bedürfnisse fehlen, vor allem aber weil ihnen der Stachel des Neides und der Verbitterung abgeht, der das europäische Proletariat niemals verläßt, wenn es sein Leben mit dem des Kapitalisten vergleicht.

In diese Verhältnisse brachte das Auto so etwas wie eine Krise. Nichts ist ja so asozial, wirkt so verbitternd und arbeitet die Klassengegensätze so heraus wie das Auto. Fahren die einen im Auto und schlucken die andern dessen Staub und Gestank, so muß das Haß und Unzufriedenheit erzeugen. Und da man das Auto nicht mehr abschaffen konnte, paralysierte man dessen gefährliche soziale

Wirkungen, indem man es auch der Arbeiterklasse zugänglich machte.

Tatsächlich ist heute das Auto in den Vereinigten Staaten, zum mindesten im Westen, in gleichem, ja noch stärkerem Maße, ein Verkehrsmittel der Arbeiterklasse wie in Europa das Fahrrad. Der ungelernte Arbeiter erhält 4 bis 5 Dollar im Tag, der gelernte 8, 10, ja selbst 12 und 14. Bei solchen Löhnen kann man sich unschwer ein Auto erstehen und halten. Für wen ein neuer Ford zu teuer, der kann mit geringeren Kosten einen gebrauchten kaufen. Der Amerikaner hat im allgemeinen seinen Wagen nicht sehr lange, drei, vier Jahre, dann kauft er sich einen neuen. Vor allem, wer mit einem Ford gestartet, sucht sobald wie möglich, sich eine teuere Marke — die nach europäischen Begriffen aber auch nicht teuer ist — zu erstehen. So kommt ein ständiges, die Preise drückendes Angebot auf den Markt. Der Handel in gebrauchten Wagen spielt sich in Kalifornien in einfachster Weise und ohne große Geschäftsunkosten ab. Es ist nichts dazu erforderlich als ein freier Platz. Da stehen die Wagen Tag und Nacht, und in einem hat der Händler seine Office. Einen gebrauchten kleinen Wagen bekommt man schon für 150 Dollar. Und man braucht das Geld nicht einmal bar auf den Tisch legen. Es genügt eine Anzahlung, 50 oder 30 Dollar, den Rest in monatlichen Raten.

Mit dem Besitz eines eigenen Autos aber ist die soziale Kluft wieder überwunden. Der Arbeiter kommt ebenso im Motorwagen zur Fabrik wie der Direktor oder der Eigentümer. Er fährt am Sonntag seinen Schatz spazieren oder am Wochenende mit Kind und Kegel in die Berge oder an die See. Viele nehmen Zelt und Feldbetten mit und verleben die Samstagnachmittage und Sonntage im Freien. Der Besitz des Autos sichert vollste Freizügigkeit. Paßt einem irgendwo die Arbeit nicht, so bringt einen der Wagen rasch in eine andere Gegend.

In bezug auf die weite Verbreitung des Autos im amerikanischen Westen erlebt man als Europäer immer neue Ueberraschungen. Ich sah mit Staunen auf dem Lande, wie nach Schluß der Arbeit die Feldarbeiter, die weder lesen noch schreiben konnten und niedrigste Tagelohnarbeit getan, in ihre Wagen stiegen, um zu ihren Familien nach Hause zu fahren. Auch der landwirtschaftliche Saisonarbeiter, unser Sachsengänger, hat seinen Kraftwagen. Ich traf im San Joaquintal mexikanische Familien, die von der Orangenernte bei San Diego kamen und zum Beschneiden der Reben nach dem mittleren Kalifornien fuhren. Sie wohnten in Zelten und reisten in Autos.

Menschliche Arbeit ist teuer, die Maschine billig. Dadurch wird tatsächlich ein Ausgleich der sozialen Gegensätze herbeigeführt. Der kleine, selbst der mittlere Fabrikant oder Geschäftsmann lebt prinzipiell nicht so sehr viel besser als der Arbeiter. Beide haben ihre Autos, aber beide haben gleicherweise keine per-

sönliche Bedienung im Hause. Man kann sich eher zwei Autos halten als ein Dienstmädchen. Ich habe sehr wohlhabende Familien kennen gelernt, die sehr schöne Häuser bewohnten, mehrere Autos besaßen, in denen sich die Frau des Hauses jedoch ohne Mädchen durchhalf. Allerdings sind die mechanischen Hilfsmittel im Haushalt ganz anders entwickelt als bei uns. Aber auch sie sind auch für den Arbeiterhaushalt finanziell erreichbar.

Die Verbreitung des Autos ist auch für das Verhältnis von Mann und Frau und der Kinder zu den Eltern von Einfluß. Es ist selbstverständlich, daß jede Frau chauffiert. Ohne das könnte sie ihren Haushalt garnicht versorgen. Ebenso kann jedes halberwachsene Kind einen Wagen lenken. Schickt man einen Sohn oder eine Tochter auf die Universität, so gibt man ihnen häufig einen eigenen Wagen mit, zum mindesten fand ich, daß der Campus der kalifornischen Staatsuniversität in Berkeley direkt umlagert war von den Wagen der Studenten und Studentinnen.

Das verblüffendste Beispiel, wie das Auto nicht nur den Lebensstil, sondern die ganze Mentalität wandelt, erlebte ich an einem Schweizer im San Joaquintal. Es war ein Züricher Hochschüler, der mit Schulden nach Kalifornien herübergekommen war und sich hier als Landarbeiter durchbrachte. Es war durchaus keine hochqualifizierte Arbeit, die er tat, sondern gewöhnliche Tagelohnarbeit. Aber auch er hatte sein Auto. Ich war über diese Verschwendung erstaunt, da er einen sehr soliden Eindruck machte, und er mir gerade erzählt hatte, daß er sich in einem Jahr soviel erspart, um sich selbst ein Stück Land zu kaufen. Aber er meinte, er brauche doch den Wagen, um von einer Arbeitsstelle zur andern zu fahren. Auf meinen Einwurf, daß dazu doch ein Fahrrad genüge, war die Reihe des Erstaunens an ihm, und er war ganz verwundert, wie man überhaupt auf eine solche Idee kommen könne. Und als ich ihm ein Motorrad vorschlug, erklärte er, das sei zu unbequem, und überdies könne er auf dem doch seine Koffer nicht transportieren. Wie gesagt, es war ein sehr solider und sparsamer Schweizer, aber in bezug auf die Notwendigkeit des Autos war er schon ganz Kalifornier geworden.

Ich weiß nicht, ob Lenin je im Sinne hatte, die soziale Revolution nach den Vereinigten Staaten zu tragen. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber wenn er es versucht hätte, — für dieses Mal wäre er Henry Ford unterlegen.

---

## ERNEUERUNG

Auf dem politischen Krankenbette verjüngt ein Volk gewöhnlich sich selbst und findet seinen Geist wieder, den es im Suchen und Behaupten der Macht allmählich verlor. Die Kultur verdankt das Allerhöchste den politisch geschwächten Zeiten. ***Nietzsche***

Dieser Brief (der in der Sammlung der Briefe von Rosa Luxemburg nicht enthalten ist) wurde im Februar 1915 aus dem Weibergefängnis in der Barnimstraße geschrieben.

Meine liebe . . . . . !

Ihr Brief am Sonntag war der erste schriftliche Gruß, den ich aus der Außenwelt bekam, und er hat mir viel Freude gemacht. Soeben erhalte ich den zweiten, wofür ich Ihnen herzlich danke. Seien Sie um mich ganz ruhig; es geht mir gesundheitlich und „gemütlich" ganz gut. Auch der Transport im „grünen Wagen" hat mir keinen Chok verursacht: hab' ich doch schon genau die gleiche Fahrt in Warschau durchgemacht. Ach, es war so frappant ähnlich, daß ich auf verschiedene heitere Gedanken kam. Freilich war auch ein Unterschied dabei: die russischen Gendarmen haben mich als „Politische" mit großem Respekt eskortiert, die Berliner Schutzleute hingegen erklärten mir, es sei „schnuppe", wer ich sei, und steckten mich mit neun „Kolleginnen" in einen Wagen. Na, das alles sind Lappalien schließlich, und vergessen Sie nie, daß das Leben, was auch kommen mag, mit Gemütsruhe und Heiterkeit zu nehmen ist. Diese besitze ich nun auch hier in dem nötigen Maße. Damit Sie übrigens keine übertriebene Vorstellung von meinem Heldentum bekommen, will ich reumütig bekennen, daß ich in dem Augenblick, wo ich zum zweitenmal an jenem Tage mich aufs Hemd ausziehen und betasten lassen mußte, mit knapper Not die Tränen zurückhalten konnte. Natürlich war ich innerlich wütend über mich ob solcher Schwachheit und bin es jetzt noch. Auch entsetzte mich am ersten Abend nicht etwa die Gefängniszelle und mein so plötzliches Ausscheiden aus den Lebenden, sondern — raten Sie! — die Tatsache, daß ich ohne mein Nachthemd, ohne mir die Haare gekämmt zu haben, aufs Lager mußte. Damit ein klassisches Zitat nicht fehlt: erinnern Sie sich an die erste Szene in „Maria Stuart", als dieser die Schmucksachen weggenommen werden: „Des Lebens kleine Zierden zu entbehren", sagt Marias Amme, die Lady Kennedy, „sei härter, als große Prüfungen zu ertragen." (Sehen Sie mal nach, Schiller hat es etwas schöner gesagt, als ich hier.) Doch wohin verirre ich mich? Gott strafe England und verzeihe mir, daß ich mich mit einer englischen Königin vergleiche! Uebrigens besitze ich „des Lebens kleine Zierden" in Gestalt von Nachthemden, Kämmen und Seifen alle hier — dank der engelhaften Güte und Geduld Karls —, und so kann das Leben nun seinen geregelten Lauf fließen. Ich freue mich sehr, daß ich so früh aufstehe (5.40) und warte nur darauf, daß auch die Frau Sonne gefälligst meinem Beispiel folgt, damit ich von dem frühen Aufstehen auch was habe. Am schönsten ist, daß ich beim Spaziergang im Hofe Vögel sehe und höre: ein ganzes Rudel frecher Spatzen, die manchmal einen

solchen Krach machen, daß ich mich wundere, weshalb kein strammer Schutzmann da „mang“ fährt; dann ein paar Amseln, wovon der gelbschnabelige Herr aber ganz anders singt, als meine Amseln in Südende. Er quatscht und kreischt nämlich ein Zeug zusammen, daß man lachen muß; vielleicht wird er im März und April Scham annehmen und anständig flöten. (Jetzt muß ich übrigens an meine armen Spatzen denken, die nicht mehr auf dem Balkon ihr gedecktes Tischlein finden und wohl verwundert auf der Brüstung sitzen. Hier müssen sie unbedingt ein paar Tränen vergießen, es ist gar zu rührend!)

Liebe . . ., ich erweise Ihnen die höchste Ehre, die ich einem Sterblichen antun kann: ich werde Ihnen meine Mimi anvertrauen! Sie müssen aber noch auf bestimmte Nachricht warten, die Sie von meinem Rechtsanwalt bekommen. Dann werden Sie sie in Ihren Armen (nicht etwa im Körbchen oder Sack!!!) im Auto entführen müssen, mit Hilfe meiner Wirtschafterin, die Sie mitnehmen am besten (ich meine nur für die Fahrt, nicht fürs Leben) und die alle sieben Sachen der Mimi (ihr Kistchen, Torfmull, Schüsselchen, Unterlagen und — bitte, bitte! — einen roten Plüschsessel, an den sie gewöhnt ist) verpacken wird. Das alles kann doch im Auto verstaut werden. Doch, wie gesagt, warten wir damit noch einige Tage.

Was treiben Sie nun? Lesen Sie viel? Ich hoffe es. Ich lese eigentlich den ganzen Tag, sofern ich nicht esse. spaziere und die Zelle aufwische. Am schönsten ist die Krone des Tages: die zwei ruhigen Stunden abends von 7 bis 9 bei Licht, wo ich für mich denken und arbeiten kann.

Frau Zetkin war leider so aufgeregt, daß ich um sie sehr unruhig bin.

Seien Sie mir nun vielmals herzlich gegrüßt, leben Sie wohl und seien Sie heiter.

Ihre R. L.

---

PROLETARIER

Diese Menschen, die ohne Zweifel geboren sind, um schön zu sein, denn jedes Geschöpf hat seine entsprechende Schönheit, haben sich von ihrer Kindheit an unter den Befehl der Gewalt gestellt, unter die Regierung des Hammers, der Blechschere, der Spinnerei, und haben sich schnell vulkanisiert. Ist nicht Vulkan mit seiner Häßlichkeit und seiner Kraft das Sinnbild dieses häßlichen und starken Volkes, das erhaben ist in mechanischer Intelligenz, geduldig zu seinen Stunden, schrecklich einen Tag im Jahrhundert, entzündbar wie das Pulver und durch den Schnaps zum Brand der Revolution vorbereitet! *Balzac*

THEODOR LESSING (Hannover)

# PSYCHOLOGIE DES PERVERSEN

Es bedarf wohl heute nicht mehr der Versicherung, daß man auch das scheinbar Widernatürlichste und Unnatürlichste auf Gesetze zurückführen muß, welche auch alles „normale Seelenleben" beherrschen, so daß Bezeichnungen wie: abnorm, dekadent, pathologisch nicht auf Tatsachen abzielen, sondern auf W ü n s c h b a r k e i t der Tatsachen. Jeder Tatbestand wird „pathologisch", wofern ich und andre an ihm l e i d e n ; wofern aber kein „Leiden" damit verknüpft ist, kann auch das Ungewöhnlichste „normal" sein.

Die gräßlich breite und rohe Sexualliteratur der Gegenwart umkreist mit Vorliebe zwei „modern" gewordene Begriffe, welche aus literarischen Erinnerungen stammen: Sadismus und Masochismus, Bezeichnungen für die mit Lustempfindungen verbundene Sucht, einem andern Schmerz zuzufügen oder von einem andern Schmerz zu erleiden. Wie erklären wir diese Grundtatsachen?

Alles Leben ist gestellt auf Opfern und Geopfertwerden; Fressen und Gefressenwerden. Jeder lebendige Organismus, der größte wie der kleinste, nährt sich von anderem Leben und wird für das andere Leben auch selbst wieder zur Nahrung. Diesem großen Mysterium des Allverschlingens und Allverschlungenseins dienen die (den anziehenden oder abstoßenden, zentripetalen oder zentrifugalen Energien der Physik entsprechenden) Seelentendenzen des Hassens und Liebens: ein Wille, das Fremde gewaltsam zu übermächtigen, ein Gegenwille, an das Fremde sich hinzugeben, sich zu verlieren. Beides, die selbstbestätigende Selbsterweiterung wie die selbstverlorene Hingegebenheit an das Uebermächtige kann mit Lust verknüpft sein, wie denn allem Willen zu Leben und Macht auch ein Wille zu Erlösung und Tod korrespondiert. Beide Arten der Willenslust oder Wollust sind auch (wofern sie nicht im Naturelement blindwütig verharren, sondern im Menschen zu wertendem Bewußtsein erwachen und der Sphäre des Urteils unterstellt werden) beide Arten der Wollust sind auch ungeheurer Auferhöhung und Vergeistigung fähig. Wie aber überall der Geist eine S a c k g a s s e der Natur ist, so können auch die durch „Ideale" gleichsam hindurchfiltrierten Naturtriebe zu Entartung alles Lebens führen.

Von diesem Punkte soll unsre Psychologie des Perversen ausgehen. Der Leser kann hier am leichtesten die gewaltigen Hintergründe und die Systematik meiner Erklärung herausspüren . . . .

Sobald auf mich ein Eindruck oder ein Reiz ausgeübt wird, der mein „Ich", d. h. das Sinnsystem meiner Gewöhnungen (meinen Stolz und mein Selbstbehagen), umzuwerfen droht, sobald mein Bewußtsein besetzt und besessen wird von einer ü b e r w e r t i g e n Vorstellung, von einer Person oder Sache, die mich unaufhörlich beschäftigt und beunruhigt, so gibt es zur Wiederherstellung und

Rettung meiner Ruhe zwei Wege. Erstens: ich muß das Ueberlegene herabreißen, schmälern, detraktieren, um mein Selbstgefühl zu stärken. Oder ich muß das mich engreifende Ideal so hoch emporschrauben, ja vergotten, daß es für mich nicht mehr demütigend ist, ihm innerlich unterworfen zu sein. Anders gesagt: Ich muß mich selbst aufbauschen gegenüber unwiderstehlichen Werten oder ich muß das Wertvolle so hoch stellen, daß meine Unterwürfigkeit mich nicht mehr erniedrigt. So liegt es im Verhältnis zu Gott. Der Atheist, Materialist, Gottesleugner ist so wenig gleichgültig gegen Gott wie der Stammelnde, an ihn Hingegebene. Das bilderstürmende, kirchenfrevelnde Schmähen und Wüten gegen Gott zeigt ebensosehr Züge des „Sadismus", wie manche Formen religiöser Proskyresis und Selbsterniedrigung an die Flagellantenwollust des Masochisten erinnern.

Es erscheint mir unwesentlich, ob wir die Perversionen der beiden Urtriebe (des Willens, ein Fremdes einzuverleiben, und des Gegenwillens, vom andern hingenommen zu werden, in ihren höchsten Wertformen, in der religiösen und mythischen Einkleidung oder im primitiven Gewimmel der einander fressenden und jagenden Naturgestalten aufsuchen. Das oft wiederholte Wort von Novalis: „Mir scheint, daß Religion, Wollust und Grausamkeit in der Natur untrennbar aneinander gebunden sind" bezeichnet eine ganz selbstverständliche, einfache Wahrheit. Man könnte nun aber wohl wähnen, diese Polarität des Willens, aktiv zu unterwerfen, und des Gegenwillens, passiv aufgesogen und aufgebraucht zu werden, müsse dem Gegenspiel des Männlichen und Weiblichen entsprechen, welches Leben zu bewegen und zu spalten scheint. Hierin läge auch eine gute Einsicht, wenn man nur nicht „Männlich" und „Weiblich" als zwei kontrastierende Lebensmächte auffassen, sondern als den unvermeidlichen Zwiespalt a l l e s Lebens, und zwar ein und desselben Lebens begreifen wollte. Es liegt auch in Tier- und Pflanzenwelt nie so, daß die Wollust der Männchen auf ein Fressen, die der Weibchen auf Gefressenwerden gerichtet ist; selbst im untersten Reich zweigeschlechtlicher Fortpflanzung ist nicht immer der Samenfade wandernd und das Ei saugend; bei hochgegliederten Geschöpfen, wie den Bienen, frißt das Weibchen sein Männchen auf. So gibt es denn auch im Seelischen stets ein Mit- und Ineinander von Macht und Hingegebenheitsbegierden; die Leidenschaft des Geschlechts läßt bald die eine, bald die andere Seite stärker durchschimmern: aber übersehen dürfen wir nicht, daß auch in der erotischen Hörigkeit einer Griseldis oder eines Kätchens von Heilbronn der Wille zu besitzen und zwar allein zu besitzen, mitwühlt, und daß umgekehrt auch der despotische Erotiker, etwa von der Art Byrons oder Strindbergs, nicht nur Besitzer, sondern Besessener und zuletzt nur „Bär an der Kette" ist.

Daß der Gläubige seinen Gott prügelt, opfert, ans Kreuz schlägt, daß der Leidenschaftverstrickte jeden Gedanken und jeden

Augenblick des Geliebten oder der Geliebten für sich in Beschlag nehmen und in sein eigenes Leben einbeziehen muß (daher denn auch zu jeder Liebesleidenschaft eine retrospektive, die Vergangenheit aufsaugende Eifersucht gehört), daß ein Liebender zum Tyrannen, Quäler, Sklavenhalter, ja Mörder werden kann — „Ach, ich habe sie getötet, meine geliebte Carmen!" —, das alles ist leichter aufzuklären und begreiflich zu machen als das Verhängnis, daß mit diesem stärksten Selbstbejahungstriebe triumphierenden Lebens zugleich doch auch ein Wille zum Dahingenommenwerden und Dahinsterben verbunden sein muß, welcher so stark werden kann, daß er den vom Gattungstrieb Ueberwältigten zur vollen Selbstpreisgabe treibt, wie ein Opfertier, das sich freiwillig zur Schlachtbank drängt. Ueberall sehen wir beide Seiten in- und nebeneinander. Es ist ebenso richtig, daß Liebestrieb die feigsten Geschöpfe mutig, kühn, verwegen, listig und gewaltig macht, wie, daß der von Gier Getrübte dem Jäger sinnlos in die Arme treibt und alle sonst sorglich beachteten Reserven und Sicherungen plötzlich abwirft. Man hat beobachtet, daß ein Rotkehlchen oder ein Kaninchen vor dem „faszinierenden" Blick der Schlange so wehrlos gelähmt werden können, daß sie schließlich, ohne daß die Schlange sich fortbewegt, freiwillig in den züngelnden Rachen hineinstürzen. Man glaubt solche Beobachtungen durch eine besondere Magie erklären zu müssen: die Schlange „hypnotisiere" ihr Opfer. Aber dieser selbstmörderische, sich aufgebende Trieb ist ganz alltäglich, wie denn überhaupt zwischen Beutetier und Jägertier eine Art erotischer Relation besteht. Mag mit diesem Willen zum T o d e noch so gräßliche Angst verknüpft sein, es liegt doch auch ein Stück Wollust darin; mindestens in dem Willensaugenblick, der das eigene Ende und den Uebergang in die neue Formgestalt setzt. Die Natur hat offenbar an das Hingenommensein des jungen Weibes ein Stückchen dieser Todesangst und die Ueberwindung dieser Angst gebunden. Je reiner, schlichter, unbewußter der junge Mensch ist, um so furchtbarer kann ein Trieb, gegen den sich Eigenliebe und Selbsterhaltung sträubt, zum toddrohenden Dämon werden. Das ahnungslose junge Mädchen fühlt sich ausgeliefert auf Gnade und Ungnade einem Rohling, der sie prügelt und ausbeutet, den sie verachten, durchschauen, ja vielleicht sogar h a s s e n kann, ohne daß sie darum loskommt von der Hörigkeit ihrer Wollust; ja, nach einem merkwürdigen Gesetz, daß gerade das Widerwärtige fesselt und anlockt, kann selbst der Ekel die Begierde steigern. Hier rühren wir an das finsterste Reich der Seele.

Zum Schluß möge, wenn auch nur andeutend, hingewiesen sein auf die Beziehung der beiden Perversions-Tendenzen zu den Mythen und Riten des Opfertodes und der Opferung. Alle diese Riten zerfallen aufs klarste in zwei Gruppen. Einmal wird das als Göttlich Verehrte und Angebetete von seinen Gläubigen ergriffen, zerrissen, zerstört und verzehrt. Ein andermal wird der

Gläubige oder die ganze Gruppe der Gläubigen (in Form eines symbolisch Repräsentativen) von Gott hingenommen, aufgezehrt, und vom Leben erlöst. Man denke einmal an Dyonisos, der von wollusttrunkenen Mänaden und Korybanten zerrissen und gegessen wird; denke anderseits an Semele, welche Zeus als Gott sehen will; obwohl sie weiß, daß bei diesem Anblick sie von Blitzen verzehrt dahinsinkt. Es ist bezeichnend, daß die zweite Art des Opfermythos, die Aufzehrung des Menschen durch den Gott, überall dort einsetzt, wo das eigentlich religiöse, methaphysische Zeitalter einer Religion in das ethische übergeht. (Nach meiner Auffassung stünde also z. B. das Schlachtopfer des Erstgeborenen vor der Bildsäule des Moloch „ethisch" höher, als die eleusischen Mysterien.)

„Simplex silligum veri". Man stelle gegen diese einfachen Klärungen den anspruchsvollen Wust modebeliebten Sexualgeredes, etwa die Erläuterungen der tiefsten und heiligsten Opfermystik aus Mutterangst, Oedipuskomplex, verdrängten Haß- und Eifersuchtskomplexen wider den Vater; die Erläuterung der Glaubenserlebnisse als einer „Sublimation" „verdrängter" oder „überdeckter" Sexualbedürfnisse; die Erläuterung der genialsten und seltensten Schöpferkraft als einer „Versetzung", „Pervertierung", „Umbiegung" der allen zugänglichen naturalistischen Lebenstriebe. Wer sieht nicht, worauf diese Medizinmänner-Philosophie hinausläuft? Auf den Triumph der rein analytischen, d. h. unschöpferischen, alles wissend traumlosen, völlig entnüchterten übertalentierten Intelligenzen über jene Magie des Lebens, die ihnen unzugänglich und unheimlich geworden ist. Man wähnt, es sei nun etwas geleistet, wenn man „höhere Funktionen" (also z. B. Mystik, Religion, Methaphysik) auf „natürliche" (etwa auf Geschlechtstrieb oder gar auf Ernährungsphysiologie) „zurückführt". Ein billiges Spiel für kluge Köpfe. Denn weil in Wahrheit keinerlei Urtrieb sich auf einen andern „zurückführen" läßt, so steht es völlig in meinem Belieben, welches Seelenelement ich zum Mittelpunkt wähle, ob ich alles aus Geschlechtstrieb „erkläre" oder aus Selbstausheilungswillen oder aus Kompensations- und Ueberkompensationsbedürfnis oder aus Machtwille, Lusthunger, Eitelkeit, Nahrungstrieb . . . ., das eine Prinzip ist ebenso tauglich wie das andere. Statt zu sehen, daß alles vermeintlich Höheres wie vermeintlich Niederes gleich mystisch ist und denselben Gesetzen untersteht, tut man sich darauf etwas zugute, daß moderne Wissenschaft alles Wundersame, Unberührte, Heilige nun endlich *aufhellen* kann als irgendein „Nichts anderes als" und „Auch nur". Ganze Bibliotheken ethnographischen, anthropologischen, philologischen, historischen ‚Materials" und die beliebtesten Sammlungen von anekdotischen Krankengeschichten und Ammenwesen können über die Dürftigkeit und Banalität dieser breiten Sexualliteratur der Mediziner und Psychologen nicht hinwegtäuschen.

Der ungarische Zeichner Ladislaus Boris ist in Mentone jung gestorben.

Eines Tages erschien ein junger Mensch bei mir und zeigte mir einen Stoß Zeichnungen und Radierungen. Ich hatte Herrn Boris nie gesehen und wußte nichts von seinem Dasein. Später hörte ich, daß Boris in seiner ungarischen Heimat schon die Augen auf sich gelenkt hat. Er ist nämlich nicht nur ein Zeichner, mit der Enge und, sagen wir, Dummheit des Nichts-als-nur-Malers, sondern es sind noch allerlei andere geistige Talente in ihm. Er zeichnet, aber er denkt (ein nicht alltäglicher Fall), er radiert, aber er hat auch Witz, er ist jung, aber seine Jugend offenbart sich vor allem in einem sehr harten Zynismus, diesem Schildkrötenpanzer eines zarteren Gefühls. Wenn man dem jungen Manne seine zweiundzwanzig Jahre nicht vom Gesicht gelesen hätte, so hätte man sie an seinen Arbeiten erraten müssen, nicht aus ihrer technischen Ausführung, die eine ganz sichere Hand verrät, sondern aus seinen Themen. Diese Radierungen stellen Jugenderlebnisse dar, es sind Schöpfungen eines jungen Menschen, der noch Zusammenhänge mit seinen Kindheitseindrücken hat. Erste schüchterne Regungen des Eros sind hier mit starker Hand festgehalten. Kinder im Badezimmer, ein ganz langer, gotischer Mädchenleib, eine furchtbar dicke Mama, die ein sich sträubendes Kind vorwärtsdrängt — das alles mit einer lyrischen Zärtlichkeit für den unentwickelten Mädchenkörper dargestellt. Zu dieser Sanftheit kommt aber ein aufreizendes Element; so zart diese Kinderkörper gezeichnet sind, so grausam und ungeheuerhaft sind die Erwachsenen. Das dicke Frauenzimmer, das dem melancholisch glotzenden Jüngling aus den Kleidern hilft, die Hure, die massig und breit im Café sitzt, angestiert von einem Jungen auf der Straße, die fette, strenge Mama, die ihr erschrecktes Kind vorschiebt — das alles sind Ungeheuer, die kein Ohr für die Angstträume der Unreifen haben. Angsttraum der Jugend — das ist das deutlichste Blatt des Zyklus: Ein süßer, ganz zarter Mädchenkörper, von den Tatzen eines schwarzen, riesigen Menschenfressers bedroht. Hier ist das Thema am grellsten angepackt. Doch ist dieses Motiv von allen Blättern zu lesen: Das erste Liebeserlebnis ist immer begleitet von Angstpsychosen. Die beiden letzten Blätter zeigen den sozialen Witz von Boris. Das verlassene Mädchen mit dem schon in der Ferne entschwindenden Manne, der sich in der schweren Stunde gedrückt hat, und das von Unheimlichkeit umwitterte Blatt: Die Mumie, die nach Jahrzehnten das eingeschnittene Herz auf der Bank ihrer Jugenderlebnisse stumpfsinnig-melancholisch beguckt. Dies alles, so tragisch im Motiv, ist mit einer ganz leichten, witzigen Hand ausgeführt. Lászlo Boris ist Ungar, aber seine Schule war französisch. Daher auch der literarische Schliff seiner Arbeiten, seine Pointiertheit. Ich bin




BORIS AKT

nicht zuständig, über die graphische Kunst von Boris zu urteilen, habe kein Recht, ihn in der Nähe von Toulouse Lautrec und Pascin einzureihen. Aber das darf ich feststellen, daß seine Blätter mich erschüttert und mit einem Schauder erfüllt haben, den die Mittelmäßigkeit, von den landesüblichen Pornographen ganz zu schweigen, nie hervorrufen kann.

*

Dies schrieb ich vor vier Jahren, und Boris ließ es als Vorwort zu seiner ersten Mappe drucken. Seither habe ich viele schöne Blätter von ihm gesehen, immer wieder behandelten sie dasselbe Thema: Den Körper der Siebzehnjährigen. Immer wurde er zart und andächtig vor den Formen der Unreife, und immer wieder fand er für die Reifen die Symptome der Uebertreibung: Verfettete Leiber, stiere Gesichter, brutale Hände und Füße. Er versuchte sich als Zeichner bei Ullstein und später bei Tschuppik in Wien, aber er war im Politischen, ja im Gegenständlichen nicht heimisch. Wenn er nicht irgendwie huldigen konnte, war er matt. Zuletzt hat er für die Wiener „Stunde“ kleine reizende Zeichnungen gemacht, in denen dargestellt war, wie ein schönes Knie, wie schöne Schultern, wie der Uebergang von Taille zum Popo aussehen soll. Nach der Methode des „Kunstwart“ war hier das schöne Beispiel dem schlechten gegenübergestellt. Der kleine, glühende Boris! Er wollte die ganze Welt zu seinem Ideal des Sechzehnjährigen bekehren! . . . Nun ist er, vierundzwanzigjährig, mit ausgebrannter Lunge an der Riviera verschieden, lange ehe er selbst in Gefahr geriet, der Verfettung des Herzens und des Leibes zu verfallen.

---

E. ST. G.

## ERINNERUNGEN AN DIE DUSE

Die Verfasserin ist vor Jahren mit der Duse in Amerika gereist.

In einem Hotel in Pitsburg ist sie gestorben! Sie, die alle Hotels haßte, sie, die das Reisen haßte, sie, die für Amerika nichts übrig hatte. Wenn sie auf ihren Geldjagdfahrten durch die südamerikanischen Städte fuhr, dann nahm sie immer große Stücke dunkelfarbiger Seiden mit, und das Erste, was sie in dem Hotelzimmer tat oder tun ließ, war, diese gräßlichen Hotelmöbel mit farbigen Seiden zu verhängen.

Es war schon damals, als ich mit ihr reiste, kein Vergnügen, dieses Kunsthausieren von Rio de Janeiro nach Paolo und Buenos Aires. Inzwischen sind fünfzehn Jahre vergangen. Der Logenbesucher im amerikanischen Theater wußte nicht, was für eine entsetzliche Arbeit dem poetischen Erscheinen der Duse auf der Bühne vorangegangen war. Schon die Schiffsreise war für sie mehr Qual als Freude. Die Duse gehörte zu den allerempfindlichsten Menschen der Erde und zu den allerängstlichsten. Ihre Sensibilität war ganz gewiß abnorm. Es kam vor, daß sie sich bei heiterem Himmel

krank und bedrückt fühlte — zwei Stunden später zog jählings ein Gewitter herauf. Sie litt unter den elektrischen Spannungen der Atmosphäre. Ein bißchen abergläubisch war sie auch, ewiges Kind, das sie war. Als unser schöner spanischer Dampfer über den Aequator fuhr — man spürt den Aequator bekanntlich nicht im geringsten —, da fühlte sich die Duse unsicher, nervös, verängstet. Aber vielleicht war da hauptsächlich der große Aequatorball schuld, der an Bord gefeiert wurde. Sie hatte ja immer das Bestreben, den Massenzusammenkünften auszuweichen. Der große, allgemeine Rummel hat sie immer abgestoßen, sie war geschaffen für Einsamkeit und Stille. Ihr Bedürfnis nach Isolierung war beherrschend, sie konnte beim besten Willen nicht viel mit Menschen zusammen sein. Schon deshalb war jede Tournee, die zu gemeinsamen Reisen, gemeinsamen Proben, gemeinsamen Hotels zwang, eine wahre Qual für sie.

In Rio de Janeiro ließ sie sich einmal bewegen, in den Botanischen Garten zu gehen, der eine seltene Sehenswürdigkeit ist, weil alle Urwaldpflanzen in ihren phantastischen Formen und Farben dort gesammelt sind. Sie hat es sehr bereut. Der Anblick dieser fremdartigen und abschreckenden Fauna nahm sie so her, daß sie abends nur mit letzter Anstrengung spielen konnte. Eine phantastische Welt blühte in ihrem phantastischen Kopf noch toller, sie kam von dem aufregenden Eindruck wochenlang nicht weg.

Sie lebte ureinfach, aß wenig, trank garnichts (kaum einen Tropfen Wein), schwarzen Kaffee brauchte sie. Auf ihren Gastspielreisen (und die Arme mußte ja die Hälfte ihres Lebens reisen) leistete sie harte Arbeit. Jeden Vormittag strenge Proben mit dem ihr meist fremden Ensemble (nur ihre Partner blieben lange die gleichen), nachmittag Ausruhen, abends Spielen. Nach der Vorstellung floh sie ins Hotel. Aber da gab es immer noch Hindernisse. Landsleute, die nicht abgewiesen werden konnten, Direktoren, Ehrendeputationen und vor allem Enthusiasten, die man nicht los werden konnte. Wenigen Menschen ist ja auf Erden so gehuldigt worden wie der Duse, wenige nahmen Huldigungen mit so wunderbarer Dankgeste hin wie sie. Wenn sie in Wien auf der Bühne stand, überschüttet mit Rosen aus dem ganzen Haus, dann war dieses Schauspiel der dankenden, fassungslosen Eleonore das Ergreifendste des Abends. Ihre Fähigkeit, zu faszinieren, sprengte bürgerliche Fesseln. Es gab Schwärmerinnen, die ihr zuliebe Haus und Familie im Stich ließen und mit ihr reisten, um ihr zu dienen oder vielmehr, um ihr dienen zu wollen, denn die Duse, die immer ihre alte bewährte Jungfer um sich hatte, brauchte nichts und niemanden. Sie brauchte nur Ruhe.

Sie war für gewöhnlich sehr ernst, ja traurig. Viel Bitternisse hatten ihr das bezaubernde Lächeln geraubt, das nur noch zuweilen über ihr liebes Gesicht schimmerte. Ihr erster Mann, dem sie eine Tochter verdankt, die übrigens heute eine Frau von dreißig Jahren

sein muß, war kein Edelmann. Die Duse mußte es jahrelang teuer bezahlen, daß er die Tochter nicht an sich riß. Das große Erlebnis war, wie Europa aus dem nicht gerade diskreten Roman „Feuer“ erfuhr, Herr Gabriele d'Annunzio. Er hat die Duse geliebt, genossen und . . . geplündert. Sie hatte mit Müh und Not ein Haus in Florenz erworben und für sich eingerichtet. Da bezog, während sie auf Reisen Geld schaffte, D'Annunzio mit einer neuen Geliebten das Haus der Duse, und sie stand da und mußte sich ein Obdach suchen. Die Duse, die übrigens D'Annunzios Genie nie verkleinert hat, war gegen solche, mit edeln Redensarten verbrämte Brutalität ganz wehrlos. Ihr bezauberndes Lächeln — es gab Tage, an denen sie fröhlich wie ein Kind war — D'Annunzio vor allen hat es getötet.

Was blieb ihr übrig, als immer wieder zu gastieren? Nie werde ich einen Abend mit der Duse in Rio de Janeiro vergessen. Sie spielte in einem ungeheuer großen Theater. Ein Holzbau. Dröhnender Lärm der paar hundert erschienenen Leute, die in dem Riesenraum verschwanden und schließlich nach vorne rückten. Alle Südamerikaner sind ein lautes Volk. Aber an diesem Abend ging es besonders toll zu. Frauen mit schreienden Kindern saßen neben liederpfeifenden Männern. Ich glaube, im Parkett gab es auch Hunde, die bellten. Dabei war es bitterkalt im Theater. Die Duse, im Innersten verdrossen, von der lärmenden Menge angewidert, fror jämmerlich. Da entschloß sie sich, unter ihre große, dekolletierte Worth-Toilette ein deutsches Trikotleibchen anzuziehen, mit langen, wärmenden Aermeln. Es war die Rache an dem lärmenden Pöbel. Als sie, endlich ein klein wenig lächelnd, vor dem Spiegel ihrer Garderobe saß, nahm sie einige Meter Tüll und schlang ihn um Hals, Brust und Arme. Für diese Leute war sie wahrhaftig schön genug.

Uebrigens waren auch ihre Kleider Kundgebungen ihres Genies. Nie ist die Duse der Mode untertan gewesen. Sie liebte die fließenden, langen Kleider, sie hatte eine Abneigung gegen die „Taille“, und es gelang ihr, freilich mit Hilfe des Pariser Schneider Worth, ihren Stil der leichten, fließenden Gewänder zu einer Zeit durchzusetzen, da man noch über „Reformkleider“ witzelte. Im Leben war sie eher klein. Auf der Bühne sah sie oft groß aus. Das dankte sie der Linie ihrer Kleider.

Wie müde war sie schon vor zwanzig Jahren. Wie muß sie in den Kriegsjahren gelitten haben. Sie war, wie Freunde aus Italien melden, verarmt. Als sie 1923 zum erstenmal die Grenzen Italiens wieder überschritt, ging sie nach Wien. Dort ist sie vor dreißig Jahren — dank Hermann Bahrs schmetternder Trompete — für Europa entdeckt worden. Das Wiedersehen mit den Wienern war schön und traurig. Sie war ja eine Greisin geworden. Man lud sie dringend ein, nach Berlin zu kommen. Sie wollte nicht, absolut nicht. Es war nicht Chauvinismus, was sie abhielt, es war Angst. Sie hatte immer atmosphärisches Gefühl. . . .

Langsam vollendet sich die Reihe der Schriften Rudolf Borchardts im Ernst Rowohlt-Verlag. Aus den „Vermischten Gedichten“, die im Mai herauskommen, gebe ich den Lesern des „Tage-Buches“ diese „Manon“. Möge sie verführen.

Mein teurer Freund, gewiß, du dauerst
Mich sehr, so einsam nachts vor meinem Haus!
Ich fühl es schmerzlich, was du so betrauerst:
Aber einmal ist es eben aus.

Sieh, ewig währt ja nichts auf dieser Erden:
Zum Beispiel, hier, fing etwas Neues an.
Es kann etwas sehr Schönes daraus werden;
Sicher ist es nicht bis jetzt, — es kann.

An barem Gelde wird mir's nicht mehr fehlen.
Aus welchen Taschen? weiß mein Kavalier.
Doch sollt er je wie andre dich bestehlen,
Ich entschädige dich, vielleicht, bei mir.

Für deine Bitten, Schwüre, Briefe, Sorgen,
Hab ich nur Tränen. Zwar wenn du's verlangst,
Laß mich's nur wissen, treffen wir uns morgen:
Dächt man wohl gar, ich hätte Angst!

Ich kann es alles zu vertreten wagen,
Wie über mich dies Schöne, Neue kam:
Wenn dir dran liegt —: will ich dir's alles sagen,
Nur, erlaß mir dann die falsche Scham!

Nur in den schönen Stunden, wenn ich dein war,
So will mir scheinen, hab ich dich geliebt!
Ob's dann auch Liebe war, und wirklich rein war?
Sicher bin ich nicht, daß es das gibt.

Nimm meine Freundschaft, Guter? Dazu paßt du
So gut, wie ich! Du weißt, auch immer fand.
Zum Anderen etwas weniger; auch hast du
Von jeher mein Naturell verkannt:

Ich halte mich wie das Glück auf seinem Balle,
Doch werd ich wackelig, wenn ich lange steh.
Stelle mich nicht zu hoch, mein Freund. Ich falle
Sonst herunter, und du tust dir weh.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Aprilwoche

## Die künftige Währung.

Wenn gesunder Menschenverstand in den übrigen zu untersuchenden Fragen das beste Rüstzeug war, das die Sachverständigen mitbringen konnten, so bedurfte es für die Erfassung der Währungsprobleme darüber hinaus noch besonderer Gaben. Ohne ein gutes theoretisches Verständnis, ohne ein spezifisches Abstraktionsvermögen kommt man in Währungsdingen nicht viel weiter. Das Gutachten der Sachverständigen ist, im ganzen genommen, eine respektable, eine erstaunliche Leistung. Auch in der Währungsfrage ist angesichts des bunten Zirkulationsdurcheinanders in Deutschland für die fremden Experten eine geistige Sisyphusarbeit zu leisten gewesen, ehe sie zu den Erkenntnissen und Vorschlagsformulierungen des Gutachtens durchdringen konnten. Aber der Teil des Gutachtens, der sich mit der Währung beschäftigt, weist ohne Zweifel eine Reihe von Unzulänglichkeiten auf. Und so sehr der ausgetüftelte Goldnotenplan nach einigen Modifikationen geeignet sein mag, die Währungsstabilität in Permanenz zu garantieren, so wenig sind die Sachverständigen — in ihrem Bericht wenigstens — in die eigentlichen Kernfragen eingedrungen. Nicht ins Zentrum der Wahrheit, sondern weit daneben trifft zum Beispiel ihre Vermutung, daß das gegenwärtige Währungsgleichgewicht durch eine „Wiederkehr des Vertrauens" zu erklären sei. Das achte Weltwunder der Rentenmarkstabilität kann auch nicht, wie die Sachverständigen es getan haben, damit begründet werden, daß „ein Sinken des inneren Verbrauchs im Verein mit der (als gegeben angesehenen) Kreditknappheit und im Verein mit der Importeinschränkung die Nachfrage nach den im Umlauf befindlichen Zahlungsmitteln in deutscher wie in fremder Währung herabgemindert" habe. Diese an den Haaren herbeigezogenen Erklärungen für die letztmonatliche Aufrechterhaltung des Geldwertes zeugen von einem gewissen Unverständnis gegenüber den wirklichen Gründen. In Wahrheit ist es natürlich weder die Wiederkehr des Vertrauens, noch das Sinken des inneren Verbrauches, noch gar die von den Sachverständigen so eingehend behandelte Deckung des Geldes, durch die das Gleichgewicht in der Währung herbeigeführt wurde, sondern entscheidend war einzig und allein das Quantitätsmoment. Die Tatsache, daß nicht

mehr, wie früher, beliebige Mengen Geldes zur Deckung des fiskalischen Defizits hergegeben, sondern statt dessen endlich halbwegs logische Geldschöpfungsregeln eingehalten wurden, sie allein hat genügt, um dies Wunder der Geldwertruhe zu wirken. An dem Grundübel, an dem die deutsche Währung jetzt noch krankt, geht das Sachverständigengutachten gleichfalls achtlos vorbei: kein Wort des Tadels findet sich darin für die Lücke in der deutschen Geldverfassung, durch welche (im Wege der Kreditinflation) die Reichsbank ihre eigene Notenausgabe schrankenlos nach Belieben noch zu vermehren imstande wäre. Solcher Mängel finden sich im Bericht mehrere. Eine kritische Betrachtung der vorgeschlagenen Geldreform wird aber gerade diese dynamischen Probleme besonders ins Auge zu fassen haben. Nicht so sehr auf die Verwaltungsorganisation der Bank, nicht darauf, ob statt der Errichtung einer neuen Bank die Reichsbank entsprechend umgestaltet werden soll, nicht auf die erwünschte Unifizierung der umlaufenden Geldarten — im wesentlichen eine Schönheitsfrage — kommt es letzten Endes an. Wieweit, das bleibt vielmehr die Hauptsache, ist der Vorschlag vermöge zweckmäßiger Geldschöpfungsregeln geeignet, eine übermäßige Expansion und Kontraktion des Geldumlaufs zu verhindern, ohne doch die notwendige Elastizität der Zirkulation zu gefährden?

Die Nebenfrage der Verwaltungsorganisation der neuen Bank nimmt im Bericht wie in der öffentlichen Diskussion den Hauptraum ein. Die Feststellung ist zunächst notwendig, daß in der Nationalitätenfrage durchaus schonend vorgegangen worden ist. Wenn man wünscht, daß dreiviertel des Grundkapitals der Bank vom Auslande aufgebracht werden, so ist es natürlich nicht zu umgehen, daß den ausländischen Geldgebern auch ein gewisser Einfluß auf die Geschäftsführung der Bank eingeräumt wird. Im wesentlichen verbleibt die Verwaltung trotzdem deutsch. Unter dieser Voraussetzung ist die Vielgliedrigkeit der Organisation ziemlich gleichgültig. Nicht weniger als sieben Stellen sind nämlich für Leitung und Beaufsichtigung vorgesehen: ein Errichtungskomitee, bestehend aus dem Reichsbankpräsidenten und einem der Sachverständigen, soll die Gründung vorbereiten; der deutsche Präsident bleibt die eigentliche Spitze der Bank; ein Direktorium deutscher Persönlichkeiten steht ihm zur Seite; eine Körperschaft aus Vertretern der deutschen Wirtschaftsstände nach Art des Zentralausschusses, aber nicht wie dieser als Repräsentation der Anteilseigner, kann das Direktorium auf seinen Wunsch beraten; die eigentliche Vertretung der Kapitalgeber bildet der Generalrat, der zur Hälfte aus deutschen, zur anderen Hälfte aus Ausländern besteht; siebentens und letztens ist da ein Kommissar mit der formalen Befugnis, über die Einhaltung der Deckungsvorschriften zu wachen (sein Name steht, wie der des Präsidenten, auf den neuen

Banknoten). Beschlüsse gegen die deutschen Stimmen können in keinem Falle gefaßt werden. Das bleibt das Hauptzugeständnis. Im übrigen wird der Rahmen weniger wichtig sein als die ausfüllenden Persönlichkeiten. — Gleichfalls eine mehr formale Frage ist die, ob eine neue Bank neben der Reichsbank errichtet oder ob die Reichsbank mittels geeigneter Gesetzgebung entsprechend umgestaltet werden soll. Beide Möglichkeiten läßt der Vorschlag offen. Immer noch spukt in den Köpfen das Argument der angeblichen Vorbelastung des Reichsbankkredits durch die Währungsgebarung im letzten Dezennium. Es liefert die Erklärung der eigentümlichen Vorliebe ausländischer Sachverständiger für Errichtung neuer Bankinstitute zur Wahrnehmung von Aufgaben, die ebenso gut von den bestehenden erfüllt werden könnten. In Wirklichkeit spricht alles dafür und nichts dagegen, daß der Reichsbank die neuen Funktionen übertragen werden. Auf die Vergangenheit kommt es dabei nicht an. (Der sinnfälligste Beweis dafür ist die gegenwärtige Stabilität der ungedeckten Reichsbanknoten.) Die Reichsbank hätte neben der neuen Notenbank kaum eine Existenzberechtigung. Warum also der ganze technische und persönliche Apparat der Zentrale und der Anstalten und Nebenanstalten nebenher von neuem aufgezogen werden sollte, wäre unerfindlich. Zudem könnte bei Weiterverwendung der bestehenden Reichsbankorganisation die Rechtsauseinandersetzung mit ihren Anteilsinhabern leichter vonstatten gehen als wenn man eine Zwangsübereignung der Reichsbankaktiven auf die neue Notenbank vornehmen würde.

Welche quantitative Gestaltung nach Durchführung des Sachverständigenplans die deutschen Geldverhältnisse nehmen würden, ist nicht ohne weiteres vorauszusehen. Insbesondere ist die Frage ungeklärt, wieweit die vorgesehene ausländische Anleihe als Notendeckung etwa mit verwendet werden kann. Die übrigen jetzt umlaufenden Geldarten sollen durchweg liquidiert werden; von der Goldanleihe gilt das wohl unausgesprochen; die Dollarschatzanweisungen, die ohnehin in einiger Zeit fällig werden, sollen auf der Basis des Reichsbankgoldbestandes eingelöst werden; die Notgeldsorten aller Art dürften von selbst verschwinden; die Rentenbankscheine werden allmählich aus dem Umlauf gezogen, ein erster Teil durch Ablaufenlassen der von der Rentenbank über die Reichsbank erteilten Privatkredite, ein zweiter Teil in spätestens zehn Jahren auf Grund der Einnahmen, welche die Rentenbank aus den Schuldurkunden der Belasteten und aus den Staatszinsen zieht. Was aus der Wirtschaftsbelastung nach voller Liquidation der Rentenbank wird, ob gemäß dem Rentenbankgesetz ein Erlöschen dann stattfindet, ist nicht ersichtlich. Die Reichsbanknoten selbst werden unter Zugrundelegung des jetzt geltenden Umrechnungsschlüssels in Goldnoten umgewandelt. Daneben sollen dann nur

noch die Zettel der Landesnotenbanken und das vom Reich emittierte Hartgeld umlaufen, dessen Höchstbetrag sehr weitherzig auf zwanzig Mark pro Kopf bemessen ist.

Materiell am wichtigsten sind die vorgeschlagenen Bestimmungen über die Kontingentierung der Notenemission. Diese ist in Anlehnung an die vorkriegszeitliche deutsche Bankverfassung eine doppelte: eine direkte und eine indirekte. Was die unmittelbare Deckungsvorschrift anbelangt, so sollen 33⅓ % des Notenumlaufs in Goldmünzen, Goldbarren und jederzeit disponiblen Bankeinzahlungen gehalten werden. Daneben besteht, wenn ausnahmsweise die Deckungsreserve auf fast einstimmigen Beschluß des Direktoriums und des Generalrates unter ein Drittel herabgesetzt wird, eine mittelbare Kontingentierung in zwiefacher Weise. Erstens wird bei Unterschreitung der Dritteldeckung eine Notensteuer erhoben, die, je nach dem Maß der Unterschreitung, von 3 auf 8 und mehr Prozent im Jahre anschwillt; zweitens aber ist eine automatische Verquickung von Deckungsverhältnis und Diskontsatz vorgesehen in der Weise, daß bei einer Unterschreitung der Dritteldeckung der Diskontsatz nicht unter 5 % liegen darf und über diesen Satz hinaus nach einem bestimmten Schlüssel in demselben Verhältnis gesteigert werden muß, wie die Golddeckung der Noten sinkt. Diese Verknüpfung von Diskontpolitik und Umlaufsmenge hat einen gesunden Kern. Aber die vorgeschlagene Zwangsnormierung des Diskonts, die den Satz bei Unterschreitung der Deckungsgrenze im voraus bestimmt, geht wahrscheinlich in der Vorsorge ein wenig zu weit. Auch bei voller Gesundheit der Währungsverhältnisse pflegte schon vor dem Kriege die Umlaufsmenge, zumal an den Quartalsterminen, die verstärkten Geldumschlag bedingen, die vorgeschriebene Grenze hart zu streifen, wenn nicht zu übertreten. Daß in solchen Ueberschreitungsfällen ein für allemal ein Mindestdiskontsatz festgesetzt wird, bedeutet einen zwar wohlgemeinten, aber unberechtigten Eingriff in die Freiheit der Diskontpolitik. Denn es ist sehr fraglich, ob die Kreditlage bei solch ausnahmsweiser Anspannung eine Heraufsetzung des Diskonts ohne weiteres verträgt. Bedingung für die Erhebung der Notensteuer sowohl wie für die vorgesehene Diskonterhöhung ist freilich, daß mindestens eine Woche lang die Ueberschreitung des Kontingents bestanden hat. Hier eröffnet sich vielleicht ein Weg, um die Gefahren für die Elastizität des Geldumlaufs herabzumindern. Entweder nämlich müßte die Frist von einer Woche erheblich ausgedehnt werden oder es müßte für diese Termine vermehrten Geldumschlags, die statistisch einwandfrei feststellbar sind, ausdrücklich die Anwendung der Steigerungsautomatik für Notensteuer und Diskont ausgeschlossen werden. Das Prinzip der Dritteldeckung, das ohnehin der bloßen Empirie entstammt, ist sehr schematisch. Möglicherweise wäre es, angesichts der schweren

Kreditnot und der starken Vorbelastung unserer Zahlungsbilanz gerade in den nächsten Jahren angebrachter gewesen, die durch die Dritteldeckungsvorschrift gebundenen Vorräte des kostbaren gelben Metalls der Wirtschaft zu belassen als sie in Form einer toten Reserve in die Reichsbankkeller zu verbannen. Die Einlösbarkeit ist sowieso für den Anfang suspendiert. Aber wenn man schon im Interesse der klaren Gestaltung der Geldverhältnisse von vornherein dieses Prinzip durchsetzen will, so muß vermieden werden, daß durch starre Fesseln vorübergehende Ausweitungen des Geldumlaufs zur Bewältigung vermehrten Verkehrs unterbunden werden, mit der Folge, daß unerwünschte und schädliche Geldpressungen den normalen Wirtschaftsablauf hemmen.

Ueberhaupt waltete bei der Formulierung der Vorschläge durch das Komitee augenscheinlich die Tendenz ob, alle irgendwo auf der Welt erspähbaren Kautelen in die deutsche Geldverfassung hinein zu verarbeiten. In manchen Beziehungen, wo Inflationsmöglichkeiten verbaut werden, ist die Verschärfung der Konditionen zu begrüßen, so, wenn das Lombardgeschäft, das die Reichsbank von jeher, auch vor der Errichtung der Darlehenskassen, schon betrieb, unterbunden wird, wenn ferner die Laufzeit der diskontablen Wechsel kategorisch auf drei Monate begrenzt wird. Nicht einzusehen ist jedoch, warum nach dem Vorschlag der Sachverständigen statt der „drei, mindestens zwei" sicheren Unterschriften, die ein Wechsel nach den bisherigen Vorschriften tragen mußte, nunmehr „mindestens drei" treten sollen, von denen nur der letzte durch eine reale Zusatzgarantie ersetzt werden kann. Auch das Verlangen, daß nach dem amerikanischen Vorbilde für die Depositen eine zwölfprozentige Extradeckung in effektivem Golde oder Goldguthaben gehalten werden müssen, wäre eine überflüssige Einengung für die Dispositionen der Bankleitung. Für diese Depositendeckungsvorschrift — eine historische Reliquie des amerikanischen Bankwesens — ist im deutschen Bank- und vor allen Dingen im deutschen Notenbankwesen kein Raum, denn an Solidität hat es hier nie gefehlt. Jedweden volkswirtschaftlichen und währungspolitischen Fehler mag man der Reichsbank vorwerfen. Ueber die eine Inkrimination ist sie sicherlich erhaben, daß sie jemals die nominelle Liquidität außer acht gelassen habe. In einigen Punkten also werden sich Korrekturen an dem Währungsplan der Sachverständigen als notwendig erweisen. Sonst würde man von dem einem Extrem einer zu lockeren in das andere einer zu unbeweglichen Geldverfassung verfallen. Gar leicht scheint man bei der wohl verständlichen Freude über die vorgesehenen rigorosen Stabilitätssicherungen geneigt, zu vergessen, daß bei mangelnder Dehnbarkeit der Geld- und Kreditdecke gleichfalls ernste Störungen, sogar latente Krisenerscheinungen auftreten könnten.

# GLOSSEN

GEORG KAISER ÜBER GEORG KAISER.

Die Nouvelles Littéraires interviewen jetzt häufig deutsche Schriftsteller, die nach Paris wallfahrten. In der letzten Nummer erzählt Iwan Goll von einem Besuch bei Georg Kaiser. Er leitet den Bericht mit den Worten ein: Georg Kaiser hat den verblüffendsten Kopf unter den modernen Poeten: er gleicht dem geriebensten und zynischsten Bankier seines Landes. Später läßt er Georg Kaiser selber sprechen: „Ich bin im Begriff, einen Strich unter meine Rechnungen zu setzen. Ich habe große Lust, den Laden zu schließen! 30 Stücke, die über die Bretter gehen, sind mein eigen, hundert Figuren, die durch die Welt schreien. Das genügt mir. Ich habe diese Figuren nicht für die anderen, sondern für mich selbst geschaffen. Ein Theaterstück ist ein geometrisches Problem. Ich schreibe nur deshalb ein Theaterstück, um mir selbst zu beweisen, daß ich denken, Schlüsse ziehen und Ergebnisse aus dem menschlichen Leben gewinnen kann . . . . . Einmal geschrieben, interessiert es mich nicht mehr."

Das ist wahr, fährt Goll fort. Georg Kaiser geht nie ins Theater. Er wohnt weder den Wiederholungen noch den Premièren seiner Stücke bei. Er liest nicht die Zeitungsausschnitte. Er kennt die Schauspieler nicht. In dieser Woche, da man eine sensationelle Première seines letzten Stückes vorbereitet, besteigt er den Zug nach Venedig.

„Um zu arbeiten?"

„Nein, um zu schlafen. In Italien tut es so gut, im Sande des Strandes zu schlafen. Es war so kalt in unseren nordischen Nächten. Ich habe das Bedürfnis nach Ruhe."

„Die Theaterstücke der anderen interessieren mich nicht. Ich kümmere mich nicht einmal darum, was man mit meinen eigenen macht. Ich habe die tiefe Ueberzeugung, daß es niemanden geben kann, der meine Figuren klarer und wahrer sieht als ich. Wozu also mich bemühen? Gewiß, ich liebe den Erfolg — weil er mir Geld einbringt, das heißt Mittel, meine Passionen zu befriedigen."

„. . . . . ich kann fast gar nicht mit den Menschen leben. Ich kenne sie schon, bevor ich mit ihnen in Berührung komme. Sie langweilen mich gründlich. Die Menge macht mich melancholisch. Die Stadt macht mich krank. Ich komme nur in Geschäften nach Berlin und verkehre dort mit keiner literarischen Persönlichkeit.

Ich besuche nur meinen Verleger, dem ich täglich wütende Schlachten liefere. Ich ziehe es vor, mit intelligenten Bürgern zu speisen und mich mit Geschäftsleuten, die noch warm vom Kampfe sind, in einer uninteressierten Weise über objektive Themen zu unterhalten."

„Sie haben so viele historische Stücke geschrieben voll köstlichster Einzelheiten. Lesen Sie viel?"

„Niemals! Von Zeit zu Zeit liest mir meine Frau etwas vor. Aber, im Grunde kann man alles ahnen. Alles im Leben des Menschen liegt auf der Oberfläche. Früher habe ich meine Studien gemacht wie alle Welt. Aber mit 20 Jahren war ich schon in Südamerika und machte Geschäfte im Dienste der A.E.G. Mit 24 Jahren war ich reich und ging daran, zu leben. Ich habe alles verschleudert. Nachher erst machte ich mich an die Arbeit, ich begann Stücke zu schreiben. Und jetzt lebe ich davon, von einem Tag zum anderen."

„Sie haben dort angefangen, wo Rimbaud geendet hat."

„Wer weiß, ob ich nicht ganz ebenso ende, wie er!"

---



## EIN VERSCHOLLENER.

Vor zwanzig und mehr Jahren waren die Verse: „Ich bin ein Prolet — was kann ich dafür...?" volkstümlich. — Ihr Dichter ist nun sechzig Jahre alt geworden, und kaum jemand in Deutschland hat seiner gedacht.

Wer Ludwig Scharf flüchtig gesehen hat oder auch nur sein Porträt (von Weisgerber) in der Nationalgalerie zu München — er wird nicht glauben mögen, daß dieser Mann mit glühenden Augen, blauschwarzem Haar und Bart ein Pfälzer ist.

Ludwig Scharf wurde 1864 in Meckenheim bei Deidesheim geboren. Der Vater, bayrischer Steuerbeamter, stammte aus Blieskastel im sogenannten Westrich der Pfalz, heute zum Saargebiet gehörig. Hier mischt sich von jeher germanisches Blut mit keltisch-romanischen Einschlägen; Scharf selbst pflegt auf türkische Kriegsgefangene hinzuweisen, die Ludwig von Baden, des Savoyers Eugen Kampfgenosse, um 1683 hierherbrachte. . .

Ludwig Scharf absolvierte das Gymnasium Zweibrücken. Eine sehr schwere Krankheit hatte ihn einen Fuß gekostet und seine Widerstandskraft auf Jahre gebrochen. Er war immer schwerblütig gewesen; Siechtum und Geldnot machten ihn vollends zum Pessimisten.

Er trieb auf der Universität München (später Berlin) Naturwissenschaften, Philologie und Jura: ohne Eifer, stets in Sorgen.

Im Winter von 1884 auf 85 erschien er im Münchener akademisch-

philosophischen Verein, einem Bund revolutionärer Geister. Hier kreuzte er Max Halbes Pfade und ging 1885 mit Halbe nach Berlin, um auch da wieder an der Jugendbewegung teilzunehmen. Eine Sekretärstelle, die Jacobowski ihm zuschanzte, minderte eine Zeitlang sein materielles Elend.

1888 war er wieder in München. „Hart am Tod vorbei" — vielleicht Ludwig Scharfs einzige Novelle — im Weihnachtsheft der Jugend, 1907 — schildert erschütternd die äußern und innern Leiden jener Zeit.

1891 geriet er in den Kreis Michael Georg Conrads — mit Conrad, Panizza, Schaumberger, Bierbaum einer der Führenden in der „Gesellschaft für modernes Leben"; in den Zentralsälen trug er zum erstenmal öffentlich seine Gedichte vor. Sie erregten Aufsehen: durch ihren transzendent-philosophischen Geist — im Zeitalter des Naturalismus.

Wochen — oder Monate, ich weiß nicht — war er in Paris.

1901 trat er bei den „Elf Scharfrichtern" ein und begleitete sie auf ihren Gastspielreisen. Sein Ideal war jetzt Aristide Bruant — ihm lebte er nach.

1905 verheiratete er sich mit der ungarischen Gräfin Ella Somssich, die in München unter dem Namen Elohim Sorah malte und schrieb.

Vor dem Krieg folgte er ihr in ihre Heimat; und dort, zu Patosfa in Südungarn, endlich von der Armut erlöst, lebt er noch heute.

Seine Gedichte sind in zahllosen Zeitschriften zerstreut — nur zwei Bände gesammelt: „Lieder eines Menschen" (1903, bei Schuster & Loeffler, längst vergriffen) und „Tschandalalieder" (1905, bei Axel Junker in Berlin). Sie geben (wie es in einer Fußnote zutreffend heißt) „in ihrer wuchtigen Leidenschaft und düstern sozialen Note den Extrakt eines zerklüfteten, kämpfereichen Lebens."

*Roda Roda.*

## BRIEF AN DAS TAGE-BUCH

### *Der Journalist ist kein Gentleman.*

Es sollen hier ganz einfach Tatsachen berichtet werden. Die Schlußfolgerung aus ihnen wurde in der Ueberschrift vorweggenommen.

Der Norddeutsche Lloyd hatte die Vertreter der Presse zu einer Besichtigung seines neuen Dampfers „Columbus" nach Bremerhaven eingeladen. Man war Gast der Reederei vom Augenblick, wo man in Berlin den Zug bestieg bis zu jenem, wo man in Bremen sich wieder in den Zug zur Heimfahrt setzte. Während dieser ganzen Zeit lebte man nicht nur in ständiger Berührung mit den Berufskollegen, sondern war auch stets betreut von Generaldirektoren, Bordoffizieren und Stewards. Und überdies wurde man durch Begrüßungen, Reden, Führungen immer wieder daran erinnert: Du bist Repräsentant! Du vertrittst die „siebente Großmacht". Achtung! Um Gotteswillen, Mensch: Halll—tung!!!

Zunächst war die Haltung auch gradezu fabelhaft. Niemand vergab sich etwas. Der deutschnationale Redakteur, den ein boshaftes Schicksal nirgends mehr Platz finden ließ, als in einem Abteil mit jüdisch-demokratischen Kollegen, machte eine knappe Verbeugung und mopste sich bis Bremen lieber zu Tode, als daß er sich

am Gespräch beteiligt hätte. Jemand, der ein Telegraphenbüro vertrat, ließ sich laut Anwesenheitsliste „Herr Generaldirektor" nennen. Beim Mittagessen im Speisewagen betrank sich niemand. Selbst an Bord des „Columbus" hielt zunächst diese Korrektheit an.

Der Abstieg begann da, wo alles sich zum Schlimmen wendet: beim Reden. Es waren etwa 150 Kollegen und eine Kollegin anwesend. In England oder Amerika wäre sie der Mittelpunkt der Tafel gewesen; hier sah man in ihr nur die hoffnungslose Minorität, die statistisch zu vernachlässigen war. Alle Reden begannen: „Meine Herren!" Schließlich sagte einer, mehr aufmerksam als formenschön: „Meine Damen und meine Herren." Aber der saß unmittelbar neben ihr und schien trotz seiner imponierenden Greisenglatze ein Don Juan zu sein.

Nachher gab es einen Film. Um ehrlich zu sein, und weil es einen mildernden Umstand bedeutet: er war alles andere als unterhaltsam. Aber in der Dunkelheit, die bei solchen Gelegenheiten zu herrschen pflegt, lockerten sich die Bande frommer Scheu, die unter den hellen Lichtern des wundervollen Speisesaals trotz bedeutenden Konsums an Deinhardt Cabinet noch stramm angezogen waren. Man fühlte sich im heimischen Element unverantwortlicher Anonymität und riß Witze, die für den Veranstalter der Sache nicht schmeichelhaft waren. Einer befeuerte den anderen; schließlich vergaß man, daß doch mindestens eine Dame anwesend war und stieg auf das Niveau parlamentarischer Bier- und sonstiger Herrenabende hinab. Natürlich beteiligte sich nur eine Minderheit an diesen Aeußerungen blendendster Wohlerzogenheit. Die anderen hörten weg, zischten auch wohl. Dann aber stand im Dunkeln einer auf und brüllte mit einem Pathos, das allen Bühnen längst fremd geworden ist, in die Versammlung:

„Auch der Gast hat Pflichten, meine Herren Kollegen! Bedenken Sie es wohl: auch der Gast hat Pflichten!"

Man bedachte es. Für den Rest des Films war es still, wie im Krematorium. Aber wenn in diesem Augenblick das Licht angeknipst worden wäre: man hätte all die Seigneurs, die in der Stewarduniform des Lloyd steckten, hohnvoll lächeln gesehen.

Der Schluß entwickelte sich zwangsläufig. Nach dem Film gab es wieder Schnäpse. Es entstand der echtdeutsche Kneipbetrieb. Man trank nicht mehr: man soff. Punkt zwölf Uhr stand der Geheimrat Stimmig auf und wünschte seinen Gästen „gute Nacht." Schon im Programm las man: „12°: Ruhe im Schiff." Aber es hatte sich was mit der Ruhe. Den ganzen Tag hatte man Haltung bewahrt. Jetzt sollte es erst gemütlich werden. Die paar Juden, die es mit deutschen Männern auch in Punkto

Alkohol nicht aufnehmen konnten, lagen längst in der Klappe. Man war unter sich. Die Stewards, die den ganzen Tag auf den Beinen gewesen waren, die Kapelle, die sich halb lahm gefiedelt hatte, sie wurden gezwungen, noch mehr Alkohol heranzuschleppen (der Lloyd bezahlt es ja), und noch länger zu spielen. Mit dem Bananenlied fing es an, mit dem „Fridericus Rex", zu dem Füße und Hände den Takt klopften, erreichte es seinen Höhepunkt. Die Tapfersten hielten es an dieser Front bis vier Uhr früh aus . . . .

Aber um neun war man wieder „in Form". So sehr, daß man meistens vergaß, dem Kabinensteward ein Trinkgeld zu geben.

Nein, der Journalist ist kein Gentleman. Wenigstens in Deutschland nicht.
*K. K.*

---

## KÜNSTLER-ANEKDOTEN.

### *Lakonismus.*

Klimts Schreibscheu war so groß, daß er, um nicht antworten zu müssen, an ihn gerichtete Briefe wochenlang uneröffnet ließ, so daß sich die unerledigte Briefpost in hohen Stapeln auf seinem Tische häufte.

Ein ungeduldiger Besteller, der seit Monaten vergeblich auf Nachrichten gewartet hatte, hoffte Klimt dadurch zu überlisten, daß er mit bezahlter Rückantwort telegraphisch bei ihm anfragte.

Klimt jedoch drahtete bloß zurück: „Brief folgt." Und schwieg weiter.

### *Paris.*

Klimt war in Paris gewesen.

Die Wiener Freunde, die seinen sensationellen Bericht über das neue Rom der modernen Malerei erwarteten, überfielen ihn mit Fragen: „Wie war's denn? Wie hat's dir gefallen?"

„Gar net," antwortete Klimt, „es wird furchtbar viel dort g'malt."

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 16)




Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Maiwoche

Als Helfferichs Erbe tritt Alfred von Tirpitz in die Deutschnationale Partei. Wenn die beiden einander an der Pforte des Deutschen Reichtags begegnet hätten. Helfferich, der sich noch in seinen (bei Ullstein) erschienenen Erinnerungen zu zitieren gewagt hat: „Wenn die Karte des rücksichtslosen U-Boot-Krieges ausgespielt wird und sie sticht nicht, dann sind wir verloren, dann sind wir auf Jahrhunderte verloren". Sie wurde ausgespielt, sie stach nicht, konnte nicht stechen, weil Tirpitz viel zu spät an den Bau von U-Booten gedacht hatte, er war ein Dreadnought-Gläubiger, und nun, da wir auf Jahrzehnte wirklich verloren sind, nun vereinigen sich Schuldige und Kritiker, Tirpitz und Helfferich, um diejenigen der Schuld an der Niederlage zu bezichtigen, die nichts getan haben als vier Jahre lang diese U-Boote, Großkampfschiffe, dicke Berthas und sonstige Mordinstrumente gehorsam zu bedienen. Herr von Tirpitz, dies muß anerkannt werden, ist bisher in den Wahlversammlungen sanft und versöhnlich aufgetreten. Warum auch nicht? Er glaubt den Präsidentenstab im politischen Tornister zu tragen und will so viel Würde wenigstens wie Ebert zeigen. Er hat auch sonst Grund, die Gegner nicht zu erregen. Wenige Führer des alten Deutschland haben so überzeugend dargetan, daß wir mit Wilhelm und dem wilhelminischen System der Niederlage gar nicht entgehen konnten. Unglücklicherweise hat Herr von Tirpitz seine Erinnerungen schon 1919, gleich nach der Revolution, herausgegeben, und damals trug der Herr Großadmiral weder seinen populären Vollbart noch seinen später wieder hervorgeholten Monarchismus zur Schau. Beides hatte er sich für kurze Zeit wegrasiert. In den ungeschminkten Briefen an seine Frau, die den Erinnerungen beigegeben sind, kann man höchst aufreizende Bekenntnisse finden. Schon am 8. Oktober 1914 vertraute Tirpitz dem Ohr der Gattin an:

> Vom Kaiser ging ich vorgestern ganz niedergedrückt zu Hause. Fast eine Stunde Vortrag über ein politisches Gespräch mit einem Bourgeois, bei dem er in St. Quentin einlogiert war und dem er seine ganze politische Auffassung dargelegt hatte. Stelle Dir des Kaisers Großvater vor in seiner Lage! Dann Einzelheiten aus dem Felde. Was wird aber, wenn er nervös zusammenbricht? Davon ist in der Verfassung nichts vorgesehen.

Man sieht, Tirpitz empfand das Unzureichende Wilhelm II. nicht bloß als persönliches Manko, er wußte, daß das wilhelminische System eine Aenderung der Verfassung, vom Monarchischen weg, erheische.

Acht Tage später, am 20. Oktober 1914, flüstert er in einem vertraulichen Brief der Gattin zu:

> Gestern abend beim Kaiser, der gänzlich unverändert ist und mit dem sich gar nicht ernstlich reden läßt, obwohl ich das versuchte.

Zur Verzweiflung am Kaiser kam noch die Verzweiflung an des Kaisers Umgebung und am Kanzler. Am 2. Januar 1915 seufzt Tirpitz der Gattin zu:

> Die Schicht um den Kaiser ist zur Zeit noch undurchdringlich. Es ist eben die Eigenart vom Kaiser, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen. Er soll zu Müller schon mehrmals gesagt haben: „nun müsse aber die Flotte mal etwas machen", aber zum Entschluß ist er nicht zu bringen, und mir gegenüber weicht er einfach aus, obgleich ich ihn harangiere, wo und wann ich nur kann. Müller hat eine große Verantwortung vor unserm Lande, aber ich glaube, er weiß es kaum. Er bestärkt den Kaiser, sich nur an den ihm untertänigen Pohl zu halten. Dagegen hilft keine Gewalt meinerseits, es sei denn bei einem großen Unglück.

Während die Jugend Deutschlands auf den belgischen Schlachtfeldern verblutete, während die amtlichen Siegestrompeten, Tag für Tag, vom General von Stein durch ganz Deutschland geblasen wurden, schrieb der unerbittlich sehende Tirpitz der Gattin die Wahrheit in geheimen Briefen. Zum Neujahr 1915 stellt er in Charleville fest:

> Ein solches Manko an Persönlichkeit in den oberen Etagen bei einer so großartigen Leistung der Nation ist erstaunlich und zeigt doch schließlich eine schwere Wunde in unserem Staatsorganismus, die sich bitter rächen muß.

Immer wieder betont Tirpitz den konstitutionellen Fehler. Am 22. Januar 1915 entringt sich ihm die fürchterliche Prophezeiung in einem aus Brügge datierten Brief:

> Je mehr ich sehe von der Reichsleitung durch den Kaiser und den Kanzler, je mehr schwindet meine Hoffnung.

Das erkannte Tirpitz im ersten Halbjahr des Kriegs. Und fuhr nicht nach Berlin und setzte nicht den Reichstag, seine konservativen und seine liberalen und sozialdemokratischen Freunde und Bekannten in Bewegung! Schrie nicht auf, um Deutschland von einer verhängnisvollen Führung zu befreien, sondern schwieg und flüsterte nur der Gattin — in dem Briefe vom 3. Januar 1915 — die prophetischen Worte zu:

> Ich teile deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüsssen, an Stelle der Evolution.

Das deutsche Volk folgte dieser Erkenntnis erst, als Wilhelm sein Volk in die herrlichste Katastrophe hineingeführt hatte, erst 1918 kam das durch Siegesmeldungen blindgemachte Volk dorthin, wo Tirpitz schon am 3. Januar 1915 gestanden. Aber wie schnell vergessen wir alle. Herr von Tirpitz hat seine eigenen Erinnerungen vergessen, Herr von Tirpitz tritt als Führer in die Deutschnationale Partei jener „oberen Etagen“, die im Kriege ganz versagt haben, er tritt in jene Partei, die das alte unversehrte Hohenzollernreich wieder errichten wollen, das Reich der immer wiederkehrenden Wilhelme. Er, der schon 1915 die Notwendigkeit einer deutschen Revolution eingestanden, wärmt heute den Dolchstoßskandal auf, er, der der deutschen Revolution eigentlich nur einen Vorwurf machen dürfte, daß sie erst dreieinhalb Jahre nach seiner Prophezeiung, also zu spät gekommen ist.

Es fehlt in diesem verwilderten Zeitalter an Menschen mit lauterer Gesinnung. Endlich hat ein deutsches Gericht ein paar Leute ausfindig gemacht, denen es schwarz auf weiß Reinheit des Wollens attestieren konnte. Wodurch hatten die Adelsmenschen ihren vornehmen Sinn bekundet? Sie waren mit Revolvern und Gewehren in ein fremdes Haus eingedrungen, hatten dort zerschlagen, zertrümmert, zerstört, was ihnen in die Hände kam, hatten gestohlen, was ihnen erreichbar, Schreibmaschinen, Reißzeug, Geldbeträge, Invalidenmarken, selbst Kleinigkeiten, Bleistifte und Federn, wurden mitgenommen. Bücher, für die Edeleinbrecher nicht verwendbar, wurden zum Fenster hinausgeworfen, Tintenfässer wurden in die Kleiderschränke geschüttet, Setzkasten wurden ausgeleert. Ein Zeuge, der fünfzig Monate an der Front gestanden, erzählte vor Gericht, im Feindesland sei nicht schlimmer gehaust worden, als hier Deutsche in einem deutschen Hause walteten. Die Edelmenschen zogen dann weiter. Sie nahmen einen weißhaarigen alten Herrn fest und ein paar seiner Freunde, fuchtelten mit Revolvern vor den Nasen der Wehrlosen. Einer von den lauteren Geistern rief: „Ihr werdet zuerst erschossen.“ Ein anderer Edelmensch schrie: „Erschossen? Ihr werdet erschlagen. Am besten die Schädel eingeschlagen, niedergestochen und zertreten.“ (Wörtliches Zitat.) Dann führte man die zähneklappernden Greise fort, durch ein Spalier toller Weiber, die dem ältesten, ehrwürdigen Mann ihre Spucke ins Gesicht schleuderten, unter Brüllen, Gelächter und Revolverknallen führte man die Geiseln in einen Wald. Einige von diesen Edelmenschen drangen in ein anderes Haus. Sie suchten einen Abgeordneten. Fanden aber nur eine alte Dame. Sie wurde mit einem derben Stoß in die Brust zur Seite getrieben. Dann hielt man der tapferen Greisin die Pistole vors Gesicht, damit sie den Aufenthalt des Gatten nenne. (Vergebens.) Schließlich sperrte man die Frau in ein Zimmer, und während man demolierte und fluchte,

konnte sich die Eingesperrte durchs Fenster die Maschinengewehre ansehen, die um das Haus aufgestellt waren. Die Adelsmenschen, die dies alles fast nicht leugneten, standen vor Münchener Richtern, sie sollten ihren Einbruch ins Rathaus und in die „Münchener Post" rechtfertigen. Das Münchener Gericht gab ihnen eine Strafe, die keine ist, weil sie durch Gewährung der Bewährungsfrist fast aufgehoben scheint, und es attestierte ihnen ausdrücklich die „lautere Gesinnung". Der Richter scheute sich nicht, der angeklagten Bande zu bescheinigen, daß sie „in schwerster Not dem Vaterlande Rettung bringen wollten". Durch Bedrohung einer alten Dame? Durch Anspucken eines Greises? Durch Plünderung fremder Schränke? Wenn ein Rechtsfanatiker solchen Richtern selber ins Gesicht spuckte, könnte ihm, nach der Terminologie der Münchener, die lautere Gesinnung abgesprochen werden?

---

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

## HELFFERICH

Die alte Mahnung, über Tote nichts Böses zu sagen, hat ihre schöne Berechtigung, und man möchte sie gewiß gerne in einem Falle befolgen, in dem das Sterben sich so erschütternd qualvoll vollzog, wie in diesem grausigen Fall Helfferich. Aber ist es denkbar, die privat sicher vorbildliche Maxime auch Männern der Oeffentlichkeit gegenüber anzuwenden, ist es möglich, diese Forderung auch nur zu erheben, und läßt es sich rechtfertigen, ihr Folge zu leisten? Die Frage muß schweren Herzens verneint werden. Denn während der private Mensch, dessen Lebenswerk sich wesentlich nur auf ihn selbst bezieht, ein gewisses Recht darauf hat, mit seinem Leben unkritisiert anzustellen was ihm beliebt, bezieht sich die Tätigkeit des öffentlichen Menschen auf das Schicksal Tausender von Nebenmenschen, und überdies ist die Wirkung dieser Tätigkeit mit dem Augenblick seines Todes noch keineswegs erloschen: sein Weg kann fortgesetzt oder abgebrochen, seine Methodik nachgeahmt oder verworfen werden. Da aber Schicksals-Probleme in bezug auf die Allgemeinheit sicher wichtiger als Takt-Probleme in bezug auf den Einzelnen sind, — wichtiger namentlich in einem Augenblick, in dem die Allgemeinheitsprobleme vor drängendster Entscheidung stehen, — wird das Recht und die Pflicht selbst zu rigorosester Kritik auch vor dem offenen Grabe solches Toten nicht negiert werden können. Wie aber könnte die Kritik an der Erscheinung Helfferich, selbst wenn man gemäßigste Formulierungen wählt, anders als rigoros ablehnend ausfallen, wie könnte das Resumé seiner öffentlichen Tätigkeit selbst bei äußerster Objektivität sich von dem Urteil entfernen, über das sich tatsächlich die ganze Welt mit Ausnahme eines relativ engen Kreises von Parteifreunden

einig ist: daß dieser Mann ein unübertroffener Zerstörer im Bereiche deutscher Politik gewesen ist?

Er kam von der akademischen Nationalökonomie, das heißt also von einem Felde, das in Deutschland seit Jahrzehnten fast völlig brachliegt. Leider hat sich hierzulande noch immer nicht genügend herumgesprochen, welch beschämender Sterilität die deutsche Oekonomistik namentlich unter dem verheerenden Einfluß der sogenannten historischen Schule, in den Jahren, in denen die Welt am deutschen Wesen genesen sollte, verfallen ist, wenngleich mindestens das eine Unikum zu denken geben sollte, daß weder zur wissenschaftlichen Analyse der wirtschaftlichen Teile des Friedensvertrages noch zur Durchleuchtung der vitalen Währungsfrage auch nur ein einziger halbwegs nennenswerter Beitrag von den hundert deutschen Berufssachverständigen geliefert worden ist, und wenngleich jeder Blick in ausländische Zeitungen und Zeitschriften Tag um Tag erschöpfend darüber Auskunft gibt, daß sogar mittlere englische Bankdirektoren unsere heimischen Kapazitäten an theoretischer Feinfühligkeit und an praktischem Verständnis für nationale und internationale Zusammenhänge weit übertreffen. Inmitten dieser Wüste, die vom Direktorium der Deutschen Bank bis zu dem Privatdozenten in Rostock und Königsberg reichte (und reicht!), hatte es der eminent fleißige und sehr aufgeweckte Helfferich nicht schwer, für eine Oase gehalten zu werden. Sein Buch über das Geld konnte zwar niemals Anspruch auf internationale Bedeutung erheben, es ist durchaus ein Typus jener Art, die Schopenhauer im Auge hatte, als er von den Professoren sprach, deren Beschäftigung es sei, aus zehn Büchern ein elftes zusammenzuschreiben, aber es genügte, ihm in Deutschland einen Ruf zu schaffen und ihm a tempo das Tor des nach wissenschaftlich durchgebildeten Führerköpfen heißhungrigen big business zu öffnen. Das weitere, sein Uebertritt zur Anatolischen Bahn (1906) und demnächst (1908) in die Deutsche Bank, sind bekannt, sie interessieren hier, wo es sich um Helfferichs öffentliche Tätigkeit handelt, auch weniger, — es sei denn, daß jene Episode aus der Tätigkeit bei der Anatolischen Bahn in Betracht gezogen wird, in der die deutsche Gruppe sich wesentlich unter dem hitzigen Drängen Helfferichs dazu verleiten ließ, über die ursprünglich vereinbarte Strecke hinaus noch eine gewaltige Zusatzkonzession zu erwerben, — eine Expansion, die nicht nur zu beträchtlichen Finanzschwierigkeiten im eigenen Hause, sondern auch zu einem ernsten Konflikt mit England führte, der nur dadurch gelöst werden konnte, daß man die Engländer schließlich ins Geschäft hineinnahm. Schon damals zeigte sich eine gewisse politische Hemmungslosigkeit Helfferichs, die aber in dieser Periode gesteigertsten Wirtschaftsimperialismus' (und Orienttaumels) nur dazu gedient haben mag, sein Ansehen zu erhöhen, — das sich im übrigen, wie wir sahen, außer auf seine enorme Emsigkeit und sehr gerühmte Organisationstalente vorwiegend auf den Kontrast gründete, der ihn in

einer Umgebung nahezu völliger wissenschaftlicher Verkalkung als immerhin bedeutenden Theoretiker erscheinen ließ. Dieser Anschein wuchs noch, als im Jahre 1913 die Kaiser Wilhelms-Jubiläumsschrift über Deutschlands Volksvermögen erschien, obwohl es sich hierbei absolut nicht um irgendwelche theoretische Leistung, sondern nur um ein sozusagen archivarisch-statistisches Produkt handelte, und obwohl wahrscheinlich schon hier jener Hang zum Jonglieren mit Zahlen im Spiele war, der alsbald, in öffentlichen Diensten, so verhängnisvolle Folgen haben sollte.

Denn tatsächlich ist das Geschäft des Jonglierens mit Zahlen das hervorstechendste Charakteristikum der nun folgenden Kriegsfinanzierung, die auch in bezug auf diejenige Zeitspanne noch eine Helfferich'sche genannt werden muß, in der das Schatzamt (Mai 1916) zwar schon in andere Hände übergegangen war, in der der Vizekanzler aber gerade auf die Finanzgebarung auch weiterhin seinen alten Einfluß ausübte. Daß die Helfferich'sche Finanzierungsmethode objektiv falsch war, indem sie fast die gesamten Kosten auf Schuldenkonto nahm, — zuerst noch auf Konto der fundierten, später zum allergrößten Teil sogar auf Konto der schwebenden Schuld — mittelbar also der Notenpresse —, ist eine Tatsache, die sogar Helfferich selbst in letzter Zeit nicht eigentlich mehr bestritt, obwohl er die Anklagen von sich selbst abzuwälzen und den Reichstagsparteien aufzulasten strebte (deren Mitschuld hier, wie in vielen anderen Fällen, gewiß nicht verkleinert werden soll). Aber mag in dieser Hinsicht noch Irrtum, ungenügendes theoretisches Verständnis für die finanziellen Folgen, falsche Einschätzung der Kriegsdauer und ähnliches mitgespielt haben, so beginnt doch in anderen Fragen bereits eine so offensichtlich bewußte Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit, daß es nicht wundernehmen kann, wenn sich aus diesem System der gelegentlichen Fälschung späterhin ein System konsequenterer Lügenhaftigkeit entwickelte, als in der Geschichte parlamentarischer Politik je zuvor bekannt geworden ist. Eine der frappantesten Fälschungen dieser Art ist die Behandlung der Einnahmenseite des Etats, und in dieser wieder die des Postens „Zölle". Im letzten Friedensjahr hatten die Zölle 679 Millionen erbracht, im Kriege mußte der Ertrag wegen der Grenzsperre und Blockade offensichtlich aber gewaltig zurückgehen, und tatsächlich sind schon 1915 nur noch 359 Millionen eingekommen. Trotzdem brachte es Helfferich fertig, in dem Etat für 1916 eine den Friedensbetrag noch übersteigende Summe, nämlich 712 Millionen, einzusetzen, und pro 1917 wurde sogar diese Ziffer noch einmal, auf 753 Millionen, erhöht. Mit solchen Tricks, über deren banale Trickhaftigkeit Helfferich selbst keinen Augenblick im Zweifel sein konnte, wurde das Scheinbild eines balancierenden Etats zurechtgetüncht und das Gefühl für die finanzielle Verantwortung nicht nur im Volke, sondern auch in dem (finanzpolitisch damals wie heute völlig unmündigen) Reichstag abgetötet. Es ist nur eine Ergänzung dieses Bildes,

wenn an die U-Boot-Statistiken erinnert wird, mit denen Helfferich in einer wisenschaftlich einwandfreien Weise den gewagtesten aller deutschen Pläne monatelang bekämpfte („Wenn die Karte des rücksichtslosen U-Boot-Krieges ausgespielt wird und sie sticht nicht, dann sind wir verloren, auf Jahrhunderte verloren".), um dann, als der U-Boot-Krieg dennoch erklärt war, vor dem Reichstagsausschuß mit denselben Statistiken die unfehlbare Wirkung dieser neuen Kampfmethode nachzuweisen. In all diesen Fällen, denen noch die agressive Durchführung des von ihm selbst als verderblich bezeichneten Hindenburg-Programms hinzugefügt werden kann, handelte Helfferich so klar mala fide, wie es sonsthin Politikern nur selten nachzuweisen ist. Es ist oft genug möglich, Politikern objektive Verschuldungen, objektive Irrtümer vorzuhalten; sie können sich für gewöhnlich aber mit der Verteidigung helfen, daß mindestens subjektive Ueberzeugung sie geleitet habe. Auf Helfferich ist diese Verteidigung unanwendbar. Was man ihm objektiv vorwerfen muß, erweist sich großenteils auch subjektiv als schuldhaft.

Es ist oft genug gefragt worden, warum es so weit mit ihm kommen mußte, und man hat niemals eine andere Deutung dafür gewußt als einen auf die Spitze getriebenen Ehrgeiz, der ihn die Kraft zum Verzicht auf die Wollust und das soziale Prestige der Macht selbst dann nicht finden ließ, wenn er sich nur mit bedenklichsten Gewissensopfern in ihr erhalten konnte. Diese Deutung mag für die Kriegsperiode auch zutreffen, aber es scheint mir, daß für die Nachkriegszeit noch ein weiteres hinzukommt, nämlich jenes bis ins Krankhafte gesteigerte Bedürfnis, recht zu behalten, das auch im persönlichen Verkehr immer wieder zum Ausdruck kam. Wäre nur die Begierde nach Macht in ihm maßgebend gewesen, so hätte er sich logischerweise den Gewalten anfreunden müssen, die nun ans Ruder kamen. Aber er empfand den Umsturz, der sowohl an sich als auch in seiner formulierten Begründung eine maximal heftige Kritik der vorangegangenen Politik darstellt, als eine Kritik vor allem auch gegen sich selbst, und diese Kritik, wie gewissermaßen jede andere, war es, die ihn in einen wahren Paroxysmus von Feindschaft spornte, und keinen höheren Wunsch in ihm aufkeimen ließ, als im Gegenteil diesen neuen Herrschaften zu beweisen, daß sie ihrerseits unfähig und gewissenlos seien.

So begann der Feldzug à tout prix wider alles und jedes, was die Republik in ihrer maßlos eingezwängten Lage tat und unterließ, ein Feldzug, der durch die Gewalt seines Radikalismus, verbunden mit der Düsternis der materiellen Lage, bei einem politisch unreifen Volke naturnotwendig Erfolg haben mußte, der aber, wie in einem folgenden Artikel nachgewiesen werden soll, tatsächlich noch mit einer Uebersteigerung jener Immunität den Geboten der Wahrheit gegenüber betrieben wurde, die schon in der Kriegsperiode als besonders charakteristisch nachgewiesen werden mußte.

(Schluß folgt.)

LEO WITTMAYER
Professor an der Universität Wien

# ARTIKEL 48

Der Staatsrechtslehrer der Wiener Universität und Verfasser des Werkes „Die Weimarer Reichsverfassung" (Erschienen 1922 bei J. C. B. Mohr, Tübingen) nimmt hier das Wort zu dem Mißbrauch, der mit dem Artikel 48 der Reichsverfassung getrieben wird. Sein Urteil ist nicht weniger scharf als das von Hugo Preuß, der bekanntlich die Art und Weise, wie mit der Verfassung gewirtschaftet wird, „dilettantisch und zerfahren" genannt hat. Von Bedeutung ist besonders seine gründliche Abwehr aller Versuche, Beziehungen mit dem berüchtigten § 14 der alten österreichischen Verfassung zu konstruieren.

Eben von einer Beratung deutscher Fachleute über die sogenannte „Diktatur des Reichspräsidenten nach Art. 48 der Reichsverfassung" heimkehrend, finde ich die Einladung vor, die zunehmende Ausweitung dieser außerordentlichen Vollmachten vom Fachstandpunkte aus zu prüfen. Ich entspreche dieser Aufforderung umso lieber, als zur Zeit der Abfassung meiner Gesamtdarstellung der geltenden Reichsverfassung (vor Mitte 1922)[1] noch kein ausreichender Anlaß bestand, der Ueberspannung des Art. 48 entgegenzutreten. Erst was sich seither nicht ohne Schwankungen und Rückschläge, zunächst urwüchsig, dann immer zielbewußter und ausgreifender in der Praxis zutrug und gelegentlich auf Grund vorgefaßter Begriffe sogar in krauser Theorie gutgeheißen werden konnte, gestattet überhaupt die Frage, ob die in den Artikel 48 hineingelesene, bisher nicht aus seiner Entstehungsgeschichte ableitbare „Diktatur" wenigstens im Wortlaut und Rahmen der Weimarer Verfassung ihre Deckung findet und mit der traditionellen Bedeutung der in Betracht kommenden Rechtseinrichtungen in Einklang gebracht werden kann.

Gegen die Bejahung dieser Frage spricht schon der unverrückbare Ausgangspunkt. Der Art. 48 umfaßt unverkennbar zwei altbekannte Rechtsinstitute der früheren Zeit, die wohl aneinandergereiht und allenfalls zusammengezählt, aber nicht vervielfältigt werden dürfen[2]. Absatz 1 übernimmt die Reichsexekution, die folgenden Absätze kodifizieren den jetzt einheitlichen Belagerungs- oder Ausnahmezustand mit den üblichen Attributen, zu denen die Suspension bestimmter taxativ aufgezählter Grundrechte gehört. Die Uebereinstimmung auch mit dem altösterreichischen Gesetz über den Ausnahmezustand v. 5. Mai 1869, R.-G.-Bl. Nr. 66, ist so typisch, daß sie allein eine verstärkte Polizeigewalt des Reichspräsidenten und der Länder bescheinigt, der zugleich die geläufigen Schranken gesetzt werden. Die bloße Rechtsvergleichung schließt die Annahme aus, als ob der Inhaber dieser außerordentlichen Vollmachten

[1] Die Weimarer Reichsverfassung, Tübingen 1922.
[2] Europäische Organisationsfragen der Weimarer Verfassung, Zeitschrift für Volkswirtschaft und Sozialpolitik 1924 und Zeitschrift für Politik 1924.

uber nicht schon von der Verfassung selbst preisgegebene Verfassungsbestimmungen hinwegsetzen könnte, und erregt weitere schwere Zweifel, ob solchen Verordnungen nach Art. 48 auch nur im engsten Polizeibereiche und vorübergehend einfachen Gesetzen gegenüber abändernde Kraft zukomme, wie sie etwa Notverordnungen besitzen und die neuere Praxis des Reichs ganz allgemein anzunehmen scheint.

Ganz abgesehen davon, daß in Weimar im Zeichen des Parlamentarismus ein allgemeines Notverordnungsrecht nicht durchzusetzen war, spricht Art. 48 nur von den zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen, wobei noch durch Wiederholung dieser Voraussetzungen der polizeiliche Charakter der Maßnahmen unterstrichen und mit der verfassungsmäßigen Grundlage für die Erlassung von Rechtsverordnungen (ohne die sonst erforderliche besondere gesetzliche Ermächtigung)[3] der sparsamste Gebrauch eingeschärft wird. Der Artikel bedient sich bezeichnenderweise nicht einmal der etwas sorglosen Ausdrucksweise des übelbeleumundeten Ermächtigungsgesetzes v. 4. August 1914, R.-G.-Bl. S. 327 (§ 3), das immerhin gesetzliche Maßnahmen zur Abhilfe wirtschaftlichen Schädigungen vorsah, ohne damit auch nur entfernt die feierliche Ausprägung des mit „provisorischer Gesetzeskraft“ ausgestatteten altösterreichischen Notverordnungsrechtes zu erreichen. Eine gesetzabändernde Kraft der Art. 48 - Verordnungen kann ebensowenig zwingend aus der vorgeschriebenen Verständigung des Reichstags gefolgert werden. Parlamentarischer Zensur unterlagen auch die Verfügungen nach dem cit. österreichischen Gesetz über den Ausnahmezustand. Die Zulässigkeit parlamentarischer Schlussfassung beweist aber an sich noch nichts für die gesetzabändernde entparlamentarisierende und entpolitisierende Kraft der zu überprüfenden Maßnahmen.

Die Gegengründe gegen ein Gesetzgebungsrecht nach Art. 48 sind damit noch lange nicht erschöpft. Am schwersten wiegt vielleicht die Erwägung, daß die Vollmachten des Präsidenten auch pari passu den Landesbehörden zukommen, die nicht wie im altösterreichischen Ausnahmezustandsgesetz einem einheitlichen Behördenorganismus angehören, sondern eine wesentlich gehobene Stellung aufweisen. Der Reichspräsident und der Reichstag kann sie zwar zur Aufhebung der von ihnen getroffenen einstweiligen Maßnahmen verpflichten. Verhalten kann sie dazu nur die — Reichsexekution. Es müßte daher gegen jede Organisationsmaxime verstoßen, Reichs- und Landesbehörden in so unbegrenzter Konkurrenz gesetzgebende und gesetzabändernde Kraft zuzuteilen. Eine derartige Ausschaltung des Reichsrats unter

---

[3] Vgl. auch meine Abhandlung im Archiv f. öff. Recht 1917 zum Verordnungsrecht der Kriegszeit.

Preisgabe der eigenen Gesetze hätten in Weimar schon die Länder als schärfsten Uebergriff des Unitarismus niemals zugelassen. Eben wegen dieser Wechselbeziehungen wird ein Verordnungsrecht von solcher Tragweite der größten Skepsis begegnen, es sei denn, daß man je nachdem — selbstredend jedesmal willkürlich — die Reichs- oder Landesgesetze der angenommenen gesetzgeberischen oder gesetzabändernden Kraft dieser abenteuerlichen Verordnungen entziehen will.

Aber auch wer sich über derlei Bedenken hinwegzusetzen vermag, und damit das Prinzip der Gewaltentrennung aufgibt, vielleicht auch mit der Technik des Verordnungsrechtes bricht, stieße noch immer auf die schlechterdings unübersteigbare Schranke, daß die gesetzabändernde Kraft solcher Verordnungen — entsprechend dem schillernden Wesen dieser Polizeigewalt — sich auf das engste Polizeigebiet beschränken müßte, also immer bloß im sachlichen Spielraum bliebe, der sich aus den typischen Eingriffsmöglichkeiten der Polizeigewalt ergibt. Es könnten nach allgemeinen Verwaltungsgrundsätzen immer nur jene Maßnahmen ergriffen werden, die zur Abwendung der unmittelbaren Gefahr oder zur unmittelbaren Abwendung der Gefahr benötigt werden. Dies sagt uns die Verfassung mit dem Erfordernis, daß im Deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder gefährdet sein muß. Dies ruft sie uns in Erinnerung „erforderlichenfalls" durch den Appell an die bewaffnete Macht. Eine beliebige Umstellung der wirtschaftlichen oder Abgabengesetzgebung oder der Rechtspflege zur Abwendung entfernterer Gefahren, soweit daran gedacht sein sollte[4], unter der Flagge der Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung entzieht sich jeder Erörterung.

Dies vorausgesetzt, ist es eigentlich schwer verständlich, wie selbst äußerste politische Not und Zerfahrenheit aus diesen Bestimmungen der Verfassung ein allgemeines Notverordnungsrecht zur beliebigen Abänderung großer Gesetzkomplexe heterogenster Art gewinnen kann. Und noch schwerer wird es, einzusehen, wie es möglich ist, an den Artikel 48 phantastische Vorstellungen einer kommissarischen oder gar in manchem souveränen Diktatur heranzubringen, die sogar Eingriffe in nicht aufgezählte Verfassungsvorschriften gestattet, wie es schließlich möglich wird, im Art. 48 eine von vornherein für den äußersten Notfall bereitgestellte Ersatzverfassung, also innerhalb der Weimarer „Notverfassung" noch versicherungsweise eine weitere Notverfassung in zweiter Potenz zu erblicken; denn eine Verfassung, die nur bei gutem

---

[4] Neuerdings immerhin V.-O. v. 3. 3. 1924, R.-G.-Bl. H S. 62 (Erstattung der von der englischen Regierung erhobenen Reparationsabgabe), ferner V.-O. v. 8. 3. 1924, R.-G.-B. I S. 273 (Schutz des Funkenverkehrs, R.-G.-Bl. I S. 117 (Durchführung der infolge der Unruhen in Hamburg vom 23. 10. 1923 anhängigen Strafverfahren).

Wetter gelten will, um bei schlechtem bescheiden abzudanken und Reich und Ländern alles „Nötige“ zu überlassen, wäre gewiß eine solche Groteske von Organisation, daß sie deutlich Farbe bekennen müßte, wenn sie Glauben finden soll. Der Vorbehalt eines Ausführungsgesetzes über das „Nähere“ kann nicht so gedeutet werden, daß die Vollmachten bis dahin unbegrenzt sind.

Aber Eingeweihtere lieben neuerdings die Parallele mit dem berühmten § 14 der bis zum Zusammenbruch in Geltung gestandenen altösterreichischen Verfassung, weil sie darin das Muster einer in die Verfassung selbst eingebauten Reserveverfassung zu finden wähnen. Allein als tertium comparationis kann bloß politische Verlegenheit, wenn man durchaus will, ein Versagen der Verfassung und das Handeln in fraudem legis zugegeben werden. Insofern als pia fraus, als mit dieser Verschleierung die brutalere und konfliktreichere Form des Staatsstreiches erspart werden kann. Sonst sind aber die Bestimmungen viel zu verschieden, um einen berechtigten Vergleich zuzulassen, und wenn schon verglichen wird, so gab dieser § 14, der zeitweilig wirklich das absolutistische Rückgrat des österreichischen „Verfassungslebens“ bedeutete, ungleich mehr Handhabe zur Umgehung der Verfassung, als Artikel 48 der Weimarer Verfassung, der bei diesem Vergleich schlecht abschneiden muß. Der ominöse und so verrufene § 14, der jetzt im Wege der Seelenwanderung auf spröderem Boden wiedererstehen sollte, gab vor allem ein wirkliches unzweifelhaftes Notverordnungsrecht, dessen Voraussetzungen rein formal untadelhaft schon dadurch herbeizuführen waren, daß man den Reichsrat nach Hause schickte. Denn die Bedingung, daß sich die „dringende Notwendigkeit solcher Anordnungen, zu welchen verfassungsmäßig die Zustimmung des Reichsrates erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist“, war schließlich eine Kautel, mit der wachsende Skrupelhaftigkeit und Verwilderung bald ohne weiteres fertig werden konnte. Ueberdies waren „Abänderungen des Staatsgrundgesetzes“ ausdrücklich ausgeschlossen, aber auch so gut wie überflüssig, weil mit einem in der erwähnten Grundvoraussetzung immer laxer gehandhabten Notverordnungsrecht das volle Auslangen zu finden war. Also auch da war kein Raum für eine „souveräne Diktatur“. (Ausgenommen waren auch dauernde Belästigungen des Staatsschatzes und Veräußerungen von Staatsgut.) Uebrigens brauchte es in Oesterreich ein Menschenalter, bis eine Regierung den systematischen Mißbrauch des Notverordnungsparagraphen als bestimmungsmäßige Handhabung der Verfassung auffaßte. Es war meines Wissens einem Kabinett Gautsch um die Wende des Jahrhunderts vorbehalten, den § 14 als Neben- oder Reserveverfassung zu erklären, was nach der vorangegangenen langjährigen Gewöhnung an das Gift dieses Auskunftsmittels in der Oeffentlichkeit freilich kaum mehr als Zynismus empfunden wurde.

In Deutschland wurde dieser Weg mit weit weniger geeigneten Verkehrsmitteln von vielen ungleich schneller zurückgelegt. Die Unsicherheit der Folgezeit mußte dazu herhalten, um Absichten, die erst unter völlig geänderten Begleitumständen aufgetreten sind und heute eine andere politische Auswirkung erwarten lassen, unter der Scheinautorität mehr oder weniger befangener politischen Persönlichkeiten in die Weimarer Beratungen zu projizieren. Eine solche Mentalreservation ist aber auch der Entstehungsgeschichte des klassischen altösterreichischen Vorbilds fremd und seiner Entwicklungsgeschichte nur das eine gemeinsam, daß die mißbräuchliche Berufung und Ausspielung weit enger gedachter Vollmachten ein mit oder ohne Grund in Anspruch genommenes Staatsnotrecht, d. h. die Negierung des formalen, positiven Staatsrechts decken will. Wo aber das staatliche „Notrecht" beginnt, hört das Staatsrecht auf, und die Staatsrechtslehre weiß auch keine Antwort auf die Frage, ob nicht die Umgehung der Verfassung in ihren ferneren Wirkungen und auf weitere Sicht unter Umständen dem offenen Verfassungskonflikt, insbesondere der zeitweiligen Aufhebung oder Beseitigung der Verfassung vorzuziehen wäre.

---

## WIE WÄHLE ICH AM 4. MAI?

### Eine Umfrage.

Wir haben wissen wollen, wie deutsche Intellektuelle wählen und haben uns deshalb an eine Reihe von Deutschen gewendet, die uns für bestimmte Schichten der Nation repräsentativ schienen. Merkwürdigerweise haben die naturwissenschaftlich Denkenden fast überhaupt nicht geantwortet. Die Antworten, die wir erhielten, geben wir ohne kritisches Beiwort wieder. Der Tage-Buch-Leser wird sich selbst seinen Reim dazu machen können.

*A. von Gleichen-Rußwurm (München)*

Ob ich wähle am 4. Mai?
Geehrtes Tagebuch, ich bin so frei.
Warum? Weil es sich so gehört,
Im übrigen nicht weiter stört.
Doch wie? — Du bist zu indiskret.
Wenn so was in der Zeitung steht,
Kann's heutzutage möglich sein,
Daß man mir schmeißt die Fenster ein.

*

*Paul Ernst*

Die beiden Fragen kann ich folgendermaßen beantworten:

1. Ich werde wählen. Zwar halte ich den Parlamentarismus für gänzlich abgewirtschaftet, aber es ist keine andere Form vor-

handen; Wahlenthaltung ist nicht ein Nicht-Tun, sondern es ist das so ein Tun wie das Wählen.

2. Ich wähle die Partei, deren Herrschaft, deren Hochkommen mir unter diesen Verhältnissen das geringste Uebel zu sein scheint; das sind die vereinigten Völkischen und Nationalsozialisten. Sie werden nicht so mächtig werden, daß sie ihre z. T. sehr törichten Absichten durchsetzen können, wahrscheinlich wird ja überhaupt eine einheitliche Willensbildung im Reichstag nicht möglich sein. Es scheint mir auch fraglich, ob der Korruption zu steuern ist, wahrscheinlich würde die Partei, wenn sie zu unumschränkter Macht käme, gleichfalls von der Korruption ergriffen werden. Vor allem erwarte ich, daß diejenigen Parteien wenigstens zurückgedrängt werden, welche die Revolution auf dem Gewissen haben und dadurch, um ihre früheren Handlungen nicht Lügen zu strafen, zu einer schmählichen auswärtigen Politik gezwungen sind, insbesondere die Schuldlüge nicht angreifen dürfen.

*

## *Dr. Simons,*

Präsident des Reichsgerichts

Ich bedaure, auf Ihre Fragen grundsätzlich keine Antwort geben zu können, da ich in meiner Stelung vermeiden muß, politisch hervorzutreten.

*

## *Dr. Franz Blei*

Daß eine politische Partei besser sei als die andere, dies ist ein Vorurteil, das nur berufsmäßige Politiker für ein Urteil halten. Erklärt eine Partei eine andere für schlecht und sich für besser, so ist nur der erste Satz richtig, der zweite immer falsch. Ein guter Politiker in der heutigen „Demokratie"? Als ob man sagte: eine tugendhafte Prostituierte. Bestenfalls ist der Parteipolitiker ein notwendiges Uebel. Schlimmstenfalls eine unerträgliche Belästigung. So lange sie nicht allgemein als solche erkannt und auf das bescheidene Maß ihres Daseins gebracht sind, wird jeder anständige Mensch alle Parteipolitiker damit boykottieren, daß er eben nicht wählt. Man kann froh sein, daß es keine Wahlpflicht gibt, die den Nicht-Wähler einsperrt. Ich hielte es für einen bedeutenden sittlichen Sieg des deutschen Volkes, wenn es bei den nächsten Wahlen mit sechzig Prozent Wahlenthaltung übte.

*

## *Moritz Heimann*

I. Auf Ihre erste Frage: ob ich am 4. Mai wählen werde, bin ich versucht, mit einer gemachten Verwunderung und mit der Gegenfrage zu antworten: ja, warum denn nicht?! Warum sollte ich mich dieses Mal anders verhalten, als jedes Mal bisher? Etwa, weil

der neue Reichstag voraussichtlich nichts taugen wird und ich mit meiner einen Stimme nichts ändern werde an ihm? Aber ich habe ja auch früher die Abzuordnenden nicht ernannt, und meine Stimme war, wie jetzt, eine unter einem Dutzend Millionen. Das ist ein geringes Gewicht, freilich; aber es wird ja nicht schwerer dadurch, daß ich es gar nicht erst in die Wagschale lege. Wollte ich durch meine Stimmenthaltung protestieren, sei es gegen den Parlamentarismus überhaupt oder gegen seine besondere, jetzt zu gewärtigende Erscheinung, so würde die nicht abgegebene Stimme ja auch nur eine unter Millionen ihresgleichen sein; in diesem Fall aber obendrein der winzige Teil einer Null; wohingegen wenn ich wähle, ich doch immerhin den winzigen Teil eines Etwas, eines Willens wirke. Oder man hätte zu allen Listen dazu noch eine der Nichtwähler einreichen sollen und auf diese Weise eine neue Partei, die Obstruktion quand même, gegründet. Nein, man soll wählen. So unmoralisch, ja unpolitisch der gesetzliche Wahlzwang sein würde, so nötig ist der vom privaten Pflichtgefühl auferlegte. Es ist die reine Ueberheblichkeit, sofern es nicht Stumpfheit und Faulheit ist, sich damit zu trösten: es geht ja doch alles schief. Ueberheblichkeit; denn wenn wir einen solchen Resignierten genau beklopfen und abhorchen, so werden wir seine heimliche Stimme, die er leider nicht „abgibt", also vernehmen: auf mich hört man ja doch nicht; wenn man auf mich hörte, so würde alles gut gehen; macht euch euern Dreck alleene!

II. Die zweite Frage: wie ich wählen werde, ist zu einem Teil schon mit der ersten beantwortet — denn Völkische, Deutschnationale und ihre Affiliierten usw. usw. leiden nicht an Wahlmüdigkeit und könnten noch am ehesten auf meine Stimme verzichten; zum andern Teil bleibe das mein Geheimnis. Ein Geheimnis, wie ich gestehe, einstweilen fast für mich selbst. Die kulturagrarische Partei, für die ich stimmen würde, gibt es nicht; mit jeder andern linken lebe ich in fortwährendem, innerem Hader. Dennoch wähle ich „links", und zwar dort, wo es nicht wackelt, und aus denselben Gründen, aus denen ich überhaupt wähle.

*

## *Raoul H. Francé*

Sie fragen mich, ob und welche Partei ich wählen werde und versprechen sich von der „Durchbrechung des Wahlgeheimnisses" eine nützliche, politisch-pädagogische Wirkung.

Ich verspreche sie mir nicht, denn jedermann ist so wie er sein muß, will Ihnen aber trotzdem antworten, denn wir müssen doch endlich ehrlich sein zueinander.

Ich werde nicht wählen und zwar aus folgenden Gründen:

Ein Staat darf nicht von Parteien regiert werden. Maßgebend für die Regierungshandlungen dürfen nur seine lebendigen Be-

dürfnisse sein und die fordern heute in derselben Angelegenheit einen anderen Entscheid als morgen. Jede Partei legt aber auf „Absolutes" fest, während das Leben des Volkes „Relatives" fordert.

Die Regierung muß daher den Parteien übergeordnet sein und diese haben nur als Zähler Sinn, damit festgestellt wird, so viele Menschen hängen noch am Althergebrachten, so viele drängen nach Neuerungen; diese Zahl wünscht einen Ausgleich, jene einen Bruch mit den Regierungsmaßnahmen. Die Pflicht der Regierung wäre es, nach dieser Kräfteverteilung in allem den mittleren Weg einzuschlagen, soweit das Wohl des Ganzen, das den Parteien gegenübersteht, es erlaubt.

Würde man zu Wahlen in diesem Sinne aufrufen, dann wäre mir die Wahl leicht.

Empfangen Sie den Ausdruck meiner Wertschätzung.

*

*Richard Weichert,*
**Intendant des Schauspielhauses Frankfurt a. M.**

Ich bin so tief in Dinge der Kunst eingesponnen, der Kunst, die vollsten Einsatz aller Kräfte jederzeit gebietet, daß ich aus meiner politischen Unerfahrenheit kein Hehl machen möchte. Das Theater ist mir Tribüne, der Politik stehe ich fern. Aber der erste Absatz Ihres Tagebuchs der Zeit (Tagebuch 16) hat mich angefeuert, ich halte es für meine Pflicht, am 4. Mai zu wählen. Da ich in Dingen der Kunst fanatisch bestrebt bin, als Mann des Fortschritts zu gelten und zu wirken, so werde ich in diesem Sinne wählen.

*

*Max Gülstorff*

Ihre Fragen, ob ich am 4. Mai wählen werde, wie und aus welchen Gründen, möchte ich mit folgendem beantworten. Ich wähle pflichtgemäß, aber ich mache von meinem Recht der geheimen Wahl Gebrauch, denn ich fühle mich zu politisch unbedeutend, um durch meine Wahl jemand beeinflussen zu können und außerdem bin ich der Meinung, daß kein Schauspieler durch öffentliche politische Stellungnahme sich das Urteil über seine Kunst sollte „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt" trüben lassen. In künstlerischen Fragen bin ich jederzeit bereit, meine Meinung zu verfechten, aber in politischen bitte ich schweigen zu dürfen.

*

*Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf*

Zu wählen ist unbedingt Pflicht. Diese Wahl stellt unser Volk vor die einfache Frage: soll die verächtliche Regiererei weiter gehen, die den Reichskarren immer tiefer in Dreck und Schande gefahren

hat, oder nicht. Wer das nicht will, ist gezwungen, für eine Partei zu stimmen. Erfolg kann nur eine starke und mit dem Möglichen rechnende nationale Partei haben. Also muß man alle vielleicht berechtigten Sonderwünsche zurückstellen und deutschnational wählen, wie das Exzellenz Michaelis treffend gesagt hat.

*

*Kurt Hiller*

1. Ja, ich werde wählen; trotz Fehlens einer Idealpartei. Warum? Weil Wahlenthaltung eines Republikaners Förderung der Monarchie bedeutet, Wahlenthaltung eines Sozialisten Stärkung des Kapitals, Wahlenthaltung eines Kämpfers gegen den Krieg Kräftigung der Bestie, Wahlenthaltung eines, der sich mit dem Licht verbunden weiß, Begünstigung der Finsternis.

2. Ich wähle Liste Ledebour. Gründe? Eine nichtsozialistische Liste käme ja nicht in Betracht für mich. Die nichtsozialistischen Parteien sind Manifestationen des Willens zum Beharren bei einem unsittlichen System.

Ich könnte nun V. S. P. D. wählen. Aber ich bezweifle, daß die Sozialdemokratische Partei eine sozialistische sei; sie firmiert sozialistisch, sie handelt nicht sozialistisch. Sie half indirekte Steuern machen, sie ließ die Armen noch ärmer werden, sie verhinderte die Schröpfung der Schröpfer. Sie „ermächtigte" zu tollen Rückwärtsereien, sie deckte Rechtsbrüche, sie bewilligte der schwarzweißroten Reichswehr die Kredite. Für Fechenbach hat der sozialdemokratische Reichsjustizminister Radbruch keinen Finger gerührt, obschon die Reichsverfassung (Artikel 13) ihm eine Handhabe bot. Ihrem tapferen Führer Zeigner, statt ihn zu stützen, legte die Sozialdemokratie den Revolver aufs Pult. Wer sonst eine Persönlichkeit, ein Gehirn, ein Charakter in dieser Partei ist, wird an die Wand gequetscht; er befehligt eine einflußreiche Minderheit oder hat überhaupt nichts zu sagen. Welch Wunder, daß Heinrich Ströbel, Paul Levi kandidieren durften; Arnold Freymuth, Magnus Hirschfeld, Paul Oestreich, August Bleier stehen auf keiner Liste.

Ich könnte K. P. D. wählen; diese Partei, die ich ethisch schätze, ist mir, alles in allem, doch zu sehr . . . Partei mit dem Kopf durch die Wand, zu anti-intelligent. Mit der gewollten Taktiklosigkeit ihrer tumultuarischen Vorprellkünste schadet sie ihrem Ziel (meinem Ziel) mehr, als sie ihm nützt.

Der „unabhängigen" Richtung Theodor Liebknecht fehlt jenes nationale Etwas, ohne das wahrer Internationalismus nicht bestehen kann.

Bleibt nur Ledebour. Ich wähle ihn keineswegs bloß in Ermangelung eines besseren. Ich wähle ihn auch aus einem sehr positiven Grunde: dieser geradlinige und feurige, darum erfolgloseste und verlassenste deutsche Sozialist erscheint mir als der klügste

und weitestblickende Stratege des deutschen Sozialismus. Er widerriet 1922 die „Einigung“ ohne die Kommunisten. Man „einigte“ sich dennoch ohne sie. Seitdem raste der Wagen der Revolution vollends bergab.

Ich wähle die Liste Ledebour . . . . nicht, weil sie die aussichtsloseste Liste ist, aber: obwohl sie es ist. Nur Parteien zu wählen, die Aussichten haben, ist der Standpunkt eines Rennplatz-Idioten. Je geringer die Chancen einer guten Sache sind, desto größer unsere Pflicht, sie zu stärken.

*

*Carl Sternheim*

Sehr geehrte Herren! Sie haben die Liebenswürdigkeit, mich um meine persönliche Stellung bei den bevorstehenden Wahlen zu fragen, in dem Sie mich zu den „repräsentativen Deutschen“ zählen, deren Meinung zu solcher Frage wichtig ist.

Bevor ich ein Wort zur Sache sage, muß ich aber erklären, daß ich ganz und garnicht repräsentativer Deutscher dieser wunderlichen Zeit, sondern durchaus krasser, wollen Sie, ungewöhnlicher Außenseiter bin, der mit allem, was augenblicklich als repräsentativ deutsch gilt, keine Gemeinschaft hat, sondern schon eher für andere Epochen deutscher Vergangenheit schwärmt.

Infolgedessen keine mit einem bestehenden oder jetzt kommendem deutschen Reichstag, der aus solchen heutigen repräsentativen deutschen Köpfen zusammengesetzt sein wird; die, welcher „Partei“ sie immer angehören, Zustände und Absichten verkörpern, die meiner schlichten, knorrigen, deutschen Natur entgegengesetzt sind. . . Ich glaube überhaupt, ein Land könnte nur in goldensten Zeiten einige hundert Geister hervorbringen, die insoweit als repräsentativ bezeichnet werden dürften, als sie mehr als den unverantwortlichen, angebeteten, durchschnittlichen Stumpfsinn des geschulten Untertanen, mitbürgerliche Verworrenheit darzustellen vermögen, die, persönlich von Mund zu Mund genossen, schon unerträglich ist, wie die europäischen parlamentarischen Epochen aber bündig bewiesen haben, in repräsentativem Raum und Rahmen hervorgestottert, völlig auflösend und sogar mörderisch wirken.

Aus dargelegten Gründen werde ich am 4. Mai nicht wählen.

*

*Prof. Dr. H. Driesch*

Ich wähle leider nicht, weil ich mit der Reichsdeputation nach Neapel reisen muß.

Ich würde demokratisch wählen, da mir die Demokratie die einzige Gewähr für eine echte „Aristo“-kratie zu sein scheint.

*

*Ernst Rowohlt*

Wie alle meine Freunde wissen, pflege ich aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Aber gerade deshalb leiste ich mir den Luxus, ein einziges Geheimnis zu besitzen. Und gerade dies Geheimnis forderst Du von mir! Pfui, wie indiskret. Aber da Du mir die Ehre erweist, mich in Deiner Anfrage zu den „repräsentativen Deutschen“ zu zählen — ich glaube immer, Klante und Breitensträter, Hitler und die Courths-Mahler repräsentieren das heutige Deutschland —, will ich Dir Rede stehen.

Lieber Stefan, weißt Du denn nicht, daß ich seit dem Kriege nur einer einzigen Partei angehöre, einer Partei, die im Verborgenen blüht, einer Partei, die nur ein einziges Mitglied hat, nämlich mich. Dieser Partei bleibe ich treu, für diese Partei lebe und sterbe ich.

*

*Stefan Großmann*

Ich würde, wenn ich wählte, die junge Republikanische Partei, will sagen, ihren bedeutendsten Kopf, Dr. Hans Simons, wählen. Das persönlichkeitsfeindliche Wahlgesetz verlangt von uns, daß wir Listen, nicht Köpfe wählen. (Daher die 450 Zubeile im Deutschen Reichstag. Die ehrwürdige Statisterie ließ sich nicht verdrängen.) Hans Simons würde ich wählen, weil ich ihn für das stärkste, frischeste, sachlichste Talent der jungen Generation halte und weil dieses Parlament der 450 Fritz Zubeile nichts nötiger als eine Bluterneuerung hat. Wir sind dieser ersten, zweiten und dritten Garnituren herzlich satt. Die Stimmen der Wels und Gothein, der Müller und Heinze, der Pachnicken und Koenen — sie klingen schon gespenstisch, Stimmen aus einer toten Welt.

Während das aktive Wahlrecht bis auf die zwanzigjährigen Knaben (der Deutsche ist mit 20 Jahren noch knabenhaft) ausgedehnt wurde, blieb das passive Wahlrecht auf die Greise aller Parteien beschränkt. Dieser junge Republikaner Hans Simons, so sachlich wie witzig, so charakterfest wie tolerant, repräsentiert die beste Generation nach 1918. Wären unsere Linksparteien so belehrbar, wie sie unzugänglich sind, sie würden den jungen Republikanern mindestens so viel Toleranz, Wohlwollen und Raum gönnen wie die Deutschnationalen aller Schattierungen sie den Hitlerleuten gewähren.

Aber, Sieg oder Niederlage, die große Arbeit der jungen Menschen um Vetter und Simons beginnt erst am 5. Mai.

Ich würde wählen. Als geborener Oesterreicher, der seit 1913 in Deutschland lebt und wirkt, durfte ich nur einmal wählen. Zur Nationalversammlung. Seither hat es die Entente untersagt, und Deutschland, arm an Einfällen, hat sich, wie immer, gefügt, ohne wenigstens für die seit Jahrzehnten ansässigen „Brüder aus Oesterreich“ einen Ausweg zu finden.

# DEUTSCHLAND, DEUTSCHLAND . .

Geschrieben unter dem Eindruck, den der Münchner Prozeß gegen Hitler und Ludendorff, viele Deutsche entmutigend, deutsches Ansehen im Ausland schädigend und schändend, hervorbrachte.

Florenz, Anfang April 1924.

Deutschland, Deutschland,
Wann willst Du selbst werden?
Wann, wann vollbringst Du Dich,
An Dir selbst Deine süße Freiheit,
In der Welt Deine Liebes-Sende?
Schlimmer als auch der ärgste Feind kann,
Wirst Du von alters her von eignen Schindern geschändet;
Wahnwitziger,
Als daß Dein herrisch Verhängnis
Dich in die Aufbäumung triebe,
Ist's, daß Du Dich winden mußt
Jahrhundertelang
In der Verstrickung
Selbstverschuldeter knechtischer Qual;
Erstickender ist Dir und war Dir von je
Als ein erziehlich Gehaßtwerden
Deine gegen Dich selbst sich kehrende Blindheit.
Darum krankst Du am Aussatz,
Darum gedeihst Du statt edel zum Ekel,
Und Dein Atem und Deine Umluft sind verpestet
von Lug und Trug,
Und Du wirst zusehends mehr so
Wie Dich das Verbrechen will:
Ein Verwesendes, ein Gespenst,
Dein eigen Unbild aus Irrtum und Nichtheit,
Und jeder, der Dich heute verurteilt, hat recht . . . —
Und doch! und doch!
Plumper noch spreize der rohe, unfähige General sich auf!
Geschwollener noch beschwatze
Der ichsüchtige, leere Hetzbold
Die Tauben und Unverständigen!
Dreister noch verdrehe der Richter das Recht!
Belämmerter noch
Laufe der Schwarm der Vorne- und Hinden-Bürger
Der Fahne von Vorgestern nach! —
Die Wissenden lächeln . . . —
Natürlich erscheint es,
Daß der Leichnam des Alten
Sich stinkend zersetzt;

Selbstverständlich,
Daß das Halt- und Gehaltlose
Sich aufbläst, bis es verplatzt;
Ganz in der Ordnung,
Daß Unrein mit Unrein
Sich rottet und Dummheit mit Dummheit
Sich häuft;
Durchaus nach dem Gesetz,
Daß Nichtsen trotz allem Gemächte selbst
Das Nichts nicht gelingt . . . —
Und stört der Vorgang auch,
Am Ende ist er erfreulich! —
Erfreulicher aber ist's,
Daß in der Wiege
Ruhigatmend
Der Säugling gedeiht,
Der schicksalgeschenkte Freistaat,
Die vom Deutschen Wesen
Immer ersehnte,
Immer gewollte,
Immer gerufene,
Republik,
Betreut von der Mutter, der allmächtigen Not,
Stark und bestätigt vom Vater,
Dem nie fehlsprechenden Geist der Geschichte,
Beschirmt und bewartet von der besten Amme,
Der Liebe des mündigen, schlichten, dienenden Volks,
Das sich ganz richtig nicht einmal
Um die Auskehrarbeit bekümmert,
Die ja der nächste Sturmwind
Viel gründlicher tut . . . . — —
Deutschland, Deutschland,
Wie in der Tiefe gesichert bist Du!
Wie stark ist Dein eigentlich Leben
Im Wahren verwurzelt!
Wie heimlich wirst Du
Der Welt, der Du gehörst!
Wie bist Du Dir selber zukünftig!
Denn je finstrer die Nacht ist, je klarer
Träumt sich Dein schönstes Gesicht;
Und der Zeiger der Zeit weist,
Je weniger Augen es sehn
Je deutlicher,
Deine Weltstunde;
Und geschieht es auch noch im Verborgenen,
Deutschland, Deutschland,
Deine ewige Seele blüht.

# ER UND SIE ODER EIN SKANDAL

Von dem langweiligen aber ehrwürdigen Forel stammt, glaube ich, der Satz, der ungefähr so lautet: Eine geschlechtliche Handlung sei ethisch irrelevant, wenn sie niemandem schade. Der greise Reformer hat dieses Prinzip vor ein paar Dutzend Jahren aufgestellt, und es gehört zu jenen Wahrheiten, die jeder Intellektuelle sich hüten wird, auch nur auszusprechen oder gar dafür zu kämpfen. Er würde sich dadurch der Gefahr aussetzen, banal und also lächerlich zu erscheinen. Aber von der Anerkanntheit einer These unter Intellektuellen bis zur Möglichkeit, sie in den breiten Massen des Volkes zu propagieren, ist ein so weiter Schritt, daß aus der Wahrheit inzwischen schon wieder eine Lüge geworden sein kann. Eine Erkenntnis darf erst dann gepredigt werden, wenn sie überwunden ist. Den Beweis für diese Behauptung liefere ich durch die nachfolgende Erzählung eines Skandals, der vor kürzester Zeit ganz Wien in Bewegung gesetzt hat: mit Bundeskanzler, Bürgermeister, Polizeipräsident, Parlament, Gemeinderat, zahlreichen Volksbünden, Frauenvereinen und der gesamten Presse. Sogar der Generalkommissär des Völkerbundes soll, dem Vernehmen nach, nicht unbeteiligt geblieben sein. Ich beginne:

Es wurde eine Zeitschrift gegründet mit dem Namen „Er und Sie“. Sie hatte den obenbeschriebenen Zweck: die Wahrheit zu verbreiten, daß die Geschlechtlichkeit, soweit sie nicht Schaden anrichte, die Ethik nicht berühre. Daß also Gesetz, Behörden und vor allem die Gesellschaft sich nicht dauernd in die sexuellen Angelegenheiten des Untertanen oder lieben Nachbarn hineinmischen sollen. Um eine wirksame Propaganda zu betreiben, sollte das Blatt so gemacht werden, daß es auch gelesen wurde. Es sollte nicht für die Intellektuellen geschrieben sein. Im Café Herrnhof kann man sich mit einer Agitation für Banalitäten nur eine Blamage holen. Wie also wurde die Zeitschrift eingerichtet, um Aussicht auf weite Verbreitung zu haben? Sie bekam als Mittelstück einen Artikel, der abwechselnd von einem Psychoanalytiker und von einem Frauenarzt verfaßt wurde. In diesen Artikeln wurde wissenschaftlich, aber verständlich (ungebräuchliche Fremdworte mit der Uebersetzung in Klammern daneben) über irgendein psychologisches oder pathologisches Thema, an der Hand von kurz geschilderten Fällen, gesprochen. Dazu kam als nächstwichtiger Bestandteil ein Sprechsaal, in dem Briefe aus dem Publikum abgedruckt und entweder von der Redaktion oder von einem Arzt beantwortet wurden. Es wurden Artikel eines bekannten Biologen gebracht, die sich mit dem Sexualleben von Fröschen, Käfern usw. beschäftigten. Dann war da ein Leitartikel, in dem halb feuilletonistisch, halb polemisch gemahnt wurde: seid duldsam, das Leben ist ohnehin schwer genug. Es gab weiter eine fortlaufende Erzählung: „Erinnerungen einer Hebamme“, in denen gezeigt werden sollte, wie dringend das

Bedürfnis einer Geburtenbeschränkung sich an der Quelle zeigt, bei einer Hebamme, die lieber Kindern zum Licht verholfen hätte, als es ihnen für immer abzuschneiden. Es wurde hinzugefügt: je eine Novelle, die von Claude Farrère oder von Charles-Louis Philippe usw. stammte. Auch Maupassant sollte folgen. Dann ein Roman in Fortsetzungen. Es war da eine Rubrik: Aus dem Liebesleben der Vergangenheit, in der ein historisches Liebesereignis wiedergegeben wurde. Schließlich eine Miszellenrubrik: Erotika aus aller Welt, mit Gedichten von Goethe oder auch Klabund, kurzen Berichten aus Asien, Afrika oder von sexuellen Merkwürdigkeiten, Verbrechen, Variationen irgendwelcher Art, etwa daß die Frauen in der Türkei das Gesicht nicht nackt zeigen oder die Chinesinnen den Fuß, oder der Fall Dippold und ähnliches mehr. Endlich wurden Heiratsinserate aufgenommen und sogenannte „Korrespondenzen", d. h. Annoncen, in den Menschen Bekanntschaft miteinander suchen. Vorn auf der Titelseite war als Schmuck eine Venus von Tizian oder Adam und Eva von van der Goes usw.

Das Ganze klingt sehr harmlos, und man fragt: woher der Skandal? Aber es war auch harmlos. Als erster selbstverständlicher Leitsatz galt ja: kein obszönes Wort, keine Zweideutigkeit, kein Witz! Auch ja keine verwegene, spitzfindige Erörterung. Nur (unter Intellektuellen) altbekannte, längst inaktuelle Wahrheiten! Aber der Skandal, völlig unerwartet, kam doch.

Zunächst aber kam etwas auch nicht Erwartetes, auch in den kühnsten Träumen nicht Erhofftes: ein Riesenerfolg, wie er im Wiener Zeitungswesen noch nie dagewesen war. Der Herausgeber hatte die Kühnheit gehabt, mit einer Auflage von 20 000 zu beginnen. Er glaubte das tun zu müssen, um alle Zeitungsverkaufsstellen zu beliefern, um das Terrain abzutasten und zu sehen, wo die Verbreitungsmöglichkeit vorhanden war. Das war als Wagnis, als Investition unternommen worden. Man rechnete mit einem Verkauf von 7000 bis 8000 und hatte sich so eingerichtet, daß man dabei bestehen konnte. Aber die 20 000 der ersten Nummer wurden restlos verkauft, die Auflage wurde ständig gesteigert, die fünfte (und letzte) Nummer erschien in vierzigtausend Exemplaren. Und als dann alle Nummern auf einmal beschlagnahmt wurden, fand die Polizei trotz eifrigen Bemühens und Nachsuche nur 4000 Stück im ganzen.

Der Erfolg zeigte sich noch in einem anderen Punkte. Dieses Blatt erschien in einem Haus, in dem noch zwei große Tagesblätter und mehrere Zeitschriften gedruckt und redigiert werden. Aber nach zwei Wochen schon hatte der Sprechsaal von „Er und Sie" die größte Post von allen Redaktionen, die dort wohnen. Es kam eine solche Ueberfülle von Briefen, daß eiligst Hilfskräfte zu ihrer Bewältigung herangezogen werden mußten. Es schrieben Menschen aus allen Kreisen, orthographisch und unorthographisch, benannt und anonym, die ihr Leid einem Unbekannten mitteilen

wollten, weil sie es keinem Bekannten sagen konnten. Unter diesen Briefen waren nicht wenige erschütternd, ja furchtbar. Es tat sich ein grauenvoller Abgrund auf von Sexualjammer, der im Ehebett oder noch mehr fern jedem Ehe- oder Liebesgenossen, Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen das Leben zur Hölle macht. Wäre die Zeitschrift weiter erschienen und hätte man sorgfältig diese Briefe gesammelt, gesichtet, eingeteilt, sie hätten das glänzendste Material für die Sexualforschung ergeben, das je dagewesen ist. Aber es sollte nicht sein.

Nach der zweiten Nummer meldete ein Angriff erst der deutschnationalen, dann der klerikalen Parteizeitung den kommenden Sturm. Zugleich verbot die Polizei den Verkauf an Jugendliche (was nichts zu bedeuten hatte), aber auch den Verschleiß auf der Straße, in Kiosken, Tabaktrafiken. Das wäre natürlich der wirtschaftliche Tod gewesen. Man kann nicht mit zwei Nummern Tausende von Abonnenten gewinnen. Es wurde Beschwerde gegen die polizeiliche Verfügung erhoben, und der sozialdemokratische Bürgermeister hob das Verbot auf, nachdem er sich das nackte Bild auf der ersten Seite verbeten und überdies Vorsicht hatte versprechen lassen. Jetzt war ein Politikum aus dem interessanten Versuch geworden. Die klerikale Presse ging von neuem los, und noch mehr: der Bundeskanzler selbst, Prälat Ignaz Seipel, hielt, mit deutlicher Spitze, eine Rede gegen „Pornographie". Damit war der Sturm entfesselt. Die „liberalen", „großen" Blätter tobten. Die „Neue Freie Presse" brachte es fertig, einen Leitartikel zu überschreiben: „Das Wettrüsten", Untertitel „Die englischen Flottenmanöver im Mittelmeer", und ihn zu beginnen mit einer bösartigen hetzerischen Polemik gegen das arme kleine Blättchen. Aber das war nur e i n Leitartikel von v i e r, die sie ihm widmete. Die sozialdemokratische Zeitung verteidigte den Beschluß ihres Parteiangehörigen, des Bürgermeisters. Er selbst begründete ihn im Parlamente gegen wütende Angriffe sehr geschickt mit den Worten: es sei Sache des Publikums zu lesen, was seinem Geschmack entspreche, Zensur sei der Zeit und Großstadt nicht gemäß. Das war aber auch alles, was als Duldsamkeit, noch lange nicht als Sympathie bezeichnet werden konnte. Sonst war die öffentliche Meinung vollkommen geschlossen, es regnete Beschimpfungen: Schmutzfink, Pornograph, Volksvergifter, gewerbsmäßiger Kuppler usw. usw. Den heftigsten und schlimmsten Angriff brachte das nationaljüdische oder zionistische Organ.

Endlich kam auch die Staatsanwaltschaft und beschlagnahmte. Sie inkriminierte alle erschienenen fünf Nummern und in ihnen eine ganze Menge der verschiedensten Artikel, im ganzen 14 Druckseiten. Man sieht daraus die Verlegenheit, irgend etwas Obszönes zu finden. Nach dem Gesetz bedeutet die Beschlagnahme auch die Ankündigung der Anklage vor dem Schwurgericht.

Den Herausgeber verließen die Nerven, als er sich allein und

vollkommen verlassen einer tobenden kompakten Majorität gegenüber sah, während auch noch privatim der stärkste Druck auf ihn ausgeübt wurde. Er gab auf, stellte die Zeitschrift ein. Seine Erklärung hierüber wurde von keiner Zeitung gebracht.

Anzuerkennen ist der Standpunkt der klerikalen Partei und also auch der des Bundeskanzlers: für die katholische Kirche sind die sexuellen Leiden Reservatgebiet des Beichtstuhls. Schon die Zehnjährigen werden nach ihren unzüchtigen Gedanken und Handlungen befragt. Mit der Angst, die man in ihnen erregt und unterhält, sollen die Menschen geleitet werden. Wer ihnen Klarheit gibt und also die Angst nimmt, die nur das Unbekannte mit sich bringt, nimmt der Kirche die beste Waffe. Warum die Deutschnationalen und die Juden aller Richtungen auch diesen spezifisch katholischen Standpunkt einnehmen? Ich weiß es nicht.

Es muß noch ein Wort hinzugefügt werden, das das spezifisch Journalistische betrifft. — Man hat dem anstößigen Blatt seine eigentümliche Zusammensetzung besonders zum Vorwurf gemacht. Ein besonders wohlwollender Beurteiler hat gesagt: diese Mischung von Pikanterie und Wissenschaft sei schwer zu verteidigen. (Wobei mit dem Wort pikant wohl die belletristische Beigabe, Novelle und Roman, bezeichnet werden sollte.) Andere, nicht so Wohlwollende haben etwa so geurteilt: Aus dem volkstümlichen Charakter der „Erinnerungen einer Hebamme" und aus der Beigabe von Bild, Gedichten und Miszellen gehe deutlich hervor, daß nur ein Geschäft, kein ernster Zweck verfolgt werden sollte. Dem ist folgendes (noch einmal) zu erwidern. Das Blatt hatte keinen Sinn, wenn es nicht in breite Schichten drang, wenn es nicht vom Ladengehilfen, von der Kontoristin, vom Chauffeur und der Köchin gelesen wurde. Denn den geistigen oberen Zehntausend wurde ja nichts an Tendenz Neues geboten. Darum kostete es auch nur 2000 Kronen gleich 13 Pfennige. (Trotzdem gab es Briefe genug von akademisch Gebildeten. Die Unkenntnis vom Sexuellen geht, wie es scheint, weiter nach oben, als man ahnt.) Die Sauce also, in der die Aufklärung serviert wurde, war notwendig, und übrigens war sie selbst aufklärerisch angerührt. Es gibt schon sexuelle Aufklärung genug? Ich kenne sie, wie sie an Schüler verabreicht wird. Sie ist ungenießbar und wird vom Geist der mit ihr Bedachten nicht aufgenommen. Sie stellt die Liebe als ausschließlichen Quell von Syphilis und Gonorrhoe dar. Die Kinder schon wissen es besser und rächen sich mit der Zote, kaum daß sie aus der Tür draußen sind. — Auch die Ermahnung zur Keuschheit usque ad lectum, die Hand in Hand mit dieser Aufklärung geht, wird ebenso beantwortet. Nein, so geht es nicht mehr. Man muß das Sexualleben, wie es von den Großstädtern jeden Alters gesehen und gelebt wird, in ein neues moralisches System bringen. Der erste Versuch ist gescheitert.

Tatsachen sind: Dieser Film hat von allen bislang in Deutschland hergestellten Filmen das meiste Geld gekostet; an ihm ist länger als je an einem Film der Welt gearbeitet worden.

Aus dieser Quantität der Leistung darf nicht ohne weiteres auf ihre Qualität geschlossen werden. Wohl aber auf die Energie, mit der zwei Jahre lang in fanatischer Hingabe Fritz Lang den ungeheuren und filmisch zunächst unmöglich scheinenden Stoff aus Menschen und Material zu bewegten Leinewandbildern umschuf. Und die Anerkennung dieser Energie darf fordern, daß über den Nibelungen-Film mit schärfster Sachlichkeit, jenseits von leichtfindbarem Spaß und ebenso leichtfindbarem Pathos, das Resultat gezogen wird.

Lang ging nicht wild darauf los, den Stoff in der Art der üblichen historischen Film-Kolossalgemälde zu illustrieren — sondern er hatte eine Vision der Umformung; er fand einen einheitlichen Stil, einen stilisierten Stil für das Ganze, einen Monumentalstil, der durchaus verschieden war von dem Stil der Filme, die sich Monumentalfilme nennen. Es ist klar, daß zwei Abende lang der Anblick jener Recken, wie sie eine nationalistisch-pädagogische Tradition geformt (oder verunformt) hat, im Film unerträglich gewesen wäre — jene Recken mit Helm und Horn, mit Fell und Panzer, mit Vollbart und Trikot, wie sie sich mit grausiger Penetranz in der Wagner-Oper uns aufdrängen.

Lang und seine Manuskriptverfasserin Thea v. Harbou folgen deshalb nicht der älteren wilderen Formung der Edda, sondern dem unter dem Einfluß des Christentums und einer höfisch-internationalen Kultur stehenden Nibelungen-Epos. Langs Prinzipien für die Filmwerdung waren: Einfachheit und Bildhaftigkeit. Mit leidenschaftlicher Folgerichtigkeit wurden diese Prinzipien durchgeführt, von der Gestaltung der Gewänder und Gebäude bis zum Aufbau der Geschehnisse, der Formung der Menschen und Szenerien. Aus diesen Prinzipien ersprießen alle Vorzüge und zugleich alle Schwächen des Films.

Auf alle Nebenhandlung, auf alle Nebenpersonen wird verzichtet (sie werden ausnahmsweise zugelassen, wenn sich schöne Bilder ergeben). Da ist klar und ohne Schnörkel das Geschehen zwischen Gunther-Hagen-Brunhild und Kriemhild-Siegfried-Etzel, dazu Mutter Ute, die zwei Brüder Volker, schließlich noch Rüdiger und Dietrich. Das ergibt Konzentration, ergibt aber auch, besonders in den Schlußakten des ersten Teils, zuviel langwierige Szenen aus einem unerfreulichen Familienleben. Bis dann im zweiten Teil kraß herausgearbeitet wird: hier radikale Treue der Sippen bis zum allgemeinen Selbstuntergang — dort radikale Rache um den Mord Siegfrieds.

Jede Gestalt ist ganz gradlinig, ganz in sich ruhend gesehen,

ohne Differenziertheiten, Gebrochenheiten und Schwankungen. Nur Kriemhild wird gewandelt von verschlossener Jungfrau zu starrem Rachedämon; sonst bleiben Hagen und Gunther, Volker und Etzel in jeder Szene sich selbst gleich.

Die Auffassung der Menschen paßt zu dem einfachen gradlinigen Stil der Kleider, der Bauten, zur Linienführung der Handlung. Aber er zwingt auch zu einer gewissen Erstarrtheit der Darstellung, zum Unterdrücken des schauspielerischen Elements. Die Figuren bleiben mehr Statue des Prinzips als von innen bewegte Menschen. So ist Hagen immer gleichmäßig unbewegt, er hat nicht eine einzige Szene, in der er sich ausspielt; selbst der natürlichste Innerlichkeitsspieler Rittner als Rüdiger bleibt deshalb menschlich ohne Eindruck; Kriemhild zeigt während des ganzen zweiten Teiles den gleichen starren, eisigen Gesichtsausdruck der kalt erwartenden und herbeigerafften Rache. Deshalb darf es nicht verwundern, daß in diesem Riesenfilm keine einzige überragende Schauspielerleistung festgestellt werden kann. Dies alles entspricht durchaus der Art Fritz Langs, der kein Schauspieler-Regisseur, sondern ein Bilder-Regisseur ist.

So geschieht das Kuriose, daß das, was im Epos Dichtung ist: das Menschliche — hier im Film fast schwindet und zu einer krassen, rohen Mord- und Totschlagshandlung schrumpft . . . und das, was im Epos fast nicht spürbar ist, im Film zum künstlerisch Wertvollsten wird: das Bildhafte, die Szenerie, das Idyllische, die Bewegung. Fritz Lang war Maler und ist noch jetzt ein Maler — und seine schönsten Bilder sind die, in denen der Mensch nur Staffage oder bewegte Masse ist. Deshalb sind die besten Teile des Films nicht die eigentlichen Nibelungen-Geschehnisse, sondern das, was bunt um diese grausame Geschichte herumgeschlungen ist: Siegfrieds Aufstieg, Wanderungen und Abenteuer, Brunhildens Erobertwerden, das Finden und die Versenkung des Horts, das wimmelnde, kribbelnde, toll-reitende, fressende, kletternde, mordende Hunnenvolk in seiner flachen Landschaft, in seinen Höhlen und Gewölben. Bezeichnenderweise sind auch die drei Hauptgestalten dieser drei Kreise: Siegfried, Brunhilde und Etzel, die menschlich und körperlich bewegtesten und für das Auge erfreulichsten Menschenerscheinungen des Films.

Im wundervoll Bildmäßigen liegt — abgesehen von der konsequenten Tat der Verfilmung dieses Stoffes — das Hauptverdienst, der Haupterfolg Fritz Langs. Da sieht man Landschaften, strotzend von Stimmung, schwellend von Schönheit, da sieht man lockende, liebevoll gearbeitete Tricks (den Drachen, Brunhildens brennendes Land), da sieht man bewegte Massen, die ganz anders als in früheren historischen Filmen in Gelöstheit zusammengetrieben und auseinandergejagt, ineinander verkrampft oder über die Ebene gehetzt werden. Selbst das Gemetzel der Schlußakte ist hinreißende Bewegung fürs Auge (gräßliche Bewegung fürs Gemüt) . . . nur

zu lang ausgedehnte gleichartige und damit ermüdende Bewegung. Denn die gleiche Bewegtheit, zu lange hintereinander gezeigt, wirkt ebenso unfilmisch wie der Mangel an Bewegtheit. Und die Sucht Langs nach dem schönen, stilvoll aufgebauten Bild bewog ihn manchmal, auch Mangel an Bewegtheit zu zeigen, — dann werden, besonders in Nahaufnahmen, und wenn die Nibelungen unter sich sind, die Menschen und Gruppen, trotz schöner Komposition, starr und unwirksam in der Art sogenannter lebender Bilder (die eigentlich tote Bilder heißen müßten).

Wenn die Nibelungen überhaupt heutzutage verfilmt werden konnten, so daß wir sie in ihrer Totalität zu ertragen vermögen, so war es nur in der Art möglich, wie Lang dies tat. (Aehnlich wie Hebbels Nibelungendrama heute nur in der, wenn auch nur teilweise geglückten Inszenierungsart Jürgen Fehlings im Staatstheater möglich ist.) Dennoch darf die Anerkennung und die Bewunderung der Großartigkeit dieser Leistung als Leistung nicht verschweigen lassen, daß ihr nicht die Großartigkeit der Leistung an künstlerischer, filmgemäßer Qualität entspricht. Und das ist nicht Langs Schuld, oder doch nur zum Teil seine Schuld (denn daß er kein Schauspieler-Regisseur ist und durch sein Streben nach Bildmäßigkeit zuweilen die Filmmäßigkeit schädigt, bleibt bestehen), sondern vielfach Schuld des Stoffes.

Langs Verdienst bleibt es, daß er für den Vergangenheitsfilm einen Stil gesucht und gefunden hat, der sich von dem bisherigen Stil des historischen Films entfernt. Dieser Versuch bedeutet zugleich die Vollendung seiner Bemühung, nicht nur, weil er das Höchste erreicht, was auf diesem Wege zu erzielen ist, sondern vielmehr, weil er zeigt, daß auch bei größtem Energieaufwand und leidenschaftlichstem Kunstgefühl diese Gattung — auch in diesem Stil — nicht mehr steigerungsfähig ist. Noch dazu wirkt der Nibelungenstoff als Abenteuer-, Mord-, Treue- und Rache-Geschehen roh und ist unserem Herzen fern und fremd. Erleichtert weiß man, daß für alle Zeit dieser Stoff für den Film erledigt ist.

Es muß das banale Wort gesagt werden: die Zukunft des Films liegt in der Zukunft, nicht in der Vergangenheit. Es gilt, sich von Stoffen zu entfernen, die nicht nur zeitlich, sondern auch im Gefühlsinhalt der Vengangenheit angehören. Es gilt, Stoffe aus der Gegenwart und Zukunft zu destillieren, wie das am sichersten die Amerikaner fühlen. Nicht die historische Größe eines Stoffes, sondern die Erkenntnis seiner Filmhaftigkeit und dessen, was auf unsere Herzen und Nerven wirkt, erzeugt Qualitätsleistung, Erfolg und Weiterführung des Films (selbst bei unbedeutenden Vorwürfen). Deshalb glaube ich, daß Fritz Langs Leistung im „Müden Tod“ und im „Mabuse“ bedeutsamer für die Entwicklung des Films war als die sicherlich an Energie und Kunstwillen stärkere Leistung des Nibelungenfilms.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Maiwoche

Der volkswirtschaftliche Begriff der Krise schwankt in der wissenschaftlichen Literatur wie im Volksmunde. Der sprachliche Superlativismus der Kriegs- und Nachkriegszeit belegte all und jede Epoche des Wirtschaftsverlaufs mit diesem Namen. Kriegs-, Umstellungs-, Inflations-, Deflations-, Stabilisierungs- und Reinigungskrise hetzten einander. Faßt man die Bezeichnung präziser, so bedeutet sie den Höhepunkt einer scharf rückläufigen Konjunkturbewegung, welche die massenhafte Gefährdung von Einzelexistenzen im Gefolge hat, wobei unter Einzelexistenz nicht allein wirtschaftliche Betriebe als solche, sondern auch die Wirtschaftssubjekte selbst zu verstehen sind. Konkurshäufungen auf der einen und außergewöhnliches Anschwellen der industriellen Reservearmee auf der anderen Seite pflegen demgemäß die typischen äußeren Anzeichen der echten Krise zu sein, jener krampfartigen Zuspitzung einer ökonomischen Depression, deren periodische, unausweichliche Wiederkehr die hochkapitalistische Wirtschaftsweise seit dem Beginn des vorigen Jahrhunderts kennzeichnete. Gegenwärtig ist statt solcher Indizien ein Aufschwung der industriellen und kommerziellen Konjunktur, eine stetige Abnahme der Arbeitslosigkeit zu beobachten. Von einer allgemeinen Krise kann also wohl nicht die Rede sein. — Nur einen Vorgeschmack der Verwüstung, die ein solcher Pendelausschlag mit ruckweiser Preisermäßigung auf allen Gebieten anzurichten vermöchte, kann die gegenwärtige Teilerscheinung vermitteln, die in der Eingehung sinnloser Baissepositionen in französischen Franken ihre Ursache hat. Diese typische Spekulationskrisis, die gegenwärtig in der Bank- und Börsenwelt und im Warenhandel Tag für Tag ihre Opfer fordert, liefert einen ungemein lehrreichen Anschauungsstoff für die Erkenntnis der ganzen Struktur unserer Wirtschaft überhaupt. Wenn der Windhauch des Frankenrückschlags bereits genügt hat, um eine solche Erschütterung hervorzurufen, wie möchte es dann mit Deutschland bestellt sein, wenn nicht auf diesem Spezialgebiet allein, sondern in der Preisgestaltung aller Waren eine solche Halbierung eingetreten wäre?

Freilich wäre es verkehrt, allein von der Fülle der Zahlungsstockungen auf die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Erscheinungen einen Schluß zu ziehen. Wenn man von Schwab, Noelle & Co. in Essen, dieser intimen Bankverbindung des Kohlensyndikats, und von Gebrüder Stern in Dortmund, der angesehenen Konsortialfirma guter industrieller Unternehmungen absieht, so sind weder maßgebende noch vor allem die größten Banken bisher in den Strudel hineingezogen worden. Aber in gewissem Sinne ist

das Kreditwesen eines Landes nichts anderes als ein großes Netz: löst sich eine Masche, so fallen andere mit ihr auseinander, zunächst die am meisten benachbarten, durch unmittelbare Kreditbeziehungen verknüpfte, dann immer weitere, schuldige und unschuldige. Vorläufig ist diese Fortpflanzung gehemmt durch die paralysierende Wirkung der anderwärts herrschenden Hochkonjunktur. Schlüge jedoch die Preisrichtung einmal um — mancherlei Anzeichen für eine solche Entwicklung sind vorhanden —, geriete der Absatz ins Stocken, begännen erst einmal die Zwangsverkäufe von Warenfirmen, dann stünden wir in Kürze mitten drin in der großen, allgemeinen, echten Krisis, von deren voraussichtlicher Schärfe sich wenige eine zutreffende Vorstellung zu machen scheinen. Zwar teilen wir nicht die landläufige Meinung, daß eine Währungsstabilisierung immer und unter allen Umständen eine derartige Folge haben müßte. Höchstens bei einer Deflation, bei einer systematischen Verbesserung des Geldwertes wäre das der Fall. Wohl würden die Preise dann nicht wie beim normalen Ablauf der Wirtschaft von der Waren-, sondern von der Geldseite her gesenkt — die Auswirkung aber bliebe die gleiche. Nein, dieser Kelch ist an Deutschland vorübergegangen. Gleichwohl ist nach den Strukturveränderungen des letzten Dezenniums für die deutsche Wirtschaft eine solche forcierte Anpassung an die Erfordernisse der Zukunft, eine krisenförmige Korrektur unausbleiblich. Wenn das ausgetrocknete Reservoir des inländischen Konsums sich vollgesogen hat, von dem zunächst noch eine ganz ungesunde Anstachelung der Konjunktur ausgeht, wenn erst die Uebergangsreserve der Unterweltmarktlöhne verschwunden ist und Deutschlands Industrie und Handel dem Ausland mit gleicher Waffenausrüstung entgegenzutreten gezwungen sein werden, dann muß ein allgemeines Zerren und Reißen an der deutschen Produktionsdecke einsetzen, die hier zu knapp (Exportindustrie), dort zu weit (Luxusgewerbe), an einer Stelle zu fadenscheinig (Betriebsmittel), an einem anderen Punkt wieder aufgeschwemmt (Fabrikationsanlagen) gestaltet ist.

Diese Neuorientierung, die sich nicht auf die Umstellung von spekulativer auf produktive Leistung beschränkt, sich auch nicht etwa im Abbau hypertrophischer Bank- und Zwischenhandelsgebilde erschöpft, sondern darüber hinaus die Grundlagen der Wirtschaft, die industrielle Betriebsweise und Produktionsrichtung angeht, sie kann aller Wahrscheinlichkeit nach nur mittels explosiver Abstoßung der Abszesse — unter fieberartigen Erscheinungen also — vollzogen werden. Denn ein Fettpolster, welches die Stöße abzufangen geeignet wäre, ist nicht vorhanden. (Unästhetische Ansammlungen bei einzelnen Gesellschaften ändern nichts an dem Gesamtbild.) Mit der Liquidität der meisten Unternehmungen ist es schlimm, sehr schlimm bestellt. Das lehrte die Beobachtung, das zeigt die ruinierende Wirkung der Frankenverluste, das erhellt vor

allem mit Eindeutigkeit aus den **Goldbilanzierungsergebnissen**, soweit sie bis jetzt vorliegen.

„Die deutschen Industriellen waren in der Lage, ihre hochmodernen Fabrikanlagen noch zu erweitern, so daß in vielen Industrien mehr produziert werden kann als vor dem Kriege". So heißt es wörtlich im Sachverständigenbericht. Die Worte sind verfänglich. Technisch sind die Fabrikationsmöglichkeiten ohne Zweifel vermehrt. Wie weit aber unter ökonomischen Gesichtspunkten die Produktion aufrechterhalten oder ausgedehnt werden kann, steht dahin. Vielleicht haben sich die Experten zu sehr von einer Einzelerscheinung, von den Verhältnissen in der chemischen Industrie bei ihrem Urteil beinflussen lassen. Die berüchtigten „Erweiterungsanlagen" der deutschen Industriellen sind im rein wirtschaftlichen Sinne vielfach „verbaut" worden. Das Verhältnis zwischen Anlage- und Betriebsmittelkonten hat sich, wenn man das Dutzend von Goldbilanzen, meist kleinerer und mittlerer Unternehmen, die bis jetzt publiziert sind, als typisch ansehen darf, in einer Weise verschoben, die alle Befürchtungen übertrifft. Es sind darunter Werte mit normaler Fabrikation, bei denen die Betriebsmittel (Debitoren, Bestände) knapp ein Zwanzigstel (!) vom Werte der stehenden Produktionsmittel ausmachen. Ueberdies ist dieser knappe Prozentsatz in einer geradezu besorgniserregenden Weise von Kreditoren überdeckt. Es ist klar, daß der geringste Luftzug bei solchem Grad von Immobilisierung die ernstesten Folgen haben muß.

Wenn wir zuvor behauptet haben, daß das Fettpolster der gesamten Wirtschaft nicht genüge, um die Stöße der kommenden Umstellung abzufangen, so ist eine Einschränkung nötig. Einen Prellbock haben die deutschen Unternehmungen vor dem Ausland voraus: Die Verzinsung des vorhandenen Anlagekapitals braucht von ihnen nicht in Rechnung gestellt zu werden. Die Anspruchslosigkeit des deutschen Aktionärs ist über jede Beschreibung erhaben. Ohne Widerspruch nimmt er es hin, daß seine Aktie fürs vergangene Jahr völlig ertraglos bleibt. Gestattet doch der in der Papiermarkbilanz ausgewiesene Reingewinn höchstens eine standesgemäße Honorierung der Aufsichtsratsdienste! Im Ernst, diese Reserve ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Rücksichten auf den Kurs können beinahe außer Acht gelassen werden, nachdem ohnehin die Aktienpreise einen Tiefstand sondergleichen erreicht haben. Drum wird vielleicht auch nach Aufstellung der Goldbilanz versucht werden, alle unbequemen Lasten einfach aufs Konto der **Aktionärrente** abzubürden. Für Betriebsmittel werden bedeutungslos phantastische Sätze gezahlt. Dafür stellt sich die notwendige Verzinsung des vorhandenen Anlagekapitals, wenn es sein muß, um so niedriger. Die Besorgnis ist am Platze, daß, nachdem die Löhne angepaßt sind, die Disökonomie auf Kosten der alten Aktionäre fortgesetzt werden wird.

# GLOSSEN

HANS VON WEBER †.

Dieser Mann verbrannte an seiner Leidenschaftlichkeit. Das Material, aus dem er gemacht war, hielt diesem Ansturm nicht stand; da er resignieren weder konnte noch wollte, zerschmolz es. Er kam aus dem Kreis um Hartleben und hatte noch als Fünfzigjähriger den Ulk eines Studenten auf den Lippen. Sein Witz ließ lange Zeit die Leipziger Crapüle vor Aerger platzen, ihre Selbstgerechtigkeit behielt zu Anfang recht: der Student fand den Weg der Examina nicht, er probierte die Fakultäten, aber es war amüsanter, mit einem Extrazug nach Paris, Nizza, Venedig zu fahren, im Grand Hotel des Bains ein Casanova-Souper servieren zu lassen. Es wurde auch in Rom, Neapel, Dresden, Monte Carlo, München serviert. Er hat gespielt, spekuliert, fürstlich gelebt, den Münchenern das Auto beschert. Die Bohème dort bekam eine besondere Note durch ihn. Der russisch-japanische Krieg brachte ihn um sein Erbteil. Er wollte Kunsthändler werden, er verstand etwas davon, hatte viel gesehen und einen Flair für das Material. Freunde waren klüger, sie wußten, er würde den Käufer, der nicht seiner Meinung wäre, laut verachten. Sein Unabhängigkeitsdrang war außerordentlich. Zuerst verlegte er unzerreißbare Kinderbilderbücher, bis sein Drucker ihn durch eine heimliche Bücher-Inflation kaputt machte. Der Antiquar Emil Hirsch riet ihm, nach Art der pariser „Cent Bibliophiles" bedeutende Literaturwerke in vorzüglicher Herstellung für hundert Subskribenten auszugeben. Das war vor fünfzehn Jahren, als niemand an Luxusbücher dachte; es begrenzt Webers Bedeutung nicht, daß die Idee von außen an ihn kam; er brachte Geschmack, Kenntnisse mit und lernte den Rest hinzu. Die „Bugra" in Leipzig 1914, die die Prosperität des deutschen Buchhandels in seinen Geschmackshöhen zeigte, beruhte im tiefsten Grunde auf dem weitschichtigen Einfluß, den seine Arbeit erweckte. Darüber mögen an fachlich interessierter Stelle Berufene Zeugnis ablegen. Um seine Geschmacksprinzipien durchzusetzen, schuf er den „Zwiebelfisch" (Franz Blei stand Pate). Als der Erfolg da war und im Nachgang einer immer bewegter werdenden Zeit die öffentliche Diskussion zunahm, griff er in alle Rede mit

Protest und Begeisterung, Leidenschaft und Ironie ein. Der „Zwiebelfisch“ war nie ein Witzorgan bei allem Gelächter, das er erweckte; er war Spiegel und Taster des Zeitgefühls, verfolgte mit oft verletzender Konsequenz Unsinn, Kulturwidrigkeit, kommerzielle Schamlosigkeit. Die Kritik, die er in der Herauskehrung schwacher Zivilisationspunkte leidenschaftlich betrieb, war unbedingt produktiv. Er prangerte Dummheit und Gemeinheit — bis zur Selbstgerechtigkeit, er war ein Wahrheitsfanatiker und wurde weithin gehaßt. Aber es ruht kein Makel des Eigennutzes auf den Dutzenden von Prozessen, die er führte; er führte sie offensichtlich im Interesse des öffentlichen Anstands. Kein Staatsanwalt war je ein wahrerer Ankläger als dieser Mensch, der aus dem Gewissen heraus Prozesse führte. Das brachte ihn auch an die Politik. Er war kein Politiker, vor allem kein Parteimensch; seine republikanische Ueberzeugung war eine kulturelle, keine politische. Er schwärmte für Hindenburg und Eisner, für Harden und Friedrich August III. Das Persönliche entschied. Aber er wäre nie bereit gewesen, sich einem Einfluß zu beugen. Vielleicht war er der geborene Opponent, der sich berufen fühlt, den Ueberschwang zu regulieren. Diese unablässige Kampfstellung hat ihn isoliert. Er haßte nicht, aber er witterte Einfluß, das distanzierte ihn auch von seinen besten Freunden. Er wollte nie, daß man seine Fechterstellung als in irgendeinem persönlichen Interesse stehend verdächtigte. So ist er einsam gestorben.

*Max Krell.*

---

BRIEF AN DAS TAGEBUCH.

*„Die Religion bleibt!“*

Im „Tagebuch“ (Heft 16) bringt Albert Engström außer einer in der Tat ähnlichen Porträtskizze von Trotzki eine kleine Impression: „Die Religion läßt sich nicht abschaffen“. Ohne auf die Frage überhaupt einzugehen, möchte ich nur zwei Eindrücke mitteilen.

Moskau. Frühjahr 1919. Angelehnt ans Aufgangstor zum Roten Platz steht die Kapelle der Iberischen Madonna. Jahrhunderte besuchten die Zaren, so oft sie nach Moskau kamen, zuerst das hochgerühmte Bild, jahrhundertelang war es Tag und Nacht von Betern umdrängt. Die Revolution brachte hierin nicht nur keinen Umschwung, im Gegenteil, der Menschenknäuel, der die winzige Kapelle ununterbrochen wie ein Bienenschwarm umsummte, war noch größer geworden. Bauern und entlassene Beamte, alte Offiziere und Invaliden, elegante Damen und Arbeiterfrauen, alles das bekreuzigte sich, verbeugte sich ununterbrochen, Tag und Nacht. Die Stimmung in dem Knäuel war wahnsinnig exaltiert. Gerüchte zirkulierten: Die Bolschewiki wollen das Wunderbild rauben usw. Für den Ausländer wäre es geradezu eine Gefahr gewesen, sich in den Haufen hinein zu wagen, und ich habe das Bild in einem monatelangen Aufenthalt in Moskau nicht zu Gesicht bekommen.

Moskau. Sommer 1923. Mein erster Weg führte an der Iberischen Kapelle vorüber. Auf den Stufen saßen drei Krüppel, in der Kapelle beteten sechs (wohlgezählt sechs) alte Weiber, und ungestört konnte ich mir den künstlerisch wertlosen Fetisch ansehen. Von den Bauern, die an der Kapelle vorbei zum Markte fuhren, bekreuzigte sich kaum einer.

*Keneth.*

---

TISCH MIT BÜCHERN.

Carter, H. und Mace, A.-C.: Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Die Fixigkeit, mit der eine epochale Entdeckung publiziert werden sollte, stimmte skeptisch. Man wird angenehm enttäuscht. Der Bericht klingt liebevoll, sachlich, anständig bescheiden. Die Wirkung dürfte etwa die eines spannenden Romans sein, ohne daß sozusagen edle Teile eines wissenschaftlichen Komplexes verletzt werden. Auf eindringliche Erörterung dieses wissenschaftlichen Ausgrabungs-Ergebnisses wird bewußt verzichtet. Carter zeigt den Reiz jenes Hazards und den tiefen Ernst, der ihm verflochten ist, die Gediegenheit der Arbeit, die Nervenprobe, die Gefühlsanspannungen. Einleitend steht ein historischer Abriß des Aegyptologen Steindorff und Carters eigener Ueberblick über Archäologie in Aegypten — schmerzlose Unterrichtungen eines unbeschwerten Publikums, die aber den Fall für die Allgemeinheit interessant fundieren. Der eigentliche Grabungsbericht führt bis zur Oeffnung der letzten Grabkammer; die Ergebnisse des Winters 23/24, die Oeffnung des Mumienschreins, stehen darin noch aus. Bildlich werden die bedeutendsten Fundobjekte vorgestellt. Man kann das Ganze eine öffentliche Rechnungsablage nennen, den eigentlichen Extrakt wird die Wissenschaft erst später zu ziehen haben.

*K.*

Ernst Robert Curtius: Balzac. (Verlag von Friedrich Cohen, Bonn.)

Balzac ist für den Empfangenden jeden Grades durchaus der Dichter, dem ein Deuter zur Seite gegeben werden kann. Weitschichtigkeit und schier unübersehbare Zusammenhänge nicht nur der Figuren und Handlungen, sondern mehr noch der rein geistigen Inhalte zeigen schon dem naiven Leser einen Kosmos an, der nicht von einer bestimmten literarischen, künstlerischen oder kulturellen Seite aus verstanden und erfühlt werden kann. Es gehört auch im Aufnehmenden dazu wieder ein inhaltschwerer Kosmos. Curtius' großer Versuch begnügt sich nun nicht damit, nur Begleitmusik und

Zergliederung zu sein: mit ganz starker, intuitiver Kraft durchfühlt er diese balzacsche Einheit nach ihren bestimmenden Energien. Man lese insonderheit die ausgezeichnet aufgebauten Kapitel über das Geheimnis, über die Magie, aus denen, gewissermaßen in einer Oktave über der Werkmelodie, das Leben des Dichters tönt und sich entfaltet. Diese innige Verschmelzung von Tat und Leben wird hier zur zweiten „menschlichen Komödie", in der die Gestalten ihre dichterische Umhüllung vollends abwerfen und auf einer einzigen Bühne, dem tragisch durchpflügten Herzen Balzacs selbst, in einem letzten, außerordentlichen Zusammenklang sich begegnen.

*K.*

W e r n e r M a h r h o l z: Literargeschichte und Literaturwissenschaft. (Mauritius-Verlag, Berlin W 35.)

Täuscht man sich nicht, so wird hier ein bemerkenswerter enzyklopädischer Versuch unternommen. Der Verlag will Strömungen und Probleme der Gegenwart in einer Sammlung „Lebendige Wissenschaft" auffangen. Dieser Band bedeutet den Anfang. Ausgezeichnet, wenn man in dieser Weise fortfährt. *K.*

---

FILM

*Messalina.*

Nachdem wir Deutsche uns an unsern eigenen historischen Monumentalfilmen überfressen haben, müssen wir nun, mit verdorbenem Magen, noch schlucken, was das Ausland an solchen Gewaltigkeiten ausspeit. Und im Vergleich mit dem Auslandsfilm muß man sagen: So sehr wir im Lustspiel, im Abenteuer- und Gesellschaftsfilm hinter der Produktion einiger (sehr weniger) anderer Völker zurückgeblieben sind, so (verhältnismäßig) sorgsam und geschmackvoll waren doch unsere Kostümschinken zubereitet.

Dieser Italiener nun ist, so ungern man diesem liebenswürdigem Volk Unfreundliches sagt, trotzdem er erst zwei Jahre alt ist, rohe Machart ältester Schablone, die wir bereits seit Lubitschs „Madame Dubarry" überwunden hatten. Sein Verfertiger ist Enrico Guazzoni, der vor etwa einem Dutzend Jahren den ersten Prunkfilm dieser Art „Quo vadis" herstellte; „Messalina" zeigt, daß er sich nur an Quantität, nicht an Qualität vervollkommnet hat. Denn die Zahl der ohne Disziplin aufmarschierenden Statisten ist größer als man sie je in einem historischen Film sah. Aber die Bilder bleiben ohne jedes Ausnutzen von Lichtwirkungen im Dunkeln, die Gesichter der Gruppen und der Einzelfiguren sind mit Schatten und mit Schminke überklebt. Eine primitiv-alberne Fabel langweilt: Messalina und eine ägyptische Prinzessin verlieben sich gleichzeitig in einen schönen Sklaven, der, keusch, natürlich eine keusche Sklavin liebt, und, natürlich, ein verkappter persischer Königssohn ist; natürlich fährt er das obligate Wagenrennen aus der „Königin von Saba", natürlich kommen auch die obligaten Löwen, die natürlich nicht die keusche Sklavin, sondern die ägyptische Tückeboldin

zerfleischen; natürlich stirbt dolchlings Messalina und natürlich reist das keusch-vereinte Paar übers Meer in die ferne Heimat.

Der ursprünglich mehrteilige Film wurde wild und wüst für einen Abend zusammengestrichen, sodaß die an sich schon unglückliche Komposition bis zur Unverständlichkeit zerfetzt ward. Dieser Regisseur ist nur ein Arrangeur in der Art Makarts; aber er bietet weder schauspielerisch noch bildmäßig Lockendes. Seine Schauspieler beiderlei Geschlechts allerdings sind steif wie Billardstöcke, selbst die übliche italienische Lebhaftigkeit ist nicht spürbar. Messalina zeigt sich als reifere Dame mit flottem Schnurrbärtchen ohne einen Dunst von Messalinenhaftigkeit, weder in der Erscheinung noch im stumpfen Spiel noch in ihren Abenteuern, sie ist eine stramme Bürgersgattin, die gern mal heimlich ausschweifen möchte, aber immer daran verhindert wird; sie könnte eine englische Miß sein, die, um ihre Fadheit zu verbergen, sich eine schwarzgelockte Perücke aufstülpt.

Sobald die Italiener zu schauspielern begannen, lächelte das Publikum, es lachte vollends über die Titel, die offenbar ein Analphabet einer orthographiefremden Anfängerin in die Schreibmaschine diktiert hat.

*Kurt Pinthus.*

ANEKDOTE.

*Bernard Shaw und Lenin.*

Die „Prawda“ erzählt:

Lenin war gestorben. Noch bevor der offizielle Kondolenzstrom einsetzte, kam Bernard Shaw zu Rakowski, dem Vertreter der Sowjetregierung in London, der die Episode später selbst erzählt hat. Shaw fragte voll Interesse und Beileid nach dem Charakter, den Gewohnheiten, der Krankheit und dem Tod des großen Führers. Auch für die Familienverhältnisse Wladimir Iljitschs interessierte er sich, und schließlich erkundigte er sich voll ehrlicher Sorge nach Nadeschda Konstantinowna Kruppskaja, Lenins Frau:

„Hat er ihr doch einiges Vermögen hinterlassen?“ *K . . . . h.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 17)




Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Maiwoche

Die Aktion der Berliner Polizei gegen die russische Handelsvertretung ist so blödsinnig, daß man es verstehen kann, wenn die Russen auf allerlei abenteuerliche Kombinationen verfallen, um eine Erklärung für sie zu finden. Sie sind eben so höflich, Plan und Verstand vorauszusetzen, wo die völlige Planlosigkeit und Verständnislosigkeit die einzige Erklärung ist. Bei der ganzen Geschichte schneidet entschieden Herr Bozenhard am besten ab. Denn wie er die beiden schwäbischen Kriminalbeamten genasführt hat, das ist erfreulich und würde sich in jedem beliebigen Film ganz ausgezeichnet machen. Die Kriminalbeamten dagegen — in Württemberg scheint die kriminalistische Ausbildung wirklich recht unvollkommen zu sein! Auch der Reichskommissar für Ueberwachung der öffentlichen Ordnung stammt aus dieser Schule. Man wird an den Bahnhöfen in Berlin eine neue Einrichtung schaffen müssen: „Schutz und Rat für alleinreisende Kriminalbeamte". Denn sonst könnte Herr Poincaré, der ja bekanntlich nur darauf wartet, einen Zwischenfall mit Deutschland hervorzurufen, auf den Gedanken kommen, vermittels einiger Spitzel eine Durchsuchung der französischen Botschaft zu provozieren.

Welch ein Bild! Man erinnere sich nur, was uns der Rapallovertrag gekostet hat, als er mitten in die Genueser Verhandlungen hineinplatzte. Der Gegenwert, der erst ganz allmählich einkam, wird nun aufs Spiel gesetzt, damit sich nicht etwa zwei Russen über zwei Württemberger lustig machen. Das Auswärtige Amt hat eine unübertreffliche Fähigkeit, aus natürlichen Dummheiten juristische Spitzfindigkeiten zu machen. Die Frage, ob das Gebäude in der Lindenstraße exterritorial ist, spielt wirklich keine Rolle, weil die Durchsuchung auf alle Fälle unerhört gewesen wäre. Ihre Art entspricht vielleicht den Umgangsformen des Polizeipräsidenten, aber sicherlich nicht internationalen Gepflogenheiten.

Sowas kommt von sowas! Wenn man jahrelang eine Außenpolitik treibt, die mit der Innenpolitik nicht das mindeste zu tun hat, und umgekehrt: wenn man in Deutschland die dritte Inter-

nationale verbietet, mit der man in Rußland Verträge schließt; wenn man mit einem kommunistischen Staate Geschäfte macht, während die Kommunisten in die Zuchthäuser wandern, — dann muß von einem solchen Brustpulver der Durchfall kommen. Der Kriminalkommissar, der in der Handelsvertretung tätig war, hat auch die Schließung der Parteiräume der K.P.D. und der Büros der „Roten Fahne“ geleitet, aber er hat offenbar nicht geahnt, daß zwischen ihnen und der Handelsvertretung eines fremden Staates ein Unterschied ist. Und er hat auch recht. Denn wie soll der einfache Mann etwas kapieren, was nicht einmal die hohen Herren in der Wilhelmstraße zu verstehen scheinen.

Auch sonst befleißigen sich die regierenden Männer jetzt solcher Methoden und Amtshandlungen, die sie besser ihren Nachfolgern von der anderen Couleur überlassen sollten. Daß der Sozialdemokrat Otto Braun seinen Münchener Vertreter wieder zum Gesandten macht, ist ein lustiger Versuch, aus der Innenpolitik Außenpolitik zu machen. Er ist nicht weniger schädlich, als der umgekehrte, den sein Genosse vom Polizeipräsidium angestellt hat. Der einzige Trost ist, daß die natürliche Trägheit der Menschen die innerdeutschen Gesandten in Bayern vor allzugroßen Taten bewahrt. Wenn es keine Zeitungsausschnitte gäbe, gäbe es auch sie selber schon längst nicht mehr. Aber wenn statt des Herrn Haniel von Haymhausen und des Herrn Denk ehrgeizige und tatendurstige Leute am bayerischen Halbhofe säßen, könnte wirklich ein Unglück passieren.

Es gäbe eine Aufgabe für den Reichsgesandten in Bayern. Am 1. Juli sollen im ganzen Reiche die neuen Vorschriften gegen den Strafvollzug in Kraft treten. Wie wäre es, wenn man sich darum bemühte, daß Bayern schon jetzt sein Verfahren auf diesem Gebiete den künftigen Bestimmungen anpaßte, um den Uebergang zu erleichtern? Man könnte antworten: „Das geschieht schon; denn Graf Arco ist ja begnadigt, nachdem er ein fröhliches Festungsleben geführt hatte.“ Man könnte aber auch antworten: „Es soll noch möglichst viel Unglück angerichtet werden, so lange wir Bayern Herren unserer Zuchthäuser und Festungen sind.“ Vielleicht gelingt es, daß Mühsam seinem Ohrenleiden erliegt oder wenigstens taub wird. Und wie geht es Fechenbach?

In Halle herrscht neben einigen Regierungsstellen ein Oberstleutnant Düsterberg, Führer des Stahlhelmbundes, Großmaul und Großorganisator. Er hat für den 11. Mai einen deutschen Tag nach Halle einberufen, bei dem der Kampf gegen den

Marxismus möglichst in den Straßen der Stadt getunrt werden soll. Den Anlaß bietet die Einweihung eines wiederhergestellten Denkmales, das kommunistische Terroristen während des mitteldeutschen Aufstandes beschädigt hatten. Dutzende von Extrazügen waren angefordert. Der Generaldirektor der Reichsbahn erwog schon, eine Fahrplankonferenz nach Berlin einzuberufen, um es für diesen hohen Zweck an nichts fehlen zu lassen. Da verkündeten die Kommunisten, daß sie mit allen Kräften eine Gegendemonstration machen würden. Und nun erfand die preußische Polizei ein kompliziertes Sicherungssystem, bei dem beide Teile zu kurz kommen werden. Freilich sind die Lose, die heutzutage den Nationalisten fallen, immer länger als die anderen; insofern haben die Kommunisten schon im voraus den kürzeren gezogen.

Mag der Tag auslaufen wie er will; schon seine Vorbereitungen sind ein treues Abbild unserer bügerkriegs-fröhlichen Stimmung. Und wenn man sich in Halle die Köpfe blutig schlagen sollte, so wird das nur ein anderer und einfacherer Ausdruck des Wahlresultates sein, als es der Reichstag bietet. Außerdem muß man ja abwarten, wie schlagkräftig im Wallotbau manche Volksvertreter ihre Argumente machen werden.

Daß die Armut von der pauvreté kommt, ist in der ganzen Welt unbestritten. Aber ob der Ausnahmezustand vom Radikalismus kommt oder der Radikalismus vom Ausnahmezustand, das wissen nicht einmal die Götter in der Bendlerstraße. Sollte man es nicht einmal probieren? Wie radikal wir sind, wissen wir jetzt genau. In jeder Wahltabelle steht es bis auf die Stimme ausgerechnet. Der Ausnahmezustand sollte angeblich die Wahlen sichern. Das hat er ja auch getan. Jetzt sind die Wahlen vorüber. Es würde sich doch lohnen, auch mit dem Ausnahmezustand aufzuhören und einmal zu sehen, was daraus wird. Die Reichsverfassung hat ja nicht nur den Artikel 48, sondern auch den Artikel 123. Mit dessen Hilfe können Versammlungen unter freiem Himmel und Umzüge allemal verboten werden. Darauf aber kommt es doch offenbar am meisten an. Denn so bequem die anderen kleinen Handhaben sind, die Herr Jarres sich am Steuer des Staates angebracht hat — schön sind sie gerade nicht; die Schutzhaft vor allem ist nicht nur als Ueberschrift der Roten Fahne eine Schande.

Umgekehrt wird ein Schuh daraus! In der freiesten Republik sind die Bestimmungen des Ausnahmezustandes nur für die Wahlen teils ausdrücklich, teils stillschweigend erleichtert worden. Nachdem die Wahlen vorüber sind, treten sie ebenso teils stillschweigend, teils ausdrücklich wieder mit voller Schärfe in Kraft. Bayern in Deutschland voran! Offenherzig wie es sich hat, verkündet es feierlich, daß die schöne Wahlzeit nun vorbei und die Republik wieder als Ausnahmezustand zu betrachten sei.

(Schluß.)

Helfferichs öffentliche Wirksamkeit in der Nachkriegszeit begann mit einer Kampagne gegen die Erzbergerschen Steuern, und es ist hervorzuheben, daß die Anfänge dieser Kampagne schon in eine Periode fallen, in der von Reparationszahlungen noch gar nicht die Rede war. Die These also, die späterhin aufgestellt wurde — daß nämlich jede Steuerleistung doch nur in das berühmte „Faß ohne Boden“ fließe, daß jede Abgabe doch nur dem unersättlichen Feindbund zugute komme und daß es daher geradezu patriotisch sei, der Finanzverwaltung in ihrer legislativen und administrativen Tätigkeit Schwierigkeiten zu bereiten —, diese These konnte, als Helfferich in den Kampfring trat, zur Rechtfertigung noch nicht herangezogen werden. Aber es ist klar, daß Helfferichs eigene Schatzpolitik, die sogar vom intakten Deutschland und unter der Hochkonjunktur des Krieges nur sehr eng begrenzte Steuerleistungen fordern zu können behauptet hatte, handgreiflich widerlegt sein mußte, wenn es dem neuen Finanzminister gelang, unter unvergleichlich schlechteren Verhältnissen höhere Erträge hereinzubringen. Vom Standpunkte dessen, der sich nicht dementiert zu sehen wünscht, war es also eine natürliche und logische Regung, möglichst viel zum Mißlingen solcher Pläne beizutragen, wobei als ferneres Motiv noch die persönliche Feindschaft hinzukam, die sich zwischen Helfferich und Erzberger schon im Kriege entwickelt hatte. Mit welcher Leidenschaft dieser persönliche Zwist schließlich ausgetragen wurde, ist noch in jedermanns Erinnerung. Aber mit nicht geringerer Leidenschaft ist auch der finanzpolitische Kampf betrieben worden — ein Kampf, der, entsprechend dem zuspitzenden Temperament Helfferichs, sehr bald in eine Art Steuernihilismus hineinführte, dergestalt, daß schließlich j e d e Methode, dem Reiche Einnahmen zu verschaffen, mit Aufgebot aller Argumentik verworfen und das oberste Gesetz jedes vernünftigen Haushalts, Einnahmen und Ausgaben in Einklang miteinander zu bringen, prinzipiell nicht mehr in Betracht gezogen wurde.

Wir wissen heute — und Helfferich wußte es stets —, daß die Behauptung, Deutschland sei irgendwann zwischen 1918 und Ende 1923 mit Steuern überlastet gewesen, den Tatsachen nicht entfernt entspricht. Als er im November 1920 in einer großen Reichstagsrede mit besonderer Agressivität darauf beharrte, war ihm nicht unbekannt, daß die gesamten Steuererträge schon in der ersten Hälfte des laufenden Finanzjahres insgesamt nur 970 Goldmillionen betragen hatten, wogegen im letzten Friedensjahr 1250 Millionen eingekommen waren (auf Grund von Sätzen, die nach dem Kriege von jedem der beteiligten Staaten um ein Vielfaches hatten erhöht werden müssen). Und bedeutete dies noch einen Monatsdurchschnitt von immerhin 161 Millionen, so sank dieser Durchschnitt in der Folge

rastlos weiter, bis er schon Ende 1922 auf 73 Millionen angelangt war (nur noch 17 % der Ausgaben deckend), und bis schließlich, während 1923, ein Ergebnis übrig blieb, das nur noch mikroskopisch genannt werden kann —: es deckte im schlimmsten Monat nur noch 0,7 % der Ausgaben! Demgegenüber ist als beweiskräftig in Betracht zu ziehen, daß in den Voranschlag für 1924 als Monatsertrag allein der direkten Steuern ein Durchschnitt von 333 Millionen eingesetzt ist (also mehr als das Doppelte des Friedensertrages!) und daß dieser veranschlagte Ertrag in den ersten Monaten des Jahres tatsächlich sogar noch überschritten wurde! Es ist möglich, daß dieser Aderlaß nun wirklich schon überspannt ist, — aber daß die Hälfte, oder gar ein Viertel oder Zehntel davon niemals überspannt war, trotzdem es Helfferich fortwährend behauptete, darüber ist ein Zweifel nicht mehr möglich, darüber konnte auch Helfferich nie im Zweifel sein. Und wenn er gar unausgesetzt die These vertrat: „Ein großer Teil der Steuern, die heute schon von den deutschen Steuerpflichtigen verlangt werden, kann der Steuerpflichtige nicht mehr aus seinem Einkommen entnehmen, er ist gezwungen, im weitesten Umfang auf Vermögenssubstanz zurückzugreifen," so genügt es, einen einzigen Passus aus dem Gutachten der Sachverständigen hier zu zitieren: „Wir haben der Schlußfolgerung nicht entgehen können, daß die reichen Klassen in Deutschland in den letzten Jahren nicht in angemessener Weise von dem in Kraft befindlichen Steuersystem erfaßt worden sind, weder in einem Maße, das die Besteuerung der arbeitenden Klassen rechtfertigen würde, noch in einem Maße, das mit der Belastung der reicheren Klassen in anderen Ländern vergleichbar wäre."

Dies alles wußte Helfferich, um es noch einmal zu wiederholen, ebenso genau, wie irgendein anderer Kenner der Materie im In- und Ausland (die Gotheins und Dernburgs wußten es nicht, sie haben die Exkulpation der Blindheit), und die ganze Antisteueragitation, die er mit so unglückseligem Erfolge betrieb, war darum eine Agitation wider besseres Wissen, gestützt auf wissentliche Zahlenjonglistik. Es ist aber nur natürlich, daß, wenn die Wirkungen dieser wahrheitswidrigen Agitation auch auf dem Gebiete der Währung zu Katastrophen führte, daß dann auch die Währungsfrage mit Argumenten behandelt werden mußte, die den eigenen Schuldanteil daran verdeckten und dem Bedürfnis, recht zu haben, größere Konzessionen machte, als dem Bedürfnis, ein fürchterliches Verhängnis abzuwenden. Es ist nicht meine Absicht, auf die Details der Währungsfrage zum hundertsten Male hier einzugehen, obwohl es reizvoll wäre, den entscheidenden Einfluß Helfferichs gerade auf den entscheidendsten Entwertungsprozeß, hervorgerufen durch die zynische Ruhrkriegsfinanzierung, wie auch seinen Einfluß auf den entnervten Reichsbankpräsidenten Havenstein etwas näher zu beleuchten. Ich möchte aber so scharf wie nur irgend möglich hervorheben, daß derselbe Helfferich es gewesen ist, der

einerseits die theoretischen Argumente lieferte, die jahrelang jede frühere Aktivität in der Währungsfrage verhinderten, der andrerseits schließlich aber mit seinem Rentenmarkprogramm diese früheren Argumente selbst dementierte. Es handelt sich um die Behauptung, die er am 4. November in die Worte faßte: „Meine Damen und Herren . . . Es ist eine falsche Darstellung, daß man die Besserung der Valuta mit rein valutatechnischen Mitteln im Wege der Steuergesetzgebung überhaupt herbeiführen könne. Wenn wir nicht wieder zu einer gesunden Wirtschaft kommen, werden wir niemals zu gesunden Finanzen kommen können." In diesen Worten ist die Theorie von der Prävelenz der Realwirtschaft vor der Währung ausgedrückt, die Theorie, daß eine wirklich oder angeblich kranke Wirtschaft (Achtstundentag, Handelsbilanz, Reparationen, Meistbegünstigung u. dergl.) garnicht in der Lage sei, ihre Währung zu stabilisieren, daß erst die Wirtschaft gesundet werden müsse und daß dann erst die Währung folgen könne. Diese Theorie wurde von Helfferich seither unermüdlich vertreten, ihr gesellte sich, natürlich, auch Stinnes zu, und als dritter lief der Reichsbankpräsident Havenstein mit. (Noch im Oktober 1922 erklärte er wörtlich: „Das Reichsbankdirektorium hält es für aussichtslos, aus eigener Kraft zu einer Stabilisierung der Währungsverhältnisse zu kommen, ehe usw. . . .) Aber wie steht es heute mit dieser Theorie? Helfferich selbst war es, der sie (ohne freilich seinen Irrtum oder seine Irreführung zuzugestehen) im Oktober 1923 glatt über Bord warf. Die Währungsstabilisierung ist von ihm auf Grund eines neuen Programmes in einem Zeitpunkt vorgeschlagen worden, in dem tatsächlich nicht eine einzige seiner früheren Voraussetzungen in bezug auf die Realwirtschaft auch nur noch in dem Maße bestanden, in dem sie früher tatsächlich bestanden hatten. Das heutige System der deutschen Währung, das sich fürs erste doch ausreichend bewährt hat, ist also ein entschiedenerer Beweis gegen alle früheren Helfferichschen Passivitätsargumente, als daß irgendwie an ihm gedeutelt werden könnte.

Allerdings kann ein Argument zur Verteidigung angeführt werden, — aber es ist ein trostloses Argument! Helfferich kann gedacht haben, ein bißchen Währungsverfall mit anscheinender Verarmung sei im Interesse Deutschlands garnicht so übel, denn das könne, geschickt benutzt, dazu führen, daß die Gegenseite sich bereit erklärt, ihre Reparationsansprüche für die Dauer zu ermäßigen. Indessen, wenn er dies gedacht haben sollte, so hat er den fundamentalen Irrtum begangen, die wirtschaftliche Hellsicht der ausländischen Sachverständigen auf dieselbe niedere Stufe zu stellen, auf der sich das wirtschaftliche Verständnis unsrer eigenen sogenannten Experten bewegt. In der Tat haben nur diese (über deren Qualität im ersten Artikel näheres gesagt wurde) von dem Phänomen der Geldentwertung sich täuschen lassen, während man draußen nicht den grotesken Fehler beging, das Symbol einer Sache

für die Sache selbst zu halten, das Wertsymbol Geld also für wirklichen Wert. Hinter dem tanzenden Spuk dieser gehaltlosen Symbole sah das Ausland stets die deutsche Wirtschaft, die geistige und physiche Arbeitskraft eines fortgeschrittenen Volkes und die größtenteils intakte industrielle, kommerzielle und agrarische Apparatur zu deren Ausnutzung. Wenn also Helfferichs Haltung gegenüber der Währungsfrage von Hoffnungen dieser Art in der Reparationsfrage veranlaßt war, so war sie sicher radikal irrig, noch ist aber nicht schlüssig nachgewiesen, daß Helfferich selbst diese Hoffnung nur prätendierte. Aber damit kommen wir zu seiner Reparationskampagne überhaupt, namentlich zu derjenigen Phase dieser Kampagne, die Anfang vorigen Jahres zum Ruhrkonflikt führte, und zu dem Stadium seiner allerletzten Tage: der zügellosen Agitation wider die Sachverständigengutachten. Es scheint mir hier nur eine einzige Fragestellung möglich: Hat Helfferich tatsächlich je ernsthaft geglaubt, daß eine Politik der Nichterfüllung praktisch durchführbar sei, oder war seine ganze leidenschaftliche Agitation gegen die Erfüllung nur auf Diskreditierung der jeweils amtierenden Regierung eingestellt, im Grunde also lügnerisch? Der Tod hat eine endgültige Beweisführung verhindert, denn nur der Lebende wäre (nach den Wahlen) vor die Alternative gestellt worden, seine eigene, nun amtliche Politik, auf Erfüllung oder Nichterfüllung einzustellen. Dennoch scheint mir keine andere Deutung möglich, als daß Helfferich auch in der Reparationsfrage unehrlich war. Selbst wenn man ihm zugute halten könnte, daß er in früheren Phasen wirklich überzeugt war, eine Politik der Verweigerung durchführen zu können, so mußte ihn der Verlauf des Ruhrkrieges, der nichts anderes als eine Politik der Verweigerung, so mußte ihn dieser grausige Kladderadatsch der Resistenz unbedingt des Gegenteils belehrt haben. Und es kommt noch etwas anderes hinzu. Wenn Helfferich wirklich je durchdrungen davon gewesen wäre, Deutschland den Reparationen entziehen oder gar den ganzen Versailler Vertrag „zerreißen" zu können, so wäre er verpflichtet gewesen, zu durchdenken und den Zweifelnden (mindestens in internem Kreis) auch bekanntzugeben, wie er sich den Verlauf der Dinge am Tage n a c h dem Beginn solcher Politik vorstellt. Aber weder freiwillig noch auf häufige ausdrückliche Anfrage hat er je auch nur andeutungsweise darüber gesprochen. Ich will hier nur eine einzige Szene zitieren, die sich am 22. Juni 1922 in der Sitzung des 7. und 9. Reichstagsausschusses abspielte. Es handelte sich damals um die Wiesbadener Verträge, und die Debatte spielte sich nach einer niemals dementierten und auch undementierbaren Schilderung des Abgeordneten Stampfer folgendermaßen ab: „Herr Reichsminister Dr. Rathenau erlaubte sich, Herrn Helfferich darauf aufmerksam zu machen, welche Folgen die von ihm gewünschte Ablehnung der Verträge haben würde. Herr Dr. Rathenau wies vollkommen zutreffend

darauf hin, daß das Fallen dieser Verträge gar nichts anderes bedeute, als das Inkrafttreten des nackten Londoner Finanzdiktats, und Herr Helfferich wurde gebeten, sich darüber zu äußern, wie er sich zu diesem Tatbestand stelle. Herr Helfferich ergriff das Wort und sprach, wie Sie sich denken können, sehr zugengelenkig, wie wir es ja stets an ihm gewöhnt sind. Als er aber durch Zurufe immer wieder genötigt wurde, auf die Frage des Ministers Dr. Rathenau, wie es denn mit dem Londoner Finanzdiktat stünde, einzugehen, da sagte er: „Ja, meine Herren, dabei würden wir auch nicht stehen bleiben." Als ich ihm dann zurief: „Und dann?", da drehte sich Herr Helfferich mir zu und sagte nichts weiter als die historischen Worte, die ich im stenographischen Protokoll des Reichstags für ewige Zeit festhalten und darum wörtlich wiederholen will: „Ja, das andere wird sich dann eben entwickeln." (Lebhafte Rufe: Hört! Hört! und Lachen links.) Herr Helfferich sagte: „Ja, das andere wird sich dann eben entwickeln," — weiter nichts, und dann setzte er sich." Er hat dasselbe noch öfter gesagt, und tatsächlich niemals etwas anderes. Welche Wahl hat man in der Schlußfolgerung? Ich sehe nur dies: entweder ins Gebiet der Pathologie hinüberzustreifen, oder einen Menschen hier am Werke zu sehen, dem es tatsächlich nicht auf die Sache ankam, sondern nur darauf, die amtierenden Bearbeiter dieser Sache ins Unrecht zu setzen, — nach seinen eigenen Worten „Erbitterung und Empörung, Haß und Wut" gegen sie zu erzeugen, — „diese Regierung gehört vor den Staatsgerichtshof!" Es ergänzt diese Schlußfolgerung nur, daß in der meritorischen Behandlung der Probleme — zuletzt noch sehr drastisch in der Kritik der Sachverständigengutachten — unausgesetzt klare Details der Texte entweder verdreht oder unterschlagen wurden, — denn aus der Unwahrhaftigkeit im Detail darf füglich auch auf entsprechende Unwahrhaftigkeit im Ganzen geschlossen werden.

Beim derzeitigen Stand der deutschen Geistesverfassung ist es ein Unglück, daß dieser Mann, der den Wahlerfolg seiner Partei recht eigentlich erst möglich machte, jetzt nicht mehr in die enthüllende Notwendigkeit versetzt werden kann, sich selbst in die Amtsstube derer zu setzen, gegen die er so leidenschaftlich Recht behalten wollte. Denn es ist oft leichter, gegen andere, als gegen sich selber Recht zu behalten, und es ist außerhalb jeder menschlichen Denkmöglichkeit, daß Helfferich wirklich in der Lage hätte sein können, gegen sich selber, gegen seine eigene agitatorische Vorbelastetheit, sich zu behaupten. Der Helfferich von morgen hätte nichts anderes tun können, als den Helfferich von gestern zu kompromittieren. Aber ich hoffe, daß man wenigstens seinen Helfern im Streit den Aufstieg zu solchem Abstieg nicht streitig machen wird, damit bald endgültig zu den Toten gehöre nicht der erschütternd zerstörte Leib, sondern der erschütternd zerstörende Geist dieses Mannes, der groß nur in einem war: im Haß.

Die Reichsregierung, deren letztes Stündlein bald geschlagen hat, machte kurz vor den Wahlen gegen die Gewohnheit des Stumpfsinns einen Versuch, das deutsche Volk für die Erfüllungspolitik zu gewinnen. Damit wollte sie es veranlassen, seine Stimme nach außenpolitischen Erwägungen in die Wagschale zu legen. Das Volk ist der Aufforderung zwar nachgekommen, aber es hat sich gegen statt für diese Politik erklärt. Man weiß zwar nicht, wie die Volkspartei eigentlich zur Frage des Versailler Friedens steht. Denn während ihr Führer Stresemann zu mindest in seiner Ministereigenschaft Erfüllungspolitiker war, klebte sie die Bilder des gefesselten Adlers überall an und verband damit die Forderung, die Fesseln von Versailles zu zerreißen. Jedenfalls werden im kommenden Reichstag mehr als 250 Abgeordnete sitzen, deren Herz stärker ist als ihr Verstand — was unter Umständen nicht viel heißen will. Ob dabei die nötigen Mehrheiten für die verfassungsändernden Gesetze zu bekommen sind, deren es bei Annahme der Sachverständigenberichte bedarf, ist sicherlich zweifelhaft. Aber unzweifelhaft ist, daß für die Durchführung dieses Erfüllungsprogramms der wirkliche Rückhalt nicht nur in der Volksvertretung, sondern erst recht im Volke selber fehlt.

Eigentlich erfüllungsbereit ist in Deutschland heute nur die Gruppe, deren wirtschaftspolitische Uebermacht gestärkt und gesichert wird, wenn die entsprechenden Gruppen des Auslandes die Eintreibung der Reparationsschulden von den Regierungen in Auftrag nehmen. Es ist kein Zufall, daß dem Dawes-Bericht führende deutsche Industrielle schon zugestimmt haben, ehe die Regierung sich geäußert hatte. Ein Spiegelbild dieser Lage bietet der Reichstag; die leidenschaftlichen Gegner der Reparationsleistungen sind zugleich leidenschaftliche Gegner des Kapitalismus, wie sie ihn auffassen, und der Zinsknechtschaft, wie sie sie erfunden haben. Auch sonst zeigt sich zwischen den Nationalsozialisten und Deutschsozialen auf der einen, den Kommunisten auf der anderen Seite manche Verwandtschaft. Aber es ist doch ein Irrtum, zu glauben, man brauchte zwischen dieses Plus und Minus nur die geeigneten Koordinaten zu legen, damit sie zu einer Linie zusammenträfen. Im Gegenteil, gerade in der grundsätzlich verschiedenen Meinung über den Friedensvertrag liegt ein Sprengstoff, dem nicht nur der Reichstag, sondern die ganze deutsche Außenpolitik zum Opfer fallen kann. Denn im entscheidenden Augenblick werden die Kommunisten ihr nationalistisches Mäntelchen ebensowenig auf die Straße tragen dürfen, wie die Nationalsozialisten ihr kommunistisches.

Die Gefahr vergrößert sich, weil in der zweiten wichtigen Frage beide Flügel wirklich sozusagen hintenherum zusammenschlagen: im Verhältnis zum neuen Staat Denn da macht es

praktisch keinen so großen Unterschied, ob die Feindschaft aus der Sehnsucht nach Rußland oder nach Ostelbien entstammt; von Westen aus gesehen, liegt beides am selben Wege.

Es ist begreiflich, daß infolge dieses Ergebnisses die Mitte, mag sie noch so incohärent sein, den heftigen Wunsch hat, zusammenzuhalten. Denkt man an die Verdienste des Kabinetts Cuno, so möchte man diesem Wunsche zustimmen. Trotzdem wäre das falsch. Wenn der Parlamentarismus mehr sein soll als eine nette Mechanik, an der die Hauptsache ist, daß sie schnurrt und läuft, dann muß das Volk in ihm den Ausdruck seiner politischen Stimmung sehen können. Infolgedessen muß der Sieger im Wahlkampf, auch wenn sein Erfolg nicht absolut ist, den Preis bekommen. Der 4. Mai hat zwei Sieger gesehen: die Kommunisten und die Deutschnationalen. Verhältnismäßig war der Sieg der Kommunisten erheblich größer. Sie haben ihre Stimmen durchschnittlich fast versiebenfacht und ihre Sitze dank dem riesigen Ausfall bei den vorigen Wahlen verfünfzehnfacht. In den großen Industriezentren sind sie doppelt so stark wie die Sozialdemokratie; vielfach haben sie ihre Stimmen verzehnfacht, in Hannover hat Noske sie sogar auf das zwanzigfache getrieben. Es ist ein billiger und völlig unzutreffender Trost, wenn man Rechenexempel mit den Stimmen der früheren Unabhängigen anstellt. Immerhin hat dieser erstaunliche Erfolg nicht ausgereicht, um die Kommunisten zur Uebernahme der Verantwortung unter parlamentarischen Voraussetzungen instand zu setzen. Bei den Deutschnationalen ist der Sieg erheblich kleiner, der praktische Erfolg im Augenblick größer. Sie haben mit ihren Mandaten, denen die des Landbundes ja doch zuzuzählen sind, die Möglichkeit und die Pflicht, sich mit der Frage der Regierungsbildung zu beschäftigen; auf alle Fälle müssen sie vom Reichspräsidenten vor diese Frage gestellt werden. Denn es ist natürlich nicht nur komisch, sondern auch unsittlich, wenn die Partei, deren Einbuße am größten ist, ihre Niederlage mit der Behauptung quittiert, daß sie immer noch die stärkste sei. Selbst wenn sie es zahlenmäßig wäre, geistig ist sie es nie gewesen, und wenn die Wahl überhaupt einen Sinn haben soll, dann hat sie in diesem Punkte deutlich gesprochen.

Freilich, wessen man sich bei den Deutschnationalen zu versehen hat, das zeigt nicht nur ein Blick auf ihre Kandidatenlisten, sondern auch auf die Gegenden, in denen sie ihre besten Erfolge gehabt haben. In Ostpreußen haben sie hunderttausend Stimmen gewonnen, in Schleswig-Holstein fast ebensoviel; in Hannover haben sie ihre Stimmen verdoppelt. Dafür haben sie in Franken, Württemberg, Baden und Hessen ungefähr die Hälfte verloren. Wenn es schon eine Karte von Deutschland gäbe, in der die Linien gleicher Vernunft eingetragen wären, könnte man sie auf Grund dieses Wahlergebnisses trefflich nachprüfen und ergänzen. Jedenfalls wird man nicht hoffen können, daß die Deutschnationalen

mehr Vernünftige gewonnen als verloren hätten. Aber die augenblickliche Lage ist insofern für den deutschnationalen Versuch geeigneter, weil sie Experimente wie den Ruhrkrieg nicht mehr zuläßt. Da wir unter dem beherrschenden Druck eines außenpolitischen Schicksals stehen, müssen die innerpolitischen Kräfte, die sich als die stärksten erwiesen haben, diesen Druck auf sich nehmen.

Einen solchen Vorschlag zu machen fällt schwer, wenn er im Grunde auf Erwägungen der Sauberkeit und des Anstandes beruht, für die in der heutigen Praxis kein Platz ist. Beweisen doch die Wahlen in jeder Beziehung, daß in Deutschland die Wahrheit höchst unbeliebt ist. Die Prätension, mit der mitten im Wahlkampf Kants Geburtstag gefeiert worden ist, kann daran nichts ändern. Lauter als Festreden sprechen Wahlplakate und Wahlresultate. Von der Knechtschaft des Geistes, den gerade Ostpreußen neulich gefeiert hat, ist weder dort noch im übrigen Deutschland etwas zu merken. Ob aber die altbekannten Gesichter und Gesäße, die in den Reichstag wieder einziehen, zu einer Veränderung ihrer bisherigen Methoden kommen können, das muß man bezweifeln. Die Jugend in den Parteien, die bisher schon alt gewesen sind, ist mit den vierten und vierzehnten Plätzen der Kreis- und Reichslisten abgefallen.

Hoffentlich hält der Reichstag lange. Denn das ist das einzige Mittel, um für einen neuen bessere Voraussetzungen zu schaffen.

Inzwischen wird man sich in Ruhe überlegen können, „wie er war und wurde“. Den ersten Teil dieser Frage zu beantworten, sei den Leitartikeln überlassen, die schon heute wissen, wovon sie in vier Wochen keine Ahnung mehr haben. Für den zweiten muß noch einmal an den militärischen Ausnahmezustand erinnert werden. Er hat bekanntlich die Aufgabe gehabt, Ruhe und Ordnung zu erhalten und dem Wiederaufbau des Vaterlandes zu dienen. Der Erfolg, den sich die militärischen Stellen schon im voraus bescheinigt hatten, ist jetzt da. Die Reichswehr hält es mit den Propheten: warm oder kalt! Alles was lauwarm — und diese Temperatur ist nun einmal die Temperatur der bürgerlichen Mitte in Deutschland, obwohl es nicht nötig wäre — das hat sie bis auf Herrn Geßler ausgespieen aus ihrem Munde. Und gerade die Volkspartei, die sich bei den letzten Wahlen als die Partei der nationalen Opposition empfohlen hatte und mit schwarz-weiß-roten Mätzchen verbergen wollte, was sie gelernt hatte, ist am allerschlechtesten dabei weggekommen.

Kaum sind die Klubsessel gesichert, da besinnen sich die Nutznießer des alten auf die Notwendigkeit eines neuen Wahlrechts. Darüber zu reden, wird auch in einem Monat noch zu früh sein.

Schließlich ist dieser Reichstag als das Ergebnis vieler deutscher Abende eine deutsche Dämmerung; nur darüber wird Streit herrschen, ob es die Morgen- oder Abenddämmerung sein soll.

KARL RADEK

# IM PLOMBIERTEN WAGGON DURCH DEUTSCHLAND

**Kürzlich veröffentlichte Radek in der Moskauer „Prawda" diese Schilderung einer welthistorischen Fahrt.**

Als Wladimir Iljitsch nach der Februarrevolution 1917 in der Schweiz zu der Ueberzeugung kam, die Ententemächte würden ihm und seinen Genossen niemals die Durchreise nach Rußland gestatten, standen noch zwei Wege offen: entweder versuchte man illegal durch Deutschland zu fahren, oder aber reiste mit Wissen der Behörden.

Die illegale Durchreise war mit dem größten Risiko verbunden, da man erstens sehr leicht lange Zeit aufgehalten werden konnte, dann aber wußte man auch nicht, wo die Schmuggler deren Dienste man benutzen mußte, aufhörten, und wo die Spione der deutschen Regierung anfingen. Wenn sich die Bolschewiki zu einem Abkommen mit der deutschen Regierung hinsichtlich ihrer Durchreise verstanden, mußte es in aller Oeffentlichkeit geschehen, um die Gefahr zu vermindern, welche diese ganze Affäre gegen Lenin als den Führer der proletarischen Revolution heraufbeschwören konnte. Deshalb waren wir alle für einen offenen Vertrag. Im Auftrag Wladimir Iljitschs wandte ich mich im Verein mit Paul Levi, der damals Mitglied des Spartakusbundes war und sich vorübergehend in der Schweiz aufhielt, an den uns bekannten Vertreter der „Frankfurter Zeitung". Wenn ich nicht irre, war es ein Dr. Deinhard. Durch ihn fragten wir bei dem deutschen Gesandten Romberg an, ob Deutschland nach Rußland zurückkehrende Emigranten passieren lassen werde. Romberg fragte seinerseits beim Auswärtigen Amt in Berlin an und erhielt eine prinzipiell zustimmende Antwort. Hierauf arbeiteten wir die Bedingungen aus, unter denen wir uns auf die Reise durch Deutschland einlassen wollten. In der Hauptsache waren es die folgenden: Die deutsche Regierung läßt alle Ersucher passieren, ohne nach ihrem Namen zu fragen. Die Durchreisenden genießen den Schutz der Exterritorialität, und niemand ist berechtigt, mit ihnen auf der Reise in irgendwelche Verhandlungen zu treten. Mit diesen Bedingungen schickten wir den sozialistischen schweizerischen Deputierten Robert Grimm, den Sekretär der Zimmerwalder Vereinigung, unseren Gesinnungsfreund und Genossen Platten zu Romberg. Nach der Zusammenkunft mit dem deutschen Gesandten trafen wir uns im Volkshaus. Grimm erzählte, wie erstaunt der Gesandte gewesen war, als sie ihm unsere Bedingungen für die Reise durch Deutschland vorgelesen hatten. „Verzeihen Sie," sagte der deutsche Gesandte, „aber dies sieht so aus, scheint es, nicht i c h bitte um die Erlaubnis, durch Rußland zu fahren, sondern Herr Uljanow und die übrigen ersuchen mich um die Erlaubnis, durch D e u t s c h l a n d

zu fahren (sic!). Hier haben wir das Recht, Bedingungen zu stellen". Nichtsdestoweniger leitete er unsere Forderungen nach Berlin weiter. Zu den folgenden Verhandlungen schickten wir nunmehr den Genossen Platten. Darauf hatte Wladimir Iljitsch aus folgenden Gründen bestanden: Robert Grimm hatte in einem Gespräch die Bemerkung fallen lassen, er würde vorziehen, die Verhandlungen allein zu führen, da Platten zwar ein guter Genosse, aber ein schlechter Diplomat sei. „Und niemand kann doch wissen, was bei diesen Verhandlungen noch herauskommt." Wladimir Iljitsch sah Grimm aufmerksam an, kniff ein Auge zusammen und sagte nach Grimms Weggang: „Wir müssen Grimm unbedingt von diesen Besprechungen fernhalten. Er ist fähig, aus persönlichem Ehrgeiz irgendwelche Verhandlungen über den Frieden mit Deutschland zu beginnen und uns in eine peinliche Geschichte zu verwickeln." Wir dankten Grimm also für seine Dienste, erklärten ihm, er wäre doch mit Arbeit überlastet und wollten ihn nicht belästigen. Die Ahnung Iljitschs hat sich bekanntlich voll bewahrheitet. Grimm, der im Namen der Gruppe Martows die Verhandlungen weiter führte, hat sich zweifellos schon in der Schweiz in Verhandlungen über die Friedensbedingungen eingelassen und später dann von Petrograd aus „seiner" Regierung Mitteilung über die Friedensaussichten zukommen lassen, welche die schweizer Regierung dann wahrscheinlich an die Deutschen weitergegeben hat. Die Versuche, ihn als deutschen Spion oder Agenten hinzustellen, sind albern. Er wollte eine große Rolle spielen; Iljitsch hat diesen Ehrgeiz stets als die Haupttriebfeder seines Tuns angesehen. Die Deutschen hofften, daß wir Bolschewiki in Rußland die Rolle von Kriegsgegnern spielen würden, und erklärten sich mit unseren Bedingungen einverstanden. Den Herrschaften, die deshalb noch immer über die Bolschewiki zetern, empfehle ich, die Erinnerungen Ludendorffs zu lesen, der sich heute noch die Haare darüber rauft, daß er die Bolschewiki durchließ; endlich hat er begriffen, daß er damit nicht dem deutschen Imperialismus, sondern der Weltrevolution einen Dienst leistete.

Wir reisten also ab und fuhren mit dem schweizer Zug bis Schaffhausen, wo wir in den deutschen Zug umsteigen mußten. Ein banger Augenblick — er blieb mir sehr im Gedächtnis. Deutsche Offiziere erwarteten uns und wiesen uns in den Zollraum, wo die Zahl der lebenden „Munition", die sie nach Rußland transportierten, festgestellt werden sollte. Auf Grund unseres Vertrages hatten sie kein Recht, nach dem Paß zu fragen. Im Zollraum stellten sie daher Männer und Frauen getrennt auf, damit sich auf dem Wege nicht jemand von uns verflüchtigen oder einem deutschen Mädchen einen russischen Bolschewiki unterschieben könnte, um so den Keim zur Revolution zu legen. (Ich hatte große Lust, das zu tun, weil ich als Oesterreicher die volle moralische Berechtigung dazu besaß, aber Iljitsch war dagegen.) Wir verharrten schweigend und

in sehr banger Stimmung, Lenin stand — umgeben von den Genossen — ruhig an der Mauer. Wir wollten nicht, daß man ihn beobachte.

Als wir uns endlich im Waggon einrichteten, begann die Plackerei mit Wladimir Iljitsch. Wir brachten ihn mit Nadjeschda Konstantinowna in einem besonderen Coupé unter — wogegen er protestierte, — um ihm die Möglichkeit zu geben, ruhig zu arbeiten. Aber wir ließen ihn auf der Reise nicht viel zur Arbeit kommen! Im Nachbarcoupé befanden sich der Genosse Safarow und seine Frau, die Genossin Olga Rawitsch, Inessa Armand und ich. Wir stritten damals mit Safarow zwar noch nicht über Opportunismus, aber trotzdem ging es im Waggon sehr laut zu. Am späten Abend stürzte Iljitsch in unser Coupé, um die Genossin Olga Rawitsch zu entführen, weil er meinte, daß sie und ich die Hauptlärmmacher wären. Um die Wahrheit vor der Geschichte und der Kontrollkommission festzustellen, muß ich hier bezeugen, daß die Genossin Olga stets eine ernste Parteigenossin gewesen ist, und daß nur ich es gewesen bin, der die Anekdoten erzählte, und ich also der Schuldige an dem Lärm war. So verließ Genossin Olga unser Coupé in splendid isolation.

Iljitsch arbeitete während der ganzen Fahrt. Er las, machte Eintragungen in Hefte, außerdem beschäftigte er sich auch noch organisatorisch. Die Angelegenheit ist zwar sehr delikat, aber ich werde sie trotzdem erzählen. Zwischen den Rauchern und den Nichtrauchern herrschte ein ständiger Kampf um eine gewisse Räumlichkeit im Waggon. Im Coupé konnten wir nicht rauchen wegen des kleinen vierjährigen Robert und wegen Iljitschs, der es nicht vertrug. Daher versuchten die Raucher sich einen Raum als Rauchsalon einzurichten, der gewöhnlich anderen Zwecken diente. Vor diesem Raum herrschte daher eine ununterbrochene Volksansammlung und Zänkerei. Iljitsch schnitt darauf ein Blatt Papier entzwei und verteilte Passierscheine. Auf je drei Billets der Kategorie A zur gesetzlichen Benützung der Räumlichkeit trat ein Raucherbillet. Das rief natürlich neue Diskussionen über den Wert der menschlichen Bedürfnisse hervor und wir bedauerten lebhaft, daß Genosse Bucharin nicht bei uns war, als Spezialist in der Theorie Böhm Bawerks über die Grenzen des Nützlichen.

Ich glaube, in Karlsruhe, teilte uns Platten mit, daß sich das Mitglied der deutschen Gewerkschaftskommission Janson, im Zuge befinde, und uns Grüße von Legien und den deutschen Gewerkschaften bringe. Iljitsch trug auf, ihn „zu des Teufels Großmutter" zu jagen und weigerte sich, ihn zu empfangen. Da Janson mich kannte und ich in meiner Eigenschaft als Oesterreicher als blinder Passagier mitfuhr, fürchteten die Genossen, meine Reise möchte bekannt werden. Sichtlich war es mir von allem Anfang an beschieden, dem Genossen Tschitscherin bei seinen diplomatischen Beziehungen

zu Deutschland Schwierigkeiten zu bereiten. Man versteckte mich also in dem Coupé, in dem sich das Gepäck befand und überließ mir als Proviant ungefähr fünfzig Zeitungen, damit ich mich still verhielte und keinen Skandal machte. Der arme Janson wurde von Platten in den Waggon der uns begleitenden deutschen Offiziere geschickt. Trotz dieser Ohrfeige war er sehr um uns bemüht, kaufte auf jeder Station für uns die deutschen Zeitungen und war gekränkt als Platten sie ihm ersetzte. In Frankfurt hatte der Zug längeren Aufenthalt, der Perron war militärisch abgesperrt. Plötzlich wurde die Postenkette durchbrochen: deutsche Soldaten kamen herbeigestürmt. Sie hatten von der Durchreise russischer Revolutionäre gehört, die für den Frieden eintraten. Jeder von ihnen hielt in beiden Händen einen Krug Bier. Erregt fragten sie uns aus, ob und wann der Frieden käme. Diese Stimmung sagte uns über die Lage mehr, als für die deutsche Regierung nützlich war. Der Vorfall war um so charakteristischer, als die Soldaten sämtlich Scheidemänner waren. Sonst sahen wir auf der ganzen Reise niemanden mehr. Der Berliner Perron wurde polizeilich abgesperrt. So fuhren wir bis Saßnitz durch, wo wir den schwedischen Dampfer bestiegen. Hier forderte man von uns die Erfüllung der gewöhnlichen Formalitäten, die Ausfüllung eines Fragebogens. Iljitsch witterte darin eine Falle und trug uns auf, Pseudonyme einzutragen, was später zu einem komischen Mißverständnis führte. Die Funkstation des Dampfers nahm eine Anfrage unseres Genossen Ganetzki aus Trelleborg auf, ob sich ein Uljanow auf dem Schiffe befände. Der Kapitän wußte aus dem Fragebogen, daß ein Uljanow nicht mitführe, aber auf jeden Fall fragte er, ob sich nicht zufällig doch ein Herr Uljanow unter uns befände. Iljitsch schwankte lange, bis er endlich gestand, daß er es sei; Ganezki wurde nun von unserm Nahen benachrichtigt.

In Trelleborg machten wir einen „erschütternden" Eindruck. Ganezki lud uns alle zum Abendessen ein, dem nach schwedischer Sitte der „Smörgas" voranging. Wir armen Leute, die wir in der Schweiz daran gewöhnt waren, einen Hering als Abendessen anzusehen, erblickten diesen riesigen Tisch mit der unendlichen Zahl von Vorspeisen, stürzten wie Heuschreckenschwärme darüber her und leerten ihn restlos zum unerhörten Erstaunen der Kellner, die am Smorgastisch nur zivilisierte Leute zu sehen gewohnt waren. Wladimir Iljitsch aß nichts. Er preßte Ganezki aus und wollte von ihm alles über die russische Revolution erfahren, — aber Ganezki wußte nichts. Am nächsten Morgen trafen wir in Stockholm ein. Schwedische Genossen, Journalisten und Photographen erwarteten uns. Den schwedischen Genossen voran ging im Zylinder Dr. Karleson, ein aufgeblasener Schwätzer, der inzwischen wieder glücklich von der kommunistischen Partei in Brantings Lager zurückgekehrt ist. Aber damals empfing er uns als der solideste der schwedischen Linkssozialisten und präsidierte zusammen mit dem ehrlichen und senti-

mentalen Bürgermeister von Stockholm Lindhagen bei dem Frühstück, das uns zu Ehren gegeben wurde (Schweden zeichnet sich vor allen Ländern dadurch aus, daß man dort bei jedem Anlaß ein Frühstück veranstaltet, und wenn in Schweden die soziale Revolution kommt, so wird man zuerst ein Frühstück zu Ehren der abziehenden Bourgeoisie veranstalten und dann ein Frühstück zu Ehren der neuen revolutionären Regierung). Wahrscheinlich rief der Anblick unserer soliden schwedischen Genossen in uns den heftigen Wunsch wach, Iljitsch möchte menschenähnlich aussehen. Wir redeten ihm zu, wenigstens neue Stiefel zu kaufen. Er reiste in Bergstiefeln mit ungeheuren Nägeln. Wenn er schon die Trottoire der ekelhaften schweizer Bourgeoisiestädte mit diesen Stiefeln verderben wollte, erklärten wir ihm, müsse es ihm doch sein Gewissen verbieten, mit diesen Zerstörungswerkzeugen nach Petrograd zu fahren, wo es vielleicht überhaupt kein Trottoir mehr gab. Zusammen mit einem Kenner der örtlichen Sitten und Verhältnisse, dem jüdischen Arbeiter Chapin, begab ich mich mit Iljitsch in das Stockholmer Universalmagazin. Dort kauften wir Iljitsch Schuhe und setzten ihm zu, sich auch mit anderen Garderobestücken zu versehen. Er wehrte sich dagegen, so gut er konnte und fragte uns, ob wir glaubten, er wolle in Petrograd einen Laden mit fertigen Kleidern eröffnen. Aber schließlich setzten wir unseren Willen durch und versorgten ihn auch mit einem Paar Hosen, die ich, als ich im Oktober nach Petersburg kam, an ihm auch wieder entdeckte, freilich in deformiertem Zustand, den sie unter dem Einfluß der russischen Revolution angenommen hatten. In Stockholm versuchte P a r v u s im Namen des Zentralkomitees der deutschen Sozialdemokratie mit Lenin zusammenzutreffen, aber Iljitsch weigerte sich nicht nur, ihn zu empfangen, sondern trug mir, Worowski und Ganezki auf, zusammen mit schwedischen Genossen diesen Versuch zu protokollieren. Der ganze Tag verging in Besprechungen, wir kehrten hin und her, aber vor der Abreise Lenins fand noch einmal eine wirkliche Beratung statt.

Der Augenblick der Abreise kam heran. Zusammen mit schwedischen Genossen und einem Teil der russischen Kolonie in Stockholm begaben wir uns vom Gasthof Regina aus zum Bahnhof. Als unsere Genossen bereits eingestiegen waren, nahm irgendein Russe den Hut ab und hielt eine Rede an Iljitsch. Das Pathos zu Anfang der Rede, in der Lenin als „teurer Führer" gefeiert wurde, veranlaßte Iljitsch, sich ärgerlich aufzurichten, aber der Redner ging zum Angriff über. Der weitere Sinn seiner Ausführungen war etwa folgender: Sieh zu, teurer Führer, daß du in Petrograd keinen garstigen Unfug anrichtest. Die Verblüffung, mit der Iljitsch den ersten schmeichelhaften Phrasen der Rede zugehört hatte, wich einem listigen Lächeln. Der Zug setzte sich in Bewegung, und wir sahen noch einen Augenblick lang dieses Lächeln. . .

COLIN ROSS

# DIE NEGERFRAGE IN DEN VEREINIGTEN STAATEN

**San Francisco**, im März 1924.

Ist man nur kurz in den Vereinigten Staaten, so mag man den Eindruck bekommen, daß dies überhaupt keine „Frage" ist, wenigstens wenn man mit dem Durchschnittsamerikaner darüber spricht. Bringt man das Gespräch auf die Negerfrage, so wird er ein ernsteres Gesicht machen, aber dann mit einer optimistischen Phrase, etwa von Erziehung und Bildung der Neger, darüber hinweggehen. Kennte man den Charakter des Amerikaners nicht, so könnte man meinen, daß die 10 Millionen Neger, die in den Staaten leben, für ihn tatsächlich keine „Frage" darstellen.

In Wirklichkeit aber ist die Negerfrage das eine große Problem der Vereinigten Staaten, aber noch liegt es im Unterbewußtsein des Volkes; denn es ist nun einmal die Art des Amerikaners, an unangenehme Dinge nicht zu denken, sie möglichst zu ignorieren, solange sie noch nicht brennend sind.

Ein bekannter amerikanischer Schriftsteller, Julian Street, hat seine Landsleute in nicht sehr liebenswürdiger Weise dahin charakterisiert, daß es nicht die Art des Amerikaners sei, den Stier bei den Hörnern zu packen. Will der Stier bei den Hörnern genommen sein, so muß er angreifen. Und Street fügt hinzu, daß sich die Amerikaner dieses Nationalfehlers wohl bewußt, sich und andere jedoch durch ein lautes Gespräch darüber hinwegtäuschten, wie sie den Stier niederboxen werden, wenn er sie erst in eine Ecke gedrängt hat.

Ich glaube nicht, daß Street recht hat, soweit es sich um Fragen persönlichen Mutes oder nationaler Ehre handelt, allein sicher hat er recht bezüglich der Lösung, ja nur der ernsthaften Diskussion schwieriger politischer, ökonomischer oder sozialer Probleme. Das gilt von der Arbeiterfrage, von der öffentlichen Korruption, und das gilt erst recht von der Negerfrage. Aber noch ist es nicht so weit, daß der schwarze Stier den Amerikaner in die Ecke gedrängt hat, und so bleibt das schwierigste Problem der sonst so vom Schicksal begünstigten Union im Hintergrund.

Ich war seit Frühling 1914 nicht in den Vereinigten Staaten gewesen. Der überwiegende Eindruck ist, daß sich seit damals nicht viel verändert hat, wenigstens daß der Weltkrieg hier unvergleichlich geringere Spuren hinterließ, als in jedem europäischen Lande. Aber eines fiel mir schon in New York auf: d i e w a c h s e n d e B e d e u t u n g d e r N e g e r. Es ist nicht so sehr die Zahl, obgleich diese nicht unerheblich gewachsen erscheint, nein, es ist vor allem ein stärkeres Hervortreten im Stadtbild. Sah man sie vor zehn Jahren in größerer Zahl nur in bestimmten Bezirken, so sieht man sie jetzt überall: downtown sowohl wie in der 5. Avenue. Und was einem vor allem auffällt, ist die überraschend große Zahl gut

angezogener Farbiger und direkt eleganter Negerinnen und Mulatinnen. Man muß einmal das Kolonialtheater, New Yorks Negertheater, besucht und die Toiletten seiner farbigen Besucherinnen gesehen haben, um einen Begriff von der wirtschaftlichen Position zu bekommen, die der Neger in New York heute bereits einnimmt.

Was ich in New York sah, fand ich in Chicago bestätigt, und mehr oder weniger gilt dies von den ganzen Nordstaaten: daß die Negerbevölkerung an Zahl und an wirtschaftlicher Bedeutung zunimmt. Die Gründe dafür liegen nicht nur in der natürlichen starken Vermehrung der Schwarzen, sondern auch darin, daß zahlreiche Farbige nach dem Norden übersiedeln, um der Unterdrückung und der Lynchjustiz in den Südstaaten zu entgehen.

Dieser Zug der Neger nach dem Norden wird von den abolitionistischen Kreisen als ein Mittel begrüßt, das die Südstaaten zwingen wird, die Lynchjustiz abzuschaffen, da sie andernfalls Gefahr laufen, ihre Arbeiterschicht zu verlieren.

Es ist möglich, daß diese Folge eintritt, was aber gleichzeitig mit Sicherheit eintreten wird, ist ein akutes Stadium der Negerfrage. Einerlei, ob man die Haltung des Südstaatlers oder des Nordstaatlers in der Negerfrage teilt, man muß dem letzteren wenigstens Konsequenz zubilligen. Er sieht in dem Neger den Angehörigen einer inferioren Rasse, die es mit allen Mitteln zu unterdrücken gilt. Auf gesetzliche oder ungesetzliche Weise beraubt man die Farbigen aller politischen Rechte, und geht es nicht anders, so greift man eben zu dem Terror der Lynchjustiz.

Der Nordstaatler sieht in den Negern gleichberechtigte Geschöpfe Gottes, gibt ihnen wirtschaftliche und politische Gleichberechtigung, was er tun kann, da die Neger einstweilen im Norden verhältnismäßig noch zu schwach sind, versagt ihnen aber die soziale und gesellschaftliche.

Als Panacee in der Negerfrage wird einem immer vorgeführt, daß es sich eben darum handelt, den Neger zu erziehen und zu bilden, was aber werden soll, wenn dieser Effekt erreicht, darüber schweigt man. Auch der abolitionistischste, negerfreundlichste Nordstaatler wird einem Farbigen, mag er so gebildet und wohlhabend sein wie immer, niemals gesellschaftliche Gleichberechtigung zubilligen und vor dem Gedanken, einem schwarzen oder auch nur braunen oder Milchkaffee-gelben Gentleman etwa seine Tochter zur Frau zu geben, ebenso zurückschaudern wie irgendein Mann aus dem Süden.

In Wirklichkeit bekommt die Negerfrage durch diese vage, humanitär unklare Politik der Heranbildung und wirtschaftlichen Stärkung einer farbigen Intelligenz erst ihre ganze tragische Gefahr. Nachdem man die Neger nicht wieder nach Afrika zurückschicken kann, ein Versuch, der selbst nach der Sklavenbefreiung fehlschlug, wo seine Durchführung noch unverhältnismäßig leichter gewesen wäre, gibt es nur zwei Lösungen der Negerfrage.

Die erste ist die der lateinamerikanischen Staaten. Diese, vor allem Brasilien mit seiner starken schwarzen Bevölkerung, lassen keine Rassenunterschiede in der Gesellschaft gelten, sobald die wirtschaftlichen und kulturellen Vorbedingungen erfüllt, und sie lösen die Negerfrage dadurch, indem sie sich ohne Makel mit den Negern mischen, wie sie sich vorher mit dem indianischen Ureinwohner mischten.

Der andere Weg ist der des Ku Klux Klan: Niederhaltung und Unterdrückung der Neger mit rücksichtsloser Gewalt.

Es ist jedoch sicher, daß Amerika weder den einen noch den andern Weg konsequent einschlagen, sondern in der bisherigen unklaren und unlogischen Art der Behandlung seiner Negerfrage fortfahren wird. In der Oeffentlichkeit mag man sie noch eine ganze Weile nach der in den Staaten so beliebten Vogel-Strauß-Politik als nicht existent ansehen, im Unterbewußtsein des einzelnen sowohl wie des ganzen Volkes spielt sie jedoch bereits eine bedeutsame Rolle, und die Schwenkung Amerikas in der Einwanderungspolitik sowohl wie die unnötig schroffe und verletzende Art, wie man im Westen gegen die Ostasiaten vorgeht, mögen ihre letzten Wurzeln in dem Gefühl haben, daß man in den Negern bereits ein unlösbares Rassenproblem habe, das man um Gottes willen durch allzu starkes Anwachsen von weiteren Fremdkörpern nicht noch komplizieren will.

---

IWAN GOLL (Paris)

## PARISER CHANSONS

En France, tout finit par des chansons: besser hat sich französischer Geist nicht selbstporträtiert. Die Politik nehmen nur die Politiker ernst: dem Volk ist sie nur Zeitvertreib und Satyre. Jedes französische Blatt besitzt einen humoristischen Zeichner, und aus jeder Physiognomie gestaltet ein H. P. Gassier in „Paris-Soir", ein Dekobra in der „Humanité", ein Bib im „Petit Parisien" den lächerlichen Typus des Tages. Clémencau als Tiger, Poincaré als Hyäne, Briand als Harlekin, Loucheur als Birne, die Nase des Mandel oder der Cécile Sorel, der Clown Daudet und der Straßenkehrer Maurras amüsieren alltäglich den citoyen.

Doch auch das Lachen ist eine Abwehr gegen die Revolution, ein erprobter Blitzableiter. Wer sich ausgelacht hat auf Kosten eines ridiülgewordenen Gegners, dem fehlt bereits die Kraft zum Stoß. In keinem Land kann die Freiheit der Presse größer sein als in Frankreich, wo ein rücksichtsloser Potentat wie Poincaré es sich gefallen läßt, in jeder Nummer des „Merle Blanc" oder irgendwelcher linksorientierten Zeitung über und über verspottet zu werden; das ging so weit, daß er machtlos war gegen die Veröffentlichung einer Photographie in der „Humanité", auf der er beim

Besuch eines militärischen Friedhofs an der Seite eines englischen Generals in einem Augenblick gezeigt wird, wo er lacht. Allerdings, Poincaré wurde selten so herzlich lachend ertappt. Aber es ging doch sehr weit, daß die Redaktion darunter schrieb: „Poincaré a le sourire“, und daß das Klischee in hunderttausend Postkarten verbreitet wurde. Er konnte nur in der Kammer theoretisch dagegen protestieren und sich übrigens damit entschuldigen, daß er der Sonne wegen das Gesicht hatte verziehen müssen: die Lacher hatten umso mehr recht behalten! Aber was hat ihm das im Grunde geschadet? Der Haß war durch die lächelnden Lippen ausgeblasen worden, es blieb kein bösartiges Gefühl zurück. Frankreich ist nicht geladen. Und das chanson schwemmt das ressentiment fort, wie Wind die Nebel der Nacht.

Das chanson ist wirklich heute Kunst des Volkes, aber weniger der Melodie als wegen der Worte. Ich möchte sagen: „Lieder ohne Musik“. Denn das französische Volk ist nicht musisch, sondern geistig veranlagt. In Paris gibt es keine Armen-Drehorgeln wie in Deutschland, keine Tenore wie in Spanien, keine fahrenden Kapellen (Geige, Harfe, Cello und die sammelnde Dame) wie in Italien; aber in Paris kannst du plötzlich bei einer Metro-Haltestelle, vor einem Kino oder am Säuleneingang des Palais-Royal einen Trupp Menschen sehen, wie Sonntags in Zürich oder Wilmersdorf um eine Heilsarmee-Predigt: alle Umstehenden singen, stehen artig wie Kinder vor einem fiedelnden Gesanglehrer und lernen — den neuen Schlager aus der Revue der „Cigale“ auswendig. Ja, das sind die Gottesdienste und Gebete der Franzosen. Die kleinen Midinetten mit der Hutschachtel von einem Meter Radius, das einsame Straßenmädchen, deren Stunde noch nicht geschlagen hat, Studenten, ein Bankausträger, feinere Herren, vielleicht Literaten, stehen und singen mit. Der Text wird verteilt, und am Ende für 50 Centimes verkauft. Wie heißt das Lied?

„Dans l'trou“, von Francis Carco.

Francis Carco, ist das nicht ein Dichter, ein bekannter Romancier, von der Académie Française bereits preisgekrönt? Ihr kennt ihn ja selber in Berlin, habt „Jésus-la-Caille“, in Angermeyers Uebersetzung bestimmt gelesen, und wißt, daß er der lächelnde Freund aller Zuhälter, der weitherzige Protektor aller seligen Verlorenen aus den Vierteln der Villette und Belleville ist. Carco ist der Entdecker eines merkwürdigen Dschungels, das um die Mauern von Paris, in der sogenannten Zone, auf den alten, noch nicht geschleiften Fortifikationen sich breitmacht, und wohin, geht die Sage, sich noch kein Polizist gewagt haben soll. Eine Art Atlantis des heroischen und chevaleresken Apachenvolks, bei dem die letzten Kapitel einer altmodischen und dereinst nur den Aristokraten zugänglichen Ehre heiliggehalten werden. (Noch oft liest man in den „faits divers“ des „Petit Parisien“ von einem stattgefundenen Messerduell

auf den Fortifikationen, wo eine rassige Madeleine und der Tod des Einen der Einsatz sind.)

Apache ist ein veraltetes Wort. Es gibt keine mehr. Der heutige Zuhälter heißt „mecton“ oder „mec“. Er trägt nicht mehr die alte Tracht: rotes Halstuch und in die Augen geschobene Mütze. Er ist heute ein feiner Herr, verkehrt in den Cafés der Place Blanche, trägt den melon, spielt auf den Rennen und geht ins Music-Hall. Er ist zeitgemäßer geworden: aber eins verlor er nicht, das Wichtigste: die Sentimentalität des chansons und des Tanzes. In den Bals Musette tanzt er mit seinem Mädel den blue ebenso wild wie vor dreißig Jahren den can-can. Und das Blut in seinen eleganten Tigergliedern blieb ebenso warm. Im Gegenteil: was während und seit dem Krieg verloren zu gehen drohte, beginnt jetzt in Paris wieder festen Fuß zu fassen, und — auch hier Tradition — die Gunst dieser pittoresken Volksschicht schwillt wieder an.

Carço entsann sich seiner purpurnsten Jugend und schrieb sechs Lieder für eine Revue, die von der nun verehrten Turcy — ein ganz einfaches schwarzes Samtkleid und eine knallroter Mund — wild, verheerend, aufopfernd allabendlich gesungen werden. „Dans l'trou“ ist ein Lied aus dem Frauengefängnis von St. Lazare. Das Thema scheint alt, aber das Erlebnis ist immer noch akut, das Gefängnis steht noch immer unangetastet mit seinen sinternden Mauern, mit seinen blinden Fenstern, mit seinen auf den Tod kranken Insassinnen und den milden Schwestern, die immer wieder, immer wieder Seelen zu retten glauben.

Depuis que l'gros Martin
M'a paumé l'autr' matin
Sur l'boul'vard de la gare
Me v'la à St. Lazare
Tu connais la chanson
On gratt' dans les prisons
Mais c'métier quoiqu' bizarre
Rapport' moins qu'les michtons.

Es ist ein schweres Argot, fast nur von Eingeweihten zu verstehen. Die Villettessprache hat in den letzten Jahren ungeheuer zugenommen. Man müßte dafür ein eigenes dictionnaire zusammenstellen, wies einerzeit für die Schützengrabensprache, um Barbusse lesen zu können. Die sechs anderen Lieder heißen: „Soi-même-Java“, „La valse des poules et des mectons“, „C'est dégueulasse“ „Madame Coco“, „Ah, c'qu'il est rigolo, mon Homme“ — alle furchtbar sentimental, mit dem Geschmack der Pariser Apéritifs, die süß und scharf sind, die die schönen Namen „Amourette“ und „Mandarin“ tragen, und die schlimmsten Giftersatze für den verbotenen Absynth sind. Die Musik ist von Leo Daniderff, unpersönlich und ohne Elan. Aber die Pariser lieben sie schon: sagte ich nämlich nicht, daß ihre chansons „Lieder ohne Musik“ sind?

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Maiwoche

## Unsere Eisenbahn

Der Bericht des Sachverständigenkomitees über die Situation der Deutschen Reichsbahn wird manchem Mitbürger, der bisher achtlos hinwegsah über diese selbstverständliche Institution, die Augen für ihre überragende Bedeutung geöffnet haben. Jedes Land sollte von Zeit zu Zeit solche Gutachten über die brennendsten Fragen seiner wirtschaftlichen Entwicklung von Persönlichkeiten gleicher internationaler Autorität einfordern, damit der stumpfe Blick der Masse Tatsachen und Probleme besser erkenne. Gab es nicht vor knapp zwei Jahren noch eine Mehrheit von Leuten in Deutschland, welche die Ambitionen einiger größenwahnsinniger Schwerindustrieller auf Uebernahme der Deutschen Reichseisenbahn mehr oder weniger gleichgültig hinnahmen oder diese Absichten gar als eine Geschäftsfrage ansahen, über die sich reden ließe? Wäre eine solche Einstellung denkbar gewesen, wenn allgemein eine klare Vorstellung über den Umfang und die Betriebsverhältnisse dieses Staatsunternehmens geherrscht hätte? Wir zitieren über dieses vermeintliche Bankerottunternehmen die Meinung der Sachverständigen, deren Wirklichkeitssinn in der ganzen Welt, nicht zuletzt in Deutschland, anerkannt wird:

> „Ein beträchtlicher Teil des rollenden Materials ist neuerer Konstruktion. Zwei Drittel des Ganzen (18 000 Lokomotiven und 500 000 Personen- und Güterwagen) wurden in den letzten zehn Jahren in Dienst gestellt. Das augenblicklich im Besitze des deutschen Eisenbahnsystems befindliche rollende Material ist sowohl an Qualität wie an Quantität dem vor dem Kriege verwendeten weit überlegen. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ausstattung der Reichseisenbahn modern ist und völlig auf der Höhe der letzten eisenbahntechnischen Vervollkommnungen steht.“ (Vorbemerkung zu Anlage 3 des Berichtes.) „Die Eisenbahnen sind nicht nur wieder auf ihre Vorkriegsleistungsfähigkeit gebracht, sondern auf einen viel höheren Stand, der unseres Wissens denjenigen jedes anderen Landes überragt.“ (Aus dem Abschnitt II „Zukünftige Kontrolle“ der Spezialsachverständigen William Acworth und Leverve, Anlage 3.)

Der Kapitalwert wird auf 26 Milliarden Goldmark veranschlagt. Und diese imposante Ziffer ist nicht etwa aus der Luft gegriffen, nicht etwa auch nur durch pure Addition der Investitionskosten berechnet. Es handelt sich vielmehr um eine reale wirtschaftliche Größe, die gewonnen ist aus einer international vergleichenden Berechnung des Streckenwertes der 53 000 Schienenkilometer und aus einer Inbeziehungsetzung zur erzielbaren Rente. Das Objekt, nach dem die Generaldirektorenclique mit barmherziger Geste seinerzeit ihre Hand ausstreckte, hat demgemäß einen Wert, der das Fünfzigfache des Vorkriegs-Eigenkapitals der Deutschen

Bank noch übertrifft, einen Wert, der die Gesamtkapitalsumme aller deutschen Aktiengesellschaften in 1913 weit hinter sich läßt. Das statistische Verhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben war freilich zum Zeitpunkt der damaligen Attacke noch grotesk. Waren auf der einen Seite die Einnahmen lächerlich gering infolge einer Tiefhaltung der Frachten, die letzten Endes auf nichts anderes hinauslief als auf eine Subvention der Industrie, so wurden auf der anderen Seite die Ausgaben enorm gesteigert durch eine Investitions- und Erneuerungspolitik großen Stils. Inzwischen hat sich alles zum Bessern gewendet, seit die Eisenbahnen zunächst theoretisch, dann praktisch verselbständigt worden sind und der Reichsverkehrsminister Oeser zum „Generaldirektor“ der „Firma“ Deutsche Reichsbahn bestellt wurde. Obwohl die Monatsausweise für die Betriebsverwaltungen — es klingt unglaublich — nur die Einnahmen umfassen, hinsichtlich der Ausgabenbewegung aber der Phantasie jeden Spielraum lassen, wird nicht ohne Grund angenommen, daß im März bereits erstmals Ueberschüsse aus dem Eisenbahnbetrieb gewonnen wurden, die freilich für die Absaugung des Reichsbahnnotgeldes zunächst voll absorbiert werden.

Ergibt sich schon aus dem äußeren Umfang und dem wirtschaftlichen Wert dieses nationalen Gutes die Notwendigkeit einer regen Interessennahme des ganzen Landes, so sollte die unmittelbare Verknüpfung, die die Reichseisenbahn mit dem Leben jedes einzelnen Bürgers verbindet, weitesten Kreisen zu aufmerksamer Verfolgung ihres Schicksals Veranlassung geben. Ich meine hier nicht die fiskalische Rolle dieses Staatsbetriebs, die naturgemäß je nachdem, ob die Ueberschüsse klein oder groß sind oder ob gar Zuschüsse erforderlich sind, mildernd oder verschärfend auf die steuerliche Belastung aller Volksgenossen ausstrahlt. (Daß mit der Entrichtung von Fahrpreis oder Güterfracht eine 12- beziehungsweise 7-prozentige Verkehrssteuer abgegolten wird, mag manchem Deutschen erst der Expertenbericht in Erinnerung gebracht haben.) Die Verquickung mit den Einzelexistenzen ist eine noch viel engere, wenn man die Bedeutung dieser riesigen Unternehmung als Arbeitgeber ansieht. Wenn die Umgestaltung der Reichsbahn in eine nach streng privatwirtschaftlichen Prinzipien arbeitende Aktiengesellschaft verwirklicht wird, so entstehen weittragende soziale Probleme, weil es dann nicht mehr der Staat, sondern ein rein privates Unternehmen sein wird, das die nach vollzogenem Abbau verbleibenden dreiviertel Millionen Arbeiter beschäftigt. Das Gutachten handelt nur in Parenthesen von diesen Fragen, so, wenn es im Gegensatz zur landläufigen deutschen Meinung feststellt, daß auch zur Zeit der sogenannten Verschwendungswirtschaft, die jetzt hinter uns liegt, der Beamten- und Angestelltenkörper zwar zu groß, aber viel zu schlecht bezahlt gewesen sei; wenn es ferner die vorgesehene Erhöhung der Löhne um im ganzen 18 v. H. als

angemessen bezeichnet, weil die Beamtengehälter besonders in den oberen und mittleren Gruppen ganz unzureichend seien, und weil man, wenn man gute Arbeit erwarte, sie zu ihrem Marktwerte bezahlen müsse. Ueber die Notwendigkeit, die Arbeitnehmer der Reichsbahn bei ihrer Privatisierung der Beamteneigenschaft zu entkleiden und in das Privatangestelltenverhältnis zu überführen, und über die Art, wie diese Schmälerung wohlerworbener Rechte vorgenommen werden soll, äußert sich der Bericht nicht. Soll übrigens dann den Arbeitnehmern und Angestellten der Deutschen Reichsbahn Akt.-Ges. das Streikrecht beschnitten werden? Wenn nein, wie könnte verhindert werden, daß durch Streikausbruch ein Strich durch die jährliche Reparationsrechnung gemacht würde?

Geht die Arbeitgeberfunktion der Reichsbahn nur eine Minderheit des Volkes an, so bleibt von der bevorstehenden Umgestaltung der Tarifpolitik kein einziger Deutscher unberührt. Hinsichtlich der Personentarife wird, nachdem diese den eineinhalbfachen Friedensstand schon erreicht haben, wahrscheinlich alles beim alten bleiben, wiewohl die Spezialsachverständigen etwas pikiert hervorheben, daß beispielsweise die Fahrpreise dritter Klasse in Deutschland für das Kilometer immer noch nur die Hälfte des entsprechenden Fahrpreises in England oder den Vereinigten Staaten betragen. Resigniert fügen sie hinzu, daß das deutsche Publikum nun einmal gewöhnt sei, „zu unkaufmännischen Sätzen befördert zu werden". Hingegen steht, darüber ist kein Zweifel möglich, ein grundstürzender Wandel in der Bemessung der Gütertarife bevor:

> „Die Eisenbahnen müssen als Handelsunternehmen betrieben werden, das heißt, mit dem festen Entschluß, einerseits die Sätze so festzusetzen, daß alle erreichbaren Einnahmen erzielt werden, und andererseits die Ausgaben auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Die Verwaltung der deutschen Eisenbahnen hat bisher ganz und gar nicht nach dieser Norm gearbeitet. Die Tarife werden immer noch wie vor dem Kriege in erster Linie als eine Waffe in den Händen des deutschen Handels und erst in zweiter Linie als eine Einnahmequelle der Eisenbahn angesehen. Es ist deshalb unumgänglich notwendig, eine radikale Aenderung in der bisher befolgten Eisenbahnpolitik eintreten zu lassen." (Aus dem Abschnitt: Maßnahmen zur Erzielung von Ergebnissen. Gutachten der Spezialsachverständigen, Anlage 3.)

Diese Aeußerungen sind die schwächste Stelle des Sachverständigengutachtens, soweit es sich mit den Eisenbahnen beschäftigt. Man hätte erwarten sollen, daß internationale Eisenbahnfachleute dieses Ranges besser als es geschehen ist, der traditionellen Geisteseinstellung gerecht werden würden, welche die deutsche Eisenbahnpolitik von jeher bestimmt haben. Man kann ohne Ueberhebung sagen, daß die deutsche Eisenbahnpolitik, deren Fehler in der Nachkriegszeit zu verteidigen wir weit entfernt sind, sich vor dem Kriege bereits in einem vorgerückteren, würdigerem Stadium

befand als das in der anglo-amerikanisch-französischen Welt der Fall war, wo die Eisenbahnen, weil sie sich in Privathand befanden, nur wenig gehemmt durch die Kontrolle des Staates, ziemlich roh nach rein privatökonomischen Motiven ihre Tarife bemaßen. Wenn im Gegensatz dazu im Deutschland der Vorkriegszeit die Reichsbahn als ein der gesamten Volkswirtschaft dienendes und sie nach bewußtem Willen ineinander verschlingendes Instrument der Wirtschaftspolitik angesehen wurde, und dennoch einen — wie man zugeben muß — sehr erklecklichen fiskalischen Ertrag abwarfen — die Preußischen Eisenbahnen waren bekanntlich der Grundpfeiler des Etats —, so geht es nicht an und zeugt von einer Einmischung der Leidenschaften in das sonst objektive Urteil, wenn die Experten dieses Prinzip in ihrem Bericht ohne Unterlaß als eine Art heimtückischer Politik ansehen. Es dünkt uns wahrlich eine höher Auffassung von den Aufgaben eines so gewaltigen Verkehrsinstituts, wenn man mit Hilfe von Sonder- und Staffeltarifen eine vernünftige Gruppierung der Konkurrenzverhältnisse und damit eine rationelle Standortorientierung innerhalb der einzelnen Landesteile anstrebt, wenn man weiter durch Seehafenausnahmetarife die Exportkraft des Landes zu stärken sich bemüht, als wenn man die Wirtschaft eines Landes lediglich (wie die Spezialsachverständigen es wörtlich in ihrem Bericht taten) als eine „Gans" ansieht, welche für das Erwerbsinstitut Eisenbahn goldene Eier legt. Ein gewisses Ausderrollefallen ist es auch, wenn die Eisenbahnsachverständigen in ihrem Bericht ein Anspruchsrecht der alliierten Nationen dahin feststellen, daß die Reineinnahmen der deutschen Eisenbahnen nicht ermäßigt werden dürfen, um der deutschen Industrie einen „unangemessenen" Vorteil auf überseeischen Märkten zu verschaffen. Gerade dieser letzte Punkt der Exportförderung durch Tarifdifferenzierung wirft ein Schlaglicht darauf, wie sehr sich in dieser Beziehung die Sachverständigen von der geraden Linie ihrer sonstigen Vorschläge entfernt haben. Werden nämlich beispielsweise, wie es die Experten wünschen, die Seehafenausnahmetarife, auf welche die ganze Ausfuhrwirtschaft eingestellt ist, abgebaut, so könnte die Eisenbahnverwaltung sehr leicht dem Agenten für Reparationszahlungen ins Gehege kommen, dessen ganzes Bestreben bekanntlich darauf gerichtet sein muß, einen möglichst großen Teil der ihm von der deutschen Regierung in Abgeltung der Reparationsansprüche auf sein Konto überwiesenen Markbeträge in fremde Währung zu transferieren. Diese Umwandlung seiner deutschen Markguthaben in fremde Valuta könnte gefährdet werden, wenn durch eine solche Umgestaltung der Tarifsätze die Exportfähigkeit der deutschen Wirtschaft herabgesetzt würde.

Soweit sich jedoch die Wünsche der Sachverständigen auf eine Verminderung der Ausgaben und eine sachliche und persönliche Rationalisierung des Betriebs richten, verdienen sie alle Unterstützung von deutscher Seite. Wieviel es hier noch zu bessern gilt,

weiß jeder Fahrgast aus der täglichen Anschauung der verschwenderischen Verwendung von Menschenmaterial zu unproduktiven Zwecken (Türschließer, Fahrkartenknipser). Auch daß die Freibeförderung von Briefen und Paketen für die Reichspost aufhören soll, wird man durchaus gutheißen können. Aber die Vorschriften hinsichtlich der Frachtenkalkulation müßten eine Modifikation erfahren. Wir plädieren keineswegs für billige Frachten. Es lassen sich aber sehr wohl die Gesichtspunkte hoher Rentabilität und volkswirtschaftlicher Zweckmäßigkeit der Tarifpolitik kombinieren. Das eine schließt das andere keineswegs aus. Im Gegenteil fragt es sich, ob die optimale Grenze für die Betriebsresultate nicht viel eher mittels einer Frachtpreispolitik erreicht werden kann, die fern von rein privatwirtschaftlichen Berechnungen durch weitsichtige Frachtstellung den Verkehr im Interesse der gesamten Wirtschaftsentwicklung zur Höchtsleistung gewissermaßen ansport. Ein plötzlicher Wandel in den Prinzipien der Frachtgestaltung hat noch eine andere Schattenseite, die nicht allein die nationale Wirtschaft, sondern auch die Reparationsgläubiger angeht. Wenn in den nächsten Jahren, in denen ohnehin die Elastizität der Wirtschaft für die Wiederanpassung an normale Produktionsbedingungen in hohem Maße beansprucht werden dürfte, überdies eine so vollständige Veränderung in den Produktionsgrundlagen eintreten würde, wie das bei einer grundsätzlichen Veränderung der Tarifpolitik der Fall wäre, dann könnte sehr leicht der volkswirtschaftliche Ertrag eine weitere ernste Schmälerung erfahren.

Gegenüber diesen wirtschaftspolitischen Erwägungen treten die mehr technischen Fragen, die in der öffentlichen Diskussion bisher den größten Raum einnahmen, an Wichtigkeit zurück. In finanzieller Beziehung ist die künstliche Schaffung einer konzessionierten Aktiengesellschaft vorgesehen, deren Schwergewicht im Gegensatz zum Normalfall nicht auf den nom. 13 Milliarden Goldmark-Aktien beruht. Diese erhält das Reich; aber ihre Verzinsung schwebt in der Luft. Die Befriedigung der Reparationsgläubiger soll vielmehr durch die Ausgabe von 11 Milliarden 5 proz. und mit 1 pCt. tilgbarer Obligationen an einen Treuhänder erfolgen, woneben selbständig die Verkehrssteuer mit rund einer viertel Milliarde geschätztem Jahresertrag an die Reparationskasse fließen soll. Außerdem sind zwei Milliarden Vorzugsaktien vorgesehen, über deren Ausstattung keinerlei konkrete Angaben im Vorschlag enthalten sind. Eine halbe Milliarde davon erhält die deutsche Regierung zur beliebigen Verwendung, anderthalb Milliarden die Aktiengesellschaft selbst zur Abgeltung bestehender Schulden und zur Bestreitung der notwendigsten Investitionen. Den Hauptangriffspunkt für die deutsche Opposition gegen den Eisenbahnvorschlag der Sachverständigen bildete die projektierte Verwaltungs-

organisation, die eine weitgehende Eventualüberwachung vorsieht. Außer einem Generalgeschäftsführer besteht ein Rat von Direktoren mit einem Vorsitzenden an der Spitze. Die Bestimmungen über die Nationalitätenfrage sind leider dehnbar. Bei einer dem deutschen Standpunkt günstigen Auslegung stehen vierzehn deutschen nur vier ausländische Mitglieder gegenüber, während sich zur Not auch eine Interpretation aufstellen ließe, nach der dreizehn ausländischen nur fünf deutsche Stimmen entsprächen. Kautschukartig sind auch die Kompetenzen des Kontrollorgans der Gläubiger des Eisenbahnkommissars definiert. Eine klare Festlegung der der deutschen Regierung verbleibenden Aufsichtsrechte über die Tarife und den Dienst der Eisenbahnen ist ebenfalls zu vermissen. Dr. Helfferich hat in den bekannten beiden Nachlaßaufsätzen die äußersten ungünstigen Konsequenzen, die bei böswilligster Auslegung durch die Gläubiger zustande kommen könnten, mit Scharfsinn, aber mit hemmungsloser Demagogie dargelegt. Aufgabe des Errichtungskomitees wird es sein, auf präzise Formulierung aller Bestimmungen zu drängen. Wer wie wir der Meinung ist, daß die Summe von 660 Millionen jährlich (ausschließlich Verkehrssteuer) von den deutschen Eisenbahnen nach Wiederherstellung der wirtschaftlichen Einheit des Reichs ohne große Schwierigkeiten aufgebracht werden kann, der wird der Hoffnung sein dürfen, daß es den Einzelverhandlungen gelingt, die Aufrechterhaltung des von den Sachverständigen selbst aufgestellten Prinzips in wirklich allen Punkten der Neuregelung durchzusetzen: daß keinerlei Eingriff in die deutsche Leitung des Unternehmens stattfinden darf, solange die vereinbarten Zinsen einkommen. Gewährt man Deutschland unter dieser Bedingung volle Handlungsfreiheit, vor allem in der Bemessung der Tarife, so werden scharfe Bestimmungen für den Nichtaufbringungsfall in den Kauf genommen werden können. Denn ohne Opfer geht es natürlich nicht ab.

---

Frankreich . . . wird unermüdlich am russischen Hofe schüren und wühlen und nicht aufhören, das russische Bündnis nachzusuchen, und sei es auch um den höchsten Preis. Hierzu bedarf es (Rußland) unbedingt noch für einige Zeit der Ruhe und des Friedens. . . aber in wenigen Jahren wird der Zeitpunkt herannahen, wo die wesentlich nach preußischem Muster durchgeführte Armeeorganisation ihre ganze Tragweite entfaltet, und wo das Eisenbahnnetz die zunächst erforderliche Vollständigkeit erlangt hat. Dann dürfte irgendein äußeres Ereignis, wie etwa ein slavischer Bürgerkrieg in Oesterreich oder ein neues Aufflammen der orientalischen Frage dem stets erneuten Andrängen Frankreichs nach einem Offensivbündnis nachgeben. Geschrieben 1872.

*Eduard von Hartmann.*

# GLOSSEN

## DER POLITISCHE UNFALL.

Mystagogen der Ethnologie schenken dem politischen Mord viel Aufmerksamkeit. Da werden am herausspringenden Symptom die trüben Untergründe des Staatsorganismus, die geheimnisvollen Reaktionen der verderbten Volkssäfte, die phänomenalen Auswirkungen unkontrollierbarer Verdrängungen geprüft.

Bei diesen Untersuchungen finden die Mystagogen das volle Verständnis oder doch die irrationale Gefolgschaft des Publikums. Bei der Ermordung Rathenaus gab es niemand, der nicht hinter der Tatsache dieses Ereignisses die metalogischen Strömungen gefühlt und tiefer, weiter dahinter die Sterne eines phantastisch kreisenden Schicksals hätte blitzen sehen.

Hat man auch schon die Mystagogie des politischen Unfalls beachtet und durchforscht?

Ich glaube, es gab nur wenige Menschen in Deutschland und im Ausland, die nicht hinter dem Zeitungsblatt, an dem sie die Nachricht von Helfferichs Unfall bei Bellinzona ablasen, in ihrem Denken eine kleine Höhle aufgehen fühlten, in der etwas Atavistisches, Verhohlenes und doch ungewohnt Gewisses glimmte.

Die Gasflammen bekamen etwas vom Leuchten des Hamletgespenstes. Mitten in unserm rational und journalistisch abgeblendeten Dasein standen sie wie die Zungen eines unirdischen Wesens.

Man glaubt das nicht? Man lehnt das ab? Man verdächtigt dies als Auslegung eines politischen Gegners? Ich bin niemandes politischer Gegner, darum habe ich Zeit, scharf zu beobachten.

Aber ich will gern für einen Okkultisten verschrien werden bei den Gelehrten, den Journalisten, den Redakteuren der Weltstadtpresse: ich erinnere sie an das geheimnisvolle Grinsen, das die Nation durchzog, als Kitchener in der Nordsee seinen Unfall hatte. War da nicht allerhand ausgleichende Gerechtigkeit mit der Mine ans Schiff getrieben? Das Volk fühlt da sicherer, denkt urhafter als der Journalist.

Welch sinnierende Gebärden wären wohl entstanden, wenn Wilson in den Umdrehungen einer Schiffsturbine umgekommen wäre! Die Verruchtheit der vierzehn Punkte hätte nicht gediegener bewiesen werden können. Er hat seinen Staaten diese Beunruhigung erspart.

Im Flüstern der Parteien, im Unterton der öffentlichen Meinung des Feindes, in der ungedruckten Hetzpropaganda des Auslandes lebt sich der politische Unfall so nachdrücklich aus wie der politische Mord.

Die Flammen von Bellinzona sind mir peinlich. Ich habe Angst, genau hinzusehen. Hier funktionierte ein komplizierter Apparat mit schauerlicher Genauigkeit.

*Hans Arthur Thies.*

---

## GEORGE SAND PROPHEZEIT.

Am 14. September 1871 schrieb George Sand einen Brief an ihren Freund Flaubert, der, obwohl Anfang Oktober im „Temps" publiziert, durchaus nicht zu den gekannten Aeußerungen der Dichterin gehört. Er hat für die Deutschen der Gegenwart einen schmerzlichen Reiz. Seine wichtigste Partie lautet:

„. . . Wir werden die Deutschen wegen ihrer Siege ebenso beklagen müssen, wie uns wegen unserer Niederlagen; denn für sie beginnt damit die moralische Entwertung. Es ist der erste Akt in der Tragödie ihres Niedergangs, und da sie mit eigener Hand daran arbeiten, wird er

sich rasch vollziehen. Alle jene großen, durchaus materiell gerichteten Organisationen, in denen Recht, Gesetz, Ehrfurcht vor der Menschheit verleugnet werden, sind Kolosse auf tönernen Füßen. Wir mußten diese Erfahrung teuer genug bezahlen. Jedoch: der moralische Niedergang Deutschlands bedeutet keineswegs das künftige Glück Frankreichs. Ist die Reihe erst einmal an uns, ihm die erlittene Unbill zurückzugeben, so wird seine Vernichtung uns kein neues Leben schenken. Völker verjüngen und erneuen sich nicht in vergossenem Blut. Noch immer können aus der Leiche Frankreichs Ströme von Leben fließen, die Leiche Deutschlands wird einmal der Pestherd Europas sein. Ein Volk, das sein Ideal verlor, kann sich nicht selbei erneuen. Sein Tod befruchtet nicht; wer seine giftigen Dünste atmet, den ergreift das tödliche Uebel auch. Armes Deutschland! Gott gießt die Schale seines Zorns über dich und über uns aus. Der denkende Geist weint über dich und schreibt dir Grabsprüche, während du jubelst und dich berauschst . . .“

Dieser Leidenschaft steht Flauberts Pessimismus gegenüber, der sich in dem acht Tage zuvor an George Sand geschriebenen Brief ausspricht:

„. . . Damit Frankreich sich wieder erhöbe, müßte es von der Inspiration zur Wissenschaft übergehen, müßte es jede Metaphysik aufgeben, müßte es zur Kritik kommen, was heißen soll: zur Prüfung der Dinge . . .

Weil wir die Geschichte nur oberflächlich kennen, verleumden wir unsere eigene Zeit. Es war niemals anders. Ein paar ruhige Jahre haben uns getäuscht — das ist alles. Ich habe auch an eine Besserung der Sitten geglaubt. Solchen Irrtum muß man in sich ausstreichen, man muß sich nicht einbilden, besser zu sein als die Menschen zu Zeiten des Perikles oder des Shakespeare, furchtbaren Epochen, in denen lediglich schöne Dinge geschaffen wurden . . .“

*X.*

---

TISCH MIT BÜCHERN.

Das Heptameron. Die Erzählungen der Königin Margarete von Navarra. Mit den Kupfern von Freudeberg und Dunker. (Berlin. Im Propyläen-Verlag.)

Wir meinen, dieses Werk sei bekannt. Aber es ist nicht gekannt. Das ursprünglichere Dekamerone hat ihm bis heute den Rang abgelaufen. Es ist trotz seiner Flüssigkeit, seines Witzes und Reichtums kein Schatz geworden, aus dem eine tiefe Bereiche-

rung etwa der Schwank- und Fabelliteratur (wie durch Boccaccio, Hans Sachs, Lafontaine u. a.) geflossen wäre. Das Warum beantwortet sich vielleicht aus dem zeitlichen Vorangang des Dekamerone. Dafür hat die Königin von Navarra den Vorzug der unmittelbaren Wirklichkeit für sich. Als sie ihre Geschichten sammelte, bestimmte sie nur Erzählungen auf Grund tatsächlicher Vorkommnisse zur Aufnahme. Es mußte also, im Gegensatz zum Boccaccio ein mehr höfisches Gepräge herauskommen, und in der Tat ist das Heptameron der wundervollste Spiegel einer mehr oder minder erlauchten Kaste des 16. Jahrhunderts. . . . Der Rang dieser angenehm und höchst solid besorgten Ausgabe ist ein ausgezeichneter, dank der neuen, von keiner herkömmlichen beeinflußten Uebersetzung Käthe Rosenbergs.

*K.*

Robert Musil: Drei Frauen. Novellen. (Ernst Rowohlt - Verlag, Berlin.)

Ein Dichter, über den zu viel geschwiegen wird — man muß es einmal aussprechen, auch auf die Gefahr hin, daß nun gerade dieser Satz marktschreierisch klingt. Es soll als Klage klingen und so aufgenommen werden; um der notwendigen Eindringlichkeit willen ist also der Satz erlaubt und vielleicht geboten. Hier haben wir einen Erzähler, der in einer unerhört reinen schönen Sprache Schicksale aus der Masse hebt, aus dem Verschwiegenen und aus dem Hin- und Herspielen der Empfindungen. Seine Sätze sind so überaus durchsichtig, daß man bis hinten auf ihre Schatten sehen kann, ich meine bis dorthin, wo das Eigentliche, Unsagbare, Schicksalsgroße geschieht. Von diesen Geschichten liebe ich am meisten die wundervolle 'Portugiesin', in der seit langem zum erstenmal wieder jene Dämonie kleistischer Novellen ist: alles spricht und lebt mit, der Stein und die Sonne und das Tier und die Waffe und die Straße, es ist gar nichts literarisch Gemachtes da — der Dichter wurde wahrhaft das Instrument seiner Gesichte.

*K.*

Joseph Lazarus: Der Numerus Clausus in der Weltgeschichte. (Leipzig, Der Neue Geist-Verlag.)

Nachhaltiger noch als der Fluch des Zerstreutwerdens hat Abrahams Prophezeiung „Die Völker sollen sich mit Euch segnen" ihre Erfüllung gefunden. Sehr oft hat die Welt sich an den Juden gesegnet', um satt vom Segen sie unter das Joch eines Numerus clausus zu schicken. Lazarus bietet historische Beispiele in großer und bedeutender Zahl an, die vor allem den expansiven Geist eines weltbesiedelnden Volkes dartun. Ging es den Juden gut, so deshalb, weil sie im Sinne des „Bethamidrasch" in Erscheinung traten, d. h. in tiefster Erkennung, daß Arbeit und Expansion ohne Forschung und ohne Kultur, ohne 'Seelenadel' undenkbar seien. In dem Maße, wie die Juden das verleugneten, wurden sie verleugnet und abgeschnitten von der eigenen Kraftquelle, erlagen sie dem Ansturm des Faustrechtes. Die historisch belegten Erörterungen sind produktiv deshalb, weil sie das Uebel des Antisemitismus an der Quelle fassen: am Versagen des Juden selbst, am Verrat an sich; man werte das nicht als zionistisches Dokument, sondern als pädagogische Ueberlegungen im Dienst weitester Allgemeinheit.

Josef Ponten: Griechische Landschaften. Ein Versuch künstlerischen Erdbeschreibens mit 106 Lichtbildern. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Mit diesem Buch öffnet der ausgezeichnete Erzähler Josef Ponten den Einblick in die Physik, die seine Ar-

beit trägt. Es ist, obwohl es dies bescheiden ablehnt, ein wissenschaftliches Werk über Griechenland in landschaftlicher, geographischer, geologischer, atmosphärischer, morphologischer Hinsicht — allerdings gesehen mit dem Auge des Künstlers, der von der Zerlegung zur Synthese weiterschreitet, der untersucht, um das landschaftliche Erlebnis in sich zu begründen und dadurch, daß er das innere Naturbild mit allen Energien des Wissens sättigt, zu verdichten. Die Wissenschaftlichkeit trägt sich auf verständliche Weise vor.

---

## UEBERPATRIOTEN.

Im spanischen Erbfolgekrieg begaben sich in patriotischer Ekstase die Freudenmädchen von Madrid ins Lager der Portugiesen und knallten sechstausend Männer nieder.

Der Kanton Uri vertrug lange Zeit nicht, das man sein Copyright an Wilhelm Tell verletzte. So wurde eines Tages beschlossen, eine kleine dänische Schrift „Guillaume Tell, fable danoise" öffentlich zu verbrennen, weil sie die Authentizität des schweizer Befreiers in Zweifel zöge.

Josephus erzählt, man habe im Zirkus eine Anzahl Tiere aus verschiedenen Ländern laufen lassen, nachdem man Erde eben dieser Länder an der und jener Stelle ausgestreut hätte. Jedes Tier sei nach seiner Heimaterde gelaufen und habe sich dort niedergelegt.

---

## FILM

*Ausgerechnet Wolkenkratzer.*

Manche sagen, dieser Film sei der aufregendste der Welt. Er ist mehr als aufregend. Manche sagen, er sei der lustigste der Welt. Er ist mehr als lustig. Seine ungeheuerliche Wirkung ersprießt daraus, daß Grauen und Lustigkeit hier wundersam verschmelzen, und daß somit ein neues Gefühl uns erschüttert, das uns im Alltag fremd ist, für das wir keinen Namen haben, das aber unsäglich wohltuend für Nerven, Gemüt und Gehirn ist . . . weil es uns von der Wirklichkeit, die quälend auf uns lastet, in der wir eingesponnen sind, deren sogenannte Gesetze uns peinigen, — weil es uns von dieser Wirklichkeit befreit.

Es ist seltsam, daß, sobald die Wirkung der Exzentrik-Clowns, der großen Komiker, der amerikanischen humoristischen Filme analysiert wird, man plötzlich, wider Willen, in philosophische Gefilde hineinschweift. Gerade diese Kunstdarbietungen, die der Durchschnittsmensch zunächst als Blödsinn bezeichnet, führen schließlich ins Tiefste des Menschlichen und Metaphysischen. So geschah es auch bei der Erklärung von Chaplins Komik, über den bereits über ein halb Dutzend Bücher in Deutschland gedruckt wurden.

Wo ist nun die ganz einfache Wurzel dieses scheinbaren Geheimnisses? All diese Komiker und Clowns übersteigern, überspitzen die uns allbekannte Wirklichkeit so, daß sie aufgehoben wird, daß ihre Sinnlosigkeit offenbar wird. Daß ihre sonst so gefürchteten Gesetze zur Lächerlichkeit schrumpfen. Wie durch die hohe dramatische, erzählende und historische Kunst die

chaotische Wirklichkeit geordnet, ihr Ursache, Zusammenhänge, Sinn und Ziel gesetzt wird, — so löst umgekehrt die Exzentrikkunst den Sinn dieser Wirklichkeit vollends auf, ist schärfste höhnische Kritik der Wirklichkeit, Befreiung des Menschen von der Wirklichkeit durch seine Körperteile und geistige Gewandtheit. So haben absolute reinste Geistesbetätigung (die Sinnsetzung des Sinnlosen) und der tollste geistentfernteste Blödsinn (die Sinnlosigkeitserweisung des Sinnlosen) fast die gleiche Wirkung auf die Menschen (beides ist höchste Versinnlichung und damit Hinaushebung des Menschen über sich selbst, über die alltägliche Sinnenwelt).

Der Harald-Lloyd-Film „safety last“ (ausgerechnet „Ausgerechnet Wolkenkratzer“ übersetzt) enthält weder eine durchgehende einheitliche Handlung, noch weist das Manuskript irgendwelche Komposition auf, es ist weder in Akte noch in Zeitabschnitte eingeteilt. Nicht einmal erkenntlich ist, ob es innerhalb dreier Tage oder dreier Jahre spielt. Der Film ist eine rasch vorübergleitende Kette guter Einfälle, die filmgemäß gesehen und ausgeführt sind. Weder das Gesicht noch der Körper dieses Harald Lloyd ist besonders ausdrucksfähig, sondern was der Mann tut, wie er es tut, ist das allein Wirksame.

Alles, was er tut, ist die Abwehr des Dummschlauen gegen die Menschen und Einrichtungen der Großstadt. Er bleibt der Sieger, weil er die Großstadt mit ihren eigenen Mitteln schlägt, indem er sie überhaupt und damit ihre Wesenlosigkeit enthüllt. Wie Chaplin diese Wirkung mehr mit rein menschlichen Mitteln erzielt, durch einen Blick, eine Geste, — so bewirkt Harald Lloyd dies durch zwei exakt zugespitzte, überspitzte Situationen.

Es wird ein Inventurausverkauf im Warenhaus gezeigt. Das wird nicht karikiert, sondern im Tempo, in der Bewegung, in der Masse übersteigert. Der kleine Verkäufer gebärdet sich, um der Braut zu imponieren, als Generaldirektor. Was er als solcher tut, ist alles logisch, einfach, klar gedacht; aber weil er alles so exakt frech tut, so selbstverständlich in den unmöglichsten Situationen triumphiert, wird durch die Ueberraschung des Beschauers die komische Wirkung erzeugt. Hier waltet der Geist, der nicht prätendiert, Geist zu sein, sondern in der bescheidenen Maske des Blödsinns auftritt.

Der zweite Teil des Films stellt dar, wie Er an einem Wolkenkratzer 20 Stockwerke (in Vertretung eines anderen) hinaufklettert. Nicht das Klettern, das für andere Sensationsdarsteller die Hauptsache wäre — hier nur mit Hilfe eines Tricks gemacht wird —, ist das Wesentliche, sondern die Hindernisse, die sich der Kletterei entgegenstellen, und ihre Ueberwindung durch die groteskesten Zufälle. Wenn ihn der Freund, für den er aus Reklamegründen klettert, immer höher lockt, weil dieser Freund selbst von einem Schutzmann im Innern des Hauses verfolgt wird, wenn er an den Gesimsen zappelt und schwankt, sich festklammert, von Tauben belästigt wird; wenn die Fahnenstange bricht, an der er sich hält; das Seil, an dem er gezogen wird, ihm entgleitet; wenn sein Kopf gegen den Mauervorsprung stößt; wenn er immer wieder hoch in den Lüften zu stürzen droht — und doch jeder weiß, daß ihm nichts geschehen kann —, dann stellt sich jenes aufrüttelnde Mischgefühl von Grauen und Komik ein, welches das wirklichkeitsüberwindende Wesen aller Exzentrik-Kunst ist — und hier mit raffinierter Nutzung aller Möglichkeiten des Films zu einer bisher nicht erreichten Höhe gesteigert ist.

*Kurt Pinthus.*

## ANEKDOTEN.

Die blinde Marquise Dudeffand plauderte in ihrem Salon mit einem guten alten Freund, Pont-de-Veyle.

„Pont-de-Veyle!?"

„Liebste Marquise?"

„Wo sind Sie denn?"

„Vor dem Kamin."

„Ausgestreckt, die Füße am Feuer, wie man das bei alten Freunden gewohnt ist?"

„Gewiß, meine Liebe!"

„Pont-de-Veyle, ich glaube nicht, daß es eine zweite so herzliche Gemeinschaft wie die unsere gibt."

„O, da haben Sie recht!"

„Fünfzig Jahre schon!"

„Fünfzig Jahre, ja!"

„Und nie der leiseste Schatten eines Zwistes!"

„Bisweilen, insgeheim hat mich das auch erstaunt."

„Pont-de-Veyle, ob es wohl daher kommt, daß wir uns letzten Endes immer gänzlich gleichgültig waren."

„O, das kann schon sein, liebste Marquise!"

*

Der Abbé de la Marre machte 1747 den Feldzug in Böhmen mit. Die Gattin seines Quartierherrn in Prag flößte ihm eine besondere Neigung ein, und es geschah, daß der Ehemann sie beide in einer etwas verdächtigen Lage überraschte. Er warf den Abbé kurzerhand zum Fenster hinaus. Der Franzose sah mit einem letzten Blick zu der verhängnisvollen Front auf, sagte: „Ich hätte nicht geglaubt, daß die zweiten Stockwerke hierzulande so hoch seien", und verschied.

---

## NOTIZEN

Die Künstler-Anekdoten, die im Tage-Buch Nr. 17 vom 26. April abgedruckt wurden, stammen aus dem reizenden Buch: **Der Malkasten** von Arthur Rössler, bei E. P. Tal in Wien erschienen. Das kleine, amüsante Büchlein sei hiermit nochmals herzlichst empfohlen.

*

Der Brief von Rosa Luxemburg, den wir in Nr. 17 vom 26. April veröffentlichten, ist der Korrespondenz **Sozialistische Politik und Wirtschaft** entnommen.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 18)




**Redaktion des „Tage-Buch"**: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

**Inseratenpreise**: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Maiwoche

Gerechtigkeit erhöht ein Volk — kein Wunder, daß es uns in Deutschland so schlecht geht. Vielleicht, weil sich niemand für Gerechtigkeit interessiert, nimmt auch niemand Anteil an der Rechtspflege. Oder sollte gerade das Gerechtigkeitsgefühl die deutschen Staatsbürger hindern, sich um ihre Gerichte zu kümmern? Jetzt sind 3 neue Senatspräsidenten am Reichsgericht ernannt worden. Eine höhere richterliche Tätigkeit als die eines Senatspräsidenten am Reichsgericht gibt es nicht. Aber wer kennt die Namen und die Verdienste derer, die jetzt die höchste Vertrauensstellung erhalten haben? Nur Bayern scheint sie zu kennen. Denn es hat gegen die Ernennung des einen Widerspruch erhoben. Bayern als Hüter der Gerechtigkeit: das muß mißtrauisch machen. In der Tat ist dieser bayerische Widerspruch wohl das ungeheuerlichste, was an Zynismus aufgebracht werden konnte. Besagter Senatspräsident hat nämlich über das Fechenbach-Urteil in einer großen deutschen Zeitung einen Artikel geschrieben, so besonnen, vorsichtig und abwägend wie nur möglich. Ach nur zu besonnen gegenüber dem methodischen Wahnsinn dieses Urteils! Mit aller Vorsicht mußte er zu dem Ergebnis kommen, daß jenes Urteil des Volksgerichtes, eingegeben von Haß, in den Tatsachen nicht begründet sei. Dieses Resultat eignen Nachdenkens machte den Mann für bayerische Begriffe ungeeignet zum höchsten Richteramt. Was ihm jedem anständigen Deutschen besonders empfehlen müßte, daß er nämlich den Mut hatte, eine unangenehme Wahrheit zu sagen: das machte ihn den Bayern mißliebig. Es gibt noch Richter in Deutschland? Grund genug für die Ordnungszelle, gegen sie vorzugehen.

Oder sollte der bayerische Bevollmächtigte zum Reichstage aus Versehen einer Instruktion gefolgt sein, die er unmittelbar von dem bayerischen Herrn Reichsjustizminister erhalten hatte? Und an der er treu festhielt, auch als der Minister das Reich schon wieder verlassen hatte? Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Trotz-

dem ist das Theater, das hier aufgeführt worden ist, wert, im Gedächtnis behalten zu werden; besonders der Teil hinter den Kulissen!

Auch an den Vorgängen in Halle ist nichts so empörend, wie die schreiende Ungerechtigkeit, mit der hier einer bestimmten Gruppe radaulustiger Verfassungsfeinde eine Ausnahme von der Ausnahmeverordnung gewährt worden ist. Man muß wissen, mit welcher an sich lobenswerten Strenge und Folgerichtigkeit bisher alle Veranstaltungen unter freiem Himmel verboten geblieben sind, die nicht im Staatsinteresse lagen. Jetzt plötzlich soll der Umstand, daß aus den gutgespeisten Geldquellen der Vaterländischen Verbände die Mittel zur Wiederherstellung des Moltkedenkmals geflossen sind, die Erlaubnis der ganzen Demonstration rechtfertigen! Man muß fragen, wieviele Tafeln, Fahnen, Denkmäler und andere schöne Sachen, die auch alle mit den Mitteln von Vereinen und Verbänden bezahlt worden sind, nicht haben eingeweiht werden dürfen, weil Versammlungen unter freiem Himmel und Umzüge auf öffentlichen Straßen verboten sind. Die Preußische Staatsregierung hat mit den Vaterländischen Verbänden etwa auf dem Fuße verhandelt, wie mit Bayern — höchstens noch etwas freundlicher. Konnte sie nicht wissen, daß diese Herrschaften immer ein besonderes deutsches Manneswort zur Verfügung haben, das rechtzeitig gebrochen werden darf? Hatte sie nichts in den Akten über den Frontsoldatentag in Magdeburg, wo auch sogenannte Vereinbarungen hinterher nur von der Polizei gehalten wurden, nicht aber von den Demonstranten? Oder war der stellvertretende Minister nur schlecht informiert, weil der verantwortliche Leiter der preußischen Polizei sich in Urlaub befand und niemand an seiner Stelle mit gerechtem Maße zu messen vermochte? Eine Republik, die den Massen ihrer Gegner von rechts mit dem ganzen Aufgebote polizeilicher Macht einen ungestörten Rummelsonntag sichert, während sie eine kleine Schar ihrer Gegner von links viele Stunden lang dadurch sichert, daß sie sie in Schutzhaft nimmt — eine solche Republik ist wert, nur noch auf dem rechten Beine gehen zu können. In die Fürsorgeanstalt mit diesem Krüppel!

Der Sommer, der die „Deutschen Tage" bringt, bringt auch die deutschen Bäderanzeigen. Das Seebad Bansin empfiehlt sich in einem amtlichen Prospekt dadurch, daß vor dem Inseratenteil folgender Hinweis steht: „Die meisten Besitzer nehmen nur christliche Gäste auf." Blättert man dann in diesen Annoncen, so kündigt sich mindestens jede zweite Pension als christliches Haus an. Was für eine lustige Begriffsverwirrung. Das Christentum ist ein jüdischer Importartikel. Was die Bansiner geschäftstüchtigen Wirte suchen, sind nicht Christen. Denn die guten Christen sind immer schlechte Kunden gewesen. Sie suchen vielmehr Arier, die mangels eines

Stammbaumes ihre Blut- und Seelenreinheit mit dem Portemonnaie beweisen. Denn natürlich muß das Hochgefühl, in christlichen Häusern zu logieren, auf einem christlichen Sandstreifen zu schmoren und in einem christlichen Abschnitt des großen heidnischen Meeres zu baden, mit einigen Prozenten Zuschlag bezahlt werden. Immerhin ist es eine tröstliche Aussicht, daß diese Sorte von Christen, deren Patentpatriotismus von Frömmigkeit nichts weiß, sich einige Konzentrationsbäder an den deutschen Küsten errichtet und dafür die übrigen schönen Plätze des Vaterlandes dem Normalmenschen überläßt.

Sollten einige Badedirektionen auf den Gedanken kommen, als Badegäste nur normale Menschen zuzulassen, dann würden sie allerdings auf alle die verzichten müssen, die auf deutscher Seite die Finger in dem immer noch lieblich hingezogenen deutsch-russischen Konflikte haben. Diese Sache beschäftigt das ganze Ausland. Nur die deutsche Presse tut so, als handele es sich um eine Lappalie. Kluge Leute haben sogar schon wieder ausgerechnet, daß wir im Grunde ein ganz gutes Geschäft machen, wenn wir die Geschäfte mit Rußland aufheben. Es ist wirklich nicht leicht, in Deutschland zu regieren, wo immer die einen das Amt haben und die anderen den Apparat, der dazu gehört; die einen das Recht, Verträge abzuschließen und Vorteile einzuräumen, die anderen die Möglichkeit, diese Verträge zu verletzen und die Vorrechte zu mißachten. Die Preußische Polizei hat sich einen Uebergriff erlaubt. Für jede vernünftige Außenpolitik wäre es das einzig Anständige und diesmal ausnahmsweise zugleich auch das einzig Kluge, diese Tatsache zuzugeben, sich für sie zu entschuldigen und bei Preußen die entsprechenden Folgerungen zu erwirken. Aber Herr Stresemann ist eben in erster Linie Parteiführer einer mittleren Rechtspartei und in zweiter Linie Außenminister. Wie könnte er wagen, einer kommunistischen Regierung gegenüber eine Anstandspflicht zu erfüllen, da er doch nicht den Anschein erwecken darf, als hielte er Kommunisten für anständige Menschen? Oder ist das Reich zu schwach, um für außenpolitische Notwendigkeiten die innerpolitischen Möglichkeiten zu schaffen. Ist man am Alexanderplatz stärker als in der Wilhelmstraße? Hier handelt es sich denn doch nicht nur um das Prestige einiger rotsüchtiger Kriminalbeamter oder das Geschäftsinteresse einiger Kaufleute. Vielmehr hat das deutsche Volk als Ganzes ein Recht, durch seine Polizei nicht schlechter gemacht zu werden, als es ist. Das Beschämende der Lage ist nicht die Notwendigkeit, eine Entschuldigung auszusprechen, sondern die kleinliche und unaufrichtige Art, wie man die deutsche Oeffentlichkeit und sich selbst hierüber hinwegtäuscht, bis aus der polizeilichen Dummheit, die gutgemacht werden kann, glücklich eine politische Dummheit geworden ist, die irreparabel wäre.

So erbittert doch, ihr Schriftsteller, nicht Länder gegen Länder durch unnütze oder gar parteiische Rügengerichte; zumal wenn ihr mit wechselseitigem Hasse keine andere Macht vermehrt, als die fremde.

*

Aus einer hohen Kriegsschule von arbeitenden Regungen in Philosophie, in Dichtkunst, in Politik zugleich — vollends gegenüber dem mehr fast anfeuernden als feuernden Frankrenreiche voll Reizmittel — muß Deutschlands Gestalt künftig zu hoher Stärke und Fertigkeit entfaltet hervortreten.

*

Ohne politische Träume stürbe jeder Staatskörper, wie (nach Kant) jeder andere ohne andere. Wer nichts will als Gegenwart, wäre gewiß nicht ihr Schöpfer geworden.

*

Bei den Persern durfte man, wenn man opferte, von den Göttern nichts für sich allein, sondern es zugleich für alle und den König erbitten. Diese Sitte ist die schönste Definition der Freiheit. Nichts ist gefährlicher für Menschenwohl, als dasselbe der Idee eines einzigen unterzuordnen und unterzubauen; es müßte denn die Idee gerade das höchste und weiseste Wohl bezielen, nämlich eben den unauslöschlichen Charakter der H u m a n i t ä t, für welche Freiheit Folge und Bedingung ist.

*

Der Geist, der Staaten umwarf, war der Geist der Zeit, nicht der Bücher, die er ja selber erst schuf und säugte.

*

Es ist schön, daß das la Trappe-Kloster abbrannte, ohne daß einer der Mönche das Schweigen brach; es ist schöner, daß unsere Länder keine Trappistenklöster sind, sondern — reden.

*

Die Deutschen lieben jetzt in den Deutschen das Deutsche mehr, als sonst. Waren indes die einzelnen deutschen Völkerschaften einander fremd, so waren die einzelnen griechischen und italienischen sichs auch; und daher unbeschadet unseres Gehalts an Liebe und Geist dürfen wir die Aehnlichkeit eingestehen. Nur dann fiel jede schmeichelnde hinweg, wie jede Entschuldigung, wenn jetzt die Bundesstaaten des Deutschland sich nicht nach innen zu bildeten, oder wenn sie getrennte Gesellschaftsinseln oder höchstens verknüpfte Tourniergenossen würden, anstatt einer schönen Eidgenosesnschaft auf der Ebene. — Nie kehre die alte Erstarrung im neuen Keimmonat um!

*

In nichts offenbart sich die herzlose Maschinenhaftigkeit der Neueren mehr, als in der Dürre ihrer Feste.

JEAN TARVEL

# FRANKREICH UND DIE DEUTSCHEN WAHLEN

Ein französischer Journalist, seit langem in Deutschland tätig, Kenner und vorurteilsloser Beurteiler deutscher Verhältnisse, sendet dem Tage-Buch diesen Aufsatz, der entstanden ist unter dem frischen Eindruck der deutschen Wahlen und das französische Wahlergebnis noch nicht berücksichtigt.

Die deutschen Wahlen sind so ausgefallen, wie vorauszusehen war. — Niemals haben die Propheten so genau die Zahl der Vertreter vorausgeschätzt, die die einzelnen der zahlreichen Parteien haben würden, die sich in den Reichstagskuchen teilen. Soll man glauben, daß das deutsche Wahlsystem Ueberraschungen, wie sie bei anderen Methoden vorkommen, verhindert? Wenn man zum Beispiel nach dem englischen System gewählt hätte, wäre der Erfolg der Deutschnationalen viel größer gewesen. Aber diese Voraussage, die so leicht zu machen war, daß sie keinerlei Verdienst bedeutete, scheint doch tiefere Gründe zu haben: die Entwicklung der öffentlichen Meinung in Deutschland nach rechts und äußerst links vollzieht sich seit 5 Jahren mit einer Kraft, mit einer Beständigkeit, die etwas Schicksalsmäßiges an sich hat.

Es ist in Deutschland Mode, Poincaré und den Bloc National zu beschuldigen. Deren Politik hat gewiß dazu beigetragen, die nationalistischen Leidenschaften aufzustacheln, es bleibt nur die Frage, ob sie dies bewußt oder ohne es zu wollen getan haben: aus Macchiavellismus oder aus Naivität. Beide Thesen lassen sich verteidigen.

Es ist indessen auffallend, daß diese doppelte Bewegung, die sich in den Wahlen vom 4. Mai dokumentiert, nicht erst gestern angefangen hat. 1919 zur Nationalversammlung hatten die Mehrheitssozialisten 11 500 000 Stimmen, die Unabhängigen 2 300 000; 1920 bei den Wahlen zum ersten Reichstag hatten die Mehrheitssozialisten nur noch 5 600 000 Stimmen, die Unabhängigen stiegen auf 4 900 000, und die Kommunisten trugen 440 000 davon. Die Radikalisierung der Arbeitermassen hatte also in einem Jahr große Fortschritte gemacht.

In der gleichen Zeit vergrößerten die Deutschnationalen die Zahl ihrer Abgeordneten von 42 auf 66, die Volkspartei von 22 auf 62, während die Demokraten von 75 auf 45 heruntergingen: die deutsche Bourgeoisie orientierte sich nach rechts.

Wenn diese Entwicklung eines Jahres sich während der vier folgenden fortgesetzt hat, sollte dies vielleicht eine geheimnisvolle Macht sein, die das deutsche Volk zu den Extremen treibt, damit es, wie Theodor Wolff behauptet, erst durch alle Grade der Dummheit hindurch muß, ehe es zur Vernunft gelangt?

Wenn dieses Wunder so weiter geht, so glaube ich viel eher, daß es daran liegt, daß die Ursachen, die es bestimmen, noch immer vorhanden sind.

Der Sturz der Mark, mit seinen sozialen Erschütterungen als Folge, ist zweifellos die wichtigste Ursache. Er hat zwar seit 6 Monaten aufgehört: aber seine Wirkungen und die Unzufriedenheit, die er bei zahlreichen Bevölkerungsklassen ausgelöst hat, bestehen weiter. Diese Unzufriedenheit hat sich gegen die Parteien gerichtet, die *am wenigsten Verantwortung* für diesen Vorgang tragen. Könnte es auch anders sein, da doch diese Parteien regierten? Man kann von der Masse der Wähler nicht den kritischen Geist verlangen, den immer nur eine kleine Zahl besitzt. Die Masse urteilt immer nach dem Augenschein, und *der Augenschein ist seit vier Jahren gegen die Demokratie*.

Gegen die verantwortlichen Führer der deutschen Demokratie gibt es leider nicht nur äußere Gründe. Hier sind die äußeren und inneren Schwierigkeiten: Der Gegenschlag der Ententepolitik, das Fehlen einer demokratischen Tradition beim deutschen Volke, besonders bei der Mittelklasse, die allgemeine Krise, der die Demokratie auch in den Ländern unterlag, in denen ihre Tradition am stärksten ist. Alle diese mildernden Umstände hätten nicht zu verhindern brauchen, daß die deutschen Regierungen die glänzendsten Gelegenheiten benutzten, ihren guten Willen zu beweisen.

Ein Beispiel nur: die völkische Bewegung und alles, was damit zusammenhängt, die Ermordung Erzbergers und Rathenaus, die Geheimbünde, Putsche etc. Kann man behaupten, daß diese Bewegung nicht hätte verhindert werden können? Daß man gegen sie ohne Autorität und Macht gewesen wäre? Daß die Reichswehr nicht zuverlässig war? Die Ereignisse des vergangenen Herbstes haben das Gegenteil bewiesen. Selbst in einer konservativen und monarchistischen Armee, selbst in „nationalsten" Kreisen hätte man eine Stütze gegen die illegalen Organisationen finden können, die mit Gewaltmethoden arbeiten: denn in dieser Armee und in diesen Kreisen herrscht das Gefühl für Ordnung, die Gewohnheit der Disziplin. Warum also nicht damit rechnen?

Mit Entschlossenheit, mit Sicherheit war es den Demokraten verhältnismäßig leicht, die Ehrhardt, Roßbach und Hitler mattzusetzen. Wenn sie so gehandelt hätten, hätten sie der deutschfeindlichen Propaganda und auch dem gerechten Mißtrauen des Auslandes die Nahrung entzogen. Sie hätten aber dem deutschen Volk imponiert. Nichts entfernt ein Volk mehr von seiner Regierung als das Eingeständnis der Schwäche. Ist der Bankrott der Justiz und der Staatsautorität nicht der größte Fehler der deutschen Demokratie?

Ob das Resultat der Wahlen mehr oder weniger befriedigend, mehr oder weniger gefährlich ist, läßt sich noch nicht voraussagen. Im allgemeinen kann man darauf antworten, wenn man die

Stimmen seiner Freunde zählt. Dieser Standpunkt des Parteimannes ist zweifellos gerechtfertigt, aber sehr ungewiß.

Wenn man sich z. B. auf den Standpunkt der Demokraten stellt (ich nehme diese Bezeichnung im weitesten Sinne), muß man den Schluß ziehen, daß der 4. Mai ein beklagenswerter Tag ist, weil die Feinde der Demokratie rechts und links triumphiert haben. Andererseits hätte es schlimmer kommen können, denn der Erfolg bei den Extremen hätte noch größer sein können.

Die politische Erfahrung lehrt uns, daß man den Wahlresultaten mißtrauen muß: Parlamente, die hervorragend schienen, haben sich durch Mittelmäßigkeit und Ohnmacht ausgezeichnet; andere, die zuerst eine sehr schlechte Figur machten, haben sich auf sehr ehrenwerte Art aus der Affäre gezogen.

In alten parlamentarischen Ländern, wie England, ist es Sitte, daß Reformen, die von den Liberalen verlangt worden sind, von den Konservativen verwirklicht werden. In Deutschland haben wir schon gesehen, daß die Deutschnationalen als Gegner der Weimarer Verfassung sich mehrmals als treue Wächter dieser Verfassung aufgespielt haben. Es wäre ein ganz normales Paradox, wenn die Reparationspolitik, bei der die demokratischen Parteien bisher versagt haben, nun erst von dem Tage ab gelänge, an dem sich die Deutschnationalen daran beteiligen.

Warum sollten sich Hergt und Tirpitz nicht mit Poincaré verständigen? Sie sind vielleicht im Grunde weniger von ihm entfernt als Mac Donald.

Warum zweifelt man an ihrer nötigen Klugheit, um zu verstehen, daß Deutschland Reparationen zahlen muß? Vielleicht, weil sie das Gegenteil *gesagt* haben?

Ein Politiker ist niemals auf die Versprechungen verpflichtet, die er seinen Wählern gemacht hat. Niemals hat eine Partei in Machtstellung die gleiche Stellung eingenommen als in der Opposition. Haben wir diese Grundregeln der Weisheit der Nationen vergessen? Oder glauben wir, daß die Deutschnationalen anders als andere Menschen sind?

Die Wahl von 100 Deutschnationalen und 32 Völkischen hat ein Gutes für das Ausland, und namentlich für Frankreich, nämlich daß sie die Situation für einige Zeit klärt. Es ist besser, man kann sagen: es gibt in Deutschland 130 oder 140 nationalistische Abgeordnete — kaum ein Drittel des Reichtags — als zu behaupten, wie man es vorher getan hat: die nationalistischen Abgeordneten sind nur 70, aber sie stellen *die Mehrheit des Landes* dar. Da diese Leute sehr laut schreien, glaubte man ihnen, oder wenigstens tat man so, als wenn man ihnen glaubte. Jetzt wird das viel schwerer sein.

Wenn eine, vielleicht nur provisorische Lösung der deutsch-französischen Schwierigkeiten zustande kommt, während die Nationalisten in der Regierung sitzen, werden die Friedensfreunde

auf beiden Seiten sich beglückwünschen. Eine Einigung durch die Demokratie wäre nur möglich gewesen, wenn diese allmächtig geworden wäre, wenn sie ihre Gegner vernichtet hätte. Solange das nicht ist, solange diese Gegner stark bleiben, sind sie imstande, eine solche Einigung durch nationalistische Hetze zu zerstören. Im Augenblick, wo sie mitverantwortlich sind, muß diese Hetze aufhören oder wenigstens beschränkt werden: sie wird von den Völkischen fortgesetzt werden, aber diese Partei wird durch ihre inneren Spaltungen zu einer kurzen Existenzdauer verurteilt sein.

Wenn es möglich wäre, so wäre eine deutsch-französische Einigung, an der die „nationalsten" Elemente auf beiden Seiten beteiligt sind, wahrscheinlich das Ideal: um den Frieden zwischen zwei großen Nationen zu sichern, muß er von der Mehrheit gewollt und angenommen werden, besonders in dem Land, dessen nationale Empfindsamkeit durch die Niederlage überreizt ist.

Nun wird man sagen, daß, wenn Herr Hergt und seine Freunde das Sachverständigen-Gutachten von Dawes annehmen und sie sich verpflichten, Verständigungspolitik zu treiben, sie innerpolitische Konzessionen verlangen werden: sie werden sich die Verwaltung, die Polizei, die Justiz, den Unterricht und die Finanzen ausliefern lassen. Sie werden die sozialistischen Landräte und Polizeipräsidenten verjagen; sie werden den Staatsgerichtshof aufheben; sie werden Hitler, Ehrhardt und Konsorten freilassen; sie werden Fechenbach nicht aus dem Gefängnis entlassen; sie werden das Volk mit Steuern erdrücken; sie werden überall die schwarz-weiß-rote Fahne flattern lassen.

Wird das eine bedeutende Veränderung bringen? Wird die Justiz des Grafen Westarp sehr viel anders sein, als die von Herrn Emminger? Können die Professoren und die Studenten noch schwarz-weiß-röter sein, als sie es bis jetzt schon sind? Werden nicht schon seit Monaten die republikanischen Beamten abgebaut?

Man kann nicht sagen, daß das deutsche Volk sich in seiner Mehrheit für eine Rechtsregierung ausgesprochen hat; aber diese Regierung scheint so unvermeidlich wie vor einigen Monaten die Arbeiterregierung in England, wo die Labour Party auch nicht die Mehrheit hatte. Gerade so wenig, wie die Arbeiterregierung das Eigentum abgeschafft hat, werden die Deutschnationalen den Krieg erklären. Es ist sogar nicht wahrscheinlich, daß sie die Republik abschaffen, wenn sie nicht zu lang an der Macht bleiben.

Gegenüber einer Erfahrung, die die Umstände notwendig gemacht hat, scheint es überflüssig, sich zu fragen, ob sie bedauerlich oder wünschenswert ist. Die philosophischste Haltung und vielleicht auch die politisch klügste ist, sie hinzunehmen und sich bereit zu halten, um mit der größten Energie zu reagieren, wenn die Stunde gekommen sein wird.

# FRANZÖSISCHE WAHLBILDER

Paris, den 11. Mai 1924.

## Gespräch mit dem Friseur.

Ich wollte die Volksseele ergründen. Wie erwischt man sie? Versteht sich, beim Friseur. Wenn man ganz wehrlos und eingeseift dasitzt, dann braucht man nur eine Silbe in den Apparat aus dem Friseurgespräch zu werfen und sofort schnurrt die Grammophonrolle die Wahlen?

„Ach, es interessiert sich ja niemand mehr für Politik. Ja, vor dem Kriege! Da war jeder ein leidenschaftlicher politicien. Aber heute reden die Leute nur von Geld, von Börsengeschäften, vom steigenden Franken. Für uns Friseure ist das ja ganz gut. Es gibt weniger Streit beim Rasieren. Glauben Sie, daß in diesem Laden hier schon über die Wahlen geredet wurde? Kein Mensch, das war vor dem Kriege nicht möglich. Was für politische Debatten haben wir hier gehabt. C'est passé. Vorbei . . ."

Er wurde ganz melancholisch und rasierte mich zu Ende.

Zur Unterhaltung nahm ich den „Intransigeant" vor die Augen, die Zeitung, die sich Henri Rochefort geschaffen hat und die länger lebt als ihr Geist. Ich fand einen kleinen Artikel, der die Meinung des Friseurs bestätigt. Der „Intransigeant" ist jetzt Geist vom Geiste der Friseure — der Aufsatz hatte den Titel: „La décadence de l'invective". Der Verfall der Beschimpfung. Ja, das ist's. Das gewahrte ich in allen Versammlungen und Zeitungsartikeln. Den Franzosen macht die feiste, herausgeschleuderte Invective keine Freude mehr. Nie gab es eine bedächtigere, eine anständigere Wahlbewegung. Kein Messerstich. Keine fulminante Agitation, auch nicht unter den Kommunisten, die merkwürdigerweise überall in der Welt, auch hier in Paris, ein aufgeregtes Privatdozententum als Redner hinaussenden.

Revolutiospathos mit statistischen Tabellen. Fanatische Redner, die aber immer die Hand an ihrer Brille halten, weit und breit nicht der geringste persönliche Kampf. La décadence de l'invective. Und das muß der „Intransigeant" bekennen, der von dem Meister der Invective gegründet worden ist!...

## Wir sind nicht da.

Werden denn nicht wenigstens die Deutschen beschimpft? Ich habe nirgendwo, weder in den Zeitungen, noch in den Versammlungen, weder in Cabarets, noch in Revuen eine Beschimpfung der Deutschen gehört. Natürlich sagt man dann und wann „boche", aber das Wort hat seinen Haß-Gehalt verloren, es ist ausgeraucht. Dafür habe ich in Gesprächen wiederholt von „le Fritz" reden gehört. „Le Fritz" — das ist der Preuße, den man im Kriege kennen gelernt hat und der eigentlich ein leidlicher

Kerl war, gutmütig trotz äußerer Barschheit. „Le Fritz", das enthält ein bißchen Wohlwollen, mit einem unausgesprochenen Seufzer: So ist er eben!... Auch in den Zeitungen bis knapp vor dem Wahltag, fand ich keine Schmähung Deutscher. Freilich ist die politische Gleichgültigkeit sehr groß geworden; im „Matin", also einem der meistgelesenen Blätter, gab es bis gestern keinen einzigen Leitartikel, der sich mit den Wahlen beschäftigte. Als ich das einem französischen Freunde sagte, erwiderte er mir: „Ja, der Pariser will nicht mit der Nase darauf gestoßen sein. Provinzzeitungen sind voll mit Aufforderungen, Empfehlungen, Agitationen. In Paris genügt es — haben Sie es nicht bemerkt — wenn der „Matin" sich entweder mit dem Aufmarsch der deutschen Nationalsozialisten in Halle spaltenlang beschäftigt oder mit der Ablehnung der Sachverständigen-Vorschläge durch die Deutschnationalen. Ohne die vorangegangenen Wahlen, ohne diese Demonstrationen in Halle wäre die französische Wahlbewegung noch schläfriger gewesen."

Es gibt keine Invectiven gegen die Deutschen. In allen Restaurants, im Metro, im Theater kann man ruhig deutsch sprechen. Niemand stört einen. Niemand kümmert sich um einen. Freilich, es gibt nur in einigen Kiosken auf den Boulevards ziemlich versteckt deutsche Zeitungen zu sehen, in keinem Laden ist die alte Tafel: „Man spricht deutsch" wieder zum Vorschein gekommen. Wir sind einfach nicht da . . .

Doch irgendwo sah ich einen Deutschen auf der Bühne. In der großen Revue der „Folie bergères". Wie steht dort der repräsentative Deutsche?... Caligari. Ein kleines, verhutzeltes Männchen. Das war der Deutsche. Er führte die bis auf die Brustwarzen entkleideten Göttinnen des Coco, will sagen: Cocaïn, und des Morpho, will sagen: Morphium mit sich; ohne Cocaïn kann er nicht leben, der Deutsche, wie ihn die Folies bergères zeigen. Diesem vergifteten und vergiftenden Caligari tritt eine blonde, hochbusige, breithintrige Frau entgegen: La femme normale. La France, die normal ist, normal schläft, normal liebt, keine Gifte will und keine Perversitäten. Mit gebieterischer Geste befiehlt sie Caligari: à Berlin! Die Szene, in der die sehenswürdigen Entkleidungen von Coco und Morpho übrigens weitaus mehr interessieren, als das Gespräch mit Caligari, wurde patriotisch applaudiert. (Frage: Warum werden die Tingeltangel immer mit dem vulgärsten Patriotismus beliefert? Hängt das mit den polizeilichen Konzessionen zusammen?) Uebrigens erinnerte ich mich, die vollbusige femme normale schon einige Male in ähnlicher Aufmachung gesehen zu haben: In deutschen Uebersetzungen als Germania.

### Der Humorist als Wahlredner.

Im „Théatre de la fourmi" werden Wahlredner, die mit den Parteien nichts zu tun haben, einem eleganten Publikum vorgeführt.

Es spricht Mme. Auriol, eine Feministin, die einen großen Salon führt, in dem berühmte petis fours serviert werden. Eine etwas zu energische Frau. Kurzhaarig. (Eine Pariser Dame, die noch keinen Bubenkopf trägt, seufzte mir, sie könne sich keine fertigen Hüte kaufen. Alle Hutformen sind schon auf die verkleinerten Köpfe der Damen mit Pagenkopf berechnet.) Mme. Auriol spricht immer über dasselbe Thema: Mutterschaft. Und sie hat ihre Meinung in einen Satz gepreßt: Es gibt nur legitime Geburten! Sie hat viel Energie, wenn sie spricht, man applaudiert etwas verängstigt.

Dann aber tritt ein viel weniger energischer Redner zum Pult. Es ist Mr. George de la Fourchardière, der Chroniqueur des „Oeuvre", wahrscheinlich der witzigste Zeitungsschreiber, den Paris zur Zeit besitzt. Er spricht leise, gar nicht wie ein Tribun, seine Handbewegungen sind unsicher, sein Mund hinter einem dichten Nietzsche-Schnurrbart versteckt, öffnet sich nur schmal. Aber die Leute sind auf ihn eingestellt. Sie wissen, daß sie sehr bald lachen werden, und sie passen auf, wie die Haftelmacher. De la Fourchardière tritt für einige Menschenrechte ein: Erstens: „Jeder Mensch hat das Recht auf Brot". Das klingt an eine alte Propaganda Berengers für die Verstaatlichung der Brotverteilung an. Aber die Bibel sagt: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot verdienen". Schüchtern fügt Fourchardière hinzu: „Steckt denn im Brote nicht schon, wie wir wissen, der Schweiß des Bäckers? Ist das nicht genug?" Das zweite Menschenrecht formuliert de la Fourchardière ganz schlicht: „Jedermann hat das Recht, in seinem Bett zu sterben." Er interpretiert es kühner: „Wir verlangen keineswegs die Abschaffung des Krieges. Es gibt so viel Leute in Frankreich, denen es Spaß macht, sich zu schlagen. Aber am Tage der Mobilisierung soll jedermann das Recht haben, in seinem Bett zu sterben, ohne sich krank stellen zu müssen." Man lacht über de la Fourchardière auch, weil man in Paris gewöhnt ist, jeden Tag über de la Fourchardière zu lachen.

## Herr Worth Kandidat.

Deutschland ist nicht Caligari, und Frankreich ist nicht bloß la femme normale; aber man kann Frankreich und Paris nicht richtig beurteilen, wenn man leugnen will, daß es das eigentlich bürgerliche Land ist. Es gibt einen unausrottbaren bürgerlichen Liberalismus im Kopfe auch der rebellischen Leute. Wo in aller Welt könnte Herr Jacques Worth im Zentrum der Hauptstadt kandidieren und so für sich werben, wie Mr. Worth tut? Gewiß, die elegante Welt kennt den Namen, er ist ein berühmter Schneider. Gestern wurde der 3. secteur, wo Herr Worth aufgestellt ist, mit Flugblättern überschwemmt, auf dem (wörtlich) zu lesen war:

„Alle anständigen und intelligenten Leute können nur Mr. Jacques Worth wählen. Sein Name symbolisiert in der ganzen

Welt die unantastbare Ueberlegenheit des französischen Geschmackes. Dieser Bürger arbeitet täglich 12 Stunden, nimmt seine Mahlzeiten zusammen mit seinem Personal. Er ist ein wahrhaft sozialer Chef, ein Mustermensch. Er darf von kinderreichen Familien reden, er ist 42 Jahre alt, Vater von 4 lebenden Kindern. Er ist ein begeisterter Sportsmensch, er selbst ist Tennis-Champion. Er fungiert als Sachverständiger beim Zivilgericht. Drei Worte charakterisieren ihn:

Intelligenz, Energie, Güte."

Wo in aller Welt, außer in dieser bürgerlichsten Stadt der Welt, wäre eine Wahlagitation in diesem altväterischen Stil noch möglich? Es ist das Paris der auf ihren Laden konzentrierten Geschäftsleute, der treuen Buchhalter, der musterhaften petit bourgeois, an das sich Mr. Worth im Brustton seiner Klasse wendet.

Ganz nebenbei erwähnt dann der Aufruf, daß Mr. Worth die militärische Besetzung des Ruhrgebiets erst nach vollkommener Ausbezahlung aller Reparationsschulden aufgeben will. Ja, ja, Schneider sind immer für pünktliches Zahlen, und Herr Worth ist es gewöhnt, nichts nachzulassen.

---

O. L.

## HELLAS UND JUDAEA

Drei Sätze aus der Einleitung des Buches „Le Problème Juif" par Georg Batault (Paris, Plon-Nourrit et Cie.) mögen zu seiner Charakterisierung dienen: 1. „Die Geschichte der Zivilisation seit 25 Jahrhunderten erzählt uns als durchgehendes Ereignis von einem Kampfe, den sich in erbittertster Form und mit wechselndem Kriegsglück zwei Arten von Werten liefern: die griechischen und die jüdischen. Die einen, die griechischen, stellen ein ästhetisches und qualitatives Ideal der Welt auf, die andern, die jüdischen, ein ethisches und quantitatives. Ich will nun nicht verkennen, daß man auch die jüdischen Werte lieben und bewundern, ja für sie leiden und streiten kann: ich selber nenne aber gut und schön, was dem hellenischen Ideal ähnelt, und schlecht und häßlich, was sich von diesem Ideale entfernt und was sich oftmals dem jüdischen Ideal nähert."

2. „Jeder denkende Mensch, der sich um die großen politischen und sozialen Ereignisse der Zeit kümmert und bekümmert, muß die außerordentliche Zunahme des Antisemitismus in all den Ländern bemerken, in denen Juden überhaupt wohnen. Ich selber habe diese Bewegung studiert, ohne Leidenschaft und Parteinahme, in dem einzigen Bestreben, zur Klarheit über sie zu kommen. Dabei habe ich die Bemerkung machen können, daß diese antisemitische Bewegung, obwohl oft verworren und unklar, dennoch in einer mehr oder weniger bewußten Opposition zu den Tendenzen des

jüdischen Ideals steht, und daß sie eine Reaktion gegen den „Fortschritt" und die zeitgenössische sogenannte Kultur bedeutet. Leider verhindert diese Tatsache nicht, daß der Antisemitismus mitunter zu brutalen, ungerechten und höchst bedauerlichen Mitteln greift. Pogroms, Massakers und Bestialitäten sind fluchwürdige Argumente, und mit der Ermordung einiger unglücklicher Juden, sowie hilfloser Greise, Frauen und Kinder bekämpft man keineswegs die Semitisierung der Welt."

3. „Ich hege persönlich keinerlei Vorurteile gegen individuelle Juden. Ich empfinde ihnen gegenüber weder Haß noch Verachtung; ich habe an ihnen keinerlei Rache oder Ressentiment zu kühlen; ich habe einige von ihnen, darunter auch solche aus anderen Ländern, intim gekannt; ich habe mich niemals über sie zu beklagen gehabt; ich halte im Gegenteil die, die ich kennenlernte, in allerbester Erinnerung."

Diese kleinen Stichproben werden genügen, um zu beweisen, daß es sich hier um das Buch eines ungewöhnlichen Antisemiten handelt. Eines Antisemiten, der zugleich ein „gentleman and a scholar" und darum einer der wenigen Gegner Israels ist, die über ihrer Partei stehen. Denn er hat das Problem größer gesehen, als seine Gesinnungsgenossen; er hat es in die Tiefe gedacht und etwas dort gefunden, was seine Kameraden vom Parlament und der Volksversammlung (die nur zu oft zur Rasse der Schlechtweggekommenen gehören) niemals dort finden: die Frage der jüdischen Werte und die Frage nach dem Wert dieser jüdischen Werte. Es liegt diese Vertiefung, Verbreiterung und Verfeinerung des Antisemitismus, die dem Buche seinen Wert verleiht und die ihm auch in Deutschland, dem Stammlande des modernen Antisemitismus, dieselbe Aufmerksamkeit sichern sollte, die es schon in Frankreich und England gefunden hat.

Als der Weltkrieg ausbrach, da stellten sich — nach dem anerkennenden Zeugnis von M. Georg Batault in allen Ländern gleichmäßig die Juden in den Dienst ihrer Vaterländer und kämpften vielfach in den Armeen mit großer Auszeichnung. Das Feuer der Begeisterung — der „Unions sacrées" — das überall aufflackerte, ertötete die Verschiedenheit der Meinungen, der Parteien, der Religionen. Europa war zwar in zwei sich auf den Tod bekämpfende Teile zerbrochen, aber innerhalb dieser Teile herrschte eine „fraternité poignante et farouche" (herzergreifende und wilde Brüderlichkeit), an die noch ein paar Monate vorher niemand hätte glauben können. Nur einzelne Außenseiter verfolgten noch während der großen Katostrophe ihre humanitären und ihre umstürzlerischen Ideen. Da hat die Nation, die am stärksten von der absoluten Kriegsidee besessen war, nämlich die deutsche, als erste daran gedacht, aus diesem isolierten, fanatischen, ehrgeizigen und verbrecherischen Wirrköpfen Kapital zu schlagen und sie als Auflösungsmittel und

Demoralisations-Dynamit ihren Gegnern unter die Füße zu schleudern: die Bolschewisten wurden bekanntlich unter der Aegide Deutschlands und über Deutschland nach Rußland eingeführt. Dreiviertel dieser Bolschewisten waren Juden und ein Viertel Andersgläubige. Die auswärtigen Agenten des Bolschewismus aber, so bemerkt unser Autor, sind alle Juden: die Ausgestoßenen von ehemals sind die russischen Herren von heute, und diese russischen Herren haben unter den westlichen Nationen eine große Anzahl folgsamer Sklaven rekrutiert. Die jüdischen Wurzeln der bolschewistischen Ideologie, die meist jüdische Direktive dieser Bewegung, der Charakter und die Erscheinung jüdischer Agenten im Auslande haben eine ganz bestimmte und allgemeine Reaktion hervorgerufen, die sich fast in allen Ländern gegen die Gefahr des Bolschewismus verteidigt und die das Wiederaufleben des Antisemitismus in allen Ländern der Erde zur Folge hat (pag. 22).

Nun gibt es aber noch eine andere Internationale wie die rote, wie die des Blutes: das ist die des Goldes. Diese beiden Internationalen, die beide an ihrer Spitze eine Elite von Juden haben, arbeiten einander in die Hände. Zuerst könnte es zwar scheinen, als ob nichts den Interessen mehr entgegen wäre wie die Revolution, und daß gerade die Finanz auf möglichste Ruhe und ungestörten Frieden hinarbeiten müsse. Das Friedensinteresse der Finanz ist aber nur scheinbar: ihr wahres Interesse ist die Revolution, von der sie stets profitiert. Denn die Revolution macht alle Leute gleich: sie zerbricht alle feudalen, patriarchalen, sozialen und Familienbande, und läßt als letztes Bindemittel zwischen den einzelnen frei gewordenen Individuen nur noch das Geld übrig. Mit anderen Worten: je mehr Gleichheit und Freiheit, desto mehr Knechtschaft und Ungleichheit. Und eine Ungleichheit, die nicht mehr begründet wird durch verschiedene Talente, verschiedene Nerven, verschiedene Neigungen, Tugenden und Laster, sondern einfach durch die Verschiedenheit des Besitzes. In keinem Zeitalter der Welt waren reich und arm unbestimmtere Begriffe: der Pöbel sitzt unter den Reichen wie unter den Armen — er sitzt oben wie unten, wie in der Mitte.

M. Batault ist natürlich — und das ist einer der großen Vorzüge des Buches — viel zu klug, um den Juden allein die Schuld für diese fatale Situation von heute in die Schuhe zu schieben. Die Wurzeln des Uebels liegen weit zurück: das Uebel selber ist weit über jüdische Kreise hinaus verbreitet. „Nicht gegen die Juden in Person", so schließt er sein erstes Kapitel, „sondern gegen den jüdischen Geist, der sich auch bei Nichtjuden findet, ist der moderne Antisemitismus gerichtet". Diesen jüdischen Geist sieht er bei Nichtjuden vor allem im englisch-amerikanischen Puritanismus verkörpert, über den im vierten Kapitel ein fürchterliches aber nicht unberechtigtes Gericht gehalten wird. Ein Gericht, vor das allerdings auch die Deutschen gezogen werden, denn der Puritanismus war eine Folge der deutschen Reformation. Die

Reform Luthers — „beinahe hätte ich sie die Revolte Luthers genannt," meint unser Autor sarkastisch — ist aus der theologischen Sphäre in die politische umgeschlagen, hat von dem politischen auf das soziale Gebiet übergegriffen und alle Unzufriedenen gegen die alte Ordnung aufgehetzt. Luther selbst zwar (der als echter Deutscher nicht wußte, wohin die Dinge führten) erschrak aufs tiefste, als er der Konsequenzen seiner Lehre ansichtig wurde und ward zum Feinde des von ihm erlösten Volkes und zum Freunde der es beherrschenden Fürsten. Er, der große Revolutionär und Gewissensbefreier, wurde zum feigen Reaktionär und Fürstendiener: er flucht den aufständischen Bauern noch schärfer als dem Papste; er schlägt die losgelassenen Sklaven selbst wieder in Ketten. Die Reformation verdeutscht und verstaatlicht sich („se germanise et s'étatise") und wird zum Lutheranismus, d. h. zu einer Sorte offizieller Religion für den deutschen Fürsten und Despoten-Gebrauch. Aber die Geister, die Luthers Tat losgelassen hat, können nicht mehr zurückgerufen werden — jedenfalls nicht außerhalb Deutschlands, wo die Reformation von lebhafteren und logischeren Völkern aufgenommen worden war. Dort, in nichtdeutschen und halbdeutschen Ländern, werden die Konsequenzen gezogen, die der hellsehend gewordene Luther abgelehnt hatte: in den Niederlanden, in der Schweiz, in England, in Amerika lebt der in Deutschland mit dem Richtbeil unterdrückte Anabaptismus weiter, und in Genf kommt es sogar zu einer richtigen demokratischen Kirche unter der Aegide Johannis Calvini. Aus dem Zusammenfluß des Anabaptismus und des Calvinismus ist der Puritanismus entstanden. Der Puritanismus aber ist der wieder erstandene Geist Israels.

Aber gehen wir jetzt wieder an die „fons et origo malorum" zurück — auf dieses Israel selber. Der französische Autor rügt zunächst an ihm den jüdischen Exklusivismus, dem das ausgezeichnete zweite Kapitel gewidmet ist. Dieser Exklusivismus ist eine Folge des wilden Monotheismus (monothéisme farouche) und dem auf ihm basierten intoleranten Foltergesetz (Loi tracassière). Gesetz und Glauben aber haben den Juden geformt und ihn zum ewigen Juden geschmiedet. Sie haben aus ihm jene unassimilierbare Rasse gemacht, die der Geschichte und dem Zahn der Zeit gleichmäßig zu trotzen scheint. Aber Gesetz und Glauben sind selbst innerhalb Israels Gegensätze: Gesetz, Tradition, Zeremonie; Glaube, das ist Inhalt, Ideal, Bewertung. Es ist nun gerade die jüdische Bewertung, die jüdische Ethik, die unserem Autor als das fatalste Produkt der fatalen Rasse erscheint, denn die jüdische Ethik, das jüdische Ideal, das jüdische Gut und Böse leiten zur Revolte — zu einer Revolte, die nun schon an die dreitausend Jahre durch die Weltgeschichte rast.

Ein formidables Kapitel jenes, in dem unser gelehrter Autor sich über „Le Judaisme et l'esprit de révolte" verbreitet. Die

jüdische Utopie, der jüdische Idealismus, der jüdische Prophetismus, das ist M. Bataults „bête noire“ und „tête de turc“ (wie man in seiner Sprache sagt). An einer Stelle (pag. 133) vergleicht er sogar diesen Pan-Judaismus, diesen Pan-Iraelitismus, der alles dem jüdischen Moralgesetz unterwerfen will, mit dem Pan-Germanismus, der ebenfalls auf Weltbeherrschung und Beglückung der Menschheit mit seinem Kultur-Ideal ausging, woraus Auslandsunkundige und ahnungslose Vaterlandsphilister ersehen können, in welcher Gesellschaft sie international beurteilt, verurteilt und gehangen werden. Das jüdische Volk, die jüdische Idee nimmt immer Partei für die Armen, für die Schwachen, für die Enterbten und trompetet uns schon seit 25 Jahrhunderten die Klagen und Ansprüche der niedrigsten Proletarier in die Ohren. Sein Gegensatz, sein Widerpart, der Bösewicht des jüdischen Melodramas ist der Reiche, der Mächtige, der Vornehme, der für diese gelbsüchtigen und schwarzgalligen Psychologen stets der Böse, der Sünder, der Ungerechte ist. Und gegen diesen Bösen, diesen Vornehmen, diesen Mächtigen hetzen — und sei er selbst der rechtmäßige Inhaber der höchsten Staatsgewalt — eine Sorte fanatischer Visionäre das dumme, abergläubische Volk auf: die Propheten. Die Propheten und Psalmisten predigen die himmlische Utopie der allgemeinen Menschenliebe und erzeugen damit weiter nichts auf Erden wie den Bürgerkrieg, den Haß und die Revolution. „Car l'utopie est l'aliment de la revolte“ (p. 137).

M. Batault rechnet dann noch mit einigen jüdisch-französischen Autoren ab: M. Isidore Loeb, mit James Darmesteter, mit Theodore Reinach, mit Bernard Lazare, die diesen jüdischen Imperialismus, die Beglückung aller Menschen mit Israels Ethik, als der Völkerversöhnung und Menschheitsverbrüderung zuträglich ausgeben und die Prägung dieses Ideals im naiven Stolze für ihre Rasse, und nur für diese, in Anspruch nehmen. Und damit haben sie nach M. Batault auch ganz recht: nicht in der Konstatierung, sondern in der Bewertung dieses Faktums unterscheidet sich der Franzose von seinen rassebewußten und rasseverschiedenen Landsleuten. M. Batault nämlich ist der Meinung, jenes Ideal habe mehr Böses als Gutes gestiftet, und obwohl er Poet und Künstler genug ist, um nicht die erhabene Form zu verkennen, in der es der Welt einst überliefert wurde, so ruft er dennoch diesen romantischen Revolutionären und inspirierten Gerechtigkeits-Derwischen zu: „Genug und übergenug mit euren Tugenden und Tänzen! Höret auf und besinnt euch! Kommt zu euch, ernüchtert euch — denkt nicht nur an die Schönheit des Ideals, sondern auch an die Häßlichkeit seines Erfolges!“ Und den hörbereiten und wissenshungrigen Lesern präsentiert er eine gewaltige Speisekarte erfolgreicher jüdischer Revolutionäre — ein schwer verdauliches Menu, wie der unparteiische Beobachter einräumen muß, ein Menu, das um die dreitausend Jahre umspannt und der Welt schon so manche Verdauungsbeschwerde bereitet hat.

Schon das hors d'oeuvre ist formidabel: Samuel und sein Streit mit dem von ihm gesalbten König Saul, dem der Prophet (wie bezeichnend für diese mitleidlosen Menschheitsfreunde!) zu große Milde gegen einen besiegten Feind vorwirft. „Das ist schon der erste Streit zwischen der Staatsgewalt und der religiösen Macht, zwischen Priester und König", meint Batault sehr richtig. Der Priester und sein Gott triumphieren schließlich, aber auf Kosten des jüdischen Staates. Denn der Streit geht durch die ganze Geschichte Israels, und nicht nur Israels, weiter. Ein jeder der jüdischen Könige hat sozusagen seine prophetische Wanze im Hermelin. Oder zum mindesten seinen Schatten, der ihm Düsteres und Böses prophezeit und inmitten politischer Kombinationen und kriegerischer Verwicklungen (die nur die größte Immoralität glücklich abwenden kann) eine ganz weltfremde Moral nicht nur empfiehlt, sondern anbefiehlt, nein androht. Je besser (d. h. je immoralistischer) der König, desto böser (d. h. desto moralischer) der Prophet. Ahab war, wie sein Vater Amri, ein profaner, weltlicher und, vom vernünftigen Standpunkt aus gesehen, einer der besten Fürsten des israelitischen Nordreiches: sie waren dasselbe, was Salomon und David einst für das ganze Reich gewesen waren. Dank seines und seines Vaters Tätigkeit wurde Samaria zu einer Hauptstadt, die mit Jerusalem wetteifern konnte. Die Grenzen des Reiches wurden erweitert, Moab mußte Tribut zahlen. Die Aramäer wurden mit Erfolg bekriegt. Die Feindseligkeit zwischen den Schwesterreichen, zwischen Juda und Israel, machte freundschaftlichen Beziehungen Platz, und ein Bündnis, das mit den Phöniziern geschlossen wurde, ward durch die Heirat Ahabs mit Isebel, der Tochter Eth-Baals, verstärkt und besiegelt. Aus politischen Gründen und nach damaliger Sitte ward ein religiöser Zusammenschluß nötig, und in Samaria wurde dem syrischen Baal, dem Gotte der Königin, ein harmloser Tempel errichtet. Ahab hatte gar keine Lust, etwa zum jüdischen Apostaten zu werden: er handelte und heiratete nur aus Gründen der Klugheit und Politik. Aber was scheren Klugheit und Politik einen jüdischen Eiferer und Diener Jahves? Hatte der alte Gott nicht aus dem Busche gedonnert: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir!" Neben diesem Gebote des alten Gottes verblaßten die Interessen des jungen Staates: weder Glück, noch Macht, noch Erfolg fielen in die Wagschale, wenn das heilige Prinzip in Frage kam. Die Propheten sind die ewigen Feinde nicht nur des Opportunismus, sondern des gesunden Menschenverstandes: für sie gibt es nur den Exklusivismus und die Gerechtigkeit: „Fiat justitia, pereat mundus!" So fand Ahab seinen Eliah, der große und gute König seine böse und wütende Tarantel. In Eliah liegen schon die Keime für Jesaias, für Amos, für Hosea, für jene ersten Sozialisten, die schon durch die sämtlichen Verse ihrer Schriften gegen die Großen und Reichen donnern und sie mit eifernden Rippenstößen an ihre sozialen Pflichten erinnern.

Aber das Menu wird eintönig. Ueberspringen wir darum mit M. Batault ein paar Jahrtausende und richten wir das Augenmerk auf unsere eigene Zeit. Hören wir hier einen französischen Juden, M. Bernard Lazare, den Batault auf pag. 154 anführt; hören wir ihn mit Einschränkung, denn was er über Heine, den Hellenisten und Anti-Nazarener Heine, sagt, darf als nur halb wahr gelten; und auch Karl Marxens Genealogie ist komplizierter wie dieser Autor meint: dieser echte Enkel von jüdischen Rabbinern war gleichzeitig der echte Sohn der deutschen Philosophie — also nicht nur Abkömmling jüdischer, sondern auch christlicher Talmudisten. „Im allgemeinen", sagt B. Lazare von seinen Rassebrüdern, „haben auch die revolutionären Juden den jüdischen Geist gewahrt: selbst dann, wenn sie alle Religion und allen Glauben aufgegeben haben, sind sie durch Ererbung und Erziehung dem Judentum treu geblieben. Das trifft besonders für die deutschen Revolutionäre der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu, z. B. H. Heine und Karl Marx. Marx war der Abkömmling einer Reihe von Doktoren und Rabbinern und hatte deren logische Kraft geerbt: er war ein kleiner hellsichtiger Talmudist, den die dummen Kleinigkeiten („les minuties niaises") der Praxis wenig kümmerten. Er war ein Talmudist, der in Soziologie machte und seine angeborenen Fähigkeiten der Exegese auf die Nationalökonomie anwandte. Er stand unter dem Einfluß des alten hebräischen Materialismus, der immer von einem schon auf Erden zu realisierenden Paradies träumte und die Idee eines besseren Jenseits nach dem Tode in immer weitere Fernen zurückstieß. Aber Marx war nicht nur ein Logiker, sondern auch ein Revolutionär, dazu ein Agitator und ein bitterer Polemiker, der seinen Sarkasmus und seine polemische Kraft daher hatte, wo Heine sie fand, nämlich aus der jüdischen Quelle. Und was Börne, Lassalle, Moses Heß und Robert Blum ihrem Judentum verdanken, das wäre ebenfalls leicht nachzuweisen."

Zu Marx und Lassalle fügt M. Batault noch Sinoview und Trotzki, sowie andere jüdische Bolschewisten und meint, daß unter „der verschiedensten Form es noch immer der messianische Traum der Psalmisten und Propheten sei, der die Geister ihrer späten und spätesten Enkel in Bewegung setze". Und das scharf durchdachte Kapitel schließt mit den Worten: „der Internationalismus dieser Juden ist nur ein erweiterter Nationalismus, ist ein richtiger ideologischer Imperialismus, der davon träumt, die Nationen in den Dienst jenes exklusiven und bornierten Ideals der Gerechtigkeit zu stellen, von dem Israel durch Jahrtausende hindurch träumte, das Israel selber ruiniert hat und das die Welt seit zweitausend Jahren nicht zur Ruhe kommen läßt".

(Schluß folgt.)

Seit dem 1. April dieses Jahres dürfen wieder Geschichtsbücher eingeführt werden. Bis dahin waren Geschichtsbücher offiziell verboten, so wurden inoffiziell die alten weiter benutzt. Und fragte man in einem großen Bücherladen nach dem meistgekauften Geschichtsbuch, so erhielt man die Antwort: Neubauer! Neubauer überstand Revolution und Republik glänzend, er passierte das hundertste Tausend! Und siehe da, als alter Bekannter erscheint er auch zum 1. April in neuer Aufmachung in 8 Teilen (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses). Und noch ein anderes Geschichtsbuch, nicht ganz so verbreitet, trotzte den Stürmen der Zeit und entrang sich dem gleichen Verlag zu neuer Geburt: Brettschneider!

Neubauer und Brettschneider, die beiden ledernen Kumpane trotten also weiter durch die deutschen Schulen, und deutsche Jugend lernt weiter aus diesen unsäglich langweiligen Büchern, „wie es war". Es gibt so einige Kernfragen, an denen man die Gewissenhaftigkeit der Geschichtsbücher prüfen kann, so z. B. an der Darstellung von Luthers Entwicklung. Luthers Entwicklung vom Revolutionär zum Fürstendiener. Die erste verunglückte deutsche Revolution war 1525. Denn das ist die Tragik der deutschen Reformation, daß der Luther, der das Recht des Gewissens, des Laienpriestertums, der Selbstbestimmung und des gottzwingenden Glaubens lehrte, in dem allgemeinen Zusammenbruch nach etwas Festem griff, und dies Feste im Wort und im territorialen Staate fand. Indem sich Landeskirche mit jeweiligem Staat paarte, entstand jenes lutherische Pfaffentum, durchsetzt mit behördlich-leitenden und subaltern-parierenden Instinkten. Neubauer weist in einer Anmerkung schüchtern auf Luthers harte Schrift „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern" hin, die „seiner Volkstümlichkeit schwer geschadet" habe. Brettschneider sieht diese Vorgänge als für Luther ungünstig an, weil „viele, wenn auch irrigerweise, dem Auftreten Luthers die Schuld an diesen Umsturzversuchen beimaßen". Also Brettschneider malt einen sanften Heinrich und läßt ihn in Ungnade fallen, nicht weil er das Volk in der Entscheidungsstunde verließ, sondern weil überhaupt Hinz und Kunz unruhig wurden. Nein, Luther war gewiß gänzlich unschuldig an allen Umsturzversuchen, so, wenn er meint, von Anbeginn der Welt an sei ein kluger Fürst ein seltener Vogel gewesen, noch viel seltener sei ein frommer zu finden. „Sie sind gemeiniglich die größten Narren und die ärgsten Buben auf Erden." Oder wenn dieser sanfte und harmlose Mann Anfang 1525 den Fürsten zuruft: „Es sind nicht Bauern, liebe Herren, die sich wider euch setzen, Gott ist's selber, der setzt sich wider euch, heimzusuchen eure Wüterei." So wird die erste deutsche Revolution in den Schulen verkleistert. Doch man mag

sagen, das sind ferne Zeiten; vielleicht ist den Herren die Gegenwart besser bekannt. Da bekommt es Herr Neubauer fertig, für Untersekundaner folgenden Satz zu schreiben: „Noch stand der Feind kaum auf deutschem Boden, noch war keine der großen deutschen Festungen auch nur angegriffen; trotzdem wurde am 11. November im Walde von Compiegne der Waffenstillstand abgeschlossen.“ Diese Art von Geschichtsklitterung mit Emphase, von Schreibtischstrategie und Phrase ist gemeingefährlich: was für Vorstellungen müssen Untersekundanerherzen daraus gewinnen! Weiß der Verfasser nichts von den deutschen Verlusten seit dem 18. Juli 1918? 7990 Offiziere, 354 000 Mann, 6217 Geschütze, 38 622 Maschinengewehre — dazu 4 Monate Rückzug, 4 Monate Niederlagen. Weiß der Verfasser nichts von dem für den 14. November geplanten Angriff, für den zunächst 20 französische und 8 amerikanische, im ganzen 103 Divisionen bereit standen (gegen 17 deutsche, darunter 2 ausgeruhte!!), der den deutschen Truppen zwischen Luxemburg und Maastricht eine Katastrophe bereitet hätte, die ihresgleichen in der Weltgeschichte sucht? Weiß der Verfasser nichts von den amerikanischen Hilfsmitteln: 2 Millionen Mann waren in Frankreich, 5 Millionen waren bis Juli 1919 gesichert; im April 1917 hatten die Amerikaner 200 Flugzeuge, November 1918 9987 mit 25 584 Reservemotoren. Sie erzeugten pro Tag 27 Millionen Patronen; ihre Kriegsflotte betrug April 1917 304 Schiffe, November 1918 1720! Ihre Handelsflotte betrug April 1917 385 Schiffe mit 1 225 784 Brutto-Reg.-t, und gebaut wurden bis zum 11. November 1918 2185 Schiffe mit 3 091 695 Brutto-Reg.-t. Kennt der Verfasser nicht das Telegramm Hindenburgs vom 10. November 1918, in dem er Annahme der Waffenstillstandsforderungen befiehlt, selbst wenn sich keine Milderungen erreichen ließen? Ahnt der Verfasser nicht, welche Stimmung er durch solche Berichterstattung in der deutschen Jugend großzieht? Die Stimmung, aus der die Attentate gegen Erzberger, Rathenau, gegen die deutsche Republik geboren wurden. Für solche Erscheinungen werden künftig unsere Geschichtsbücherfabrikanten verantwortlich gemacht werden müssen.

Aber so geschickt diese beiden alten Routiniers auch arbeiten, sie werden nicht das Rennen machen. Wilde Konkurrenz sitzt ihnen auf den Hacken. Da hat z. B. der ehemalige Stadtschulrat Reimann es mit einem Unternehmen versucht, bei dem er, wie schon oft, nur der fallierende Mittelpunkt ist. Und der große Verlag R. Oldenburg (München und Berlin), der seit langem wieder Betätigung sucht, ist auf diesen Manager hereingefallen. Zunächst hat sich Herr Reimann drei Grundhefte schreiben lassen von Cauer, Ferber und Gerstenberg, von denen das über alte Geschichte am modernsten wirkt (sind doch unsere Altphilologen freiheitsliebend im Quadrat der Entfernung von der Gegenwart); dann läßt er dazu 9 Ergänzungsbände verfassen, die von großen Gelehrten mit

einem Wust von Tatsachen vollgepfropft sind. Drei Ergänzungsbände sind bereits erschienen: von Julius Richter über die Religionen der Völker, von Dietrich Schäfer über das Mittelalter und von Ludwig Rieß über die Zeit von 1648—1789. Soweit man das Werk bis jetzt übersehen kann, ist es ein Muster von Unhandlichkeit, Kostspieligkeit und Unbrauchbarkeit (psychologisch und methodisch). Lebendiger und frischer wirkt das von Taube, Gumlich und Steuer herausgegebene Werk „Völkerschicksal" (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.), das noch nicht vollständig vorliegt, das aber für die Reformation und den Bauernkrieg wenigstens den Satz wagt: „Luther verzichtete auf das Ideal der Volkskirche und baute das Kirchenwesen in der Landesherrschaft auf." In diese gleiche Gruppe der im wesentlich stofflich orientierten und äußerlich beschreibenden Werke gehört auch das von Pinnow (und Bux) bearbeitete, schon in zweiter Auflage vorliegende Werk (B. G. Teubner), über das im Guten wenig und im Bösen mancherlei zu sagen wäre.

Aus dem ganzen Wust dieser Geschichtsbücherfabrikation sondern sich drei Werke ab, die besonderer Beachtung wert sind. Zunächst der „Grundriß der Geschichte" im Teubnerschen Verlag (Bearbeiter: Neustadt, Röhm, Bonwetsch, Kania, Schnabel), sodann das „Geschichtsbuch für die deutsche Jugend" von Kumsteller, Haacke und Schneider (Verlag Quelle & Meyer) und schließlich die „Vergleichenden Zeittafeln zur deutschen Geschichte" von Peters und Wetzel (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.).

Dabei ist grundsätzlich Stellung zu nehmen: setzen wir sachliche und kritisch-gründliche Berichterstattung voraus, welchem P r i n z i p ist dann der Vorzug zu geben, dem Prinzip lebendiger und ausführlicher Erzählung, dem Prinzip übersichtlicher Disponierung oder dem Prinzip synchronistischer Gruppierung, um auch dem A u g e Mitwirkung zu geben?

Viele werden gerade für das jugendliche Alter lebendige Erzählung wünschen. Ob man dazu nicht lebendiger Lehrer bedarf? Und um ihnen zu helfen, gebe man ihnen lebendige Bücher in die Hand, historische Novellen und Romane, geschichtliche Schilderungen im Stile Scheiblhubers. Und auch das Kumstellersche Buch? Es liegt ja schon in dritter Auflage vor! Es ist das Buch, das jeder unchristlich-politische Elternbeirat empfiehlt, das auf Grund wohltätiger Stiftungen schon vielfach unter der Hand eingeführt ist. Der Verlag weist stolz auf die zahllosen Schulen hin, die es bereits inoffiziell benutzen. Nervös-impressionistisch, ein Buch der Ausrufungszeichen und der rhetorischen Fragen, ein Buch der Suggestion und Hypnose, ein Buch zur Herabsetzung des deutschen Volkes vor seinen großen Männern. Entscheidende Tage werden übergangen, weder der 27. Juli 1914, an dem der deutschen Regierung das entscheidende „Halt" nach Wien in der Kehle stecken blieb, noch der 29. September 1918, der Zusammen-

bruch Ludendorffs, sind erwähnt; weder die Tatsache der Ueberreichung der Waffenstillstandsbedingungen vor der Revolution noch die ihrer Unterzeichnung auf Geheiß Hindenburgs. Es ist hier nicht der Platz, diese ganze theatralische Mache der Kumstellerschen Legendendichtung zu entschleiern, es darf auf die Broschüre des Verfassers verwiesen werden, die soeben bei Ernst Oldenburg (Leipzig) erschienen ist: „Alter und neuer Geschichtsunterricht". Hier findet der Kulturkämpfer eine Fülle von Material über den Geschichtsunterricht, wie er heute, im fünften Jahre der Republik, an deutschen Schulen gehandhabt, von deutschen Behörden gewünscht wird. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß Kumsteller den Neubauer ablösen wird, daß man den Teufel mit Beelzebub vertreiben wird. In diesem Rennen sind die Versuche der Reimann, Taube, Pinnow usw. bemitleidenswert.

Anders liegt der Fall bei dem Teubnerschen Grundriß für die Oberstufe. Dies Werk bringt eigentlich nur ausgeführte Dispositionen, aber großenteils von einer anerkennenswerten Objektivität. Sind auch manchmal die Akzente falsch gesetzt, so kann das ganze Werk doch für eine kritisch arbeitende Oberklasse als Grundlage empfohlen werden. Und auch der letzte Teil von Schnabel, der auch in einer Sonderausgabe erschienen ist, unterscheidet sich vorteilhaft von anderen Büchern ähnlichen Anspruchs (er erwähnt das Eingreifen Hindenburgs beim Waffenstillstand!!) — unter Blinden ist eben der Einäugige König.

Ganz aus dem Rahmen der bisher genannten Bücher fällt das von Peters und Wetzel, diese vergleichenden Zeittafeln. Hier wird mit Recht für reifere Schüler auf jeden Versuch verzichtet, eine Anschauung zu suggerieren, autoritär eine bestimmte Geschichtsauffassung zu übertragen. Hier ist das Prinzip eigenen Denkens und Forschens immanent, hier drängen sich dem aufmerksamen Leser die Probleme auf durch das N e b e n e i n a n d e r der Tatsachen-Rubriken. Die Verfasser haben das Prinzip der „Synoptischen Geschichtstabellen" übernommen, die seinerzeit unter dem Ministerium Haenisch bearbeitet wurden, erst nach seinem Sturz aber im Druck erschienen. Diese Synoptischen Geschichtstabellen im Verlage Franz Schneider reichten zwar nur von 1500—1920, sie gaben dafür Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte in breitem Strom für die g e s a m t e M e n s c h h e i t. Die vergleichenden Zeittafeln der Hamburger Lehrer haben sich äußerlich und innerlich dies Buch zum Muster genommen, nur beschränken sie sich im wesentlichen auf d e u t s c h e Geschichte, geben diese allerdings rückwärts bis in die Uranfänge. Leider hat den Blick dieser Hamburger Lehrer (Peters und Wetzel sind nur die Führer einer ganzen Gruppe hanseatischer Schulmeister) in der neusten Zeit nationale Voreingenommenheit getrübt, so daß wir auch dieses Werk nicht vorbehaltlos empfehlen können. So kühn und oft vorbildlich die Gestaltung dieser Zeittafeln für das Mittelalter ist, so befangen ist

sie vielfach für die Gegenwart. Der Unkundige erfährt gar nichts von den entscheidenden Bemühungen Bismarcks um England und später Englands um Deutschland. Der Unkundige erfährt nichts von Deutschlands willenlosem Hineingleiten in den Krieg, gar nichts von Ludendorffs Zusammenbruch, gar nichts von Hindenburgs Telegramm an Erzberger — wenn man dies gemeinsame Retouchierverfahren fast aller Geschichtsbücher sieht, dann kann einem bange werden für die Zukunft. Wie fest müssen dann in Zukunft die Legenden vom harmlosen Wilhelm, vom unbesiegten Deutschland, von den Verrätern in der Heimat, von der Schwäche der republikanischen Vertreter wurzeln, wenn heute schon kaum ein Historiker die Wahrheit zu bekennen wagt. Ja, läse der Geschichtslehrer das großzügige Werk „Die Tragödie Deutschlands" von einem Deutschen (Verlag Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart) — dann würde ihm vielleicht der Star gestochen. Was ist denn bezeichnender als der Umstand, daß man erst heute anfängt, über die zweite deutsche Revolution von 1848 die Wahrheit zu sagen? Neubauer brachte folgende Darstellung, die damals die amtliche Wahrheit und Weisheit war: „Agitatoren, teilweise polnischer Herkunft, regten die Massen auf; Barrikaden wurden gebaut, und es entstand ein Straßenaufstand." Kumsteller berichtet nun endlich: „Die ganze Wut der Berliner richtete sich nämlich gegen das Militär, das sich bald nach den Freiheitskriegen wieder dünkelhaft abgesondert hatte und gegen die Ansammlungen der vorigen Tage schneidig vorgegangen war." Hier bricht nach 75 Jahren schließlich die Wahrheit durch — wie lange wirds dauern, bis wir über Elsaß-Lothringen, über Kriegsausbruch und Kriegsende in den Schulen die Wahrheit vertragen werden? Das ist das bittere Gefühl beim Durchmustern aller dieser Werke, welche Freude der Deutsche an der Retouche, an der Frisur, an der halben Wahrheit hat. Denn höchst geschickt vermeidet man, direkt Falsches zu sagen, aber man läßt weg, man gruppiert, man gibt unrichtige Akzente. Und man weiß, daß die Wirkung im Unterricht eine viel gröbere ist, denn aus den Ritzen, die man absichtlich ließ, wuchert nun das Unkraut der im einzelnen unfaßbaren, im ganzen ungeheuerlichen Entstellung durch den Unterricht.

Was bleibt nun aber von dem großen Haufen übrig, was wirklich eingeführt werden sollte? (Es handelt sich hier um die höheren Schulen.) Wir sehen als Tatsachenunterlage für die Schüler nichts Geeigneteres als die „Vergleichenden Zeittafeln" für das Mittelalter — die „Synoptischen Tabellen" sind für die Neuzeit noch nicht überflüssig gemacht; vielleicht auch den Teubnerschen Grundriß. Und das muß durch Materialsammlungen ergänzt werden. Und da bietet sich mancherlei. Sehr zu empfehlen ist die Quellensammlung „Ein Jahrtausend deutscher Kultur" von Reichmann, Schneider und Hofstaetter (jetzt 3 Bände im Verlag Julius Klinkhardt). Es gibt kaum ein brauchbareres Werk für kulturgeschichtliche Auf-

gaben, die hier von den jungen Leuten in gewissem Grade forschend gelöst werden können. Dazu gehört nun noch ein alter Bekannter! Luckenbachs „Kunst und Geschichte“ (mit 14 farbigen Tafeln und 627 Abbildungen). Dieser Luckenbach, den es auch in drei Teilbänden gibt (Verlag R. Oldenbourg), vervollständigt aufs glücklichste durch Anschaulichkeit, was die andere Sammlung an geistigem Material gibt. Leider fehlt noch ein ausreichender Atlas, der sowohl politische als auch wirtschaftliche, soziale Verhältnisse zur Anschauung bringt. Man zeichne einmal Karten, die es klar machen, wieweit das Hinterland der großen Handelsstädte reicht. Man gehe von gewissen Verkehrszentren aus und stelle fest, wieweit kann ich von diesen Punkten aus Waren zu gleichem Frachtsatz verschicken. Da würden die merkwürdigsten Dinge klar werden, daß z. B. Danzig wirtschaftsgeographisch näher an New York als an Berlin liegt, näher an Kalkutta als an Leipzig; an Peking als an Nürnberg oder München.

Man veranschauliche einmal graphisch, wie das wirtschaftliche Maximum über die Erdoberfläche wandert, wie es im Mittelalter (um 1300) zwischen Mittelmeer und Ostsee liegt, wie es um 1500 zum Atlantischen Ozean wandert, wie es um 1870 sich wiederum nach dem Mittelmeer zu verlagert (Suezkanal), um zur Jahrhundertwende sich langsam zum Großen Ozean zu verschieben. Man gebe Karten zur sozialen Struktur, man markiere die Industriegebiete und die Agrargebiete, veranschauliche Trustbildung und den Kampf um Petroleum, Kohle, Eisen; man stelle einmal die Verflochtenheit des internationalen Kapitals über die Erde hin dar. Doch das sind noch Zukunftswünsche. Wenn man uns aber fragt, welches Buch wird jetzt das Rennen machen? Dann antworten wir ohne Zögern: Kumsteller, das Buch der nationalistischen Geschichtslegende!

---

FIGARO

## WORTE ODER LOB DER TIERE

Der Spanier „Figaro“[5] (D. Marino José de Larra) wurde 1808 geboren und starb, 27jährig, durch eigene Hand. — Er ist der größte spanische Kritiker und Satiriker des 19. Jahrhunderts.

Ich weiß nicht, wer gesagt hat, daß der Mensch von Natur bösartig sei. Auf jeden Fall ist es eine Dummheit. Der Mensch ist ein gutmütiger Tropf. Ein bißchen wild, ein bißchen falsch — gewiß, aber was seine übrigen Eigenschaften betrifft, so würde ich von Aristoteles und Plinius, Buffon und Valmont de Bonnar gern erfahren, welche Bestie, vorausgesetzt, daß es eine wirkliche Bestie ist, spricht und hört.

Sehr richtig; dies ist der Grund für die Ueberlegenheit des Menschen — wird mir ein Naturforscher sagen. Aber dies ist exakt der Grund seiner Unterlegenheit — wenigstens nach meiner Ansicht, der ich mehr von der Natur als von der Naturforschung verstehe.

Man lege einem Löwen, der vom Heißhunger gepeinigt wird (sich also in dem einzigen Zustande befindet, in dem man einen Löwen mit einem Menschen vergleichen kann, ein Stück Fleisch hin, und man wird sehen, daß die Bestie sich mit einer solchen Geschicklichkeit, Kraft und Sicherheit auf die herrenlose Beute stürzt, wie es eben nur möglich ist, wenn eine Notwendigkeit kategorisch Befriedigung gebietet. Man lege ihr aber einen Zeitungsartikel aus einem nach siebzig Jahren geschriebenen und redigierten Blatt hin, spreche mit ihr über Glück, Ordnung und Wohlstand — und warte dann ein Weilchen: Die Bestie wird nicht daran denken, vorausgesetzt, daß sie euch überhaupt verstanden hat, mit erhobener Klaue die Gründe mitzuteilen, warum ihr einziges Glück darin besteht, euch zu fressen.

Der Tiger muß den Hirsch verschlingen, und der Hirsch wartet nicht darauf, seine Gründe zu hören. Alles ist eindeutig und sinnvoll beim vernunftlosen Tiere. Das Weibchen betrügt nicht das Männchen und das Männchen nicht das Weibchen. Da sie nicht miteinander sprechen, verstehen sie sich. Aus demselben Grunde täuscht der Starke nicht den Schwachen, sondern der Schwache flieht schon bei seinem bloßen Anblick. Und das ist gut so, denn dies ist die einzig mögliche Ordnung.

Gebt den Tieren das Wort, und sie benötigen sofort eine Akademie, um eine Instanz zu haben, die sie darüber aufklärt, was dieses und jenes Wort bedeutet und daß es etwas anderes bedeutet als was sie damit sagen wollen. Sie benötigen Gelehrte, die sich ihr ganzes Leben damit beschäftigen, darüber zu sprechen, wie man zu sprechen hat. Sie benötigen Schriftsteller, die Häufchen von eingebundenem Papier fabrizieren, um den übrigen Menschen ihre Meinungen mitzuteilen, denn sie sind von der Wichtigkeit ihrer Meinungen überzeugt. Und eines Tages wird die stärkste von diesen Bestien auf einen Baum klettern und die kleinen Bestien davon überzeugen, daß sie nicht geschaffen sind, um zu gehen und zu kommen und zu leben, wie es ihnen beliebt, sondern: um ihr, der großen Bestie zu gehorchen. Und das schlimmste daran wird nicht sein, daß die große Bestie es sagt — sondern, daß die kleinen es glauben werden.

Gebt den Tieren die Sprache, und sie werden Namen an die Dinge hängen und mit den Worten „Raub", „Lüge" und „Mord" diese Dinge nicht beseitigen, sondern die Gefängnisse füllen. Sie werden die Eitelkeit und die Selbstgerechtigkeit schaffen, und die adlige Bestie, die vorher 24 Stunden am Tage seelenruhig schlief, wird nicht mehr schlafen können, weil sie sich mit Rangproblemen

quält. Ach, der Bruder, der den Bruder nur tötet, um ihn zu essen — wird ihn töten wegen eines weißen oder roten Bandes. Gebt den Tieren die Sprache, und sie werden lügen und betrügen: das Männchen das Weibchen aus Liebe, der Große den Kleinen aus Ehrgeiz, der Gleiche den Gleichen aus Rivalität, der Arme den Reichen aus Furcht und Neid; sie werden als unumgänglich notwendig eine Regierung verlangen, und sie werden in dieser Regierung debattieren . . . .

Wie glücklich sind die vernunftlosen und sprachlosen Tiere! Sie brauchen keinen Redner, der ihnen sagt, auf welche Weise sie glücklich zu sein haben; sie können nicht betrügen und nicht betrogen werden, nicht glauben und nicht glauben machen.

Der Mensch dagegen — ach! der Mensch spricht und hört; der Mensch glaubt — aber ach! er glaubt noch nicht einmal das, was er will, sondern was alle wollen. Er glaubt an die Frau und die öffentliche Meinung, er glaubt an das Glück . . . was weiß ich, woran er noch alles glaubt! Er glaubt sogar an die Wahrheit.

Man sage ihm, daß er Talent hat —: Gewiß, wird er innerlich denken. Man sage ihm, daß er der bedeutendste Mensch des Erdballs ist —: Zweifellos, wird er erwidern. Man sage ihm, daß man ihn liebe — und gläubig wird er erwidern: Danke. Wünscht man ihn zu töten, so tauscht man nur die Worte und sagt: Ich führe dich zum Siege. Und will man ihm befehlen, so sage man nur offenherzig: Ich habe dir zu befehlen —; er wird erwidern: Ich weiß es.

Dies ist die ganze Kunst des Umgangs mit Menschen. Also ist der Mensch bösartig? Welche Wolfsherde würde sich mit einem Manifest begnügen? Fleisch wollen sie und keine Worte. Sagt den Wölfen: Dem Hunger, oh ihr Wölfe, haben wir den Garaus gemacht; erdrosselt ist dieses Scheusal für immer und ewig . . . — sie werden schreien: Lüge, Lüge! Auf zum Schafstall! Der Hunger ist durch ein Lamm zu besiegen! Was dagegen sagt eine Zeitung den Menschen? „Die Hydra der Zwietracht, oh ihr Bürger, ist mit starker Hand niedergerungen worden; von heute ab wird die Ordnung die Basis des sozialen Gebäudes sein. Schon zeigt die Morgenröte der Gerechtigkeit ihre ersten Schimmer; der Regenbogen des Friedens (der kein Friede ist) leuchtet nach dem Gewitter (das nicht vorüber ist); von heute ab wird die Gerechtigkeit (die die Quadratur des Zirkels ist) das Fundament des Gemeinwohls sein . . ." Hab ich recht gehört? Fielen die Worte: Hydra der Zwietracht, Gemeinwohl, Regenbogen, Gerechtigkeit . . .? Geht zum Volke, damit es euch beklatscht, Verse macht, Triumphbögen errichtet und Inschriften meißelt.

Oh, wunderbare Gabe des Wortes!

Selig sind die, die nicht sprechen, denn diese verstehen sich.

(Gekürzte Uebersetzung aus dem Spanischen von *Leo Matthias*.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Maiwoche

Mancherlei Unrat wird in diesen Wochen zutage gefördert. Der ökonomische Absonderungsprozeß erschöpft sich nicht in der Ausscheidung der Vielzuvielen, die sich um Produktion, Handel und Bankwesen im Laufe der letzten Jahre angereichert haben, weil produktive Leistung nichts und spekulative alles galt. Die Reinigungskrise ist ein volkswirtschaftlich notwendiger Vorgang, und an Stelle einer Abbremsung ihrer Auswirkungen durch Rücksichtnahme finanzieller oder rechtlicher Art (Geschäftsaufsicht!) sollte besser das Bestreben treten, den unumgänglichen Vorgang unter Schonung nur des Schonungswürdigen nach Möglichkeit zu beschleunigen. Daß diese Uebergangsepoche die Existenz zahlreicher lebensunfähiger Wirtschaftsgebilde offenbaren würde, stand für jeden einzelnen außer Zweifel. Nicht zu verwechseln mit dieser Abschüttelung, die eine geschäftliche Angelegenheit bleibt, ist jene andere Enthüllung von Mißständen, die mehr ins kriminelle Fach schlagen. Es war kein Zufall, daß Veruntreuungen in letzter Woche serienweise ans Licht gezogen wurden (Baer & Stein, Schlesinger, Trier & Co., Bleichröder usw.). Hinter der Tünche der Inflation, die Krummes gerade zu machen vermochte, verbirgt sich noch manche andere übelriechende Ausgeburt des vergangenen Jubels, in dem fast alle Kontrollen versagten. Der markanteste Fall dieser Art sind die Wechselreitereien bei der Baer & Stein A.-G., deren Aktien zu den höchstbewerteten der Berliner Börse gezählt wurden. Bei dieser Gesellschaft, an der erste Unternehmungen wie die Hirsch, Kupfer- und Messingwerke und die Bing-Werke in Nürnberg maßgebend beteiligt sind, konnte es vorkommen, daß ein Vorstandsmitglied wochenlang die kommerziellen und industriellen Lieferanten und Abnehmer mit seinen Tratten, die er als solche der Aktiengesellschaft ausgab, überschwemmen konnte. Das Geld, das er so hereinbekam, lieh er seinerseits an alle möglichen Stellen, seriöse und unseriöse, mit unerhörtem Zwischengewinn aus. Diese „Arbitrage" hätte er vermutlich noch lange unbemerkt fortsetzen können, wenn nicht die gegenwärtige allgemeine Illiquidität einige seiner Forderungen uneintreibbar gemacht hätte mit dem Ergebnis, daß die Aktiengesellschaft, auf deren Namen die Gelder liefen, in schärfste Bedrängnis geriet. Mag die gewissenlose Weise, in der hier mit den Interessen der Gesellschaft verfahren worden ist, eine Einzelerscheinung im deutschen Aktienwesen sein — im Prinzip sehen mancherlei Geschäfte, die von Direktoren anderer Unternehmungen getätigt wurden, diesem verbrecherischen Gebaren verflixt ähnlich.

Damit in dem trüben Bilde der heitere Ton nicht fehle: Unter besonderen, freilich seltenen Umständen können Unterschlagungen der betroffenen Unternehmung sogar zum finanziellen

Nutzen gereichen. Folgendes Histörchen beruht auf Wahrheit. Bei der C. Schlesinger, Trier & Co. Kommanditgesellschaft auf Aktien in Berlin, einem angesehenen Bankinstitut, hat ein ungetreuer Beamter in der Zeit der Hochkonjunktur unbemerkt vom Portokassenkonto namhafte Beträge für seine Privatzwecke abgebucht. Diese Entwendungen wurden also von der Gesellschaft laufend als Handlungsunkosten verschmerzt. Der Beamte hat die Beträge, die er auf diese Weise beiseite geschafft hatte, nicht leichtfertig verpraßt, sondern sie sorgsam in Kleinodien konvertiert. Als nun der Betrug entdeckt wurde, da fand man in den Schränken des Attentäters die Gegenwerte der unbemerkten Inanspruchnahme der Portokasse noch unversehrt vor. Welche Ueberraschungen für die Bank, die nunmehr ein Rückgriffsrecht auf diese Gegenstände erwarb. Wie aus einer aufgebrochenen Sparbüchse flossen ihr auf diese Weise einige hunderttausend Mark in den Schoß. Wie eine wohlwollende Tante hatte im Endeffekt der betrügerische Beamte für die Bank, ohne — erklärlicherweise — einen Ton davon zu sagen, ein stattliches Sümmchen gespart. Die Geschichte entbehrt nicht der Moral. Zeigt sie doch über diesen Einzelfall hinaus, wie leicht es vielfach in dem Inflationsdurcheinander möglich gewesen wäre, bei schärferer Anwendung des Rechenstiftes Reservestellungen für die Zeit der Bedrängnis vorzunehmen. Mancher Gesellschaft hätte solch vorausschauender Geist (als welcher der Defraudant in diesem Falle wider seine eigene Absicht sich erwies) viel Segen gestiftet.

Von einer unbegründeten rechtlichen Rücksichtnahme auf lädierte Subjekte wurde eingangs gesprochen. Die Geschäftsaufsicht zur Abwendung des Konkurses, deren Einverleibung ins deutsche Recht zu Beginn des Krieges einer gesunden rechtpolitischen Erwägung entsprang, droht in der Tat neuerdings zu einer skandalösen Begünstigung leichtfertiger oder gar böswilliger Schuldner auszuwachsen. Herr Emminger selbst war es noch, unter dessen Aegide am 14. Februar eine Verordnung herauskommen konnte mit dem Zwecke, diese an sich segensreiche Einrichtung ohne die notwendigen Einschränkungen in die Stabilisierungsepoche zu übernehmen. Denn all und jeder kann künftig dieser Rechtswohltat der Geschäftsaufsicht teilhaftig werden, sofern er nur dem Konkursgericht klar zu machen versteht, daß seine Insolvenz irgendwie in einem losen Zusammenhang mit den Kriegsfolgen sich befände. Nicht also wird diese Vergünstigung durchs Gesetz nur solchen Schuldnern zuteil, die ohne ihr Zutun gewissermaßen durch höhere Gewalt vorübergehend dickflüssig geworden sind, sondern auch solchen, die, wenn es vernünftig zuginge, keinerlei Anspruch auf eine derartige Bevorzugung erheben dürften. Das Wesen der Geschäftsaufsicht im Gegensatz zum Konkurse mit seinen strengen Rechtsfolgen, besteht gerade darin, daß sie den Schuldner auf Kosten

des Gläubigers schützt. Der Schuldner vermag unter der Geschäftsaufsicht — die nicht einmal öffentlich bekanntgemacht wird — mehr oder weniger unbehindert seinen alten Gang zu gehen. Die Einschränkungen in der Lebenshaltung usw., die er sich auf Anordnung des Aufsichtsführers — häufig eines vielbeschäftigten Konkursroutiniers — gefallen lassen muß, pflegen in der Praxis außerordentlich geringfügig zu sein. Der Gläubiger aber muß unter allen Umständen zusehen, wie sein Gut ihm vor den Augen zerrinnt. Er darf keine Vollstreckung betreiben; er muß sich gegebenenfalls sogar den Zwangsvergleich gefallen lassen. Ein ausgesprochener Mißgriff des Reichsjustizministeriums ist es also gewesen, daß in der erwähnten Verordnung vom Februar die Verankerung hinreichender Kautelen versäumt worden ist gegenüber einer mißbräuchlichen Ausnutzung dieser bei Beschränkung auf Ausnahmefälle durchaus dankenswerten Einrichtung. Ein künstliches Ueberwasserhalten lebensunfähiger Glieder des Wirtschaftsorganismus, wie es mit Hilfe der Geschäftsaufsicht vielfach geschieht, schädigt nicht allein die Rechtsmoral, es ist auch volkswirtschaftspolitisch höchst unerwünscht.

Der Respekt der obersten Justizbehörde des Reichs vor den Rechtsüberlieferungen läßt auch sonst zu wünschen übrig. Zwei Methoden sind es im wesentlichen, mit deren Hilfe in Deutschland Recht geschaffen wird — soweit nicht etwa ein Ermächtigungsgesetz die Regierung jeder Sorge um unbequeme Formalitäten überhaupt enthebt. Entweder man greift zum Artikel 48, der für die merkwürdigsten Verordnungen herhalten muß oder — fast noch verwerflicher, weil nicht so unverhüllt absolutistisch — man wählt die Regelung mit Hilfe von sogenannten Durchführungsbestimmungen. Vorsorglich hat sich die Reichsregierung während der Dauer des Ermächtigungsgesetzes beinahe für alle irgendwie in Frage kommenden Gebiete mit unumschränkter Dauerautorisation zur Legislatur aus eigener Machtvollkommenheit ausgestattet. Wohin solch unverantwortliche Gesetzgebungsinzucht mittels Unterermächtigung mit Fernwirkung führen kann, das sei an drei prägnanten Beispielen dargetan. Durch ein kurzes Rahmengesetz schuf sich die Reichsregierung ein für allemal die Befugnis zum Erlaß von Verordnungen über die Einschränkung öffentlicher Bekanntmachungen. Hilflos erlag alsbald das Reichsjustizministerium den Einflüsterungen gewisser Gruppen. Ohne viel Aufhebens wurde ein Axiom des Deutschen Handelsrechts, das für das gesamte Aktienwesen in Deutschland entscheidende Bedeutung hat: der Grundsatz der Publizität beiseite geschoben. Mit der beinahe albernen Begründung, die Kosten seien zu hoch, wurde die Pflicht zur Veröffentlichung der Aufsichsratslisten selbst für den Reichsanzeiger in alle Zukunft voraussetzungslos suspendiert, sodaß eine unerträgliche Anonymität ins deutsche Gesellschaftswesen Einzug hielt, weil kein

Mensch mehr wissen kann, welche Persönlichkeiten hinter den einzelnen Gesellschaften stehen. Darüber hinaus scheint eine Absicht der Verwirklichung nahe, die Papiermarkabschlußbilanzen von der Veröffentlichungspflicht generell zu befreien. Eine schwere Verantwortung lädt man hier auf sich. Anstatt nach der vorangegangenen Moralverwüstung mit allen vorstellbaren Mitteln aufs äußerste Schärfung des Pflichtbewußtseins im Aktienwesen zu dringen, lockert man die Publizitätspflichten der Verwaltungen in einem Punkte nach dem anderen. — Ein zweites Schulbeispiel für die harmlose Art neudeutscher Gesetzesmacherei sind die Durchführungsbestimmungen zur Goldbilanzverordnung. Wir haben seinerzeit auf das Intrigenspiel der Interessenten alsbald gebührend hingewiesen. Nichts kennzeichnet besser die Unempfindlichkeit des Gesetzgebers als die Tatsache, daß unwidersprochen von einer um ihr Recht kämpfenden Aktionärgruppe ein einzelner Paragraph der Durchführungsbestimmungen unumwunden als lex AEG bezeichnet werden kann, weil er die Spuren der Gesetzesanpassung an die Wünsche einer einflußreichen Verwaltung für jeden sichtbar an der Stirn trägt. Die Registerrichter selbst haben Bedenken bekommen hinsichtlich der Rechtmäßigkeit solcher Sorte von Durchführungsbestimmungen. Rasch forderte die zuständige Stelle, das Preußische Kammergericht — eine Justizungeheuerlichkeit! — zu einem Rechtsgutachten auf, um die formaljuristische Unanfechtbarkeit dieser Ausnahmegesetze fürs Aktienwesen zu beweisen

Einen dritten Streich hat man sich mit den Durchführungsbestimmungen zur Aufwertungsverordnung geleistet. Wer vermutet hätte, daß dem Reichsjustizministerium in dem heftigen Streit der Ansichten und Interessen über die Aufwertungsfrage das Verständnis für die Delikatesse dieser schwierigen Angelegenheit einigermaßen gestärkt worden sei, der irrt von Grund auf. Weder die einhellige Meinung der Juristenwelt, noch gar Zweifel über die Marschroute des neuen Reichstages in dieser Frage vermochten die Unbeirrbaren aus der Voßstraße daran zu verhindern, in den Durchführungsbestimmungen das Gegenteil von dem festzulegen, was mit salomonischem Schnitt die Aufwertungsverordnung selbst verfügt hatte. Skrupellos schritt das Justizministerium über die Rechte der wahrlich von der Aufwertungsverordnung nicht auf Rosen gebetteten Sparer, Rentner, Witwen und Mündel hinweg, indem es verfügte, daß eine wichtige Vorschrift der Aufwertungsverordnung keine Anwendung finden dürfe, außer in einigen wenigen eng umgrenzten Spezialfällen; die Vorschrift nämlich, wonach der persönliche Teil einer hypothekengesicherten Forderung auch über die 15prozentige Norm hinaus aufgewertet werden könne, wofern allgemeine Bestimmungen (Bürgerliches Gesetzbuch, Reichsgerichtsurteil!) das rechtfertigen. An Rechtsgefühl mag es den Herren fehlen, an Mut fehlt es ihnen nicht!

# GLOSSEN

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

### 1.

*Zum Kunstschulabbau.*

Die Sparmaßnahmen sind erwünschte Gelegenheit, den ganzen staatlichen Kunstschulbetrieb zu vereinfachen und zu reformieren. Die Kräfte, welche sich dagegen stemmen, beweisen nur, wie nötig das ist. Die Züchtung künstlerischen Nachwuchses hat ihre Tücken. Es werden Existenzen geschaffen, die das Reservat einer nur ästhetisch-individuell zu wertenden Klasse beanspruchen, ohne auch die hierzu nötige Klasse zu sein. Und so wird ein kulturwidriges, weil wurzelloses Künstlerproletariat vermehrt. Die persönliche Klasse aber ist selten.

Was die Allgemeinheit braucht, sind künstlerisch-sachlich gut durchgebildete Kräfte, die technisch und wirtschaftlich in der Gesamtproduktion zu verankern sind. Daher muß gerade der Lehrbetrieb schon dauernde Wechselbeziehung zu Industrie und Gewerbe haben, besonders aber zu dem größten Anreger und Arbeitsvermittler, dem Bauwesen. Die Umwandlung einiger Kunstgewerbeschulen in Werkstätten war nicht das Richtige. Auch das staatliche Bauhaus in Weimar hat vorläufig noch mehr gewollt als erreicht. Man darf heute keinen Rückschritt zum mittelalterlichen Handwerk bringen, sondern man muß die tatsächlich vorhandenen Formen der heutigen Produktion erfassen.

Die Unterscheidung einer akademischen und einer gewerblichen Kunstausbildung ist durch den Kunstschulabbau, die Zusammenlegung, gefallen. Es bleibt aber noch die Form eines starren Lehrkörpers. Je mehr nun aber aus dem Wirtschaftsleben Aufgaben an die Schulen herantreten, umsoweniger werden die jeweiligen Einrichtungen und Lehrkräfte immer genügen. Es wird erhöhter Austausch von Schülern und Lehrern notwendig sein mit seiner Folge von Kursen, Abkommandierungen, Ausnutzung statt Absonderung, Anpassung an die Wirklichkeit, kurz: Beweglichkeit. Erst wenn die bedeutenden Spezialkräfte freischaffender Künstler, die Betätigungsmöglichkeiten bestehender Werkstätten dem Unterricht zugeführt werden, haben wir eine richtig verstandene Meisterlehre.

Dieses Prinzip ist billig! Seine Rentabilität mache ich mich anheischig sowohl rein fiskalisch als auch volkswirtschaftlich nachzuweisen. Und es ist eine Lebensfrage der Kunstlehre, daß sie unakademisch, aus praktisch-kaufmännischen Beziehungen heraus fundiert wird. Die Entwicklung der Kunst selbst weist den gleichen Zug nach dieser Verankerung in den Aufgaben des Tages auf, wie sie alle wirklichen Kulturen charakterisierte.

Bei der hier geforderten Beweglichkeit ist nur die Frage der Unterbringung offen. Denn dieser Wechselverkehr zwischen den Städten darf keine Verteuerung verursachen. Ist freilich an 1. Stelle eine Freifläche, so rücken im Turnus die anderen nach. Die aber haben wir. Die Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums steht leer. Ehe sie irgendwelchen Verlegenheits- oder Notstandsmaßnahmen dient, soll man sie lieber im Sinne der obigen Ausführungen in den lebendigen Organismus eines Wechselverkehrs der deutschen Kunstschulen und -werkstätten einfügen, indem die Ateliers der Unterbringung abkommandierter Lehrer und Schüler dienen, die ihre Räume daheim wieder für gleiche Zwecke freimachen.

Möge das Ministerium vor endgültigen Maßnahmen diese Anregung prüfen und den sachlich (nicht nur den amtlich) Interessierten weitgehende Klarheit geben, damit Mißverständnisse und Gerüchtbildungen, aber auch Mißgriffe und Unterlassungen vermieden werden.

*Alfred Gellhorn.*

2.

*Sind Völker Bauernburschen?*

Ein Leser des T.-B. hat sich schon vor dem Kriege folgende Sätze von Otto Julius Bierbaum notiert:

„Notwendigkeiten entgeht kein Mensch, kein Volk: auch dann nicht, wenn Mensch und Volk scheinbar ohne Not Notwendigkeiten vor sich aufrichten. Wenn zwei Bauernburschen ein Mädchen haben wollen, so ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie sich einigen: Viel größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder auf einen günstigen Moment lauert, wo der andere mit möglichst großer Aussicht auf Erfolg an der Gurgel zu packen ist. Oder sie werden so wütig, daß sie bei erstbester Gelegenheit auf einander losfahren. Manchmal gehen sie auch taktisch vor: warten eine Kirchweih oder sonst ein Fest ab und sichern sich vorher Spezis zu Hilfe und Rückhalt. Was ist bei alledem die Notwendigkeit? Daß jeder allein genießen — herrschen will. Auch spricht cavalleria rusticana mit. Wer zurücktritt, gilt den anderen als Lapp, und es hilft ihm nichts, wenn er beteuert, er habe ein anderes, ebenso gutes oder besseres Mädel gefunden, eine aus der Nachbarschaft. Es wäre bloß vernünftig, wenn er die andere nähme. Es könnten dann zwei gleich große Bauern nebeneinander sitzen, so dick im Fett, als es nur möglich ist, es auszuschöpfen, und die könnten sich mit ihren Weibern Sonntags zum Kaffee besuchen und über die anderen lachen. Ich frage aber alle Verfasser von Bauernstücken, ob sich aus solcher Vernunft ein rechtschaffenes Drama machen läßt? Nein, es läßt sich nicht, schon weil Vernunft unwahrscheinlich ist. Denn es sitzt die Notwendigkeit in den Bauernburschen, zu raufen. Sie wird als Liebe und Ehre empfunden: was ist dagegen zu machen? Und sie führt zu prachtvollen Aufregungen, die stärker und verlockender sind, als alle Vernunft. Denn: wohin führt die schließlich? Ins Fett? Gewiß! Aber im Fett ist die Langeweile, und so dick ist kein Bauernblut, daß es nicht einmal schäumen möchte.

Zwischen Deutschland und England scheint die Sache ähnlich zu liegen; nur kommt als verschärfender Umstand hinzu, daß England das Mädel schon sicher zu haben glaubt und über alle Begriffe erstaunt ist, kurz vorm Kirchgang einen Rivalen auf dem Plan erscheinen zu sehen, der bisher für einen zwar kräftigen, aber etwas einfältigen Knaben galt."

In welchem Buche Bierbaums stehen diese klugen Sätze?

—

## BALZACS ITALIENREISE.

Eines Tages kam Balzac zu seinen Angehörigen und überraschte sie mit folgender Mitteilung: „Die Römer, die vom Bergwerksbetrieb nicht viel verstanden, haben Reichtümer in den Schlacken liegen lassen. Ich habe Gelehrte vom „Institut" befragt, und sie sind ganz meiner Meinung. Ich reise nach Sardinien."

„Wovon willst du denn nach Sardinien reisen?"

„Wovon? Ich reise auf Schusters Rappen, mit dem Rucksack, im Lumpenkittel, daß sich die Briganten und die Sperlinge erschrecken; ich habe alles genau berechnet, ich werde mit sechshundert Franken auskommen."

Als die sechshundert Franken beschafft waren, reiste er ab und schrieb seiner Mutter und seiner Schwester aus Marseille folgenden Brief:

März 1833.

Beunruhige Dich nicht, liebe Mutter, und sage auch Laura, daß sie sich keine Sorgen machen soll. Ich habe fünf Nächte und vier Tage im Postwagen zugebracht. Meine Hände sind so angeschwollen, daß ich kaum schreiben kann. Morgen, Mittwoch, bin ich in Toulon, Donnerstag fahre ich nach Ajaccio. Freitag werde ich dort ankommen. Acht Tage werden für meine Expedition ausreichen. Ich könnte von hier aus auf einem Frachtschiff für fünfzehn Franken nach Sardinien fahren, aber diese Schiffe sind vierzehn Tage unterwegs; bei günstigem Wind könnte ich allerdings schon in drei Tagen in Sardinien sein. Ich fange an, Zweifel zu bekommen; jedenfalls kann man nicht weniger aufs Spiel setzen, um mehr zu bekommen. Ich habe erst zehn Franken auf meiner Reise ausgegeben. Ich bin in einem schauderhaften Hotel. . . Habe ich keinen Erfolg, so werden einige Arbeitsnächte bald wieder alles in Ordnung bringen. Binnen vier Wochen werde ich einen Haufen Geld mit meiner Feder zusammenscharren."

Nach seiner Rückkehr mußte er seinen Angehörigen seine seltsame Reise schildern. Er hatte das Glück gehabt, mit richtigen Räubern zusammenzutreffen.

„Außerhalb ihres Berufs", meinte er, „sind das wackere Burschen. Sie haben mir über alles, was ich wissen wollte, Auskunft gegeben. Die kennen Land und Leute; sie hatten gleich gemerkt, daß ich kein Kunde für sie war, und, bei Gott, sie hätten mir eher Geld geliehen als von mir gefordert."

Ohne einen Heller kam er in Bastia an, und er erregte durch Nennung seines Namens geradezu einen Aufruhr unter der Jugend; alle kannten seine Bücher, und man war begeistert, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Das war eine große Freude für ihn. „In Corsika bin ich schon berühmt", erzählte er. „Prachtvolle junge Leute! Ein herrliches Land!"

Beim Finanzinspektor M. B. wurde er gastlich aufgenommen und gefeiert. Dort gewann er im Spiel das Geld, das er für seine Rückkehr nach Frankreich brauchte. Bei seiner Seefahrt und bei seinen Streifzügen durch Sardinien hatte er eine Fülle neuer Motive gefunden. Die aus den Bergwerken mitgebrachten Proben wurden Chemikern eingehändigt; die Analysen erforderten Zeit. Balzac war nicht geneigt, die Regierung von Pie-

mont um die Konzession zu ersuchen, er mußte seine Verpflichtungen gegenüber seinen Verlegern erfüllen.

Erst ein Jahr später begab er sich nach Piemont, um die Konzession zu erlangen. Mitteilsam, wie immer, hatte er dem genuesischen Kapitän, der ihn nach Sardinien gebracht hatte, das Motiv seiner Reise mitgeteilt. Der Genuese hatte inzwischen mit der Regierung von Piemont in aller Form Vertrag gemacht und so Balzac die Ausnutzung seiner Idee unmöglich gemacht.

(Nach Mme. L. Surville [des Dichters Schwester]: „Balzac, sa vie et ses Oeuvres". Paris 1858.) *P. M.*

---

TISCH MIT BÜCHERN.

Martin Borrmann: Die Mißhandlung. Novelle. (Deutsche Verlags - Anstalt, Stuttgart. Erschienen in der Sammlung „Der Falke".)

Martin Borrmann hat eine besondere Passion für den verkorxten Menschen. Er ist der Interpret der tragischen Figur, die aus dumpfer Sehnsucht oder aus unbeherrschtem Trieb mit den einfachsten Realitäten in Kollision gerät. Im Fall unserer Novelle ist es das alte junge Mädchen, in dem das Blut rebelliert, das Geschlecht die organische Entfaltung will. Aber es ist zugleich eine Seele armseligster Herkunft, eine Seele zwischen Phrasenliebe und Stickdeckchen, aus der das „es" wohl einmal ungebärdig aufschreit und in ein Nichts verklingt. Die pathologische Erscheinung war um so schwerer zu fassen, als sie dicht unter der alltäglichen Oberfläche liegt und im Leben die Prägung des Vielzuvielen hat, es ist also eine Typisierung versucht worden und im großen und ganzen auch gelungen. Die Detailfiguren haben schon so viel Fülle und Virulenz, wie der Roman sie nötig hat, und am Ende liegt hier die besondere Anwartschaft Borrmanns für die Zukunft.

*K.*

Max von Boehn: Die Mode. Menschen und Moden im XVI. Jahrhundert. (F. Brückmann, Verlag, München.)

Boehns großangelegtes Modenwerk greift nunmehr in eine Zeit zurück, die der Forschung, vor allem der Zeitbestimmung heftige Schwierigkeiten bereitet. Die Bildmaterie ist oft nur vage zu bezeichnen, sie ruht zwischen Holbein, Tizian, Bronzino, Aldegrever; aber sie ist famos gewählt und bleibt dem Gesamteindruck nichts schuldig. Was Boehn textlich zu sagen hat, geht über die Kostümkunde hinaus; er dehnt den Begriff der Mode vernünftig weit, indem er sie als den Ausdruck von Geschmack, Sittlichkeit, Kunst, Politik, Religiosität, kulturellem Gewissen in allen Schwankungen und Wandlungen darstellt. Das Werk wird auf diese Weise zu einer kleinen Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts. Die Quellen fließen ihm erstaunlich reich, die Zusammenhänge weiß er sichtbar zu machen. Da er dabei auf eine amüsante Art verfährt, wird er seine Leser überall haben; des unerschöpflichen Materials halber wird er von Historikern, Künstlern, Schriftstellern wohl heftig benutzt, abgeschrieben und verschwiegen werden. K.

Deutsche Akademiereden. Herausgegeben von Fritz Strich. (Verlag Meyer u. Jessen, München.)

Hier wird ein verschollenes Geschenk an die deutsche Nation zur Geltung gebracht. Der Münchener Literaturforscher, Professor F. Strich, wählte etwa zwanzig der vorzüglichsten Reden deutscher Akademiker von Schiller bis Troeltsch aus, die als

Zeugnisse für deutsche Geistigkeit, Wortführung, akademisches Verantwortungsbewußtsein zu werten sind; nebenbei bedeuten sie eine Art Geistesgeschichte des XIX. Jahrhunderts. Die Oeffentlichkeit steht solchen Reden naturgemäß skeptisch gegenüber; Strichs Unternehmen erweist sich als der enorm wichtige Versuch (im Sinne etwa des von seinem Bruder geleiteten Jahrbuches für Geisteswissenschaften, die „Dioskuren"), ein Brücke aus der Wissenschaft als Selbstzweck in das geistige Leben gemeinhin zu schlagen. Diese Akademiereden sind keine ein Spezialistentum ausströmenden Darlegungen; aus besonderem Anlaß gehalten (Rektoratsübernahme, Stiftungstage etc.) nahmen sie die Gelegenheit wahr, aus der Fachwissenschaft heraus fruchtbar auf die allgemeinen Ideale einzuwirken, ja sich über alles Abstrakte hinaus an künstlerische, politische, soziale Fragen der Zeit und über die Zeit hinaus hinzugeben.

---

## FILM

*Der Berg des Schicksals.*

Dasselbe Filmmotiv: Klettern — sieht man in demselben Theaterhause zweimal. Oben (im Mozartsaal) erklettert Harold Lloyd grotesk-exzentrisch zwanzig Stockwerke per Trickaufnahme; unten (im Nollendorf-Theater) wird zwei Stunden lang die unersteigliche Alpenspitze Guglia del Diavolo erklettert, von wirklichen Kletterern, aufgefangen in wirklichen Naturaufnahmen.

Beide Filme sind Höchstleistungen der Filmkunst: „Ausgerechnet Wolkenkratzer" an raffinierter Filmtechnik, spekulierend auf das Mischgefühl von Grauen und Komik, „Der Berg des Sckicksals" an menschlicher Körpertechnik, Energie, Fleiß. In beiden Filmen wird die Wirklichkeit überwunden, in dem Amerikaner dadurch, daß sie vermittels Uebersteigerung und Lächerlichmachung ad absurdum geführt wird, — im Deutschen dadurch, daß der Mensch vermittels unglaublichem Körpertraining die Natur selbst, die höchsten, steilsten Berge überwindet — und noch den Mut hat, solcherlei Rekordleistung abzuphotographieren. Und wie zu photographieren! Diese Kletterer an schroffer Wand; im Kamin empor sich stemmend; auf Gipfeln turnend; am Seil, das allein ein in den Fels getriebener Haken hält, vom Himmel zur Erde gleitend; sich in die steinerne Kruste des Bergs krallend; im Schneegestöber und auf vereistem Hang, sogar beim Absturz ... diese Kletterer sind von Kletterern mit dem Drehapparat verfolgt worden ... acht Monate lang ... in jeder Jahreszeit ... ward da hoch oben gearbeitet. Dieser Film gehört zu den Dingen, von denen gewisse Volksgenossen sagen würden: das macht uns keiner nach.

Für die Wirkung ist es gleichgültig, ob es Trickaufnahme, ob Wirklichkeitsphotographie. Aber man muß bekennen: kein Trickfilm, kein Sensationsfilm der Welt zeigte bisher so toll-wahnwitzige Taten menschlicher Vermessenheit. Man fühlt, wenn da einer an glitzeglatter Wand ganz oben über der Erde klebt, wenn einer im Kamin sich hält, indem er das Ge-

säß gegen die eine Wand, ein Bein gegen die andere stemmt, nun das zweite Bein hebt, um den ganzen Körper in diesem Stemm-Schwebehang nachzuziehen, — man fühlt, wie einem da die Augen aus dem Schädel quellen, wie das Herz stockend gegen die Knochen knackt.

Noch mehr: Nicht nur so wahnwitzige Turnübungen — auch so schöne Landschaften hat man noch niemals im Film gesehen. Diese Bergformationen, starr ragend in Glanz und Nebel, in Schnee und Gewitternacht! Und diese Wolken, diese qualmquellenden, zarten, schwelenden, gepeitschten und lastenden Wolken, eine unabläßlich sich wandelnde Welt über der Welt! Das Auge schwelgt, das Herz zuckt; es ist da immer Bewegung, Spannung, Entspannung; was will man mehr? Ein Musterfilm, musterhaft gefertigt von Arnold Fanck.

Leider ist in all diese Herrlichkeit auch eine recht banale, aber glücklicherweise simple Handlung verflochten, die — so empfinde ich es wenigstens, zuviel Raum einnimmt, zuviel Zeit verschlingt. Aber das muß wohl so sein für das sogenannte große Publikum. Und da man neben einiger Unzulänglichkeit auch das herrliche Altweibergesicht Frieda Richards, das klarschöne Antlitz Erna Morenas und die melancholischen Augen und die Katzengeschmeidigkeit der jungen Hertha Stern von Walther sieht, will man nicht mäkeln. Dies kleine Fräulein hat für diesen Film klettern gelernt, — so klettern gelernt, daß man ihren lebenriskierenden Heroismus bewundern muß.

Die Männer aber, deren Namen, wiewohl sie mit Schauspielerei nicht das mindeste zu tun haben, hier stehen sollen: die Kletterer Hannes

Schneider, Luis Trenker, W. Scharschmigt, H. v. Hoelin, — diese Männer mit den knochigen Gesichtern, die wie Broncegüsse glatt und ausgeglichen sind, — diese Männer, die Gott und die Natur grauenhaft versuchen mit ihrer phantastischen Waghalsigkeit, — soll man sie loben? Dies Wort würde für ihre Leistungen so wenig passen, wie der Schreiber dieses zum Klettern. Es gibt nur einen Ausdruck: man staunt... und staunt.

*Kurt Pinthus.*

---

## ANEKDOTE.

Lucy von Jacobi hat „Eine Blüte gebrochen“, den Film, gesehen, und den sadistischen Vater, der sein Kind mißhandelt. In tiefem Schmerz über diese und die allgemeine Roheit der Welt geht sie heimwärts. Endlich, nach langem Schweigen, ist sie zu einer Erkenntnis gekommen, die sie in tiefstem Ernst von sich gibt:

„Nein, nein, ich paß nicht in diese Welt: ich bin nicht pervers, ich bin nicht einmal — normal.“ —

---

## *FRIDERICUS BEICHTET.*

*Im nächsten Heft des „Tage-Buch“ beginnen wir mit der Veröffentlichung der Novelle „DIE NARBE“ von BRUNO FRANK. Es ist das, mutig sei es herausgesagt, eine Fridericus-Novelle. Und da blicken uns auch schon viele tausend Augenpaare fragend an, und wir lesen darin ein banges: „O Gott, auch ihr . . ?“*

*Aber wir folgen nicht einer noch immer nicht abgeflauten Mode. Wir präsentieren nicht historische Bilderbogen, nicht vaterländische Legende, zurechtgemacht für den Hausgebrauch.*

*Bruno Frank gestaltet eine Stunde des alten, hoffnungslos vereinsamten Mannes. Durch ein perfides Erlebnis im Innersten aufgewühlt, beichtet der königliche Misanthrop dem Freunde vieler Jahrzehnte, dem neunzigjährigen Lord-Marschall Keith, auf der Terrasse von Sanssouci die Tragödie seines Lebens. Und in diesem Geständnis wird Friedrich, der Mensch, lebendig.*

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 19)




**Redaktion des „Tage-Buch“**: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10 a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Maiwoche

In der Wiener „Neuen Freien Presse", die von den Plänen der Reichsregierung mehr erfährt als so ziemlich alle Berliner Zeitungen zusammen, wurde eine Wahlreform angekündigt, die den Zwanzig- bis Vierundzwanzigjährigen das Reichswahlrecht nehmen und es erst den Fünfundzwanzigjährigen gewähren will. In diesen Blättern ist die Frage des Knaben- und Frauenwahlrechts wiederholt behandelt worden, und es wurde gewagt, für eine Hinaufsetzung der Altersgrenze des männlichen Wählers und für die Abschaffung oder wenigstens Einschränkung des Frauenstimmrechtes zu plädieren. Viele junge Leute und viele alte Damen haben uns das verdacht. Was das Frauenwahlrecht anbelangt, so ist es leider nicht in Gefahr. Der närrische Zustand bleibt weiter bestehen, daß die Politik Deutschlands zur Hälfte von Wählern abhängig ist, die sich bis auf einen verschwindenden Bruchteil für deutsche oder gar Weltpolitik nicht interessieren. Neunundneunzig Hundertstel aller Frauen wählen, wie der Gatte, der Bruder, der Geliebte oder der Agitator bestimmen, der einem Geliebten-Ideal am nächsten kommt. Die Absurdität des Wahlrechts dieser an politischen Entscheidungen gar nicht interessierten Frauen wird sofort deutlich, wenn man die unbezweifelbare Tatsache feststellt, daß die Abschaffung des Frauen-Stimmrechts kaum ein paar Dutzend Frauen in innere Bewegung versetzen würde. Der Anteil der zwanzigjährigen Jünglinge an der Politik ist leidenschaftlicher. Auch nach unserem Dafürhalten ginge eine Reform, die erst die Fünfundzwanzigjährigen zur Urne läßt, etwas zu weit. Soll ein verheirateter Vierundzwanzigjähriger ausgeschlossen sein? Nein. Erstens nicht, weil ihn die Ehe-Verantwortung reifer gemacht hat, zweitens, weil das vierundzwanzigste Lebensjahr, in vielen Staaten das Jahr der Mündigkeit, eine genügend späte Ansetzung der politischen Reife-Möglichkeit bedeutet. Uebrigens sind Wahlgesetze nicht Vorschriften für die Ewigkeit. Es kann und wird hoffentlich Epochen, auch für Deutschland, wieder geben, in denen man die

Altersgrenze von 24 Jahren herabsetzen kann. In dieser Fieberperiode jedoch wird man jugendliche Trunkenheit — Jugend ist Trunkenheit — für gefährlicher halten müssen als die kahle Nüchternheit der Sechzigjährigen. In den nächsten fünf Jahren hat das besiegte, geschwächte, blutarm gewordene Deutschland seine wirtschaftliche Konstitution allmählich wieder herzustellen. In diesem ach! sehr langsamen Heilungsprozeß sind weder kommunistische noch nationalistische Experimente statthaft. Der Patient ist dafür zu schwach. Aber die Stimmen der Zwanzig- bis Vierundzwanzigjährigen sind, wie die Wahlstatistiken beweisen, in erster Linie den gewalttätigen Utopisten beider Arten zugute gekommen. Der vierundzwanzigjährige Wähler von heute, in der Kriegzeit noch ein Kind, in der Revolutions- und Inflationszeit noch in der Pubertät, ohne Eltern, ohne Lehrer, ohne Berufsbildung groß geworden, repräsentiert die Frucht eines Dezenniums der Verwahrlosung. Und diese in jeder Hinsicht ungelernten Arbeitersöhne sollen das mit höchster Nüchternheit zu entscheidende Problem der neudeutschen Wirtschaftsverfassung lösen? Diese vier Jahrgänge machen fast ein Sechstel der deutschen Wählerschaft aus! Kein Wunder, wenn der Reichstag oft die peinlichen Allüren des zwanzigjährigen Großstädters von 1924 zeigt! . . . Kürzlich ist dem Wahlrecht der Zwanzigjährigen ein Verteidiger entstanden: Herr Gustav W y n e k e n. Man müsse den Zwanzigjährigen das Stimmrecht lassen, weil es die Jugend „zum staatlichen Denken und Verantwortlichkeitsgefühl" erziehe. Warum, Herr Wyneken, dann erst den Zwanzigjährigen das Wahlrecht geben, warum nicht auch den Achtzehn-, Sechszehn- und Vierzehnjährigen? Die Erziehung zum staatlichen Denken und zum Verantwortlichkeitsgefühl soll füglich schon bei den Vierzehnjährigen oder noch früher anfangen. Es ist aber ein Unsinn, daß die Erziehung zum staatlichen Denken vom Staate selbst mit so teuren Gütern bezahlt werden soll. Die jungen Geister mögen an anderen Geräten turnen. Es ist sehr erfreulich, daß auch in Deutschland die grüne Fahne der Jugend geschwungen werden soll, seis auch von etwas verwirrenden Messiassen, aber Gott bewahre die Jugendbewegung vor der widerwärtigsten Sorte von Demagogen, vor den klügelnden Advokaten der Jugendbewegung, die eine Jugend gewinnen wollen, indem sie ihr nach dem Munde reden.

Den jungen Menschen der Republikanischen Partei wurde von den braven alten Herren der Sozialdemokratie als schlimmster Vorwurf vor Augen gehalten, sie förderten bloß die Z e r s p l i t t e r u n g a u f d e r l i n k e n S e i t e. Die guten alten Herren, sie wußten und wissen nicht, daß es eine viel schlimmere als die öffentliche Absplitterung gibt — das ist die lautlose, die stumme Loslösung. Diesen Leuten, die nicht sehen wollen oder vielleicht nicht mehr sehen können, sei ein freimütiger Bericht des englisch-amerikanischen Schriftstellers Robert D e l l zur Würdigung empfohlen, der

in der „Frankfurter Zeitung“ seine Wahleindrücke beschreibt. Dort kann man lesen:

> In Thüringen, das ich ziemlich genau kenne, haben mir viele Arbeiter gesagt, daß sie nicht wieder für die sozialdemokratische Partei stimmen könnten, da sie genau wüßten, daß wieder der „Alte Trott“ im Reichstag von neuem losgehen würde. In Thüringen haben die Sozialisten etwa 260 000 Stimmen verloren (51 Proz.), von denen die Kommunisten nur 150 000 gewannen. — Das Beispiel von Berlin ist noch eindrucksvoller. In Berlin hatte der sozialistische Bezirkstag in einer geheimen Vorabstimmung die vom Vorstand vorgelegte Liste vollständig abgeändert, er gab jedoch in seiner Schwäche nach und genehmigte dem Vorstand dessen erste Liste. Die Folge ist, daß die große Mehrheit der Berliner Arbeiterschaft sich gesträubt hat, für die sozialistische Liste zu stimmen und die Sozialdemokraten 400 000 Stimmen (63 Prozent) verloren haben, von denen nur die Hälfte von den Kommunisten gewonnen wurde. So ergibt sich daraus ein tatsächlicher Verlust von 200 000 Stimmen für die Arbeiterparteien. Meiner Meinung nach ist diese Auflehnung der Arbeitermassen gegen die Parteimaschine ein hoffnungsvolles Zeichen. Es zeigt, daß sie nicht länger willens sind, sich als nebensächliche Masse von den Parteibürokraten behandeln zu lassen. Die deutschen Arbeiter haben mehr politischen Verstand als ihre offiziellen Leiter, die nicht über ihren engen Horizont hinaus sehen können und die allen Kontakt mit den Stimmungen innerhalb der Arbeiterklasse hoffnungslos verloren haben. Das jedenfalls ist der Eindruck, den ich während meines 18 monatigen Aufenthaltes in Deutschland gewonnen habe. Die Lehre, die die deutschen sozialistischen Führer von ihren Wählern erhalten haben, wird heilsam sein, wenn sie fähig sind, aus ihr zu lernen. Wenn nicht, dann geht es mit der deutschen sozialdemokratischen Partei wahrscheinlich noch weiter bergab. Nur die Parteitreue hat sie davor bewahrt, noch mehr Stimmen zu verlieren, als sie ohnehin schon verloren hat. Und ein Verlust von 43 Prozent sollte Warnung genug sein!

Warnung genug? Unter den hundert gewählten Sozialdemokraten sind keine zehn jüngeren Leute. Die Ueberalterung der Führer hat die Partei selbst allmählich vergreist. Regt sich irgendwo ein bißchen Jugend, so wird sie mit dem Vorwurf, sie zerplittere, moralisch gerichtet. Die gefährlichste Zerplitterung aber, das ist die Zerplitterung ins Apathische, die Zerplitterung, die zur Stumpfheit führt. Was nutzen Betrachtungen wie die des Mr. Dell? Der alte Ibsen hat einmal gesagt, eine solid gebaute Wahrheit lebe höchstens dreißig Jahre. Dieser Grundsatz gilt, scheint es, auch für die Sozialdemokratie.

Mit dem Herannahen des Bürgerblocks steigt auch der Schatten jenes deutschen Blockerfinders, des Fürsten **Bülow**, am politischen Horizonte herauf. Allerlei weniger oder noch weniger geeignete Leute machen für ihn Propaganda. Er hat auch bereits das beliebteste Argument für sich, mit dem bis dato die Republik all ihre Niederlagen begründet und entschuldigt hat: Das kleinere

Uebel! Denn hinter seinem bartlosen Altmännergesicht erscheint der gesichtslose Bart des Großadmirals Tirpitz, dessen Anwartschaft auf die Reichspräsidentschaft auch eine tüchtige Anzahl von Herolden gefunden hat. In anderen Ländern finden Jünglinge begeisterte Freunde, die ihren Ruhm und die Verheißung ihrer Zukunft mit allen geeigneten Mitteln über die Lande verkünden. In Deutschland muß man schon sehr alt geworden sein, um genügend gelobt zu werden. Am merkwürdigsten ist, daß in dieser Auseinandersetzung über den nächsten Reichspräsidenten, die in den Klubs und Couloirs eine größere Rolle spielt als in den Abend- und Morgenblättern, von dem augenblicklichen Bewohner des Palais in der Wilhelmstraße überhaupt keine Rede mehr ist. Dem ersten Präsidenten der Republik ist es gegangen wie der Republik selber: Wie von jener eigentlich nur noch die Reichswehr, ist von diesem eigentlich nur noch der Reichswehrdoppelposten vor seiner Haustüre übrig geblieben. Und wie diese Soldaten immer ein Gesicht machen, als würden sie den Träger der höchsten Würde allenfalls noch heraus-, aber bestimmt nicht wieder hineinlassen, so — — nun, der Vergleich ließe sich weiterspinnen.

Es wird Zeit, daß man sich einmal überlegt, was die Rückkehr eines der ältesten Vertreter des alten Deutschland auf eine hohe oder gar die höchste Stelle in der Republik eigentlich bedeuten müßte. Jeder, der nicht durch Sendschreiben seines Spezialkandidaten blind geworden ist, müßte doch einsehen, daß die Wahl von Bülow — denn die von Tirpitz kommt ja nicht ernstlich in Frage — das Ergebnis der Reichstagswahlen in unerträglicher Weise verfälschend und verschärfend korrigieren würde. Wenn denn schon immer nur von dem geringeren Uebel die Rede sein soll: diese Rolle zu spielen wäre auch noch imstande, wer sonst jetzt keine Rolle mehr spielt.

Was ist eigentlich in die Deutsch-Völkischen gefahren? Nehmen sie den Parlamentarismus wirklich ernst? Wer hört, wie erbittert sie sich bemüht haben, auf der rechtesten Rechten des Hauses zu sitzen, der könnte denken, sie sähen im Reichstag doch mehr als ein Institut, um auf den Pultdeckeln zu trommeln, mit den Pultdeckeln zu klappern und unter den Pultdeckeln Hochverratsmaterial zu verstecken. Kenner der Verhältnisse äußern einen anderen Verdacht. Die Lederstühle auf der rechten Seite des Hauses sind erheblich weniger abgesessen, als die in der Mitte, wo die arme verantwortungsbelastete Mehrheit ihre Gesetze ersitzen mußte. Vielleicht wäre die Schwierigkeit am einfachsten dadurch zu lösen gewesen, daß der Ausschmückungsausschuß des Reichstages seine Zustimmung dazu gegeben hätte, sämtliche Sitze im Plenarsaal einmal gründlich aufzumöbeln. Leider ist zu befürchten, daß nun, wo die Völkischen mitten zwischen den anderen sitzen, es sich weniger um das Aufmöbeln als um das Vermöbeln handeln wird.

Die Weltgeschichte schreitet schnell. Früher mußten große Männer erst eine geraume Weile im Grabe gelegen haben, um ihre Großtaten geschichtlich bescheinigt zu bekommen. Das Einbalsamieren hatte hauptsächlich den Zweck, zu sichern, daß die leiblichen Reste noch gegenwärtig wären, wenn die Seele Ruhm und Verehrung erntete. Gustav Noske, der Oberpräsident von Hannover, braucht — glücklicherweise — nicht einbalsamiert zu werden. Ihm leuchtet der Ruhm schon ob dem lebendigen kahlen Schädel. Ja, er ist in der glücklichen Lage, sich selber die geschichtliche Größe in feierlicher Sitzung des Provinziallandtages bescheinigen zu können. Man könnte mit ihm rechten. Aber man soll es nicht tun. Denn sicherlich: relativ zur geschichtlichen Größe des Rahmens, in dem er seine Ruhmrede auf sich selbst gehalten hat, trafen seine Bemerkungen über sich selber zu. Die Provinziallandtage als Pyramidenersatz oder „wie balsamiere ich mich selbst ein". Auch der Reichsfreiherr vom Stein hat einmal in der Nachbarschaft von Noske einem Provinziallandtag präsidiert. Es ist nicht bekannt geworden, daß er sich seine historische Größe selber attestiert hätte. Dafür erhob sich jedesmal, wenn er den Saal betrat, schweigend die ganze Versammlung. Man kann die Hoffnung haben, daß der Oberpräsident von Hannover jedenfalls vor sich selber aufsteht.

Die dümmste Zeitung der dümmsten Stadt — es ist von den „Münchener Neuesten Nachrichten" die Rede — kann man nur von hinten lesen. Vorne wiederholt sich täglich der alte Kohl des Herrn Gerlich — Gerlich währt am längsten, obwohl Herr Fuchs, der französische Agent, ihn in Amt und Würden gesetzt hat — aber hinten, in den Rubriken aus der bayerischen Provinzwelt, findet man zuweilen ergötzliche Nachrichten. Am letzten Sonntag entdeckte ich dort folgendes bayerische Wunder:

> Ulm. Ein merkwürdiges Begebnis trug sich in der Gaisenbergkaserne zu. Dort war der in den 60er Jahren stehende frühere Werkführer Jak. Rahn, der seit 20 Jahren auf beiden Augen erblindet ist, im Untergeschoß mit Zerkleinern von Holz beschäftigt. Dabei sprang ihm ein Scheit an das eine Auge. Im selben Augenblick stellte sich auf beiden Augen das Sehvermögen wieder ein. Der überglückliche Mann hatte eine unaussprechliche Freude, am meisten aber über die Schönheit der Frühlingsnatur und darüber, daß er wieder die Zeitung lesen kann.

Endlich ein blinder Bayer, der plötzlich sehend wurde. Das dümmste Blatt fügt freilich hinzu, der alte Mann freue sich des wiedergewonnenen Augenlichts hauptsächlich, weil er nun wieder Zeitung lesen kann. Liest er die „Münchener Neuesten", so wird der Arme freilich bald wieder blind geworden sein und, wie leider nach vielen Krankheitsbildern anzunehmen ist, diesmal unheilbar.

STEFAN GROSSMANN

# STRESEMANN, VON PARIS AUS GESEHEN

## I.

Ja, es ist natürlich bitter, sich die Pariser Tage durch den Gedanken an Stresemann zu vergällen. Aber als die französischen Wahlresultate vorlagen und man von allen Seiten hörte: „Wie könnte Europa aussehen, wenn ihr jetzt erst zu den deutschen Wahlen kämt!" da stellte sich der Stresemann-Stoßseufzer unwillkürlich ein. In Deutschland, wo die Dummköpfe aller Schattierungen den glatt geschmierten Tenoristen für eine politische Physiognomie halten, ist eine allzumilde, überalterte Presse auch darüber fast stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen, daß die deutschen Wahlen um vier Wochen zu früh stattgefunden haben. Erst hier in Paris, in den Tagen nach dem vollendeten Sieg der Linken, ermißt man die ganze Größe des Fehlers. Wie anders wären die deutschen Wahlen nach dem Sturze Poincarés ausgefallen! Wenn Politik voraussehen heißt, dann müßte ein Außenminister, dem ein so beschämender Mangel nachgewiesen werden kann, auf der Stelle davongejagt werden. Herr Stresemann kann zu seiner Entschuldigung nicht einmal sagen, daß er vom Ausfall der französischen Wahlen überrascht worden sei. Mit solchen Möglichkeiten hatte das Cartel de gauche seit langem gerechnet, und wenn Herr Stresemann aus Paris ordentlich berichtet worden ist, so mußte er von diesen Chancen Kenntnis haben. Man verrät kein Geheimnis, wenn man feststellt, daß Herr Stresemann von Paris aus wiederholt und in der dringendsten Weise von Berichterstattern, auf deren Stimme er pflichtgemäß zu hören hatte, ersucht worden ist, das Datum der deutschen Wahlen um einige Wochen hinausschieben zu lassen. Für Frankreich war der 11. Mai ein äußerster Termin, wir aber hätten ebenso gut am 25. Mai zur Urne treten können, und wir hätten unter dem Eindruck des Sturzes von Poincaré andere Erfolge für die Parteien der politischen Zurechnungsfähigkeit erreichen können. Man weiß, daß der Reichspräsident selbst, im kleinen Finger ein klügerer und verantwortungsvollerer Politiker als Herr Stresemann, der immer die Meinung des letzten Gesprächspartners teilt, sehr bemüht gewesen ist, die Hinausschiebung der deutschen Wahlen durchzusetzen. Eberts Wille scheiterte an zwei Hindernissen: Erstens an dem Dalles der Parteien, die eine kurze Wahlbewegung wünschten, zweitens an dem Siegeswillen des Herrn Jarres, den Gott in seinem Zorn zum deutschen Politiker geschaffen hat. Diese Nicht-als nur-Innenpolitiker wollten die deutschnationalen Triumphe in Thüringen, Mecklenburg, Lübeck für das ganze Reich. Möglicherweise hat Herr Stresemann gegen Jarres Reise zu polemisieren versucht, aber jedenfalls erwies sich der Schädel des Herrn Jarres fester als der Charakter des Herrn Stresemann. In diesem Augenblick hätte Herr Stresemann sich

in der ganzen Größe seiner Funktion aufrichten und mit der Energie, die nicht aus seinem Wesen, aber aus seiner Aufgabe hätte stammen können, auf der Verschiebung der Reichstagswahlen bestehen müssen! Das war die Stunde, da Stresemann einmal hätte auf den Tisch schlagen müssen. Aber es gehört zur Natur dieses instinktlosen Politikers, daß er entgegenkommend ist, wo er tatkräftig sein soll und energisch wird, wo er verhandeln müßte. Er ist, im Streit mit Jarres, der Verräter seiner außenpolitischen Pflicht gewesen, mit einem Wort: Er reagierte stresemännlich, will sagen: mit biegsamem Charakter.

## II.

Der Sieg der Linken und die Begrabung Poincarés wären noch überwältigender ausgefallen, wenn Ludendorff und Hindenburg den Poincaristen nicht im letzten Augenblick zu Hilfe geeilt wären. Die Schlacht bei Halle, mit zehn Toten und hundert Verwundeten, Ludendorffs letzter, billiger Sieg, war pünktlich für den französischen Wahltag angesetzt worden, und dieses stupide Repertoirestück ist von allen nationalistischen Zeitungen Frankreichs kräftig ausgenutzt worden. Ich schämte mich für den politischen Schwachsinn der Berater des greisen Hindenburg, als ich am Tage vor den französischen Wahlen im „Temps“ das Telegramm des leider fast schon wie Wilhelm telegraphierenden Generalfeldmarschalls las, worin er den Studenten in Hannover riet, die schwarzweißrote Fahne hochzuhalten, weil man sie vielleicht bald wieder siegreich vorantragen würde. Wenn die eigene Ueberlegung dem greisen Herrn nicht sagt, daß solche Depeschen am Vortage der französischen Wahlen störender Unfug sind, so sollte sich doch in der Nähe des alten Mannes ein urteilsfähiger Telegrammzensor aufhalten.

Aber was will man mit Politikern anfangen, die immer noch nicht wissen, daß die innerpolitischen Aktionen auch ihre außenpolitische Bedeutung haben. Herr Hindenburg telegraphiert nach Halle und Hannover, ohne zu bedenken, daß es auch eine Telegraphenverbindung Hannover — Paris — London — New York gibt. Als man einem anderen Greise, freilich einem innen lebendigen, die französischen Wahlresultate vorlegte, da antwortete Anatole France die einfachen und doch sehr inhaltsreichen Worte: „Wer den Frieden will, der muß ihn vorbereiten.“ Niemand braucht dringender den wirklichen Frieden als Deutschland. Wie aber wollen die Hindenburgdeutschen den Frieden, den wir mindestens ein Menschenalter nötig haben, durchsetzen? Indem sie, noch immer wilhelminisch rasselnd, den Krieg vorbereiten? Alle diese deutschen Tage, Kriegerversammlungen, Denkmalsenthüller, Schlageterfeiern mit Fahnen und Musik, Stechschritt und Regimentsaufmarsch, all das sind doch Uebungen des kriegerischen Geistes — und, berechtigt oder unberechtigt, all das hat doch seine außen-

politischen Folgen. Wäre Herr Stresemann der helläugige Mann, der er nicht ist, er müßte mit einem Extrazug von Hindenburg zu Ludendorff, von Westarp zu Jarres, vor allem vom „Werwolf" zu dem „Stahlhelm", mit dem ihn doch zarteste Liebesbande verknüpfen, reisen und alle diese unzeitgemäßen Demonstranten in eindringlichen Unterredungen bitten, mindestens jetzt, in diesen drei, vier Monaten der Entwirrung, das nationale Maul zu halten.

Ich habe hier einflußreiche Politiker der Linken gesprochen, die mir immer wiederholten: „Hätte der Reichstag in Berlin eine friedensfreundliche Mehrheit, wie wir sie jetzt in der Kammer haben, wie sie Mac Donald in London besitzt, die Verständigung wäre in vierzehn Tagen herzustellen!" Ich überschätze diese „Hätte" und „Wäre" nicht. Man liebt in Paris, auch auf der Linken, die Konditionalsätze und die Konditionalpolitik. Aber daß die Hindenburgpolitik Deutschland im Augenblick unnötig isoliert und daß sie das Abschwenken Herriots in die Wege Poincarés erleichtert, darüber kann kein Zweifel bestehen. Ich bin kein schwärmerischer Verehrer des Herrn Breitscheid, der gerade jetzt, während in Berlin wichtige Fraktionsentscheidungen fallen, in Paris weilt, aber in dieser Stunde hätte er dem Reich in leitender Stellung unschätzbare Dienste leisten können. In den drei Wochen, die vom Wahltag bis zur Kammereröffnung vergehen, entscheiden die französischen Sozialisten über die künftigen Wege der französischen Politik. Siegt die Abstinenzpolitik des Herrn Léon Blum, schalten sich die hundert Sozialisten aus der Machtregion aus, dann wird nicht der ökonomisch denkende Herriot, sondern der wesentlich nationalistischere Briand die Verhandlungen mit Deutschland führen. Wieviel Nutzen hätte da ein öffentlich wirkender Breitscheid stiften können! Wie sollen dann die hundert Sozialisten der Kammer sich für das Verständigungswerk einsetzen, wenn Deutschland irgendeinen Wallraf oder Westarp oder Hergt zum Kanzler erwählt? Niemals war die große Koalition außenpolitisch nötiger als jetzt, niemals hätte Herr Breitscheid, der das Ohr der Regierung Mac Donalds und des Cartel de gauche hat, für Deutschland mehr erreichen können als jetzt. Gäbe es eine wahre Vaterlandspartei in Deutschland, sie hätte Herrn Breitscheid für dies halbe Jahr zum Herrn der Wilhelmstraße einsetzen müssen. In Deutschland treibt man immer nur kläglichste Innenpolitik und nicht einmal das, sondern unpolitisches Weltanschauungs-Wettrennen, es besteht also keine Gefahr, daß das Vernünftig-Notwendige geschieht. Wir werden zu Verhandlungen mit der englischen Arbeiterregierung und der halbsozialistischen Kammermajorität irgendeinen Helfferich-Erben entsenden. Nicht einmal Herrn Professor Otto Hoetzsch, der hier gekannt ist. (Beiläufig: Was für ein Schicksal, daß der sachkundigste Außenpolitiker der Konservativen nicht einen Augenblick als leitender Staatsmann auch nur in Diskussion steht!)

## III.

Herr Stresemann wird in Paris nicht gehaßt, nicht geliebt und nicht einmal sehr beachtet. (Uebrigens ist Frankreich über deutsche Vorgänge hundertmal besser unterrichtet als wir über französische. Unsere amtliche Vertretung in Paris, zum Teil abgebaut, zum Teil schwer überbürdet, ist allzu klein. Unsere Journalisten sind, fast alle, noch mit Frankreich „böse“, meiden Kammer, Quai d'Orsay und Redaktionen, sind stolz auf ihre charaktervolle Zurückgezogenheit und erfahren nichts.) Herr Stresemann ist in all seiner Vielgewandtheit in Paris genau bekannt. Ein führender Politiker der Linken sagte mir von ihm: „Was wollen Sie mit Stresemann? Er gehört ins vorige Jahrhundert.” Ich stutzte, dann hörte ich weiter: „Ja, mit all seiner Pfiffigkeit und Glätte, mit seinen Tenoristentönen und Schauspielertalenten, ja selbst mit seinen Tugenden der Ueber- und Unterparteilichkeit gehört er in ein erledigtes Säkulum. Er hat keine weltgeschichtliche Witterung. Er gehört in die Welt von gestern, in die Hindenburg-Welt”. Ich gebe hier die, ich bekenne, erfrischenden Gedanken eines politisch-publizistischen Führers des Cartel de gauche wieder: „Der entscheidende Gedanke des neuen Zeitalters, das im Jahre 1918 begonnen hat, ist der a m e r i k a n i s c h e. Herr Stresemann ist so antiquiert, noch immer rein europäische Politik zu treiben, will sagen: militaristisch-diplomatische. Das Entscheidende des neuen Zeitalters ist aber das Einströmen der amerikanischen Ideologie, will sagen: des Völkerbundgedankens. Vielleicht wäre er von geringerer Bedeutung, wenn er nicht aufs innigste mit dem Kreditproblem verknüpft wäre. Unsere jüngeren militaristischen Fachleute wissen es schon, daß das Ende des militaristischen Zeitalters da ist. Das ist die Folge der technischen Ueberentwicklung der Kriegsinstrumente. In dem Augenblick, in welchem der Krieg die eigentlichste Angelegenheit der chemischen Laboratorien wurde, in der Stunde der unübersehbaren Entwicklung des Gas-Krieges, feierte der Gedanke des Völkerbundes seinen Geburtstag als politischer Grundgedanke der Zukunft. Das weiß die Regierung Mac Donalds, das wird die künftige Regierung Paul Boncourts wissen, das predigt Amerika alle Tage.“

In Deutschland aber wissen die Stresemänner, die Männer einer vergangenen Epoche, mit dem Völkerbundgedanken noch nichts anzufangen. Diese Gespenster der wilhelminischen Epoche glauben noch immer dem Frieden zu dienen, indem sie rasselnd den Krieg vorbereiten. Aber die Hindenburg-Ideologie hat außenpolitisch nur e i n e Wirkung: Die Verewigung der deutschen Isolierung. Herr Stresemann, der sich Gott weiß wie pfiffig hält, ist im Grunde der nachtrabende Esel einer überlebten Epoche. Die Ketten von Versailles werden nämlich an keinem deutschen Tage gebrochen, trotz aller blendenden Plakate, sondern sie können nur gelockert und dereinst abgestimmt und abgetan werden im Rate der

Völker, in Genf. Es gibt zwei Diagnosen über Herrn Stresemann: entweder er hat die Zukunft des Völkerbundgedankens, der, von New-York beharrlich gepflegt, in Paris und London steigende politische Bedeutung erhält, noch nicht begriffen, dann ist er unheilbar mit einem abgestorbenen Säkulum verknüpft und ist für jede deutsche Zukunft unbrauchbar. Oder Herr Stresemann hat, langsam ach, alzu langsam lernend, begriffen, daß die Diplomatie der Zukunft die amerikanische Gedankensprache kennen muß, und er ist nur zu alt und zu charakterschwach, um diese Erkenntnis mutig vor allen deutschen Hindenbürgern auszusprechen.

Der Kanzler eines neuen Säkulums, das erkannte ich in Paris, wird in Europa unbeachtet bleiben, wenn er auf dem neuen Instrument des Völkerbundgedankens nicht sicher und frei und mit Begeisterung zu spielen weiß.

Albanien und Deutschland können sich auch kriegerische Ideologien gestatten. Aber sie werden für die politische Welt Europas und Amerikas nicht da sein.

---

HELEN GRUND

## PARISER BILDERBOGEN

### Direkter Wagen Köln — Paris.

Russisch ist die Umgangssprache der Reisenden. Der Herr in gelben Schuhen verstaut das viele Gepäck seiner zwei mehligen Damen. Sie haben winzige Füßchen und viel Konfekt. Ihr Geplauder klingt leidenschaftlich. Ein piou-piou neben mir, billig und bescheiden, liest „l'horrible Agonie de Lady Lannoix". Nach und nach besiegt sein ausdauernder Soldatengeruch die Parfüms. Auf dem Gange wechselt ein Berliner blondglatziger Dicker, einen Flirt zu sichten.

Nach der höflichen Paßvisitation in Aachen drängt man zum zweiten Dejeuner in den Speisewagen. Vielfarbige Hors d'oeuvres, blaues, zerstoßenes Service auf krümeligem Tischtuch. Flaschen werden entkorkt. Mein Gegenüber ist das weitgespannte Rückenblatt einer Brüsseler Zeitung und eine Anzahl sauberer Finger. Auf dem Tisch liegt eine Schachtel Abdullahzigaretten. Später trifft mich ein mißtrauisch-zorniger erster Blick aus einem deutlich romanischen Gesicht, der nach und nach milder wird. Beim Kaffee bedient er mich mit Zucker und Milch. Wieviel Tropfen, Madame? Elf, sage ich ernst. Wir lachen. Er weist mir die lindhüglige Landschaft hinter den Scheiben (wir sind vor Liège), er glüht auf bei dem Klange „Paris", lächelt wissend zu „Brüssel" und erlischt zischend bei „Berlin". Dort habe ich die trostloseste Zeit meines Lebens zugebracht, sagt er schaudernd, kennen Sie es, Madame?

Es ist mein Geburtsort, meine Heimat, ich liebe es.

Ich bekomme eine ironisch tiefe Verbeugung. „Wenn Sie mich bekehren wollen, Madame, es bleiben uns noch fünf Minuten bis zu meinem Reiseziel.“

Unser Abschiedsgruß ist sehr kühl.

In meinem Coupé finde ich die Köpfe der Russen aufgelöster und wilder vor demselben unschuldigen Hintergrund, dem weißen gespannten Tuch, in das „NORD“ gewebt ist. Ueber den winzigen Füßchen der Damen sind jetzt Säulenbeine sichtbar.

### Unterirdisch.

In der weißgekachelten Schimmerröhre der Metro spiegeln alle roten, grünen und gelben Lichter. Wir kamen über Treppen hier hinab, die auf Gänge mündeten, die wieder zu Treppen wendeten, aufwärts und abwärts. „Sortie“ leuchtet auf und „Correspondence“. Die vielfarbigen Gestalten der Plakate werden unscheinbar in dem fließenden Glanz dieser Unterwelt.

Ich stehe in einem milchweißen Wagen, der überfüllt ist, nahe der Tür mit den bitzenden Nickelgriffen.

Wir fahren schon, oh weh, die Tür ist offen geblieben. Ich schließe sie mit Energie. Ein Herr sieht mich erstaunt an. Mein Begleiter lächelt. „Eine leichtsinnige Nation“ flüstere ich ihm zu. Aber bei der nächsten Ausfahrt lache ich selbst über meine voreilige Disziplin. Automatisch schließend rasseln die Türen gegen einander, klick schnappt der blinkende Griff.

### Insel.

Der Himmel ist dunkelblau, feuchtschwarz darin die Dachgeschosse mit den Kolonnen von kleinen starrenden Schornsteinen. Unten flattern die Leinenstreifen vor den Restaurants. „Bière Karcher, Brune et Blonde.“ Eckhäuser schieben sich in Plätze, Zungen bildend wie Ausgegossenes auf Teppichen. Eine dunkle Sackgasse nimmt uns auf, über ihre Gartenmauern recken landschaftliche Bäume. Wir stolpern tastend durch ein Tor in ein Gärtchen. In dem grellen Rechteck der offenen Pavillontür steht die Silhouette der Concierge. „Monsieuer ist krank,“ sagt sie und reicht uns einen Schlüssel. Undeutliche Riesenstatuen markieren den feuchten Pfad zu dem Bildhaueratelier, aus dem Licht schimmert. Die Tür öffnet knarrend. Wir treten ein.

Oben in der Höhe ist Raum, viel deutlich gefügter Raum aus geweißten Mauern und Pfosten, gedeckt von gläserner Dachschräge. Unten, so hoch ich reiche und bis in alle Ecken hinein lagert ein Trümmerfeld: Blöcke, Holz, Marmor, Gips, Säulen, Ständer. Eisig, arktisch, hier und da und dort ragt ein Geformtes in die obere Klarheit. In all dem spärlich beleuchteten, schattenwerfenden Grau und Weiß blüht, klein aus grünen Blättern, eine Hyacinthe, darunter ist eine Gipsbank mit schönen und einladenden

Kissen. Durch eine rohweiße Mauer verdeckt, führt eine Treppe zu einer oberen Tür. Dahinter liegt der Kranke.. Mein Begleiter verläßt mich, um ihn zu begrüßen.

Ich bin allein, lange ohne mich zu rühren. Mich bedrückt das Farbige meiner Kleidung wie eine Indiskretion. Vorsichtig wie ein Jäger hebe ich meine Füße, suche mir einen Weg zu dem Ragenden in der Ecke: eine gespitzte aufwärts gesaugte Form, die starrt. Sie macht mir Herzklopfen. Da drüber ein Holzgeschöpf, kantig zuckend nach oben krähend. Auf einer ebenen Gipsfläche liegen große Marmor-Eiformen. Ich berühre sie mit Angst und sogar Entsetzen. An manchen Stellen haben sie Lippen oder Schwellungen. Eins dieser Eier steht auf einem Sockel und hat einen deutlich süß entfalteten Blumenmund. Aus der Höhe des Kopfes stößt ein Unbarmherziges. Die geschliffene Glätte des Marmors leuchtet lebendig.

Mein Begleiter erscheint mit einer Blendlaterne, die der Meister uns schickt, und nun brechen wir mit unserm Licht in Verborgenes. Ein Holzrund um eine Mittelleere gekerbt: Sokrates. Uebereinandergetürmte, gestülpte Formen, von der Dürre eines Stabes wankend getragen: der Knabe. „Eva", gähnend sich schlingende Eiformen auf der Steile des Urschaftes und den ruhend unschuldigen Kugeln. Ein schwerer Messingknopf liegt in meinen Händen, seine polierte, spiegelnde Oberfläche ist kalt und glatt, zärtliche Lider, gehauchte Nasenflügel, lastend vor Süße und Schlaf nach Tod. — Oh Persephone, oh Unterwelt. Eine marmorschlüpfrige Fischform ohne Einzelheit.

Und plötzlich in dieser Luft aus reinem Staub, in dieser steigenden Stille begreife ich das Dasein dieser auf ihr Eindeutigstes zurückgebannten Geschöpfe mitten in Paris, begreife ihr Begehrtsein. Die geheimnisvollen Worte des kunstliebenden und klug sammelnden Amerikaners, die er fand, um mir seine Ehrfurcht vor dem Meister zu übermitteln, fallen mir ein und bekommen Sinn: Diese Geschöpfe sind vor dem Sündenfall.

## Bürgerliches Diner.

Rotbengalisches Haus, blaues und lila grelles Geflimmer aus allen Fronten und Höhen der Häuser, die nur noch Träger sind der nächtlichen Lichtschrift. Straßen enden nicht, sie münden, manchmal ist der Schacht eng und dunkel, aber wo er sich öffnet, ist schon das schimmernde Staubblau des neuen Platzes. Es ist die Stunde des Diners. Ueberall in diesem straßendurchschlungenen Riesenbau Paris sitzen in diesem Augenblick Schmeckende. Wir kommen eine Treppe hinaufgegangen, hinein in die Jazzband, an ihr vorbei in ein mattgoldenes Licht, das in Gläsern und von Porzellan spiegelt, das auf Nacktheiten ruht, Armen, zarten und kräftigen, und den eingerahmten Helligkeiten des Halses oder der Gesichter. Eine lückenlose Galerie von Frauen rings um den Raum. Durch die schmale

Tafel der sich berührenden Tische getrennt von dem Gegenüber ihrer Männer. Hier in diesem erst während des Krieges zu Ansehen gelangten Restaurant genießen die Reichgewordenen das Leben. Man ißt en famille; diese Männer mit Schatten unter den Augen und engen Stirnen sind Ehemänner, Verwandte und Verlobte. Gierig verlangt ein junges Mädchen: encore, encore — als der Kellner die Platte serviert. Sie trägt ein herrliches Perlenkollier, vielleicht ist es echt. Einer blasierten Hemdbrust gegenüber sitzt eine Reife, eine schwarze Einzellocke zickzackt über die Stirnmitte, lateinische Nasenflügel beben. Der gute Wille zur Wollust ist wie eine Kraft über ihr. Im Eck wiegt eine Mimi das Köpfchen, daß die weichen Locken an die lackrot schwindsüchtigen Wangen wehen, der Bogen des Mundes so zart, ein Strich nur des Lippenstifts. Sie zwitschert über ihrer Languste den Refrain des Tanzes, der sich keine Mühe gibt, anders als Bächlein zu sein, monotone Wiederholung des Gewußten. Grüne Soßen wechseln mit roten Salaten und krustig Ueberbackenem, hilfreiche Kellner kommen zuvor, Krümel wehen mit den Servietten, Käseplatten verlangen Entschlüsse der Wahl. Champagner und roter Wein, grauer Wein duftet in die dunstgoldene Höhe, wo Blumen und Vögel die Wände bunt bewehen, Folie für die schimmernde Einheit der sich fast berührenden nackten Schultern. Wie voll von Frauen ist diese Stadt, wie natürlich scheint es diesen Schwestern, verführerisch zu sein. Ich sehe keinen kritisch abschätzenden Blick von einer zur anderen, keine Geste, keine Haltung, die anderes bezweckte, als zu gefallen und zu genießen. Lust und Mitlust.

## Cirque Medrano.

Zirkusgeruch! Alle Unterschiede der Nationen versinken vor dir. Ich bin zu Haus und ein Kind überall, wo du aufsteigst. Vorn unten, im engsten der Kreise, gleich hinter dem tuchbelegten roten Tortenrund — da schnauben die stampfenden, überzäumten Pferdchen mit Wärmewellen nah vorbei, es sind Füchse, blau wehen die ritterlichen Federn aus weißem Stirnriemen, schwarzglühende Augen sind willig und horchen. Die Peitsche knallt, ein öliges Haupt sinkt auf eine Hemdbrust. Die graue Moschee des Elefanten schiebt riesenhaft ihre gekuppelte Form vor die Menschenreihen gegenüber. Die rötlichen Gesichter sind winzig geworden, verwischte Fleckchen um den welken Schlauch des gutmütig erhobenen Rüssels. Kindische Zunge im Etui —. Kleine russische Steppenpferdchen, struppig, rasen, stoßen, stampfen. Stolpern dröhnend mit den Hufen auf dem Holz der Barriere. Auf dem Kopf des Elephanten steht der Inder, sein Turban streift die Tunneldecke des Ausgangs. Darüber schmettert das Blech der Kapelle. Die rosa Schleife des kleinen Mädchens ist aufgerichtet wie gespannte Ohren. Der Cowboy springt in Stiefeln auf die galoppierende Kruppe des Schimmels, wird mitgerissen, schräg ein bebender Pfeil, bis es ihn abschnellt

in ein seliges Salto — er steht und läuft wieder. Das Lasso saust, das Cowgirl lächelt. Blinkende Teller kreisen schillernd in klugem Abstand, werden eilig oval und breiten sich wieder über einer Lederkappe, unter der hervor gehetzte Augen grausam aufpassen. Die tätowierte Rothaut im starrenden Federschmuck heult tanzend, Messerklingen blitzen. Zwei Puppen sitzen auf dem Knie des freundlichen Herrn, sie klappen Augen und sagen Unartiges. Gelächter tönt von ringsumher auf sie herab.

Oben das Milchglas der Decke ist gitterverschlungen. Lampen hängen. Auf der Galerie, Hand an Säbel, steht der prachtvolle republikanische Stadtsoldat in Helm und Handschuh. Er wacht. Die Kapelle ist auf einmal ganz zart geworden. Mitten in der Arena zur Erde geneigt, hält derselbe freundliche Herr Zwiesprach mit dem Bergmann in der Tiefe, Frage und Antwort. Aber nun richtet er sich auf, denn der dort unten singt, und wir lauschen alle, stellen unser Lauschen ein präzis wie ein Opernglas auf die dünnfädig, unsagbar rührende Stimme, die aufsteigt wie süßes Gas, das uns mit Wehmut betäubt: La vie des mineurs est une vie douloureuse. — Entrückt durch die Narkose dieser Klage mitleiden wir traumstill ein begraben dumpfes Schicksal. Den dunklen Bruder heben gepudert Rosige in unsere Lust, ihm Dank zu rufen und Grüße! Und der Beifall prasselt auf den Künstler, der ihn mitfortträgt in seiner Kehle.

Pause. In den Gängen werden Orangen gekauft, enthäutet, verspritzt, ein Mädchen verheißt Bonbons surprise. Auf dem schmutzigen Teppichballen grinst stirnrunzelnd der Clown von vorhin, die enge Bar dröhnt vom Jazz. Vor den Ställen steht ein Tisch mit Schüsseln voll Zucker. Wir klirren ein goldblinkendes Frankstück auf den Teller und greifen mit beiden Händen zu. Der Elefant stülpt ein wenig Rosa aus dem Rüssel und schnauft. Schwarze Haarhalme wehen auf dem grauen Gestade seines Schädels. Die vielen struppigen Steppenpferdchen, fettstaubig anzufassen, drängen zusammen wie eine Schafherde bei Gewitter. Stolz und bäumend ragt die Reihe der Pferde. Meine Veilchen sind welk geworden in dem Gedränge, ich lege sie in die kalte, kleine Hand des Aeffchens, der auf dem Tische sitzt.

Die drei „Fratellini“, die vergötterten Clownlieblinge von Paris, sind schon mitten in Schwierigkeiten. Gelächter bricht aus allen Reihen von Höhen. Instrumente jodeln, eine Nachtigall schluchzt, die russische Prinzessin schnaubt in die Schürze, der Alte im Bart trinkt Wodka und haut die Flasche dem stumpfsinnigen Jüngling auf den Hut. Ueber den wüstesten Trubel bricht Dunkelheit, nur ein lila Lichtkegel verfolgt den an einer Schnur Schwebenden, dessen Hosen rutschen und vor dessen Stiefelabsätzen alles Johlen entflieht.

### Boulevard Rochechouart.

Wir schieben uns durch eine Tür in einen verqualmten Raum, sind gleich an einer Ecke des blanken, umdrängten „zinc“, auf dem

der Kaffee fließt und Schnaps aus vielen Flaschen. Ein zorniges Mädchen schimpft mit dem hemdsärmeligen Wirt und hebt den nackten frischen Arm. Die Enge ist atemraubend. Durch sie hin zuckt das gedämpfte Gedröhn der Kapelle, orchestrales Dudeln der Harmonika, Geschwirr des Banjo, staubiges Gestampfe, unaufhaltsam selbst im Stocken. Da, wo der Raum sich quer aus der Schmalheit des Eingangs dehnt, wird getanzt. Zuschauer lehnen auf der Galerie in der Haltung der Andächtigen in den Kirchen, bewegungslos, versunken. Die blinden Spiegel der Rückwand tragen in Schrägschrift „4 sous la danse" und bunte Blumengewinde. Auch die Paare sind ernst vor Inbrunst. Trotzige Mädchengesichter, fast wütend vor Jugend, in kurzen warmen Mähnen, hurenherrlich. Kleinere mit dünnen Füßchen, liegen eingebettet in die Brust des Geliebten. Unter tiefem Hutschatten eine nußglatte Nasenspitze, ein greller Lippenbogen. Grüner Flitter und staubiger Chiffon. Einzelne sind schön, alle aber sind deutlich. Auf den Stufen zur Galerie steht eine ungeschminkte deutschaussehende Dicke. Unwillig sammelt sie die sous von den Männern, die ihre Mädchen auch im Zahlen nicht loslassen. Ja, diese Männer: bleich und blicklos drehen sie das Warme, das ihre Arme halten — erschreckend, fast als sei das Leben aus diesen Gesichtern verzogen, anderswohin und tobte nun dort, den Blicken verborgen.

## Amélie rue Castiglione.

5 Uhr nachmittags. Hundert Frauen, heiße, atmende, duftende, internationale.

Ah, Madame! Ein erkennend bereites Lächeln scheint sich zu freuen.

Zur Anprobe, wenn es Ihnen recht ist; sofort, nein, hier entlang geradeaus über den Gang, aber da sind zwei Stufen, nicht fallen, man wird sich gleich mit Ihnen beschäftigen.

Aber auf dem Gang, der die Promenade, die Flüstergalerie zwischen den kleinen, spiegelstarrenden Salonkammern ist, deren Türen offen stehen, wie die der Straßen in den Hafenstädten, bedauert und tröstet die große Juno auf hohen Beinen. Mit zarten Händen macht sie eine Bewegung der aus dem Wasser Auftauchenden, die in einem Lockruf ausklingt: Estelle!

Aber auch Estelle, die Kecke, deren schöne Brust unter dem Rot ihres Casaque steht, wirft ihr kurzlockig volles Gesicht mit einem Schwung hinter die schwarze frische Schleife, die das Cape auf ihrer rechten Schulter festhält, und zuckt die Achseln, daß die Weiße der Arme leuchtet: Alles ist besetzt — —

Madame wird sich damit unterhalten, unsere neuen Modelle anzusehen? Eine schlank alternde Witwe steht sonor, das klassische Haupt trägt den Crepehelm, sie starrt in den Spiegel. Ihre linke Hälfte wird von einer gebeugten Gestalt behandelt, blonder Jüng-

ling mit Stecknadeln auf einem Silberteller. Damen und liebliche Geschöpfe eilen um die Unbewegliche und an ihr vorbei.

Noch einmal die Modelle für Madame, bitte sehr, Léontine ...

Mademoiselle Léontine — hoch, gestreckt, mit Schmollmund, tanzt sie die Jäckchen durch den engen Raum, den sie zwischen den Drängenden immer wieder neu bahnen muß, schlüpft wieder in Seidenfalten, seidene Futter — aus, ein — aus, ein — stählern federnde Kniekehlen — geschwind — exakt.

Sie hat Zuschauer. Nicht nur die Mutter, die für die matt ausschauende Tochter dieses junge Kind sich drehen läßt.

An der Säule lehnt eine schmale Dame, ihr Mund leuchtet kühlgrell geperltes Rot. Sie wehrt mit dem Lorgnon, sie hebt die große Ringperle auf dem dünnen Finger, schlägt gewimperte Augenflügel und steht auf der Zartheit ihrer seidenen Füße.

Drinnen hinter halbgezogenem Vorhang englische Gotik, zwei Schlichte. Schwestern mit einer Begleiterin. Mademoiselle Hélènes Einfälle werden immer geistreicher, um eine Anerkennung zu gewinnen: „Das ist eine Schöpfung, dies kleine Kostüm, geschmeidig, Mademoiselle wird sich dieser Schöpfung bedienen“ —

Madame Jane für uns. Der blonde Jüngling folgt ihr, er hat frische Zähne. Sein Metermaß gehorcht wie eine Peitsche. Aber man hatte schon Maß genommen. —

Nun ja, erklärt Madame Jane, die nur assistiert, das war für uns, das Grobe — jetzt übernimmt sie Mr. Gaston und schreibt sie ins Reine.

Die Fülle vorn ist noch größer geworden. Eine krustig schwarze Negerin zeigt Rehgelenke, man führt ihr ein kariertes Kleid vor. Der Mannequin blinzelt jägerhaft mit einem langgestreckten Auge. Sie hebt das gebeugte Knie. Der gewickelte Rock zeigt im Sichöffnen die lange gerade Linie eines Pantalon. Aber das Jägerblinzeln bleibt auch bei dem zartbunt Plissierten mit dem glatten Rückenstreifen.

Dort kommt ein rotlila gefärbtes Haupt auf bleichen Schultern. Zwei Gesten drapieren den enggeflochtenen Seidenmantel, heiß und kalt, Bedrängung, Erfrischung.

Madame wünscht? Stoffe rollen, Falten stehen, drehen, sinken, Stühle wechseln, leer und beschwert, durch die Scheiben dringt mattes Licht, rollendes Gesause — draußen eilt der Kreislauf der Autos, Benzingewölk streichelt geleertes Pflaster.

---

Ganz verblutete Zeiten und Völker stehen vor uns als Blutzeugen des Satzes, daß ein Fürst eine Wahrheit etwa anderthalb Seiten stark nicht gelesen hatte.

*Jean Paul.*

# HELLAS UND JUDAEA

(Schluß.)

Unter den Reisenden, die Jerusalem besucht haben, erfreut sich der Hafen von Jaffa, jener Hafen, in dem die frommen Pilger gewöhnlich landen, eines zweifelhaften oder vielmehr unzweifelhaft schlechten Erinnerungs-Rufes. Denn dieser Hafen ist eigentlich kein Hafen: er wird von keiner natürlichen oder künstlichen Abdämmung gegen Winde geschützt und ist darum ein beliebtes Rendezvous für die Stürme von Nord, West und Süd. Sehr häufig muß die Landung, die nur durch Ausbootung aus den weit draußen vor Anker gehenden Schiffen geschehen kann, überhaupt unterbleiben, und der sehnsüchtige Wallfahrer, der noch am Nachmittag desselben Tages an der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem den Sarkophag Christi küssen oder an der steinernen Wand der Omar-Moschee die Klage um die Zerstörung des Salomonischen Tempels anstimmen wollte, sieht sich genötigt, an Bord zu bleiben, bis zu den nächsten Häfen, Pord Said oder Haifa, weiter zu fahren, um von dort wieder umzukehren und bei besserem Wetter sein Glück von neuem zu versuchen. Der Grund der schwierigen Landung sind die mächtigen Felsklöcke, die, mitten im Meer gelegen, bald offen, bald bedeckt, bald gischtumtost den Zugang zum Lande versperren und nur eine enge Fahrstraße für die Passage in den inneren Hafen freilassen. Wer je an einem stürmischen Tage die Einfahrt durch die engen Felsenkanäle von Jaffa versucht hat, dem bleiben die käseblassen Gesichter der Mitpassagiere noch lange vor Augen, und in dessen Ohren ertönt noch nach Jahren das gutturale Geheul der arabischen Bootsleute, deren braunen, muskulösen Armen und straff gespannten, nackten Beinen er schließlich die glückliche Ankunft am armseligen Quai der heiligen Hafenstadt verdankte.

Aber schwierig wie der Zugang zum physischen Palästina ist: der zum geistigen Heiligen Lande ist noch unendlich schwieriger. Hier drohen noch ganz andere Klippen und Felsblöcke, nämlich die dreitausendjähriger Vorurteile, nämlich die versteinerter Gebote, Gewohnheiten, Denkungsarten, Empfindungen, Vorurteile, die uns allen schließlich in Fleisch und Blut übergegangen und Teile unseres leibhaftigen Selbst geworden sind. Und die guten Ruderknechte mit den starken Armen und der beturbante Steuermann mit dem erzenen Blick — sie fehlen uns hier in peinlichster Weise: hier, auf diesem stürmischen Meere, sind wir alle nur fromme, ängstliche, unsichere, käsebleiche Pilger — ein jeder irgendwie gekennzeichnet, um nicht zu sagen geknechtet durch seinen Glauben, sei es den jenes, der einst am Sinai das goldene Kalb zertrümmerte; oder jenes, der einst zu Jerusalem auf einem Esel einritt, oder jenes, der einst zu Medina die Kamele hütete. M. Georges Batault, dem wir das tiefe Buch: „Le Problème Juif“ verdanken, ist sich dieser Schwierigkeiten nicht unbewußt geblieben. Sagt er

doch selber (p. 100): „Historisch und philosophisch betrachtet, ist das jüdische Problem weit weniger einfach, wie es sich einige gute Seelen, die mit Illusionen und Dummheiten sich zufrieden geben, träumen lassen.“ Es ist der große Ernst und die peinliche Gewissenhaftigkeit dieses aufrechten Antisemiten (was mitunter, den Semiten ins Ohr gesagt, keine „contradictio in adjecto“ ist), die es mir zur Pflicht macht, ihn auf einige Klippen hinzuweisen, an denen auch sein Boot zu scheitern droht, oder auf einige Untiefen, die er umgehen sollte, nicht zu vergessen einige Tiefen, in die er sein Senkblei herabzulassen versäumt hat. Mit anderen Worten und außerhalb des Bildes gesprochen: M. Batault ist selber noch in einigen Vorurteilen befangen, und diese aufzuzeigen und zu korrigieren, soll der Zweck der folgenden Zeilen sein.

M. Bataults Vorurteile sind teils religiöser, teils nationaler Herkunft: er hat aus diesen beiden Gründen das Problem nicht in seiner ganzen Größe gesehen; er wird aus diesen beiden Gründen zur Lösung des Problems nur Unvollständiges beitragen können.

Es ist dem katholischen Laien bekanntlich verboten, die Bibel zu lesen, Nun, sei es ferne von mir, zu behaupten, daß M. Batault (falls er überhaupt Katholik ist) sich um dieses Verbot gekümmert habe — sagt er doch selber mit einfacher Unbefangenheit in seiner Einleitung, er „gehöre keiner Sekte an, er beobachte keinerlei religiöse Gebräuche, und er fühle sich so unabhängig von Partei und Glauben, wie sich ein Mensch nur fühlen könne“. Nein, M. Batault hat die Bibel wohl gelesen, mit Erfolg gelesen, und sein ganzes Buch beweist uns eine so tiefe Kenntnis der heiligen Schrift, daß ihn manch gelernter und gelehrter Theologe darum beneiden könnte. Aber eine Frage drängt sich doch auf: Hat unser Autor die Bibel vollständig gelesen? Hat er vor allem sich mit dem Neuen Testament beschäftigt? Und so intim wie mit dem Alten? Und ebenso kritisch wie mit dem Alten? Ich kann es kaum glauben. Denn M. Batault ist eine große, ganz merkwürdige Tatsache entgangen, nämlich die, daß der jüdische Exklusivismus, über den er sich so beredt und berechtigt beklagt, schließlich von den Juden selber nicht mehr aufrechterhalten werden konnte, daß er schon vor zweitausend Jahren von den jüdischen Christen und den von diesen bekehrten Heiden durchbrochen wurde, und daß der Geist der Propheten und der Psalmisten, der Geist der Revolte, der Utopie, des Messianismus, des Idealismus sich auf diesem Durchbruchskanal über die ganze Welt ergossen hat und diese noch durchflutet.

Der Geist der Utopie und der Revolte ist gewiß prophetischen Ursprungs: aber die gelehrigsten Schüler dieser Propheten waren zunächst nicht nur die jüdischen Stammesgenossen, sondern die von ihnen abgefallenen christlichen Apostel. Der Prophet eifert, der Apostel hetzt. Der Prophet zweifelt an der Weisheit der Mächtigen, der Apostel preist die Torheit der Schwachen. Der Prophet ermahnt die Reichen und Mächtigen, d. h. jene, die etwas hatten,

der Armen zu gedenken: der Apostel erklärt diese Armen und Habenichtse für auserwählt, für heilig, für göttlich, für berufen, an Seiten des göttlichen Thrones zu sitzen. Jesus Christus behauptete, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen könne, als daß ein Reicher in den Himmel käme. Der Apostel Paulus erzählt den Armen und Ausgestoßenen (1. Corinth. 1, 27): Nicht viele Gewaltige, nicht viele Edle sind berufen, sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zuschanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zuschanden mache, was stark ist, und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, auf daß er zunichte mache, was etwas ist." Und nicht nur als Utopisten, sondern als Revolutionäre haben die christlichen Schüler ihre jüdischen Lehrer bei weitem überflügelt. Nicht die Juden, sondern die Christen haben das Römerreich zerstört. Die Römer mit ihrem stark entwickelten politischen Sinn haben ihre Reichsfeinde auch ganz genau gekannt: deswegen machten sie einen Unterschied zwischen Juden und Christen, deswegen verfolgten sie die Christen und ließen die Juden unbehelligt. Schon dem englischen Geschichtsschreiber Gibbon fiel diese Verfolgungs-Immunität der Juden auf: er meinte, diese stammte daher, daß die Juden eine Nation, die Christen aber eine geheime Sekte waren (E. Gibbon: "The Decline and Fall of the Roman Empire", chapter 16). M. Batault gibt eine andere Erklärung: die Juden wären von den Römern aus Politik gut behandelt worden, weil sie unter den vielen feindlichen Völkerschaften des Ostens eines ihnen ergebenen und ganz von ihnen abhängigen Volkes sicher sein wollten. Sehr richtig hebt M. Batault hervor, daß Cyrus sie schon aus diesen „divide-et-impera"-Gründen nach dem Babylonischen Exil wieder in Palästina sich ansiedeln ließ und daß die heutigen Schüler des Cyrus wie der Römer die Engländer seien, die ebenfalls die Zionisten an einer für ihren Weg nach Indien wichtigen Stelle sich ansiedeln ließen und gegen die Araber ausspielten und unterstützten. Wer aber hätte je christliche Fanatiker und Idealisten, d. h. Leute, deren Visionen mit keiner Realität zusammenfallen, politisch benutzen können? Solche Leute haben nur einen Zweck in der Welt, nämlich, das Bestehende umzustürzen, solchen Leuten gelang es auch, selbst das zu unterminieren und zu katakombieren, was für alle Ewigkeit gebaut schien: das Römerreich. Und der Jubel dieser christlichen Revolutionäre, der Jubel, den sie gegen ihre Erzfeindin, das prächtige kaiserliche Rom einst anstimmten und den uns die Offenbarung Johannis überliefert, wird um so ekelhafter, als diese Herrschaften auf dem Papier zur Feindesliebe verpflichtet sind und laut der Lehre ihres Stifters ihren Widersachern ständig siebenzigmal siebenmal vergeben. „Sie ist gefallen," so jubelt der judenchristliche Autor jener Schrift (18, 2), „sie ist gefallen, Babylon, die große und eine Behausung des Teufels geworden, und ein Gefäß aller unreinen Geister und ein Behältnis aller schmutzigen und feind-

seligen Vögel! Denn von dem Wein des Zorns ihrer Hurerei haben alle Heiden getrunken; und alle Kaufleute sind reich geworden an ihrer großen Wollust ... Und diese Kaufleute auf Erden werden weinen und leidtragen bei sich selbst, daß ihre Ware niemand mehr kaufen wird, die Ware des Goldes, des Silbers und Edelgesteins, und die Perlen und Seiden und Purpur und Scharlach ... Und sie werden ferne stehen vor Furcht und Klage und werden sagen: „Wehe! wehe! die große Stadt, die bekleidet war mit Seide und Purpur und Scharlach und übergoldet war mit Gold und Edelsteinen und Perlen! Denn in einer Stunde ist verwüstet solch ein Reichtum" (Offenbarung Johannes, 18, 2—17).

Wieviel ehrlicher und mannhafter als diese heuchlerischen und entarteten Söhne waren doch die jüdischen Väter, die ihren Jahve offen baten, ihren Feinden die Zähne auszubrechen und die Kinnladen zu schmettern, ihre Aecker verdorren zu lassen und ihrer Frauen Leib unfruchtbar zu machen! Aber wenn sich Vater und Söhne auch im Punkte der Ehrlichkeit unterscheiden: in einem sind und bleiben sie sich gleich — nämlich in ihrem Hasse gegen Macht, Schönheit und Reichtum, einem Hasse, der, als Liebe verkleidet, schließlich die ganze Welt in Besitz genommen und in Brand gesteckt hat. Der alte Goethe hatte also recht, einmal gesprächsweise zu erklären, daß, wenn man Bücher verbieten wolle, man als erstes und gefährlichstes Buch die Bibel unterdrücken müsse. Der König der Belgier, dem gegenüber Goethe diese Aeußerung tat, gab hierauf zur Antwort: „Cela perce quelquefois que M. de Goethe est hérétique." Aber er war nicht mehr ketzerisch, als die katholische Kirche selber, die die „heretische" Weisheit Goethes schon längst begriffen hat und noch begreift.

M. Batault, der von seinem krypto-katholischen Standpunkt aus uns die jüdischen Wurzeln des Christentums vorenthält und unsichtbar macht, befindet sich auf weit sichererem Boden, wenn er gegen die protestantisch-puritanische Revolte zu Felde zieht. Der katholischen Kirche war es ja schließlich gelungen, das Heidentum (die römisch-griechischen Werte) wenigstens bruchstückweise zu retten und diese, wie die alten Säulen und Fundamente der heidnischen Tempel, in die christliche Kirche und zur Stütze dieser Kirche zu benutzen und hineinzumauern. Die katholische Kirche befindet sich also seit 500 Jahren den Puritanern und Protestanten gegenüber in derselben Stellung, wie das alte Rom den Aposteln und Kirchenvätern. Jetzt ist sie die gehaßte, die verfluchte, die angegriffene, die unterminierte, das „Weib mit Scharlach und Rosinfarbe", die „große Hure von Babylon, die da sitzet in Perlen und Edelsteinen und hat einen goldenen Becher in der Hand voll Greuels und Unsauberkeit." Das Kapitel „Le Judaisme et le Puritanisme" ist darum unserem Autor besonders gelungen. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß der Geist der Propheten und Apostel — besonders aber der Apostel! — von neuem auferstanden ist in der Revolte Luthers.

Luther und der Apostel Paulus, der Zusammenhang ist ja männiglich bekannt! Calvin, Rousseau und die moderne Demokratie — verlieren wir kein Wort mehr darüber: die Rechnung stimmt! Und das Kind der modernen Demokratie ist wiederum der Kapitalismus. Demokratie, d. h. Plutokratie, wie wir es in Deutschland besonders nach der Revolution sahen, wie wir es in Amerika „la plus grande création du génie judéo-puritain" (p. 196) schon vorher sahen und heute verstärkt sehen. Denn wenn alle Menschen gleich sind, wenn alle Privilegien abgeschafft werden, wenn „everybody somebody" ist, dann ist „nobody anybody" — ausgenommen er hat Geld .. Judäa und Galiläa haben also gesiegt — in Amerika wie in Deutschland. Aber anderswo nicht? Und Frankreich wäre vom jüdisch-puritanisch-protestantischen Geiste unberührt geblieben? Aber wer denn, so müssen wir den Autor dieses bedeutenden Buches fragen, hat in neuerer Zeit dem Geist der Reformation zum entschiedensten Durchbruch verholfen und darum erst dem Judentum, dem Christentum, dem Puritanismus und dem Kapitalismus aufs neue freie Bahn geschaffen? Hier stehen wir ohne Zweifel vor einem anderen Mangel des Buches. M. Batault, der uns aus unbewußt-religiösen Gründen die sehr jüdische Herkunft des Katholizismus verschweigt, unterschlägt uns aus nationalen und patriotischen Vorurteilen heraus die große Rolle, die in der Wiederbelebung des „esprit juif" seine eigene französische Revolution — „notre révolution glorieuse" — gespielt hat und bis auf den heutigen Tag noch spielt.

Und nun, da wir einmal beim Widerspruch angelangt sind, möchte ich den Autor dieses Buches noch in einem anderen Punkte zu korrigieren versuchen. Mein Widerspruch aber muß mit einem bedeutsamen Eingeständnis beginnen — mit einer Zustimmung, die mich vielleicht selber zum Antisemiten stempelt, d. h. in die Gesellschaft jener fatalen Menschen bringt, die den Haßvorrat dieser Welt noch vermehren helfen. Doch es muß heraus, — denn nur Wahrheit und Ehrlichkeit können Christen, wie Juden, wie Moslems aus dem fürchterlichen Wirrwar dieser Zeit erretten: der Zusammenhang, den M. Batault zwischen jüdischer Revolution und jüdischer Finanz entdeckt hat, ist wirklich vorhanden; eine jede Revolution kommt nur dem jüdischen Geist in der Welt zugute, stärkt nur diesen jüdischen Geist, die jüdische Finanz, die jüdische Plutokratie, den jüdischen Kapitalismus. Den jüdischen Geist, im Sinne von M. Batault genommen, d. h. auch dort, wo er sich bei Christen findet, nämlich bei Deutschen, Engländern und Amerikanern; den jüdischen Geist auch dort einbegriffen, wo M. Batault ihn nicht vermutet, nämlich bei Demokraten, Franzosen und anderen Europäern. Denn es gibt keinen fundamentalen Unterschied zwischen Judentum, Christentum und Demokratie. Christentum ist Judentum fürs Volk, aber es ist immer noch Judentum; und Demokratie ist Christentum für die Kanaille, aber immer noch Christentum und darum auch Judentum.

Eine grausig-wundervolle, eine schaurig-bezaubernde Perspek-

tive tut sich vor unseren Blicken auf, wenn wir einmal diese Wahrheit und den Zusammenhang zwischen der Moral von ehedem und dem Skandal von heute, zwischen dem ethischen Popanz von früher und der unästhetischen Finanz der Jetztzeit begriffen haben. Gott und der Teufel arbeiten nämlich in ein und derselben Firma, ja sind Kompagnons in demselben schon seit Jahrtausenden bestehenden, oft bankerotten, stets aber wieder flott gemachten Geschäfte. Gab es je unähnlichere Partner? Was hat Gott mit seinem Gegenpart zu tun? Was der Prophet Jeremiah mit Meyer Nathan Rothschild? Was Jesus Christus mit Hugo Stinnes? Die Antwort ist: nichts und alles. Und das aus einem einfachen Grunde: die Ethik Israels führt in letzter Instanz zur Gleichheit und Revolution, und Gleichheit und Revolution führen stets zur Plutokratie und Finanzherrschaft. Der Prophet Jeremiah also, der einst, auf einer gebrochenen Säule Jerusalems sitzend, klagte: „Ach, wie liegt sie so einsam da, die Stadt, die einst so volkreich war!" ist tatsächlich der geistige Vater jenes Rothschilds, der, an eine ungebrochene Säule, nämlich die des Londoner Stock Exchange, gelehnt, ein tief trauriges Gesicht ob der verlorenen Schlacht von Waterloo schnitt und hintenherum durch Mittelspersonen die ins Bodenlose fallenden Aktien aufkaufen ließ; er selber hatte nämlich noch vor der Regierung die Nachricht von der gewonnenen Schlacht erhalten. Und Jesus Christus, der Sohn der Maria, der einst zu Jerusalem die Wechsler aus dem Tempel getrieben und für immer dem Kapitalismus ein Ende gemacht zu haben wähnte oder hoffte, sieht nach zweitausend Jahren seinen echten Sohn — gleichfalls übrigens den einer Jüdin, nämlich einer Hugenottin — in den Tempel zurückkehren und muß sich nolens volens an das alte deutsche Studentenlied erinnern:

„Da kommt der 'rausgeschmissene Gast
Von hinten wieder 'rein!"

Ach! Und nicht einmal von hinten, schüchtern und verzagt, wie im Schwarzen Walfisch zu Askalon, nein, ganz ungeniert und von vorne, begrüßt als Vaterlandsretter mit Heil, Hoch, Hosiannah und Hallelujah — Dir, o Hugo Stinnes! So wirksam bekämpft unsere Moral das „Laster", unser Christus den Mammon, unser Gott den Teufel.

Die Wahrheit ist: Gott und der Teufel bedingen einander. Jeremiah und Rothschild sind Sozii, Jesus Christus und Hugo Stinnes sind feindliche Brüder. M. George Batault hat diese enge Verwandtschaft richtig erkannt; er hat auch richtig gesehen, daß die beiden Internationalen, die der Finanz und der Revolution, meist Juden zu leitenden Köpfen haben; er weist mit Recht darauf hin, daß ein geheimes Band bestehe zwischen dem jüdisch-englischen Nationalökonomen David Ricardo, dem Erfinder und Theorethiker einer rein ökonomischen Weltauffassung, und dem deutschen Juden Karl Marx, dem nur scheinbaren Bekämpfer Ricardos, dem Begrün-

der des wissenschaftlichen Sozialismus und Vater des modernen Bolschewismus. Aber unser Autor begeht, so meine ich, einen Fehler, wenn er auf eine bewußte Gemeinschaft der idealistischen Juden mit denen von der materialistischen Sorte auch nur leise hindeutet (pp. 38/39). Hier ist M. Batault einem Argwohn zum Opfer gefallen, der unsere ganze Zivilisation vergiftet, einem Argwohn, der den ganzen Weltkrieg durchseucht hat, nämlich dem Wahnglauben an schwarze Bösewichter und machiavellistische Teufel. Diese „black villains“ und „diavoli incarnati“ existieren aber nur in der mittelalterlichen Kunst und in der christlichen Phantasie: das wirkliche Leben zeigt uns, besonders heute, nur kleine, flinke, scharfäugige Konjunkturenjäger, die wie die Schakale der Wüste, den Utopie-Löwen folgen und an der Verwirrung, die diese anrichten, sich prächtig und ausgiebigst mästen. Nein, ein bewußtes Kartell zwischen Ideologie und Plutokratie, zwischen dem Messianismus von Zion und dem Messegeschäft von Leipzig, besteht nicht und hat nie bestanden. Nicht bewußt, sondern unbewußt ist der jüdische Idealist der Treiber, der dem kapitalistischen Jägersmann die Volkshasen vor die Flinte jagt; nicht bewußt, sondern unbewußt hat Calvin, der arme, hagere, magenleidende Calvin, seinem puritanischen Enkel John Bull zu Kakes, Ale und einem Schmerbauch verholfen; nicht bewußt, sondern unbewußt ist der von fremdem und eigenem Verfolgungswahn von Land zu Land gehetzte Jean Jacques der Ahnherr jener Trustmagnaten geworden, die ebenfalls von Land zu Land, aber nicht im Wahne, sondern im Wohlbehagen, nämlich in ihren eigenen Yachts und im Kreise froher Freunde und Freundinnen, pilgern. Nicht bewußt, sondern unbewußt sind so viele gute Juden, als echte Sprossen ihrer prophetischen Ahnen, so schlechte Politiker. Nicht bewußt, sondern unbewußt arbeiten sie, genau wie ihre fernen Stammväter, für die Hölle auf Erden, während sie dem Himmel zu dienen glauben. Und die Tragik der jüdischen Führer der Neuzeit und neuesten Zeit, der Lassalle, der Marx, der Eisner, der Bela Khun, der Bronsteins und der Apfelbaums, nein, die Tragik des jüdischen Volkes seit seinem Eintritt in die Geschichte bis zum heutigen Tage ist gerade die, daß es stets etwas anderes erreichte als es wollte, daß es stets das Gegenteil schuf von dem, das ihm vorschwebte, daß es stets gotttrunken und deswegen vom Teufel besessen war, von jenem einzigen Mephisto, mit dem kein Gott und kein Goethe menschlich sprechen kann, von dem, der „stets das Gute will und stets das Böse schafft“...

Französische Autoren, die eine bestimmte These verfechten, haben die löbliche Gewohnheit, an das Ende ihrer Bücher eine „Conclusion“ zu setzen, die noch einmal ein kurzes und prägnantes Resumé des ganzen Inhalts gibt. Dem Kritiker, der diese leider mangelhafte Besprechung geliefert hat, mag es darum vergönnt sein — imitation is flattery! — hier zum Schlusse ebenfalls eine Zusammenfassung zu geben über das, was er an dem Buche schätzt, oder

vermißt hat. Zu schätzen an ihm ist zunächst die furchtlose Anschneidung eines Problems, das zu den umstrittensten, schwierigsten und darum wichtigsten der modernen Kultur gehört. Zu schätzen ist ferner die Vertiefung des antisemitischen Problems, die Ablehnung populärer Anklagen und Erklärungen, die Einstellung nicht auf Nebendinge, sondern auf den jüdischen Geist, sowie die Einbeziehung des christlich-puritanischen Geistes in diesen jüdischen Geist. Zu schätzen ist, daß dem Autor die Frage nach dem Wert der modernen Juden nicht so am Herzen liegt, als die Frage nach dem Wert der alten jüdischen Werte. Was ich an dem Buche vermisse, ist ein „Je ne sais quoi", ist das notwendige Pünktchen auf dem I, ist ein letztes Wort, das dem Autor nicht aus der Feder will. Ich habe dieses letzte Wort so vermißt, daß ich, um dem Autor nachzuhelfen, in der leider knappen Inhaltsangabe mitunter selber den Punkt auf das I setzte — hoffentlich ohne ihm unrecht zu tun und ohne ihn falsch zu interpretieren. In Kürze gesagt und mit einem Worte, das aus der französischen Weltkriegssprache stammt: M. Baraults Antisemitismus fehlt der Jusquauboutismus. Es fehlt die offene Verdammung des Christentums, jener Dekadenz des Judentums, die erst die in diesem schlummernden Revolutionsgedanken in der ganzen Welt verbreitet und durchgesetzt hat. Es fehlt die offene Verdammung der Demokratie, jener Dekadenz des Christentums, der wir den Kapitalismus und den „esprit juif" hauptsächlich, nein ausschließlich verdanken. Es fehlt die offene Verurteilung der französischen Revolution, die, eine Tochter der deutschen Reformation, ihrerseits wiederum die Mutter des russischen Bolschewismus geworden ist. Und weil die Diagnose nicht umfangreich genug gestellt ist, so wird auch M. Bataults Heilmittel nur bedingt nützen können. Unser Autor meint nämlich (p. 56), daß dem „Universalismus der Propheten und Profitler (des prophètes et des marchands) heute eine Schlacht geliefert würde, eine Schlacht, nach der wiederum die griechisch-römischen Werte zu Ehren gebracht werden würden, und das von seiten des modernen Nationalismus, der heute an die Stelle der antiken Polis getreten" sei. Aber gerade dieses naive Vertrauen in den modernen Nationalismus beweist wiederum den mangelnden Jusquauboutismus unseres Autors. M. Batault übersieht, daß auch unser Nationalismus vom jüdischen Geiste infiziert ist; daß nicht nur das völkische Deutschland, sondern auch die souveränen Völker außerhalb Deutschlands sich für auserwählt halten, und daß diese Auserwähltheit der modernen Völker wiederum eine Erbschaft Israels ist, jenes Israels, dessen Werten er so beredt, aber leider nicht gründlich genug, den Prozeß macht. Der jüdische Geist sitzt eben doch tiefer als er denkt, und es wird einer ganz neuen Orientierung unseres Patriotismus bedürfen, einer ganz gründlichen Selbstreinigung aller europäischen und anderer Völker benötigen, ehe das hellenische Ideal, das M. Batault mit Recht verehrt und das auch Nicht-Franzosen entzückt, wieder in Sicht kommt; ehe wir alle, ge-

läutert von der Krankheit eines dreitausendjährigen Messianismus, um den Maibaum eines neuen Frühlings tanzen und gemeinsam die Ode des Augustäischen Dichters anstimmen können:

„Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus. . . .“
(Jetzt laßt uns trinken, jetzt laßt uns mit freiem Fuße
die Erde stampfen!)

---

BRUNO FRANK

## DIE NARBE

### 1.

Da er um drei Uhr aufgestanden war und mittags, gegen seine Gewohnheit, nur kurz bei Tische gesessen hatte, war jetzt um die zweite Stunde seine Tagesarbeit schon fast getan. Nur der Empfang des österreichischen Gesandten stand noch aus, der Herr sollte um fünf Uhr kommen. Es handelte sich da um eine Angelegenheit der Form, denn der Krieg um die bayerische Erbfolge war nicht mehr zu vermeiden.

Er begann ihn mit Unlust. Sein Greisenalter, so hatte er gedacht, sollte frei von blutigen Abenteuern bleiben. Ihm fehlte die Waffenfreude früherer Jahre; ihm fehlte der ungebrochene Machtwille; er war viel zu erfahren und viel zu skeptisch, um bei der Einseitigkeit des Denkens verharren zu können, die allein Lust an kriegerischen Taten hervorbringt. Es handelte sich einfach um eine ärgerliche Notwendigkeit.

Besorgnis hatte er keine. Er kannte sein Heer und kannte, durch Spione, die er höchst skrupellos arbeiten ließ, auch den militärischen Zustand der Oesterreicher. Er würde schon erreichen, was er wollte. So wie die Richtung seines Lebens nun einmal verlaufen war, durfte er eine Präponderanz Oesterreichs nicht dulden. Doch er war im voraus jeden Erfolges satt; was konnte ihm noch Großes zuwachsen am Ende seiner Tage. Er war müde. Prüfte er sich genauer, so überwog in ihm ein Gefühl des Bedauerns, daß nun wieder ein Sommer dort draußen in Mähren oder Böhmen, in Schmutz und Lärm, verbracht werden sollte, statt hier auf seinem „Weinberg“, in seiner friedlichen Wohnung. Wie viele Sommer blieben ihm denn für Sanssouci, erschöpft und leidend, wie er war mit seinen sechsundsechzig Jahren? Um doch noch etwas zu haben vom Frühling, war er zeitiger als sonst vom Potsdamer Stadtschloß heraufgezogen, und die Sonne schien es freundlich mit ihm zu meinen, denn diese ersten Apriltage waren schön.

Er hatte sich einen bequemen, tiefen Sessel mit schräger Lehne hinaus auf die Terrasse tragen lassen und saß nun vor dem mittleren Eingang seiner Villa, angetan mit dem blauen Rock seines ersten Garderegiments zu Fuß, fast ohne Abzeichen, auf dem Kopfe

den Hut, den er neuerdings überhaupt nicht mehr ablegte außer bei Tisch. Die Beine hatte er auf ein niedriges Taburett gelegt, um sie vor der Bodenkälte zu schützen, und auf seinen Knien lag der Zobelmantel mit den silbernen Tressen, den er einmal von der russischen Elisabeth als Geschenk bekommen hatte, das einzige kostbare Stück seiner Garderobe, heute auch schon abgetragen und schadhaft. Ganz nahe bei ihm, der Liebling im Sessel selbst, zwei andere auf der besonnten Erde, lagen die Windspiele und blinzelten mit komischem Mißtrauen in die durchsichtige, aber noch kühle Luft. Die Lieblingshündin schnupperte an seiner linken Schoßtasche, denn dort pflegte er kleine Täfelchen Schokolade aufzubewahren, mit denen sie oftmals gefüttert wurde.

Jetzt dachte er nicht hieran. Er las. Er las in einem schön gedruckten Buche, das in hellrotes Maroquin gebunden war. Es war eine französische Uebersetzung des Lukrez, aber nur der erste Teil, denn die Hand des Königs war von der Gicht zuzeiten so schwach, daß sie dicke Bücher nicht halten konnte und die Bände zerlegt werden mußten.

Er las, zum wievielten Male in seinem Leben, den dritten Gesang des Lukrez, der ihm von aller Dichtung aller Völker wohl am liebsten war, jenen Gesang, der von der Vernichtung im Tode handelt, vom Aufhören des Bewußtseins und damit aller Uebel, von der stillen Seligkeit des Nichts. Hier floß seit jeher schon für ihn die Quelle seines Trostes; der kranke römische Privatmann, der vor achtzehn Jahrhunderten in seiner kleinen Wohnung am Aventin diesen majestätischen Lobgesang auf das Verlöschen niedergeschrieben hatte, stand für den König an der Stelle aller Priester und Heilslehrer, die von der Würde der Seele und ihrem Fortleben zu rühmen wissen. Nein, nicht ewig hatte man zu dauern und zu kämpfen!

Der König las, das Buch ganz nahe unters Auge gehoben, denn er war äußerst kurzsichtig, und seine Lippen bildeten stimmlos den matten Gang der französischen Verse mit. Ach, anders mußte das lauten im kraftvollen Stampfen der lateinischen Daktylen. Wohl hatte er einmal versucht, den wahren Text zu lesen, hatte aber mißmutig alsbald verzichtet. Nein, sein Latein genügte nicht, es war jämmerlich, und ob er gleich von Jahr zu Jahr sich vornahm es zu vervollkommnen — er wußte heimlich voraus, daß ihm keine Zeit dafür bleiben würde. War nicht diese Stunde jetzt wieder für lange hinaus die letzte, die er seinen geliebten Büchern und die er seiner grünen Einsamkeit widmen konnte! Ach, noch grünte sie kaum.

Er unterbrach die Lektüre und klappte sein Lorgnon auf, um ins Weite sehen zu können. Er blickte die lange Zeile entlang, die erst von den Treppen und dann, über der Fontaine fort, die zu seinem Kummer niemals sprang, von der breiten Lindenallee gebildet wurde; ein erster frischer Schimmer lag über allem. Die Allee endete drüben an dem hübschen Hause, wo der Freund wohnte, der Alte, viel älter noch als er. So wohnten sie einander gegenüber,

Blick in Blick, und wären sie so alt nicht gewesen, so hätten sie sich wirklich in die Augen sehen können. Aber sie hatten solche Augen nicht mehr.

Er ließ das Lorgnon sinken und träumte vor sich hin. Es herrschte eine tiefe, entzückende Stille.

Mit einem Male sprangen die Windspiele auf und fingen an zu bellen. Sie waren hier oben an lautlosen Frieden gewohnt und meldeten es zornig, wenn irgendwo in dem weiten Garten eine fremde Gegenwart sich kundtat.

Der König äugte umher und erkannte, daß drüben beim Hause des Freundes eine Bewegung begann. Er blinzelte und strengte den Bilck an durchs Glas: eine Sänfte näherte sich, getragen von sehr farbig gekleideten Dienern. George Keith, Earl Marishal of Scotland kam.

2.

Das war unerwartet, denn seit Monaten hatte der Betagte sein Haus nicht mehr verlassen, und immer hatte der König ihn aufgesucht. Uralt war er, fast mythisch alt, über neunzig gewiß, aber niemand wußte genau die Zahl seiner Jahre. Sicher war nur, und der König pflegte es gern zu erwähnen, daß Keith zu der Zeit, da Friedrich geboren wurde, schon unter Marlborough in Flandern gekämpft hatte, aber nicht als ein Lehrling im Waffenhandwerk, sondern bereits als Brigadegeneral.

Sein Leben, ein Leben der höchsten, der musterhaftesten Treue, hatte das Jahrhundert ausgefüllt. Er hatte, Alt-Schotte der er war, Erbmarschall seines Landes, für den Prätendenten Jakob gegen das Haus Hannover gefochten, fester und mutiger der Stuart-Sache ergeben als die Stuarts selbst. England hatte ihn geächtet, seiner Güter beraubt, ihn zum Tode verurteilt. Fast sein ganzes Dasein hatte er im Exil verbracht, in Venedig, in Rom, in Südfrankreich, lange in Spanien, immer großartigen Zwecken hingegeben, ein wenig getröstet über den Verlust der Heimat durch die Wohltat wärmerer Sonnen.

Wie bitter vermißte er die hierzulande, mußte Friedrich denken, während er den bunten kleinen Zug im bleichen Aprillicht die fast kahle Allee herauf langsam sich nähern sah. Es war königlicher Eigennutz gewesen, ihn hier zu halten. Der Lord-Marschall hatte ihm gedient, er war, in kritischer Epoche, sein Gesandter in Paris, er war auch sein Gouverneur in Neufchâtel gewesen, aber am wertvollsten, am unentbehrlichsten war er ihm doch nun in den vierzehn Jahren geworden, seit er, ganz nur sein Freund, hier nahe bei ihm lebte. Er war vornehm, er war redlich, und er hatte Geist; diese Verbindung war dem Könige auf seiner langen Bahn sonst nicht vorgekommen, und er tat alles, um den ehrwürdigen Menschen an sich zu binden.

Dort das niedrige, bequeme Haus, von dem er sich jetzt her-

übertragen ließ, war ihm von Friedrich selber gebaut worden. Er hatte, er allein, die Freiheit, die Terrassen nach Sanssouci heraufzukommen, wann immer er mochte. Er hatte nicht nötig, sich erst zu den Mahlzeiten anzusagen; war nun ein großer Kreis geladen — er war der vornehmste, der geehrteste Gast; waren bloß drei oder vier Intime zugegen — niemand konnte intimer sein und gelegener kommen. Eines von den Gastzimmern linker Hand, westlich vom Kuppelsaal, stand stets bereit für den Alten, damit er ruhen könne nach dem Mahl, das nach Möglichkeit eine von seinen Lieblingsschüsseln enthielt, und bei dem ihm der König selber vorlegte.

Tun's schon die Beine gar nicht mehr, alter Lord, dachte Friedrich, mußt du dich den kleinen Weg tragen lassen von deinen Heiden? Er hielt unverwandt das Lorgnon vors Auge und glaubte nun auch schon, im Gehäuse die starken Züge des Freundes zu unterscheiden. Das war wohl Täuschung der Zärtlichkeit. Was er aber mit Sicherheit erkannte, das war seine Kleidung: der schwarzsamtene Hausrock, nach Art der Husarenjacken verschnürt und an Hals und Aermeln mit braunem Pelzwerk besetzt, und auf dem Kopf die weiche hängende Mütze, die in ihrer Form sehr einer phrygischen glich. Er sah auch deutlich, wer den Alten trug. Es waren der Mohr und der Tibetaner. In ihren bunten Gewändern schritten sie vorsichtig einher.

Denn eigentümlich zusammengesetzt war der Haushalt, dem drüben der schottische Edelmann vorstand. „Meine kleine Tatarenhorde“ pflegte er seine Dienerschaft zu nennen, und in der Tat war von denen, die um ihn lebten, meist keiner in einer christlichen Kirche getauft. Es waren Leute aus aller Herren Länder, zum Teil von ihm selbst von seinen Fahrten heimgebracht, zum Teil Kriegsgefangene, die sein Bruder Jakob, der Heerführer, ihm einst geschenkt hatte. Sie lebten aber als Freie in seinem Haus, und wollte einer in seine Heimat zurück: Lord Marishal wehrte ihm nicht und sorgte für ihn. Es kam selten vor, denn alle seine Ungläubigen schauten wie zu einem Vater zu ihm auf. Er hielt sie auch wahrlich wie seine Kinder, er sprach zu ihnen wie zu Ebenbürtigen, und dies hatte — erstaunlichste Ausnahme — nichts anderes zur Folge, als daß sie ihn tiefer verehrten.

Ein paar Augenblicke lang war jetzt der kleine Zug nicht sichtbar, die Treppe war zu steil, und man stieg die seitliche Rampe empor. Friedrich lächelte, er warf einen abschiednehmenden Blick auf den Band Lukrez; dann erhob er sich, ein wenig mühsam, um dem Freund entgegenzugehen, denn der vordere der exotischen Träger, der Mohr, erschien über dem Rand der Terrasse.

Keith winkte aus seiner Chaise. Die drei Windspiele rannten mit zornigem Lärm auf ihn zu, aber da sie den Alten erkannten, wurde ihr Bellen vergnügt, und sie liefen eifrig zwischen ihm und ihrem Herrn hin und her, um anzuzeigen, daß da nun wirklich einmal ein guter Mann komme. (Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Maiwoche

Wenn nach einigen kleineren Industriefirmen (Hanauer Seifenkonzern und Spirituosenfabrik Loeb in Trier) nunmehr auch Unternehmen von Namen, wie die Textilindustrie A.-G. in Barmen (Tiag) und das Stahlwerk Becker A.-G. in Willich bei Krefeld ihre Insolvenz ankündigen mußten, so darf die begreifliche Erregung, die diese Vorfälle allenthalben auslösen, nicht darüber hinwegtäuschen, daß es sich hier lediglich um ein allererstes Wetterleuchten am industriellen Horizont handelt. Das Teufelsrad der Krise schleudert die an der Peripherie befindlichen Unternehmungen naturgemäß gleich zu Beginn zur Seite. Außenseiter und keine eigentlich typischen Vertreter der Industrie sind die bisher in offene Schwierigkeit geratenen Gesellschaften. Zwar hatten sowohl die Tiag wie das Stahlwerk Becker im breitesten Publikum einen ausgedehnten Markt für ihre Aktien. Aber es ist klar, daß die Tiag nicht als Repräsentant der großen Masse von Betrieben angesprochen werden kann, nachdem sie bereits vor Jahresfrist, also noch mitten in der üppigsten Inflation, durch unfreiwilligen Verkauf ihres Werkes Grefrath an die Johs. Girmes & Co. A.-G. eine Art stille Sanierung hat vornehmen müssen und damit ihre Sonderstellung offenbarte. Diese ausgesprochene Inflationsgruppe hatte stets ihr Augenmerk auf Anlagenvermehrung gerichtet, ohne gleichzeitig auf parallele Stärkung der Betriebsmittel bedacht zu sein. Angesichts dieser Politik war es für jeden Kenner des Konzerns außer Zweifel, daß die Tiag unter den ersten Kapitulanten sein müsse. Der Beckerkonzern ist gleichfalls ein ausgefallener Vertreter. Das Paktieren mit Bankfirmen mittleren Grades und zuweilen zweifelhaften Rufs, das ewige Laborieren selbst in Zeiten der Hochkonjunktur zeugten für die anormale Entwicklung. Das Stahlwerk Becker galt mit Recht als ein finanziell verwahrlostes Schmuckkästchen der Technik. Auch die Mansfeld A.-G., die um staatliche Hilfe nachsucht, hat sich hinsichtlich der Rentabilität ihres Kupferbergbaus schon in normaler Vorkriegszeit chronisch auf des Messers Schneide befunden. Nein, die industrielle Kerntruppe ist es nicht, die bisher die Waffen streckte.

reilich deuten alle Anzeichen darauf hin, daß nach den Vorpostengefechten die große Schlacht nicht lange auf sich warten läßt. In der Oberschlesischen Motanindustrie wackelt es bereits infolge der Ungunst der Produktionsbedingungen. Auch die Rheinisch-Westfälische Industrie scheint nach der unerhörten Expansion der vergangenen Jahre durch die Micum-Bedrückung in ihrer Widerstandskraft arg geschwächt. Das Bedrohlichste an den bisherigen Präliminarerscheinungen ist ohne Zweifel, daß sie sich einstellten, noch bevor ein wirklicher Krisenanlaß vorlag. Allein die Tatsache,

daß die Inflation nicht fortgesetzt wurde, hat genügt, um zahlreiche Blüten zu knicken und andere zu gefährden. Die Feuerprobe ist natürlich erst dann zu bestehen, wenn die Preisfront ins Wanken zu geraten beginnt. Am nationalökonomischen Barometer sind Indizien in Fülle zu erkennen, die auf eine Wendung in dieser Beziehung schließen lassen. Der Großhandelsindex zeigt erstmals einen gelinden Rückgang. Die Textilkonjunktur ist zu Ende. Der Zahlungsangebot gestaltet sich schleppender. Auf den Rohstoffauktionen (Häute!) türmt sich das Angebot. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die ersten Zwangsverkäufe auf dem Warenmarkt nicht fern sind, die dort dieselbe gefürchtete Rolle zu spielen pflegen wie Exekutionen an der Börse. Erst wenn von der Warenpreisseite her der Status der Unternehmungen angegriffen wird, dann wird sich die Widerstandsfähigkeit des Handels, der Industriefirmen und der Banken, auch der ganz großen, erweisen.

Muß dieser Kelch bis zur Neige ausgekostet werden? Sind nicht vielmehr alle Mittel der Wirtschafts- und Kreditpolitik anzusetzen, damit die Krise gemildert werde? Schon jetzt rufen die Betroffenen Reichsbank und Regierung zu Hilfe. Mit Weitblick muß von den berufenen Stellen der Versuch gemacht werden, die richtige Mitte zu halten, damit einerseits die Kalkulationssäuberung nicht gehindert, andererseits aber eine katastrophenartige Zuspitzung vermieden wird. Dem Zentralnoteninstitut erwächst bei der Verteilung der zusätzlichen Kredite, die ihm über kurz oder lang, sobald die währungspolitische Lage es zuläßt, zur Behebung der Krise abgerungen werden dürften, eine ganz besonders verantwortungsvolle Aufgabe. Von den Auslandskrediten allzuviel für die Rettung vor dem Schlimmsten zu erwarten, wäre verkehrt. Die jüngste Vergangenheit hat schon gelehrt, daß die Aufnahmekraft für solche kurzfristigen Ausleihungen — selbst wenn die Kreditbereitschaft des Auslandes in hinreichendem Maße vorhanden wäre — aus verschiedenen Gründen eine begrenzte ist. Es ist eben nicht dasselbe, ob eine Volkswirtschaft mit einem Kapitalfonds zu wirtschaften vermag, oder ob fremdes Geld durch sie hindurchgepeitscht wird, so lange, bis ein Exportakt die Devisen zur schließlichen Wiederabdeckung zu reproduzieren vermag. Dort, wo die größte Lücke auszufüllen wäre, in der rein für den inländischen Markt arbeitenden Fabrikation und in der Landwirtschaft, wird leider die Kommunikation zu den ausländischen Geldmärkten nicht recht wirksam, einmal aus dem angedeuteten strukturellen Grunde, sodann wegen technischer Hindernisse, die bisher nicht überwunden sind. Der Fabrikant z. B., der nur für den heimischen Bedarf arbeitet und keine Aussicht hat, Effektivdevisen mit seinen Produkten zu erlösen, sieht sich, wenn ihm vom Ausland her ein billiger Valutakredit angeboten wird, vor allem der Schwierigkeit gegenüber, wie dereinst die Devisenschuld abgetragen werden kann. Es fehlt in Deutsch-

land immer noch die Stelle, die in solchem Falle Devisen gegen heimische Währung abzukaufen sich bereit erklärt, dafür aber verspricht, sobald das Valutadarlehn fällig ist, dem Ablieferer Originaldevisen unrepartiert wieder zur Verfügung zu stellen. Ein solcher Ausgleich von höherer Warte aus ist notwendig, weil das natürliche Spiel der Kräfte durch die Zwangsbewirtschaftung der Devisen ausgeschaltet ist. Bestünde ein freier Devisenmarkt, so würde er ohne besonderes Zutun die Funktion übernehmen, die bei Andauer der Devisenreglementierung einer besonderen Stelle überantwortet werden muß.

Nur bei der Golddiskontbank ist eine solche Möglichkeit des Hin- und Hertauschs bereits geschaffen worden. Auch die Produktion für den inneren Markt, die, wie die Landwirtschaft, häufig Importdevisen erspart, ist damit wenigstens in gewissem Umfange für die Befruchtung durch Auslandskredite erschlossen. Für die Kredite, die anderen Quellen entstammen, mangelt es an einer derartigen Konversionskasse. Vier Wege sind es im wesentlichen, auf denen die Auslandsgelder der deutschen Wirtschaft zufließen, wenn man von der Golddiskontbank absieht. Der erste ist der Importkredit, der den großen Firmen, wie sich neuerdings herausgestellt hat, in viel größerem Umfang seitens der ausländischen Exporteure und ihrer Bankverbindungen zur Verfügung stand und noch steht, als man gemeinhin annahm. Der zweite Weg nimmt von den zahlreichen ausländischen Konsortien meist minderen Ansehens seinen Ausgang, die zur gemeinsamen Ausnutzung der mitteleuropäischen Zinschancen sich zusammengefunden haben. Auf diesem Wege steht die Legion von Geldagenten, die gegenwärtig in Deutschland ihr Unwesen treibt. Man macht sich kaum einen Begriff davon, wieviel nutzlose Arbeit von zahllosen deutschen Unternehmungen in ergebnislosen Verhandlungen mit häufig ungenügend autorisierten Vermittlern vertan wird. Ueber die Akzeptbanken, die von verschiedenen deutschen Häusern zusammen mit ersten ausländischen Instituten vor einigen Monaten in Amsterdam gegründet worden sind — der dritte Weg —, scheinen bisher nur relativ geringe Summen der deutschen Wirtschaft zugeleitet worden zu sein. Hier offenbart sich am deutlichsten, daß die unmittelbar devisenbedürftigen Teile der Wirtschaft, die Importeure, auf direktem Wege schon halbwegs gesättigt sind, während die Nutzbarmachung für die übrige deutsche Wirtschaft an der fehlenden Umtauschmöglichkeit noch scheitert. Der vierte Weg besteht bisher allein in der Absicht der Staatsmänner, in der Kreditgewährung von Volk zu Volk durch die Reparationsanleihe von 800 Millionen Goldmark, die das Sachverständigengutachten vorsieht. Ihr Nutzen wäre größer, als in dieser Ziffer zum Ausdruck kommt. Auch der Strom der privaten Kredite würde breiter zu fließen beginnen, sobald ihre Gewährung die Wendung in der Reparationsgeschichte den anlagehungrigen Kapitalisten in der neuen und der alten Welt weithin anzeigt.

# GLOSSEN

## BRIEF AN DAS TAGEBUCH.

*Zivilhaft.*

Als vor einigen Wochen die Notiz von Hans Reimanns Verhaftung durch die Presse ging, mag mancher Leser verständnislos den Kopf geschüttelt haben.

Wenn der Normalmensch das Wort Verhaftung hört, denkt er an Verbrechen, an Staatsanwalt, an Wiederherstellung der verletzten staatlichen und gesellschaftlichen Autorität. Er denkt aber sicher nicht an die §§ 890 flg. der Z. P. O., die von der sogenannten Zivilhaft handeln. Selbst der Jurist hat wohl (außer im Falle der Erzwingung einer Zeugenaussage oder der Erzwingung des Offenbarungseides) kaum je Gelegenheit gehabt, sich praktisch mit diesen Fragen zu beschäftigen. Für den Laien sind sie durchaus terra incognita. Es sind die letzten Reste mittelalterlicher Justiz, die Ueberbleibsel des Schuldturms, die sich hier heimlich in unsere schöne Z. P. O. eingeschlichen haben.

Also man wisse: „Handelt der Schuldner der Verpflichtung zuwider, eine Handlung zu unterlassen, so ist er für jeden Fall der Zuwiderhandlung auf Antrag des Gläubigers vom Prozeßgericht erster Instanz zu einer Geldstrafe von 1 500 Mark, oder zur Strafe der Haft bis zu 6 Monaten zu verurteilen." Z. P. O. § 891.

Nun hatte der frühere König von Sachsen gegen den Schriftsteller eine einstweilige Verfügung erwirkt, die es Reimann untersagte, in seinen Vortragsabenden Anekdoten a· dem Buche „Der Geenij" vorzulesen — Reimann war daher verpflichtet, bis zur endgültigen Entscheidung über die Rechtsgültigkeit dieser Verfügung derartige Vorlesungen zu unterlassen. Als er im Spätherbst des vorigen Jahres in Breslau weilte, wurde ihm ein Gerichtsbeschluß überreicht, der ihm im Falle der Zuwiderhandlung Haftstrafe in Aussicht stellte. Der Vorschrift des § 891 Abs. 2 der Z. P. O. war daher genügt. „Der Verurteilung muß eine Strafandrohung vorausgehen, welche, wenn sie in dem die Verpflichtung aussprechenden Urteil nicht enthalten ist, vom Prozeßgericht I. Instanz erlassen wird."

An diese Strafandrohung kehrte sich Reimann ebensowenig wie an die einstweilige Verfügung. Er las auch an jenem Abend seine Adekdoten vor. Da sich nun Angestellte

des Königs zweckentsprechenderweise unter den Zuhörern befanden, war es nicht schwer, den vom Gericht erforderten Beweis der Zuwiderhandlung zu liefern. Eine Haftstrafe von 4 Wochen wurde zur Erzwingung der angeordneten Unterlassung festgesetzt und dann bei Reimanns Wiedererscheinen in Breslau vollstreckt.

Nun sind ja allerdings zwischen der Strafhaft und der Zivilhaft einige für den Studenten der Rechtswissenschaften bemerkenswerte Unterschiede, die aber dem Betroffenen ziemlich gleichgültig gewesen sein dürften.

1. Die Verhaftung erfolgt nicht etwa durch die Polizei, sondern durch den Herrn Gerichtsvollzieher, denn sie ist Zwangsvollstreckung in einem bürgerlichen Verfahren. § 909 Z. P. O.

2. Die Haft wird in einem Raume vollstreckt, in welchem nicht zugleich Untersuchungs- oder Strafgefangene sich befinden, § 907. Wer im Nebenraum wohnt, ist natürlich gleichgültig.

Zum Schluß sei Hans Reimann darauf hingewiesen, daß gemäß § 888 Z. P. O. auch für die Erzwingung gewisser Handlungen Haftstrafen zulässig sind.

Dies gilt jedoch nach ausdrücklicher Vorschrift des § 888 Abs. 2 nicht im Falle der Verurteilung zur Eingehung einer Ehe oder zur Herstellung des ehelichen Lebens.

*Franz Fuerth.*

---

## DIE KUNSTGEWERBESEUCHE.

Auf die Gefahr hin, von sämtlichen höheren Töchtern, genialen Kunstgewerblerinnen und Kunstgewerblern, 95 000 Kunstgewerbehandlungsinhabern, 50 Millionen totschicken Frauen, die Puppen auf den Kanapees kauern haben, und 750 besorgten Kunstkritikern und Professoren gelyncht zu werden, muss ich es aussprechen: Das „Kunstgewerbe“ hängt mir zum Halse hinaus! Ich richte vor allem eine Frage an die Geschichtspsychologen: Wie kommt es, dass sich unsere Zeit, in der Nationen, Klassen, Stände, Individuen einander mit eisernen Hämmern auf die Schädel schlagen, unsere Zeit der Lebenshaltungsindices, Steuerschrauben, Sozialisierungen, vertikalen und horizontalen Truste, wie kommt es, das sich unsere übermännliche, überrechnerische Zeit dies Kinderlätzchen Kunstgewerbe umbinden, diesen Schnuller Kunstgewerbe in den Mund stecken lässt? Liegt das Ursprungsgebiet des Kunstgewerbes in jenen durch den Krieg verhedderten spiraligen Gehirnteilen, aus denen die Tanzwut ausgebrochen ist?, und können wir hoffen, dass es ebenso abklingen wird, wie diese?

Am ehesten neige ich der Erklärung zu, dass das Kunstgewerbe durch einen vehementen Einbruch einer gewissen Kategorie von Frauen in Gewerbe und vielleicht auch in Kunst entstanden ist. Es ist die einst sittsam am Stickrahmen sitzende Haustochter, die der schreienden Forderung der Zeit nach Tätigkeit und — Handel gefolgt ist und uns — natürlich mit Hilfe von Männern — diesen wunderbar blühenden Zweig der Kunst beschert hat. Schon der Instinkt sagt uns, dass das



über der Erde klebt, wenn einer im

Kunstgewerbe — vielleicht mit Ausnahme des Teiles, der sich mit den männlichen Metallen befasst — durch und durch feminin ist. All die tausend Sachen und Sächelchen bekommen erst in einer weiblichen Atmosphäre durch Besprengen mit dem Lieblingsparfüm den letzten Firnis.

Ich bin alles andere als ein Weiberfeind und schätze Weibgenuss unsagbar höher als Kunstgenuß. Aber ich bin ein Feind jener Gattung Weib, die im Kunstgewerbe rast. Es ist das niedliche Weib. Jene fürchterliche, süssliche, schmalzige, sentimentale Gattung, die aus den Blumen Blümchen, aus der Kunst ein Künstchen und aus dem Leben ein Lebchen macht. Empören Sie sich nicht, holde Kunstgewerblerin mit dem zerzausten Bubenkopf und mit dem echten Zigarettenlungenzug! Sie sind in Ihrem Innersten das niedliche Weib — oder Sie sind keine Kunstgewerblerin. Sie hatten vor der Kunstgewerbe-Aera „Salz und Brot macht Wangen rot“ auf eine Einkaufstasche gestickt, einen Hausspruch auf Holz gebrannt und aus Zigarrenringen Aschenschalen geklebt. Ich habe immer die geschätzt, die das nicht gemacht haben. Ich hätte auch gar nichts dagegen, dass sich diese Niedlichen zur Herstellung von Papierlampenschirmen, bunten Kissen, skelettlosen Puppen, Glasperlenketten, Wollfädenmännchen und bunten Holzschachteln aufgeschwungen haben, und dass sie dazu übergegangen sind, ihre Erzeugnisse zu verkaufen. Aber dass diese Verniedlichung ein ganzer Kunstzweig, ein ganzes Gewerbe geworden ist, prätenziös, ansteckend, theoritisierend, unentrinnbar, das ist fürchterlich. Das Niedlich-Skelettlose greift über die Papierlampenschirm- und Puppengrenzen hinaus, es dringt in männliche Bezirke ein. Und alle Ge-

werbezweige, die das Kunstgewerbe erfasst hat, sind und werden — immer mit Ausnahme der männlichen Metalle — unrettbar feminin.

Das Kunstgewerbe ist eine ungeheuere Gefahr für die Kunst. Es plustert sich zu einer Art Kunst auf, biedert sich in zudringlicher Weise mit der wahren Kunst an. Oft setzt es sogar die Miene eines Lehrers auf. Die Kunstgewerbeschulen werden wie Kuckukseier in die Kunstakademien gesetzt. Die Folgen werden nicht ausbleiben. Nicht das gute, männliche Handwerk mit seinem heroischen Kampfe mit der Materie verbrüdert man hier der Kunst. Man legt ihr ein niedlich-weiblich-infantiles Afterhandwerk ins Bett; nicht das ernste, in seine Arbeit eingesponnene Gewerbe, sondern ein weibisch-durchtriebenes, geschäftsbeflissenes, an der äußersten Oberfläche des Lebens haftendes. Eine Ansteckung muss erfolgen: Kunst wird ein Kunst-Kunstgewerbe werden.

*Arnold Hahn.*

---

## ANEKDOTEN.

Bei den Aufnahmen von Troja II. Man steht in Gruppen auf dem Rasen herum. „Haben Sie von mir gesprochen?" ruft Steinrück zu einer weiter entfernt stehenden Gruppe herüber, in deren Mittelpunkt sich Adele Sandrock befindet.

„In der Tat, mein Freund," erwidert Hekuba, „ich habe eben Ihren Namen genannt. Es ist aber fast unwahrscheinlich, dass Sie es bis dorthinüber haben hören können."

„O," erwidert Priamus, „das Ohr ist mein am stärksten ausgebildetes Organ!"

„Sie Aermster!" schmettert die grosse Tragödin voll Mitgefühl über den Rasen.

*

Maria Ivogün will Walter Braunfels die „neue Musik" demonstrieren. Zu diesem Zweck setzt sich die ebenso reizende wie mollerte Sopranistin auf die Tasten des Klaviers.

„O," sagt Braunfels, „das kann ich auch, nur ist mein Anschlag nicht so weich."

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 20)



**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Stefan Großmann, Berlin W 50, Kurfürstendamm 244. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

**Für unverlangt eingesandte Manuskripte** übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

***Borrmann, Martin:***
Die Mißhandlung. Deutsche Verlagsanstalt. S. 682.

***von Boehn, Max:***
Die Mode, Menschen und Moden im XVI. Jahrhundert. F. Brückmann, München. S. 682.

***Deutsche Akademiereden:***
Verlag Meyer & Jessen, München. S. 682.

***Rössler, Arthur:***
Der Malkasten. E. P. Tal, Wien. S. 647.

***Heptameron:***
Propyläen-Verlag. Berlin. S. 643.

***Musil, Robert:***
Drei Frauen. Ernst Rowohlt, Berlin. S. 644.

***Lazarus, Joseph:***
Der Numerus Clausus in der Weltgeschichte. Neue Geist Verlag, Leipzig. S. 644.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, fünfte Maiwoche

Am Tage nach dem Wahlsieg der Linken in Frankreich erschien das führende Blatt des cartel de gauche, der „Quotidien", mit der Riesenüberschrift: „Oui, nous voulons la puissance!" Ja, wir wollen die Macht! So spricht der gerade Sinn einer siegenden Bewegung — es handelt sich in Frankreich nicht um den Sieg einer Partei, sondern um das Anschwellen einer aus dem Innern der Nation hervorbrechenden Bewegung. Dieses frohe Bekenntnis zur Macht müßte den Deutschen nachdenklich stimmen. Wenn deutsche Politiker die Macht ergreifen sollen, bekommen sie gleich ein schlechtes Gewissen und fühlen sich verpflichtet, vor ihren Anhängern eine Entschuldigung zu stammeln: „Oh, wir drängen uns nicht zur Krippe, wir fühlen uns nur verpflichtet, Schlimmeres zu verhüten, es ist kein Vergnügen, Minister zu werden", und was dergleichen abgeschmackte Bekundungen eines durch Reflexion unsicher gewordenen Willens mehr sind. Unter diesen Hamlet-Anwandlungen, die in Deutschland beliebt sind — bloß die Konservativen schämen sich ihres Appetits nicht im geringsten —, leidet auch der französische Sozialismus, angekränkelt von der marxistischen Skepsis, blaß geworden durch die Diskussionen der internationalen Kongresse, welche bis zum Kriege hauptsächlich Lektionen des deutschen wissenschaftlichen Oberlehrers waren. Der Hauptvertreter dieser deutsch angehauchten Willensschwäche des französischen Sozialismus ist Herr Leon Blum, ein sehr ehrenwerter, ein sehr tapferer Grübler, Jude von innerem Beruf und also einer von den scharfsinnigen Talmudisten des Sozialismus. Er zieht aus dem großen Siege, den der linke Block errungen, die etwas überraschende Konsequenz, daß das Cartel de gauche sogleich, ehe es noch produktiv geworden, wieder zerfallen müsse. Angst vor der Macht — die Krankheit war bisher nur in Deutschland bekannt. Eben jetzt erleben wir das beschämende Schauspiel, daß die stärkste oder zweitstärkste Partei des Reichstags der Kabinettsbildung zusieht, ohne den frischen Mut der Entschließung aufzubringen und mit der hellen Stimme des guten Gewissens zu rufen: „Ja, auch wir wollen die Macht!" Der quietistischen Tendenz des Marxismus hat es immer

entsprochen, „mit verschränkten Armen“ der Entwicklung zuzuschauen. So ist aus einer Bewegung, die von Aktivität sprühen müßte, eine bedächtige Defensivpartei geworden, ohne den frischen Instinkt zur Aktion, ohne die Schulung zur schnellen Tat, ohne das gute Gewissen des von sich selbst Durchdrungenen. Wie anders sähe Europa aus ohne diese Greisenlähmung des allzu wissenschaftlichen Sozialismus. Dann hätte sich Mac Donald morgen nicht bloß mit Mr Herriot, sondern auch mit Paul Boncourt, dem positivsten Sozialisten Frankreichs, zu verständigen, und an Herrn Stresemanns Stelle säße Herr Rudolf Breitscheid, der freilich kein schämiger Cunctator sein dürfte. Seit der Zerstörungsstunde der zweiten Internationale, seit dem Augut 1914, hat es keine bessere Chance für die Arbeiterparteien Europas gegeben, als diesen Sommer 1924. Freilich, um den Willen zur Macht zu haben, müßte man die Fähigkeiten zur Macht besitzen, und der Sozialismus, im besonderen der deutsche, ist bitterarm an Männern geworden, die den Situationen gewachsen sind. Aber Danebenstehen, ach, immer mit verschränkten Armen, sich in den Souffleurkasten der Politik zurückziehen — das bedeutet für eine Partei, die fast ein Viertel des Reichstags umfaßt, eine unwürdige, schwächliche und deshalb selbstmörderische Taktik.

Wäre ein wenig Mut und Jugend in der deutschen Sozialdemokratie, sie jagte jetzt Herrn Stresemann für immer davon. Man lasse sich doch nicht von den journalistischen Wölfen und Schafen des Herrn Stresemann einreden, England, Amerika oder Frankreich werde um unseren Versprech-Minister trauern. Nie ist deutsche Politik vom Ausland schärfer beobachtet worden als jetzt. In Frankreich weiß man es von Poincaré bis zu Renaudel, daß Herr Stresemann der Politiker ist, der immer anders kann. Nie hat ein Mann, der sich gern Staatsmann nennen hört, seinen politischen Lebensgedanken, die große Koalition, feiger, tückischer, kurzsichtiger im Stich gelassen als Herr Stresemann, welcher den Jarres erfunden hat und den Ermächtigungs-Luther; Herr Stresemann, der mit dem „Stahlhelm“ diktatorisch konspirierte und in Amerika ein Höllengelächter wachrief, als er im Reichstag fabelte, die amerikanischen Kredite seien von seiner Reichskanzlerschaft abhängig. Es mag christlich sein, nach den Backenstreichen der Wahlagitation Herrn Stresemann nun auch die andere Wange sanftmütig hinzuhalten — aber an solcher Christlichkeit sterben kräftige Parteien. Die Sozialdemokratie war 1918 allzu milde. Heute bereut sie wohl die an Ludendorff geübte Güte. Sie wird den Sommer 1924, in welchem sie Herrn Stresemann, dem zweideutigsten deutschen Politiker, zum drittenmal die Zügel hält, noch viel bitterer bereuen!

Die Deutschvölkischen kämpfen mit leidenschaftlicher Energie für ein Programm, das sie noch nicht haben. Man erinnere sich an Hitlers Verteidigungsrede in dem Münchener Possenprozeß.

Da ist er mit einer Pfiffigkeit, die eine alte germanische Tugend zu sein scheint, der Antwort auf die Frage: Republik oder Monarchie? ausgewichen. Als der „Bayerische Kurier“ ihn auf republikanisch klingende Redewendungen festlegen wollte, da schickte er aus seinem fürstlichen Gefängnis ein Dekret in die Welt, worin er feststellte, daß er sich bisher weder für noch gegen die Monarchie entschieden habe. Auf dem Deutschen Tag in Halle hat ein nationalsozialistischer Redner sich zum Kaisergedanken bekannt. Aber der völkische Pressebericht brachte die Rede retuschiert, der monarchische Gedanke war beinahe ausradiert. Jetzt hat im Thüringer Landtag ein Sozialdemokrat den Antrag gestellt, die theologische Fakultät der Universität Jena abzubauen und dafür einen Lehrstuhl für Religionsgeschichte an der philosophischen Fakultät zu errichten. Wer außer Sozialdemokraten und Kommunisten unterstützte den Antrag? Dr. Arthur D i n t e r , der Führer der Deutschvölkischen! Es kam zur Abstimmung, und der Antrag auf Abbau der theologischen Fakultät in Jena wäre mit Dinters Hilfe angenommen worden, wenn nicht — natürlich — auf der Linken Lücken gewesen wären. So fiel der Vorschlag mit 29 gegen 29 Stimmen. Dieselben Leute, die sich in Pommern für Thron und Altar erhitzen, haben in Halle den Thron, in Weimar den Altar im Stich gelassen. Auf diese erfreulich verworrene Strömung läßt sich Eduard Bernsteins Wort übertreibend anwenden: Die Bewegung ist ihnen alles, das Ziel kennen sie noch nicht.

Im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ vom 14. Mai findet sich folgende Anzeige:

> Georg Schott:
>
> **Das Volksbuch vom Hitler**
>
> Im Jahre 1924 verlegt bei
>
> Hermann A. Wiechmann in München

Aus dem Inhalt zitieren wir:

A. Einführung.

B. D e r  M e n s c h — D a s  r e i n e  S e i n — D e r  l e b e n d i g e  M e n s c h — D e r  R e d n e r — D e r  p r o p h e t i s c h e  M e n s c h — D a s  G e n i e — D e r  r e l i g i ö s e  M e n s c h — D e r  D e m ü t i g e — D e r  G e t r e u e — D e r  W i l l e n s m e n s c h — D a s  U r t e i l  d e r  K i n d e r.

C. D e r  B e f r e i e r — Der Entlarver der Lüge — Der Volkserzieher — Der Erwecker.

Dazu schreibt der Verleger:

. A d o l f  H i t l e r kennt heute in Deutschland jeder; das Volk, selbst die Jugend auf den Straßen singen Lieder von ihm und seinen Getreuen. Hunderttausende, ja Millionen sehen in ihm den E r l ö s e r aus Knechtschaft und Schmach. Sie alle ahnen, daß es sich um ein M y s t e r i u m handelt, das in dieser w u n d e r s a m e n  M e n s c h e n - g e s t a l t unserem Volke erschienen ist, aber viele verstehen nicht,

worin eigentlich das Außergewöhnliche dieser Erscheinung liegt, welche schicksalhafte Bedeutung ihr innewohnt.

Wer die Reden des großen Anstreichers, alle, vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen hat, weiß, daß der arme Nationalhysteriker noch nie auch nur einen einzigen Satz gesagt hat, der mehr als Schwulst gewesen wäre. Der „Erlöser" hat immer nur klingenden Quatsch von sich gegeben, deshalb nannten ihn zurechnungsfähige Genossen mit Nachsicht der geistigen Taxen einen „Trommler". Der Münchener Verleger Hermann A. Wiechmann verkündet taumelnd: „Glücklich müssen sich alle fühlen, die aus der gefrorenen Verwesung in die wohlig warmen Wellen tatsächlichen Daseins versetzt werden." Herr Wiechmann liefert diese wohlig warmen Wellen bei größeren Bestellungen mit 40 Prozent Rabatt. In Halbleder gebunden kostet das Mysterium 12 Goldmark, in Pappe mit Büttenüberzug ist der Erlöser für 8 Goldmark zu beziehen. Oh, ihr Erlöserlieferanten, was habt ihr aus dem gutmütig-wehrlosen München gemacht, das einmal eine freundliche, sympathisch versoffene Weißwürschtestadt gewesen ist!

---

MAXIMILIAN HARDEN

## BRIEF AN DEN PRÄSIDENTEN DES SCHWURGERICHTES

Montag, den 2. Juni, soll vor dem Landgericht in Moabit die Verhandlung gegen den Oberleutnant Ankermann beginnen, der des versuchten Mordes an Maximilian Harden angeklagt scheint. Harden, der zurzeit in Holland weilt, wird dem Prozesse nicht beiwohnen, weder als Nebenkläger, noch als Zeuge. Die Gründe seines Fernbleibens hat er in einem Briefe an den Präsidenten des Schwurgerichts auseinandergesetzt, den wir zur Kenntnis der deutschen Oeffentlichkeit und der Welt bringen. Die Veröffentlichung im „Tage-Buch" wird wohl nicht verhindern, daß der Brief auch den urteilsprechenden Richtern zur Kenntnis gebracht wird.

Dem Herrn Präsidenten des Schwurgerichtes zeige ich hierdurch ergebenst an, daß ich der am 17. 4. in meiner berliner Wohnung zugestellten Ladung zum 28. 4. nicht zu folgen vermag.

Am 3. Juliabend 1922 wurde ich in Grunewald, nahe bei meinem Häuschen, in der „Dachsberg" genannten Villenstraße, hinterrücks überfallen, erhielt mit einem Eisenstab von hinten einen Schlag auf den Schädel, den kein Hut deckte, brach ins Knie, der Mörder stellte sich mit beiden Füßen auf meinem linken, von ihm niedergezerrten Arm, hieb noch siebenmal mit der Eisenstange auf meinem Kopf und rannte erst davon, als ich (in dem visionär klaren Gefühl, daß er nur aus Angst vor Geräusch nicht eine Schußwaffe gebraucht habe) alle Kraftbleibsel zu lauten Schreien („Mörder! Schurke!" usw.) gesammelt hatte.

Die bei meinem Lebensalter wohl nicht erwartete Stimmkraft, auch die Tatsache, daß ich sehr langes und dichtes Haar hatte, ließ

den Mordplan nicht ganz gelingen. Der Mörder hielt ihn für gelungen; er hat das Gelingen im Büro der Deutsch-nationalen Partei gemeldet, als „Erlediger Hardens“ dort Reisegeld gefordert, und außerdem haben er und sein Gehilfe die gelungene Ermordung ihren Auftraggebern resp. Zuhältern brieflich angezeigt.

Mit acht Schädelwunden, vom Kopf bis zu den Füßen in Blut getaucht, die ganze Gestalt buchstäblich von Blut überströmt, so schleppte ich mich bis an mein Haus. Eine Reihe glücklicher Zufälle ermöglichte, daß sofort von einer Krankenschwester der Kopf rasiert und im Laufe einer knappen Stunde der Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Moritz Borchardt herbeigeholt werden konnte. Im Krankenwagen wurde ich nachts in seine Klinik geschafft, wo noch um Mitternacht der erste operative Eingriff erfolgte. Dort lag ich fünf Wochen, zwei in ernstester Lebensgefahr, die nur durch die Genialität und unermüdliche Sorgfalt des großen Chirurgen abgewandt wurde. Doch war ich durch die Wunden und den ungeheuerlichen Blutverlust so geschwächt, daß ich meine seit dreißig Jahren bestehende Wochenschrift „Die Zukunft“ einstweilen aufgeben, monatelang am Genfersee leben, später ans Meer gehen mußte und noch heute arg an den Folgen der feigen Schandtat leide.

Auf die Fahndung der Täter setzte die löbliche Staatsregierung eine „Belohnung“ von 10000 (zehntausend Papiermark), erhöhte sie, als zu hoffen war, daß der Haupttäter im Trockenen sei, auf 100000; — ein Zwanzigstel des an Ministermörder gehängten, einen Pappenstiel gegen die Gefahr „völkischer“ Maffiarache. Trotzdem wurden zwei Mittäter gefaßt. Aufgefundene Schriftstücke und die ersten Aussagen bewiesen unzweideutig, daß der Mörderklüngel nicht etwa durch blinden Fanatismus, sondern ausschließlich durch Geldgier zur Tat bestimmt worden war. Die Leute kannten zunächst die Person des zu Mordenden gar nicht, waren und wären ihrem Bildungsgrad nach nicht imstande, das von ihm Veröffentlichte, Aufsätze und Bücher, zu verstehen, zu beurteilen; wollten schnell Geld verdienen und hatten sich zum Mord (zu Meuchelmord, nicht zu weniger) verpflichtet, noch ehe sie wußten, wen sie abschlachten sollten. Sie hatten wochenlang wüst in Berlin gebummelt und erst auf wiederholte Mahnung, erst als sie durchaus neues Geld haben mußten, den Auftrag ausgeführt. All das ist über jeden Zweifel hinaus erwiesen; insbesondere steht fest, daß nur Mord, nicht „Mißhandlung“ oder „Denkzettel“ gefordert und zugesagt war.

Zugesagt war von den Auftraggebern, außer der Münchener Mordprämie, feste Versorgung der Mietlinge im bayerischen Staatsdienst. Von wem Handgeld, Spesenvorschuß, Nachschuß gegeben wurde, ob die Staatsamtszusage von Befugten, von welchen, kam, ist niemals von irgend einer Gerichtsstelle geprüft worden.

Da ich als Sohn eines jüdischen Vaters geboren wurde und als Knabe (ohne je der Judenreligion angehört zu haben) in die Christengemeinschaft übertrat, als Jüngling, vor vierzig und etlichen

Jahren, aus rein familiären Gründen einen anderen Vatersnamen (mit gesetzlicher Erlaubnis) annahm, konnte die einzige Klippe des an sich simpelsten Verfahrens der völkisch-antisemitische Terror werden. Zur Leitung der Hauptverhandlung wurde aus einer Kammer für Handelssachen ein der Praxis des Strafrechtes fremder Rabbinersohn berufen. Ihm gelang es, die Sache so zu „führen", daß die antisemitische Presse ihn nicht nur nicht mit dem leisesten Wörtchen angriff, sondern mit Lob überschüttete. Die Staatsanwaltschaft war angewiesen worden, „die Sache klein zu machen, damit nicht neue Beunruhigung entstehe" (die offenbar entstehen müßte, wenn gedungene Mörder hart bestraft würden).

Weil ich nicht zu den Beamten, Abgeordneten, zu den Reichs-, Staats- und Gemeindeparasiten aller Sorten gehöre, die das aus unverhülltem Mißtrauen gegen die ordentlichen Gerichte geborene schamlos willkürliche „Gesetz zum Schutz der Republik" schirmen soll, kam diese Sache vor das Schwurgericht. Trotz dem bis ins Kleinste klaren Tatbestand wurde drei Tage lang verhandelt. Nicht etwa gegen die Angeklagten. Nein; gegen mich. Das erweist der stenographierte Bericht, erweisen die von mir fernen, von unbefangenen Zuhörern verschiedener Parteirichtungen öffentlich über die Verhandlung publizierten Urteile. Ich sollte als ein „Schädling", ein Antipatriot, ein ganz schlechter Kerl, Halb- oder Ganz-Jude usw. hingestellt und dadurch das Verbrechen „entschuldigt" werden. Ich erklärte, daß ich diesen Weg nicht mitgehe, daß an sich, für die Schuldfrage, die Qualität meiner Politik vollkommen gleichgiltig, ich aber bereit sei, mit der Hilfe von 120 Bänden „Zukunft" dem Gericht darzustellen, weshalb ich die kaiserliche Politik und die noch viel erbärmlichere der „Republik" bekämpft und meinem Land, oft unter Zustimmung der feinsten Staatsmannsköpfe zweier Kontinente, manchmal einsam, auf meine Weise zu dienen, zu nützen versucht habe. Dazu sei viel Zeit nötig. Mich vor Gericht von gemieteten Mördern und strebsamen Anwälten besudeln, verdächtigen zu lassen, sei ich nicht verpflichtet. Wirkte also, zu dem Spektakel, nicht weiter mit.

Anstifter und Gehilfe wurden, trotzdem die Infamie ihres Handelns, der Vorsatz zu, die bewußte Absicht auf Mord und Gewinnsucht durch schriftliches und mündliches Geständnis bestätigt war, vor Gericht wie edle Gentlemen behandelt, ausnahmelos als „Herren" angeredet, von der Anklage versuchten Mordes freigesprochen, durch die Zubilligung mildernder Umstände geehrt und nur „wegen Körperverletzung" zu Bagatellstrafen verurteilt. Der Einzige, gegen den harte und freche Worte fielen, war ich; der um Haaresbreite dem Tod Entgangene, dem ein Lebenswerk zerstört, die Gesundheit zerrüttet, kaum tragbarer Vermögensverlust bereitet worden war und der als schwerkranker Mensch vor diesem Gericht stand. Die Wichte durften wagen, ihr treudeutsches Edelmenschentum in grotesker Pathetik meiner Verruchtheit entgegenzustellen.

All dies zu hindern oder die Aufhebung des . . . eigenartigen Urteils zu erwirken, hat der Vertreter der Anklagebehörde nie ernsthaft und nachdrücklich versucht. Er war abhängig von den Weisungen einer Regierung, der ich meine Verachtung nie gehehlt habe, und der niemals auch nur der Begriff dessen. was wir Rechtsgefühl nennen, ins Bewußtsein trat.

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde der dem Regiererklüngel nähere, also wertvollere Abgeordnete Scheidemann überfallen. Ihm wurde kein Härchen gekrümmt, nicht für eines Tages Dauer die Fähigkeit zu öffentlicher Rede geschmälert. Dem Staatsgerichtshof schienen zwanzig Jahre Zuchthaus die angemessene Sühne dieses Verbrechens, zu dessen Motiven nicht Geldgier gehörte.

Der Vergleich ergibt von selbst die schärfste Satire. Nach dem Abschluß des Verfahrens, das all meine forensischen (gewiß nicht lieblichen) Erlebnisse aus der Kaiserzeit sehr weit hinter sich ließ und zu dessen warnender Bewahrung in der Geschichte deutschen Straf-Rechtes ich alles Erdenkliche tun werde, habe ich beschlossen, vor völligem Wandel des kriminalpolitischen Ethos in Deutschland niemals wieder freiwillig vor ein deutsches Gericht zu treten. Als Schwerverwundeter hatte ich der Aufforderung, dem Verfahren mich als Nebenkläger anzuschließen, zugestimmt; um Einblick in den Gang des Verfahrens zu erlangen. Das Bedürfnis der Selbstachtung erzwang nun den Entschluß, von dem Recht des Nebenklägers zurückzutreten, nachdem es mir den „Einblick“ in ernsthaft, ausreichendem Maß gewährt hatte. Dem vortrefflichen Rechtsanwalt Grünspach, der sich in selbstlosem Eifer zur Führung meiner Sache erbot, habe ich diesen Entschluß mehrmals seit dem Februar neunzehnhundertdreiundzwanzig angezeigt und ihn ersucht, keinen Schritt mehr in dieser Sache zu tun.

Ein Zufall hat, im Mai 1923, die Verhaftung des Haupttäters, dem der Mordversuch das Leben wohl nie erschwerte, unter anderem Verdacht in Wien herbeigeführt; ein Mächtigen unwillkommener Zufall. Weil immerhin denkbar war, daß gegen ihn, bei durchaus nicht neuer Klärung bedürfendem Tatbestand, in irgendwie absehbarer Zeit verhandelt werden und weil ich selbst diesem feigen Lüdrian und Meuchler die Haft nicht verlängern wollte, bin ich in Berlin geblieben, obwohl mein Gesundheitszustand miserabel war, mein Arzt, Prof. Storm van Leeuwen, von der Universität Leiden, drängend die Rückkehr in seine Behandlung und in die erleichternde Seeluft forderte. Und obwohl ich steter Bedrohung und Lebensgefährdung in der Aera wachsenden völkischen Terrors ausgesetzt war.

Als seit der Verhaftung des Ankermann 11 Monate, **elf**, verstrichen waren, ohne daß ich irgend was hörte, als Physis und Psyche längeres Bleiben kaum noch ertragbar machten, bin ich, mit dem letzten Zug vor dem Beginn der nur durch Erlegung von 500 Billionen Papiermark zu öffnenden Auslandssperre nach Hol-

land gefahren, um die (im vorigen Jahre begonnene) Bronchialbehandlung wieder aufzunehmen und die Sammlung eines neuen Krafthortes zu versuchen. Seit sechs Tagen bin ich hier; drei Tage nach meiner Abreise wurde der (kurzbefristete) Termin angesetzt. Der Arzt verbietet mit äußerster Bestimmtheit die Rückfahrt. Ich fühle, daß sie mich in vielleicht verhängnisvoller Weise psychisch schädigen, daß ich die Erregung und (besonders) den Ekel, der durch neue Verhandlung bewirkt würde, nicht überstände.

Hierzu kommt Anderes; die Reise, hin und her, Visum, 500 Billionen-Buße usw. wäre sehr teuer, der für die Fahrt hierher aufgewandte Betrag nutzlos vertan; und wer entschädigt mich vor neuen Verlusten? Das Urteil gegen die Right-Honourables Grenz und Weichardt hat ermunternd gewirkt. Was riskiert denn Einer, der Harden „erledigt"? In Briefen, am Telephon, auf jedem Weg wurde ich bedroht und mir aufgelauert. Ein früher als Unterseebootmatrose Bediensteter wollte abends um 10 in meine Wohnung unter lügnerischem Vorwand eindringen, versteckte sich, als ihm gesagt war, ich sei noch nicht heimgekehrt, unter einer finsteren Gartentreppe, stürzte, weil er *mich* kommen zu hören glaubte, hervor und lief einem inzwischen herbeitelephonierten Schutzpolizisten in die Arme. Auf der Revierwache hat der herkulisch gebaute Mann wildeste Schmähungen gegen mich ausgestoßen. In seiner Gesäßtasche war englisches Geld; dennoch hatte er sich für mittellos ausgegeben und getan, als erhoffe er von mir ein Almosen. Er kam von einem mecklenburgischen Gut, wo er Landarbeiter gewesen war. Nach dem ersten Verhör im Polizeipräsidium hat er sich in der Zelle *erhängt*. (Daß es möglich sei, hatte ich nicht geahnt.)

Der zuständige Polizei-Dezernent, auch ein von täglichem Terror der „völkischen" Presse bedrohter Israelit, hielt *nicht* für nötig, mich oder meine Hausgenossen, auch nur telephonisch, über den Vorgang zu hören; hielt aber für nötig, die Presse (die ich *nicht* benachrichtigt hatte) zu „informieren". Er hatte selbst den Matrosen stundenlang vernommen und „festgestellt", daß der Mann „ein Verehrer des Herrn Harden", übrigens „offenbar geisteskrank" gewesen sei. (Pleonasmus? Wie könnte ein nicht offenbar Geisteskranker Harden verehren? Freilich: Wie konnte einem offenbar Geisteskranken, immerhin eines Mordplanes Verdächtigen, ein erfahrener und gewissenhafter Polizeibeamter Dr. jur. und Ober-Regierungs-Rat, die bequeme Möglichkeit zum Selbstmord in der Zelle lassen?). Der Mann habe sich „in der Nähe" (hört!) von Hardens Wohnung aufgehalten, um ihm seine Bewunderung auszudrücken. (Der Leser sollte glauben, ich sei Angstmeier geworden; kein Wort deshalb davon, daß der Kerl *in* meinem Grundstück, nachts, gelauert hatte und dort verhaftet worden war.) In der Wohnung des Selbstmörders sei ein Bild Hardens mit dessen Unterschrift gefunden worden usw. „Keine Spur also von einem Attentat". Auf der Wache, im ersten Verhör, nirgends hatte der Mann eine Silbe von

„Verehrung“ gesagt; sondern: „den Speck hatte ich ihm gelegt, aber er ist nicht herangegangen“; „Alle müssen sie daran glauben“, und ähnliches. Dem Wachepolizisten blieb nicht der geringste Zweifel, daß der Riese mich töten wollte und konnte. Soll er sich erhängt haben, weil er „offenbar“ unschuldig war? Wäre ein Geisteskranker dieses Schlages etwa ungefährlich? Das „Bild und Unterschrift“ erwies sich als eines, das der Verlag meines Buches „Köpfe“ vor ungefähr 12 Jahren in Tausenden von Exemplaren ausgab; die Unterschrift ist lithographiert. Die Witwe des Selbstmörders hat mirs geschickt und mir vorgeworfen, daß ich nicht durch Fürsprache ihren Mann (von dessen Vernehmung usw. ich doch garnichts wußte) gerettet habe. Auch sie hat in ihrem Brief kein Wort von „Verehrung“ gesagt, obwohl es doch einigermaßen wichtig gewesen wäre. Der Polizeidezernent aber hat dem Vertreter einer der größten Berliner Zeitungen tadelnd vorgehalten, daß die Bagatelle (Selbstmord eines Goliath, der nachts den Zaun meines Gärtchens überklettert, sich im Dunkeln versteckt und auf den Eintretenden, weil er glaubte, ich sei es, gestürzt hatte: Bagatelle) überhaupt öffentlich erwähnt wurde und wörtlich hinzugefügt:

„Wir haben für Herrn Harden nichts übrig“.

„Wir“, das heißt, die Polizei, die, glaubte ich bisher, für die Pflicht besoldet wird, für alle Bürger gleich viel „übrig zu haben“. Beschwerde? Ueber einen November-Sozialisten wäre sie an einen älteren Partei-Sozialdemokraten gegangen, dessen Rechtsempfinden und „Weltanschauung“ mir zulänglich bekannt sind.

Love's labours lost. Wozu den Minister-Genossen an den Rand von Gewissenskonflikten bringen? Als der Polizeidezernent in einer Gesellschaft, der ich Verruchter immerhin noch interessanter als er schien, soviel für mich „übrig hatte“, daß er mich, mit superlativischer Höflichkeit, ansprach, sagte ich ihm gerade heraus, sein amtliches Handeln in der Sache des Matrosen setze Leuten, die mich morden möchten, eine neue Prämie aus. Er hat ebensowenig reagiert wie der Rabbinersohn, dessen Leistung als des Schwurgerichtspräsidenten ich, in einer zum Besten der deutschen Schriftsteller erbetenen Rede im überfüllten Großen Schauspielhaus objektiv dargestellt und der von bekannten Journalisten verschiedener Parteirichtungen noch Aergeres hingenommen hatte.

So leben wir. Vor zehn Jahren noch hätte ich nach diesem Bericht gefragt, ob von der Neger-Republik Liberia die Rede sei.

So lebe ich. Das Kaiserreich hat mich, wegen des Dinges, das Majestätsbeleidigung hieß (und, da die würdige Would-be Republik es nicht getötet hat, morgen wieder in Rechtskraft erwachen kann), dreimal verurteilt und in die Festung gesperrt. Der Ertrag von Jahrzehnten mühseligster Arbeit ist verloren, weil die verbrecherische Leichtfertigkeit aller Regierungen seit 1914 nicht geruht hat, bis der Besitz fast aller anständigen Menschen in buchstäblichem

Wortsinn verzettelt war. Meine Gesundheit ist zerrüttet, meine Wochenschrift (die einzige politische Revue von Weltruf, die Deutschland je hatte) ist seit 1922 noch nicht wieder erschienen, die Morddrohung währt fort; und da ich weder den Krieg noch die militärische Niederlage herbeigeführt, weder dem Imperialkomödianten zugejauchzt noch die Konjunktur-Revolutionäre bewedelt habe, erfreue ich in dieser „freiesten Republik der Welt" mich, Gott sei Dank, keiner hohen Gunst.

Ist ein Gebild, das weder Leben noch Eigentum der ihm Steuernden schützt, das nur nimmt, Parasiten züchtet und der armen Nation die Verachtung des Erdkreises erwirbt, noch ernsthaft ein Staat zu nennen? Muß ich, um den Ruf dieses „Staates", der, offiziell zweierlei „Recht", eines für die Scheidemänner, eines für uns, die misera contribuens gens gelten läßt, zu folgen, noch einmal mein Leben, meinen Kraftrest, aufs Spiel setzen, und „geschützt" von einer Polizei, deren vor antisemitischem Angriff schlotternder Leiter „für Harden nichts übrig hat", die Rachsucht der Mörderzentrale abermals auf mich lenken? Um zu erleben, daß nun auch der biedere Eisenkreuzritter, der von Dirnengeld lebte und Kneipanimiererinnen um Darlehn betrog, den Zorn seines völkischen Edelherzens gegen mich austobt? Kann nach 22 Monaten, nach allem Geschehenen, eine Gerichtsverhandlung noch ein auch nur annähernd richtiges Bild von der Tat geben, deren Opfer lebt, äußerlich naturgemäß, wieder hergestellt scheint, und deren ernstliche Sühnung von der regierenden Macht gar nicht gewünscht wird? Muß ich reuelosen feigen Schuften gefällig sein oder in einer Staatskomödie Komparsendienst leisten? Kein Verständiger kann diese Fragen anders als mit schroffem Nein beantworten.

Mit äußerster Entschiedenheit verbietet der Arzt die Rückfahrt; kann auch noch nicht absehen, wann ich seelischer und leiblicher Anstrengungen solcher Art gewachsen sein werde; und ist, als Universitäts-Professor und Leiter eines staatlichen Institutes, zu schriftlicher Bestätigung bereit. Seinem Verbot zu trotzen, habe ich keinen Grund. Elf Monate habe ich, seit der Zufallsverhaftung des Ankermann, in Berlin gewartet, gelitten. Mag man ihn freisprechen, auf Staatskosten speisen, in „Walhall" aufnehmen, noch einmal Besudlung meines Wirkens versuchen, noch einmal die kindische Lüge ausbellen, daß ich „eigentlich Isidor" heiße, und „in Amerika für Dollars das Vaterland verraten hätte", wenn nicht drei treudeutsche Ehrenmänner mit dem Eisen, das „unser alter Gott" wachsen ließ, auf der Wacht gewesen wären; nicht mir wird es schaden. Und für die auct autoritas justitiae germanicae werde ich gern kämpfen, sobald fühlbar wird, daß es wieder eine deutsche Rechtspflege gibt.

Dem Hohen Gerichtshof

in persönlicher Hochschätzung

Maximilian Harden.

JULIAN BORCHARDT

# DER KAMPF IM RUHRBERGBAU

Von dem großen „Streik" im Ruhrrevier spricht man überall in Deutschland. Wer jedoch das, was dort seit Anfang dieses Monats vorgeht, mit der objektiven Ruhe des unbefangenen Historikers betrachtet, der muß schon hier mit einer Richtigstellung beginnen: es ist gar kein Streik, sondern eine Aussperrung. Am 30. April war eine Vereinbarung abgelaufen, welche die Unternehmer- und Arbeiterorganisationen des Ruhrbergbaues am 29. November 1923 abgeschlossen hatten und laut welcher die Bergleute über ihre siebenstündige Tagesschicht hinaus eine Stunde Ueberarbeit leisten wollten ohne den sonst üblichen tarifmäßigen Zuschlag, also zum gewöhnlichen Stundenlohn (1/7 des Schichtlohns). Verhandlungen zwecks Verlängerung dieses Abkommens hatten nicht zum Ziele geführt, sodaß die Bergleute nunmehr zur siebenstündigen Schicht zurückkehrten. Daraufhin haben die Grubenverwaltungen vom 5. Mai an alle diejenigen ausgesperrt, die nicht länger als sieben Stunden (unter Tage; dem entspricht über Tage eine achtstündige Schicht) arbeiten wollten. So war der von beiden Seiten zugegebene Hergang.

Bei den Erörterungen über den Kampf wird nun in der Regel die Produktionsleistung in den Vordergrund geschoben: wir erfahren, wieviel Kohlen die Ruhrzechen vor dem Kriege produzierten, wieviel im Jahre 1923, und dann, seitdem jene Vereinbarung der achten Stunde in Kraft getreten, Monat für Monat bis zum März 1924. Wir erfahren, wieviel Arbeiter daran tätig waren, man sagt uns die Leistung pro Kopf der Belegschaft, und was dergleichen Einzelheiten mehr sind. All das ist gewiß sehr wichtig und für den, der es liebt, sich in Ziffern zu versenken und aus ihnen Klarheit zu gewinnen, auch sehr interessant. Indessen, für den vorliegenden Fall haben wir glücklicherweise nicht nötig, uns da hindurch zu arbeiten. Ich sage, glücklicherweise. Diese Ziffern beleuchten nämlich die Frage, ob der Achtstundentag die Produktion vermindert, oder überhaupt wie eine Verkürzung der täglichen Arbeitszeit auf die Produktionsleistung einwirkt. Das ist aber ein sehr schwieriges Problem, das keineswegs mit den wenigen vom Ruhrbergbau gelieferten Zahlen gelöst werden kann. Denn wenn es selbst zutrifft, daß seit Januar die Kohlenförderung gewachsen ist, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß dies eine Folge der verlängerten Arbeitszeit war. Sind doch auch nach dem Kriege schon wieder — z. B. in der Wirtschaftskurve der „Frankfurter Zeitung", in der Stuttgarter Betriebsräte-Zeitschrift und anderwärts — zahlreiche Erfahren aufgezeichnet worden, in denen eine vernünftige Verkürzung der Arbeitszeit die Produktionsleistung vermehrt hat. Sollten wir also die Frage entscheiden, in welchem Verhältnis die Verlängerung der Arbeitszeit im Ruhrberg-

bau zur vermehrten Leistung gestanden hat, so müßten wir sehr viel tiefere Untersuchungen anstellen.

Aber diese Frage brauchen wir nicht zu entscheiden, denn *sie ist gar nicht der Gegenstand des Streites.* Die Arbeitszeit soll ja gar nicht verkürzt werden. Die Bergarbeiter sind ja bereit, nach wie vor die achtstündige Schicht (über Tage also 9 Stunden) zu leisten. Man mag das bedauern. (Und ich für meine Person bedauere es, weil ich in dem unverbrüchlichen Festhalten am 8-Stundentag eine wesentliche Vorbedingung sehe, um überhaupt Wirtschaft und Produktion aufzubauen). Aber hier handelt sich's darum, objektiv die Tatsachen festzustellen. Und die sind nun einmal so, daß die Organisationen der Bergarbeiter gegen die Ableistung der achten Stunde nichts einwenden. Nur um die — ja, wie soll ich's ausdrücken? — um die *Benennung* der achten Stunde geht der Streit. Ob sie *Mehr*arbeit heißen soll oder *Ueber*arbeit. Der Schiedsspruch vom 16. Mai will, daß eine Stunde *Mehr*arbeit geleistet wird. Die Unternehmer haben ihn angenommen, die Arbeiter lehnen ihn ab. Von *Mehr*arbeit wollen sie nichts wissen, nur *Ueber*arbeit wollen sie leisten.

Ja, ist denn das nicht ein Streit um des Kaisers Bart?

Sehen wir näher zu. Der Zechenverband hat zwar bei Annahme des Schiedsspruchs „schwerste Bedenken" geäußert. Aber das Organ der Unternehmer, die „Deutsche Bergwerkszeitung", hat schon am 18. Mai ganz unverhohlen ihre Befriedigung zu erkennen gegeben. Es muß also doch in dem bloßen Wort „Mehrarbeit" irgend etwas stecken, was den Unternehmern Anlaß zur Annahme, den Arbeitern zur Ablehnung gab. Und in der Tat, in der „Bergwerkszeitung" heißt es:

> „Die achte Stunde wird als Mehrarbeit, nicht als Ueberarbeit gekennzeichnet, d. h. *eine besondere Vergütung hierfür*, wie es bei dem früheren Ueberschichtabkommen üblich war, *kommt nicht in Frage.* Der Bergarbeiter erhält für die Gesamtleistung von 8 Stunden seinen bisherigen Lohn zuzüglich der lezthin beschlossenen 15 v. H. Erhöhung."

Nun wird der Sinn der Worte klar. 15 v. H. Lohnerhöhung sind bewilligt worden, an denen soll auch nicht gerüttelt werden. Aber dafür sollen nun die Arbeiter für die achte Stunde nichts mehr kriegen. Rechnen wir nach, so zeigt sich, daß auf diese Weise *die 15 v. H. ungefähr gerade wieder aufgehoben werden.* Das liegt in der Wahl des Wortes „Mehrarbeit" an Stelle von „Ueberarbeit".

Es ist also nicht, wie die Außenwelt gewöhnlich glaubt, ein Streit um die *Arbeitszeit*, sondern ein Streit um den *Lohn.* Nicht mehr oder nicht weniger soll produziert werden, sondern *billiger.* Deshalb müssen all die vielen Berechnungen der Pro-

duktionsleistungen irreführen und vom Kern der Sache ablenken. Um sich über dies ein Urteil zu bilden, kommt es nur auf zwei Dinge an: ist der Lohn der Bergleute auskömmlich genug, um keiner Erhöhung zu bedürfen? Und: sind die Grubenbesitzer nicht in der Lage, höhere Löhne zu zahlen?

Was den ersten Punkt anbelangt, so herrscht darüber eine Uebereinstimmung, wie man sie selten findet. Der „Roten Fahne" wurde am 13. Mai von einem Bergmann des Ruhrreviers geschrieben, daß ein Lohnbuch für März 23 verfahrene Schichten aufweist, wofür der Mann einschließlich Hausstandsgeld und Kindergeld 118,91 M. erhalten hat. Davon wurden abgezogen für Knappschaftsbeiträge, Gezähe, Lampenreparatur 31 M., sodaß er nur 87,91 M. ausbezahlt erhielt. Für Wohnung und Licht mußte er 15 M. bezahlen, es blieben ihm demnach für den Lebensunterhalt mit Frau und 3 Kindern 72,91 M., was auf den Tag 2,43 M. ausmacht. Wer aber die „Rote Fahne" als nicht unparteiisch genug ablehnt, der sei auf das „Berliner Tageblatt" vom gleichen Tage verwiesen, wo der Sekretär der Hirsch-Dunckerschen Bergarbeiterverbände Brylla mitteilt, daß für die 7-Stundenschicht (einschließlich der Teuerungszulage) eigentlich ein Lohn von 5,25 Mark gält. Unter Einschluß der Ueberstunde wären 6 M. herausgekommen. Diesen Lohn hätten jedoch die Unternehmer schon im Dezember auf 4,80 M. heruntergedrückt. Da kommen die von der „Roten Fahne" angegebenen 119 M. sogar erst bei etwa 25 Schichten heraus. Und man wird doch nicht annehmen wollen, daß ein Gewerkschaftssekretär — der überdies weder Sozialist noch Kommunist ist — falsche Zahlenangaben macht. Uebrigens veröffentlichte das „Berliner Tageblatt" am 24. Mai noch einen Artikel seines Essener Korrespondenten, der in keiner Weise für die Arbeiter parteiisch ist, der sich heftig gegen Kommunisten und Syndikalisten wendet, der aber gleichwohl wörtlich sagt: „Die Löhne reichten nicht aus, um die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse einer Bergarbeiterfamilie zu decken."

Bliebe die Frage nach der Zahlungsfähigkeit der Unternehmer. Auch diese Frage will ich nicht prinzipiell behandeln. Denn sonst könnte man leicht zu dem Resultat gelangen, daß es zu den ersten Aufgaben eines Gewerbes gehört, den darin Beschäftigten einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu gewähren. Aber wenn die Grubenbesitzer behaupten, daß sie schon lange keinen Gewinn mehr machen, daß sie sogar bei jeder Tonne 7—8 M. zuzahlen, so wird man der „Roten Fahne" die Gegenfrage nicht verdenken können, warum sie dann nicht schon längst den Betrieb geschlossen haben. Jedenfalls ergibt eine Kalkulation der „Zeit" vom 9. Mai, die durchaus für die Unternehmer Partei ergreift, einen Gestehungskostenbetrag von 13,82 M. pro Tonne gegenüber einem Verkaufspreis von 23,10 M.

In der Studentenschaft herrscht lebhafte Erregung über die Festsetzung der Gebühren für den Besuch der preußischen Hochschulen. Ist diese Erregung berechtigt? Die neue Gebührenordnung schreibt vor: eine Aufnahmegebühr von 25 bzw. 15 M., eine allgemeine Studiengebühr von 75 M. und je 2,50 M. für Kolleggeld für die Wochenstunde. Erstere beiden Gebühren fließen in die verschiedenen Fonds der Universität, Anteile des ersten erhält der Dekan. Das Kolleggeld erhalten die Dozenten abzugsfrei. Ausländer zahlen die gleichen Sätze, dazu einen Zuschlag von 30 M. Hierzu kommen noch allgemein weitere Gebühren für Seminar- und Institutsbenutzung, sowie ein Zuschlag zum Kolleggeld bei Vorlesungen mit besonderem Aufwand. Die Doktorprüfung kostet 200 M. In gewissem Umfange sind von der Zahlung der Gebühren befreit die Kinder der Dozenten, sowie einzelner Universitätsbeamten. In ziemlich weitem Umfange ist gänzliche oder teilweise Befreiung von Gebühren zugelassen.

Sind diese Gebühren tragbar? Um einen Ueberschlag zu bekommen, wollen wir annehmen, ein Studierender beziehe eine neue Hochschule und zahle dafür 15 M. Aufnahmegebühr, er belege ferner, was sehr niedrig gerechnet ist, 24 Kollegstunden in der Woche, die keinen besonderen Aufwand erfordern. Einschließlich der Studiengebühr hat er dafür zu zahlen 150 M. zu Beginn des Semesters. Dazu kommen weitere kleine Gebühren, der Beitrag für seine Fachschaft usw., sodaß die gesamte zu zahlende Summe mit 180—200 M. jedenfalls einen niedrigen Durchschnitt bedeutet. Denkt man sich diese Summe auf ein halbes Jahr verteilt, so fallen auf jeden Monat 30—35 M. Dazu kommen die Kosten des Unterhalts und der Reise zur Hochschule und zurück. Lebt der Studierende während der Ferien verhältnismäßig billig im elterlichen Haushalte, so wird man die Kosten, die durch seinen Aufenthalt auf der Hochschule entstehen, schätzungsweise auf rund 1000 M. beziffern müssen.

Wir wollen absehen von denjenigen Studierenden, die den Vorteil vollen Gebührenerlasses genießen. Ist obiger Aufwand tragbar für den normalen Studierenden, insbesondere für den Studierenden aus derjenigen Gesellschaftsklasse, die früher das Hauptkontingent des akademischen Nachwuchses zu stellen pflegte? Diese Frage muß mit einem glatten Nein beantwortet werden. Nehmen wir an, es handele sich um den Sohn eines Oberregierungsrates, um sehr günstig zu rechnen, so bezieht dessen Vater heute ein Gehalt von im Durchschnitt 5500 M. Für den studierenden Sohn, sofern dieser unter 21 Jahren ist, erhält er einen Gehaltszuschlag von 20 M. im Monat. Es erscheint ganz ausgeschlossen, daß der Vater in der Lage sei, ohne selbst in schwere Bedrängnis zu kommen, hiervon die Kosten des Studiums eines, geschweige denn

mehrerer Kinder zu tragen. Völlig unmöglich wird dies bei einem Beamten etwa der Gruppe 7 mit einem Gehalt von im Durchschnitt 2500 M. Das gleiche gilt für den gesamten Mittelstand. Wer die soziale Schichtung der Studentenschaft vor dem Kriege verfolgt hat, wird wissen, daß die hervorragendste Blutauffrischung des akademischen Standes gerade aus den Schichten des Mittelstandes kam. Es ist demnach diesem wertvollen Zustrom in weitem Umfange der Weg versperrt, denn es ist natürlich ganz ausgeschlossen, dieser Lage durch Gebührenerlaß ausreichend gerecht zu werden.

So kennzeichnet sich die Lage dahin, daß der Besuch der Hochschulen einerseits ein Privileg der besitzenden Schichten zu werden droht, andererseits der Studierende, dessen Mittel nicht ausreichen, auf den Weg des Selbstverdienens gewiesen ist. Wer es aber mit unsern Studierenden gut meint, der wird gewiß wünschen, daß der einst vielgepriesene Werkstudent so bald wie möglich verschwinde. Ein wirklich ausreichender Gelderwerb neben einem ordnungsmäßigen Studium ist einfach nicht durchführbar, außer in ganz vereinzelten Fällen, bei denen es sich um Studierende mit ganz ungewöhnlicher körperlicher und geistiger Gesundheit handelt. Unsre durch Krieg und Inflationszeit geschwächte Jugend ist dazu aber meistens nicht in der Lage.

Ein Wort noch zu den Ausländerzuschlägen. Ueber diese begegnet man bei den ausländischen Studierenden vielfach einer falschen Beurteilung. Es ist durchaus gerecht, daß Ausländer eine besondere Gebühr zahlen, über deren angemessene Höhe ich mich hier nicht auslassen will. Die staatlichen Hochschulen sind Zuschußanstalten, deren Kosten nur zum kleinen Teil durch die eingezogenen Gebühren gedeckt werden, den Rest zahlt der Staat, also der deutsche Steuerzahler. Der hier studierende Ausländer, bzw. seine Eltern, tragen hierzu nichts bei. Es ist also — insbesondere mit Rücksicht auf die heutige Lage der Staatsfinanzen — durchaus berechtigt, daß die ausländischen Studierenden hierfür einen Ersatz leisten. Erst wenn die Staatsfinanzen sich wesentlich wieder gebessert haben werden, wird man daran denken können, von dieser Leistung abzusehen. Ich glaube überdies nicht, daß das Ausländerstudium durch die derzeitige Gebühr von 30 M. irgendwie wesentlich unterbunden wird.

So sieht die Lage tatsächlich für die deutsche akademische Jugend traurig aus. Es wäre aber falsch, wollte man daraus den verantwortlichen Behörden ohne weiteres einen Vorwurf machen. So lange wir überhaupt an dem heutigen Gebührenprinzip im Unterrichtswesen festhalten, ist es begreiflich, daß der Staat einen so großen Bruchteil seiner Unkosten wieder in Form von Gebühren herauszukriegen versucht, wie das nach Lage der Dinge irgend möglich ist. Die Hochschulen bilden hier ja keine Ausnahme, und über die Kosten des Unterrichtes an den höheren Schulen wäre

mancherlei Aehnliches zu sagen. Eine grundlegende Aenderung kann hierin erst eintreten, wenn mit dem heutigen Prinzip gebrochen und auch im Unterrichtswesen mit dem Grundsatz der sozialen Gerechtigkeit Ernst gemacht wird. Dieser verlangt, daß der Bildungsweg an jeder staatlichen Bildungsstätte jedem Begabten unentgeltlich offen stehe (unentgeltlich, weil es im höchsten Interesse des Staates liegt, alle in der Volksgesamtheit ruhenden geistigen Kräfte zu mobilisieren). Auf der anderen Seite muß aber mit dem Grundsatz gebrochen werden, daß jeder, der die Mittel dazu hat, in der Lage sei, auch ein noch so unbegabtes Kind die höheren Bildungsanstalten besuchen zu lassen, wofür den Hauptteil der Kosten doch die Allgemeinheit trägt.

Auf die Gefahr hin, es mit der Mehrzahl meiner akademischen Kollegen gründlich zu verderben, will ich es nicht unterlassen, eines zu bemerken. Die abscheulichste unter den heutigen Gebühren ist das Kolleggeld, ein Ueberrest aus längst vergangenen Zeiten, in denen das Verhältnis zwischen Dozenten und Studierenden noch ein weit persönlicheres war. Wenn auch die Unterrichtsverwaltung von der Möglichkeit eines finanziellen Ausgleichs Gebrauch macht, so ist doch heute nicht mehr einzusehen, weshalb ein Dozent, der in der Wahl seines Faches geschickt gewesen ist — ich selbst bin in dieser glücklichen Lage —, für etwa die gleiche Arbeit weit mehr Einnahmen haben soll, als ein anderer, der sich ein ganz „ausgefallenes“ Fach ausgesucht hat. Es ist doch nicht wahr, daß es mehr Arbeit erfordert, vor einem Auditorium von 500 Hörern zu lesen, als vor einem solchen von 3 Hörern —, vom Stimmaufwand abgesehen. Im Gegenteil, im allgemeinen wird ein Dozent, der mit seinem Herzen dabei ist, um so lieber und frischer lesen, je größer die aufmerksame Menge seiner Zuhörer ist. Mir persönlich ist diese Form der persönlichen Entlohnung für meine Leistungen immer überaus unsympathisch gewesen. Selbstverständlich soll ein Dozent, der seiner Lehrverpflichtung eine größere Zahl von Stunden in der Woche widmet, dafür entsprechend mehr entschädigt werden, als ein anderer, der weniger liest. Diese Entschädigung dürfte sich aber nicht nach der Zahl der Hörer, sondern lediglich nach dem Zeitaufwand richten. Ich denke doch zu hoch vom akademischen Lehrer, als daß ich den Einwand glaubte, der Stimulus der höheren Einnahmen sei ein wichtiger Antrieb, um ein gutes Kolleg zu lesen, das dann auch von den Studierenden in größerer Zahl belegt wird. Solange das Gebührenwesen überhaupt noch besteht, sollte daher an die Stelle des Kolleggeldes ein fester Durchschnittssatz treten in Form einer Erhöhung der Studiengebühr. Die auf diese Weise eingehenden Mittel wären auf die Dozenten nach Maßgabe ihrer Vorlesungstätigkeit zu verteilen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß der Preußische Landtag sich dieser Fragen einmal gründlich annähme.

Die Börse ist lustlos und die Menschen sind es mit ihr. Sie vermissen nicht nur ihren Besitz, sondern auch den Nervenreiz, den sie auf der schwingenden Schaukel der Kurse empfanden. Und leiden schon die Armen sehr darunter, kein Geld zu haben, so ist das den Reichen ganz unerträglich. Also geht jetzt eine Welle von Verdrossenheit und Lebensfeindschaft durch die Stadt, niemand lacht, niemand freut sich, und in der Oper wird „Schlagobers“ gespielt, von Richard Strauß. Held des Balletts ist ein Knabe, der in der Konditorei zuviel Süßigkeiten ißt, worauf ihm übel wird. Solches läßt sich verstehen. Mir war schon als Kind kein Märchen zuwiderer, als das vom Schlaraffenland: die Vorstellung, sich durch einen Berg von Mus durchzufressen, über alle Maßen peinlich, und Bäume, an denen statt Blättern und Blüten Würste wachsen, schienen mir keine Verzauberung, sondern eine unappetitlichste Entzauberung der Natur. Diese ist sommerlich erwacht. Im Mai war lange Zeit April, dann kam gleich August; Jahreszeiten und Monate gehen, wie Knöpfe und Knopflöcher einer falsch zugeknöpften Weste, nicht recht zusammen, und zu Sylvester wird gewiß was fehlen oder überzählig sein. Einen Lenz gab es heuer nicht, er wurde zwischen Winter und Sommer totgedrückt wie die Mittelparteien in der Politik. Ueberall siegt der Radikalismus. Nur eine leichte Klang-Modulation unterscheidet ihn von der ridiculus mus, dem bekannten Kind kreißender Berge. Wegen des Auftretens der Bisamratte aber sind die Bäder im Donaustrom noch gesperrt. Leider, denn die Hitze hat Dimensionen angenommen und der Asphalt ist weich und gibt nach wie das Herz des unerbittlichen Vaters im siebenten Akt vieler Kinostücke. Die Kinos machen jetzt auch keine guten Geschäfte, aber immer noch bessere als die Theater, die von den Menschen gemieden werden, als ob in ihnen nicht die Orska oder Frau Werbezirk aufträte, sondern die Bisamratte. Dem Kino kommen im Sommer die besseren Beziehungen zur Natur zugute und das schummrige Dunkel in seinen Hallen, was es, wie vieles andere auch noch, mit der Kirche gemein hat, deren Macht-Erbe es allmählich anzutreten scheint. Wie die Kirche umspannt das Kino die Welt (nebst Himmel und Hölle), sendet seine Missionare in die entlegensten Zonen bewohnter Erde, braucht ein gewisses Quantum Finsternis um zu wirken, gibt den Künsten zu tun, beschäftigt, unter Musik-Begleitung, Gemüt und Phantasie seiner Gemeinde, wirkt Wunder, lehrt, wie die Tugend belohnt und das Laster zu schanden wird, bereichert die Pfaffen, die ihm dienen, spricht in Zeichen und Symbolen, die Menschen jeglichen Idioms verständlich sind, und hat auch schon seinen Evangelisten, den heiligen Balasz Bela, der in dem scharfsinnigen und glänzenden Buch „der sichtbare Mensch“ jene, die guten Willens sind, zum Glauben an die beglückenden und erlösenden

Zauber des Kinos verführt. Es tagte jetzt auch ein Concil zwecks Reform des Films in Wien, bei welcher Gelegenheit der Nibelungen-Film vorgeführt wurde, ein feierlich gedrehtes Hohelied auf körperliche Kraft und den Mangel an Wehleidigkeit und auf den Gott, der Eisen wachsen ließ (allerdings auch dafür sorgte, daß, wie die Geschichte des letzten Jahrzehnts erweist, das Eisen nicht in den Himmel wächst), und auf die altgermanische Sitte, um der Treue willen Untreue zu begehen. Treue im balladesk schönen Sinn des Worts bewährte kürzlich der Wiener Motorführer, der, als ihn der Schlag traf, noch mit letzter Kraft die Handbremse zog und seinen Train zum Stehen brachte. Diesem Braven ward kein Denkmal errichtet, außer im Herzen unseres beliebten Publizisten Bettauer, das als öffentliche Anlage gelten kann. Bettauer ist der Verfasser spannender Zeitungsromane, höchst aktueller Erzählungen, in deren raschen, durch eine Journalspalte gezwängten Fluß alle andern Rubriken der Zeitung sozusagen sich ergießen. Die Wirklichkeit hat ihre Mühe, diesem Erzähler nachzukommen. Seine Methode, Geschehnisse und Personen des Tages noch warm in den Roman zu übernehmen, ist so neu wie wirkungsvoll, und Bettauer kann auch gar nicht genug des literarischen Garns spinnen, in das ihm das Leben läuft. Fromm und tugendhaft ist er nicht, und wenig Freude hätte an ihm Herr Erich Schlaikjer, ein deutscher Mann, der mich in der „Deutschen Zeitung" (wegen einer Glosse über das furchtbare Urteil gegen die Kadivec) des Satanismus und der Teilnahme an einer jüdischen Verschwörung zur Vernichtung des deutschen Volkes bezichtigt. Bei Kadermann im Prater, à propos, wird täglich ein ganzer Ochs am Spieß gebraten, für München was Altes, für Wien eine Neuheit. Zur Premiere waren die Vertreter der Presse (kein Druckfehler für: Fresse) geladen, und in den Zeitungen erschienen dann auch, nebst Berichten von bratensaftigster Anschaulichkeit, Bilder, darstellend den Ochsen am Spieß und unter ihm, gleichsam als zarte, abschließende Randleiste, ein anderer Spieß mit Hühnchen, aufgereiht wie Kugeln einer Gebetschnur. Mich erinnerte das Bild des Ochsen, wie er da am Spieß steckt — geköpft, entklaut und ausgeweidet zwar, aber im großen ganzen doch in der Form belassen, die er hatte, da er's Licht noch sah —, an primitive Darstellungen der Hölle, auf denen zu sehen, wie arme Sünder über loderndem Feuer am Spieß sich drehen. Kein Zweifel: die Erde ist das Tier-Inferno. Da werden sie für Uebles, das sie dereinst auf ihrer Tier-Erde getan, bestraft. Wie der Mensch zu den Tieren steht, dafür ist bezeichnend, daß seine Imagination von der Hölle, die auf ihn wartet, in der entsetzlichen Vorstellung gipfelt, er würde dort so behandelt werden, wie er in seiner Welt das Tier behandelt. Jedoch weder bildliche Darstellungen der Hölle noch die Legenden von ihr geben irgendwelchen Grund zur Annahme, daß die Teufel, wenn sie uns am Spieß braten, hiezu die Presse einladen.

# DER TYPUS BARNOWSKY

Herr Viktor Barnowsky zieht aus dem Lessingtheater, und Berlin, das schnellverdauende, wird, auch wenn die liberale Presse sich zu einem Aufstoßen der Erinnerung entschließt, das kleine dicke Männchen schnell vergessen haben. Also muß man sich mit dem Nachruf beeilen. Eigentlich waren größere Trauerfeierlichkeiten in Aussicht genommen. Es sollte mit Ferdinand Gregoris geistiger Hilfe der zweite Teil des Faust inszeniert werden. Doch erwiesen sich, bei flüchtiger Einsichtnahme in das Werk, die Schwierigkeiten als zu groß.

Viktor Barnowsky ist erwähnenswert als Typus. Als er sich vor zehn Jahren an mich heranmachte, lag ein Lebensschmerz in seinen runden traurigen Augen: Max Reinhardt stand ihm in der Sonne. Oh, was hätte er nicht alles geleistet an kühnen, an originalen, an heiteren Werken, aber immer kam ihm der große Max gerade zuvor. Barnowsky summte dieses Leitmotiv fortwährend. Wer kennt den Oblomow nicht, der Rußlands großer Dichter geworden wäre, wenn ihm nicht dieser verdammte Gogol alles schon vorweggedichtet hätte! Oh, er wäre ein Originalgenie geworden, wenn nicht so viel Originale schon vor ihm gelebt hätten! So taumelte Barnowsky von Brahm-Nachahmung zu Reinhardt-Imitation, alle diese Experimente wohldosiert im Dienste einer sehr pfiffigen Geschäftsbegabung, welche sein natürliches Feld darstellt. Er wäre in Kattun so tüchtig gewesen wie im Theater. Aber schließlich ging Reinhardt verdrossen aus Berlin. Nun hätte Barnowsky, endlich, ungehindert zu seinem eigenen Werke kommen können. Aber siehe, da hatte auch den Nachahmer edle Müdigkeit und Melancholie erfaßt, und er überließ das freie Feld dem ersten starken Könner seit Reinhardt: Leopold Jeßner.

Nun erzählen aber alle mediocren Geister der Berliner Presse von den musterhaften Inszenierungen, die Barnowsky geschaffen. Peer Gynt, Egmont, das Stück der Fürstin Lichnowsky, einige Büchneraufführungen. Man muß sie anerkennen. Aber darf man ihre Genesis andeuten? Nie ist in Barnowskys Schaffen eine ihm eigene Neigung zu entdecken. Er brahmelte mit Brahm, reinhardtelte mit Reinhardt, nie ist eine Linie zu finden, der er unwillkürlich treu bleibt — Treue ist unwillkürlich aufsteigendes Tun. Der Typus Barnowsky versucht sich in allen Stilen, weil es ihn von innen her zu keinem zwingt. Aber die Resultate waren befriedigend? Ja, weil es Additionen er Energien anderer waren. Alle, die jemals für Barnowskys Arbeiten gemietet wurden, bekunden übereinstimmend, daß seine Originalität das Ergebnis einer umsichtigen Summe von Entlehnungen war; sie wurden bei angestellten Regisseuren, Dramatikern, Malern und Schauspielern vorgenommen. Gewiß ist gegen diese Summierung von Einfällen recht-

lich nichts einzuwenden, sie ist das gute Recht des ausbeutenden Kaufmanns, und, wem die eigene starke Konzeption mangelt, der hat das Recht, sie durch Abhören Sachverständiger beinahe zu ersetzen. Diese Technik des Ablauschens hat Barnowsky, das muß zu seinen Gunsten gesagt werden, zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß am Ende die Abstammung des ursprünglichen Einfalls ganz verwischt und oft nicht mehr zu erkennen war. Barnowsky gehörte auch nicht zu den träge ansässigen Direktoren. Er reiste viel, er beguckte Einfälle der jungen Regisseure in München, in Frankfurt, in Hamburg, er sammelte Anregungen bei Autoren und (mit Vorliebe) bei Kritikern, er hatte bis zuletzt die bescheidene, aufmerksam horchende Art des unsicheren Armen. (Der Typus Rotter, ebenso angewiesen auf die Inspiration der andern, verrammelt sich sein Wachstum durch anmaßende Sicherheit.) Auch als Schauspielerentdecker ist Barnowsky mehr Sammler als Finder gewesen. Die Dorsch, von der in diesem Zusammenhang zuweilen die Rede ist, hat nicht er, sondern die Rotters haben sie gefunden und herausgestellt. Die Bergner ist, erst als sie in München und Wien entdeckt war, als sie sich mit der strebenden Energie ihres siegessüchtigen Wesens in den Kammerspielen durchgesetzt hatte, von Barnowsky gefunden worden. Weil ihm die sorgende und erfinderische Liebe zum Schauspieler eigentlich fehlt, deshalb hat er sogar mit seinen eigenen Entdeckungen nichts anzufangen gewußt. Wie wenig hat er der Lossen genutzt. Wie hat er Adalbert der stupidesten Operette ausgeliefert, Jannings lief ihm spornstreichs davon. Sind das Vorwürfe? Nein, es sind Feststellungen. Dem Theaterführer gehorchen die Schauspieler als gläubige Kinder. Der Leiter ohne angeborene Führerkraft kommt aus den Zusammenstößen mit den Darstellern nicht heraus.

Dies alles hat man beim Abschied von Barnowsky in der Presse nicht gelesen. Es gibt einen unsichtbaren Bund der Mediocritäten. Wer über den Mittelwuchs hinausragt, muß den Neid, die Rankünе, die Böswilligkeit der Mittelmäßigen immer wieder bitter fühlen. Deshalb ist der Typus Barnowsky stets beliebt und die Persönlichkeit Reinhardts angefeindet und verhaßt. Freilich widerstrebt dem Künstler, der die Erfolge seiner inneren Glut verdankt, jede Katzbuckelei vor der großen und kleinen Presse. Der nützliche Skat mit Verlagsdirektoren gehört zur Erfolgtechnik des Typus Barnowsky. Er hat die Presse in der Hand, ja, aber nur, weil im Grunde die Presse ihn in der Hand hat.

Soll eine Abschiedszähre vergossen werden? Nein, der Typus Barnowsky kehrt immer wieder. Er heißt einmal Lautenburg, einmal Blumenthal, einmal Barnowsky. Er feiert, solange das Theatergeschäft anständige Zinsen trägt, immer wieder seine Auferstehung.

3.

Der alte Lord stieg aus. Nun, da er stand in seinen Samtstiefeln, sah man erst, wie hinfällig er war. Der König, matt und gebrechlich auch er, bot ihm den Arm und führte ihn langsam über den Kies der Terrasse zum Eingang.

„Ich habe noch einmal kommen wollen, mein König," sagte er, „und dies alles vor mir haben." Er machte halt und wandte seine Augen zur Treppe hin. „Ich sehe zwar nicht mehr viel davon, aber ich weiß doch, daß ich es einst von hier aus gesehen habe, Ihren schönen Abhang und die Statuen und drüben mein Haus und die weite Ebene und den Fluß."

Er sprach ein stockendes, ein behindertes Französisch; er sprach schon seine Muttersprache langsam. Aber das war nicht der Ausdruck eines schwerfällig arbeitenden Geistes, sondern die Folge großer Gewissenhaftigkeit. Sein Zögern und Tasten hatte sogar einen eigenen Reiz, und gerade im Französischen, das sonst so unbedenklich daherprasselt, führte dieses behutsame Suchen oft zu überraschenden und entzückend naiven Wendungen.

„Noch einmal kommen?" sagte König Friedrich, während sie miteinander den Kuppelsaal betraten. „Sie wissen doch, mein guter Lord, daß mein Weinbergshaus auch Ihnen gehört. Sie sollen immer kommen, auch wenn ich jetzt abwesend sein werde."

Hierauf antwortete Keith nichts. Er blickte sich um in dem hohen ovalen Gemach, durch dessen Oberlicht die gelbe Aprilsonne einfiel. Hier hatte er oft in jüngeren Jahren mit dem Könige getafelt, in lebhaftem Kreis, sich gegenüber seinen Bruder Jakob, den Feldmarschall, und die Tür und die Fenster waren weit offen gewesen gegen den Sommer hinaus, man saß wie im Freien, und damit die Illusion noch freudiger sei, war der Fußboden mit farbigen Marmorblumen ausgelegt. Er schaute auf diese Marmorblumen nieder, die jetzt schon ein wenig abgetreten waren, sein schwaches Auge suchte auch das Erzbild Karls des Zwölften, das seinem Tischplatze immer gegenüber gestanden hatte, die kühne Stirne und den haltlosen Mund; dann ließ er sich weiterführen.

Im Zimmer rechter Hand, dem ersten von den vier Privaträumen des Königs, blieb er an einem großen, schönen Tische stehen, der mit Achat inkrustiert war. Er fuhr mit seiner trockenen Hand über die Platte hin und auch über eine der Vasen aus anderem buntgestreiften Edelgestein, die ihm stets besonders gefallen hatten.

„Das alles möchte ich noch einmal sehen," wiederholte er. „Werden Sie nicht ungeduldig, mein König!" Er nannte ihn nie-

mals anders, seitdem die ihm angestammten Stuarts im Exil die eigene Würde verraten hatten. Mein guter Lord, sagte der König zu ihm. Beide wußten recht wohl, was sie bezeichnen wollten.

Im Konzertzimmer sodann vor dem grünen Marmorkamin blieb er wieder stehen, aber hier besah und befühlte er nichts. Mit mildem Ausdruck der eingesunkenen Augen schaute er vor sich nieder; Friedrich blickte ihn von der Seite an. Die Nase war stark und trat aus dem faltig-mageren Gesicht abenteuerlich hervor, und das Kinn war das eines festen und mutigen Mannes. Doch Mut und Stärke und Mannestum waren dahin, hier blieb dem Tode wenig mehr zu verlöschen.

Keith schien in die unbewegte Luft des Konzertraumes hineinzulauschen. „Mein König," sagte er in seiner bedachtsamen Weise, „ich höre manche Musik. Ich höre sie besser, als wenn sie gespielt würde. Ich habe keine Beine mehr, ich habe keine Augen mehr, ich habe auch keine Ohren mehr."

„Sie verlieren nichts," sagte Friedrich, „denn ich könnte Ihnen auch keine Musik mehr vormachen. Ich kann die Flöte gar nicht mehr halten vor Chiragra. Wir sind zwei hübsche Burschen, wir beide."

„Sie können sich nicht mit mir vergleichen, mein König. Ein Mann Ihres Alters könnte mein Sohn sein."

Friedrich lächelte. „Sie dürfen ruhig sagen: ich könnte Ihr Sohn sein. Oder wollen Sie noch zum Höfling werden, guter Lord? Es ist freilich wahr: die meisten Könige sind Narren, sie vergessen, daß auch ihre erste Wohnung nirgends anders gewesen ist als zwischen der Blase und dem Rectum."

Sie kamen ins Schlafzimmer, ein großes, gegliedertes Gemach. Im Alkoven, den ein vergoldetes Bronzegitter abschloß, befand sich das einfache Bett. Auf dem Kamin stand eine kleine Antike, ein Bruststück Marc Aurels, weißer Marmor das ehrwürdige Haupt, das Gewand polychromer Achat.

„Mein König," sagte Keith, „das möchte ich einmal in den Händen halten." Friedrich, nicht ohne Mühe, nahm es herab und setzte es auf ein Tischchen, und der alte Marschall berührte es sanft. „Vertueux Marc-Aurèle, l'exemple des humains, mon héros, mon modèle," sagte er dazu in seiner schottischen Aussprache. Es waren Verse Friedrichs, ein poetisches Wunschbild seiner selbst, und er wußte, von wem Keith Abschied nahm, während seine Hände die Büste umfaßt hielten.

Er war sehr gerührt. Er nahm den Lord wieder beim Arm und wollte etwas sagen. Aber der Ausdruck einer Empfindung war etwas so Seltenes, so Ungewohntes für ihn, daß er mehrmals vergeblich ansetzte. Endlich sagte er, und mußte sogar laut sprechen, denn Keith war ja beinahe taub:

„Mein guter Lord, ich habe Treulosigkeit und Undank und Schlechtigkeit der Menschen so viel an mir erfahren, daß ich zu entschuldigen wäre, wenn ich nicht mehr an das menschliche Herz glaubte. Aber Sie haben mich wieder zu diesem Glauben gezwungen."

Er räusperte sich, und sie gingen durch den kleinen Korridor miteinander in die Bibliothek.

## 4.

Diese war das letzte Zimmer der Wohnung, ein kleines, rundes mit Zedernholz getäfeltes, immer totenstilles Gemach. In flachen Glasschränken standen hier die Bücher des Königs, schön gleichmäßig rot gebunden und goldverziert, eine erlesene Sammlung französischer Literatur und die wichtigen Werke der Alten, auch die der Italiener, Engländer und Spanier, doch alles übersetzt. Es war kein deutsches Buch dazwischen. Mit Aktenmassen beladene Tische standen umher. Von hoch angebrachten Konsolen schauten vier antike Köpfe hiernieder, Homer, Sokrates, Apoll und ein Philosoph, dessen Namen niemand wußte. Die beiden Fenster reichten bis zur Decke und fast bis zum Boden; eines von ihnen ging nach der Front, über den Hang und die Gärten zur Havel hinaus, durch das andere aber, das östliche Fenster, boten sich dem Blicke in großer Nähe der schöne Bronzeknabe mit den aufgehobenen Händen, den die Leute Antinous nannten, und das Bildwerk der ruhenden Flora mit dem liebkosenden Amor.

Auf dem Sitze, von dem aus der König dies zu sehen gewohnt war, einem kleinen, in die Wand eingelassenen Sopha, brachte er nun den alten Marschall unter. Dabei schaute er zufällig durch das Frontfenster und sah, daß draußen, dort, wo der Lord sie verlassen hatte, noch immer die Sänfte stand und neben ihr unbeweglich der Tibetaner und der Mohr. Der Mohr hatte ein scharlachrotes Röckchen an und um den Kopf eine Art primitiven Turban gewunden. Der Tibetaner war gelb gekleidet, und sein Haupt bedeckte ein spitzer Hut, der aber nicht aussah, als wäre er aus dem inneren Asien gekommen, sondern als hätten ihn ungeschickte Europäerhände nach undeutlicher Angabe nachgebildet. So standen die beiden rechts und links von dem Tragstuhl und schauten auf den Kies der Terrassen nieder.

Der König lachte. „Sehen Sie Ihre Diener an," sagte er „Wie sie dastehen! Warum sprechen sie nicht miteinander?"

„Sie können es nicht, mein König, sie verstehen voneinander kein Wort. Oh, in meinem Hause ist es wunderbar. Da verstehen sich die Diener nicht. Sie verstehen nur mich. Und jeder hat eine andere Religion."

„Ja," sagte Friedrich, den schon das Wort Religion irritierte, „jedes Volk hat sich seine besondere Dummheit ausgedacht."

„Oh, mich kümmert es nicht. Wenn sie nur in dieser Welt vergnügt und anständig sind — mit der anderen mögen sie es halten, wie sie wollen. Vor einigen Wochen bin ich einmal am Abend zur Zeit des Sonnenuntergangs in den Raum gegangen, wo sie sich miteinander aufhalten; da bot sich mir freilich ein sonderbarer Anblick."

„Sie hielten wohl Gottesdienst, guter Lord?"

„Ja. Aber jeder einen anderen. Da stand Hanghi der Tibetaner und drehte eine Art Kinderrassel in der Hand herum, eine kleine Mühle, wie er sagte, und jedesmal, wenn sie sich drehte, war es so gut wie ein Gebet. Und in einer Ecke lag auf seinen Knieen Ibrahim der Tatar und verbeugte sich sehr oft gegen Osten und lobte Allah und den Propheten. Und Stefan, der Kalmück, stand ganz still aufrecht, die Hände auf die Augen gelegt und betete, ohne einen Laut von sich zu geben."

„Und was tat der Neger?" fragte der König, den diese Schilderung innig amüsierte.

„Der Neger stand in der Mitte und glotzte," sagte Keith. „Ich weiß nicht, was er sich dachte. Aber er glotzt eigentlich immer."

„Ja," sagte Friedrich, „das tut er jetzt auch. Ich werde ihnen sagen, daß sie sich etwas zu essen geben lassen."

Er öffnete das Fenster und gab seine Weisung. Die beiden draußen verbeugten sich, aber gingen nicht vom Platze.

Keith lachte, daß sich die tiefen Falten seines Greisengesichts bewegten. Dann rief er ein paar wildklingende Worte hinaus, und seine Diener liefen fort, hinters Haus, dorthin, wo die Küche war. Die mit hellblauem Stoff überzogene Sänfte stand nun verlassen da auf der Terrasse, von der sich die Sonne schon zurückgezogen hatte. Keith fröstelte.

„Verzeihen Sie, alter Lord," sagte Friedrich, und zog an der Klingel, „wir lassen einheizen." Es erschien Neumann, der Husar, und schichtete Holz auf im Kamin.

„Danke, mein König," sagte Keith, „aber wenn ich es sagen darf, dieses Feuer sind Sie mir schuldig. Oh, in Spanien hatte ich gute Freunde," fuhr er fort, „aber mein bester war doch die Sonne!"

„Wenn Sie davon erzählen, dann ist mir immer, als hörte ich Märchen. Man glaubt ja doch nur, was man gesehen hat, und denken Sie, daß ich nichts gesehen habe, ich alter Kerl, ich habe gar nie verreisen dürfen."

(Fortsetzung folgt)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, fünfte Maiwoche

Die Erhöhung der Beamtengehälter mußte mit einem Seufzer der Erleichterung von jedem begrüßt werden, der die Entwicklung der Beziehungen zwischen Beamtenschaft und Unternehmertum aus intimerer Kenntnis der Dinge zu beobachten Gelegenheit hatte. Der bedrohliche Tiefstand, auf den infolge der letztjährigen Gehaltspolitik die Lebenshaltung der Beamten vor allem vom Regierungsrat aufwärts gesunken war, konnte keineswegs geeignet sein, den Beamten gegenüber den Geschäftsleuten, mit denen sie ständig in Berührung kamen, das Rückgrat in der notwendigen Weise zu stärken. Sie waren vielfach zu bloßen Objekten des herablassenden Mitleids seitens derjenigen Schichten degradiert, in deren sozialer Klasse sie im ureigensten Interesse des Staates hätten einrangiert bleiben müssen. Man mag über Gehaltsdifferenzierung zwischen oberen, mittleren und unteren Beamten denken, wie man will, das eine ist sicher: solange kein grundlegender Wandel in den Wirtschaftsprinzipien eingetreten ist, so lange qualifizierte Arbeit in der Privatwirtschaft höher entlohnt wird als unqualifizierte, so lange muß auch der Staat wohl oder übel seine verantwortlichen Kräfte so bezahlen, daß ihnen mindestens ihr soziales Existenzminimum sorgenfrei gesichert ist. Es hat dem Staate nichts genützt, sondern sehr geschadet, daß zahlreiche höhere Beamte durch das Damoklesschwert des Abbaus und durch unerhörte Niedrighaltung ihres Dienstentgeltes gezwungen waren, auf Positionen, die die Privatwirtschaft bot, scharf zu sein. Auch Persönlichkeiten, deren Beamtenidealismus eine ehrenwerte Hemmung bildete, sahen sich vor solchen Entschlüssen. Manch ausgezeichnete Kraft ist dadurch dem Staate verloren gegangen. Soziologisch sind diese Zusammenhänge sehr interessant. Jedenfalls war es die höchste Zeit, daß ein Wandel in der Besoldungspolitik eintrat. Die jetzige Neuregelung, durch die in den höheren Gehaltsklassen Aufbesserungen von 50 bis 70 Prozent erfolgen, während die unteren Klassen nur eine Erhöhung um etwa 17 Prozent erfahren, kann nur eine weitere Etappe auf dem Wege zu normaler Beamtenbesoldung bilden, wenn der Abwanderung gerade der besten Kräfte wirksam Einhalt geboten werden soll.

Staatsfinanziell fällt die Differenzierung und Bevorzugung der höheren Gruppen kaum ins Gewicht. Der Mehraufwand für Besoldungszwecke dürfte mit 20 Prozent die 17prozentige Erhöhung,

die die unteren Klassen ohnehin erhalten müßten, kaum überschreiten. Denn der Gehaltsanteil der repräsentativen Beamten an der Gesamtausgabe ist bekanntlich minimal. Immerhin könnte auch diese 20prozentige Steigerung der Personalausgabe bei einem Staat, der vor einem halben Jahr noch ein Chaos statt eines Etats aufwies, die Welt verwundern, wenn es nicht offenes Geheimnis wäre, daß nach wenigen Monaten der Sanierungsanstrengung schon ein gewisser Ueberfluß in den Kassen des Staates besteht. Nach außen freilich tritt das nicht mit Deutlichkeit hervor. Im Gegenteil wird beispielsweise für die zweite Maidekade wieder ein Zuschußbedarf von 6,6 Millionen Goldmark ausgewiesen. Aber gleichzeitig wurden in denselben 10 Tagen nicht weniger als 50,8 Millionen Goldmark zum Rückkauf von Goldschatzanweisungen und zur Einlösung kleiner Goldanleihestücke aufgewendet. Mindestens ein Teil dieses Betrages gehörte selbst bei peinlichster Wahrung finanzwirtschaftlicher Grundsätze ins Extraordinarium. Diese Erfolge strafen ganz gewiß den Pessimismus derer Lügen, die es noch vor einem halben Jahre als aussichtsloses Unterfangen aller Welt hinstellten, Ordnung in der Finanzgebarung zu schaffen, bevor so und so viele Voraussetzungen (Reparationsentlastung, Wirtschaftsgesundung, Auslandsanleihe usw.) erfüllt seien. Keines von diesen vermeintlichen Axiomen trat ein, und dennoch hatte das damals wohl bis über die Ohren in die Notenpressenpumpwirtschaft verstrickte Reich schon am 30. April ein Reichsbankguthaben von 474 Millionen Mark aufzuweisen. Am 15. Mai ist das Kreditsaldo um weitere rund hundert Millionen Goldmark auf 567 Millionen Mark angewachsen.

Dem standen nur etwa 200 Millionen kurzfristige Schulden aus den Rentenmarkschatzwechseln gegenüber. Was auf der Passivseite an langfristigen Anleiheschulden hinzukommt, das ist gering, zumal wenn man den Anleihestand anderer großer Nationen zum Vergleich heranzieht. Die Goldanleihe fällt nach dem sehr anerkennenswerten systematischen Pari-Rückkauf, der während der letzten Monate stattfand, überhaupt nicht mehr ins Gewicht. Die Rückzahlungspflicht für die Dollarschatzanweisungen, die im April 1926 fällig sind, sollen nach dem Plan der Sachverständigen dem Reiche von der Reichsbank abgenommen werden. Diese 210 Millionen Goldmark fallen also als Schuld des Reiches wahrscheinlich überhaupt fort. Bleibt als nennenswerter Posten allein das Debet bei der Rentenbank übrig. Aber auch hierfür scheint ein Dreh gefunden, durch den die Bürde dem Reich sehr leicht gemacht wird. Wenn wir richtig informiert sind, dann wird die Zinsverpflichtung des Reiches überhaupt aufgehoben werden. An ihre Stelle tritt eine Amortisationspflicht dergestalt, daß das Reich alljährlich 60 Millionen — nicht viel mehr somit, als es sonst an Zinsen aufzubrin-

gen hätte — einem Tilgungsfonds zuführen muß. Sind zehn Jahre lang diese 60 Millionen bezahlt worden, so gilt die Rentenbankschuld damit als beglichen; denn was zur völligen Amortisation sonst noch fehlt, wird zum einen Teil aus der Gewinnquote des Reiches bei der Reichsbank, zum anderen Teil aus den der Rentenbank noch zufließenden Grundschuldzinsen aufgebracht. Fürs Reich ergibt sich daraus, wenn man durch das formelle Kleid auf das Wesen der Sache hindurchsieht, die angenehme Umwandlung seiner verzinslichen Kapitalschuld in eine zehnjährige Rentenschuld. Dabei hat der Fiskus nach wie vor 100 Millionen Rentenmark Kreditspielraum bei der Rentenbank, weil von dem 1200 Millionen-Kredit nur 1100 Millionen zurzeit in Anspruch genommen sind. Bei dieser, wie man sagen darf, günstigen Lage der Reichsfinanzen, von der übrigens die Situation der Landesfinanzen trotz periodischer Proteste kaum verschieden sein soll, ist es verständlich, daß zuguterletzt, noch bevor die Daweskontrolleure ihr Amt antreten, eine Verbesserung der Beamtenbesoldung vorgenommen wurde. Es war dies schließlich, im Augenblick, vom rein finanziellen Standpunkt aus, der gangbarste Weg, um von der Abundanz im Staatssäckel unauffällig und mit Anstand einiges abzuzapfen.

Nun ist es freilich richtig, daß ein großer Teil der laufenden Einnahmen aus Quellen floß, die unmöglich dauernd in Anspruch genommen werden können. Aber dafür sind andere Steuern (Tabak!) bisher noch lange nicht auf das höchste erträgliche Maß angespannt. Auch tut man gut, den prozentualen Anteil der einmaligen Steuern nicht zu überschätzen. Insbesondere die sogenannte Obligationensteuer, richtiger die Steuer vom Gewinn aus der Aufwertungsbeschränkung, deren Ertrag anfangs des Jahres als unentbehrlich für die Reichsfinanzsanierung hingestellt wurde, hat kläglich versagt. Damals haben sich im Kampfe um die Höhe der Aufwertung manche Vorkämpfer für das Gläubigerrecht gerade mit diesem Argument, daß ohne die Eingänge aus der Obligationensteuer der Ausgleich des Haushalts in Frage gestellt sei, Sand in die Augen streuen lassen. Nun stellt sich heraus, daß die Obligationensteuer, deren sogenannter allgemeiner Teil Anfang März fällig war, im März nur 30,26 und im April 5,51 Millionen Goldmark dem Fiskus erbracht hat. Das sind Beträge, die natürlich für die Lage der Reichsfinanzen in irgendwie entscheidender Weise nicht in Betracht kommen können. Sie werden voraussichtlich nur noch um die weiteren Steuern vermehrt werden, die in halbjährlichen Raten von je zwei Prozent diejenigen Obligationenschuldner zahlen müssen, die ihre Gläubiger vor Inkrafttreten der Aufwertungsverordnung mit weniger als 15 Prozent ihrer Goldmarkschuld abgespeist haben. Irgend etwas kann bei der ganzen Rechnung nicht stimmen. Rechnet man über den Ertrag der einmaligen Obligationssteuer von 36 Millionen Mark mit Hilfe des Steuerschlüssels von 1,7 Prozent

(2 Prozent von 85 Prozent des Goldmarkbetrages) auf die versteuerte Gesamtsumme zurück, so kommt man zu ganz unmöglichen Ziffern. Es ergibt sich nämlich daraus, daß zusammen nicht viel mehr als 2 Milliarden Obligationenschulden versteuert worden sind, während in Wirklichkeit mindestens doppelt soviel bestanden haben. An bedeutende Steuerstundungen, durch deren nachträglichen Eingang sich das Ergebnis korrigieren würde, möchte man nicht glauben, nachdem der Reichsfinanzminister selbst in seiner Wahlschrift „Feste Mark — Solide Wirtschaft“ bei Verzeichnung der Tatsache, daß größte und bekannteste Unternehmungen unter Aufstellung sorgfältiger Bilanzen mit Stundungsanträgen an das Reichsfinanzministerium herangetreten seien, ausdrücklich betont hat, daß alle diese Anträge hätten abgelehnt werden müssen, obwohl kein Zweifel darüber bestanden habe, daß ein erheblicher Teil der Steuern „aus der Substanz“ bezahlt werden mußte. Die Aufwertungsangelegenheit ist zu wichtig und berührt weiteste Volksteile zu schwer, als daß an dieser Unstimmigkeit achtlos vorbeigegangen werden dürfte. Weder die bevorstehende Ausgleichsbelastung der Industrie mit 5 Milliarden, die der Sachverständigenplan vorsieht, noch die gegenwärtige Kreditkrise der Industrie, noch die bedeutenden sonstigen Erfolge des Dr. Hans Luther bei seiner Finanzsanierung können uns daran hindern, mit aller Deutlichkeit die Frage zu stellen: W o b l e i b t d e r R e s t?

Das Obligationsprojekt des Daweskomitees will mit der 5-Milliarden-Schuld allein die Industrie bedenken. Die Landwirtschaft soll auf diesem unmittelbaren Wege nicht zur Reparationsleistung herangezogen werden. Das Komitee hebt jedoch hervor, daß es in keiner Weise eine unbillige Belastung beabsichtigt; es empfiehlt deshalb ausdrücklich, daß die deutsche Regierung gegenüber „anderen“ Steuerzahlern (gemeint ist vor allem die Landwirtschaft), wenn sie es für nötig hält, einen gehörigen und billigen Ausgleich zugunsten ihres eigenen Staatshaushaltsplanes vornimmt, sei es durch eine weitere Aufwertungsteuer, sei es durch eine Sondersteuer. Nichts hätte angesichts solcher wohlverständlichen Empfehlungen näher gelegen, als daß die Regierung in Anlehnung an die Grundschulden, die zugunsten der Rentenbank auf landwirtschaftlich genutzte Grundstücke eingetragen sind, die agrarischen Kreise gleichfalls — auf indirektem Wege — zur Reparationsleistung heranzieht. Gewiß, die Agrarkrise ist ernst, und das Gedeihen der Landwirtschaft ist eine Lebensfrage für die ganze Nation. Aber auch in der Industrie bestehen ähnliche Kreditschwierigkeiten. Es kann nicht eingesehen werden, warum, was der Industrie recht, der Landwirtschaft nicht billig sein soll. Die Führer der Landwirtschaft haben diese Kriegslage mit gewohntem Scharfblick erkannt und alsbald ihre Ansprüche auf eine anderweite Ausfüllung der nach Liquidation der Rentenbank klaffenden Lücke angemeldet. Es ist ihnen in

der Tat gelungen, ihren Wünschen zu gesetzlichem Niederschlag in einem zweiten Gesetzentwurf über die „Umbildung der Rentenbank“ zu verhelfen. (Der erste Entwurf handelte von „Liquidation“.) Während die Belastung der Industrie alsbald erlischt, bleibt die Grundschuld der Landwirtschaft bestehen. Sie wird sogar von bisher 4 auf 5 Prozent des Wehrbeitragswertes erhöht. Aber nur zu einem kleinen Prozentsatz kommen die Eingänge aus aufrechterhaltenen Belastungen dem Reich zugute. Nur soweit der Betrag von 120 Millionen Rentenmark, den das Reich jährlich zur Tilgung seines Kredites aufzubringen hat, nicht durch die 60 Millionen, die der Fiskus selbst zahlt, und durch den Anteil des Reiches am Reingewinne der Bank erfüllt sind, also wahrscheinlich nur zu einem kleinen Rest wird er aus den der Rentenbank zufließenden Grundschuldzinsen aufgebracht. Im übrigen finden die Eingänge im Interesse der Landwirtschaft selbst Verwendung. Die Rentenbank darf zur Beschaffung von Mitteln für die Gewährung von Agrarkrediten verzinsliche Schuldverschreibungen bis zur Höchstgrenze von 1200 Millionen Goldmark emittieren. Es geht aus den bisherigen Verlautbarungen nicht eindeutig hervor, ob diese Papiere von der Rentenbank realisiert werden oder ob sie nur die Rolle einer Extragarantie für anderweit zu beschaffende Kredite spielen sollen. Unklarheit besteht insbesondere auch noch darüber, ob jeder Landwirt nach Maßgabe seiner Belastung partizipieren kann oder ob die Kreditgewährung aus dem gemeinsam für alle angesammelten Fonds dem Ermessen der Rentenbankleitung anheimgegeben wird. In diesem Falle würde die finanzielle Macht der Rentenbankleitung, die von der politischen schwerlich ganz wird getrennt werden können, verewigt werden. Als Leitgedanke wurde der Oeffentlichkeit, zuerst durch die Rentenbankverwaltung, dann durch den preußischen Finanzminister und schließlich durch Dr. Schacht verkündet, daß die kurzfristigen Kredite, die die Landwirtschaft mit Prolongationszusage erhalten habe, die aber von der Neuen Bank im Hinblick auf die strenge Fassung ihrer Statuten nicht wie die Wechsel der Industrie übernommen werden könnten, in langfristige Schulden umgewandelt werden sollen. Solange wirklich nichts anderes geplant ist, als solche Nutzbarmachung der Rentenbankveranlagung für die Errichtung einer Art halböffentlicher Generallandschaft, wird der Währungs- und Kreditpolitiker kaum etwas Stichhaltiges gegen das Projekt einwenden können. Aber der Staat sei auf der Hut, damit er nicht Handlanger werde für einen Plan, mit welchem vielleicht ein wertvolles Steuerobjekt durch anderweite „Belastung“ seinem steuerlichen Zugriff entzogen werden soll.

In Verfolg dieser Wünsche ist mittels geschickter Regie die Kreditbedürftigkeit der Landwirtschaft allenthalben wieder in den Vordergrund des Interesses geschoben worden. Die Auslandskreditbeschaffung für die ländliche Wirtschaft soll zentralisiert werden. Der

Wiederaufbau der Landschaften, deren Kreditgebäude von der Inflation völlig niedergelegt worden ist, soll in Angriff genommen werden. Erstaunlich, wie in punkto Landschaften bisher das agrarische Organisationstalent versagt hat. Was zäher Wille beim Aufbau auch des Realkreditgeschäfts zu leisten vermag, das hat der Geschäftsbericht für 1923 der Gemeinschaftsgruppe deutscher Hypothekenbanken offenbart, jener stärksten Gruppe im Hypothekenbankwesen, die sieben große Institute umfaßt. Eine Umstellungsenergie sondergleichen lebte und lebt in diesem Kreise. Man vergleiche beispielsweise die resignierten nichtssagenden Berichte der Kreditbanken mit dieser auch stilistisch eindrucksvollen Apologie, die sich zum Schluß zu einer schweren Anklage gegen die hundertfältigen gesetzlichen Hemmungen steigert, die rechtzeitig hinwegzuräumen eine kurzsichtige Bürokratie zum Schaden des sparenden Publikums versäumt hat. Bis zum Juni 1923, bis zum Erlasse der Gesetze über wertbeständige Hypotheken und Schuldverschreibungen war es den großen Hypothekenbanken gesetzlich unmöglich, Kredite anders als in Gestalt von Reichsmark zu gewähren. Weitere drei Monate, bis zum 30. September 1923 (Dollarkurs bereits über 160 Millionen!) hat es gedauert, bis der Gesetzgeber sich bequemte, diese theoretische Möglichkeit den Hypotheken praktisch dadurch zu erschließen, daß er entschied, wie die Einrechnung der wertbeständigen Schuldverschreibungen in den Pfandbriefumlauf und die Umlaufsgrenze (die heute noch in einem bestimmten starren Verhältnis zum Papiermarkkapital steht!) erfolgen solle. Eingespannt in diesen engen Rahmen des zu spät und ungenügend modifizierten Hypothekenbankgesetzes, der für denkende Menschen geradezu eine Folter sein mußte, ist es gleichwohl mit erfinderischer Geschicklichkeit gelungen, dem Betätigungsdrange einige Auswege zu eröffnen. Mußte beispielsweise ein bestimmtes Verhältnis zwischen Papiermark-Aktienkapital und Summe der Emissionen hergestellt werden, so erhöhte man zwar das Kapital in Papiermark, legte aber, um eine Verwässerung zu vermeiden, die neuen Aktien bei einer ad hoc errichteten Treuhandvereinigung nieder. So lavierte man glücklich zwischen den Klippen der gesetzlichen Beschränkungen hin und her und hat es trotz alledem zuwege gebracht, daß volle 52 Millionen Goldmark Kommunalobligationen und Pfandbriefe plaziert werden konnten. Das ist im Hinblick auf die Ungunst der Verhältnisse und die mannigfachen Behinderungen ein ansehnlicher Erfolg. Es besteht Grund zu der Annahme, daß auch in Zukunft von dieser Seite manches zur Behebung der Kapitalnot geschieht. Nicht umsonst hat die Hypothekenbank-Gruppe den kurzen Hinweis an den Schluß ihres Berichtes gestellt, daß die weitere sorgsame Pflege ihrer ausländischen Beziehungen noch wertvolle Dienste beim Absatz ihrer Pfandbriefe und Schuldverschreibungen zu leisten berufen sein werde.

# GLOSSEN

## „LEBENDE BUDDHAS“ ODER SKANDAL IN DER FILMBRANCHE

Der Publizist hat das Recht und die Pflicht, seine Stimme zu erheben, nicht nur über Dinge, die geschehen sind, sondern auch über Dinge, die nicht geschehen sind, — wenn dies Nichtgeschehen verderblicher und frevelhafter ist als manches Geschehen. Ich erhebe hier meine Stimme für einen deutschen Film, der in Berlin nicht aufgeführt wurde und anscheinend niemals aufgeführt werden wird.

Es ist ungewöhnlich, wenn ich als Kritiker über einen nicht aufgeführten Film spreche; aber wie es mein Recht und meine Pflicht als Kritiker ist, auf ein unaufgeführtes Drama zu deuten, das ich für wertvoll erachte, so halte ich es für mein Recht und meine Pflicht, auch auf einen nicht gezeigten Film hinzuweisen, wenn ich ihn für wertvoll erachte, wenn ich sein Nichtvorgeführtwerden für ein Unrecht, in diesem Fall für einen Skandal halte. Der Film heißt: „Lebende Buddhas“ und ist von Paul Wegener hergestellt.

Wenn ich mich in der literarischen Kritik für ein unaufgeführtes Stück oder gar für einen noch ungedruckten Autor einsetze, so bedarf das nur einer kritischen, nicht aber einer persönlichen Rechtfertigung. Die Sitten und Unsitten der Filmbranche jedoch fordern, bevor ich über diesen unaufgeführten Film spreche, die Erklärung, daß ich in keinerlei Weise geschäftlich an den „Lebenden Buddhas“ interessiert bin, daß ich keine Aktien der Paul Wegener Film A.-G. besitze, daß ich mit Wegener weder verwandt noch befreundet bin.

Dies ist der Tatbestand: Im vorigen Jahr stellte Wegener diesen Film mit einem Maximum aller Beteiligten an Arbeitskraft, mit einem Minimum an Kosten her. Der Film war im Dezember fertig. Man hatte vielerlei von ihm gehört und gesprochen, aber keiner der großen deutschen Verleiher fragte nach ihm. Der Film wurde dann für die ganze Welt an ein Münchener Konsortium verkauft, das, nachdem es ihn rechtlich erworben hatte, nicht in der Lage war, auch nur einen Dollar dafür zu bezahlen. Das mag man der Wegener-Gesellschaft als Pech oder Leichtsinn anrechnen. Für Deutschland hatte den Film von diesem Konsortium ein Verleih erworben, über den ich mich jedes Urteils enthalte, dessen guten Willen ich sogar voraussetzen will. Es hat sich bis heute, 25. Mai, in Berlin kein Uraufführungstheater, keine der Gesellschaften, in deren Händen diese Theater sind, bereit erklärt, die „Lebenden Buddhas“ vorzuführen.

Dieser Film ist mir gezeigt worden — auf meinen Wunsch, weil das, was ich über den Gegenstand des Films, über gewisse Einzelheiten der Ausführung vor einigen Monaten vernahm, meine Teilnahme erweckt hatte. Weiterhin muß ich erklären: seit den Anfängen der Filmindustrie ist mein Interesse für den Film so groß, daß ich, von der sogenannten hohen Literatur herkommend, bereits vor zwölf Jahren ein — wahrscheinlich überhaupt das erste — „Kinobuch“ herausgab (im Kurt Wolff-Verlag, zusammen mit einigen Leuten, die später recht gut anerkannte Dichter und Schriftsteller geworden sind) — ein Buch, das schon damals unter vielfachem Widerspruch den Film gerade als künstlerisches und ethisches Problem fassen wollte. Seither habe ich die meisten wichtigen Filme gesehen und war einer der ersten, die, an Stelle der Reporter, wirkliche Filmkritiken schrieb. Die Leser dieser Zeitschrift wissen, daß ich seit ihren Anfängen hier über neue Filme und Filmprobleme kritisch mich äußere, — und in all diesen Jahren hat noch nicht ein einziger Leser oder Filmfachmann an der Objektivität und der zielernsten Tendenz dieser Kritik Zweifel erhoben. Ich bin gezwungen, dies vorauszuschicken, damit man mein Urteil für begründet und zulänglich hält, wenn ich erkläre, daß die „Lebenden Buddhas“ zumindest zu jenem einen Zehntel deutscher Produktion der letzten Jahre gehören, das sich über den mäßigen Durchschnitt der übrigen neun Zehntel der Produktion erhebt.

Was ist mit den „Lebenden Buddhas“? Es wird hier in eine Handlung, die so spannend ist, daß mir, dem reichlich Abgebrühten, der Schweiß ausbrach, um Probleme und Milieus geflochten, welche die gesamte Menschheit aller Kontingente augenblicklich wild bewegen: die Geheimlehren Asiens, Buddhismus und seine Entartungen, Tibet und Lama, Mystik und übermenschliche Kräfte Europäer werden in diese Probleme durch phantastische Erlebnisse unentrinnbar verstrickt. Der Film hat in den ersten drei Akten rapides Tempo, sich steigernd bis zu einer Blutorgie in Tibet mit Tempelfest, Maskentänzen, Massenrausch. Dieser Film bringt tolle Tricks, Tricks, die nicht nur mechanisch erzeugt sind und mechanisch wirken, sondern — und das verstärkt die Wirkung — die Unheimlichkeit und Bedeutung jener geheimnisreichen asiatischen Lehren für unsere Augen und Nerven überzeugend fühlbar machen. Die „Lebenden Buddhas“ haben sicherlich Fehler, des Technischen und der Komposition; aber was ich eben über die Hauptmotive und ihre Durchführung andeutete, müßte bereits allgemeines Interesse wachrufen. Und wenn man hört, daß dieser Film von Paul Wegener, der als erster in Europa einst sogenannte künstlerische Filme herstellte, mit sauberer, stimmungsreicher Regie und Photographie gefertigt ist, und daß die Hauptrollen dieses Films Wegener selbst und Asta Nielsen, Europas beste Filmdarstellerin, spielen, so müßte man ohne weiteres glauben, die Filmbranche würde sich um diesen Film reißen.

Sie reißt sich aber nicht, sondern zerreißt sich das Maul, daß mit diesem Film kein Geschäft zu machen sei. Das hat sie, die, kulturlos, kri-

tiklos, stets nur dem Erfolg nachlief, statt ihm voranzulaufen, immer gesagt, wenn etwas Neuartiges in Deutschland angestrebt wurde. Wegener vollends scheint in der Branche als Outsider zu gelten, mißbeliebt, weil er sich den großen Produktionsgesellschaften entzog und auf eigene Faust, nach eigener Methode Filme herstellte. Es sollen nicht lange weitere Gründe gesucht werden, — kurz, dieser Film wird boykottiert, und das Publikum, für das er gemacht wurde, darf ihn nicht sehen.

Hätten wir einen Ueberfluß von guten Filmen, so wäre es gleichgültig, ob ein guter Film mehr oder weniger gezeigt würde. Wir haben aber gar keinen Ueberfluß an guten Filmen; wir haben augenblicklich anscheinend überhaupt keinen guten fertiggestellten Film mehr, denn es wird (außer den „Nibelungen“) kein einziger auch nur irgendwie beträchtlicher vorgeführt. Jeder weiß, daß die allgemeine Produktion aus finanziellen Gründen, die jeder in der eigenen kleinen Tasche fühlt, stockt. Die größte Film-Gesellschaft, die Decla-Ufa, welche die meisten Uraufführungs-Theater in Berlin und die meisten Theater im Reich besitzt, hat keinen Film eigener Produktion mehr zu bieten; sie läßt Filme alter Jahrgänge und mäßige Auslandsfilme in ihren Kinos laufen. Man spielt allenthalben aus Verlegenheit (neben prachtvollen) minderwertige und längst überholte Amerikaner; man spielt in den kleineren Uraufführungs-Theatern Vorstadt-Filme, die selbst das nicht sehr verwöhnte Berliner Publikum auspfeift. Wegeners seit einem halben Jahr fertiggestellter, in Einzelheiten vielleicht anfechtbar, als Ganzes aber alle Welt interessierender, an- und aufregender, technisch verdienstvoller Film wird dennoch nicht gespielt. Die „Lebenden Buddhas“ sind tot für Berlin und — da für die Provinztheater die Erfolge der Berliner Uraufführungs-Theater maßgebend sind — tot auch für das übrige Deutschland. Dieser Mord an anständiger, zukunfts- und fruchtbergender Arbeit ist ein Skandal für die Filmbranche, ist unfaires Spiel, bei dem das Publikum der betrogene und verlierende Teil ist.

Da nun etwa zwei Dutzend Menschen die Auswahl für das Dutzend Berliner Aufführungs-Theater und die theaterbesitzenden Gesellschaften, die wiederum für ganz Deutschland ausschlaggebend sind, — da zwei Dutzend Menschen diese Auswahl treffen (oder nicht treffen), da also die täglichen zwei Millionen Kinobesucher diesen zwei Dutzend Leuten der Filmbranche preisgegeben sind, — so ist die noch sehr wenig bekannte aber umso erschrecklichere Tatsache zu konstatieren, daß hier eine Oligarchie vorhanden ist, wie sie in dieser Allmächtigkeit und Diktatur weder im politischen Leben, noch in einem Kunstzweig, noch in irgend einer Industriebranche möglich ist. Diese Oligarchie der Gewaltigen der Filmbranche kann jede unliebsame Konkurrenz ausschalten, kann den Geschmack der Filmbesucher umbiegen und niederdrücken, ebenso wie sie ihn fördern und entwickeln kann.

Es ist ein Zufall, daß gerade durch den Wegener-Film die verderbliche Diktatur der Film-Gewaltigen sich kraß enthüllt und deshalb hier in ihrer Enthüllung gezeigt wird. Darum muß, ob es sich nun um diesen Wegener-Film oder um einen anderen wertvollen deutschen oder Auslands-Film handelt, deshalb muß von jetzt an jedesmal, wenn durch die Allmacht und Willkür der Film-Gewaltigen ein guter Film den Deutschen verheimlicht wird, die Film-Kritik ihre Stimme erheben, auf daß dieser engende und zwängende Ring für solche wichtigen Produkte gesprengt wird. *Kurt Pinthus.*

---

## BRIEF AN DAS TAGEBUCH

*Zum Kohlenstreik.*

Darf ich Ihnen nachstehend einige Zahlen aus dem Geschäftsberichte der „Roddergrube“ zitieren, die sehr lehrreich sind?

Es betrug:

| | | |
|---|---|---|
| a) die Förderung: | 1913: | 3 682 456 t |
| | 1923: | 7 230 492 t |
| b) der Absatz | 1913: | 276 856 t |
| | 1923: | 3 749 233 t |

c) die Angestelltenzahl:
1913: 1 527
1923: 4 486

d) der Ausgabenetat für Löhne und Gehälter
1913: 2 224 812 Goldmark,
1923: 1 081 012 „

also die Hälfte der Summe von 1913, und das für die fast dreifache Angestelltenzahl bei verdoppelter Förderung und 12fachem Absatz!

*Dr. Erich Busch.*

---

ANEKDOTEN.

Felix Salten ist nicht nur ein leidenschaftlicher Barockfreund (eine ebenso schöne als geistreiche Wienerin hat ihn einmal „unseren Fischel von Erlach“ genannt), er hat auch mondäne Züge. Eines Abends kommt er von der Reise zurück. Das Dienstmädchen, eine freundliche Böhmin, packt aus. Salten will sich zu Bett begeben. „Ja aber wo ist denn mein Pyjama?“

„Aber bitt ich scheen, gnä Herr,“ strahlt die Marianka ihn dienstfertig an, „steht sich schon unterm Bett!“

*

Der Schauspieler Geldern geht mit Rudolf Blümer über den Pots-

damer Platz. Sie treffen einen bekannten Direktor, man plaudert, und Geldern, ahnungslos wie gewöhnlich, will den Liebenswürdigen spielen und fragt artig nach dem Befinden der Frau Direktor. Ellenlange Gesichter, peinliches Schweigen. Man verabschiedet sich. „Herrgott," sagt G., „was hab ich denn da angerichtet, — was ist denn los mit seiner Frau?"

„Aber Menschenskind," sagt Blümner, „wie kann man bloß so taktlos sein und einen Menschen, den man vierzehn Tage nicht gesehen hat, nach seiner Frau fragen!"

---

STRAUSS-MARTERL.

Der einstige Mißerfolg seines „Guntram" hat den Komponisten Richard Strauß veranlaßt, diesem seinem Kind ein Marterl zu errichten. Es steht im Garten seiner Garmischer Villa, und zwar in Gestalt eines schmiedeeisernen Grabkreuzes, wie man sie häufig auf oberbayerischen Friedhöfen antrifft. Die Inschrift lautet:

„Hier ruht der ehrengeachtete und
edle Minnesänger
GUNTRAM,
der vom symphonischen Orchester
seines Vaters meuchlings erschlagen
wurde.
R. I. P."

AUFRUF

An die Tür des Tage-Buches klopft fast jeden Tag irgendein deutscher Künstler oder Schriftsteller, den die Entbehrung fast gebrochen hat.

Der schnellfertige Schmierer hat es leicht, sich den Wünschen schlechter Verleger und Zeitungen anzupassen. Die vornehmsten, die charaktervollsten Köpfe leiden schwer unter der zweiten, über Deutschland hereingebrochenen Hungerepoche.

Schweren Herzens müssen wir diese Besten gehen lassen.

Es gibt ein paar Hundert Leser des T.-B., die jetzt schnell eingreifen können. Wir rufen Sie!

Aus der Hilfskasse des Tage-Buches würde kein Unwürdiger gespeist!

Geldsendungen für diesen Zweck müssen die Aufschrift „Hilfsfonds des Tage-Buches" tragen.

*Die Herausgeber des T.-B.*

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 21)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag. Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.



Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika. Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juniwoche

Er ist uns erhalten geblieben, er regiert uns fürderhin, er wird uns mindestens noch zwei Monate zum Frieden lenken: Doktor Gustav Stresemann, der Schwarz-weiß-rot-goldene. Schon waren unsere Abschiedstränendrüsen zum Platzen bereit, schon sangen unsere geknickten Herzen das neudeutsche Volkslied: Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht? Schon saß Radowitz beinahe in Bismarcks Arbeitszimmer. Seeckts Schatten war drohend durch die Fenster des Reichskanzlerpalastes gefallen, es hatte sich so ziemlich die ganze Deutsche Volkspartei in echter Nibelungentreue von ihrem siebzehnmal im Tage bestätigten und achtzehnmal im Tage verratenen Führer abgewendet; Herr Jarres, der von Stresemann Erfundene, hatte seinem Entdecker mit der ganzen Tücke eines treudeutschen Parteigenossen viermal ein Bein gestellt. Trotz all der heftigen Anstrengungen seiner engsten Parteifreunde ist Stresemann nicht gepurzelt! Hei lewet noch — mindestens zwei Monate, will sagen bis zur nächsten Krise. Ob's ein Gewinn für das Reich ist? Der Mann, den wir jetzt als Außenminister brauchen, ist weder Herr Stresemann, noch Herr Radowitz, noch Herr Neurath. In dieser Stunde brauchten wir einen verbesserten Breitscheid. Einen leider ungeborenen Breitscheid, neuen Breitscheid nicht von längerem, sondern von größerem Format. Einen Mann, der einen echten, inneren Kontakt zu Mac Donald und zu Herriot hat. Einen Mann, der endlich die armselige Passivität aufgibt, die Stresemann so gut und so schlecht wie irgendein Rosenberg getrieben hat, einen Mann, der die stumpfe Isolierung Deutschlands durch ein in Europa widerhallendes Wort zu brechen wüßte. Die Chance der letzten Wochen war groß — schon ist sie zusammengeschmolzen — es galt Herriot auf die Politik seiner Wahlkampagne festzulegen, es galt die kommende Annäherung Mac Donalds an Herriot durch eine deutsche Zwischenrede auf ein bestimmtes Räumungsprogramm im Westen zu bringen. Aber dazu war ein deutscher Impuls notwendig! Ein deutscher Außenminister, der mehr als ein intelligenter Statist der Weltgeschichte ist, hätte jetzt die Frage des Eintritts in den Völkerbund offen aufwerfen müssen. Diese Karte, jetzt ausgespielt, könnte im Augenblick die Amnestie der deutschen Kriegs-

gerichtsopfer erreichen, die Rückkehr vieler Vertriebener und vielleicht sogar einen Kalender der späteren Räumung. Aber zu solcher Aktivität gehört ein Außenminister, der nicht ängstlich zitternd auf seine lauernden Parteigenossen blicken muß, dazu gehört ein Deutscher, der das diplomatische Spiel als guter Europäer wagt, dazu gehört ein innerlich frischer, nicht durch Parteienlaune gehemmter, innerlich gelähmter Strebemann. Stresemann oder Radowitz, das ist fast gleichgültig. Herr Radowitz hätte höchstens den Vorteil gebracht, daß uns das stupide Geschrei vom zweiten Versailles erspart geblieben wäre. Die liberalen Dummköpfe, die über Stresemanns Rettung jubeln, vergessen, daß dieser Clewing der deutschen Politik — ach, nichts als ein Tenor! — seit der Beendigung des passiven Widerstandes nicht ein einziges Lebenszeichen, nicht eine Tat vollbracht hat, es wäre denn, daß man seine tückische Wahlkampagne gegen die große Koalition für eine Tat hielte. Herr Stresemann ist auf seinem Posten als Außenminister bisher nichts gewesen als ein einfallsarmer Statist. Wäre schöpferische Kraft in ihm, so hätte er den Sieg Mac Donalds wie Herriots nicht stumm mit ansehen dürfen, jetzt war die Stunde gekommen, in der Deutschland nicht länger außerhalb der europäischen Politik bleiben mußte, jetzt hätte er das starke, in England und Frankreich nachhallende Wort finden müssen. Aber in diesem Tenoristen, der im europäischen Konzert kein Soli singt, ist keine angeborene Initiative. Stresemann ist ein Trabant der Geschehnisse, er hat bloß Treppenwitz. Die greisen Wölffe des Liberalismus mögen jubeln, daß der glatte, um Journalistengunst buhlende Charakterschwächling ins Kabinett Marx zurückgerutscht ist. Wir andern wissen, daß wir die Weiterregierung Stresemanns dereinst in der Geschichte eintragen werden als die Stunde, in der die hoffnungsvollste außenpolitische Gelegenheit kläglich übersehen und verpaßt wurde.

Angenehme Offizierstypen marschierten in den letzten Tagen im Gerichtssaal auf:

Herr Oberleutnant Ankermann, der, nachdem er Bardamen und Jungmannen um ihre paar Groschen gebracht, für gutes bayrisches Geld Maximilian Harden erledigen sollte.

Herr Leutnant Thormann aus der Erhardtbrigade, der nach Herrn Grandels Geständnis Seeckt für 2000 Mark abkillen sollte, Adjutant des jetzt als Hochstapler verfolgten Dr. Janczyk, aus München kommend, in Berlin verhaftet. Vielleicht bloß ein Mordschwätzer? Aber das sind, bis sie erst gemordet haben, anfangs alle.

Herr Leutnant Horst von Tettenborn, Angestellter in der Jugendorganisation (!) der Deutschen Freiheitspartei, Roßbach-Mann, in geheimer Verbindung mit dem Reichskommissar für öffentliche Sicherheit, nebenbei Abnehmer von Thormanns Geld.

Herr Major Gilbert, bei dem Kameraden v. Tettenborn wohnhaft, zurzeit Angestellter des Reichskommissars für öffentliche

Sicherheit, ein in Moskau, Königsberg und Berlin erprobter Betrüger (der auch das Tage-Buch durch gefälschte Dokumente über Hitler täuschen wollte, im Tage-Buch aber nicht so kritiklose Abnehmer fand wie anderswo).

Vier ehemalige Offiziere, Erhardt- oder Roßbachleute, meistens in München seßhaft. Junge Menschen, die sich entweder mit Mordfabrikation oder Morddenunziation, zuweilen auch mit beiden Beschäftigungen abgaben. Vaterländische Typen, die gewöhnlich in Hitlers Windjacke, mit Ledergürtel und Gamaschen erscheinen. Verächter der Judenrepublik. Typische Exempel jener Offiziersverlumpung, die nach dem verlorenen Kriege begann und noch nicht ganz geschwunden ist. Kurze Frage: Hat man gehört, daß Herr Ludendorff, oder sein Nationalverband Deutscher Offiziere jemals mit einem Wort von diesem Degenerationstypus öffentlich abrückten?

Ein vierzehnjähriger Junge, der Schüler Günther Beyer aus Mahlsdorf, wird eines Morgens mit verbundenen Augen tot aufgefunden. Ein Schuß durch die Binde, durchs Gehirn hat ihn kalt gemacht. Bei der Leiche liegt ein Zettel: „Tod den Faschisten." Ein Jugendgespiele des Ermordeten hat im „Montag Morgen" erzählt, daß Günther Beyer mit zwölf Jahren Mitglied des Deutschnationalen Jugendbundes gewesen. Vielleicht auch jener Jugendgruppe der Wulle-Partei, welche der edle, vom Reichsministerium des Innern so freundlich bedachte Herr von Tettenborn leitete. Wer hat den Knaben getötet? Ein etwas älterer Junge. Keineswegs ein Kommunist. Der Zettel: „Tod den Faschisten" sollte irreführen, tatsächlich verriet die Handschrift den mordenden Jüngling, der wie der kleine Günther dem Deutschnationalen Jugendbund angehörte. Es war unter den Jungen der kränkende Verdacht aufgetaucht, einer verrate die „Pläne" der Gruppe an die Kommunisten. Günther, mit einem Revolver ausgestattet, sollte den Verräter entlarven. Er sah den Hitlergardisten Hans Liebeck scharf an. Beleidigung, Streit, Empörung des Verdächtigten. In der Nacht schießt Hans den Günther tot. Steckt mit einer Sicherheitsnadel, wie man sie später bei Muttern fand, den Faschistenzettel an die Leiche des bösen Freundes . . . . Die Berichte werden von Tausenden gelesen. Ehedem wetterten ganze Dürerbunde gegen den harmlosen Karl May. Heute findet sich kein Unterrichtsminister, kein Jugendfürsorger, kein liebender Lehrer, der seine Stimme gegen die politische Verseuchung der Zwölfjährigen erhebt. Ueberall diese Verpfuschung und Vergiftung der Buben, überall diese Bismarckbunde der Zwölfjährigen und dazu natürlich die Liebknechtbunde der anderen. Zwischen den Lagern liegt nicht bloß die Leiche dieses einen Günther, zwischen den Kampfbünden der Knaben liegt eine verpfuschte, unselig gewordene Generation.

Das Ministerium Stresemanns, genannt Marx, war gefallen. Das Ministerium Hergt-Marx war gekommen. Einer blieb auf jeden Fall: Geßler, der Demokrat. Als ein neuer Abgeordneter in den Wandelgängen des Reichstages sagte: „Aber mit den Demokraten muß doch auch Geßler gehn?“ da antwortete mit dem Witz der Verachtung Herr Emminger, dem man so viel Schlagfertigkeit gar nicht zugetraut hätte: „Geßler? Das ist doch nur der Sitzredakteur von Seeckt!“

Ein Kuriositätensammler, der das „Gewissen“ des Herrn Dr. Eduard Stadtler liest, weist uns auf eine der letzten Nummern des Blättchens hin, in welchem folgender aufgeregte Appell zu lesen war:

> Als Erzberger seine Erfüllungspolitik betrieb, war er munter und guter Dinge und voller Zuversicht. Sein eigenes Schicksal erfüllte sich, da er das Schicksal des deutschen Volkes erfüllte . . . .
>
> Walter Rathenau erfüllte in London und auch sein Schicksal erfüllte sich . . .
>
> Auf, ihr deutschen Frontsoldaten! Ihr habt dem Tode ins Antlitz geschaut. Der Tod nimmt jetzt die Front der Nation ab! Die Fahnen und Standarten ducken sich, sie werden nicht mehr lustig im Winde wehen wie bei eurem Stahlhelmtag in Halle. Schweigend hebt sich die schwarze Fahne.
>
> Reichstagseröffnung?
>
> Wer lacht da noch? Tretet ihr Parlamentarier nur ruhig zusammen. Eure Zeit ist erfüllt. Das Wort wird euch erstarren. Das letzte bleibt jetzt zu tun. Hier schweigt alle Rede.

Man erinnert sich: Ehe Erzberger ermordet wurde, trieb das „Gewissen“ zur Jagd auf ihn. Im Seeckt-Prozeß wurde festgestellt, daß Herr Thormann, der beschuldigt ist, Mörder gedungen zu haben, sich rühmt, aus dem Kreise des „Gewissens“ zu stammen. Es ist, wie man sieht, ein sehr robustes Gewissen, das sich hier meldet. Es stört seinem Inhaber nicht den Nachtschlaf. Gäbe es allerdings eine Staatsautorität bei uns, sie würde Herrn Stadtler ein weniger bequemes Ruhekissen bescheren.

---

Ich möchte wohl wissen, was geschehen würde, wenn einmal die Nachricht vom Himmel käme, daß der liebe Gott ehestens eine Kommission von bevollmächtigten Engeln herabschicken würde, in Europa herumzureisen, so wie die Richter in England, um die großen Prozesse abzutun, worüber es in der Welt keinen andern Richter gibt, als das Recht des Stärkeren. Was würde dann aus manchen Königen und Ministern werden? Mancher würde lieber um gnädigsten Urlaub ansuchen, einem Walfischfang beizuwohnen oder die reine Kap-Horn-Luft zu atmen usw., als an seiner Stelle bleiben.

*Lichtenberg.*

Wie denken die Franzosen, die nach dem Siege der Linken zur Macht gelangen? Robert de Jouvenel, der politische Führer des „Oeuvre“, der stärkste, klarste und aufrichtigste Politiker des cartel de gauche (nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem Unterrichtsminister im verflossenen Cabinet Poincarés) gibt hier den Lesern des Tagebuches und damit der deutschen politischen Welt ein ungeschminktes Bild der französischen Absichten. Ob es befriedigt oder enttäuscht? Jedenfalls schafft es Klarheit, und nichts ist uns nötiger als: Wissen um die Wirklichkeit.

Wenn die Wahlen vom 4. Mai für Deutschland die gleiche Bedeutung hätten, wie die Wahlen vom 11. Mai für Frankreich, nämlich die Bekundung des glühenden Willens zum Frieden, so würde ich nicht zögern zu sagen, daß wir auf beiden Seiten der Grenze einig sind, und daß das Ruhrgebiet bald wieder ganz in deutsche Verwaltung übergehen könnte.

Leider sind wir aber noch nicht wieder so weit. Was hat zu geschehen, um dahin zu gelangen?

Sagen wir es gerade heraus, zwei Dinge sind notwendig:

erstens muß das Sachverständigengutachten von beiden Seiten in loyaler Weise und ohne jeden Hintergedanken angenommen und ausgeführt werden;

zweitens muß die Sicherheit beider Völker durch internationale Verpflichtungen garantiert sein.

*

Wenn ich richtig unterrichtet bin, wird der Dawesplan, der das Programm der neuen französischen Regierung bilden wird, in der Tat von dem neuen Reichstag angenommen werden. Bleibt noch die Frage offen, mit welcher Majorität er ratifiziert werden wird.

Wir wissen aber, daß eine legale *Annahme* nicht genügt. Deutschland hat den Versailler Vertrag offiziell unterzeichnet und ratifiziert; es hat das Abkommen von London offiziell unterzeichnet und ratifiziert, und trotzdem ist weder der Vertrag von Versailles noch das Londoner Abkommen ausgeführt worden. Ich will nicht darüber streiten, wer die Verantwortung an diesem Versagen trägt, noch darüber, ob nicht die eine Seite ihre Forderungen übertrieben hat und die andere nicht ohne zwingende Notwendigkeit handelte. Was sich aus dieser doppelten Erfahrung zweifellos ergibt, ist die Tatsache, daß es nicht darauf ankommt, daß die Unterschrift gegeben wird, sondern daß es auf die Bedingungen ankommt, unter denen sie zustande kommt.

Wenn Deutschland das Sachverständigengutachten unter Vorbehalten ratifiziert, oder auch ohne Vorbehalte, aber nur mit einer schwachen Mehrheit, so würde seine Unterschrift nicht mehr tatsächlichen Wert haben, als die unter dem Versailler Vertrag oder dem Londoner Abkommen. Ich schreibe dies nicht, um zu kriti-

sieren, sondern um eine erfahrungsgemäße Tatsache zu unterstreichen. Nichts wäre unfruchtbarer, als Epiloge zu schreiben, aber nichts wäre törichter, als sich nicht so nahe zurückliegender Erfahrungen zu erinnern.

Wie liegen denn die Dinge? Man hat uns gesagt, daß zur ehrlichen Ausführung des Sachverständigenplans einige deutsche Gesetze abgeändert werden müßten, und daß dazu eine Zweidrittelmehrheit des Reichstags nötig sei.

Was sagt man uns heute? Daß diese Zweidrittelmehrheit nicht erreicht werden wird, aber daß man einen parlamentarischen Modus entdeckt habe, nach dem man diese Mehrheit entbehren könne.

Wir sagen es ganz offen: wir sind der deutschen Regierung sehr dankbar, daß sie diesen Ausweg gesucht hat, aber das ist es nicht, was wir wollen: wir wollen eine Zustimmung, die uns das Gefühl gibt, daß sie die Majorität des deutschen Volkes bedeutet.

Wenn im Reichstag eine Majorität von einigen zwanzig Stimmen das Gutachten annimmt, kann die Sache vielleicht glücken, aber die Alliierten müßten auf Grund ihrer Erfahrungen Vorsichtsmaßregeln treffen für den Fall einer eventuellen Sinnesänderung.

Es handelt sich nicht darum, ein System von Drohungen und Sanktionen zu errichten, das nicht nach dem Herzen der Majorität ist, die die künftigen Geschicke von Frankreich lenken wird, sondern es handelt sich darum — und das ist zweifellos im Sinne der Mehrheit des französischen Volkes — Sicherheiten für die Ausführung des Gutachtens zu schaffen, weil die deutsche Mehrheit nicht groß genug ist, uns ohne weiteres diese Sicherheit zu bieten.

Wenn Deutschland wirklich, wie wir es glauben wollen, eine Demokratie geworden ist, muß es sich selbst in aller erster Linie darüber klar sein, daß bei einem demokratischen Regime nur Verträge, die der wahren öffentlichen Meinung entsprechen, zählen, während Zustimmungen, die einem Parlament mit einigen Stimmen Mehrheit entrissen sind, ein Volk nicht genügend binden.

*

Unser vornehmster Gedanke ist folgender: Je mehr das deutsche Volk uns den Beweis seines ehrlichen Willens gegeben hat, desto schneller werden wir gemeinsam mit unsern Verbündeten ein System abschaffen, das für eventuelle Verfehlungen vorgesehen ist.

In zweiter Linie beschäftigt uns der Gedanke der Sicherheiten. Die deutschen Demokraten und Sozialisten werden nicht erstaunt sein, daß es uns beunruhigt, den General Ludendorff und den Admiral Tirpitz als Parteiführer im Reichstag zu sehen, anstatt anerkannte Friedensfreunde. Wir erlauben uns gewiß keine Kritik an der Wahl, die die deutschen Bürger getroffen haben: das müssen sie allein wissen. Wir müssen annehmen, daß sie aus ehrlicher Ueberzeugung so gewählt haben und müssen versuchen, sie zu verstehen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, in Berlin und Paris mit Deutschen zu sprechen, die den verschiedensten Parteien und Richtungen angehörten. Alle haben mir selbstverständlich versichert, daß sie Pazifisten seien; viele haben hinzugefügt:

„Verlangen Sie aber nicht von uns, so pazifistisch wir auch sind, daß wir etwa alle Klauseln des Versailler Vertrags und ihre Folgerungen anerkennen.“

Ich habe mir erlaubt, ihnen zu anworten:

Das Kennzeichen eines zivilisierten Volkes ist nicht, daß jeder einzelne Bürger alle Gesetze kennt, sondern daß jeder Bürger die Gesamtheit aller Gesetze anerkennt. Es ist niemandem benommen, die Revision gesetzlicher Bestimmungen zu wünschen oder mit friedlichen Mitteln daran zu arbeiten; aber man sollte sich nicht mit den Waffen in der Hand dagegen auflehnen.

Auch vom internationalen Standpunkt ist es erlaubt, Kritik an Verträgen zu üben und zu versuchen, sie zu mildern. Das muß sich aber nur auf legalem Wege vollziehen, das heißt, ohne die Sicherheit der Nationen zu gefährden. Wenn die Deutschen sich dazu verstehen wollten, diese neuen internationalen Methoden anzuwenden, indem sie sich dem Bund und dem Rat von Genf anschließen, würde alles viel leichter sein. Auch hier hängt alles wesentlich von den Deutschen selbst ab.

Ich füge hinzu, daß das nicht nur eine Garantie *gegen* Deutschland, sondern auch eine solche zu seinen Gunsten sein würde. Spricht Deutschland nicht zu allererst immer vom Imperialismus gewisser Völker? Aber diese Völker haben das von Genf eingesetzte Schiedsgericht anerkannt. Warum tut Deutschland das nicht auch? Es behaupte nicht, daß dieser Gerichtshof ihm Mißtrauen einflöße: ein Volk, das im voraus einem fast einstimmigen Urteilsspruch der andern Völker mißtraut, würde damit beweisen, daß es nicht sicher ist, im Recht zu sein.

Man weiß, was die französischen Demokraten von Deutschland erwarten: sie verlangen nicht, daß es fertige Beschlüsse annimmt, sie verlangen, daß es Schiedsgerichte anerkennt. Daß es in puncto Reparation das Sachverständigengutachten annimmt, daß es vom Standpunkt der internationalen Sicherheiten sich entschließt, in den Völkerbund einzutreten.

Mit anderen Worten, Deutschland muß einsehen, daß es nicht immer allein recht hat, und daß niemals jemand gegen alle andern im Recht ist. Die Alliierten haben sich ja schon dieser Erkenntnis gefügt, und die Wahlen vom 11. Mai bezeugen, daß die Franzosen in dieser Richtung nicht hinter den andern Völkern der Entente zurückstehen.

Wird Deutschland seinerseits sich entschließen, diesen Weg internationaler Regelungen zu beschreiten oder wird es für seinen Teil vorziehen, allein zu bleiben? Hiervon hängt der Friede der Welt und die Zukunft der Menschheit ab.

ALBERT EHRENSTEIN
Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

# SCHWALBEN

## Eltern und Kinder.

Unterm Dach wohnt ein Paar Schwalben:
Männchen und Weibchen, flattert herum.
Sie tragen Schlamm zwischen zwei Balken:
Ein Nest. Schon schreien vier Kinder.
Die Alten suchen Nahrung, traulich zwitschernd,
Grüne Fliegen sind schwer zu fangen,
Gelbe Schnäbel satt zu keiner Zeit.
Schnabel und Klauen ermüden verbraucht,
Die Kraft des Herzens erschöpft sich nicht Eltern.
In einer Stunde fliegen sie tausendmal hin,
In ewiger Furcht vor dem hungrigen Nest,
Fliegen sie, fliegen sie, dreißig Tage hindurch.
Die Mutter wird mager, die Jungen fett,
Zwitschernd lernen sie sprechen,
Die Alten putzen ihnen das Federkleid.
Ein Morgen — die Flügel sind groß.
Die Alten führen die Jungen in den Vorhof,
Auf der Bäume Zweige.
Die Jungen erheben die Flügel, blicken nicht mehr zurück,
Nach allen vier Winden fliegen sie fort.
Männchen und Weibchen in der Luft klagen,
Sie rufen, bis die Stimme müd schwindet,
Die Jungen kehren nicht heim.
Die Alten fliegen trostlos in das leere Nest,
Die ganze Nacht zwitschern sie Trübes.
Eltern, Schwalben betrübet euch nicht,
Denkt an den Tag euerer Jugend,
Da ihr hoch floget, der Mutter euch widersetztet.
Gedenket der Zeit! Ihr solltet es wissen!

## Geschwister.

Zwei Schwalben segeln im Aether,
Verließen ihr Elternnest,
Als Sommer schwand in Herbst.
Die Kleine nistete in eines Armen Häuschen,
Die Dicke im Kaiserpalast.
Der Zufall paarte die Schwestern gestern,
Als sie Lehm suchten ihren Nestern.
Die Dicke protzte mit ihres Palastes Prunk,
Die Kleine weinte über die arme Hütte.
Wenn morgen Winter kommt

Und bitter Abschied von der Heimat —
Palast und Hütte? Hochmut und Haß?
Solch Nest und Erdenrest
Ist Aufenthalt für kurze Zeit.

---

ERNST WEISS

# DIE GLÜCKLICHE OPERATION

Der Student Alfred S., ein kleiner, stämmiger, außerordentlich willenskräftiger Mann, begab sich gegen elf Uhr vormittags aus der Vorlesung über Geisteskrankheiten in das Anschlußkolleg über große Chirurgie. Der Professor, den seine Schüler „den General“ nannten, schwelgte in chirurgischem Optimismus. Er wies seine „Dauererfolge“ vor, leidende Menschen, die er vor drei, vor fünf, vor acht Jahren an bösartigsten Krebsgeschwülsten operiert hatte; nun waren sie geheilt, sie blieben dauernd gesund. Er hatte sie durch Eilbriefe unter Zusicherung der Reisevergütung in seine Vorlesung beschieden. Nun hockten sie im Korridor, zwei Männer und ein Weib. Sie hoben heimlich ihre Hemden von ihren verhärmten Körpern und verglichen ihre Narben nach Länge und Lage, lachten ein graues Lachen und prahlten. Der Professor berichtete den Studenten: „Alle ähnlichen Fälle, die sich nicht so schnell zur Operation entschlossen hätten, seien längst unter der Erde, wogegen ... ich bitte, meine Herren, hier ...“ und er zog mit väterlicher Gebärde einen der Männer in den Saal. Noch war er, an Hand seiner Statistik, ausführlich in die Methode seiner Operation, in die Lebens- und Todesaussichten vertieft und entfaltete seinen klinischen Vortrag mit Kunst und Genuß, da stürzte der Oberarzt herein und flüsterte dem General eine Meldung zu. Der General, trotz äußerlicher Beherrschung sichtlich aufgeregt, lenkte den Genesenen wieder in den Korridor hinaus. Er ließ die Wasserleitung laufen, drehte die Sanduhr herum, brauner Sand rieselte unbeirrbare zehn Minuten, denn dies war die Dauer der Händereinigung nach Vorschrift.

Eine große, grellgelbe Schürze aus Billrothbatist, mit einer Messingkette um den nackten Hals befestigt, hohe Galoschen aus schwarzem Leder, die fast bis zu den Knien reichten, in einer Sekunde war der Professor ein anderer Mensch, anders seine Augen, sein Gang, seine Stimme. Mit harter Bürste rieb er sich Hände und Arme. Heißes Wasser spritzte aus den weißblinkenden Hähnen. Des Professors Stimme übertönte die Nebengeräusche des fließenden Wassers, der auf einer Räderbahre hereingerollten Patientin, der vorbereiteten Operation.

„Ein glücklicher, leider seltener Zufall, — meine Herren. Voraussichtlich eine Herznaht. Selbstmordversuch in der Klinik für Geisteskranke. Ein scharf geschliffener Splitter Stahl oder Blech. Die Methode, die Sie nun sehen werden, ist neu und bleibt größtes

Verdienst des Frankfurter Chirurgen Rehn. Erste Assistenz hat mein Oberarzt, zweite Assistenz Salfner, Instrumente Schillerling, die Narkose übernimmt einer von ihren Kollegen, der sehr schön narkotisiert, Herr Mediziner S. Seit drei Jahren sind wir nicht mehr wehrlos gegen Verletzungen des Herzens, wir können alles angehen, vorausgesetzt, daß der Patient lebend auf den Tisch gebracht wird. Von fünf operierten Fällen drei geheilt. Kochsalzapparat anheizen! Adrenalin, eins auf tausend vorbereiten ... es gibt Methoden gegen jede Art der Verletzung, nur gibt es noch keine Methoden gegen die Mörder. ... Pulskontrolle hat der Narkotiseur. Vergessen Sie nicht den Rippendilatator... Auch hier ist die erste Hilfe entscheidend. Sie kann gar nicht schnell genug einsetzen. Trotzdem müssen wir gerade hier uns exakt an die Regeln der Keimfreiheit halten, denn wir stehen im Begriff, die Brusthöhle, ja sogar den Herzbeutel zu öffnen."

Waschküchendunst durchwölkte den Raum. „Licht!" befahl der Professor. Elektrische Zeißlampen, unmittelbar unter der Decke, zischten, harte Wände, mit Oelfarbe emailliert, warfen wie Schnee das Licht von allen Seiten zurück, der Spiegel über dem Operationstisch schleuderte schräges Licht gegen die Studenten, als weiß brennende Blendung.

Im Spiegel zeigte sich die Selbstmörderin. Ihr junges Gesicht war vergilbt, plötzlich sehr gealtert, der schöne, volle Mund war schief gezerrt vor Schmerz. Stumm gewaltig blickten ihre aufgerissenen Augen, ähnlich den Augen gemarterter Hunde. Mit aller Vorsicht wurde ihr Krankenflaus angefaßt, der nur schwach von dunkelndem Blute benetzt war, man schnitt ihn mit scharfen Scheren herab. Hohe Brüste, rot übersprenkelt, standen still im siedenden Licht. Es schien Abendstunde zu sein, tiefe Nacht. Unter den Brüsten vibrierte ein großer, dunkler Splitter von Blech oder Stahl, er schlug mit jedem Herzschlag, erschütterte alle mit seinem Schlag, lautlos.

„Das Bewußtsein ist, wie Sie sehen, erhalten. Die Blutung nach außen hat aufgehört," sagte der General und winkte den Mediziner hart heran an die Selbstmörderin; mit seinem Arm, der im Kalklicht glänzte wie Metall, gab er ihm ein Zeichen: „Vorwärts, Narkose."

Tief seufzte die Kranke, allein inmitten zahlloser Menschen.

Silbern klirrten Instrumente, brodelnd über elektrischen Oefen. Weiße Röcke, weiße Hauben, weiße Tücher, welche die Helferinnen mit den Fingerspitzen ihrer gezwirnten Handschuhe hielten, wurden weithin ausgebreitet, senkten sich als weißes Feld, als glatter Boden der Operation.

Langsam vibrierte der Splitter aus Metall. An der Sanduhr waren neun Minuten abgelaufen, der braune Sand lag hoch gehäuft am Grunde. Allmählich waren Lärm und Bewegung abgeklungen. Der erste unsagbare Aufruhr der Seele war gestillt.

Aus siedendem Wasser knisterten ungeheure Siebe hervor. Dampf dunstete auf und nieder, auf kleinem Tischchen sonderte man schnell vielerlei licht metallenes Gerät in Häufchen und Reihen, Scheren, Haken. vierfingrige, mit eingebogenen Klauen, Nadeln, Pinzetten, Knochenzangen mit zwei Spitz-Zinken. Die Sanduhr lief ab. Das Wasserplätschern verstummte jäh. „Jod!" sagte der General.

Jetzt erst, in letzter Minute rollte der große Narkose-Apparat für die Eingriffe an der Brust heran, die stumpfeiserne Sauerstoffbombe mit dem blitzenden Manometer, den Glasgefäßen für die betäubenden Flüssigkeiten, den Hähnen für die Luftzufuhr, blau und rot gezeichnet. Der Mediziner hielt dem Mädchen die Maske vor das Gesicht. Leise sauste der Sauerstoff aus der Bombe. Erst jetzt, im entscheidenden Augenblick begriff die Kranke. Der Professor und der Oberarzt, hohe, weiße, starke Menschen standen, zum Messer entschlossen, rechts und links von der Kranken. Sie sah das Messer an, stieß wild die Maske fort, sie hackte das Kinn hoch empor, dem Hunde ähnlich, der sich gegen das Nickelgebiß wehrt, gebändigt auf der fürchterlichen Bank der Vivisektoren. Sie wollte schreien oder doch flüsternd reden, aber nur im schlaffen Krampf ballten sich die Lippen, sie waren ermüdet vom Leben, von diesem schrecklichen Morgen: das ersehnte Wort wurde zu lautlosem Grinsen.

„Herr Professor," sagte der Student, Zeit erbittend und Aufschub.

„Jod!, bitte!" sagte der Professor. Metallisches Braun verdeckte völlig das Bogenlampenweiß der hohen Brüste, immer noch wippte, aber schlaffer schon, der scharfe Splitter, gejagt von ihrem träge wankenden Herz. Ekel, Entsetzen, hilflose Wut auf ihrem Gesicht. Aber die Hände waren längst sicher versorgt und in praktische Handfesseln gesperrt, die Beine mit unzerreißbaren Riemen angeschnallt. Sie wollte nicht schlafen, nicht leben, nicht sein. Hart schlugen die Augenlider gegeneinander, sie spie das betäubende Gift fort.

„Der Puls?" fragte der Chirurg. Es war das erstemal, seit die Studenten ihn kannten, daß er nach seinem „Jod" noch etwas sagte. Der Student tastete mit weicher Berührung an den Hals der Kranken. „Ich spüre den Puls an der Schlagader noch nicht, ich kann die Schlagader nicht finden."

Sie fühlte seine Berührung, sie hob ihm das Haupt entgegen und breitete die Lippen auseinander, die vom Schmerz verzerrten.

Tropfen auf Tropfen funkte Aether nieder.

„Immer noch nicht?" fragte der Professor.

„Nein!"

„Den Kopf tiefer lagern," sagte der Professor, „das Blut drückt das Herz von außen zusammen; Herztamponade nannte das Ernst Bergmann."

Der Tisch senkte sich, getrieben durch hydraulische Maschinen. Der Student fühlte, wie in seinen Schoß ein menschliches Haupt niedersank, betäubt, schwer, willenlos, gewärmt durch einströmendes Blut, überschwebt vom ersten Schlaf.

„Skalpell!" Aus dem harten Kristall einer alkoholgefüllten Schale schnellte ein weichgebauchtes Messer wie ein spitzer Fisch.

Ein breiter Schnitt machte Haut und Fleisch auseinanderklaffen.

„Es blutet nicht. Leider blutet es nicht. Der Blutdruck ist minimal. Vorsicht bei der Narkose! Böse Geschichte. Luft dringt hervor. Hier das Instrument des Selbstmordes. Vorwärts: Rippenschere!" Leise krachte die elfenbeinfarbene Rippe im blitzenden Gebiß der schweren Schere. Der Mediziner hielt seine Hand auf die Lippen der Kranken, die im Regenguß des Aethers sich gelöst hatten. „Sie schläft."

„Der Herzbeutel ... hier. Vorwärts, Péan! Kropfsonde!" Ein Finger aus Nickel bohrte sich leicht in die enge Oeffnung, eine Schere klappte auf und zu in dunkelrotem Gerinsel. Zuckend im Takt, ein kleiner, rosenroter Hügel, lag das Herz frei.

„Der Puls?"

„Nichts!"

„Vorwärts! Kochsalz!" Aus elektrisch geheiztem Becken stürzte Kochsalzlösung, auf 37 Grad erwärmt, in reinem Strom nieder auf die Wunde, das Blut versprühte in einer Sekunde, alles lag da, warm und rot und rein.

„Los! Fixation des Herzens!" Ein silberglänzender Seidenfaden schlängelte sich von einer dunkelblauen Porzellanspule ab, eine krumme Nadel biß von oben scharf in die Spitze des Herzens, am Fadenzügel hob man das Herz wie ein gefangenes Tier aus seiner Höhle.

„Schneller! Vorwärts! Höher! Noch etwas ... gut! Hier blutet es. Hier ist es. Finger an die Wunde! ... Erste Naht! Troikartnadel! Seide, nicht Catgut! Einser-Seide! Gut. Weg mit der Hand! Die zweite Naht! Schere! Gut. Gaze! Die dritte Naht! Gut. Puls?"

„Nichts!"

„Den Herzzügel fort!" Nieder senkte sich das Herz in seine Höhle.

„Nun?"

„Nichts!"

„Vorwärts! Adrenalin! Einserspritze, dünnste Kanüle!" Farbloses Gift zischte ein in das Herz.

„Der Puls!" sagte der Student: „Der Puls: eins ... eins ... zwei . . . drei . . ."

„Schluß der Wunde! Ein Glasdrain, Hautnaht, Schere, Gaze, Narkose: Schluß! Jede Stunde eine Spritze Kampfer! Verband. Wir dürfen wohl von einer glücklichen Operation sprechen. Jemand bleibt dauernd bei ihr. Adieu, meine Herren!"

OBERSTLEUTNANT a. D. SIEGERT
ehem. Inspektor der Fliegertruppen

# TODESSTRAHLEN

Seit geraumer Zeit kommen die internationalen und nationalen Fachzeitschriften nicht zur Ruhe über die vermeintliche Ursache von 12 Zwangslandungen französischer Flugzeuge auf deutschem Gebiet.

Die Pressekampagne wurde am 4. X. 1923 eröffnet. „Les Ailes" schrieb:

„Ob man will oder nicht: trotz aller Ableugnungen aus amtlicher Quelle beharrt ein Teil der öffentlichen Meinung bei dem Gedanken, daß, wenn 12 Flugzeuge der Linie Straßburg—Prag gezwungen wurden, in Deutschland zu landen, dies nicht durch Unfälle oder schlechtes Wetter verursacht ist, sondern vielmehr durch die Anwendung der Hertzschen Wellen durch deutsche Ingenieure. Wir haben es bisher abgelehnt, uns zum Echo dessen, was wir für eine Legende halten, zu machen. . . . ."

„Unser Skeptizismus gründet sich nicht auf die Unwahrscheinlichkeit des großen Fortschrittes, den eine solche Anwendung darstellen würde, denn in bezug auf die Wissenschaft marschiert der Fortschritt schnell. Unser Skeptizismus beruht vielmehr darauf, daß unsere Führer zu 12 Landungen in Deutschland gezwungen wurden, während sie dagegen 700 mal den Ueberflug ohne die geringsten Zwischenfälle ausgeführt haben. Von den 12 Landungen auf deutschem Gebiet haben vielleicht 6 in der Nähe von Stuttgart stattgefunden, wo sich die berüchtigten Wellen befinden sollen. 6 positive Ergebnisse gegen 700 negative ist doch zu wenig. Man könnte ja allerdings sagen, daß das Verfahren noch nicht auf dem Gipfel der Vollkommenheit ist und daß andererseits die Flugzeuge nicht immer durch die wirksame Wellenzone fliegen."

„Was die Theorie derjenigen stützt, die an die „Wellenpanne" glauben, ist die Anwesenheit der Boschwerke in Stuttgart mit ihren 150 Ingenieuren. Vor einigen Jahren sollen diese Ingenieure tatsächlich mit Hilfe der Hertzschen Wellen auf einer benachbarten Straße den gleichzeitigen Stillstand von 100 beliebigen Automobilen, die dicht aufeinander folgten, herbeigeführt haben. Das soll der Grund dafür sein, daß das englische Flugwesen, welches Kenntnis von diesen Versuchen und seinen Ergebnissen hatte, alle Militärflugzeuge gegen Ende des Krieges mit doppelter Zündung versehen hatte, nämlich mit Magnet- und Batteriezündung, eine alte Methode, die aber den Vorteil hat, dem Einfluß der Wellen nicht unterworfen zu sein.

Diese Angaben wurden uns durch einen belgischen Techniker gemacht, der während des lezten Krieges diese Frage eifrig studiert hat und der bestimmt an das Vorhandensein der Wellenpanne glaubt. Wir bleiben ungläubig, sind aber die Ersten, die verlangen, daß man die Frage gründlich studiert. Wenn die Deutschen es noch nicht fertig gebracht haben, so kann es sich doch bald ereignen, daß es gelingt, auf große Entfernungen Explosionsmotore zum Stillstand zu bringen. Das darf man nicht vergessen."

Sehr bald nach dieser Veröffentlichung gaben die führenden amerikanischen „Aeronautical Digest" die Mitteilung des Wiener Berichterstatters der „Daily Mail" wieder, nach der bei einem der notgelandeten Flugzeuge unbegreiflicherweise sowohl die Oelbehälter wie auch die Zuleitungsrohre an ihren Lötstellen durchgeschmolzen waren.

Im März dieses Jahres gelangte die Nachricht an uns, daß es dem englischen Gelehrten Grindell Mathews gelungen sei, Radiowellen auszusenden, mit denen man imstande sei, die elektrischen Apparaturen der Flugzeuge kurz zu schließen und damit zur Landung zu zwingen.

Mathews beabsichtigt, seine Schutzrechte an das französische Rhone-Syndikat zu verkaufen, da entsprechende englische Angebote ihm ungünstig erscheinen.

Inzwischen hat angeblich ein Privatdozent der Universität Sheffield, Mr. Wall, die Erfindung noch weiter vervollkommnet.

Auf eine Interpellation im Unterhaus hat der Staatssekretär im Air ministry Leach am 22. 5. 1924 erklärt, daß es nicht ratsam sei, auf die angeschnittene Frage einzugehen. Wie zu erwarten, hat sich nunmehr die Tagespresse dieses dankbaren Themas bemächtigt, und die „Todesstrahlen" beginnen, ihrem nächsten Verwandten, dem „Radio", in bezug auf Aktualität den Rang abzulaufen.

Die Gründe dieses Geschehens liegen klar zutage.

Der Grund und Boden, auf dem allein solche Blüten emporschießen können, war reichlich gedüngt mit der drahtlosen Weltmode, den Luftrüstungen, Revanchegedanken, nationalistischen Strömungen, mystischen und okkultischen Bewegungen. Solcher Sumpf mußte die „todesstrahlige fleur du mal" gebären.

Gespenstern soll man ins Gesicht leuchten, dann verschwinden sie.

Die technisch kritiklose Masse ist im Begriff, einer Suggestion zum Opfer zu fallen, ähnlich der, die seinerzeit eine große Zahl bemittelter und unbemittelter Personen — besonders in Potsdam — veranlaßte, für den Unruhschen Schwindel der Energieerzeugung aus dem Nichts ihren letzten Pfennig herzugeben. Heute steht dieser Wohltäter der Menschheit vor Gericht.

Etwas milder liegen die Dinge in vorliegendem Falle.

Zwei physikalisch völlig voneinander verschiedene Möglichkeiten werden vom Publikum miteinander vermengt. Man ist bereits seit fast einem Jahrzehnt in der Lage, drahtlos unbemannte Boote, Torpedos, sogar Flugzeuge, aus großer Entfernung zu steuern, wir können Minen zur Entzündung bringen, Pistolen abfeuern, Fahnen entrollen, ohne jede Kabelverbindung mit dem Objekt. Jede Funkenstation ist imstande, Autos auf offener Chaussee durch das Geben einiger Morsebuchstaben anzuhalten — aber nur unter der Voraussetzung, daß in den genannten Fahrzeugen und Gegenständen eine der Sendeenergiequelle korrespondierende Empfangsapparatur eingebaut ist. Diese ist etwa vergleichbar mit einem künstlichen Echo, mit einer Harfensaite, die durch Anschlagen der Taste eines in der Nähe befindlichen Klaviers zum Mitschwingen gebracht wird. Die Welle beeinflußt dann ein Relais, das sie in mechanische Arbeitsleistung umsetzt. Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und

ein Schlag sind, wie in der Liebe so in der Physik, die Fundamente für das Gelingen der angedeuteten Experimente.

Man könnte hiernach eher von „Lebens-“ als von „Todesstrahlen“ sprechen. Ich möchte glauben, daß solche Verbindungen bei den gegeneinander rüstenden Völkern fehlen, mögen sie sich auch täglich ihrer unwandelbaren Treue und Zuneigung versichern.

So bleibt nichts übrig, als mit „Todesstrahlen“ zu arbeiten, die keines Widerhalles, keiner Resonanz des Partners bedürfen. Versuche auf diesem Gebiet gehen gleichfalls auf ein Jahrzehnt zurück.

Zunächst kam es darauf an, die in den Weltenraum entsandten Wellen zu bändigen, zu richten, d. h. wie den Lichtkegel eines Scheinwerfers zu dirigieren. Bislang vagabundierten sie umher, erfüllten das All, wehrten und wehren sich noch heute gegen eine starre Marschroute.

Innerhalb des Laboratoriums sind Erfolge erzielt worden.

Man kann die widerspentigen Strahlen — etwa mit einer Schwefellinse — sammeln und ihnen Direktion geben.

Auf 2—3 m Entfernung ist es möglich, eine elektrische Klingel ertönen zu lassen oder eine Glühlampe zum Erlöschen zu bringen. So läge mithin kein erfindlicher Grund vor, anzunehmen, daß, wie es im Flugwesen der Fall war, Experimente von gestern sich in Normalleistungen und Selbstverständlichkeiten von heute und morgen verwandeln. Man erhob sich 1906 auch nur 2 m über den Erdboden. Der Rekord 1924 steht auf 12000 m. Gut, geben wir der Entwicklung auch ein Vierteljahrhundert, so will ich nicht bestreiten, daß 1950 jedes Flugzeug, das radiotelephonisch mit den Worten angerufen wird: „Aujust, sollst mal runterkommen!“ seinen Betrieb einstellen muß.

Heute und für das kommende Jahrzehnt sind wir von solchen Möglichkeiten weit entfernt.

Gelänge es, selbst den Laboratoriumsversuch sprunghaft zu steigern, so wäre es erforderlich, den im Magnetpunkt angestrahlten Aeroplan bis zum Zeitpunkt der Landung im Wellenkegel zu halten; anderenfalls spränge der Motor sofort lustig wieder an.

Man frage Scheinwerferspezialisten, ob die angedeutete Forderung erfüllbar ist.

Ich bin bescheiden und will sogar das voraussetzen.

Wie nun, wenn auch hier schon jetzt das Naturgesetz der ewigen Pendelwirkung zwischen Kanone und Panzer wirksam wäre? Wenn bereits Motore sich im Bau befänden, die auf elektrische Hilfsapparaturen verzichten können, die das Diesel-Prinzip auf Flugtriebwerke anwenden?

Dann ist die Aufregung umsonst gewesen.

Und sie ist umsonst gewesen. Denn derartige Motore sind im Bau und befinden sich nicht im Entwicklungsstadium eines Säuglings, wie die „Todesstrahlen“, sondern eines jungen Mannes vor dem Abiturientenexamen. Bliebe der letzte Einwand zu ent-

kräften, daß die „Todesstrahlen“ nicht nur elektrische Mechanismen ausschalten können, sondern auch organisch zerstörend wirken.

Sicheren Nachrichten zufolge soll schon ein Mäuslein unter der Einwirkung jener mystischen Wellen sein Leben gelassen haben. Und was der Maus recht, ist feindlichen Brüdern im 25 Pfennig-Revancheroman billig.

Gewiß, wenn ich mir 1 gr. Radium ohne Bleischutzhülle in die Hosentasche stecke, so verbrenne ich mir den Oberschenkel. Solcherweise ist es nicht schwer, in einer Versuchsanstalt eine Zigarrenkiste in ein Radio-Rattenkrematorium zu verwandeln. Aber von da bis zur Serienanwendung als neues Weltkriegsmittel ist a long way to Tipperay.

Und zwingt der Gang der Dinge die Menschheit zu nichts anderem, als sich dem von mir skizzierten neuen Motorentyp unter Fortfall von Magneten, Kabeln, Zündkerzen und Verteilern zuzuwenden, so ist alle die ursprünglich auf Zerstörung gerichtete Energie nicht verloren im höchsten Sinne „jener Kraft, die stets das Böse will und nur das Gute schafft.“

---

O. L.

## BISMARCKISCHES — ALLZUBISMARCKISCHES

Es ist besser, es geradeheraus und im voraus zu sagen: ich habe ein Vorurteil gegen Otto von Bismarck. Es stammt aus meiner frühesten Jugend und ist daher unausrottbar. Ich bin in einer kleinen hinterpommerschen Stadt geboren und habe das dortige Gymnasium besucht. In Hinterpommern hatte Bismarck das Gut Varzin, auf das er sich gerne zur Erholung von Staatsgeschäften zurückzog. Sein Salonwagen wurde stets an den Berliner Kurierzug hinten angehängt und passierte regelmäßig unser Städtchen. Einmal war ich zufällig auf dem Bahnhof und habe ihn persönlich gesehen. Er saß hinter dem geschlossenen Fenster seines Wagens, das Gesicht unter einem großen Schlapphut fast verborgen: ich erinnere mich nur noch der großen finsteren, aus ihm herausstarrenden Augenbrauen. Eine dichte Menge umstand den Wagen. Da trat aus dieser Menge ein Mann hervor, nahm den Hut ab und forderte die Anwesenden auf, in ein dreifaches Hoch auf den Fürsten Bismarck einzustimmen. Dieser Mann war der Professor, der an unserem Kgl. Preußischen Gymnasium die griechische Sprache lehrte. Der Mann, der mich wöchentlich viermal mit αν, εαν und ην folterte. Der Mann, der eine Stunde lang über das Digamma und das Alpha-privativum reden konnte. Der Mann, der mir den Homer und den Thucydides so gründlich verdarb, daß ich sie bis in mein Mannesalter hinein für mittelmäßige Autoren gehalten habe. Dieser Saxo Grammaticus, dieser von der Göttin Langeweile zu ihrem persönlichen Tempeldienst ausgesuchte Hohe-

priester, dieser vom Götzen Staat bestellte Scharfrichter für überdurchschnittlich begabte Jünglingsköpfe — dieser Mann war es, der ein dreifaches Hoch auf den Fürsten Otto v. Bismarck ausbrachte. Das war genug und übergenug, um ein trotziges „Nein“ von seiten seines maßlos gequälten Opfers herauszufordern. Und des Opfers blaue Primanermütze blieb darum ruhig auf seinem Kopfe und seine Hände klebten frech in seinen Taschen, während aller Anderer Hüte und Hände begeistert in der Luft herumfuchtelten. Es ist mir übrigens nichts passiert: es hat sich in der allgemeinen Hurrah-Stimmung niemand um den kleinen dummen Jungen gekümmert. Aber der dumme kleine Junge ist sein altes Vorurteil nie losgeworden, trotzdem auf seinem Kopfe längst keine Primanermütze mehr, wohl aber schon bedenklich viel graues Haar sitzt.

In Deutschland, glaube ich, in dem heute noch bismarck-gläubigen, ja bismarck-besessenen Deutschland, gibt es nur eine Familie, die meine Voreingenommenheit gegen Bismarck teilt, oder zum mindesten verstehen muß, das sind die Hohenzollern selber. Zwar hat er ihnen große Dienste geleistet: er war wirklich, wie er selbst auf sein Grabmal schreiben ließ, ein treuer Diener Wilhelms I. Der Treue darf man aber nicht allzu sehr auf den Grund gehen: sie saß ihm mehr im Kopfe als im Herzen — oder, wenn man will, mehr im Herzen, als im Kopfe. In der Oeffentlichkeit sagte er einmal: „Die Könige von Preußen sind keine Schattenkaiser, sie gewinnen nur bei näherer Bekanntschaft, und ihr Wille allein ist oberstes Gesetz.“ Unter vier Augen aber meinte er, er sei eigentlich ein Republikaner und „ich habe vier Hohenzollern nackt gesehen, sie sahen nicht immer gut aus“. Moritz Busch, die getreue Sklavenseele und der Boswell dieses Johnson-Bismarck; Busch, der unter dem Tisch immer die Bemerkung des Meisters aufzeichnete und verschiedene, für Bismarck höchst kompromittierende Bücher hinterlassen hat, berichtet von einer Unterhaltung, die er mit diesem im Jahre 1888 gehabt hat: „Ja,“ sagte Bismarck zu mir, „von 1840 an haben die Fürsten angefangen zu degenerieren. Davon will ich Ihnen ein Beispiel erzählen oder auch zwei. Wie der spätere Kaiser Wilhelm der Erste noch nicht für seinen Bruder die Regentschaft führte, war eine reaktionäre Intrige im Gange, der Manteuffel nicht ferne stand und bei der auch ich mittun sollte. Sie ging darauf hinaus, den kranken König zur Zurücknahme seiner Vollmacht zu bewegen und die Königin Elisabeth durch die Minister regieren zu lassen. Ich aber tat nicht mit, sondern reiste zu ihm nach Baden und sagte ihm alles. Er war jedoch nicht erschrocken über den Plan und sofort bereit, zurückzutreten. Es war ihm ganz gleichgültig. Ich aber stellte ihm vor: „Was soll da werden? Es ist doch Ihre Pflicht auszuhalten! Lassen Sie gleich Manteuffel kommen und verbieten Sie es ihm.“ Der kam dann auch, nachdem er ein Weilchen gezögert

und sich entschuldigt hatte, er sei krank, und die Sache unterblieb. — Dann in Babelsberg, als ich berufen wurde, um Minister zu werden. Da hatte er die Abdikationsurkunde schon unterzeichnet in seiner Verzweiflung, und erst als ich mich erbot, auch gegen das Parlament, auch gegen die Mehrheit des Abgeordnetenhauses mit ihm auszuhalten, zerriß er das und zugleich eine lange Liste liberaler Zugeständnisse, die er aufgesetzt hatte. Er hatte jetzt Mut und Vertrauen bekommen und Gefühl für seine königliche Pflicht, die ihm bisher ganz einerlei war, und die er hernach fest genug hielt, so daß der hochselige Herr mir's mit seinem Pflichtgefühle bis zu seinem letzten Jahre zuweilen schwer gemacht hat, da sein Verständnis der Dinge beschränkt war, und er sich nur langsam in Neues hineinfand."

Der monarchische Gedanke ist ja in Deutschland noch immer sehr lebendig: wenn aber einer zur (vielleicht!) endgültigen Kompromittierung der Hohenzollern das Seinige beigetragen hat, so ist es der treue, kerndeutsche Diener und Vasall Wilhelms I. gewesen, er, der hintenherum immer etwas anderes als vorne heraus über seinen königlichen Landesherrn zu sagen pflegte. Ein echt deutscher Konflikt übrigens, jener, der da in seiner Brust vorgeht: er kennt und durchschaut den Unwert seiner Fürstenfamilie, dient ihr aber mit in der Tasche geballter Faust ruhig weiter. Nur den Mund läßt er sich nicht verbieten: die Freiheit der Zunge ist der Ausgleich für die Knechtung des Handelns: sein Besucher Disraeli ist geradezu entsetzt ob der Indiskretionen, die er ihm, einem Ausländer, über die kaiserliche Familie auftischt, und die er, wie Disraeli hinzusetzt, „hätte für sich behalten müssen". Man hat Bismarck mit Cromwell verglichen — nicht ganz mit Unrecht, denn sie litten beide am Gewissenswurm und der daraus entspringenden düsteren Weltanschauung. Aber ein Cromwell brachte es fertig, einen König, der noch an sich glaubte, auf's Schafott zu bringen: ein Bismarck hätte das Schafott mit einem Fürsten zusammen bestiegen, über den er genau orientiert war, und der mit einem Karl I. nicht ohne weiteres verglichen zu werden verdient. Selbst Wilhelm II., dessen pathologische Natur Bismarck schwer beängstigte, wagt er nicht von der Thronfolge auszuschließen. Er war auch weit weniger mächtig, als die Mit- und Nachwelt annahm und annimmt. „Man überschätzt mich in dreifacher Hinsicht," sagte er zu Busch — „man überschätzt meinen Reichtum, meine Gesundheit und meine Macht — besonders aber meine Macht." Wenn er vormittags bei Wilhelm I. zum Vortrag erschien, so fand er seinen kaiserlichen Herrn oft in ungnädiger Stimmung: Bismarcks Feindin, die Kaiserin Augusta, hatte ihrem Gemahl beim Kaffee Privatbriefe oder Zeitungsartikel vorgelesen, die ihm die Laune verdorben hatten. Wenn Bismarck dies bemerkte, so packte er seine Akten wieder ein und ging nach Hause, um ein anderes Mal bei besserer Stimmung aufs neue sein Glück zu versuchen. So hat er selber berichtet.

Auf diese hohenzollernschen Frauen hatte er es besonders abgesehen, und nirgends zeigt sich seine barbarische Einstellung deutlicher, wie in seinen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht. Er haßte eigentlich diese Frauen, wie nur Frauen selber sie hassen. Warum? Weil er ihnen nicht gewachsen war. Er konnte sie weder ignorieren, wie Friedrich II., noch brüskieren, wie Napoleon — dazu war er in zu untergeordneter Stellung. Aber er konnte sie auch nicht flattieren, wie Benjamin Disraeli. „Wie kommen Sie mit der Königin Viktoria so gut aus?" so fragte einmal jemand Disraeli. „Schmeichelei reine Schmeichelei", erwiderte dieser, „aber mit der Kelle aufgetragen." Diese „flatteries" waren übrigens mit soviel Verständnis für die weibliche Psyche dosiert, daß die Königin sie kaum als solche erkannte, sie, die Disraeli Zeit ihres Lebens schätzte und bei seinem Tode aufrichtig unglücklich war. Aber solcher Finessen war ein Bismarck nicht fähig: dazu war er zuviel Bauer und Barbar. Die Kunst, mit Frauen umzugehen, ist ja eine Gabe wie alle anderen: sie fehlte ihm, wie ihm so viele Gaben fehlten. Es fehlte ihm auch jegliches Gefallen an weiblichem Umgang, jenes Gefallen, das tiefe und einsame Männer oft empfinden und dieses aus der „loi des contrastes" heraus — aus Bedürfnis nach Verkehr mit einer leichteren, feineren, kindlicheren, nur auf den Schein und das Heute eingestellten Menschenart. Die Frauen am preußischen Hofe waren gewiß nicht die ersten Europas — die Pflanze „Weib" ist weder auf deutschen Höhen, noch in deutschen Niederungen je zur vollen Blüte gekommen — aber einem Bismarck ist nicht zu trauen, wenn er von ihrer unbedingten Minderwertigkeit spricht. Er hatte das böse Auge für Frauen, wie er es für Männer, wie er es für sich selber hatte.

Auch den Franzosen gegenüber (die er im übrigen als weibliche Nation empfand) bleibt er immer der männliche, lederne, gefrorene Germane, dem jedes Verständnis und damit jede Anerkennung französischen Verdienstes, französischer Sitte, französischer Kultur abgeht. Ein Wort, wie das seines Landsmannes Goethe: „Wie könnte ich die Franzosen hassen, ich, der ich soviel von ihnen gelernt habe," könnte nie aus bismarckischem Munde gekommen sein: er hatte nämlich nichts von ihnen gelernt. Die großen französischen Moralisten und Kritiker, von Montaigne bis Chamfort und darüber hinaus bis auf unsere Zeit, jene Moralisten, an denen jeder anständige europäische Schriftsteller sich geschult hat oder geschult haben sollte, sie sind ihm immer ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Er machte die einfältigsten Bemerkungen über die Franzosen: sie hätten zwar Geld und Eleganz, aber kein individuelles Selbstgefühl; sie seien ein Volk ohne Zukunft, ein Volk von Nullen, sie zählten nur in der Masse (man denke an das Deutschland, das er hinterlassen hat) oder auch: „Grattez le français, vous trouverez le Turco." Ein englischer Diplomat, mit dem er sich einst über dies Thema unterhielt, ist erstaunt ob der Naivität, mit der er die

Schilderung französischer Romanschriftsteller, z. B. die eines Zola oder Dumas fils, als echte Reproduktionen des französischen Lebens nimmt: er hält die französische Gesellschaft für bis auf das Mark verdorben und schätzt an den Franzosen keine jener guten Eigenschaften, die man im außerdeutschen Europa noch heute schätzt. Nur seine Johanna, geb. v. Puttkamer, ist ihm im Franzosenhaß noch über, diese deutsche Kriemhild (ohne Grund) wünscht sie alle erschossen und erstochen zu sehen — bis hinunter auf die kleinen Kinder an der Mutterbrust. Hier ist einer von Johannas Briefen, der bei Busch in der englischen Uebersetzung (die vor der deutschen Ausgabe erschien und weniger kastriert ist) also lautet: „I fear you will not be able to find a Bible in France and so I shall shortly send you the Psalms in order that you may read the prophecies against the French: I tell thee, the godless shall be destroyed.“ („Ich fürchte, Du wirst in Frankreich keine Bibel finden, darum werde ich Dir in Kürze die Psalmen senden, damit Du dort die Prophezeiungen gegen die Franzosen lesen kannst: Ich sage Dir, die Gottlosen sollen vernichtet werden.“) Selbst einem Bismarck war diese „Hebräerin“ zu stark: er sagte, er würde den Franzosen noch einen Gefallen erweisen, wenn Johanna nicht Maß hielte. Im ganzen genommen gibt er ihr nichts nach: sein Benehmen im Feindesland z. B. das gegen den Rothschildschen Verwalter in Ferrières oder das gegen die Bauersfrau von Commercy, das im englischen Busch, Vol. 1, p. 305 erwähnt wird, ist das eines ausgesprochenen Nicht-Gentleman, und den Geruch der in ihren Häusern verbrannten französischen Bauern — es war ein Schuß aus einem Hause gefallen und die Bayern hatten zur Strafe das Dorf angezündet — vergleicht er in teutonischem Humor mit dem versengter Zwiebeln. „Der Körper eines Feindes riecht immer gut“, sagte bei ähnlichem Anlaß einst ein französischer König, der auch kein sentimentaler Hirtenflötenbläser, aber nebenbei doch ein Mann von Welt und Witz war.

Er hatte auch kein Verhältnis zur Kunst. Beethovens Symphonien soll er zwar geliebt haben — aber das ist nicht sicher bestätigt. Wahrscheinlicher schon ist, daß er russische Volkslieder in Moll goutierte, und Keudell hat ihm während des französischen Krieges oft sanfte Melodien auf dem Klavier vorgespielt, bei denen er leise mitgesummt haben soll. Aber sein ganzes Leben lang ist er nur einmal und das zufällig, in eine Berliner Gemäldegalerie gekommen. Sein literarischer Geschmack war deplorabel. Er liebte die „Familie Buchholz“ von Stinde. Er hatte überhaupt eine Art Vorliebe für Berliner Witz, wie er seinerzeit auf dem Wallner-Theater und von Helmerding losgelassen wurde — also für jenen Witz, der jeden wirklichen Witz im Umkreise von drei Meilen zum Gefrieren bringt. Disraelis Romane, die die besten Schilderungen des damaligen (vielleicht noch des heutigen) Englands enthalten, hat er nie gelesen und sagte von ihrem Autor: „Ein kluger Mann, trotz seiner phantastischen

Romanschreibereien.“ Langbehn hingegen, den Verfasser vom „Rembrandt als Erzieher“, eines jener krausen Bücher, auf welche das verzwickte Deutschland alle sieben Jahre einmal mit Regelmäßigkeit hineinfällt, hat er zu sich nach Varzin geladen, um ihn persönlich kennenzulernen. Man denkt an Friedrich den Großen und Voltaire — diesen Voltaire, der doch noch nicht berühmt und in seinem Vaterlande geächtet war, damals, als Friedrich ihn in Sanssouci empfing. Man denkt ferner an Richelieu (mit dem Bismarck sich einmal in einer schwachen Stunde verglich), an Richelieu, dem das geistige Frankreich soviel verdankt, der die französische Akademie gründete und Corneille, Molière und Racine die Wege ebnete. Man erinnert sich auch an Napoleon, der in ähnlicher Dekadenzzeit wie Bismarck geboren, wenigstens die literarische Oede um sich herum bedauerte und ihr abzuhelfen versuchte, während ein Bismarck sie gar nicht bemerkte und das Seinige dazu beigetragen hat, um die Wüste noch größer zu machen.

Er hat auch kein Verhältnis zur Philosophie gehabt, wenigstens nicht zu der Philosophie, die allein Deutschlands Ehre ausmacht und ausmachen wird, zu jener, die außerhalb der Universitäten aufgesprossen ist. Nietzsche hat unter seiner Kanzlerschaft alle seine Bücher geschrieben, er wurde noch zehn Jahre vor Bismarcks Tode zur europäischen Berühmtheit; Bismarck hat nie etwas von ihm gelesen, selbst sein Name kommt in der kopiösen Bismarck-Literatur nicht vor. Hätte ihm jemand das Buch des Philosophen in die Hand gegeben, Bismarck hätte es in die Ecke geworfen. Dieser Unverschämte zweifelte ja von vornherein am Reich und erkundigte sich bei seinem Schöpfer nach der Idee, die dahinter steckte. Dieser Nietzsche war ein so tiefer Christ, daß er schließlich das Christentum verneinte: Bismarck war nicht einmal tief genug, um jenen anderen tiefen Christen zu verstehen, der es bejahte — Schopenhauer. Dieser lebte noch, als Bismarck preußischer Bundesgesandter in Frankfurt war. Als jemand einstmals bei Tische ihn fragte, ob er ihn vielleicht dort kennengelernt hätte, meinte Bismarck trocken: „Bedaure sehr, hat sich bei mir nicht vorgestellt.“ Wenn er sich vorgestellt hätte, so würde er wohl keinen tiefen Eindruck gemacht haben. Denn Bismarck war, obwohl unbewußt, ein Kind der deutschen offiziellen Universitätsphilosophie. Durch Lassalle waren ihm Fichtesche und Hegelsche Gedanken übermittelt worden, Gedanken, die ihm als evangelischen Christen sowieso schon lagen, Gedanken, die ihn aber mehr beeinflußt haben, als heute bekannt ist und ohne welche sein ganzes Werk unverständlich bleibt. Denn der Staat, den er schließlich hinterließ, war ja der christlich-hegelische, die „Verkörperung der sittlichen Idee“, die bekanntlich nur gegen die Neigungen der unsittlichen und unchristlichen Individuen durchzuführen ist und durchgeführt wurde. Als Hilfsmittel zur Versittlichung der Staatsbürger schätzte Bismarck auch jenes andere Folterinstrument der offiziellen Universitätsphilosophie —

Kants kategorischen Imperativ, der den Untertanen die Fähigkeit beibrachte, ohne Wimperzucken täglich eine Kröte zu schlucken, auf Preußisch gesagt, ihre „verdammte" Pflicht und Schuldigkeit auch gegen besseres Wissen und ererbten Instinkt zu tun. Instinkte nämlich sind egoistisch, Egoismus aber ist gegen die Religion, und die Religion ist Bismarcks Rückgrat. „Hätte ich die wundervolle Basis der Religion nicht, so wäre ich dem ganzen Hof schon mit dem Sitzfleisch (!) ins Gesicht gesprungen... Ja, ich bin Republikaner — im höchsten Grade. Warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als die meine." Leider haben unterdrückte Instinkte die Angewohnheit zu explodieren, und bei der Explosion, wie aus obigem ersichtlich, allerlei Unflätigkeiten mit in die Höhe zu reißen: darum ist Bismarck immer im Vulkan-Zustand gewesen, höchst gefährlich für sich, wie die anderen. Die guten Deutschen nennen das bekanntlich „eine dämonische Natur", oder auch, noch euphemistischer, „eine problematische Natur". Aber um die Lösung des Problems haben sie sich, als gute Metaphysiker und schlechte Psychologen, bisher herzlich wenig gekümmert.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

---

BRUNO FRANK

## DIE NARBE

2. Fortsetzung

Diesen melancholischen Gedanken kannte der Lord an seinem Freunde. Ein wenig rascher als sonst sprach er weiter:

„Freuen Sie sich nur, mein König, daß ich jetzt bald sterben muß und nicht mehr nach Spanien komme. Dort bei der Inquisition würde ich Sie bestimmt wegen Hexerei anzeigen. Denn verhext müssen Sie mich ja haben, sonst wäre ich doch nicht hier geblieben unter diesem bleiernen Himmel, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte."

„Sie sprechen in jedem Satz vom Sterben. Aber ich denke, Sie lebend und heiter zu finden, wenn ich von meiner Reise zurückkomme."

„Da müßte sie wahrlich sehr kurz sein, mein König, und das läßt sich bei solchen „Reisen" ja nicht berechnen. Nein, nein, mein Uhrwerk ist im Ablaufen."

Friedrich widersprach nicht weiter. Das stand ihnen beiden nicht an. Er nickte. „Der Vergleich mit dem Uhrwerk ist ganz richtig," sagte er. „Erst kürzlich habe ich es gedacht, als die Turmuhr drüben auf der langweiligen Garnisonskirche ausgewechselt werden mußte. Die ist nun aus Eisen und Stahl und hält doch nicht zwanzig Jahre, und so ein Mensch, der bloß aus Kot und Speichel

zusammengesetzt ist, der will viermal so lang ausdauern? Das hat gar keinen Sinn."

5.

Man kratzte an der Tür, und es erschien der Kammerhusar mit einem großen Weidenkorb voller Früchte. Es war Befehl, dem Könige täglich den Ertrag seiner Treibhäuser aufs Zimmer zu bringen; er hatte besonderes Wohlgefallen an schönem südlichen Obst.

Dem alten Marschall wurde angeboten und er nahm eine Banane.

„Schelten Sie nicht, Mylord, wenn sie holzig ist! In meinen Treibhäusern herrscht die Temperatur der Hölle, aber es scheint, daß alle diese Keime unlustig werden, wenn sie nur die Erdkrume dieses Landes spüren. Meine armen Orangen und Oliven und Zitronen, alle sterben vor Hunger in dieser Sandwüste."

„Eine südliche Pflanze," sagte Keith ganz leise, „ist immerhin gut hier gediehen, der Lorbeer."

„Oh Keith, Keith," rief Friedrich und lachte, „man könnte meinen, Sie wollen einen Orden haben. Was habe ich nicht alles versucht," fuhr er lebhaft fort, „mit den Georgica in der Hand habe ich säen und umgraben und pflanzen lassen, aber mein Gärtner hat gesagt: ‚das ist alles dummes Zeug, so kann man nicht arbeiten.' Ach, kein Vergil kommt auf gegen dieses Klima und gegen diesen Boden."

„Von den Georgica," sagte Keith bedächtig, „weiß ich auch gar nicht mehr. Die habe ich ganz vergessen. Mein Gedächtnis wird jetzt schwächer mit jedem Tag."

„Dagegen gibt es ein Mittel. Ich rühre jetzt immer einen Löffel weißen Senf in meinen Kaffee, der stärkt das Gedächtnis."

„Das würde mir nicht schmecken, mein König. Und ich will auch mein Gedächtnis gar nicht mehr stärken. Ich lasse mir jetzt viel aus meinen Lieblingsbüchern vorlesen, aus Tacitus oder Swift oder Montaigne oder aus dem Don Quixote, und alle sind sie wieder ganz neu für mich, ich höre sie zum erstenmal. Das ist ein großes Geschenk, das mir das Greisenalter macht. Es ist auch so ziemlich das einzige."

„Beklagen Sie sich nicht, Lord Keith. Sie haben ein gutes Leben gehabt. Oder wie wollten Sie es einteilen, wenn Sie ein sogenannter Gott wären und hätten die Macht?"

„Wie? Ja, lassen Sie mich nachdenken, mein König. Da möchte ich bis zu dreißig Jahren eine hübsche Frau sein, dann bis zu sechzig ein siegreicher Feldherr, und dann, dann . . ."

„Nun, dann doch wohl der Lordmarschall Keith?"

„Nein, dann ein Kardinal in Rom."

„Guter Lord," sagte Friedrich, „heute überraschen Sie mich. Erst zeigen Sie sich als Höfling und nun noch als frommen, gottesfürchtigen Mann."

Sie wurden abermals unterbrochen. Diesmal war es einer von den Geheimschreibern; wie alltäglich um diese Nachmittagsstunde wurden die Erlasse und Briefe zur Unterzeichnung gebracht, die der König frühmorgens konzipiert hatte.

Mit dem Beamten zugleich drängten die Windspiele ins Zimmer. „Wer hat euch gerufen, ihr Racker," sagte Friedrich zu ihnen. Sie erkannten den freundlichen Ton und stellten sich schmeichelnd an ihm in die Höhe. Den Geheimschreiber begrüßte der König durchaus nicht. Dagegen richtete sich der alte Marschall am Stocke empor und verneigte sich höflich.

„Leg Er das alles dort auf den Tisch," sagte Friedrich deutsch zu dem Beamten, „und gebe Er mir die Ansprache an die Generale! Er befördert sie dann zum Druck an die gewohnte Stelle!"

„Ja, Euer Majestät," sagte der Mann.

„Aber schlechterdings nicht, ehe ich sie gehalten habe. Verstanden?"

„Gewiß, Euer Majestät."

„Am Dienstag oder Mittwoch werde ich sie halten, also vor Donnerstag darf sie nicht gedruckt werden! Er ist mir verantwortlich!"

„Ja, Euer Majestät."

„Man muß alles neunmal sagen, Mylord," wandte er sich an Keith. „Es sind ja alles solche Hornochsen!"

Der Geheimschreiber wurde sehr rot. Aber der Marschall lächelte ihm aus seinen milden Augen, mit seinem welken alten Mund, begütigend zu, sodaß der Gescholtene wohl erkannte, er sei nicht bloßgestellt vor diesem freundlichen Greis.

Der König hielt das Blatt in seinen Händen. Er hatte den Text französisch diktiert, und dies war die Uebersetzung.

„Kriegerische Ansprachen muß man noch halten, wenn man so alt ist," sagte er zu Keith. „Ein schönes Handwerk! Sie werden lachen, Mylord, wenn Sie mich so pathetisch finden, wie die Helden Corneilles. Ich werde also Hauptprobe halten. Kommt her, ihr Kleinen," sagte er zu den Windspielen, die erwartungsvoll und mit den Schwänzen wedelnd um ihn herumstanden, „Ihr seid jetzt meine Generale. So, setzt euch in eine Reihe! Du, Phryne, bist der General Stutterheim, du, Pompon, bist der General Moellendorff, und du, Hasenfuß, bist der General Heeden."

Keith lachte herzlich, das Gesicht des Geheimschreibers blieb ernst und kummervoll. Und der König las; er las mit seiner hellen, tönenden Stimme, die das Deutsche immer mit fremdem Akzent sprach, und er redete ziemlich laut, damit der alte Marschall auch wirklich alles verstünde, denn im Grunde gefiel ihm seine Ansprache sehr. Sie lautete:

„Meine Herren, die meisten von uns haben von ihren frühesten Tagen an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden, wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir

haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen wie ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr."

„Das muß man immer sagen, Mylord," warf er ein, jedoch nur, um sofort hinzuzufügen: „Im Grunde ist es aber die Wahrheit."

„Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das ihnen drohende Ungewitter womöglich zu zerstreuen. Um dies zu vollbringen, meine Herren," — er sah ernsthaft seine Hunde an — „dazu rechne ich auf Ihren Diensteifer und auf Ihre Neigung zu meiner Person, die Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Uebrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Vaterlande und König leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde."

Während dieser letzten Worte hatte er in die Schoßtasche gegriffen und einige von den kleinen Schokoladentafeln hervorgeholt; die Windspiele saßen noch immer in Habt-achtstellung vor ihm, aber als sie nun zum Lohn „für ihre Dienste" mit den süßen Leckerbissen gefüttert wurden, gaben sie diese Haltung auf und knabberten in legeren Posen.

Der König änderte seinen Ton nun völlig: „Ich will auch noch darum bitten," sprach er ernst, „daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie Ihre Truppen die strengste Manneszucht beobachten lassen. Ich rücke nun aus, — oh nein, oh nein," sagte er zu dem Beamten, „nichts von ‚rücke nun aus'! Je pars, habe ich diktiert, je pars, und was ich diktiere, muß Ihm schön genug sein. Geb' Er sein Crayon!" Er verbesserte den Text und las:

„Ich reise jetzt ab. Aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend tat. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und sie haben die Freiheit, ebendergleichen zu tun. Aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen."

Er unterzeichnete und gab das Blatt zurück. „Denn wenn jetzt sogleich der österreichische Herr kommt, Mylord, und er sieht dies auf dem Tische liegen, dann macht er augenblicks kehrt. Und das wäre doch schade um seine präparierte Rhetorik."

Der Geheimschreiber ging, und mit ihm wurden die Windspiele wieder fortgeschickt. „Sie würden die Feindseligkeiten vorzeitig eröffnen, Keith. Dem russischen Bevollmächtigten haben sie kürzlich die Hosenschnalle abgebissen, sie sind ganz verrückt. Ja ja, Pompon, du warst es gerade, geh du nur auch fort!"

Und er schloß hinter ihnen die Tür.

(Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juniwoche

Nun hat sich also auch das Reichsbankdirektorium und sogar das Reichswirtschaftsministerium gegen das Institut der Geschäftsaufsicht ausgesprochen, und im Justizministerium soll, einem anscheinend verbürgten on dit zufolge, bereits an einer Aenderung der berüchtigten Verordnung vom 8. Februar 1924 gearbeitet werden. Es wird rasche Arbeit notwendig sein, denn die Folgen des schwindelhaften Zustandes werden immer unerträglicher. Die Geschäftsaufsichts-Bestimmungen sind zu einem Revolver geworden, den jeder böswillige Schuldner meuchlings seinem Gläubiger vorhalten kann; der Preisabbau, der jetzt angestrebt wird, wird verhindert, im Gegenteil: schon zeigt sich hier und dort, daß Risiko-Prämien für Geschäftsaufsichtsgefahr in die Preise einkalkuliert werden, überdies aber gerät der ganze Warenumschlag, weil niemand mehr weiß, wie weit er seinem Abnehmer trauen kann, ins Stocken, und mehr und mehr weigert sich das kapitalkräftige Ausland, unter einem so unzuverlässigen Regime noch Kredite nach Deutschland zu vergeben. Unter diesen Umständen werden wohl auch die Blinden hoffentlich bald hellsichtig werden und nicht länger an einer Einrichtung festhalten, die der Gesundung nicht dient, sondern sie eher verhindert. Wenn man sich aber somit anschicken darf, der Geschäftsaufsicht ihr Grablied zu singen, so soll man auch nicht vergessen, ihrer Entstehungsgeschichte zu gedenken und des Geisteszustandes, aus dem allein ihre Entstehung zu erklären ist. Denn auch diese Institution, die zu Anfang des Krieges ins Leben gerufen wurde, trägt an ihrer Stirn die Fabrikmarke Helfferich und damit das Stigma derselben Schwindelhaftigkeit, die das ganze Helfferichsche Denken und Treiben auf wirtschaftlichem Gebiete charakterisiert. Alle anderen Staaten, darunter auch das ungewöhnlich geschäftsstarke und geschäftskluge England, haben zu Anfang des Krieges ganz unverklausuliert ein Moratorium erlassen, niemand hat daran gedacht Schleierzustände einzuführen. Es war Deutschland vorbehalten, eine Situation zu erfinden, die das Wesen eines Moratoriums mit dem Anschein eines Nicht-Moratoriums zu verbinden trachtete, es war Deutschland vorbehalten, aus Prestigebedürfnis und aus der saloppen Meinung, man könne auf dem Gebiet der Wirtschaft auf längere Zeit hinaus ein X mit U benennen, jahrhundertealte Methoden zivilisierten Geschäftslebens einfach beiseite zu schieben. Aber die Tendenz zur Unaufrichtigkeit, zur Maskierung und zur Schiebung, der die ganze deutsche Wirtschaftspraxis und Wirtschaftslegislatur in der Kriegs- und Nachkriegszeit so abschreckend beherrscht, ist eine Tendenz, die sich mit der Me-

chanik des kapitalistischen Wirtschaftssystems auf die Dauer nicht vereinbaren läßt; denn das Grundprinzip der kapitalistischen Wirtschaft ist das freie Gegeneinanderspiel der Kräfte, und wer da Ablenkungsmanöver versucht, derart, daß die Kräfte zwar noch gegeneinander spielen, daß sie aber in dem Moment, in dem sie wirklich aufeinander prallen, sanft aufgehalten werden sollen, damit den Draußenstehenden der Anblick der Kollision vorenthalten bleibe, der unterfängt sich eines sinnlosen Tricks. Der Zusammenbruch der Geschäftsaufsicht-Utopie, der dem Zusammenbruch von hundert Kriegsfinanz-Utopien und von tausend Inflations-Utopien folgt, sollte eine Lehre sein, mit den Krampf-Veranstaltungen jetzt endlich überhaupt Schluß zu machen und den Ablauf der wirtschaftlichen Geschehnisse mit jener harten Klarheit sich vollziehen zu lassen, die nun einmal Voraussetzung dafür ist, daß das kapitalistische System wenigstens so gut funktioniert, wie es überhaupt funktionieren kann.

Die unerhört heftige Krise, die das deutsche Geschäftsleben augenblicklich durchmacht, wird übrigens mit Recht als Gesundungskrise aufgefaßt, und die innerdeutschen Perspektiven für die spätere Zukunft sind, wenn in der Außenpolitik keine Fehler gemacht werden, auch durchaus nicht so trübe, wie manche Pessimisten glauben. Wenn die Reparationsfrage geregelt und eine zuverlässige Wirtschaftslegislatur wieder hergestellt sein wird, so müssen eine ganze Reihe neuer Faktoren gemeinsam in der Richtung wirken, die deutsche Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt wieder herzustellen und die Kapitalnot des Landes zu mildern. Ueber dieses Thema ist im Detail schon häufig hier gesprochen worden, wir können heute von Wiederholungen absehen. Indessen: unter welt-, nicht unter volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten gesehen genügt es nicht, nur die Entwicklung der binnenländischen Faktoren in Betracht zu ziehen, man muß auch den Wirtschaftsablauf in den übrigen großen Produktions- und Konsumländern sich vor Augen halten. Auch dieses Thema ist hier schon einmal gestreift worden. Inzwischen aber haben sich gewisse Anzeichen dafür verstärkt, daß die großen Märkte außerhalb Deutschlands möglicherweise einer schweren Absatzkrise entgegengehen. Eine solche Konstellation, z. B. in Amerika, könnte natürlich nicht ohne tiefgehende Folgewirkungen für Deutschland selbst bleiben, ja, es ist möglich, daß die Gesundung, der wir, rein binnenwirtschaftlich gesehen, nach der Regelung der Reparationsfragen mutmaßlich entgegengehen, durch eine gleichzeitige schwere Weltabsatzkrise wiederum kontreminiert werden können. Welches sind die Anzeichen für eine solche Krise? In Amerika, das läßt sich jetzt nicht mehr verkennen, sinkt die Geschäftstätigkeit von Woche zu Woche. Der Kleinhandel stagniert, der Großhandel sitzt auf seiner Ware, die Industrie schränkt ihre Produktion immer weiter ein

(die Eisen- und Stahlfabriken z. B. arbeiten nur noch mit 62 % ihrer Produktionskapazität). Entsprechend läßt der Güterverkehr auf den Eisenbahnen nach, sinken die Preise, steigt die Arbeitslosigkeit, und selbst die Ermäßigung des Rediskontsatzes von $4^{1}/_{2}$ auf 4%, — obwohl ganz offensichtlich darauf berechnet, die Unternehmungslust wieder aufzumuntern, — hat bisher keine Wirkungen zu erzielen vermocht, trotz großer Flüssigkeit des Geld- und Kapitalmarktes scheint jede Neigung zu Investionen zu fehlen. Es ist das typische Bild einer Ueberproduktions- und Uebersättigungskrise, die, wenn sie längere Zeit hindurch fortdauern sollte, auf die Exportchancen jedes industriellen Produktionslandes, also auch Deutschlands, außerordentlich ungünstig einwirken muß und die, obwohl sie an sich zu Investionen in Ländern mit hohem Zinssatz anreizen sollte, dennoch sehr störend in die deutsche Sanierung eingreifen muß, weil sie nicht nur den ausländischen Handel brachlegt, sondern auch den inländischen Handel unter dem Druck eines vermutlich unerreichbar niedrigen Preisniveaus für ausländische Konkurenzwaren setzt.

Was dabei vor sich geht, ist im Grunde genommen weniger, daß eine übergroße Menge produzierter Waren auf den Markt drückt, sondern daß jetzt erst die übermäßige Expansion des Produktions-Apparates, die während der Kriegszeit in allen Ländern erfolgt ist, sich auszuwirken beginnt. Während des Krieges ist der Produktionsapparat sämtlicher Staaten, nicht nur der kriegführenden, sondern auch der neutralen, mit höchstem Aufgebot von Energie entwickelt worden. Es ist dabei jede Rücksicht auf Konkurrenz und Nachbarländer hintangesetzt worden, — der internationale Handel war ja zerstört, die Förderung der Produktionsfähigkeit regelte sich also nicht mehr nach dem Marktbedarf, so wie er sich normalerweise aus dem Ineinanderspiel sämtlicher Länder zu ergeben pflegt, sondern sie wurde in jedem Lande isoliert bis zu einem Maximum betrieben. Nur langsam renkte sich nach Kriegsschluß der internationale Tauschverkehr wieder ein, und in sämtlichen Ländern stand er zunächst unter dem Zeichen einer anormalen (durch anormale Einkommen geförderten) Nachfrage. Erst jetzt scheint die Normalisierung wirklich vor sich zu gehen, erst jetzt verengt sich der Bedarf auf übliche Maße, und erst jetzt prallen die übermäßig gesteigerten Produktions-Kapazitäten der verschiedenen Länder auf den Märkten der Welt wieder ungedämpft aufeinander. Die Folge davon ist die plötzliche Entdeckung, daß die Fabrikantenwelt viel mehr produzieren kann (und aus Rentabilitätsgründen eigentlich auch müßte), als die Konsumentenwelt zu verdauen vermag, und die Folge davon wiederum sind eben jene Zustände, die wir in Vorkriegszeiten als Anfänge einer Ueberproduktionskrise kannten. An sich ist das natürlich ein absurder Zustand.

# GLOSSEN

## DAS PRESTIGE DER MENSCHHEIT

Es wäre unendlich interessant, den geschichtlichen Zeitpunkt festzustellen, da Menschen von der „Menschheit“ zu sprechen begannen. Vielleicht blitzte dieser Begriff zum ersten Male auf, als sich ein Mensch an Menschenfleisch den Magen verdarb. Doch das ist eine Aufgabe für Anthropologen und Kulturhistoriker.

Noch interessanter ist es, darüber nachzudenken, was eigentlich in dem Begriffe „Menschheit“ steckt. Die Tiergattung Mensch bezeichnet er jedenfalls nicht. Da hätte ja die Tiergattung Ameise das Recht, den Titel Ameisenheit, und die Gattung Esel den Titel Eselheit für sich zu beanspruchen. Das ist natürlich nicht angängig. Denn Menschheit — das sagt uns ein inneres Gefühl — bedeutet etwas Erhabenes und Hehres. In der Endung „heit“ liegt ein wunderbares Zusammengehörigkeitsgefühl aller auf der Erde wohnenden Menschen, ein Gefühl, das natürlich Esel und Ameise gar nicht kennen. Ein Esel frißt zwar den anderen nicht; das ist aber auch alles.

Das Wunderbarste aber am Begriffe, oder besser Gefühle „Menschheit“ ist, daß darin eine gewaltige Portion „Ehre“ enthalten ist. Oder, um es politisch-modern auszudrücken: die Menschheit hat ein Prestige, das gewahrt werden muß.

Das zeigt sich so recht in der Dichtkunst. Die wahrhaft großen und erhabenen Dichter, die, denen man die Denkmäler mit allegorischen Figuren setzt, sind immer die Sänger des Großen und Edlen der Menschheit. Die Pessimisten und Spötter bringen es nie zu Denkmälern mit allegorischen Figuren. Das sollten denkmallüsterne, junge Poeten immer bedenken, bevor sie ihrer Dichtung die Schablone aufdrücken. Auch in der Philosophie ist es nicht anders. Die „großen“, „gewaltigen“ Denker sind immer jene, die den Menschen zum Königskinde der Welt machen, die ihn in etwas Mystisch-Ehrfurchtgebietendes auflösen. Die Pessimisten kommen nicht weit hinauf auf der Rangtreppe. Und die Materialisten gar nennt man Hunde; sie sind das niedere Pack unter den Philosophen, das das eigene Nest besudelt. Darum sollten sich ehrgeizige, junge Philosophen immer bemühen, hinter das letzte Wort der Materialisten ein feines, wunderbares Allerletztes zu setzen. (Wie denn Metaphysik eher Metonomatik heißen sollte). Und wie sehr der Rang der Staatsmänner und Diplomaten darnach beurteilt wird, wie sie dem Prestige der Menschheit dienen, darüber braucht man wohl heute kein Wort zu verlieren.

Es steht also fest, daß die Menschen als Menschheit sehr beflissen sind, ihr Ansehen und ihren guten Ruf zu wahren. Aber da entsteht die sonderbare Frage: Vor w e m wahren sie ihren Ruf? Vor Gott? Nein. Denn Gott befaßt sich wohl nur mit dem Einzelnen. Nie mit Gesangvereinen, Völkern oder gar mit der Menschheit. Das hat er unter anderem in einigen Kriegen bewiesen. Wahren sie den Ruf vor sich selber? Nein. Wer nicht von a n d e r e n beobachtet wird, ist nicht eitel, wer von a n d e r e n nicht kritisiert wird, nicht ruhmsüchtig. Kämen also nur die anderen nichtmenschlichen Bewohner der Erde in Betracht. Ich habe aber noch nie gehört, daß zum Beispiel ein Vertreter der milden, guten Menschheit aus Prestigegründen aufgehört hätte, einen Esel zu peitschen und zu knüppeln, weil ihm dabei eine Ameise zugesehen hat. Ueberhaupt ist es mit jedem Prestige so: man wahrt es am meisten vor

Gruppen und Personen, die einem feindselig sind, die man ein wenig fürchtet. Nun, Esel und Ameisen fürchten wir nicht, überhaupt gibt es wohl gar nichts Belebtes auf der Erde, wovor sich die Menschheit fürchtete — es müßten etwa gerade die kleinsten Erdbewohner sein, die Bazillen. Und gegen diese gibt es tatsächlich so etwas wie eine gemeinsame Front der Menschheit. Aber das hat mit dem guten Ruf nicht viel zu tun.

So bleibt denn nur die Annahme übrig, daß sich die Menschen — wenn auch unbewußt, — ständig von einem Feinde beobachtet fühlen und vor diesem das Prestige der Menschheit wahren wollen. Wie oft fühlt man sich beobachtet, ohne zu wissen, von wem. Ich denke mir etwa, daß z. B. die Bewohner des Mars mit außerordentlich scharfen Fernrohren und Fernhöhrern die Erde ausspionieren. Diese Schufte, denen ich der Einfachheit halber den abscheulichen Namen Schluxe geben will, haben sicherlich — die Welt ist aus gegenseitige Fressen eingerichtet — böse Absichten. Und da heißt es imponieren. Man muß zeigen, daß man fein, edel, groß, heroisch stark und — einig ist. Ja, ich wette, wenn es diesen Schluxen einmal einfallen sollte, einen Angriff auf die Erde zu unternehmen, da würde die Menschheit wie ein Mann aufstehen, es gäbe so etwas wie eine Nation „Mensch" ja, ich glaube fast, es würden sich alle Geopoliten zu einer Erdbrüderschaft vereinigen und mit den Menschen gegen den gemeinsamen Feind zu Felde ziehen: Adler, Ziegen, Esel, Würmer, Schlangen, Elefanten, ja, selbst die Bäume. Und sogar die Vulkane würden aus einem Solidaritätsgefühl heraus gegen die Schluxe zu speien beginnen, es gäbe Krieg gegen den Mars und endlich Frieden auf — Erden.

*Arnold Hahn.*

---

## FILM

*Das Schicksal des Thomas Balt*

Nach längerer Zeit sah ich wieder einen deutschen Film und sah damit zugleich das Elend und die Unmöglichkeit deutschen Filmwesens. Es sind da vorhanden eine wackere Regie, gute Schauspieler (Straub, Winterstein), schöne Landschaftsbilder aus den Alpen, reizvolle Szenen aus dem Bauernleben. Aber der Film gleitet vorbei so langsam, so schwerfällig, so unbeholfen im Tempo und Aufbau, daß selbst Schwernervöse für diese Nacht kein Veronal zu nehmen brauchen.

Weshalb ist der Film, trotz anscheinenden Ehebruchs, verlorenen Sohns, Todtschlags des vermeintlichen Nebenbuhlers, Rückkehr des Bauern nach einundzwanzigjährigem Zuchthaus, trotz Gotteslästerung, Liebeskonflikt zweier Jungleute, Rückkehr des unerkannten Sohnes als Klosterheiliger, Brand und Bekehrung, — weshalb wirkt er trotz all dieser erregenden Motive so gar nicht erregend? Weil uns all dies, in dieser Form, in diesem Gewand, in dieser Szenenführung gar nicht interessiert; weil all dies einer Vergangenheit angehört, die ohne Beziehung zu unserer Gegenwart und Zukunft ist.

Solche Konflikte im weltentlegenen Bauerndorf waren schon durch Auerbach einst erschöpft; sind durch Anzengruber klassisch, in den Kalenderbüchern volkstümlich gestaltet. Diese Bauern und ihre Probleme gibt es nirgends und niemals mehr. Das wirkt alles verlogen, wirkt nicht einmal kitschig. Und jene blitzsauberen, herztausigen Defregger-Bäuerlein, derbkomische Alte und kokette Junge, können und wollen wir nicht mehr sehen. Was nützen alle Spannungsmomente, wenn sie keine Spannungen erzeugen, weder zwischen den unmöglichen Menschen auf der Leinwand untereinander, noch zwischen Leinwand und Pub-

likum? Im Film, als der gegenwärtigsten künstlerischen Gattung, ist irgend einer anderen der Mut zur Gegenwart und Zukunft zu fordern. Die tote Vergangenheit ertötet hier mehr als irgendwo begierige Anteilnahme des Beschauers.

*Sessue Hayakawa: Der Sumpf.*

Dieser Film zeigt, daß auch die Amerikaner enttäuschen können. Nach den großen Erfolgen in den englisch und romanisch sprechenden Ländern des Japaners Sessue Hayakawa, der in Amerika filmt und Filme fertigt, verließ man diesen Film melancholisch gelangweilt und wußte, daß auch drüben das Erfolgreiche bis zum Ueberdruß (für die Beschauer) nachgeahmt wird. Londons Schreckensviertel ist „the swamp", in dem zu unheimlichen Klumpen geballt das Elend der Welt hoffnungslos sich sammelt, alle Lumpen der Menschheit wie in einen großen Sack gepfercht sind.

Hayakawa will nun den Sumpf als schmerzliches Idyll zeigen — und gibt eine Art Nachahmung von Griffith, „broken blossoms". Den Trauerbildern des Chinesenviertels sind die Szenen aus dem swamp nachgebildet, trotz allen Jammers und trotz aller Rohheit wie dort verklärt durch genrehafte Anordnung. Diese Schauspielerin einer verlassenen jungen Mutter kopiert Lilian Gish bis in das Verziehen des Mundes und das realistisch schmerzhafte Spiel der Hände. Auch ein kleiner Jackie Coogan ist da, recht achtbar, sogar verhaltener, herber als das Vorbild.

Die eigentliche Handlung ist ganz herkömmlich und belanglos. Am meisten interessiert Hayakawa als Schauspieler: ein mitleidvoller asiatischer Gemüseverkäufer, der die arme Mutter rettet und, entsagend, zum Glück führt. Fast unbeweglich im Gesicht, geht er durch den Film, mit breiten Gesichtsflächen, großdunklen Augen und ganz sparsamen Gesten; eigentlich dilletantisch, — dennoch sehr ausdrucksfähig in diesen Andeutungen von Mitleid, zarter Liebe zum Kind und zur jungen Mutter; am besten, als er in einem Augenblick des Glücks einen unbeholfenen Tanz beginnt, den sein dressiertes Pferd (auch dies amerikanische Konvention) in gleichem Rhythmus aufnimmt.

Das ganze zerflattert in schön gestellte, rührsame Genreszenen; alles stimmungsreich, geschmackvoll, technisch sauber ... ein weinerliches Bilderbuch der Zustände und Gefühle im Großstadtsumpf, etwas versüßlicht, etwas verlogen ... aber nicht eigentlich ein Film.

Mit diesem Film zusammen lief ein Harold Lloyd-Film „Er im Schlafwagen", der nicht vergessen werden darf, weil ich kein amerikanisches Lustspiel kenne, auch keine Chapliniade, der so reich an hintereinanderhetzenden lustigen Einfällen ist wie dieser.

*Kurt Pinthus.*

---

TISCH MIT BÜCHERN

Arnolt Bronnen: Napoleons Fall. Novelle. (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.)

Die Kanonen von Waterloo donnern. Wellington unterdessen spielt

eine Partie Schach. Der furchtbarste Nebel fällt zwischen die Fronten. Drei Heere belauern sich. Alles steht auf Knopf und Spitze. Das Blut strömt in die belgischen Felder. Und der Kaiser? Napoleon in einem Haus in Alliance sieht auf die Hände einer Frau. In jenem Augenblick, der Armeen zerbricht, entfesselt Eros die wildeste Begierde und umnebelt die Klarheit des Blickes, der die Entscheidung winken soll. Diese Weiberhände haben Giftiges in ihrer Schlankheit. Sie töten nicht nur mit einem Dolch den Angreifer — auf unheimliche Art, die ohne Berührung wirkt, geben sie der Kaisermacht den Fangstoß. Immer hat den letzten Trumpf das Geschlecht, die größten Geschicke zerfetzen sich an ihm, und auf die Geschichte prägt es seinen Stempel. . . Das kleine Buch hat einen ungeheuren Atem. Die Schlacht, die nicht zergliedert ist in tausend Grauenbilder, sondern zusammenbraust in der Polyphonie weniger Sätze, das scharf akzentuierte Herausspringen einzelner Gestalten und jenes merkwürdige in fast nichts mit Worten geschilderte Schachbrett von Brabant — das alles bedeutet für die gegenwärtige Art zu sehen und zu schildern, einen Wurf, der neben Stendhals berühmtem Waterloo-Kapitel (Karthause von Parma) wohl bestehen kann. *K.*

F r i t z v o n U n r u h : R e d e n. (Verlag der Frankfurter Sozietäts-Druckerei, Frankfurt a. M.)

Fritz von Unruh hat hier fünf Reden zusammengefaßt, und es sind in der Tat Reden und keine Vorträge, Ansprachen und keine schürfenden Analysen, wohinein sich zumeist heute verirrt, was öffentlich fordernd und werbend auftritt. Er bleibt Dichter auch in der politischen Leidenschaft, d. h. er nimmt, ob er gleich zu vaterländischen und kulturellen und freiheitlichen Fragen das Wort ergreift, immer eine missionäre Haltung ein, die zwar die Wirkung und Wirksamkeit des Alltags und damit der kleinen Dinge nicht mißachtet, aber Feierlichkeit und Größe, Leidenschaft und Furor atmet. Schlechthin schön sind die Gedächtnisworte auf Rathenau, hämmernd und unerbittlich die Mahnungen der Frankfurter Goetherede, mitreißend und von jenem Feuer geglüht, das unseren stiefelknarzigen Parteitaktikern so gänzlich abgeht, die Rufe an die deutsche Jugend. In diesen Reden spricht sich bewußt der Appell der Führung auf, zu der dieser Dichter sich berufen fühlt, den alten Sinn dichterischen Wesens erneuernd. *K.*

F r a n k T h i e ß : Angelika ten Swaart. Novelle. (Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Das Buch weckt gemischte Gefühle: es ist unheimlich klar geschrieben, unheimlich flüssig, es hat in allen Situationen eine dialektische Sicherheit und alle undefinierbaren Zwischentöne, die einer Erzählung die tieferen Klänge und die seelischen Vibrationen geben. Trotzdem bleibt es jene letzten überzeugenden Bestrickungen schuldig. Man lasse sich nicht vom Duft der holländischen Hyazinthen, von der ligurischen Staffage, vom distinguierten Hintergrund berauschen, die zusammengenommen ein gewisses Mousseux und eine Glätte ausmachen, wie sie das Publikum gut gebrauchen kann. Denn es ist bei aller literarischen Prägnanz durchaus ein Publikumsbuch mit der sehr sicheren und nur durch ein besonderes Geschick verfeinerten Spekulation auf die Sentimentalität.

U e b e r d i e L i e b e. Drei Bücher des königlichen Kaplans Andreas. Aus dem Lateinischen übertragen und herausgegeben von Hanns Martin Elster. (Verlag Paul Aretz, Dresden.)

Zuweilen gelingt den tausend Schatzgräbern in verschollenen Lite-

raturen doch eine Entdeckung, 999 haben das neidische Nachsehen, weil sie zu tief bohrten. Die Stendhalbegeisterung der letzten Jahre macht es verwunderlich, daß man bisher den Kaplan Andreas übersah, den Beyle schätzte und viel zitierte. Sein Buch von der Liebe ist wohl einhundertfünfzig Jahre vor dem Decameron geschrieben, es ergeht sich nicht in der Humoreske; es ist trotz höfischer Herkunft primitiver, oder gerade dank ihrer direkter; man sieht einen gelehrten, durchaus nicht weltfremden Kleriker Leitsätze über die (irdische) Liebe schreiben, von Wesen und Wirkung, Menschen und Mitteln, vom Kommen und Gehen der Leidenschaft und auch — die Zeit spricht sich darin aus — von der Liebe der Nonnen und Geistlichen; also auf seine Weise wieder ein Pfaffenspiegel. Man liest nach alter Tradition Gespräche, die das Thema im Duett paraphrasieren; und ein wenig ragt immer der erhobene Zeigefinger des Scholasten dahinter. Haben wir Nutzen von dieser Lektüre? Nun, es ist in gewisser Weise ein philosophisches Buch mit klaren, guten Schlüssen, an denen vielleicht das Selbstverständlichste und Beunruhigendste ist, daß das Liebesphänomen unter allem Wandelbaren die größte Stabilität hat, also daß dieses Buch mit Vergnügen und Ernst zu allen Zeiten gelesen, begriffen und gebilligt werden wird. Eine etwas skurrile Sachlichkeit hält einen obendrein gern bei diesen Blättern. *K.*

---

## ANEKDOTE

Man probiert Kaisers „Alkibiades". Der Dichter ist anwesend; bei einer logisch und chronologisch unmöglichen Stelle bittet ein Schauspieler, den Satz sinngemäß ändern zu dürfen.

„Machen Sie das ganz wie Sie wollen, — da hab ich mich wahrscheinlich verdichtet!" sagt Kaiser entgegenkommend.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 22)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.



Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juniwoche

Kommt man nach ein paar Wochen französischen Aufenthalts nach Deutschland zurück, so überfällt einen ein furchtbares, fatalistisches Gefühl: den Deutschen ist im Augenblick wahrscheinlich nicht zu helfen, weil sie die europäische Sprache nicht sprechen und nicht kennen. Die Deutschen haben gar keine Ahnung, wie sehr sie aus dem europäischen Kontakt ausgeschaltet sind. Es gibt keinen Haß gegen Deutschland, auch nicht in Frankreich, aber es gibt etwas, das vielleicht noch schlimmer ist als der Haß, das ist das einfache Wegstreichen Deutschlands. In meinem französischen Hotel bekam ich einen großen Prospekt der Weltausstellung in Wembley ins Zimmer. Da waren auf einer Landkarte alle Verbindungen aufgezeichnet, die zwischen London, Paris, Madrid, Portugal, Amsterdam, Christiania, Stockholm, Kopenhagen usw. usw. bestehen. Nur eine Verbindung London—Hamburg fehlte. Daß es einen Wasserweg von England nach Deutschland gäbe, das konnte man auf der großen Reklamekarte nicht sehen. Deutschland wird nicht gehaßt, Deutschland wird von der Landkarte gestrichen. Kommt es in den nächsten zwei drei Monaten nicht zu der großen Einigung auf Grund der Sachverständigenberichte, so wird dieses stillschweigende Wegstreichen Deutschlands die Politik sein, die Amerika, England, Frankreich und Rußland gemeinsam durchführen werden.

Deutschland hat immer monologische Politik getrieben, Frankreich vergaß die Weltkonversation nie. Der monogolisierende Deutsche weiß gar nicht, wie isoliert er ist. Immer noch wird deutsche Politik geführt, als wenn es keine Außenwelt gäbe. Immer noch wird die Auslandspolitik beherrscht von innerpolitischen Notwendigkeiten. Oh, Hamlet-Deutschland, das schon Freiligrath beklagte!

Man denke an die Präsentation des Herrn von Tirpitz als Reichskanzler. Ich erlebte diese Präsentation noch in Paris. Sie wirkte auf Herriot und die ganze Linke, die noch in der Ekstase des unerwarteten Erfolges, also im status mascendi waren, wie eine kalte Dusche. Wie, sagten die Verständigungspolitiker in Paris, wir jagen Poincaré und Millerand weg und zur Antwort wollt Ihr uns Tirpitz an den Hals schicken? Noch vernichtender war das Echo in London. Man hat die Anglophobie des Herrn Tirpitz natürlich in London nicht vergessen. In einem Augenblick, da die Initiative zur Erleichterung des deutschen Schicksals von England ausgeht, präsentiert man den Engländern den schärfsten Englandfeind als Reichskanzler! Es war nötig, daß Lord d'Abernon in der Wilhelmstraße erschien, um feierlich bekanntzugeben, wie England auf die Ernennung des Herrn von Tirpitz reagieren würde. Man ließ es dazu kommen, daß Mac Donald im Unterhaus öffentlich befragt wurde, ob er für den Fall der Ernennung des Herrn von Tirpitz das Nötige in Berlin veranlaßt habe, und Mac Donald erwiderte klar und unzweideutig, Dies alles unternimmt ein Deutschland, das sich in einem Zustand schwerster wirtschaftlicher Erkrankung befindet und das, wenn es nicht innerhalb dreier Monate seine Geldknappheitswirtschaft beendet, eine Industrietragödie von fürchterlichstem Umfange erleben wird. Wozu hat Deutschland eigentlich Gesandte in Paris und London, wenn sie ihm nicht die selbstverständlichsten Dinge berichten? Furchtbar ist die geistige Ummauerung, die sich Deutschland schafft. Hoffnungslos ein Land, in dem die führenden Politiker über diese Mauer nicht hinwegsehen können.

Es gab eine Lücke in der Mauer. Eine kleine Lücke. Aber sie gewährte immerhin einen Ausblick in die Zukunft. Das war ein erträgliches Verhältnis mit Sowjetrußland. Wirth und Rathenau hatten es in Rapallo angebahnt. Wenn Deutschland Zukunftspolitik treiben wollte, so war diese russische Hoffnung ein kleines Positivum seiner Bilanz. Unter schweren Zuckungen entstanden die ersten geschäftlichen Verbindungen zwischen Sowjetrußland und Deutschland. Krupp, Otto Wolff, eine süddeutsche Gruppe, die von Ludwig Haas hinübergeführt wurde, hatte wirtschaftliche Brücken nach Sowjetrußland geschlagen. Ein Teil dieser Brücken war eingestürzt, ein Teil blieb erhalten. Immerhin gab es Anfänge wirtschaftlichen Zusammenhangs. Lokomotivbestellungen bei Borsig, landwirtschaftliche Maschinen bei Krupp, Papierlieferungen bei Hartmann usw. Es gab eine russische Handelsvertretung in Berlin, die alle Hände voll zu tun hatte. Trotz aller Hemmungen, die in dem Sowjetsystem liegen, entwickelt sich langsam, wenn auch mit Rückschlägen, ein deutsch-russisches Handelsgeschäft. Da fällt eines Tages die Berliner politische Polizei in das Haus der russischen Handelsvertretung, um einen verhafteten und ausgebrochenen Kommunisten zu suchen. Die Sowjetleute behaupten, der Ueberfall sei

wohl vorbereitet gewesen, und es sprechen leider einige Anzeichen für diese Auffassung Moskaus. Man appellierte sofort an Stresemann; Stresemann, der Minister des Auswärtigen, verspricht, dem Konflikt durch ein Verbot an die politische Polizei ein Ende zu machen, trotzdem wird noch einige Stunden lang im Hause der russischen Handelsvertretung gehaussucht. Die Folge des Zwischenfalles ist, daß die Russen ihre deutsche Handelsvertretung auflösen, die Hälfte ihres Personals von Berlin nach Amsterdam schicken, sämtliche Geschäftsverbindungen mit Deutschland lösen und froh sind, in einem Augenblick, in dem sie mit England verhandeln, vier Fünftel der deutschen Aufträge Rußlands nach London vergeben zu können. Der Konflikt dauert nun schon einige Wochen. Die Russen haben eine Entschuldigung und die Anerkennung der Exterritorialität der Handelsvertretung verlangt. Man hat sich bei ihnen entschuldigt. Aber inoffiziell. Man hat nicht den Mut gehabt, das, was man inoffiziell den Russen erklärt hat, auch frank und frei offiziell zu erklären und ihnen die Sicherheit der Handelsvertretung feierlich zu garantieren. Endresultat: Die Beziehungen Deutschlands zu Sowjetrußland, eine ganz zarte und junge Blüte, die ohnehin unter allen möglichen Frösten zu leiden hatte, ist geknickt. Die vernünftigen Leute im Auswärtigen Amt, und es gibt solche, fanden den Zwischenfall haarsträubend dumm, die deutschnationalen Elemente waren stolz darauf, daß man den Sowjetjuden einmal gezeigt habe, was deutsche Autorität sei. Endresultat: Die kleine Lücke in der Mauer ist geschlossen worden. Es gibt auch keinen russischen Ausblick in der Mauer um Deutschland. In dem Augenblick, da Sowjetrußland mit England in Verhandlungen steht, wenn auch nicht in allzu aussichtsreichen, in einem Augenblick, da Herriot, der ein Jahr in Rußland geweilt, die Anerkennung Sowjetrußlands in Frankreich durchsetzen wird, in diesem Augenblick leistet sich Deutschland, das blinde, einen stupiden Zwischenfall, der den Russen die erwünschte Gelegenheit gibt, sich von Deutschland ostentativ zur Entente hinzuwenden, und die Politiker in der Gegend des Herrn von Tirpitz klatschen dazu noch begeistert Beifall.

Das einzige Reich, in dem Deutschland noch ein paar Sympathien genossen hat und immer wieder genießen wird, wie groß auch die verbrecherische Dummheit seiner Führer sei, ist Oesterreich. Es ist den reichsdeutschen Behörden immerhin gelungen, auch diese Sympathie in den letzten Wochen schwer zu erschüttern. Kurze Zeit, nachdem Herr Stresemann und Herr Marx in Wien waren, ist jenes Ausreiseverbot erlassen worden, wonach jeder Deutsche, der die Grenze des Reiches überschreiten will, dafür eine Gebühr von 500 Mark zu erlegen hat. Ich weiß nicht, wie groß die Einnahme aus diesem Verbot ist. Ich weiß nur, daß es ein Mittel ist, die furchtbare Ummauerung, die Deutschland umgibt, noch zu

verdicken. Das einzige Mittel, ein bißchen Licht, Luft und Vernunft in die Stickluft der deutschen Politik zu bringen, wäre, den Reichsrat, das Auswärtige Amt, die Führer der Industrie und der Landwirtschaft zwangsweise ins Ausland zu verschicken. Deutsche, die immer noch nicht wissen, wie isoliert ihr Vaterland geblieben, könnten vielleicht durch eine Auslandsreise geheilt werden. Statt dessen verbietet der Staat die Ausreise, und er verbietet damit die geistige Lüftung des Reiches. Es wird dumpfer und unerträglicher in diesem armen, entgeisteten monomanen Deutschland.

Oesterreich im besonderen wird durch die Einreisegebühr hart getroffen. Man weiß, daß es den österreichischen Alpenländern sehr schlecht geht. Immerhin könnte die Situation für Tirol und Salzburg etwas erleichtert werden, wenn ein Teil des deutschen Touristenstromes hinüberflösse. Die deutsche Abgesperrtheit gegen Skandinavien, gegen Rußland, Frankreich, Holland und England könnte ihre Söhne und Töchter wenigstens in die Tiroler Berge schicken, da stellt sich der Reichsfinanzminister dazwischen mit dieser verkehrsstörenden Ausreisegebühr und sagt: auch in das „stammverwandte" Oesterreich dürft Ihr nicht! Wir halten zwar Anschlußreden, wir kokettieren ununterbrochen mit unseren deutschen Brüdern in Oesterreich, aber hinüber zu den Brüdern darf kein Deutscher! Das Ausreiseverbot wirkt in Tirol, in Salzburg und im Salzkammergut vernichtend, zehn Jahre geschwollenster Anschlußreden werden nicht so zerstörend auf den deutsch-österreichischen Kontakt wirken wie diese Bedrängung des Alpensommers 1924. Vergebens hat der österreichisch-deutsche Volksbund, in dem alle Parteien des Reichstags vertreten sind, gegen die Ausreiseverordnung entschieden Stellung genommen. Beiläufig gesagt, ohne dabei wesentliche Unterstützung bei dem österreichischen Gesandten, Herrn Dr. Riedel, oder, wie er sich so gern nennen hört, Exzellenz Riedel, zu finden. Wie ja überhaupt die österreichische Kolonie in keinem Kontakt mehr mit dem Gesandten Dr. Riedel steht und stehen will. Vielleicht wäre das Uebel dieser Ausreiseverordnung entweder gar nicht entstanden, oder rechtzeitig beseitigt worden, wenn Oesterreich durch einen weniger unbeliebten und weniger ungeschickten Diplomaten vertreten wäre. Dr. Riedel hat seine deutschnationalen Freunde nicht im geringsten zu beeinflussen gewußt, daß diese törichte Ausreisegebühr wenigstens für Oesterreich abgeschafft werde. Das wäre mit dem Alpenverein und ähnlichen Organisationen leicht zu machen gewesen. Die Existenz dieser Verordnung ist der Grabstein auf jener innerlich unwahren, bloß phrasenproduzierenden Politik des Anschlußgeredes. Der letzte Schlupfweg aus Deutschland wird durch diese Ausreise-Verordnung verrammelt.

Die Mauer um Deutschland ist nun lückenlos geschlossen.

DR. LUDWIG HAAS
Mitglied des Reichstags

# FRANKREICH, GIB NICHT WORTE, GIB TATEN!

Dem Aufsatze von Robert de Jouvenel im Tage-Buch (Heft 23) antwortet hier der demokratische Politiker der D. P. D.

Robert de Jouvenel bedauert, daß die Wahlen am 4. Mai in Deutschland anders ausgefallen sind, als die Wahlen am 11. Mai in Frankreich. Es ist in der Tat ein tragisches Geschick, daß nicht durch die Wahlen in Deutschland eine überwältigende Mehrheit in das Parlament gebracht wurde, die bereit ist, dem Gedanken der französischen Linken Verständnis entgegen zu bringen. Daran aber ist Frankreich schuld. Das deutsche Volk ist verbittert, weil die feierlichen Zusagen, die im Waffenstillstandsvertrag gegeben waren, daß ein Friede auf Grundlage der 14 Punkte Wilsons geschlossen werde, gebrochen worden sind. Aber auch nach Abschluß des Vertrags von Versailles haben die französischen Regierungen den ehrlich demokratischen Regierungen Deutschlands keinen Verständigungswillen entgegengebracht. Man hat in den weitesten Kreisen in Deutschland den Eindruck, daß die französische Politik bisher ganz im Geiste jenes bösen, geschmacklosen und unritterlichen Wortes Clemenceau's geführt wurde, mit dem er die Schlußsitzung in Versailles eröffnete: „Die Stunde der Abrechnung ist gekommen". Wie brutal wurde die Regierung Wirth von Frankreich behandelt. Die bisherige französische Politik hat den deutschen Nationalismus gestärkt. In Deutschland war vor dem Kriege und im Kriege kein Haß gegen Frankreich; eine großzügige demokratische französische Politik hätte nach dem Kriege eine ehrliche Verständigung schaffen können. Sie hat den entgegengesetzten Weg gewählt und damit die Stimmung geschaffen, auf denen das Wahlergebnis vom 4. Mai beruht. Man darf ein Volk nicht jahrelang national mißhandeln, wenn man in Wahrheit den Frieden will.

*

Trotzdem brauchen wir, wenn das neue Frankreich aufrichtig die Verständigung will, nicht zu verzweifeln. Wenn Frankreich stark und schnell nicht nur durch Worte, sondern durch Taten den Willen zur Verständigung bekundet, tritt in Deutschland sicher ein Wandel der Stimmung ein. Wenn die Gefangenen freigegeben werden, wenn man den aus den besetzten Gebieten vertriebenen Deutschen, die nichts taten, als ihre Pflicht zu erfüllen, die Heimat wiedergibt, wenn man das Ruhrgebiet räumt und im altbesetzten Gebiet geordnete Rechtszustände schafft und den Tag der völligen Befreiung bestimmt und zweifelsfrei festlegt, wird der Glaube an den französischen Verständigungswillen, den Poincaré vernichtet hat, in Deutschland aufleben. Wenn deutlich gezeigt wird, daß das Frankreich nach den Wahlen nicht nur in Worten, sondern in Taten

zu einer grundsätzlich anderen Politik bereit ist, als das Frankreich vor den Wahlen, wenn es auch seine Generale und Offiziere im Rheinland und in der Pfalz zwingt, die militaristischen Methoden gegenüber der Bevölkerung aufzugeben, wird die öffentliche Meinung in Deutschland fest und stark hinter der Politik der Verständigung stehen.

*

Das Zentrum und selbst die Deutsche Volkspartei, von den Demokraten ganz abgesehen, haben ihren Willen bekundet, ganz zweifelsfrei die Politik der Ausführung des Sachverständigengutachtens einzuschlagen. Sie haben deshalb trotz schwerer innerpolitischer Bedenken, die besonders beim Zentrum und bei der Volkspartei vorhanden waren, die Regierungsbildung mit den Deutschnationalen abgelehnt. Es ist richtig, daß trotz des guten Willens der Regierung, die gerade in der Ablehnung der Deutschnationalen deutlich zum Ausdruck kommt, und daß trotz der für die Ausführung des Gutachtens im Parlament vorhandenen Mehrheit die vielleicht, wenn es sich um das letzte Ja und Nein handelt, sogar eine ⅔-Mehrheit wird, die wahre Garantie in der öffentlichen Meinung besteht. Diese öffentliche Meinung aber kann nur Frankreich schaffen, wenn es durch Taten zeigt, daß es den Frieden will.

*

Es ist wahr, daß der Versailler Vertrag und das Abkommen von London zwar unterzeichnet, aber nicht ausgeführt wurden. Konnten diese Verträge und Abmachungen aber ausgeführt werden? Es gibt keinen ernsthaften Wirtschaftler in der ganzen Welt, der diese Verträge für ausführbar gehalten hat. Es wirkt verbitternd in Deutschland, daß man uns Unmögliches auferlegt und dann von Verfehlungen spricht, wenn wir Unmögliches nicht leisten können.

*

Mehr als irgend ein Land wird Deutschland bereit sein, die Sicherheit beider Völker durch internationale Verpflichtungen und durch ein Schiedsgericht zu garantieren. Ich verstehe die Ausführungen des Herrn de Jouvenel aber nicht vollständig. Er sagt, daß Frankreich das von Genf eingesetzte Schiedsgericht anerkannt habe. Hier liegt ein Irrtum vor. Nach Artikel 13 der Völkerbundsatzung im Vertrag von Versailles können die Bundesmitglieder Streitfragen dem Internationalen Gerichtshof des Völkerbunds unterbreiten. Sie müssen es aber nicht. Selbst in Fällen, die zum Krieg führen können, unterwerfen sich die Völkerbundsmitglieder nicht bedingungslos der Schiedsgerichtsbarkeit oder der Entscheidung durch den Völkerbundsrat. Es besteht aber die Möglichkeit, daß Staaten freiwillig bedingungslos sich der Schiedsgerichtsbarkeit unterwerfen. Das hat Frankreich bis jetzt nicht getan. Ich bin über-

zeugt, daß Deutschland zu einer Vereinbarung mit Frankreich bereit ist, daß alle zwischen den beiden Ländern entstehenden Streitfragen durch ein unparteiisches Schiedsgericht entschieden werden sollen. Ist Frankreich dazu bereit? Seine Bereitschaft wäre ein Fortschritt.

*

In aller Schärfe sei es ausgesprochen, daß Deutschland bereit ist, Schiedsgerichte anzuerkennen, daß man aber bis jetzt in Deutschland unmöglich annehmen konnte, daß Frankreich dazu bereit sei. Schwieriger liegt die Frage, ob Deutschland in den Völkerbund eintreten soll. Man hat den Völkerbund von vornherein um ein Stück Ansehen gebracht, weil man zunächst Deutschand vom Völkerbund ausschloß und so dem Völkerbund den Charakter eines Instruments der Siegerstaaten verlieh. Man hat in Deutschland auch die Ueberzeugung, daß die Entscheidung des Völkerbundes über Oberschlesien keine unparteiische Entscheidung war. Man hat die Ueberzeugung, daß der Völkerbund seit seiner Gründung sich seiner hohen Aufgabe nicht gewachsen zeigte, oder daß die Regierungen es nicht zuließen, daß er seine hohe Aufgabe erfüllen konnte. Der große Gedanke des Völkerbundes kann sich nur durchsetzen, wenn Garantie dafür geschaffen wird, daß die Vertreter im Völkerbund nicht auf Befehl ihrer Regierungen handeln und daß die Entscheidungen des Völkerbundes nicht das Ergebnis eines diplomatischen Kuhhandels sind. Trotz dieses Versagens des Völkerbundes würden starke Strömungen in Deutschland den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund als einen Fortschritt betrachten. Ich persönlich bin anderer Meinung. Abgesehen davon, daß man uns zunächst in verletzender Form vom Völkerbund ausgeschlossen hatte und daß deshalb vor allem der Wunsch der anderen, uns im Völkerbund zu sehen und unsere Stellung im Völkerbund geklärt sein müßte, bin ich der Meinung, daß, wenn ich selbst von der besonderen Stellung Amerikas absehe, der Völkerbund erst dann ein Völkerbund sein wird, wenn außer Deutschland auch Rußland dem Völkerbund zugehört. Ich würde es nicht für glücklich halten, wenn Deutschland den Eindruck aufkommen läßt, als ob Rußland mit unserem Einverständnis gewissermaßen als ein Staat minderen Rechts behandelt würde. Man hat uns jahrelang diese Behandlung zuteil werden lassen, und wir sollten die Hand nicht dazu reichen, daß andere so behandelt werden. Gerade weil ich sehr hohe Anschauungen vor der Idee des Völkerbunds habe, habe ich Bedenken gegen den Völkerbund in seiner jetzigen Form und Ausdehnung. Herr de Jouvenel möge aber die eine Ueberzeugung haben, daß von der Frage des Völkerbunds abgesehen, in der übrigens meine persönliche Anschauung keineswegs die herrschende zu sein braucht, der Wille Deutschlands, mit Frankreich zu einer Schiedsgerichtsklausel zu kommen, außer jedem Zweifel steht. Deutschland

will den Weg internationaler Regelungen gehen. Ist Frankreich dazu bereit?

*

Man versteht es in Deutschland nicht, warum im Rheinland und in der Pfalz, obwohl Deutschland doch fast waffenlos ist, mehr französische Truppen stehen, als deutsche Truppen vor dem Krieg dort standen. Warum müssen dort fortgesetzt neue Kasernen gebaut werden? Man fragt sich in Deutschland, warum die Zahl der Kasernen aus der Zeit des kaiserlichen Deutschland, das doch so sehr gerüstet gewesen sein soll, den französischen Generalen nicht genügt. Artikel 8 der Völkerbundssatzung stellt eine Herabsetzung der nationalen Rüstungen in Aussicht. Man begreift in Deutschland nicht, warum diese Zusage nicht erfüllt wird, sondern im Osten und Westen von Deutschland trotz unserer militärischen Schwäche die Rüstungen stärker sind, als vor dem Krieg. Wenn das neue Frankreich dafür sorgt, daß diese Zusage der Völkerbundssatzung erfüllt wird, werden in Deutschland und in der ganzen Welt die Männer und Frauen aufatmen, die einen wahren Frieden wollen.

*

Die deutsche Demokratie hat schon vor dem Kriege die Auffassung vertreten, daß das Glück des französischen und deutschen Volkes durch eine Politik aufrichtiger Verständigung und nur durch eine solche Politik sichergestellt werden kann. Wir haben an dieser Verständigung vor dem Kriege in gemeinsamer Arbeit mit den französischen Parlamentariern in Bern und Basel gearbeitet. Wir glauben auch jetzt noch, nachdem das Verhängnis des Krieges über die beiden Völker hereingebrochen ist, daß unsere gemeinsame Zukunft trostlos sein wird, wenn wir nicht zu einer wahren Versöhnung kommen, daß wir uns aber im Geiste eines ehrlichen Friedenswillens neue und bessere Zukunftsmöglichkeiten schaffen können. Die deutsche Demokratie, weit hinaus über den engen parteipolitischen Rahmen der Deutschen demokratischen Partei, wird gerne bereit sein, im Interesse des eigenen deutschen Volkes, aber auch im Interesse der Welt ihre ganze Kraft in den Dienst der Verständigung zu stellen. . . Aber Clemenceau und Poincaré haben die deutsche Demokratie geschwächt. Sie waren die besten Agitatoren für die Deutschnationalen und für die Deutsch-Völkischen. Der französische Chauvinismus hat Ludendorff in den deutschen Reichstag gebracht. Wir werden vorsichtig sein müssen, daß jetzt nicht wieder Ludendorff Poincaré zum Herrn Frankreichs macht. Um aber diese unheilvolle Wechselwirkung des deutschen Nationalismus auf den französischen Nationalismus endlich einmal zu unterbrechen und in beiden Ländern den Sieg eines gesunden Nationalgefühls sicherzustellen, ist es nötig, daß das neue Frankreich durch Taten den Weg der Verständigung eröffnet.

II.

Bismarck besaß keine Spur von Edelmut à la Napoleon. Das „Soyons amis, Cinna!“ des großen Corneille ist ihm nie über die Lippen gekommen. Als Gutsnachbar war er geradezu unbeliebt. Der Geldliebe war er stark unterworfen. Mit seinem Oberförster prozessierte er um die Pension. Seinem lebenslangen Diener Pinnow vermachte er in seinem Testament ein paar Tausend Mark. Er ist auch als reicher Mann im Besitze ererbter und hinzuerworbener Güter gestorben. Sein englischer Kollege Disraeli war bei seinem Lebensende so arm, daß er noch einmal zur Feder greifen und seinen Roman „Endymion“ schreiben mußte, um sich für die verdienten zehntausend Pfunde das kleine Haus 19 Curzon Street zu kaufen, in dem er schließlich gestorben ist. Disraeli hat Carlyle vergeben, er hat diesem Carlyle, der ihn einen „jüdischen Oberhexenmeister“ („superlative Hebrew conjuror“) geschimpft hat, in einem prachtvollen Briefe eine Pension und das Großkreuz des Bath-Ordens angeboten: von dem Christen Bismarck ist es nie bekannt geworden, daß er je einen Feind geliebt, je einem Feinde verziehen habe, ja ihm auch nur oberflächlich gerecht geworden sei. Seine Rachsucht ist unerhört; sie ist die des El-Kannoh, des Gottes des Eifers und des Zornes, der bei jedem Quark gleich donnert und blitzt und auch das Nächste nicht verschont. So ist Bismarck denn mit seinen Blitzen auch oft auf Spatzen heruntergefahren. Den armen politisch zahmen, sonst aber geistvollen Redakteur des „Kladderadatsch“, Ernst Dohm, der in seinem Hause verkehrte und von ihm familiär zu Tisch gezogen wurde, ließ er wegen eines harmlosen Witzes verklagen und die Strafe in Plötzensee absitzen. Die Formulare des Antrags auf Beleidigung durch die Presse lagen gedruckt aufgestapelt auf seinem Schreibtisch, um sie in dringenden Fällen sofort verwenden zu können. Er hielt sich seine Rechts-Bulldoggen, die auf seinen Antrag hin die Bismarck-Beleidiger ins Gefängnis brachten; er hielt sich seine Preß-Bulldoggen, die auf seinen Wink seinen Feinden und Feindinnen öffentlich in die Waden bissen. Und neben der Brutalität hat er, als Komplementärerscheinung, natürlich auch die Sentimentalität. Viel Freude an Feld, Wald, Flur, Garten, Sonnenuntergängen und schönen Aussichten. Viel Mitleid mit den Tieren. Als es mit seinem Sultan, dem ersten Reichshunde, zu Ende ging, finden ihn die Sekretäre in seinem Arbeitszimmer auf dem Teppich sitzend, im Schoße den sterbenden Hund, dem er liebevoll den Kopf streichelt. In der Schlacht von Sedan, die Tausenden das Leben kostete, rettete er einem Hasen, der sich zwischen die Schlachtreihen verirrt und ruhelos von einer Kolonne zur anderen gejagt wurde, das Leben. „Liebe zu den Tieren“ ist ja ein bekanntes Charakteristikum dualistischer Naturen, die sich in ihrem Menschenhaß und ihrer Menschenverach-

tung (die beim eigenen Ich anfängt) doch irgendwie in reineren Sphären ausruhen und vor sich selber rehabilitieren wollen. Sie findet sich darum besonders im Norden. Während des Südafrikanischen Krieges, in dem Zehntausende der in Konzentrationslager getriebenen Burenkinder an Masern zugrunde gingen, verurteilte ein englischer Richter einst einen Angeklagten wegen Mißhandlung eines Kakadus zu zehn Pfund Strafe. Ein Bismarck hätte das verstanden: uns natürlichen Menschenkindern steht jener italienische Junge näher, der einst von einem Engländer wegen Stockschlägen auf seinen Esel geohrfeigt wurde und an den Tierfreund die verwunderte Frage richtete: „ Sei forse un parente di quest' animale?" („Bist du vielleicht ein Verwandter dieses Esels"?)

Aber sonst hat Bismarck mit Engländern und Amerikanern, für die er notabene eine Schwäche hatte, wenig gemeinsam. Nie wäre er wie jene gegen die angestammte Autorität aufgestanden, und ebenso wenig wie die englischen Puritaner hätte er die amerikanischen verstanden, jene frevelhaften Separatisten, die einst dem „heiligen" Vaterlande Lebewohl gesagt und über'm Meer das große Amerika gegründet hatten. Sein Christentum war nicht das ihrige: es war dasjenige des loyalen Luther, der es für frevelhaft hielt, das Schwert gegen den Kaiser selbst zum Schutze der Reformation zu ziehen und der der Obrigkeit zu gehorchen befahl, selbst dann, wenn sie unrecht täte. Bimarck war und blieb eben protestantischer Christ, und sein Ahnherr kann nie in anderen Ländern, sondern nur in Deutschland selber gefunden werden: in Martin Luther. Deutsch und deutlich sind beider Tischreden gewesen, zu deutsch, zu deutlich, zu bäurisch und zu barbarisch. Die „urbanitas" ist beiden versagt: die „rusticitas" hat das Uebergewicht — und über der rusticitas sitzt nur noch der christliche Firniß. Aber es war — leider! — nicht nur Firniß. Beide haben sich für sinnliche und sündige Menschen gehalten; beide haben gemeint, daß Selbstverleugnung die erste aller christlichen Tugenden sei; beide haben den natürlichen Menschen (wie die Bibel ihn nennt) erbarmungslos unterjocht. Aber das unnatürliche, weibliche, für alternde Völker berechnete Christentum in einen jungen starken germanischen Bauernstamm gepflanzt, hat in beiden fürchterliche Verheerungen angerichtet. Der römische Prälat Cajetanus nannte Luther einen „ungeschliffenen Ketzer" und meinte von ihm: „Ich will mit dieser Bestie nichts mehr zu tun haben, denn sie hat unheimliche Augen und unbegreifliche Gedanken im Kopfe".

Beider Temperament war zum Verwechseln ähnlich: Furor teutonicus und darauf folgende Melancholien — nur nannte Luther letztere, seiner Zeit entsprechend, „Anfechtungen des Teufels". Eine Ader von Melancholie zieht durch Bismarcks Charakter" berichtet Busch Bd. 2, p. 327 der englischen Uebersetzung. „Sonntag, den 21. Oktober, trat es besonders hervor. An diesem Tage träumte Bismarck eine Weile vor sich hin und fing dann an zu klagen, daß

er so wenig Vergnügen oder Genugtuung von seinem politischen Leben gehabt habe. Er hätte keinen damit glücklich gemacht, weder sich selber, noch seine Familie noch andere". „Wir widersprachen", so erzählt Busch weiter, der Fürst fuhr fort: „Aber ich habe ohne Zweifel viele Menschen unglücklich gemacht. Ohne mich hätten die großen Kriege nicht stattgefunden, 80000 Menschen wären nicht umgekommen und würden jetzt nicht betrauert von Eltern, Brüdern, Schwestern und Witwen. Ich habe das aber mit meinem Gotte abgemacht."

Der im Sachsenwalde grollende Bismarck, der diese schwarzen Worte sprach, bietet ein interessanteres Bild als der tätige und regierende, aus dem einfachen Grunde, weil ihm in der Einsamkeit Zweifel an sich und seinem Werke gekommen waren. Die Entlassung des treuen Hohenzollern-Dieners von seiten eines untreuen Hohenzollern-Herrn war die denkbar schimpflichste gewesen: er wurde mit den Seinen rücksichtslos aus seinem langjährigen Heime gewiesen, gerade wie eine deutsche Familie im Feindesland beim Ausbruch des Weltkrieges. Noch ehe seine Entlassung veröffentlicht war, fand er in seinem Arbeitszimmer Herrn Leo von Caprivi am Schreibtisch sitzen und über die Räume und Schriftstücke seines Vorgängers verfügen. „Ich bin ja die Treppe hinunter geworfen worden," hat er später selber gesagt. Aber die anderen deutschen Fürsten hatten stumm beiseite gestanden, während ihm diese Schande angetan wurde:Es hatte sich keiner gefunden, der den alten Mann unten aufgefangen, ihn aufgerichtet, ihm ein zu Herzen gehendes Wort gesagt hätte. Die offiziellen Kreise begannen sich von dem treuen Diener Wilhelms I. zurückzuziehen; sie waren eben selber treue Diener ihres angestammten Landesherrn — hatte es Bismarck sie nicht so gelehrt? Selbst ein elender Postrat, der in Varzin oft sein Tischgast gewesen und dort mehr Bücklinge gemacht, als Bissen geschluckt hatte, sagte plötzlich ab: Bismarck kannte die deutsche Beamtenpsyche zu gut, um nicht den Grund seiner „Erkrankung" zu erraten. Monatelang ließ sich keine beamtete Persönlichkeit mehr bei ihm sehen: Juden, Künstler, Ausländer, Journalisten — das waren die Einzigen, die sich über die Schwelle des geächteten Mannes wagten. Und da meinte er schließlich, daß er das deutsche Volk, das ja „la manière forte" liebt und Sanftmut leicht als Schwäche mißversteht, zu sehr nach Wunsch und Verdienst behandelt habe; daß er, um in seiner Sprache zu sprechen, das Parlament zu sehr auf Kosten der Krone gestärkt hätte. Er sah den Träger dieser Krone umwedelt und umleckt von stumm ergebenen Krippenklebern und anderen treuen Nibelungen, von Leuten, die nicht mehr, wie er selber, in ehrlichem Grimme die Faust ballten, sondern frei, frisch und fromm die von der neuen Majestät gebotene Hand küßten und dem hohen Herrn zur nötigen „Sonne", zur täglichen Geburtstagsfeier, zur möglichst heiteren Lebensauffassung verhalfen. Er hörte diese neue Majestät in den eigenen

Brusttönen sich räuspern und spucken und erschauderte ob der Karikatur seines Ichs von seiten des kaiserlichen Varieté-Künstlers; er hörte diesen Künstler Europa eine ganze Oktave zu hoch anschreien, während er selber zur Umwelt doch nur einen Ton zu hoch gesprochen hatte; er hörte ihn selbst nach eigenem Vorbild des Allmächtigen Hülfe zu seinem Cäsaren-Karneval und bei seinem Regierungs-Zeitvertreib anrufen und wird darauf plötzlich vom Lutheraner zum Nietzscheaner: „Man glaubt Gott zu gehorchen, und man gehorcht doch nur dem Geheimrat.“ Ja, ebenso wie Luther in seinen späteren Jahren, wird auch Bismarck plötzlich hellsichtig. Hellsichtig über den Kaiser, über sich selbst, hellsichtig auch über Deutschland. Und diese Hellsichtigkeit erzeugt in ihm jene Melancholie, von der alle Beobachter berichten (z. B. Sidney Whitman in seinem schönen „Personal Reminiscences of Prince Bismarck“ Murray, London 1902) und die nicht etwa eine Folge seiner Untätigkeit und seiner erlittenen Unbillen war. Bismarck bangte um seinen Ruhm, sein Werk, um sein Vaterland, das er einst in den Sattel gesetzt und das sich noch unter seinen Augen zum Todesritt anschickte. Er hat das Schicksal dieses Vaterlandes geahnt; er hat in seinem unfreiwilligen Tusculum das „otium cum dignitate“ nie gekannt; er hat es nicht gekannt, weil er am „cauchemar des coalitions“ litt, weil er von der Angstvision einer gegen Deutschland zusammengescharten Welt Tag und Nacht gepeinigt wurde.

Und doch hat er, seinem christlichen Temperamente gemäß, sich für schuldiger gehalten, als er war. Seine Sünden waren nicht offener Natur, wie diejenigen Friedrichs des Großen, dem er bekanntlich und ganz konsequenterweise bei aller Begabung die „sittliche Einwandsfreiheit“ absprach. Friedrich der Große war noch ein echter Immoralist; ein Mann, der seine Missetaten mit Seelenruhe verdaute und noch Jahrzehnte unbeschwert weiter lebte, nachdem er das Wort gesprochen: „Nehmen wir ruhig Schlesien, wir finden nachher schon einen Pedanten, der nachweist, daß wir ein Recht dazu hatten.“ Bismarck hingegen war ein Mann des Neunzehnten Jahrhunderts, des „dummen Jahrhunderts“, wie es ein Franzose genannt hat, des Jahrhunderts, das schließlich in seiner Dummheit in den Weltkrieg hineinexplodierte. Mit anderen und zarteren Worten gesagt: er war ein Kind der Sittlichkeit, das nur durch seinen notwendigerweise unsittlichen Beruf in Bedrängnis kam und zum Immoralisten „malgré lui“ geworden ist. Der Beruf hat ihm aber nie aufrichtig Spaß gemacht: das Lachen des Löwen fehlt diesem Vorbilde aller Deutschen vollkommen. Freilich besaß er die Kraft des Löwen: die Kraft, ganz Deutschland auf ein anderes Geleise zu schieben, die deutsche Maschine aufs stärkste anzuheizen und dem deutschen Zuge zur größten Schnelligkeit zu verhelfen. Nur das wohin der Reise, das hat er — zunächst wenigstens — nicht gewußt. Er selber hat sich ja in seiner Bescheidenheit wiederholt gegen die Meinung verwahrt, als habe er den ganzen Verlauf

der Dinge vorausgesehen und nach seinen Plänen gemacht, denn „Geschichte“, so meinte er, „könne man überhaupt nicht machen, sondern nur abwarten, bis sie sich vollzieht.“ Er hatte keine Zukunftsvision für Europa; er hatte nur eine sehr unvollkommene für Deutschland. Seine Zukunftsvision für Deutschland war in Wahrheit eine Vergangenheitsvision; und das neue Geleise, auf das er es gebracht hatte, war in Wirklichkeit ein sehr altes Geleise. Der große Strom, in dem er schwamm, der ihn trieb, den er antrieb und dem er schließlich mißtraute, war der alldeutsche; und dieser stammt aus der deutschen Theologie und Philosophie, existierte also schon lange, wenn auch unter anderem Namen, vor Bismarck und hat in Bismarck nur seinen kräftigsten, wenn auch schließlich enttäuschten Exponenten gefunden. Dieser Strom hat seine Quelle in Wittenberg, und mit dem Wittenberger teilt Bismarck nicht nur den Charakter, sondern auch das Schicksal. Beide wurden vom Schicksal mit verbundenen Augen vorwärts geführt und waren zunächst ohne jegliche Ahnung, wohin diese tief verschleierte Göttin sie eigentlich führte. Hätten sie eine Ahnung gehabt, hätten sie ihr entschleiertes Antlitz gesehen: sie hätten beide geschwiegen, und der eine wäre Katholik, und der andere bei seinem Kohl geblieben. Beide aber wurden in späteren Jahren hellsichtig: Beide haben dann der Zukunft mißtraut, an ihrem Werke gezweifelt und sich ob des mangelnden Erfolges mit ihrem Gotte abzufinden gesucht. Beider Werk hat einen Weltbrand entfacht, beider Werk hat ihr Vaterland ins Chaos gestürzt — aber beide sind keine zielbewußten und schöpferischen Führernaturen gewesen, sondern nur, wie sich diese unfreien und mittelalterlichen Menschen selber ausgedrückt haben würden „Werkzeuge in der unerforschlichen Hand des Allmächtigen“.

Ich bin mir bewußt, daß ich Bismarck nicht ganz gerecht geworden bin. Ich habe die guten Taten dieses unfreien und mittelalterlichen Menschen übergangen; ich hätte auch das praktische Christentum dieses braven Christen berühren sollen: ich hätte seine Verdienste um das arbeitende Volk, das von einem herzlosen Manchestertum und schwatzhaften Liberalismus ausgesogene Volk, hervorheben müssen. Auch hier wandern ja Luther und Bismarck Hand in Hand: im Mittelalter sorgte die Kirche für Arme und Schwache, Bismarck wie Luther ließen den patriarchalischen Staat dafür eintreten. Aber den „guten“ Bismarck muß eine andere Feder wie die meinige schildern, denn ich leide noch immer an meinem alten, vor vierzig Jahren gefaßten Vorurteil: ich bin noch immer der kleine Junge, der die Hände in der Tasche und die Mütze auf dem Kopfe vor Bismarcks Salonwagen steht, während sein grimmig gehaßter Professor des Griechischen ein Hoch auf ihn ausbringt. „Peccato“, wie sie in Italien sagen: aber das kommt davon, wenn ein kahler Schulfuchs ein warmes Jünglingsgemüt mit ανα 's und κατα 's bombardiert, während er ausschließlich von Annas und Käthes zu träumen beliebte.

Wedekind war einer der letzten großen Briefschreiber in Deutschland. Jetzt erschienen zwei Bände Briefe Frank Wedekinds, herausgegeben von Fritz Strich, bei Georg Müller, München 1924. Der folgende Brief an Maximilian Harden wurde unmittelbar nach dem Verbot der „Zukunft“ während des Krieges geschrieben.

München, 26. Dezember 1915.

Lieber, verehrter Herr Harden!

Lieber Freund!

Gestern abend erfuhr ich die Nachricht, die mich beinahe ebenso erschütterte wie der Ausbruch dieses Krieges. Die halbe Nacht konnte ich nicht schlafen, und heute finde ich das schmachvolle Verbot überall bestätigt. Ich habe das Gefühl, daß Deutschland seit der Schlacht an der Marne keine schwerere Niederlage erlitten hat. Gestern abend konnte ich noch nicht glauben, daß wir uns eigenhändig einen solchen Schlag versetzen, unseren Feinden ein solches Eingeständnis eigener Schwäche in die Hand spielen könnten. Nun ist es Tatsache, daß wieder ein Pfeiler unserer Existenz eingestürzt ist.

Erwarten Sie keine tröstenden Worte von mir. Der furchtbare Schlag läßt mich das Schicksal der Allgemeinheit fast bedauerlicher erscheinen als das Ihre. Das schlimmste ist, daß ich keinen Trost für Sie oder für uns finde. Erlauben Sie mir nur, Sie um eines zu bitten: Besonnenheit. In Ketten geworfen zu werden ist keine Schande. Der ungeheure Verlust, der Sie trifft, die scheinbare Vernichtung Ihres Lebenswerkes, muß Sie aufs tiefste verbittern, aber das höchste und wertvollste, Ihr eigenes Selbst, retten Sie doch am heilsten aus dem Unglück, je mehr Kälte Sie dem Unglück entgegensetzen. Leicht gesagt! Trotzdem halte ich es für Pflicht, es Ihnen zu sagen, nicht aus Zweifel an Ihrer Stärke und Widerstandskraft, sondern nur, weil es praktisch jetzt das wichtigste und notwendigste ist. Sie danken Ihre Macht keiner Strömung, keiner Gunst. Wer wie Sie vor dem Kriege so ganz auf sich selbst gebaut, in ununterbrochenem Ringen einzig und stark dastand, der wird auch nach dem Kriege, hoffentlich auch schon vorher wieder der Erste sein. Nach allem, was ich von Kämpfern höre, muß das Verbot einen Rückschlag bewirken, der an Stärke den erreichten Zweck weit übertrifft und traurigerweise auf unheilvolle Bahnen führt. Dies Unheil fällt Ihren Unterdrückern zur Last. Ihr Urteil in Flugschriften bekannt zu geben, kann man Ihnen beschränken, aber nicht verbieten, so beschämend und erniedrigend das fortwährende Kettenrasseln allerdings auf den Kämpfenden wirken muß. Traurigerweise läßt das Verbot ja eine weite Voraussicht

erkennen und entspringt vielleicht mehr der Furcht vor dem, was Sie nach dem Frieden äußern werden, als vor Ihrem gegenwärtigen Wirken.

Eben ruft mich Frau Prof. Pringsheim an und erzählt von Ihrem Brief. Empfangen Sie herzlichen Dank, daß Sie unter der Marter dieser Schicksalsstunde auch noch meiner gedenken. Leider kann ich Ihnen ja nichts sagen, was sich Ihnen nicht viel lebendiger darstellt. Der Schriftstellerschutzverband muß Protest gegen das Verbot erheben. Ich benachrichtige sofort den hiesigen Vorstand, dann werden wir uns nach Berlin wenden. Helfen wird es nicht, aber es darf nicht versäumt werden.

Vielleicht vermag die Tatsache Ihre Fassung zu stärken, daß das Verbot ganz ohne Zweifel die Folge der gewaltigen Wirkung ist, die „Die Zukunft" während des ganzen Krieges in Deutschland ausübte und die während des letzten halben Jahres von Woche zu Woche wuchs. Sie allein in ganz Deutschland fanden den Weg zur Wahrheit. Das konnte nicht länger geduldet werden. Es gibt keinen Trost als das allgemeine Elend ringsumher. Lassen Sie sich nur Ihre Gesundheit nicht antasten.

Nun leben Sie wohl, lieber verehrter Herr Harden. Mit herzlichen Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin von meiner Frau und mir, Ihr treuergebener

Frank Wedekind.

---

Ihr möget immerhin in synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sei, als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

---

Die Deutschen gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettfleck vom Rockärmel wegzubringen, studieren sie die Chemie vorher, und studieren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus allem Papier.

*Börne*

Wir sagen „Modern“ und meinen einmal: Das, was eben Geltung hat, das Modische; wir meinen ein andermal: Fortschritt, Entwicklung, neue Wege; oder endlich: Ausdruck der Gegenwart, heutiges Lebensgefühl. Modern in dreifachem Sinn: aktuell und repräsentativ zugleich, Mann des Tages und Mann der Zeit, dem obendrein, als ihrem Führer und Lehrmeister, die Jüngeren der Zunft begeistert folgten — durch zwei Jahrzehnte bald das Eine, bald das Andere mehr, vermochte Richard Strauß Alles in Einem in einer zeitlichen Umwelt zu sein, der er, Geist von ihrem Geist, auf eine blendend neue Art wiedergab, was er von ihr empfangen — auf eine wahrhaft verblüffende Art, aber sie stieß nicht ab, obgleich sie provozierend genug war, seine neue Art, sie zwang Die vom Fach zur Bewunderung und machte Schule, und sie sicherte ihm Beifall und erhöhte Aufmerksamkeit einer Gesellschaft, in der radikale Fortschrittlichkeit, als Opposition gegen den in Kunstdingen herrschenden offiziellen Konservativismus, Fortschrittlichkeit à tout prix und in Permanenz, zum guten Ton gehörte.

Er ist es gewesen; schwer zu sagen, wann genau und wodurch er aufgehört, es zu sein: aber Strauß ist, heute, nichts mehr von all dem, das den Sinn des vieldeutig schillernden Wortes „Modern“ ausmacht. Als Lebender und mitten im tätigen Leben stehend, hat er die schwerste Probe bestanden: seine Modernität, doch nicht sein Werk überlebt zu haben. Dies das Fazit vierzigjährigen Schaffens.

Nein, er ist kein „Moderner“ mehr. Die Generation, die wir wachsen sehen, keineswegs, wie in normalen Zeiten, nur traditionsfeindlich in Auflehnung gegen den Zwang des Ueberkommenen, sondern traditionslos von Schicksal, entwurzelt, abgeschnitten vom Zusammenhang mit allem Gestrigen, verwirrt durch das rasende Tempo heutiger Scheinentwicklung, hart auf die Gegenwart gestellt und bar jeglichen Schätzungsvermögens für Zeitwerte und Wert der Zeit, blind einer Zukunft vertrauend, die, vielleicht morgen schon verklungen sein kann, doch im Rückblick auf Vergangenes kurzsichtiger als von je Vorrecht der Jugend ist: diese Generation, soweit sie komponiert und musiziert oder sich anschickt es zu tun, spricht von Richard Strauß etwa so wie die Freunde der Ruth Fischer von Scheidemann und Noske.

Gewiß, es sind nicht nur musikzünftige Formeln, mit denen sie ihn abtun, nicht nur ihre Kriterien atonaler, polytonaler, horizontaler und sonstwelcher schlagworthaft festgelegter Schreibweise, nach denen sie ihn richten. Sie fühlen, und Verachtung, Erbitterung, heimlicher Neid mischt sich in die instinktive Erkenntnis, daß er von dieser Zeit, unter der sie leiden, deren noch gefährdetes Produkt sie sind, und um deren Ausdruck sie verzweifelt ringen — daß er, der beispiellos reüssiert hatte, längst bevor die

Zeit sich zu erschüttern begann, von dieser Gegenwart innerlich unangefochten bleibt, nichts mit ihr zu schaffen hat, von ihr nichts wissen will. Sie befruchtet ihn nicht, und er gibt ihr nichts: das ist es, was die allzu Heutigen ihm nicht verzeihen. Sie stehen Viele gegen Einen: das scheidet — und unterscheidet ihn von ihnen. Er schafft, als Einzelner, aus Laune und Genie; sie sind neue Richtung, neue Gemeinschaft: das ist, mit einem Wort, das Trennende.

Typisches Schicksal des arrivierten, saturierten Revolutionärs, Schicksal des Künstlers, das mit Niederreißen begonnen und als Bewahrer endet: es ist n i c h t die Formel, auf die Richard Strauß sich bringen läßt. Er war immer arrivierender Revolutionär; ein Neuerer von bedenkloser Kühnheit, doch wohl nie in Gefahr, seine Zeit nicht zu erleben; kein verbissener Kämpfer vom Schlage der Schönberg, von Geburt mehr Sieger als Streiter; nie Verheißung ohne Erfüllung; Gegenwartsmensch, nicht Zukunftsträumer; Keiner, der versuchsweise schafft oder widerruft. Irgendeine geheimnisvolle Kraft in ihm, ein unbewußtes, in seiner Unfehlbarkeit wunderbares Wissen um sich selbst, ließ ihn sein Ziel immer so abstecken, daß am Gelingen kein Zweifel war. Seit dem „Guntram“, der scheu verschwärmten Jünglingsoper, hatte er keinen ernsthaften Mißerfolg, keinen, der ihn hätte kränken können. Nie wieder hat er sich getäuscht, nie seine Kräfte überschätzt, nie überspannt. Eine erfrischende, ja imponierende Offenherzigkeit, doch zugleich eine nah an Frivolität grenzende Ungeniertheit, Korrelat sehr selbstverständlicher Selbstbewußtheit, haben ihn als Schaffenden nie verlassen; eine Unbekümmertheit, Dinge nicht ungeschrieben zu lassen, ist ihm eigen, die nur dem Genie ansteht.

Strauß hat sein Lebenlang, aus Laune und Genie produziert; viel Musik und vieles darunter, worum es einmal nicht schade sein wird; viel Hingeworfenes, doch hingeworfen nur einem Kreis engster Zeitgenossen. Für seine Person oft dem literarischen Tagesgeschmack untertan, hat er von hier erst die musikalische Mode sich untertan gemacht: so in den Liedern, von denen wir manche nicht mehr hören können. Von den unzweifelhaften Werten, die er als Symphoniker gehoben (als Symphoniker, der er nie gewesen), ist ein großer Teil in den Opern aufgegangen. Aber diese Opern, zumindest von „Salome“ bis „Ariadne“, ihres akuten Modereizes verlustig und bar aller inneren Beziehung zum schlechthin Heutigen, haben ihren Platz in der Welt, und wir wissen jetzt, daß sie bleibend sind, wie lebendige Geschichte bleibt. Mag es keine große Zeit sein, deren Geist sie repräsentieren, und eine höchst fragwürdige, in der sie sich behaupten: so gering braucht kein Zeitalter von sich zu denken, daß es vor dem korrigierenden Urteil kommender Geschlechter zu zittern hätte. Das Urteil über Richard Strauß steht fest, und es ist von möglichster Endgültigkeit: sein Werk hat die schwerste Probe siegreich bestanden.

THADDÄUS BEERENBREMSER

# DIE FIRLEFANZEN DES GROSSHERZOGS

Ort der Handlung: Darmstadt, Hauptstadt des Volksstaates Hessen. Keine große, aber ausgesprochen schöne Stadt, von einem feinen, gepflegten Angesicht; ein paar wunderschöne Straßen, ein paar städtebaulich mustergültige Plätze, Sitz der Regierung. Besitzt die beiden Häuser des besten Theaters in Süddeutschland, ein viel zu wenig bekanntes Museum, den viel zu viel bekannten Kasimir Edschmid, den Grafen Keyserling, den großen Geiger Adolf Busch, den ausgezeichneten Wilhelm Michel. Und eine ganze Reihe tüchtiger Leute, sogar in der Staatsregierung. Und endlich den Großherzog; seines Namens Ernst Ludwig, seines Stammes aus dem Hause Brabant. Um den handelt es sich hier, in Darmstadt und in vorliegender Schriftstellerei.

Der Großherzog ist zeit seines Lebens ein anständiger Mensch und zeit seines Glanzes ein anständiger Fürst gewesen. Er war immer im Theater und nie auf dem Exerzierplatz. Uniform hat er nur einmal im Jahr getragen, wenn sein kaiserlicher Vetter zur Parade nach Mainz kam. Im Krieg war er General und hat das eiserne Kreuz bekommen. Nach militärischer Glorie strebte er mitnichten. Bei der Revolution teilte er weniger nach dem Willen des Volkes als der Ordnung halber das Schicksal seiner Kollegen. Er blieb in Darmstadt in seinem Palais wohnen, er floh nicht, er ist nie angerempelt worden, kein böses Wort ist gegen ihn gefallen. Er ging nicht mehr ins Theater, und daher entstand in Darmstadt die Redewendung: er hat sich ins Privatleben zurückgezogen. Von der Republik bekommt er eine Rente von 52 000 Goldmark, was außer den sozialdemokratischen Interpellanten im Landtag keinen Menschen bekümmert. In Hessen ist die politische Atmosphäre ruhig, weder durch Verordnungen noch durch Reichswehr wird die Ordnung gestört; die Parteien bekämpfen sich in gemütlichen und anständigen Formen. Es gab nie Hitlerparaden und Denkmalsweihen, keine Regimentsfeiern und Kommunistenputsche. Ludendorff war nie Ehrengast in Darmstadts Mauern. Bei der letzten Reichstagswahl hat sich die Sozialdemokratie tapfer geschlagen, sie hat sich innerhalb der rot-weißen Grenzpfähle mit am besten unter allen Wahlkreisen gehalten und behauptet. Wenn nun in den letzten vier Wochen sich die denkwürdigen Ereignisse abgespielt haben, von denen ich hier berichten will, so ist das auf den „allgemeinen“ Ruck nach Rechts zurückzuführen, auf Grund dessen sich die bekannten Rosse und Reisigen berufen fühlen, die ebenso bekannte steile Höh’ zu sichern, wo Fürsten stehn. Die Sache begann mit einer Aktion der Rösser. Da war nämlich in Darmstadt jüngst eine landwirtschaftliche Woche, zu der die großen und größten Bauern aus allen Teilen des Reichs herbeigeströmt waren in der Ab-

sicht, das Denkmal ihres Kollegen Haas zu enthüllen und die Scholle für ein paar Tage mit dem Klubsessel zu vertauschen. Noch nie hat Darmstadt soviel würdige dicke Männer mit roten Gesichtern und schwarzen Zylinderhüten gesehen. Sie entfalteten im „Darmstädter Tagblatt“, einem Organ von beispielloser Lieblichkeit des bürgerlichen Herzens, eine diskrete Propaganda in Gestalt von Festprogrammen und Speisefolgen für schlichte Dejeuners und Diners. Und plötzlich war der Großherzog dabei; war er doch, wie mit festlichen Fanfaren verkündet wurde, der durchlauchtigste Ehrenpräsident, der Großkophta der Landwirte, ein Souverän und Oekonom, des Festes Glanz und Weihe. Als es bei einem Essen in der „Traube“ hoch herging — 600 Flaschen edelster Kreszenzen bedeckten mit gebrochenen Hälsen das Schlachtfeld — gab es Ansprachen und Trinksprüche, Toaste und Hochrufe von wahrhaft sinfonischer Struktur, Düngemittel und Ruhrschande, Kalisalze und deutscher Idealismus, Kant und das Rindvieh, Pferdezucht und Manneszucht, Fruchtbarkeit und deutsche Frauen, Liebe zur Heimat und Liebe zum Fürstenthron, Schutzzölle und herrliche Zeiten kontrapunktierten durch- und gegeneinander, und die Harmonie war laut „Tagblatt“ die denkbar beste. Es stellte sich zwar später heraus, daß der hessische Finanzminister Henrich den Saal verlassen hatte, weil er der irrigen Meinung war, unter soviel Dankesworten für die gewährte Gastfreundschaft müsse doch noch eines sein an den hessischen Staat, auf dessen Grund und Boden die Tagung stattfand. Aber die Landwirte entschuldigten sich auf glaubhafte Weise damit, daß der Sprecher, Herr Oberregierungsrat Johannsen-Hannover, zwar in dem vorbereiteten Konzept seiner Rede den selbstverständlichen Dank an die hessische Regierung formuliert habe, in der Hitze des Mahles aber und voll süßen Weines habe er auswendig gesprochen und den fraglichen Passus unglücklicherweise vergessen zu zitieren. Womit sich der republikanische Staat zu allgemeiner Zufriedenheit abfand. Die Agrarier aber und der Großherzog feierten weiter und gingen selbander ins Theater. Allda war es wie vorzeiten bei den Festvorstellungen an Allerhöchsteni Geburtstagen. Man ließ den Großherzog hochleben, lang leben, glücklich leben, Tücherschwenken, Hüteschwenken, man schwenkte Zwicker und die deutsche Männerbrust, man war ein einzig Volk von Brüdern und ehrte seine deutschen Meister. Spät in der Nacht, der Mond hing quietschend vor Freude in den Wolken, brachten die Mitglieder des Verkehrsvereins Darmstadt die sangesfrohen und weinseligen Bauern in die Quartiere, und noch in ihren Träumen funkelten Kronenreife um die Zylinder und der hessische Philippsorden hüpfte glänzend und klingend am schlichten Schwarz des landmännischen Frackes.

Wenige Tage später fand eine Zusammenkunft der „Gesellschaft hessischer Bücherfreunde“ statt. Die Geschäftsstelle befindet

sich im ehemaligen Residenzschloß. Diese Tatsache bewiese bei der Raumknappheit an und für sich nichts, wenn nicht die Bücher, deren Freunde die Mitglieder der Gesellschaft sind, ein fatales Zeugnis ablegten für die Berechtigung, an keinem anderen Ort der Stadt ausgelegt zu sein als gerade an diesem, dem Vorraum zum Arbeits- und Empfangszimmer des ehemaligen Hofmarschalls. Den antichambrierenden Besucher erwarten dortselbst intellektuelle Genüsse unbeschreiblicher Art: Heimatblätter, familienkundliche Anzeiger, Broschüren des Grafen Keyserling und insonderheit ein Buch „Am Kamin" von Joachim von Geldern-Crispendorf mit dem Untertitel „Gereimte Gedanken". In diesem Untertitel stimmt nur das erste Wort, das zweite ist ein Euphemismus. Der Inhalt sind Sektgespräche und Spazierritte mit blau- und heißblütigen Frauen in der bewährten Weis des deutschen Poeten Reinhold Eichacker und des Borngräberschen „Reigen", im zweiten Teil wird Frankreich unentwegt siegreich geschlagen und ein teutonisches Hochgericht angekündigt, gegen das Kleists „Hermannsschlacht" ein Bierulk ist. Das Juwel aber unter den Publikationen der Gesellschaft ist das Mysterium „Ostern" von E. K. Luthard, hinter welchem Pseudonym sich kein Geringerer als der Großherzog verbirgt. Der Bücherfreund und Untertan, so besagtes Werk erwirbt, schmeißt sofort Strindbergs gleichnamiges Stück aus seinem Bücherschrank, wobei er den schönen Vers singt: Strindberg neben Luthard setzen, heißt die Majestät verletzen. Majestät oder Königliche Hoheit, das gilt ihm in diesem Fall gleich. Um ihre Verehrung für den fürstlichen Autor darzutun, wallfahrteten die Bücherfreunde jüngst gen Kranichstein, einem Jagdschloß bei Darmstadt, allwo ein Empfang stattfand. In den daselbst gewechselten Reden lief die Beziehung von der Kunst via fürstlicher Gönner zu den Thronesstufen. In dem Augenblick, in dem dies geschrieben wird, weilen die Mitglieder der Weimarer Bibliophilengesellschaft zur Feier des fünfundzwanzigsten Jubiläums in Darmstadt. Als Gäste der Stadt? Bitte: als Gäste der Gesellschaft hessischer Bücherfreunde (sprich: des Großherzogs). Das Festangebinde stiftet die Ernst-Ludwigspresse. Diskrete Propaganda.

Zufällig fällt in diese festesfrohe Zeit eine Feierlichkeit der Ortsgruppe Reinheim des hessischen Odenwaldklubs. Dieser bezweckt, wie sein Name sagt, Pflege des heimischen Odenwaldgebirges in Gestalt von Wanderungen. Ich weiß nicht, ob der Großherzog gern wandert. Gemeinhin sieht man ihn im Auto durch die Gegend flitzen. Er legt zu viel Wert auf die Bügelfalte, als daß er sich nach Art des seligen Prinzregenten Luitpold in Jägerhemd und Wadenstrümpfen seinen Untertanen präsentierte. Aber vielleicht hat er sich unter dem Zauber der frühlingshaften Natur bekehrt, genug, er erschien in Reinheim beim Odenwaldklub und ließ sich als Schirmherr deutschen Wanderns, als des Müllers Lust und Herr der Berge feiern. Die Reisigen, die sotane Festlichkeit

entrierten, Studienräte, Apotheker, Stationsvorsteher, Amtsrichter und die biedere Schar der Kaufmänner, versäumten natürlich nicht, S. K. H., ihren allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, zum Ehrenmitglied ihrer Ortsgruppe zu machen, ein Beispiel, das hoffentlich die andern Niederlassungen des Klubs, fürnehmlich am Darmstädter Vorort, recht bald nachahmen werden. Bewundernswert ist bei all dem die Rührigkeit des betriebsamen Großherzogs; kaum ist er aus den ländlich heitern und trauten Triften des Odenwaldes zurückgekehrt, als er auch schon den Wanderstab beiseite und den Smoking angelegt hat, um mit seiner ganzen Familie und seinem Hofmarschall sich dem Bruderstamm der Preußen zu präsentieren. Die Fahrt geht nach Frankfurt ins Opernhaus, wo ein Fest zum Besten der Frankfurter Kinderhilfe stattfindet. Es ist sympathisch, daß der Großherzog, der mit seinen 52 000 Mark Jahreseinnahme ganz gut für das Fortkommen seiner beiden Söhne sorgen kann, auch soviel Hilfsbereitschaft für andere Kinder zeigt. Wer den erhebenden Verlauf des Opernballes kennenlernen will, der lese darüber die süddeutsche Ausgabe der D. A. Z. Es gibt auch in Darmstadt hilfsbedürftige Kinder, die Gelegenheit zu einer großzügigen Aktion ist günstig wie nie. Man lade den Großherzog ein, und der Erfolg der Sache ist garantiert. Der finanzielle allein tuts schon; den ideellen haben wir als seelisches Labsal obendrein. Daß der Großherzog übrigens ein Herz für die Jugend hat, geht aus der Tatsache hervor, daß er seine beiden Söhne seit Ostern ins Darmstädter Realgymnasium geschickt hat. Dort sitzen sie auf ganz gewöhnlichen Holzbänken, schnitzen ihre Initialen in dieselben Tische, in die ich meine einst geschnitzt habe und werden wegen ungenügender Präparation ins selbe Klassenbuch eingeschrieben, das früher unsere Namen zierten. Sie müssen auch beim Antworten aufstehen wie wirs mußten (es ist nicht wahr, daß der Lehrer bei der Frage aufsteht). Die Anstalt erweist sich übrigens des hohen Besuches würdig: sie hat die beiden jungen Leute, die seither von ebendaselbst bediensteten Studienräten privat unterrichtet worden waren, ohne Prüfung in die Unterprima aufgenommen, sie hat dem Kultusministerium nahegelegt, den republikanisch gesinnten zweiten Direktor des Hauses auf eine erste Direktorstelle nach Mainz zu versetzen und die Klasse hat am ersten Tag des hohen Schulbesuchs den älteren der Prinzen, einen ziemlich standesbewußten jungen Mann, zu ihrem Vertrauensmann ernannt. Ein demokratischer Fachlehrer wurde von der Klasse abgelehnt. Das Schulgeld bezahlt die Republik.

Im besetzten Gebiet verfolgen die Franzosen bekanntlich neben andern auch die Methode der „friedlichen Durchdringung“. Der Großherzog Ernst Ludwig und seine Manager haben sich diese Methode mit unleugbarem Geschick und Erfolg zu eigen gemacht. Sie agitieren still und ausdauernd mit Inbrunst und dem Glauben an den unausbleiblichen Sieg. Die Abneigung des Großherzogs

gegen militärische Angelegenheiten ist repektiert worden; kein Wort von Revanche, von stolzer unbesiegbarer Armee, von schwarzweiß-rot. Keine Paraden, kein Vorbeimarsch. Der Großherzog kommt selbst, kommt sofort, Postkarte genügt; in dringenden Fällen auf telephonischen Anruf. Er ist überall Privatmann, Gast oder Gastgeber; er kommt zu Landwirten und Bibliophilen, zu Wanderern und Wohltätigkeitsfesten; er ist überall dabei. Ganz spontan, aus der Stimmung heraus, läßt man ihn eben hochleben. Lächelnd dankt er, aus dem Impuls spricht er ein paar Worte zu den Brüdern überm Rhein, bittet er einen Delegierten, seine Grüße zu übermitteln. Tosender Beifall. Und dann am nächsten Tage, bekommt er Dankadressen, Versicherung unwandelbarer Treue zum deutschen Vaterland. Zum Vaterland? — Hat auch er nicht Treue gelobt? Wurst wider Wurst, Auge um Auge, Treue um Treue. Und dann liest es der Darmstädter beim Morgenkaffee und sein Auge umflort sich: Die Bevölkerung des besetzten Hessen gelobt seiner kgl. Hoheit unwandelbare Treue. Das Haus Brabant kommt mit dieser Methode weiter als die Hohenzollern.

---

BRUNO FRANK

## DIE NARBE

3. Fortsetzung

6.

Der König befand sich in einer barocken Laune, die aber keineswegs gutmütig war. Ihn amüsierte es, im einen Augenblick diese Ansprache, die Eröffnungsrede des Krieges zu redigieren, und im nächsten, so, als wären noch Möglichkeiten friedlicher Beilegung vorhanden, den Gesandten des Gegners zu empfangen.

„Jetzt werden Sie mich einmal als Heuchler kennen lernen," sagte er mit hart glänzenden Augen. Er verschwand und brachte, aus dem Konzertzimmer, ein kleines wohlgetroffenes Bildnis des Kaisers Joseph herbei, das dort auf einer Kommode seinen Platz hatte. Er stellte es auf den Kamin, mitten ins beste Licht.

„Kein übles Gesicht eigentlich," sagte er. „Oder was meinen Sie, Keith?"

„Er sieht aus wie ein kluger Mann und auch wie ein guter Mann."

„Trotzdem ist er's ganz allein, der zu diesem Kriege treibt. Er ist ehrgeizig. Nun, man begreift es. Die Theresia will gar nicht, sie hat schrecklich Angst. Sie fürchtet, daß sie tausend Jahre länger im Fegfeuer braten muß. Außerdem hat sie meine Schnurrbärte kennen gelernt. Man sagt, sie bekommt Zustände, wenn sie eine blaue Uniform sieht."

Er blickte an sich hinunter, an seinem eigenen Kittel. Ein Einfall schien ihm zu kommen. Er zog an der Klingel.

„Passen Sie auf, guter Lord, jetzt werde ich mich maskieren."

Sie sind ein höflicher Monarch, mein König. Sie bieten Ihrem Besucher etwas."

„Höre," sagte Friedrich zu dem eintretenden Husaren, „in meinem Schrank muß noch der weiße Rock sein, den ich damals in Neustadt getragen habe. Bringe ihn mir her." Der Diener ging.

„Sieben Jahre sind das auch schon wieder," sagte Friedrich. „Es war das erstemal, daß ich den jungen Joseph offiziell sah. Kaunitz war auch dabei, das ist ein großer Narr, aber dabei doch ein Fuchs. Wir hatten uns alle weiße Röcke machen lassen, um den Oesterreichern das verhaßte Blau zu ersparen — ah, da ist er ja, schauen Sie her, Mylord!"

Und Friedrich legte die weiße Uniform an, die in freier Art der österreichischen Montur nachgeschnitten und mit Silber gestickt war, und die ihm ziemlich sonderbar zu Gesichte stand. Neumann trug den preußischen Rock hinüber ins Schlafzimmer.

„Auf dies schöne Kleid gehört eigentlich auch ein schöner Orden. Sie werden sehen, guter Lord, der österreichische Graf trägt sicher das goldene Vlies. Wenn ich das sehe, muß ich immer lachen. Mag auch ein Mensch ein geschlachtetes Schaf auf der Brust herumtragen?"

„Jedenfalls, mein König," sagte Keith, „ ist Ihre Toilette nun beendet, und der Gesandte des römischen Kaisers wird gleich erscheinen." Und er machte Anstalten, sich zu erheben.

„Was fällt Ihnen ein, guter Lord! Meinen Sie, ich opfere Ihre Gegenwart diesem Briefträger? Uebrigens," fügte er hinzu, „kommt auch der Graf Cobenzl nicht allein. Er bringt einen Sekretär mit, den er mir vorstellen soll. Seltsamer Einfall am Vorabend eines Krieges. Wahrscheinlich ist er ein Spion. Alle diese Legationssekretäre sind Spione."

„Da wird er wenig Glück haben in Ihren Staaten."

„Lumpe gibt es überall. Aber hier gibt es wenigstens keine Hofdamen und keine Prinzessinnen, die so ein junger Elegant verführen und aushorchen kann."

„Ich denke, mein König, ganz unter uns," sagte Keith mit einem Lachen, „daß Sie diese Methode auch selbst recht häufig angewendet haben."

„Da irrt sich mein kluger Lord. Die Methode ist viel zu teuer. Diese Sekretäre verbrauchen ein sündhaftes Geld für Blumen und Zuckerwerk und Equipagen und bringen meist gar nichts heraus. Nein. Ich habe immer nur die Kammerjungfern verführen lassen. Dazu genügen hübsche kräftige Leute aus dem Volk, von denen überhaupt niemand weiß, daß sie mit mir zusammenhängen. Die kriegen ihre fünfhundert Taler im Jahr und amüsieren sich dabei noch herrlich, die Galgenstricke. Ihre Berichte sind vielleicht nicht so orthographisch, aber sie haben Hand und Fuß."

Der Husar erschien und meldete mit lauter Stimme die österreichischen Herren. (Fortsetzung folgt.)

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juniwoche

## Metamorphose der Börse.

In dem verflossenen Jahrfünft wurde die Börse durch die Geldentwertung zum Zufluchtsort für unzählige Vermögensbesitzer und Einkommensbezieher, die früher überhaupt keinen Kontakt mit dem Effektenmarkt gehabt hatten. Diesem Ansturm stand die Flut von Verwässerungsemissionen gegenüber, mit Hilfe derer die Gesellschaften teils ihr Kapital nominell dem veränderten Geldwert jeweils anzunähern, teils wirklichen und vermeintlichen Kapitalbedarf zur Ausnutzung der einzigartigen Konjunktur zu befriedigen bemüht waren. Eine ungeheuerliche Hypertrophie der Börse war die Folge, sowohl was den Apparat, wie was das Geschäft, die Zahl der gehandelten Wertpapiere und der Interessenten anbelangt. Mit Ausschaltung der Geldwertschwankungen mußte sich das Bild aber von Grund auf ändern. Zwar blieb die unselige Verkettung zahlloser Einzelexistenzen mit dem Auf und insbesondere dem Ab der Kurse bestehen, weil es gerade die unerfahrenen Mitläufer waren, die, verstrickt in den Sustanzwahn, die rechtzeitige Lösung ihrer Positionen versäumten mit dem Ergebnis, daß zu den Expropriierten aus der Markentwertung eine Schicht sich gesellte, die sich durch den unausbleiblichen Rückgang der Aktienkurse, einem Vermögensverlust gegenüber sah, im Vergleich zu dem die Aufwertung alter Markforderungen auf immerhin 15 v. H. des Goldwertes beinahe wie Substanzerhaltung anmutet. Aber es offenbart sich nun, nachdem der Geldwert stabilisiert ist, welche gewaltige Schwächung, trotz ihrer scheinbaren Ausdehnung, die Effektenbörse in Deutschland erfahren hat. Ein wahres Trümmerfeld blieb zurück. Statt einer aktionskräftigen Börse, wie sie in anderen kapitalistisch organisierten Ländern und im Deutschland der Vorkriegszeit für erforderlich befunden wurde, ist eine absolut funktionsunfähige Börse das Erbe der letzten Jahre, eine Börse, die ihrer eigentlichen Aufgaben völlig entfremdet ist. Nicht etwa ist damit der Tiefstand der Aktienkurse gemeint. Das Niveau der Kurse hat mit der Qualität des Börsenwesens kaum etwas zu tun. Bei tiefen Kursen kann es ebensogut intakt sein wie bei hohen. Die Frage, die den einzelnen im Hinblick auf sein Portefeuille begreiflicherweise am meisten bewegt, ob die Aktienkurse steigen oder fallen werden, diese Frage interessiert hier zunächst nicht.

Zum einen ist diese Veränderung naturgemäß bedingt durch die allgemeine Verwüstung des Kapitalmarktes, dessen realer Exponent die Börse ist. Seine Erschöpfung bringt es mit sich,

daß Direktplacierungen von Neuemissionen am offenen Börsenmarkt heute gewöhnlich bedeutende Kursopfer erfordern. Dadurch ist eine Funktion der Börse ausgeschaltet: die Herstellung einer unmittelbaren Verbindung zwischen Nachfrage nach Geldkapital und Angebot von Realkapital. Am Aktienmarkt ist diese Verbindung momentan so gut wie durchbrochen, und auch bei wertbeständigen Anleihen gilt der Verkauf an der Börse als eine sehr rohe Art der Geldbeschaffung. Die meisten Institute und Emittenten ziehen es daher vor, den Verkauf von neuen Werten außerhalb der Börse vorzunehmen, damit ein möglichst großer Teil der Emission durch den Filter des Publikums festgehalten werde.

Zum anderen ist die Schwächung der Börse die Folge von Umständen, die speziell die Börse als solche betreffen. Man vergegenwärtige sich, daß beispielsweise im Oktober 1907, im Höhepunkte der letzten schweren krisenartigen Erschütterung der gesamten Weltwirtschaft vor dem Kriege, an der Berliner Börse nach den Indexberechnungen der Frankfurter Zeitung die Kurse im Durchschnitt nur von 149,10 auf 143,90 v. H., also um kaum mehr als fünf Punkte zurückgingen; daß im Gegensatz hierzu heutzutage der gelindeste Kauf- oder Verkaufsandrang genügt, um das Kursniveau von Woche zu Woche um 30 und 40 und selbst 50 v. H. — trotz völliger Unversehrtheit der Währung — herauf oder herunter zu treiben. Offenbar kann ein solcher Effektenmarkt, dessen Kurse der Spielball der Liliputorders sind, nur als eine Karikatur von Börse bezeichnet werden. Unter diesen Umständen wird jeder Effektenbesitz zu einer Angelegenheit von Leben und Tod. Eine derartige Hemmungslosigkeit der Preisbildung widerspricht dem Wesen der Börse. Will die Börse ihrer Hauptaufgabe, den Effektenkapitalismus zu fundieren und zu fördern, gerecht werden, so muß sie so organisiert sein, daß eine einigermaßen stetige, vernünftige Kursbewegung gewährleistet wird. Nur so kann gemäß dem effektenkapitalistischen Prinzip der jederzeitige Hin- und Hertausch auch geringer Geldreserven in Effekten ermöglicht und zur Mobilisierung aller vorhandenen Mittel angeregt werden.

Dieser Mangel an Kursausgleich ist zum geringeren Teil eine Sache des Nichtwollens der Beteiligten. Zum größeren Teil ist sie auf das Nichtkönnen derjenigen Schicht von Börseninteressenten zurückzuführen, die man als die Berufsspekulation zu bezeichnen pflegt. Die Verarmung der Kulisse ist erschreckend. Sie ist von dem allgemeinen Vermögensschwund im Bankierstande nicht verschont geblieben. Die ansehnlichen Spekulationsgewinne der letzten Jahre wurden meist im Konsum verpulvert.

Einer Wiedereinführung des seit Kriegsbeginn verbotenen Termingeschäftes, die an sich eine höhere Beweglichkeit der Kulisse auch mit geringem Eigenkapital ermöglichen würde, scheitert vorerst an dem

allgemeinen Mißtrauen. Fremde Mittel aber stehen der sogenannten Spekulation zur Erfüllung ihrer Aufgabe kaum zur Verfügung. Die Zinssätze, die am offenen Geldmarkt gezahlt werden, sind zu hoch, als daß durch solche Gelder Geschäfte kleinen Nutzens finanziert werden könnten. Darüber hinaus ist aber auch die Bereitwilligkeit, der Börsenspekulation Mittel zur Verfügung zu stellen, sehr gering. Tiefere Mängel in der Organisation gerade der deutschen Börsen spielen hier eine Rolle. Zwar klingt es plausibel, daß Kredit zurzeit nur zu produktiver Tätigkeit gegeben werden dürfe und nicht zu Spekulationen (als welche die volkswirtschaftlich letzten Endes durchaus nützliche Ausgleichung der Effektenkurse nach Raum und Zeit gewöhnlich angesehen wird). Im Grunde aber rächt sich bei der gegenwärtigen Unterversorgung der Kulisse mit Kredit nun jene weitgehende Abhängigkeit der Börse von den Banken, auf die von Volkswirtschaftlern seit langem mit Bedenken hingewiesen worden ist. Sie brachte es schon vor dem Kriege mit sich, daß die Börsenkulisse nicht dann am ausgiebigsten mit Kredit gespeist wurde, wenn es am notwendigsten gewesen wäre, sondern dann, wenn es den Banken am besten in ihren Kram paßte. Nun ist es allerdings mit der Kreditkraft der Banken, wie alle Welt weiß, jetzt nicht zum besten bestellt. Aber es kommt hinzu, daß die Bankwelt sich an einer gedeihlichen Entwicklung und Kontrolle der Effektenpreise ziemlich desinteressiert wähnt. Man erlebt es darum auch, daß Bankhäuser in schlechter Erfüllung ihrer Pflichten vielfach die Kurse der von ihnen dem Markte zugeführten Papiere beliebig pendeln lassen. Emissionsmöglichkeiten und -absichten bestehen eben zurzeit nicht, und damit entfällt die geschäftliche Notwendigkeit, das Augenmerk dem eigenen Emissionskredit und den Werten zuzuwenden, deren Prospekt seinerzeit mitunterzeichnet wurde. Warum auch sollten sich die Banken sonderlich mit den Aktienmärkten befassen, wo ihnen doch die bevorstehende allgemeine Umstellung der Kapitalien auf Gold einen hinreichenden Nutzen auf dem Konsortialkonto auch ohne umständliche Emissions- und Regulierungstätigkeit verbürgt?

Man darf nicht vergessen, daß der jahrelang ungebührlich bevorzugte Aktienmarkt eigentlich nur einen Ausschnitt aus dem Kapitalmarkt bildet. Alle Anzeichen sprechen dafür, daß eine Verödung des Aktienmarktes sondergleichen bevorsteht, nachdem mit der Geldentwertung der Hauptgrund für die erhöhte Beachtung, die ihm zuteil wurde, weggefallen ist. Die anderen Teile des Kapitalmarktes, die bisher ganz vernachlässigt worden sind, werden vermutlich in den Vordergrund gerückt werden und die Aktien aus ihrer bisherigen Vorherschaft verdrängen: Hypotheken, Anleihen und Akzepte scheinen anstelle der Aktien prädestiniert dafür, in nächster Zeit das Betriebsmittelbedürfnis der Unternehmungen zu befriedigen. Die Aktien, die zumeist das alte überreichlich investierte

Anlagekapital repräsentieren, werden sich solange mit den Brosamen, die vom Tische fallen, begnügen müssen, als nebenher dringend Kredite benötigt werden, die nur zu viel höherem Zinssatz gegeben werden, zu Zinssätzen, wie sie keinesfalls auf alle Teile des Kapitals herausgewirtschaftet werden könnten. Vorweg also wird der Gewinn der Unternehmungen, und damit die Rente für die bestehenden Aktien stark geschmälert zugunsten der neu aufgenommenen Kredite. Darum werden auch die phantastischsten Zinssätze von den Gesellschaften bedenkenlos gezahlt, weil, was für die neuen Kredite zu viel an Zinsen entrichtet werden muß, ohne Skrupel an der Aktionärrente abgeknapst wird. Die Aktionäre müssen also den Sündenbock spielen. Ein Einfluß auf die Dividendenpolitik steht ihnen ja gewöhnlich nicht mehr zu, nachdem sie sich in der vergangenen Verwässerungsperiode allen eindringlichen 'Warnungen der ernsthaften Handelspresse zum Trotz den unerhörten Bezugrechtsraub durch die Verwaltungen widerspruchslos haben gefallen lassen. Die Mehraufwendungen wegen Disökonomie, die erhöhte Steuerbelastung, die Inanspruchnahme durch die Reparationsobligation, alles kann bequem auf die Inhaber der alten Kapitalanteile, auf die Aktionäre abgebürdet werden. Die normale Rente von 5 bis 7 Prozent, die nach allen Begriffen für die Aktien angemessen erschiene, die aber ohnehin hinter dem heutzutage anderweit üblichen Zinsfuß zurückbleiben würde, die wird also voraussichtlich eine weitere Schmälerung erfahren, weil hier ein Spielraum den Verwaltungen sich offenbart, in den man mühelos eingreifen zu können glaubt. Es ist klar, daß bei solcher Beschneidung eine 100-proz. Bewertung der Aktien auch nach der Goldumstellung in der Regel so gut wie ausgeschlossen sein wird. Da aber nach den Bestimmungen des Handelsgesetzbuches neue Aktien nicht unter dem Nennwert ausgegeben werden dürfen, sind, solange nicht das Gesetz den Uebergang von der Summenaktie zur kuxenähnlichen Quotenaktie gestattet, Neuemissionen auch juristisch ausgeschlossen. Das drängt die Finanzierungsbedürfnisse nur umso mehr von den Aktenmärkten weg zu anderen Formen der Befriedigung. Wenn überdies im natürlichen Verlauf der Sanierungskrise der demnächstige Rückgang der Warenpreise, der ja unvermeidlich erscheint, in zunehmendem Umfang auch solche Unternehmungen umwerfen wird, deren Aktien an der Börse gehandelt werden, so wird, wie in jeder Sanierungsperiode, eine weitere Rückbildung des Aktienmarktes eintreten. Schon jetzt ist der Geschäftsumfang auf manchen Gebieten fast auf Null zusammengeschrumpft. Namentlich im Freiverkehr, der anläßlich der Umwertung aller Werte zur Uebervorteilung des unerfahrenen Publikums durch Ueberschwemmung mit Nonvaleurs in wahrhaft skandalöser Weise ausgenützt worden ist, vollzieht sich ein förmliches Absterben des Handels. Aber auch am Einheitsmarkt und sogar bei den fortlaufend notierten Werten sind die Umsätze, wenn man die bewegten Summen betrachet, meist minimal.

Die gegenwärtige Stagnation der Aktienmärkte leitet nach alledem höchstwahrscheinlich eine Wendung in der deutschen Börsengeschichte ein. Zwar liegt natürlich eine gelegentliche Erholung der Tiefkurse durchaus im Bereich der Möglichkeit; aber die eigentliche Aktienaera scheint vorerst nicht wiederzukehren. Wem kann man schließlich zumuten, sein Vermögen in ungenügend rentierenden, entrechteten Aktien anzulegen, wenn ganz andere Chancen sowohl in bezug auf die Rente, wie auf die Sicherheit winken? Der Aktienkauf hat doch bei stabilen Verhältnissen nur solange einen Sinn, als die Aktien mehr Vorteile versprechen, als die bessergesicherten Anleihen. Freilich vollzieht sich die Abkehr von den Aktien nicht von heute auf morgen. Dazu ist vor allem die spekulative Durchsetzung noch zu stark und die exakte Kalkulation der Rente noch zu wenig ausgeprägt. Auch darf man sich nicht vorstellen, daß das Interesse an den Aktien gänzlich ertötet würde. Sobald nur die Kurse angemessen niedrig sind, wird das Leben auch auf diesem Gebiete wiederkehren. Nur meine ich, daß der Aktienmarkt von seiner bisherigen primären zu einer mehr sekundären Rolle herabsinken und daß sich der Wiederaufbau des deutschen Kapitalmarktes anderer Formen, der Anleihen aller Art, vielleicht auch der Vorzugsaktien bedienen wird. Auf diese Wertpapiertypen wird sich der Schwerpunkt des Börsenverkehrs verschieben. Sie sind auch viel geeigneter, das ausländische Kapital, das sich vorerst von dauernden Beteiligungen noch ziemlich fern hält, heran zu locken. Der Agent für Reparationszahlungen, der, soweit seine Guthaben bei der Neuen Bank 2 Milliarden Goldmark übersteigen, in Deutschland Investitionen vornehmen soll, wird voraussichtlich wohlausgestattete Anleihen den Dividendenpapieren bei seinen Käufen gleichfalls vorziehen. Zu einem wesentlichen Teil wird aber die Befruchtung der deutschen Wirtschaft mit neuem Kapital in- und ausländischen Ursprungs überhaupt unter Umgehung der Effektenform und -Börse vor sich gehen. Die ansehnlichen Mittel, die der wiedererwachende Spartrieb z. B. bei den Versicherungsgesellschaften anstaut, dürften, soweit die Anlage nicht in Pfandbriefen erfolgt, auf dem Wege des unmittelbaren Hypothekenkredits zur Finanzierung von Bautätigkeit und Landwirtschaft ausgeliehen werden. Da ferner die Krediterfordernisse sich im wesentlichen auf die Betriebsmittel und nicht auf die Anlagen beziehen, so wird der Akzeptmarkt, der in England von jeher eine so große Rolle spielt, in Deutschland aber bisher ziemlich unorganisiert ist, wahrscheinlich eine besondere Bedeutung erlangen. Diese bevorstehenden Aenderungen in der Struktur des deutschen Geld- und Kapitalmarktes, die bislang kaum beachtet wurden, sind nicht allein volkswirtschaftlich sehr interessant, sie sind von weittragender Wichtigkeit auch für die einzelne Privatwirtschaft.

# GLOSSEN

„SCHONEN SIE SICH!“

Hermann Bahr war schwer krank. In den Tagen der Rekonvaleszenz schrieb er — am 29. Mai 1924 — in sein Tagebuch:

„Der Arzt tröstet mich: „Sie sind eigentlich gar nicht mehr krank, Sie haben nur noch nicht das Gefühl, wieder gesund zu sein, Sie müssen sich eben jetzt vor allem einmal gründlich erholen.“ Ja, das sagt man mir nun seit zwanzig Jahren! Ich höre seit zwanzig Jahren immer wieder, daß mir eigentlich nichts mehr fehlt, aber daß ich jetzt halt einmal ernstlich an Erholung denken sollte. Das will ich auch immer, ich komme nur aber dann nie dazu. Vor zwanzig Jahren war's so weit, daß ich von den Aerzten aufgegeben und zu diesem Zwecke in das Sanatorium Marbach am Bodensee geschickt wurde. Auch Otto Julius Bierbaum und Otto Erich Hartleben waren, als man sie für verloren hielt, dahin abgeliefert worden. Ich weiß nicht, warum nach ärztlichem Urteil erledigte Kranke mit Vorliebe damals diesem einsamen Schloß zugewiesen wurden (das übrigens jüngst abgebrannt ist.) Als ich dort nach ein paar Wochen einsah, sterben zu müssen, beschloß ich, dann aber wenigstens angenehmer zu sterben, brannte durch, nahm im Inselhotel zu Konstanz Abschied von der freundlichen Gewohnheit des Daseins und ließ meine Leiche nach Abbazia überführen. Vierzehn Tage später fuhr ich nach Dalmatien und dann im März gleich auch noch nach Athen. Als ich da zum erstenmal, auf den Stufen des kleinen Niketempels sitzend, ins veilchenblaue Aegäische Meer sah, war ich gesund, zur größten Verwunderung meiner Aerzte, die mir, als ich wiederkam, ein leises Befremden über meine Taktlosigkeit nicht ganz verbergen konnten; sie fanden es eigentlich doch etwas eigenmächtig von mir, daß ich nicht gestorben war, machten übrigens gute Miene dazu, schärften mir aber ein, daß ich mich jetzt vor allem gründlich erholen müßte. Seit damals also, seit Mai 1904, soll ich das, es wird mir alle paar Jahre wieder von neuem eingeschärft, ich bin auch gern bereit dazu, nur kommt mir halt immer wieder etwas dazwischen, es kommt mir das Leben dazwischen. „Sie müssen sich schonen!“, das ist mir ein unverständliches, ein unleidliches Wort: wenn ich mich, um zu leben, mit meinem Leben verschonen soll, dann doch lieber gleich über die Schwelle zu jenem neuen Leben, zur wahren Erholung, zum Erwachen vom irdischen Traum!

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

*Die angesteckte Literatur.*

Zu den beliebten Redensarten, die der gedankenlos Deutschnationale nachplappert, gehört die von den frivolen Franzosen. Es ist das allerdümmste Mißverständnis. Der Franzose redet mit einer gewissen heiteren Freiheit von Dingen, über die wir nicht sprechen, aber nur uns scheint zweideutig, was dem Franzosen natürlich vorkommt. Er scherzt über erotische Lächerlichkeiten, aber der Scherz ist selten Zote. Dagegen ist die rohe Eindeutigkeit, die in Neudeutschland sehr beliebt ist, ärger als Zote, es ist die Wort gewordene Ansteckung. Was die literarische Verseuchung des Publikums anlangt, so vergleiche man einmal einen Kiosk auf einem Pariser Bahnhof mit einem Berliner Zeitungsstand der Untergrundbahn. In dem Pariser Zeitungshäuschen finden Sie „Le rire", das so wenig schweinisch ist wie der Simplizissimus, wenn es auch einmal ein nacktes Mädchen riskiert, und die alte „vie parisienne", die nicht so frivol ist wie die „Lustigen Blätter", ganz abgesehen davon, daß man sie nicht mehr liest. Im übrigen finden Sie dort immer die blauen Bücher der „Nouvelle revue française", eine glänzende, ausgezeichnet geschriebene Bücherreihe, die vorzügliche, billige Kollektion von Calman-Levy, in der Loti, France, Daudet, Tristan Bernard, Paul Reboux, Abel Hermant usw. usw. erschienen sind. Sie können sich die beste Lektüre für die Eisenbahnfahrt anschaffen. Es besteht kein Zwang zur Zote. Damit vergleichen Sie doch, was dem Reisenden in Preußen geboten wird. Vor allem diese trübe Flut gemeiner Sexualzeitschriften, Blätter ohne Witz, ohne Grazie, ohne anderen Inhalt als sexuelles Herumgerede. Ganze Schaufenster sind angefüllt mit dem „Reigen" des wieder freigelassenen Hofrathes Borngräber, mit den Nuditäten des „Berliner Leben", mit den lockenden Bildchen der neuesten „Halbmonatsschrift für Junggesellen", betitelt „D i e o h n e", was in deutscher Sprache, in der diese abscheulichen Schweinereien nicht geschrieben sind, bedeuten soll: „Die Frau ohne Mann". In keinem französischen Kioske werden Sie diese Fachliteratur für perverse Frauen und Männer finden. Diese trübe Flut hat in Preußen die anständige lesbare Literatur fast weggeschwemmt.

Wer die Nationen auf einen oberflächlichen Eindruck hin vergleichen wollte, auf dieses Nebeneinander der Bahnhofsbuchhandlungen, der müßte die Franzosen für ein gesundes, geistig bewegtes Volk halten, die Deutschen, die diese kolorierten Sau-Zeitschriften in Zehntausenden von Exemplaren schlucken, für eine dekadente, innerlich angesteckte Nation. Die Herren deutschnationalen Buchhändler, die auf ihren wortreichen Tagungen gegen das sittenlose Franzosenvolk wettern, sollten sich doch einmal diese überschwemmende Literatur zur Propagierung der Perversionen vor die Nase halten.

*E. St. K.*

2.

*Die Provinzkritik.*

Liebes Tagebuch, Du hast neulich in einem schönen Aufsatz die Kritik der Provinz gegen die Berliner Kritik herausgestrichen.

Du kennst die Kritik in Darmstadt nicht!

Zu lesen, was allein das „Darmstädter Tageblatt", Stinnes und Stresemann getreulich zugeschworen, an Dummheiten in den drei Jahren Hartung zusammengeschrieben hat, das ist eine solche Erheiterung, daß es unrecht ist, diese Dinge nur den Darmstädtern vorzubehalten. Aber schon eine kleine Blütenlese würde ein hübscher Aufsatz werden. Man

muß ihn natürlich schreiben, aber nicht heute . . .

Heute will ich Dir nur von einem niedlichen kleinen Mißgeschick erzählen, was dieser Zeitung neulich zugestoßen ist, die, viel unfehlbarer als der Papst, vor einiger Zeit auch Büchner, als man „Leonce und Lena“ aufführte, für einen der lebenden und vermaledeiten Expressionisten hielt...

Da spielte also das Rosé-Quartett und hatte angekündigt, daß es einen Mozart, einen Korngold und einen Schubert geben würde.

Aus irgendwelchen Gründen wurde aber der Mozart nicht gespielt und an seiner Stelle ein Beethoven: Opus 180, Nr. 4, C-moll.

Was schreibt der Kritiker N. des „Darmstädter Tageblattes“?

„Mozart erschien in seinem G-dur Quartett in sonnigster Heiterkeit und Liebenswürdigkeit“.

Ein Kritiker, der C-moll und G-dur nicht unterscheiden kann, der aber immer lustig weiter seine Kritiken schreibt.

Ja, das ist die gerühmte Provinzkritik.

*Ferdinand Kinzelmann.*

---

## MAN KAUFT ERFAHRUNG — KAUFT MAN AUCH TALENT?

Drei Viertel des deutschen Volkes bestehen aus Angestellten. Deutschland ist somit kein Bauernstaat oder Händlerstaat, wenn man unter Bauer und Händler einen Menschen versteht, der in freier, selbständiger Weise seinen Beruf ausübt. Deutschland ist ein Angestelltenstaat: der Hauptteil seiner Einwohner übt seinen Beruf im Dienste anderer aus. Es ist ein Arbeitssöldnerstaat, ein Tag-, Monats- und Jahressöldnerstaat. Diese Tatsache kommt im staatlichen Leben viel zu wenig zum Ausdruck. Trotz allen sogenannten sozialen Einrichtungen, die mehr nach Wohltätigkeit von Staats wegen schmecken als nach Angestelltenrecht, trotz großer Angestellten- (Arbeiter-)Parteien spielt die Majorität des Volkes eine klägliche gesetzgeberische Rolle. Die Einrichtungen und das Leben des Staates sind in ihren Ideengängen noch auf eine Art Biedermeierzeit eingestellt. Es ist ein schreiender Anachronismus. Weder Staatsmänner noch Wissenschaftler haben, wenn sie von der Idee des Staates sprechen, den Angestelltenstaat vor Augen. Sie wissen es nicht, oder haben nicht den Mut zu sagen: Wir haben einen Angestelltenstaat. Wie müssen wir ihn einrichten, um einen vollkommenen, glücklichen Angestelltenstaat daraus zu machen?

Schon unsere Pädagogen versagen jämmerlich. Die ganze Erziehung und Bildung ist auf ein Ziel abgestimmt, das 75 v. H. nie erreichen. Dadurch trägt die Erziehung eminent revolutionäre Keime in sich und erzeugt große, schmerzliche Konflikte in den Seelen der Begabten. Dies könnte alles vermieden werden, wenn unsere Pädagogen vom Anfang an darüber im Klaren wären, daß sie zukünftige Angestellte erziehen. Warum ist das Ziel ihrer Erziehung nicht geradeheraus und offen: Der Angestellte? Es wird ein schädliches Versteckspiel getrieben. Ich kenne kein Buch, das von der „Psychologie des Angestellten“

handelt. Und auch das ebenso wichtige Buch: „Psychologie des Vorgesetzten“ ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Und doch — gestehen wir es nur! — schwingen die Seelen in Deutschland täglich und nächtlich gerade am meisten um diese beiden Pole.

Man wird mir entgegenhalten, ich schlage Sklavenschulen vor. Nichts liegt mir ferner! Man erziehe selbst- und standesbewußte Angestellte. Leute, die sich ihres eigenen Wertes und des ihrer Arbeit bewußt sind. Leute mit Initiative, Vornehmheit. Nur mache man endlich ein Ende mit dieser verquollenen, zur Hälfte kastrierten, hin- und herschwankenden, von tausend Gewissenskonflikten gestochenen, murrenden, dienernden, zermantschten und verpatzten Menschengattung, die jetzt Angestellter heißt. Das fürchterliche, barbarische Verhältnis, das im Jahre 1924 noch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen besteht, ist nicht anders zu beseitigen, als durch die Mühe der Pädagogen: Wenn nicht schon den Kindern eine freie, heitere Religion gelehrt wird, wird der quälende Teufel „Vorgesetzter“ nie verschwinden.

Ich will nicht davon sprechen, wie unendlich wenig der Staat noch dazu tut, seinen Bürgern zu ihrem Lebenszweck zu verhelfen, zur Anstellung. Aber wie primitiv, unwirtschaftlich und unwissenschaftlich ist noch immer die Art, in der Stellungen vergeben werden! Die Maßstäbe, nach denen die Brauchbarkeit eines Angestellten beurteilt wird, sind einfach jämmerlich. Fast in allen Fällen taxiert der Arbeitgeber die Brauchbarkeit des Bewerbers nach dessen Erfahrung. Je mehr Erfahrung der Bewerber hat, desto mehr Gehalt bekommt er. Das heißt, der Arbeitgeber kauft die Erfahrung! Man lese die Annoncen. Es gibt wohl keine, in der nicht „jahrelange Erfahrung“ die Hauptrolle spielt. Haben Sie schon eine Annonce gelesen, in der Talent gefordert wurde? Kaum. Talent wird nicht gekauft. In diesen Tatsachen ist das eiternde Geschwür des ganzen Anstellungswesens aufgedeckt! Erfahrung gewinnen heißt fast in allen Fällen: Von der Picke auf dienen. Auch das Talent wird gezwungen, diesen — jahrelangen — Weg zu gehen, es muß sich empordienen, ohne Möglichkeit zu wahrer Betätigung! Es muß unter „erfahrenen“ Vorgesetzten dienen, denen es schon nach wenigen Monaten an Gedankenschnelligkeit, Erfassung des Wesentlichen überlegen ist, dienen gleichsam mit gebundenen Gedanken. Ist schon das jetzige Angesetelltensein eine freiwillige Selbstverdummung, die übernommene Pflicht, dümmer zu sein oder zu scheinen als der Vorgesetzte, so bedeutet es für das Talent geradezu ein Sichselbstaufgeben. Gewiß, der Arbeitgeber wird sagen: Woran erkenne ich das Talent? Nun, ich glaube, die meisten Talente haben immerhin einige Merkmale. Man versuche es einmal mit einer Annonce: „Talent für diese bestimmte Aufgabe gesucht“ und warte ab, wer sich meldet und erprobe ihn. Vielleicht wird man sich doch nicht gar so oft täuschen. Aber hier könnte auch der Staat etwas tun. Warum gibt es keine Führererprobungsanstalten? Man begnüge sich nicht, Menschen für bestimmte Berufe auszubilden, man stelle sie vor schwierige, selbständige Aufgaben (kein Prüfungen!), man mache sie zu Leitern von Versuchsanstalten — und urteile. Man wird unendlich überrascht sein, wie oft Gott dem, dem er ein Amt gibt, auch den Verstand schenkt. Man wird überrascht sein, wie manche Menschen die „jahrelange Erfahrung“ in einigen Wochen erwerben; man wird verblüfft sein, wie rasch manche Menschen mit neuen Gedanken, Verbesserungs- und Erweiterungsvorschlägen hervortreten wer-

den. Kurz, wer den Sinn unseres Staates erfaßt hat, soll dafür sorgen, daß Talent ebenso oder noch mehr als Erfahrung einen gangbaren, anständigen Marktwert erhält.

*Arnold Hahn.*

---

## FILM

*Weibliche Junggesellen.*

Dieser außerordentlich sehenswerte schwedische Film von einem ungenannt gebliebenen Regisseur aus der Schule Maurits Stillers schildert das trübe, arme Leben jener Hunderttausende von Mädchen, die Tag für Tag zur selben Stunde unausgeschlafen in die Kontore und Geschäfte hetzen müssen, ihre Jugend hinter Schreibmaschinen und Ladentischen für geringstes Entgelt opfern, eine Beute den Männern, früh sich ausgebend oder miekrig dahinwelkend. Sie gehen in immer wieder aufgebügelten blauen Kostümen und in billigen, immer wieder gewaschenen Blusen, voll Sehnsucht nach erweckend-belebenden Anhauch von Freude und Liebe, und voll Angst, ihre Existenz zu verlieren.

Welch ein Mut, solcherlei ohne irgend wie spannende Handlung zu zeigen; welch ein Können, dies mit feinstem Sinn für Menschlichkeit, für gute Bilder, für zarteste Stimmungen sechs Akte durchzuführen, ohne zu langweilen; welch ungewöhnliche Leistung dieser Tora Teje, einzige der Asta Nielsen ebenbürtige Filmfrau, mit nur ganz leise andeutenden Mitteln ein Frauenschicksal, das Schicksal einer ganzen Kaste von Frauen, bis in des vergrämten Herzens fernste Falten zu enthüllen.

Diese knochige, biegsame Frau mit dem wundervoll-weichen Bewegungen — einst im Erotikon-Film ganz und gar die große elegante Dame, —, wie unbarmherzig gibt sie ihr von Kummer verwüstetes Gesicht mit der langen spitzen Nase, dem breiten Mund, den Säcken unter den Augen preis. . . und dennoch, wie blüht sie im nächsten Augenblick, als sie sich geliebt weiß, von innen auf, daß sich alle eingefallenen Flächen ihres Gesichts füllen, und nicht nur das Auge, sondern die ganze Gestalt strahlt wie eine erlöste Heilige. Mit wie leidenschaftlich schmiegsamer Gebärde fliegt sie dem eben noch abgewehrten Mann, ohne ihn eigentlich zu lieben, von Leid und Zärtlichkeitssehnsucht gepeitscht, um den Hals!

Wie hat dieser anonyme Regisseur die anderen Filmschauspielerinnen zu einfachem, rührend-herzbewegendem Spiel erzogen; mit wieviel unaufdringlichen, fast unmerkbaren Einfällen würzt er die eigentlich gleichgültig-alltäglichen Vorgänge! Meisterstücke: wie Chef und Kontoristin nebeneinander durch die neblige hoffnungslose Stadt wandern; wie eine ganz vom Leben Zerschlagene trostlos sich langsam den Regenmantel auszieht, und vor allem, wie man eine Minute lang nur die glatte Wand der grauen Mietskaserne und ein großes leeres Fenster erblickt, hinter dem das stumm verzweifelte Gesicht der Teje aufwächst: ein Symbol der Seelennot aller einsamen armen Frauen.

Und alles ist so sehr mit leichter Hand, ohne große Szenen, so sehr mit Takt und Anmut gearbeitet, daß man den versöhnlich-kitschigen Schluß des Sichkriegens am Weihnachtsabend verzeiht, über den der Regisseur selbst leise zu lächeln scheint.

Hier ist ohne Tendenz und Hetzerei wirklich ein sozialer Film erstanden, der eindringlicher als irgend ein Roman der Weltliteratur das Elendsschicksal dieser aus aller Lebensfreude Ausgestoßenen hinmalt. Die Sklavenhalter unserer Epoche müßten allesamt in diesen herrlichen Menschlichkeitsfilm getrieben werden, diese stillen Szenen der Freudlosigkeit würden bewirken, nicht daß sie ihre Kontoristinnen

heiraten (wie es leider hier geschieht), sondern daß sie ihnen mehr Luft, Freiheit und Gehalt geben.

Die deutsche Filmindustrie aber, innerlich viel mehr pleite als äußerlich-finanziell, mag hier lernen, wie ein wirklicher Kammerspielfilm aussieht, der ohne aufdringliche Expressionen, ohne schleichend-langweiliges Gehaben, ohne dünkelhafte Propaganda, still und graziös zu uns kommt und uns sehr nachdenklich über Menschen- und Filmschicksale entläßt.

*Kurt Pinthus.*

---

ANEKDOTEN.

Wir lesen in der „Comoedia“:

Augenblicklich finden in den „Folies Bergère“ Proben für eine neue Revue statt, in der die Mehrzahl der Statistinnen entkleidet zu erscheinen haben. Ein besonders sensationelles Bild stellt Napoleon Bonaparte dar, umgeben von seinen zahlreichen Siegen. Die diese Siege verkörpernden Personen sind vollkommen nackt. Der mit der Rolle Bonapartes betraute Schauspieler sollte ursprünglich einige Worte sprechen, die jedoch gestrichen wurden, um die Szene zu verkürzen. Er fragte verletzt den Regisseur, welche Haltung er wortlos einzunehmen habe. Die kurze Antwort lautete: „Mach’, was Du willst. Das ist den Leuten doch gleich. Für das Publikum sind die nackten Frauen und Dich wird man nicht ’mal sehen!“

*

Zu jener Zeit, als Erich Mühsam noch mit „Gott strafe England“ grüßte und Rößler darauf friedlich erwiderte „er strafe es“, zu jener Zeit, wo ein Deutscher, der so gesinnungslos war, „Adieu“ zu sagen, der tiefen Verachtung des wahrhaften Patrioten anheimfiel — zu jener Zeit trat in der vollbesetzten Trambahn ein Corpsstudent Lotte Pritzel auf den Fuß. Er stammelte ein flüchtiges „Pardon“, worauf Lotte Pritzel aufmunternd sagt: „Wir wollen doch bei dem treudeutschen „Hoppla“ bleiben!“

---

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 23)



Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin W 8, Jägerstr. 11. Tel.: Merkur 8307, 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,— Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juniwoche

Will man die Kläglichkeit deutscher Politik beurteilen, so vergleiche man die Kundgebungen eines Tages:

**In Paris**

hält Herriot seine Programmrede. Er kündigt, abgesehen von einer Herabsetzung der militärischen Dienstzeit in Frankreich, eine Amnestie fürs Ruhrgebiet an, Aufhebung der Arbeiter-Ausweisungen, Beendigung der Gewalt- und Pfänderpolitik, Räumung des Ruhrgebiets, sobald die Garantien des Sachverständigenberichtes festgesetzt sind, Uebertragung der Ausführungsgarantien an internationale Organisationen mit Verwaltungsvollmacht.

**In Deutschland**

hält der Führer der völkischen Studenten Kleo Pleyer auf der Marienburger Tagung der Vorsitzenden des deutschen Hochschulrings eine Rede, die in folgendem Satz gipfelt: „Wenn Marx, der Führer des undeutschen Zentrums, Reichskanzler der undeutschen Republik, in seinem heurigen Osteraufsatz den Völkischen dadurch eins am Zeuge zu flicken glaubt, daß er sie als „Kriegshetzer“ kennzeichnet, so sei diesem Herrn hiermit bestätigt: „Ja, wir sind Kriegshetzer“; planmäßig und zielbewußt hetzen wir das deutsche Volk dem Krieg entgegen; aber wir hetzen es damit in seine letzte Rettung.“

Man sage nicht: Hier spricht ein verantwortlicher Minister, dort ein unverantwortlicher junger Esel. Aus Herriot wie aus Pleyer spricht die Volksstimme. Es sind die Stimmen der Wahlsieger, hüben und drüben, die am selben Tage laut wurden. Was den Studentenführer anlangt, so hat er mehr Anhänger als Herr Stresemann, der ja auch nie wagen würde, die sofortige notwendige Abschiebung oder Schutzhaft für jenen repräsentativen Schwachkopf zu verlangen. Und da wagen die Lensch und Bäcker und Maurenbrecher sich zu wundern, daß Frankreich nicht die Augen wenden will von jenem unverbesserlichen Deutschland, das immer noch mit dem Maule Krieg führt.

Der Zeitungsleser fand an einem Tage in seinem nationalen Blättchen dreierlei: Eine Schilderung der Enthüllung des Gardedenkmals in Potsdam, Aufmarsch vor seiner ehemals kaiserlichen Hoheit, dem Kronprinzen, seiner Gemahlin, den Söhnen, einem Dutzend aufgeputzten Generälen; daneben stand im Blätt-

chen eine Darstellung der Enthüllung des Mahn-Males in München, in Gegenwart Ihrer ehemals Königlichen Hoheit, des Kronprinzen Rupprecht, der mit allen marschierfähigen Wittelsbacher Prinzen und einem Dutzend sklerotischer Generäle erschienen war. Daneben prangte im Blättchen ein flammender Artikel gegen Herrn Herriot, der es gewagt hat, den Kriegsministerposten in seinem Kabinett zu besetzen und zwar mit einem General, der in Deutschland nach dem Kriege gelebt hat. Wir zurechnungsfähigen Deutschen hatten von Herriot eine erste Kundgebung von größerem Schwung erwartet. Die deutschen Turnvereine, die Herriot als militärische Schulen ansieht, sind in neunzig von hundert Fällen harmlose Beschäftigungen am Barren, Reck und Bock. Selbst wenn die Turner, wie voriges Jahr in München, ein bißchen Festradau machen, so wird kein Kundiger den Kongreßlärm überschätzen. Eine Korrektur nach Paris ist nötig. Aber die lärmenden Dummköpfe, welche allsonntäglich in ihren komisch gewordenen Uniformen durch Potsdam, Halle, Siegen, München gespenstern, diese umgekehrten Moltkes, die weder siegen noch schweigen können, sind zur schnell-fertigen Empörung über Herrn Herriot nicht berechtigt. Es gibt nicht nur eine militärische, es gibt auch eine politische Disziplin. Wer jeden Sonntag pathetisch-rhetorisch exzediert, ist kein Lehrmeister der politischen Nüchternheit und Verständigung. Wohl aber muß es den deutschen Republikanern gestattet sein, nach Frankreich hinüberzurufen: Poincaressiert uns nicht! Hütet Euch vor falschen, wenn auch nebensächlich falschen Informationen, denkt daran, daß diese ersten Kundgebungen grundlegend für das neue Verhältnis zu Frankreich sein werden! Hütet Euch, in den vergrämten Herzen eines besiegten Volkes neue Bitterkeit zu erzeugen . . . .

Der Mord an dem sozialistischen Abgeordneten Matteotti hat plötzlich die Krankheit Italiens und des Fascismus enthüllt, die unter den Erfolgen dieser Bewegung eine zeitlang verborgen geblieben waren. Es sind schon mehr Morde von Fascisten begangen worden. Aber der Ueberdruß, der weite Kreise des italienischen Volkes gegen die vielen kleinen und bösartigen Mitläufer des Fascismus erfaßt hat, hat sich erst bei dieser Gelegenheit wirklich entladen. Es ist in Italien nicht anders als sonst in der Welt: die große Politik ist den Leuten ziemlich gleichgültig; aber für die Kleinigkeiten des Alltags interessieren sie sich sehr. So fühlten sie denn, daß zwar Mussolini wirklich ein Künstler des Wortes, der Pose und der Geste ist, daß aber viele von den Kräften, auf die er sich stützen muß, nur gewissenlose und charakterlose Nutznießer der Illegalität sind, die immer noch das Kennzeichen des Fascismus bildet. Die Paraden, Denkmalsenthüllungen, Generalversammlungen, die sich übrigens auf den Photographien besser ausnehmen als in Wirklichkeit und vor zwei Jahren großartiger gewesen sind

als jetzt, sieht man sich an, und wenn sie Schwung haben, freut man sich auch an ihnen. Aber daß man in Italien ganz besonders schwere Steuern zahlen muß, und zwar ähnlich wie anderswo im umgekehrten Verhältnis zur Leistungsfähigkeit, — daß einige der Provinzgewaltigen, die dem Fascismus ihre Stellen verdanken, höchst willkürlich Erhebungen veranstalten und mit der Verbuchung der Erträge offensichtlich nicht genau Bescheid wissen, — daß sich in viele Angelegenheiten des täglichen Lebens beschäftigungslose Angehörige der nationalen Miliz einmischen, die dafür besser bezahlt werden als die zuständigen Beamten: das ärgert und reizt den einzelnen Staatsbürger und hat im Laufe der Zeit eine Mißstimmung geschaffen, der man auf Schritt und Tritt begegnet. Schon der Entschluß, die nationale Miliz, also die Freischaren der Schwarzhemden in das Heer einzufügen, zeigte eine kritische Lage. Er ist einstweilen nicht durchgeführt. Immer noch beziehen die Angehörigen dieser Miliz außer freier Verpflegung ein Gehalt, das ihnen in Verbindung mit ihren überflüssigen kleinen Beschäftigungen ein faules und herausforderndes Leben ermöglicht. Die Armee und die Polizei, die über die Konkurrenz der Vaterlandsretter wenig erfreut sind, sind infolgedessen auch weniger fascistisch, als den Machthabern lieb sein könnte. Dasselbe gilt erst recht von der ganzen Bevölkerung. Der gegensätzliche Eindruck, der oft entstehen kann, hat zwei verschiedene Gründe. Einmal ist Mussolini selbst außerordentlich beliebt. Ein Teil des großen Wahlerfolges der nationalen Liste geht zweifellos darauf zurück. Denn teils haben eben viele, die der Partei und den überwuchernden Auswüchsen der Bewegung feindlich gegenüberstanden, doch dem Manne ihre Stimme gegeben; teils ist die Kraft der anderen Parteien dadurch geschwächt worden, daß viele einzelne Wähler die Vorzugsstimme, die sie nach dem Wahlrecht geben, aber natürlich nur einem Kandidaten der von ihnen gewählten Liste zuteilen konnten, Mussolini gegeben hatten, während sie im übrigen für eine Antifascistenliste stimmten und so ihre Stimme ungültig machten. Ferner bedient sich natürlich der Fascismus genau der gleichen Mittel des gesellschaftlichen und ungesellschaftlichen Terrors, die man ja auch sonst als wesentlichen Bestandteil politischer Agitation kennt. Er kann das um so leichter, als er ja im Besitz aller wichtigsten Stellen der Exekutive ist und auf die Legislative nur geringe Rücksicht nimmt. So hat in den letzten Jahren viel vertuscht werden können. Auch die Leiche Matteottis ist bisher verborgen geblieben. Aber die Tatsache seiner Ermordung hat das ganze Gebäude der augenblicklich in Italien bestehenden Gewaltherrschaft weit über die Bedeutung seiner Person hinaus so schwer erschüttert, daß im besten Falle nur ein sehr gründlicher Umbau es retten kann. Nach der Stimmung, die hierbei zum Ausdruck gekommen ist, möchte man meinen, daß dieser Umbau sich als eine Niederlage des Fascismus, aber noch als ein Sieg Mussolinis vollziehen wird.

Hans Reimann ist so freundlich, dem T-B die „Internationale Hotel-Revue“ vom 15. 4. 24 zuzusenden, da findet sich eine kleine Biographie des Dr. Gustav Stresemann, die alles erklärt:

> **Stresemann ein Gastwirtskind.** Dr. G. Stresemann, dessen Laufbahn als Parlamentarier durch seine Ernennung zum deutschen Reichskanzler wohl ihren Höhepunkt erreichte, ist ein Gastwirtskind, dessen Familie 30 Jahre in einem Industrieviertel Berlins eine bekannte Weißbierwirtschaft, verbunden mit einem Flaschenbierverlagsgeschäft, inne hatte, deren Kundschaft sich in der Hauptsache aus kleinen Gewerbetreibenden zusammensetzte. Mit 22 Jahren schrieb Stresemann eine Broschüre über „Die Entwicklung des Flaschenbiergeschäftes in Berlin.“

Vom Flaschenbierhandel bis zur Deutschen Volkspartei — Stresemann ist sich treu geblieben.

---

STEFAN GROSSMANN

## DER PARTEITAG DER FÜNFZIGJÄHRIGEN

Der erste Parteitag, den die vereinigte deutsche Sozialdemokratie abhielt, tagte vom 12. bis zum 14. Juni im Sitzungssaal des Preußischen Abgeordnetenhauses. Drei Tage. In der Zeit vor dem Kriege gab es keinen Parteitag der Sozialdemokratie, der nicht etwa eine Woche währte. Dieser, schon einmal hinausgeschobene Kongreß mußte sich mit der Hälfte der Zeit begnügen, die früher inneren Beratungen der Partei gewidmet war. Mehr als vierhundert Delegierte haben in dem Saal untergebracht werden müssen. Kaum ein Zehntel von ihnen ist während der dreitägigen Beratungen zu Wort gekommen. Aeußerlich ging es ungewöhnlich korrekt zu. Keine Heftigkeit in der Diskussion, keine längere Oppositionsrede, kaum ein Zwischenruf. Ein Delegierter wurde denunziert, er habe, als die radikale Abgeordnete Toni Sender sich zum Wort gemeldet, halblaut dazwischen gerufen: „Jetzt spricht das Luder wieder!“ Aber der Zwischenrufer rechtfertigte sich unter zustimmender Heiterkeit des Parteitages mit einer Interpretation des Wortes „Luder“, das in seiner süddeutschen Heimat, wie er behauptete, nichts Beleidigendes, sondern nur soviel bedeute wie: ein Frauenzimmer, das Haare auf den Zähnen hat. So löste sich der einzige unparlamentarische Zwischenfall der dreitägigen Verhandlung in gemütlichster Heiterkeit auf. Ja, der freimütige Beobachter muß feststellen, daß die Beratungen der Partei nicht nur ruhig, sondern

---

beinahe phlegmatisch geführt wurden und daß ein bißchen mehr Leben und Bewegung der Konferenz nicht geschadet hätte. So war denn auch der Eindruck, den man von der Galerie her hatte, die übliche Parlamentsidylle: Papiere auf allen Pulten, leises Geschwätz im ganzen Saal, Gruppen mit Nebendiskussionen in allen Ecken, Lesende, Schreibende, während droben, am Referententisch, ein halbinteressierender Redner sich abmüht. Sah man sich die Gesichter und Figuren der Delegierten an, so überwog der Eindruck bürgerlicher Behäbigkeit. In dem ganzen Saal waren keine zehn Leute unter dreißig Jahren. Von der Galerie aus sah man eine Versammlung von Glatzen, die dann und wann durch ein paar Grauköpfe unterbrochen wurde. Ganz allmählich ist eben die sozialdemokratische Partei, die einmal eine Partei der Jugend gewesen ist, zur Partei der Fünfzig- und Sechzigjährigen geworden. Das wäre an sich kein Unglück, wenn sie es nur wüßte. Aber sie hat zuweile noch den Dialekt und das Gehaben ihrer Jünglingszeit, und wenn alte Leute sich zwanzigjährig gebärden, dann entsteht ein nicht gerade behaglicher Eindruck.

*

Der dreitägige Parteitag war mit einer schweren Tagesordnung belastet. Allein der Bericht des Parteivorstandes über das Vergangene hätte eine zweitägige Debatte gebraucht, denn hier war über das entscheidende Problem der Partei, über die Teilnahme an der großen Koalition, zu sprechen; dann hatte die Partei sich ein neues Organisationsstatut zu geben, schließlich sollte über die Zukunftspolitik der Sozialdemokratie nicht nur referiert, sondern auch diskutiert werden, und am Ende hätte die Auseinandersetzung über ein revidiertes Verhältnis zur Landwirtschaft erörtert werden sollen. In dem Moment, da die Parteileitung sich entschloß, diese Diskussionen in drei Sitzungen hineinzuschnüren, wurde es klar, daß es zu einer gründlichen Aussprache gar nicht kommen könne. Tatsächlich hat kein Oppositionsredner eine Diskussionsrede von länger als zehn, gnadenweise fünfzehn Minuten halten können. Es gab nur die großen, von der Parteileitung festgesetzten Referate und dahinter eine aphoristische Auseinandersetzung. Die Parteileitung hätte sich getrost mehr Liberalität leisten können, sie war ihrer Majorität sicher. Der Parteitag ist in den einzelnen Bezirken außerordentlich gründlich vorbereitet worden, die Ueberlegenheit der Parteileitung war in den Bezirksvereinen wahltechnisch gesichert. Und die Situation des Parteivorstandes war umso günstiger, weil es der Opposition in der Partei an einer wirklichen Führung fehlt, ja, man kann sagen, daß in der entscheidenden Situation die Opposition der eigentliche Einpeitscher für den Parteivorstand gewesen ist. Diese Opposition, die von den Abgeordneten Levi, Toni Sender und Dißmann geführt wurde, stand auf einem wirklichkeitsfremden Prinzip und wollte den Parteitag dazu bewegen, in einer Entschließung j e d e Teilnahme an einer Koalition

mit bürgerlichen Parteien zu versagen. Es zeugte für die natürliche Vernunft der deutschen Arbeiterpartei, daß sie sich mit einer großen Majorität dieser trockenen Theorie versagte. Durch diese starre und unfruchtbare Haltung der Opposition gelang es dem Parteivorstand der eigentlichen, viel gefährlicheren Erörterung zu entgehen, warum sie denn in den bisherigen Koalitionen so schlecht abgeschnitten habe. Nicht in Preußen übrigens. So viel Angriffe es auf dem Parteitag gegen die große Koalition im Reich gab, so wenig Opposition fand die Koalition in Preußen. Die Erklärung ist sehr einfach. In der preußischen Koalition steht Karl Severing an der Staatsmaschine, und dieser kleine, breitschulterige, ruhige Mann, mit dem prachtvoll gewölbten westfälischen Schädel, ist wahrhaftig keine Attrappe, sondern er weiß sein Amt mit besonnener Kraft zu erfüllen. Hätte die Partei einige Severings zur Verfügung, wäre insbesondere im Ministerium Stresemann ein Reichsminister des Innern von der stillen Unbeirrtheit Severings vorhanden gewesen, dann hätte es auf dem Parteitag wahrscheinlich gar keine Gegner der Großen Koalition gegeben. Das Problem der Koalition ist nur deshalb ein Problem, weil es der deutschen Sozialdemokratie an allen Ecken und Enden an Männern fehlt, die den Persönlichkeiten der Rechten in den Kabinetten selbst ein wirksames Paroli bieten können.

*

Diese Not an Führerbegabungen hat Rudolf Hilferding in der weitaus bedeutendsten Rede, die man auf dem Parteitag gehört hat, mit Mut . . . gestreift. Wenn man sich erinnert, mit welchem Skeptizismus die Beteiligung der Intelligenz auf früheren Parteitagen der Sozialdemokratie, besonders auf jenem unglückseligen in Dresden, abgelehnt wurde, so muß man es Hilferding hoch anrechnen, daß er offen von der Notwendigkeit einer geistigen Auffrischung der Partei sprach. Hilferdings Referat über die Zukunftspolitik der deutschen Sozialdemokratie bedeutete ja überhaupt den geistigen Höhepunkt der Verhandlungen. Ich darf mit einiger Genugtuung feststellen, daß Hilferding, der heute der geistige Führer der Partei geworden ist, aus Wien kommt. Er gehört zu dem Kreise der Neo-Marxisten, die sich um Otto Bauer geschart haben, und ist in früheren Jahren nur der wissenschaftliche Berater der Partei gewesen. In dieser ersten großen politischen Parteitagsrede hat er mit Glück versucht, die seit Bebels Tod verwaiste Stelle des Parteiführers zu übernehmen. Wer fürchtete, daß Hilferding mit den veralteten Klischees einer intoleranten Theorie arbeiten würde, war aufs angenehmste enttäuscht. Rückblickend wagte Hilferding sogar einmal zu sagen, daß die Taktik der Partei vielleicht zu wissenschaftlich gewesen sei und zu wenig vom aktivistischen Geiste Jaurés' enthalten habe. Im Munde des bedeutendsten Wissenschaftlers der Partei ein, wie man zugeben muß, selbstkritisches und kühnes Wort. Auch sein Werben um die Intellektuellen, sein Ruf nach einer republikanischen Intelligenz, war nicht von jenem engherzigen Schul-

meistergeiste getragen, der noch vor ein paar Jahren marxistische Mode war. Man wird in dieser Rede auch vergebens nach den demagogischen Formeln suchen. Wenn er im Sinne Viktor Adlers, seines großen Lehrers, ausrief: „Man darf den Massen nicht mehr zumuten als sie verstehen!" so fügte er doch im Geiste des bedeutendsten Mannes, den die mitteleuropäische Sozialdemokratie hatte, hinzu: „Aber das legt uns erst recht die Verpflichtung auf, den Massen jede Situation politisch klar zu machen." Zum erstenmal seit vielen, vielen Jahren ist von der obersten Stelle einer Partei der Werberuf an die deutsche Intelligenz ergangen. Freilich, die Gründe für diese Toleranz sind klar. Die Partei spürt es an jedem Tage, an dem sie eine Stelle im Verwaltungsapparat besetzen muß, aufs bitterste, wie sehr ihr qualifizierte und sachverständige Kräfte fehlen. Soll es gelingen, nicht bloß parlamentarische Majoritäten zu erwerben, sondern auch den Verwaltungsapparat des Reiches und der Länder zu durchdringen, dann braucht man dafür nicht nur Massen, sondern auch Köpfe. Vielleicht wäre der Rückschlag, den die Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen erlitten, kein so jäher gewesen, wenn die Partei für die Minister-, Staatssekretär- und Präsidentenstellen, von den unteren Verwaltungsposten gar nicht zu reden, die passenden Köpfe zur Verfügung gehabt hätte. Selten ist eine Partei für die Ergreifung der Macht so wenig vorbereitet gewesen, wie die deutsche Sozialdemokratie! Hilferdings Ruf nach der Intelligenz wurde ergänzt durch den freilich viel schwächeren Schrei nach der Jugend. Kein Zweifel, die Partei ist heute überaltert. Gut die Hälfte der alten Funktionäre würden in einer innerlich lebendigen Partei verhalten werden, ihr Ehrenjahr zu absolvieren. Warum sollte übrigens ein Agitator sich länger geistig lebendig halten können als ein Universitätsprofessor oder ein Staatsbeamter? Die deutsche Sozialdemokratie leidet an dieser Ueberalterung mehr, als sie selbst weiß. Man kann von dem ergrauten Routinier nicht verlangen, daß er über seine eigene Vergreisung im klaren ist. Seine Arbeit war jahrzehntelang nicht nur mühevoll, sondern auch schlecht entlohnt, und mancher, der äußerlich noch rüstig und frisch aussieht, ist im Inneren verbraucht und deshalb unbeweglich geworden. Auf dem Parteitag selber ist dieses Problem der Ueberalterung nur von Hilferding behutsam gestreift worden. Kein Zweifel, daß hier nicht nur eine psychologische Lebensfrage, sondern geradezu die tiefste Wunde der Partei liegt. Gelingt es in den nächsten Jahren nicht, der deutschen Sozialdemokratie jene Blutauffrischung zu verschaffen, deren sie dringend bedarf, so wird ihr die vernünftigste Politik nach außen nichts nützen. Man hätte erwarten müssen, daß in der Debatte über das Organisationsstatut diese Grundfragen der Partei erörtert würden. Unzweifelhaft stockt der Zustrom der Partei aus der Jugend. Der frühere Reichstagspräsident Löbe ist vielleicht der einzige unter den Führern, der sich über dieses bedenklichste Symptom im klaren

ist. Deshalb hat er im Reichstag das Erstehen der aktivistischen Jugend-Organisation, die jetzt unter dem schwarz-rot-goldenen Banner sich sammelt, mit freudigen Worten begrüßt. Hilferding unterstrich diese begrüßenden Worte in seinem Referat, aber es passierte dem Oesterreicher das kleine Unglück, daß er statt von dem Banner Schwarz-Rot-Gold, von dem Banner Schwarz-Weiß-Rot sprach. Gewiß, nur ein Zungenfehler. Das helle Gelächter des Parteitages klärte den Redner über seinen lapsus linguae auf. Man möchte nicht so grausam sein, dieses Versprechen an der Hand der Freudschen Theorien zu erörtern. Immerhin scheint auch der kleine Sprechfehler auf ein etwas fremdes, inneres Verhältnis zu dem besprochenen Thema hinzuweisen. Auf dem Parteitage selbst gab es nicht einen einzigen Redner, der sich als Repräsentant einer neuen Generation präsentiert hätte. Ausgenommen vielleicht den jungen Dr. Wilhelm Krieß aus Jena, dessen Namen ich hier ausdrücklich nennen möchte, weil ich glaube, daß hier ein starkes Führertalent sich zum erstenmal öffentlich produziert hat. Findet die Partei nicht organisatorische Wege, die Zwanzig- und Dreißigjährigen werbend zu gewinnen, dann wird sie immer mehr zu einer Partei der Fünfzig- und Sechzigjährigen, und dann ist ihr Schicksal trotz gefüllter Kassen, trotz fünfzig Parteizeitungen und trotz hundert Rotationsmaschinen besiegelt.

---

ERICH WELTER

## TÜCKEN DES GOLDES

Wenn ein Schiffbrüchiger nach langem Kampfe mit dem Auf und Ab der Wellen aufs Land sich retten konnte, so frägt er zunächst nicht viel danach, ob es wirklich dauerhaft fester Grund ist, auf dem er Zuflucht fand. Als cura posterior gelten ihm, der dem Untergang knapp entronnen, die Zweifel der eingesessenen Bewohner, ob nicht auch der vermeintlich sichere Boden sich eines Tages wieder als schwankend erweisen werde. Ganz Deutschland empfindet es nach der Höllenfahrt der Mark als Erlösung, daß der Wert des deutschen Geldes, der praktisch auf devisenpolitischem Wege schon aus Gold gekuppelt werden konnte, auf Grund der Empfehlungen der Sachverständigen demnächst, unter Vollziehung der Devalvation, auch formell im Hafen der konventionellen Goldwährung landen soll, — anfangs noch in Form der Goldkernwährung, dann, nach der vorgesehenen Proklamierung der Einlösbarkeit, durch Wiederherstellung einer echten Goldwährung. Ueber Erwarten schnell scheinen also die kühnsten Träume in Erfüllung zu gehen, und Deutschland darf sich glücklich preisen, nach Amerika und Schweden als drittes Land der Welt der Segnungen eines Goldstandards teilhaftig zu werden. Gleichwohl ist es notwendig, ein wenig Wasser in den Wein der vulgären Hoffnung zu mischen. Der Hoffnung, als könne die Wiederaufbauarbeit von der Geldseite

her nun überhaupt nicht mehr gestört werden. Das Gold von heute ist nicht mehr das Gold des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Die deutsche Oeffentlichkeit, die allzulange von der regen *internationalen* Diskussion über das Goldproblem durch eigene schwerere Sorgen abgelenkt war, täte gut, sich beizeiten auf diese Erkenntnis einzustellen. In dem Dezennium, das hinter uns liegt, ist selbst der Wert dieses Symbols aller Wertbeständigkeit ins Wanken geraten. Geringe Veränderungen im Verhältnis zu den anderen Waren hatte das Gold bekanntlich schon lange vor dem Kriege aufzuweisen. Aber im großen Ganzen hat sich die *Kaufkraft des Goldes* seit dem Jahre 1800 in grandioser Weise konstant erhalten, obwohl nach den Funden erst in Australien und Kalifornien, danach in Südafrika sich von 1800 bis 1910 die Goldmenge von 7 535 auf 52 003 Mill. Goldmark gesteigert, obwohl andererseits die Nachfrage, die diesem vermehrten Angebot gegenüberstand, ebenfalls bedeutenden Schwankungen unterlegen war. Eine ruckweise Steigerung des Goldbedarfs zu monetären Zwecken war bekanntlich eingetreten, als in den siebziger Jahren eine Reihe von europäischen Ländern zur Goldwährung überging, ferner als die Vereinigten Staaten von Amerika am Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre an die Wiederaufnahme der Barzahlungen schritten und als darauf Indien seine Goldeinfuhr stark vermehrte.

Seit dem Kriege ist der Eigenwert des Goldes unter Zuckungen um ein gutes Drittel gefallen. Es zeigte sich, was der fortgeschrittenen Währungstheorie längst geläufig war, daß die Wertbeständigkeit des Goldes zu einem großen Teil nur auf die Institution der Goldwährung zurückzuführen war. Die nationalen Zentralbanken stabilisierten den Preis des Goldes in der Recheneinheit des betreffenden Landes — das ist das Wesen der Goldwährung. Dadurch sollte zunächst nur der Wert der Recheneinheit festgelegt werden. In Wirklichkeit wurde dadurch der Wert des Goldes selbst erst wahrhaft stabilisiert. Diese Stütze wurde dem Goldwert mit Kriegsbeginn genommen. Die Verminderung der Nachfrage zu Münzprägung und zur Reserveansammlung bei den Währungsbanken tat das ihre. Der Goldpreis wäre ohne Zweifel noch viel tiefer gefallen, wenn nicht die *Vereinigten Staaten* Anstrengungen und große Mittel darauf verwendet hätten, ihn bei seinem jetzigen Stande festzuhalten, indem sie alles Gold, das den Federal Reserve Banken angeboten wird, aufnehmen und in die Gewölbe einlagern. Auf diese Weise fließt ihnen der größte Teil der Goldproduktion zu festem Dollarpreise zu. Schon jetzt weist infolge dieser Politik die amerikanische Notenemission eine 80 proz. Deckung auf. Nach englischen Berechnungen wird die Deckung, wenn alles so weiter läuft wie bisher, in drei Jahren auf 100 Proz. angelangt sein. Ueber diesen Satz hinaus kann die unnatürliche Steigerung der Bankreserve nicht fort-

gesetzt werden, und es stünde dann die Goldpolitik der Vereinigten Staaten vor peinlichen Entscheidungen. Den Amerikanern selbst ist bei dieser kostspieligen künstlichen Stützung des Preises des gelben Metalls recht unbehaglich zumute. Ihr ganzes Bestreben geht dahin, den Goldstrom von sich ab in die europäische Münzzirkulation und die anderen Notenbanktresors zu lenken. Das Währungsgutachten des Daweskomitees mit seinen strengen Deckungsvorschriften nicht nur für den Notenumlauf, sondern sogar für den Depositenbestand, kann nur unter diesem Gesichtswinkel richtig verstanden werden. Bei allem Wohlwollen sprach ohne Zweifel ein gut Teil Egoismus der Amerikaner mit, die Deutschland zum Sturmbock machen wollen gegen die Mauern, die dem Gold den Weg nach Europa noch versperrten. Die Vereinigten Staaten machen auch — diese Beobachtung ist wohltuend — gar keinen Hehl aus ihrer Einstellung. So heißt es in dem vielbeachteten Bericht des Federal Advisory Council, der den Dollar statt des Pfundes als Währungsgrundlage für die neue deutsche Goldmark angelegentlich empfiehlt, in aller Offenheit, daß die Vereinigten Staaten sich vor den Wirkungen der Inflation nicht würden schützen können, wenn der Goldstrom, der das Land überschwemme, nicht beizeiten abgedämmt werde. Die deutsche Kritik traf völlig daneben, als sie die Frage: Dollar oder Pfund? in erster Linie auf angelsächsische Eifersüchteleien wegen der finanziellen Hegemonie zurückführte. Ein vitales geschäftliches Interesse zwingt die Vereinigten Staaten zum Kampf für das Prinzip der auf Gold gestellten, auf Gold gedeckten Währung.

Drei abweichende Meinungen bestehen im wesentlichen über die Zukunft des Goldes. Jede von ihnen hat gewichtige Stimmen auf ihrer Seite. Die erste rechnet mit einem weiteren Wertfall des Goldes. Sie wird insbesondere von John Maynard Keynes in seinem glänzend geschriebenen, rasch berühmt gewordenen Buche „A Tract on monetary reform" vertreten. Keynes leitet daraus die Forderung ab und vertritt sie mit vorbildlichem Mut, dem barbarischen Ueberbleibsel Goldstandard ein für allemal abzusagen und an seine Stelle eine Bankpolitik zu setzen, die das Gold Gold sein läßt und ihr Augenmerk allein auf die Stabilität des Wirtschaftslebens, der Preise und des Arbeitsmarktes lenkt, m. a. W. die Stabilität des Geldwertes höher stellt, als die Parität zur schwankenden Ware Gold. (Politische und administrative Hemmungen stehen in großer Zahl der Verwirklichung seines Projektes entgegen.)

Die zweite Ansicht, der ein so genauer Kenner des Goldmarktes wie Gustav Cassel anhängt, hält den jetzigen Goldüberfluß für eine zufällige, vorübergehende Erscheinung und sagt für eine nahe Zukunft eine ausgeprägte Knappheit voraus. Cassel glaubt, daß die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung auch bei gleichbleibendem Preisniveau immer größere Ansprüche an die Goldversorgung

stellen werde. Eine allgemeine Rückkehr zur Goldwährung aber werde einen ausgesprochenen Goldmangel zur Folge haben. Unter solchen Verhältnissen hält Cassel es für eine kluge Politik der Amerikaner, das überflüssige Gold bis auf weiteres aufzuspeichern und nicht zu einer Erhöhung des Preisniveaus zu verwenden, der später doch wieder eine Senkung nachfolgen müßte. Er bezweifelt sogar, daß dann der gegenwärtige, mittels Goldthesaurierung künstlich unter Druck gehaltene amerikanische Preisstand überhaupt aufrechterhalten werden könne. Sicherlich wäre die Wendung, die Cassel mit viel Wahrscheinlichkeit voraussagt, die bedenklichere. Sie bedeutete für Länder mit Goldwährung nichts weniger als eine allgemeine Deflation, d. h. abermalige internationale Wirtschaftskrise. Für Deutschland im besonderen, das bei seiner Währungsstabilisierung vernünftigerweise jede Deflation vermied und sich mit dem allein Möglichen, nämlich der Aufrechterhaltung des ungünstigsten Verhältnisses von Mark zu Dollar (4,2 Billionen zu 1) begnügte, würde ein solch internationaler Preisrückgang bedeuten, daß zu dem notwendigen Abbau der Ueberweltmarktpreise, der sich gegenwärtig anbahnt und schwere Erschütterungen bereits hervorruft, unnötigerweise ein zweiter durch den Rückgang der Weltmarktpreise bedingter Preisabbau gesellen würde, der die wirtschaftliche Regeneration ganz unerwünscht verzögern müßte.

Nicht so pessimistisch ist eine dritte Richtung, die den Mittelweg zwischen den beiden vorstehend wiedergegebenen Meinungen hält. Sie ist der Hoffnung, daß der glückliche Stern aus dem 19. Jahrhundert auch in Zukunft wieder über der Preiskurve des Goldes schweben werde, daß Ueberangebot und Mehrbedarf letzten Endes sich ausgleichen und den Preis des Goldes weder nach der einen noch nach der anderen Richtung nennenswert beeinflussen würden. Hawtrey, der scharfsinnige Sekretär im britischen Schatzamt, der in seinem Buche „Monetary Reconstruction“ die schwachen Stellen der Goldwährung klar herausgearbeitet hat, tritt dafür ein, diese natürliche Ausgleichstendenz noch bewußt zu unterstützen und das Gold selbst zu manipulieren. Die größten Notenbanken sollen Vereinbarungen treffen, wonach sie ihre Reserve- und Goldpreispolitik darauf einstellen, den momentanen Wert des Goldes für alle Zeit festzulegen.

Pendelausschläge im Werte des Goldes werden überdies zu einem gewissen Grade durch die Selbststeuerung der Goldproduktion gemildert. Wirkung bleibt nicht ohne Gegenwirkung. Dies Gesetz, dessen ständiges Walten in der freien Verkehrswirtschaft schon die Klassiker der Nationalökonomie bewunderten, kommt auch im Verhältnis zwischen Goldproduktion und Preisniveau in Anwendung. Sinken nämlich die Preise der übrigen Waren ungebührlich tief, so verbilligen sich damit die Produktionskosten des Goldes, dessen eigener Preis jedoch infolge der Fixierung in Goldwährungsländern derselbe bleibt. Eine er-

weiterte Goldproduktion, erhöhter Geldumlauf und damit ein Steigen der Preise ist die logische Konsequenz. Steigen umgekehrt die Preise der anderen Waren über einen gewissen Punkt hinaus, so wird infolge Produktionskostenverteuerung die Goldproduktion in den bisherigen ökonomischen Grenzbezirken unrentabel. Sie wird eingeschränkt, und die Verringerung des Goldzuwachses bremst die Preiswelle ab. Diese Automatik funktioniert freilich wegen des Beharrungsvermögens der Produktion nicht immer prompt. Insbesondere eine Goldknappheit und damit Goldwertsteigerung und Preissenkung — die oben beleuchtete Casselsche Prophezeiung — wird dadurch nicht ohne weiteres aufgewogen, weil die Produktionsmöglichkeiten, solange keine neuen Goldlager aufgefunden sind, ziemlich begrenzt und darum eigentlich nur nach unten hin elastisch sind. Vor dem Kriege soll nach dem Stande der Technik die Maximalgrenze der Golderzeugung bereits gestreift worden sein. Ueberraschungen technischer Natur sind natürlich keineswegs ausgeschlossen. Ernsthafte Forscher sind fortwährend an der Arbeit, um mit modernen Mitteln die Experimente der Alchimisten fortzusetzen; die Goldgewinnung aus Meerwasser, wenngleich die ökonomischen Ergebnisse bislang kläglich sind, gibt einen Vorgeschmack von den Wegen, die bereits aus dem Reich der Phantasie in das der technischen Realität gerückt sind. Man muß auf alles gefaßt sein.

Das Schicksal des Goldwertes wird von allergrößter praktischer Bedeutung für das gesamte wirtschaftliche und soziale Leben in dem Augenblick, wo die neue Reichsmark unlösbar mit dem Golde verkettet wird. Jeder, der Goldschulden kontrahiert, und jeder, der langfristige Golddarlehn gewährt, muß sich darüber klar sein, daß ein gewisser spekulativer Charakter auch diesen Geschäften innewohnt, daß je nach der Gestaltung des Eigenwertes des Goldes im Verhältnis zu den übrigen Preisen ein größerer oder geringerer Realwert als der geschuldete bezw. hingegebene dereinst den formaljuristischen Inhalt des Kontraktes ausmachen kann. Soll diese spekulative Chance nur wieder von den Kundigen richtig ausgenutzt werden können, während die große Masse des Volkes, in deren Begriffsvermögen die Möglichkeit von Eigenschwankungen des Goldes kaum eingedrungen ist, abermals geprellt sein wird? Darf der Sparer der, wenn auch geringen, Gefahr preisgegeben werden, wieder nur einen Teil der realen Kaufkraft, die er sich abgeknapst hat, zurückzuerhalten, so daß er vielleicht statt, wie er erwarten durfte, zwei Jahre, nur noch ein Jahr von seinen Ersparnissen leben kann? Muß nicht, gesetzt den umgekehrten Fall, Vorsorge getroffen werden, daß ein Mieter, der besonders schlau zu handeln glaubte, indem er einen langfristigen Goldmietvertrag abschloß, unter Umständen gezwungen sein wird von seinem — beim Sinken aller Goldpreise nominell reduzierten — Realeinkommen einen viel höheren Prozentsatz als

Mietzins abzuführen, als er im Vertrauen auf absolute Wertbeständigkeit des Goldes ursprünglich annahm? Ich halte das Risiko einer Goldwertschwankung nicht für sonderlich bedeutend. Aber die Lehren, die die Welt, insbesondere Deutschland erhalten hat, sind wahrlich erschütternd genug. Auch eine vermeintlich geringe Gefahr, wenn sie nur überhaupt besteht, muß ins Auge gefaßt und bekämpft werden, damit eine abermalige Depossedierung und soziale Umschichtung auf alle Fälle vermieden wird. Nicht etwa soll aus diesen oder anderen Gründen der Abkehr vom Golde das Wort geredet werden. Die Goldwährung ist auch heute noch die praktische, beste Form der Geldverfassung, ganz abgesehen davon, daß bei der gegenwärtigen Konstellation der finanziellen Kräfte das hilfsbedürftige Deutschland bei der „Entthronung" des Goldes anderen Mächten den Vortritt zu lassen hätte. Doch auch für die Goldwährung sind Sicherungen gegen jedwede Eventualitäten unerläßlich, damit der Inhalt von langfristigen Schuldverträgen nicht von neuem entgegen dem normalen Willen der Parteien gräßlich verzerrt werden kann. Eine Indexklausel müßte fakultativ oder obligatorisch geschaffen werden, dergestalt, daß nennenswerte Abweichungen im realen Inhalt der Werteinheit, im deutschen Falle der Mark, auch nachdem sie endgültig ans Gold gebunden ist, entsprechend auf den Inhalt des Schuldverhältnisses übertragen werden. Ich verhehle mir nicht, daß es gewisse Schwierigkeiten bietet, bei der statistischen Feststellung des Index diejenigen Preisveränderungen, die auf Vorgänge der Warenseite, auf Ernteausfälle, Konjunkturverlauf oder Produktionssteigerung, zurückzuführen sind, zu eliminieren. Sie müssen nach dem Sinn der Verträge von den Parteien getragen werden. Es ist ein Mangel der Theorie von Irving Fisher, daß sie Preise und Geldwert ziemlich schlechthin identifiziert. Eine praktische Lösung, die freilich noch genauer statistischer und juristischer Durcharbeitung bedarf, könnte darin gefunden werden, daß, wie gesagt, nur größere Differenzen in der Kaufkraft der Werteinheit berücksichtigt werden. In den größeren Schwankungen der Geldwertkurve dürften die Bewegungen rein monetärer Art ziemlich rein zum Ausdruck kommen.

Daß Erwägungen dieser Art keine bloßen Hirngespinste sind, beweist die Tatsache, daß so praktische Leute wie die dem Daweskomitee angehörigen Sachverständigen für das bedeutsamste zwischenstaatliche Finanzabkommen der Weltgeschichte, für die Festsetzung der deutschen Reparationsleistungen, die Anwendung eines ähnlichen Indexverfahrens empfehlen. Nichts kann deutlicher die Erschütterung im Vertrauen zum Gold dokumentieren, als der Vorschlag des Daweskomitees, eine Minderung oder Steigerung der im Gutachten in Gold ausgedrückten Zahlen entsprechend den Aenderungen in der allgemeinen Kaufkraft des Goldes automatisch eintreten zu lassen, sobald nach der Entscheidung einer unparteiischen Stelle derartige Schwankungen

mehr als 10 Prozent betragen. Die Experten nennen diesen Ausgleichsfaktor — der mit dem sogenannten Wohlstandsindex nicht verwechselt werden darf! — eine Vorsichtsmaßregel, und betonen, daß er vielleicht niemals zur Anwendung kommt. Sie motivieren die Empfehlung der Indexklausel, auf deren genaue vertragliche Formulierung man gespannt sein darf, sehr interessant damit, daß sowohl Deutschlands Last als auch die Vorteile der Alliierten im Grunde genommen in Waren und Dienstleistungen bestehen, wenn sie auch „der Bequemlichkeit halber" in Gold ausgedrückt seien. Gold sei nur ein Wertmesser und könne, wenn es als solcher über eine lange Reihe von Jahren angewendet werde, sich als unsicher und mangelhaft erweisen. Dieser Vorschlag der Sachverständigen ist durchaus gerecht. Was nützt ein Streit um die Goldzahl der Reparationslast, sei es der jährlichen, sei es der endgültigen, solange Veränderungen im Werte des Goldes den realen Inhalt aller ausgeklügelten Vereinbarungen vollständig über den Haufen werfen können, solange eine — immerhin vorstellbare — Halbierung im Werte des Goldes die Forderung auf die Hälfte zusammenschrumpfen zu lassen und eine etwaige Verdoppelung die Bürde um volle 100 Prozent zu vermehren imstande wäre, solange in den Augen Klarsehender die Reparationsfestsetzung beiderseits eine Spekulation auf die Wertveränderlichkeit des Goldes bleiben müßte.

Soll aber dieser vernünftige Gedanke auf Vereinbarungen zwischen den Nationen beschränkt bleiben? Kann nicht auch im Privatrecht eine solche „automatische Minderung oder Steigerung der Vertragszahlen" Platz greifen, sobald nach der Entscheidung einer unparteiischen Stelle in diesem Falle des statistischen Reichsamtes, Schwankungen in der Kaufkraft des Goldes „wirklich bedeutender" Art eintreten? Soll, was im Verkehr zwischen dem Staat möglich und recht, im Verkehr zwischen Privaten nicht durchführbar und billig sein? Reichen die Erfahrungen der letzten deutschen Vergangenheit nicht hin, um sinnfällig darzutun, daß für die Wahrung von T r e u u n d G l a u b e n Garantien geschaffen werden müssen? Erweisen diese sich nachträglich als überflüssig — um so besser.

---

Wie wenig braucht das tapfere, abgehärtete deutsche Volk eine andere Erziehung zum Kriege als die zum geistigen Selbstfrieden, dieses Volk, das im neuesten Selbstzweikampf seine Kräfte wieder gezeigt, in wechselseitiger Besiegung angespannt, sowie seine Aehnlichkeit mit dem Elefanten wieder dargetan hat, der das deutsche Wappentier sein sollte, weil er schwerfällig in Wendung, schnell geradeaus gehend, trinklustig und besonnen, gern tragend, seinen Wärter liebend und Kinder schonend, doch im Kriege Römer zermalmt und — als Zahmer den Freien fangen hilft.

*Jean Paul.*

Ich kam von Gaimusho, dem Auswärtigen Amt in Tokio. Auch an seinen in einem Garten verstreuten Baulichkeiten war das Erdbeben nicht spurlos vorübergegangen, und die Mauern zeigten manchen schweren Riß, der erst notdürftig verschmiert und verputzt war. Als sich beim Einfahren ins Gaimusho diese Risse dem Blick aufgedrängt, war der Gedanke plötzlich aufgetaucht, ob nicht Japans heutige Stellung in der Politik dem äußeren Bilde seines Auswärtigen Amtes gleiche: ein stolzer Bau, den schwere Stöße erschüttert, deren Folgen notdürftiger Verputz verbergen soll.

Japans Aufstieg war rasch, so rasch wie der Deutschlands, und gerade einem Deutschen muß sich die Aehnlichkeit des deutschen mit dem möglichen japanischen Schicksal aufdrängen. Ebenso wie Deutschland hat der Wille eines stolzen, tüchtigen Volkes Japan zur Weltmachtgeltung emporgetragen, ohne daß die natürlichen Grundlagen dafür gegeben waren. Zwei siegreiche Kriege, an derem günstigen Ausgang ein glücklicher Stern nicht geringen Anteil hatte, täuschen über die tatsächlichen Machtverhältnisse, und hindern Volk und Regierung, mit all der nötigen Sorgfalt rechtzeitig der durch die wachsende Mißgunst der wirtschaftlichen Konkurrenten bedingten drohenden weltpolitischen Konstellation entgegen zu arbeiten.

Die Japaner verstehen sich nicht auf Propaganda und Stimmungsmache, ebensowenig wie die Deutschen. So konnte es geschehen, daß in der öffentlichen Meinung nicht nur Amerikas, sondern der Welt die Japaner zu der angriffslustigen Nation gestempelt wurden, die die Vereinigten Staaten im eigenen Land bedroht. In Wirklichkeit hat wohl kein einziger vernünftiger Japaner an einen derartigen Angriff gedacht, der schon vor dem Weltkrieg aussichtslos, heute nach der ungeheuren Stärkung der amerikanischen Macht völlig zur Absurdität geworden ist. Aber Japan ist nun einmal mit diesem Odium belastet und wird seine Folgen tragen müssen, genau wie Deutschland, trotzdem seine Führer in den letzten Jahren alle Anstrengungen gemacht, mit den Amerikanern zu einem erträglichen Ausgleich zu kommen. De facto ist Japan vor Amerika einen Schritt nach dem andern zurückgewichen. Schon von dem berühmten gentlemen's agreement sagte ein amerikanischer Schriftsteller, daß es im Grunde nur für die Amerikaner ein gentlemen's agreement darstellte. Die Japaner waren eigentlich schon durch dieses Dokument an der Einwanderung in die Staaten ausgeschlossen, aber die höfliche Form blieb gewahrt, und damit gab sich Japan zufrieden.

Heute ist nun auch diese höfliche Form fallen gelassen und Japan vor aller Welt durch die Ausschließungsakte des Kongresses als minderwertige, zum mindesten nicht gleichberechtigte Nation gebrandmarkt. Man muß die Aufnahme dieser Nachricht in Japan

miterlebt haben, um zu ermessen, wie tiefgehend die Wirkung der antijapanischen Einwanderungspolitik ging. Die Japaner sind vielleicht die beherrschteste Nation der Welt. Trotzdem ging es wie ein leidenschaftliches Zucken durch das ganze Volk, und manchem amerikanischen Kongreßmann wäre wohl seine Abstimmung für die Ausschließungsbill leid geworden, hätte er ihre Wirkung auf das japanische Volk mitansehen können.

Trotz dieser schweren Wunde, die dem japanischen Selbstgefühl geschlagen wurde, und trotzdem Japan einer geschlossenen angelsächsischen Front gegenübersteht, ist es doch nicht gesagt, daß Japan nun unbedingt Anschluß an die gegen den Westen sich erhebenden asiatischen Völker suchen wird. Ganz abgesehen von dem tiefen Wunsch, mit den Westmächten als gleichwertig in einer Reihe zu marschieren, ist ein derartiger Anschluß auch nicht so rasch und ohne weiteres durchführbar. Japan ist bisher gegenüber seinen asiatischen Nachbarn nur als Herr und Eroberer aufgetreten, und es erfordert naturgemäß Zeit, das Vertrauen, vor allem der Chinesen, zu gewinnen, ganz abgesehen von dem territorialen Verzicht, den eine solche Annäherungspolitik an China wahrscheinlich bedeuten würde und den die Japaner wirklich nicht leicht bringen könnten.

Nimmt Japan die welthistorische Rolle als revolutionärer Führer des Ostens gegen den Westen nicht auf, so bleibt ihm nun, da England sich von Japan abgewandt und Amerika angeschlossen, nichts anderes übrig, als die Annäherung an Rußland.

Der Sowjetrepublik gegenüber aber hat Japan infolge falscher Einschätzung der Kraftverhältnisse in Rußland, und aus Furcht vor bolschewistischer Infektion eine ganz ähnliche Politik getrieben wie Deutschland. Als die Zarenherrschaft zusammenbrach, glaubte sich Japan seines russischen Gegners ein für allemal ledig. Es war die Blütezeit der Militärpartei, die von der Besetzung ganz Ostasiens träumt. Allein Japan mußte eine Position nach der anderen räumen, und heute hält es nur noch die Nordhälfte von Sachalin besetzt. Der Besitz dieser an sich völlig unwirtlichen, winterlichen Inselhälfte wäre wegen der großen dort festgestellten Oelfelder von entscheidender Bedeutung. Und bei einer klügeren Politik hätte Japan Nordsachalin wohl gegen geringen Kaufpreis und die Anerkennung der Sowjetregierung erwerben können. Heute ist dazu nur noch wenig Aussicht vorhanden, zumal die Amerikaner, die von der Moskauer Regierung ausgedehnte Oelkonzessionen erwarben, daran interessiert sind, daß Nordsachalin wieder an Rußland zurückfällt.

Man hat in den Ententeländern und in Amerika in den letzten Jahren mit nicht geringer Sorge die Möglichkeit eines deutsch-russisch-japanischen Blockes ins Auge gefaßt, aber man hat die Voraussicht der japanischen und der deutschen Staatsmänner überschätzt, und heute ist auf den Abschluß eines derartigen Bundes wohl nicht viel Aussicht mehr. So ist Japan denn aus Sorge um

seine mandschurischen Besitzungen, und um ein Gegengewicht gegen den angelsächsischen Druck zu haben, außenpolitisch immer mehr in französisches Fahrwasser geraten. Frankreich hat in Indochina eine gute Basis, von der aus es Japan bearbeiten kann. Es hat den dortigen Generalgouverneur nach Japan geschickt, Kreuzer zu Besuchen entsandt und seine ganze geschickte Kulturpropaganda entfaltet.

Die franco-japanische Annäherung wird unter dem Schlagwort des Bündnisses der beiden isolierten Nationen betrieben. Es gibt jedoch einen völkerpsychologisch tieferen Grund dafür. Wie die Japaner gerne weiß sein möchten, so kann man mit einer gewissen Paradoxie sagen, daß die Franzosen gerne farbig wären, zum mindesten geben sie die Vorzugsstellung ihrer weißen Farbe bereitwillig preis, um so die Zuverlässigkeit ihrer farbigen Vasallenvölker zu erkaufen und dadurch ihre beherrschende kontinentale Position zu behaupten. Es liegt durchaus Methode darin, weil Frankreich in seinen ostasiatischen Besatzungstruppen in ein und demselben Regiment alle Farben mischt.

Für Frankreich kann das sich anspinnende Bündnis mit Japan ein wichtiger, außenpolitischer Faktor werden, ob aber dieses den erhofften Vorteil davon haben wird, ob vor allem Frankreich helfen kann und will, falls Rußland sich einmal anschicken sollte, aus der Mongolei und dem Amurgebiet in die Mandschurei vorzustoßen, ist eine andere Frage.

---

ALBERT EHRENSTEIN

## DES FAULEN MANNES GESANG

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Ich habe Gönner, aber ich bin zu faul, sie anzupumpen.
Ich habe Land, aber ich bin zu faul, zu pflügen wie ein Gaul.
Mein Haus klafft, ich bin zu faul, es auszubessern.
Ich habe Kleider, zerrissene, bin zu faul, sie zu flicken.
Ich habe Wein, bin zu faul, zu trinken,
Ich hab eine Harfe, bin zu faul zu spielen —
Warum hat sie noch Saiten!
Meine Frau klagt: kein Brot ist im Haus;
Das Korn ist so faul, es will sich nicht mahlen,
Meine Verwandten und Freunde schreiben mir tage-
Lange Briefe, gern würd ich sie lesen, ohne Klage,
Wär nicht die unendliche Plage,
Sowas zu öffnen. Die Gelehrten singen noch immer die Sage
Vom Faulsten: Chi-Shu-yeh war sein Lebenlang faul.
Aber er spielte die Harfe und manchmal machte er Gold —
Er war noch lang nicht so faul wie ich!

Zwei Tatsachen: das Verhältnis Reklame — Stadt ist heute ästhetisch unerfreulich. Und in der Richtung der heute beliebten Reklame liegt keine Gewähr, daß das Verhältnis besser werde.

Schluß: es muß ein Eingriff geschehen, Besserung geschaffen werden.

Die Möglichkeit einer Besserung kann auf verschiedene Art gesucht werden.

Es wird sicherlich noch immer Menschen geben, die für eine radikale Lösung eintreten: generelles Verbot aller Reklame. Es gibt fraglos noch immer prinzipielle Feinde der Reklame.

Ihre Lösung kommt im Ernst nicht in Betracht. Die moderne Wirtschaft kann ohne Reklame so wenig existieren wie ohne Geld. Verbieten kann man die Reklame vielleicht . . . aber einen Erfolg würde das Verbot nicht haben.

Dieser radikalen Lösung, die keine Lösung ist, steht eine andere radikale Lösung gegenüber: man lasse die Reklame völlig frei . . . Die diese Lösung vorschlagen, können mit einigem Rechte darauf hinweisen, daß Eingriffe der Behörden in wirtschaftliche und ästhetische Dinge selten einen Erfolg hatten und daß sich aus der freien Entfaltung aller Reklamekräfte am ehesten von selbst eine Besserung ergeben könnte. Man würde sicherlich, so ist die Meinung dieser „Liberalen", zunächst durch eine besonders schlimme Zeit rücksichtsloser, vielleicht den Vandalismus streifender Reklame-Willkür hindurchmüssen . . . aber mit der Aussicht, daß sich aus dem Experiment eine Selbstbescheidung, eine Selbstzucht, eine Rücksicht und eine Einsicht entwickle.

Dritte Möglichkeit: das Kompromiß aus Freiheit und Verbot . . . die polizeiliche Regulierung. Die diese Lösung vorschlagen, scheuen vor dem gewagten Experiment völligen Sichselbstüberlassens der Reklame zurück, weil die Hoffnung auf eine Selbstentgiftung sich als Trugschluß entpuppen könnte. Sie stehen auf dem Boden der ästhetischen Prophylaxe . . . Verhütung des Schlimmsten.

Auf dem Boden dieses Kompromisses steht heute die Mehrzahl.

Woran soll man den Wert einer Lösung erkennen?

An ihren Erfolgen.

Ich glaube nicht, daß die Erfolge sehr für die Methode der ästhetischen Polizei sprechen. Und das hat meines Erachtens einen sehr einfachen Grund: daß nämlich niemals eine wirklich gute Lösung erwachsen kann auf der Basis der Verhütung . . . sei es in welchem Fache immer. Das Vermeiden und Unterdrücken ist kein guter Anfang für irgend ein Tun. Der Anfang muß immer eine Bejahung, ein Vorwärts sein, ein Impuls, der sich unbedingt im Rechte fühlt. Aus diesem Grunde ist an der Anschauung jener Radikalen, die die Reklame von städtepolizeilichem Reglement be-

freien wollen, schon ein Kern Wahrheit. Wenigstens könnte bei voller Freiheit unter vielem Schlechtem doch auch ab und zu einiges entstehen, das unbedingt gut und frisch ist, während der jetzige Zustand allerdings das Schlimmste verhütet, aber auch Ungewöhnliches unterdrückt.

Wenn uns alle drei vorgeschlagenen Lösungen: generelles Verbot, schrankenlose Freiheit, Regulierung als Kompromiß aus Freiheit und Verbot nicht befriedigen, und wenn wir infolgedessen nach einer besseren Lösung suchen, so müssen wir wohl die Angelegenheit auf eine höhere Ebene heben, müssen wir die eigentlichen Ursachen des Unbefriedigenden untersuchen, damit wir nicht mehr an den Symptomen, sondern an den Wurzeln kurieren.

Mir scheint, daß alle die betrachteten Schwierigkeiten nur existieren für eine ganz bestimmte, letzten Endes aber doch einseitige Auffassung der Reklame. Sie bestehen meines Erachtens nur — so paradox es klingt — für die künstlerische Reklame.

Was ist das — künstlerische Reklame?

Der Begriff der künstlerischen Reklame kommt aus einem schlechten Gewissen — aus einem Gewissen, dem nicht ohne Grund schlecht ist. Man darf mit einigem Rechte auf Uebertreibung wohl behaupten, daß alle die Menschen, die in den letzten Jahrzehnten in Europa Reklame gemacht haben, es mit einem schlechten Gewissen taten.

Und warum hätten sie ein schlechtes Gewissen haben sollen?

Sie trieben ihre Reklame in dem Gefühl, etwas eigentlich nicht sehr Vornehmes zu tun. Sie glaubten sich gezwungen zum lauter und lauter Werden, zum Schreien. Sie sahen sich gezwungen, besondere Mittel anzuwenden, um mit ihren Produkten möglichst auffallend zu wirken; sie glaubten sich gezwungen zur Verwendung von Kniffen, Pfiffen und Tricks, und daß eine solche Tätigkeit ihnen selbst nicht eben besonders vornehm erschien, läßt sich ganz gut verstehen. Der Handelsherr im alten Stil, der peinlich korrekte Chef eines guten Hauses, der „königliche Kaufmann" sah sich mit dem Hereinbruch einer neuen Zeit zu Methoden gezwungen, die er bisher stolz dem kleinen Krämer, dem Winkelkaufmann, dem Marktschreier überlassen hatte — und das war ihm absolut peinlich.

Um sein Gewissen zu beruhigen, schuf er den Begriff der künstlerischen Reklame. Weil er die Sache als kulturlos empfand, sorgte er sich um eine kulturelle Form.

Und daraus entspringen alle Schwierigkeiten, an denen wir laborieren — eine Erkenntnis, von der allein aus sich die Möglichkeit einer Ueberwindung der Schwierigkeiten ergibt.

Die „Ortsgesetze zum Schutze des Stadtbildes vor verunstaltender Reklame" haben die schiefe Auffassung der Reklametreibenden nur kanonisiert. Wie jene glaubten: Reklame machen verunstaltet unsere gute alte renommierte Firma — so, wenn sie

schon sein muß, tauchen wir die Reklame in Kunst, so glaubten die Verfasser und Hüter der Ortsgesetze: die Reklamen verunstalten unsere Straßen und Plätze — also: um halbwegs unsere Architekturen zu retten, muß Kunst die Reklamen durchdringen — immer noch mehr durchdringen — immer noch mehr Kunst —. Und beide erkennen nicht, daß eben die Einmischung der Kunst es ist, die zur Verunstaltung führt.

Kunst ist durchaus nicht immer etwas Gutes, ist es nur dort, wo sie sachlich klären hilft. Wo sie ein Mittel der Verschleierung ist, wirkt sie schlimm.

Der Grundfehler besteht in der Auffassung, als sei gute, einwandfreie, nicht mehr störende Reklame ein formales Problem.

Und die Grunderkenntnis, von der wir ausgehen müssen, lautet: die gute, einwandfreie, nicht mehr störende Reklame ist ein sachliches Problem.

Sachliche Reklame wird die Straßen (namentlich dann, wenn auch die Straßen sachlich sind) nicht verschandeln. Ich behaupte nicht, daß solche Straße gerade dem romantischen Ideal eines Präraffaeliten entsprechen wird. Aber ein so furchtbarer Greuel wie unsere künstlerischen Straßen mit künstlerischer Reklame unter künstlerischer Ueberwachung der Herren Stadtbauräte und Stadtkunstwarte kann sie nicht sein. Sie wird nicht immer geschmackvoll sein . . . Gott, wie furchtbar! . . . wenn sie auch nie so geschmacklos sein wird, wie unser guter, amtlich zugelassener Geschmack. Sie wird jedenfalls immer vital sein (vgl. den London-Film), wo unsere Straßen — wildgewordene Provinz sind.

Das, was unsere Straßen schlimm macht, ist nicht so sehr die Reklame, als die Kunst. Die jetzige künstlerische Reklame durch eine künstlerische Aufsicht bessern wollen, das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben.

Künstlerische Reklame, wie wir sie heute sehen, heißt unsachliche Reklame — unsachlich vom Besteller aus und unsachlich vom Verfertiger aus.

Der Standpunkt des Malers ist: mein Kaufmann ist Mäzen-Ersatz oder: das nicht verkaufte Bild wird zur Reklame verarbeitet.

Der Standpunkt des Bestellers ist: ich mache nicht gewöhnliche Reklame . . . pfui, wie gemein! Ich repräsentiere die prima Kultur meines Hauses durch Beschäftigung allenerster Künstler, vom Professor aufwärts.

Resultat: eine nicht mehr erträgliche Mischung aus feudaler Vornehmheit und Extravaganz.

Es greift eines in das andere: sachlich schlechte Werbung . . . also Kunst . . . also viel Buntheit . . . also unerträglicher Zustand der Straßen . . . also ästhetische Regulierung . . . also erst recht Kunst . . . circulus vitiosus.

Der Künstler ist in der Reklame nur notwendig, solange die Reklame unsachlich ist. Der Künstler lebt von der Unsachlichkeit

der Reklame, und er trägt gleichzeitig dazu bei, diese Unsachlichkeit zu verewigen. Nur weil in den allerwenigsten Fällen die Werbung sachlich klar durchdacht ist, wird sie äußerlich interessant und auffallend gemacht durch elegante Köpfe, exotische Tiere, Paradiesvögel, Phantasieblumen, Landschaften, Boxer, Stilleben, große und kleine Hunderassen, Hieroglyphen, Schnörkel, Arabesken und tausend andere Dinge, im Straßenbild durch extravagant-expressionistische Silhouetten, futuristische Farben . . . alles mit dem Ergebnis, daß der Passagier unserer Bahnhöfe, daß der Geschäftsmann, der sein Fachblatt oder eine Zeitung oder eine „Illustrierte" liest, kaum noch weiß, wer denn da eigentlich was annonciert? . . . oder er betrachtet die Reklame als Rebus-Ersatz.

Diese aufdringliche, an allen Haaren herbeigezogene Kunst ist die Ursache der wüsten Zerrissenheit. Um diese zu überwinden, gibt es nur ein Mittel: nicht die formal ästhetische Zensur, nicht noch mehr oder noch bessere Kunst, sondern heraus aus der Kunst, Reklame sachlich machen, Reklame endlich als Reklame behandeln. Unsere Kunst, unsere Kultur, Herr Direktor, machen wir uns schon selbst.

Es ist ja nicht wahr, daß Reklame machen etwas Genierliches, Peinliches ist. Nur unsere Reklame ist genierlich, weil in ihr keine andere Idee enthalten ist, als das Uebertönen der Konkurrenz im Kundenfang. So aufgefaßt, streift die Reklame allerdings ein wenig den Humbug . . . leicht zu verstehen also, daß der vornehme, gute Kaufmann sie nicht gern in aller Einfachheit und Klarheit bejahen wollte, daß er ihr ein ästhetisch kulturelles Mäntelchen umhing: die Kunst.

Anders der Amerikaner. Er hat nicht die Form der Reklame kultiviert, sondern die Reklame selbst. Und dabei stellt sich heraus, daß Reklame einen Sinn haben kann, der ihr eine saubere, gute Form garantiert ohne den Umweg über die Kunst. Der Amerikaner weiß . . . nicht als Moralist, sondern als Geschäftsmann! . . . daß die alte europäische Reklame erledigt ist. Wer glaubt denn noch dem Marktschreier, gleichviel ob seine Tricks von einem Straßenjungen improvisiert oder von dem geschätzten Professor X eigenhändig gemalt sind. Der amerikanische Käufer will genau sachlich unterrichtet sein. Er wird dort kaufen, wo er am schnellsten, präzisesten und ehrlichsten unterrichtet wird. Das Bild hat dabei keinerlei Selbstzweck. Für Bilder sind die Museen da.

Wer in Amerika Reklame macht, muß alles auf die Sache stellen, und damit ergibt sich ganz von selbst, daß der Anbietende in seiner eigenen Reklame in die zweite Linie rückt. Bei uns schreit die Fabrik: „Ich!! Ich!!!" und fügt leise hinzu: „übrigens machen wir Schaukelstühle". In Amerika setzt man uns den Wert des Schaukelstuhls auseinander und fügt hinzu: „die mit dem besonderen Trick kommen aus meiner Fabrik".

Indem der Amerikaner logisch durchdachte und zweckmäßige Reklame macht, gestaltet er sie konsequent vom Publikum aus — nicht mehr, wie der Europäer, vom Anbieter aus. Reklame vom Anbieter aus führt notwendig zum Ueberschreiten und von dort für die vornehmeren Naturen zum Gegengift der Kunst. Und eben diese Mischung: Geschrei plus Kunst ist das unerträgliche.

Reklame vom Abnehmer aus gedacht führt zur Sachlichkeit. Die Reklame kommt von selbst unter den Begriff einer Verantwortlichkeit gegenüber dem Ganzen. Das Genierliche fällt fort. Deshalb braucht diese Reklame keine Kunst mehr.

Die Nutzanwendung für uns?

Generelles Verbot der Reklame ist unsinnig.

Künstlich-künstlerische Regulierung greift den Kern des Uebels nicht an.

Freilaufenlassen der heute beliebten Reklame würde vielleicht die eigentlichen Ursachen kraß hervortreten lassen und so zu einer Einsicht führen können . . . ist also auf keinen Fall schlimmer als die Regulierung und Prophylaxe.

Wirksam ist nur: den eigentlichen Sinn der heutigen Reklame bis auf den Grund durchdenken und sachlich nach der Einsicht handeln. Dann kann, da Reklame im neuen Sinne nichts Entsetzliches ist, auch nichts Entsetzliches entstehen. Solange noch Entsetzliches entsteht, ist man noch nicht bei dem Wesentlichen der Reklame angelangt. (Keineswegs wollen wir behaupten, daß das in Amerika schon überall und ohne Rest gelungen sei.)

---

HANS ROTHE

## DAS MODERNE ENGLISCHE THEATER

Das englische Theater ist das Londoner Theater. Denn das ganze Land bezieht Schauspieler und Stücke direkt von London, und nur einige wenige Städte (Birmingham—Manchester) leisten sich ein eigenes, unabhängiges Theater und einen anderen Spielplan, als er von London aus vorgeschrieben wird.

Nachdem ein Stück ungefähr 200 bis 500mal in London gespielt worden ist, wird es in die Provinz verpflanzt, — das heißt, zur Aufführung des betreffenden Meisterwerkes stellt ein entschlossener Manager ein Ensemble zusammen, von dem er sich sobald nicht wieder trennt. Er hat das Stück für die Provinz gekauft und sich damit für die Dauer mehrerer Jahre seinen Lebensunterhalt gesichert. Er sucht während seiner Tournee jedes Gebäude in Großbritannien auf, in dem es einen Vorhang, ein Podium und einige Stechkontakte gibt. Er spielt in der schwärzesten Provinz und in den Millionenstädten. Orte wie Glasgow oder

Edinburgh, die nach deutschen Begriffen jeder sechs bis zehn Theater bequem ernähren würden, beziehen ihre theatralische Anregung seit undenklichen Zeiten jahraus jahrein nicht anders, als daß sie die Gebäude ihrer Theater von Woche zu Woche an eine wandernde Truppe vermieten. An Sonntagen wird gereist, an den Wochentagen der Kunst obgelegen. Da in England die Kinos schon um zwei Uhr nachmittags beginnen, liegt kein Grund vor, es nicht auch im Theater mit möglichst vielen Nachmittagsvorstellungen zu versuchen. Eine Nachmittagsvorstellung heißt Matinee. Sie beginnt meistens um halb drei. Die Abendvorstellung nicht vor acht.

In London selbst ist mit dem Theater kein Geschäft zu machen. Die Mieten für die Bühnenhäuser sind zu hoch. Fast keinem Direktor gehört das Theater, in dem er spielt. Er hat es vielmehr von jemandem gepachtet, welcher Jemand wieder in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis von dem steht, der die Konzession für das betreffende Haus erworben hat. Also erst eine Reihe von Geschäftsmachern, ehe der Chef der Künstler erscheint. Auch in London nutzt man die Tage der Woche gut aus. Jedes Stück wird mindestens sechsmal abends und zweimal nachmittags gespielt. Revuetheater und Varietés öffnen sich täglich zweimal. Sonntags dürfen selbst in London keine Theatervorstellungen stattfinden. Der Sonntag bleibt ernsteren Kulturbestrebungen vorbehalten, zum Beispiel dem Kino, das von sechs Uhr an geöffnet sein darf, und (nicht allein Sonntags) wesentlich bessere Geschäfte macht als jedes Theater.

Es gibt in London nicht wenige Theaterfanatiker und Direktoren, die trotz ausverkaufter Häuser Unsummen an einzelnen Stücken verloren haben, nicht etwa nur an literarischen Experimenten (wie man wittern könnte), sondern sogar an Stücken mit populären Titeln wie: „Gib endlich Ruh“, — oder: „Komm Kleiner, komm“ oder: „Die Nacht der Nächte“

Ein Stück, von dem man sich nicht mindestens hundert Aufführungen versprechen kann, ist ein Ruin für alle Beteiligten. Nur einige außerhalb des Zentrums gelegene Theater stehen finanziell sicherer da.

Die Methode des Serienspielens hat die eigentümlichsten Wirkungen auf die Bühnenhäuser gehabt. Die englischen Theaterleiter bezeichnen ihre eigenen Bühnenhäuser als prähistorisch. Die Bühnen sind gerade so groß wie ihre Spielfläche. Abstellräume und Magazine gibt es nur in seltenen Fällen. Da man für unzählige Abende stets nur dieselben Dekorationen braucht, kann man sich mit einem Minimum an Bewegungsfreiheit behelfen. Außerdem verlangt die englische Polizei nicht, daß nach jeder Vorstellung die Bühne freigemacht wird; so läßt man von Vorstellung zu Vorstellung seinen Hausrat auf der Bühne stehen. Die Beleuchtungs-

anlagen sind fast durchweg ausgezeichnet, man wetteifert miteinander in der Herbeischaffung der neuesten Apparate, sogar eine deutsche Firma wird auf dem Zettel für die neuesten Effekte dankbar erwähnt.

Das Publikum ist von einer herzlichen Toleranz gegen technische und künstlerische Vorgänge. Wenn in Covent Garden — zur großen Opernsaison! der unsichtbar gewordene Alberich beim Klang einer Knallerbse vor aller Augen bedächtig auf allen Vieren hinauskriecht, oder eine Faust mit einem brodelnden Tiegel plötzlich aus einem Spalt der Kulisse den erschreckten Göttern Rauch vorhält, verzieht sich kein Gesicht. Wenn ein Vorhang nicht aufgeht oder ein in der Glut des Spiels vor die Vorhanglinie gefallenes Requisit in der Pause von einigen emsig bemühten Beinen wieder in das Machtbereich des Requisiteurs zurückgeangelt wird, erblickt niemand darin etwas Auffälliges.

Jedes Theater ist halb in die Erde gebaut. Zum Parkett steigt man viele Stufen hinab. Die Zuschauerräume sind je nach den Kassenverhältnissen des Konzessionsinhabers entweder „im Zauber des Altertümlichen" belassen worden oder nach den „modernsten Gesichtspunkten" restauriert. Man kann feststellen, daß beide Gattungen etwas unbedingt Großstädtisches und Festliches haben.

Eine schwere Kassenbelastung bilden die großen Orchester, die sich jedes Schauspieltheater zur Verkürzung der Pausen halten muß. Zu ihrer persönlichen Erleichterung ist den Orchestermitgliedern — wie auch dem Publikum — gestattet zu rauchen. Die große Pauke hatte eine wahre Virtuosität darin, während der rasselndsten Wirbel die Pfeife nicht ausgehen zu lassen, während der Baßgeiger die Gleichheit seines Spiels dadurch kontrolliert, daß er seinen Hut auf seinem Instrument aufhängt. Das Publikum benutzt entweder die an der Rückseite der Sitze angebrachten Aschenbecher oder die dicken Teppiche zur Aufspeicherung der Zigarettenstummel. Bei Klassikern muß sich der Zigarettenverkäufer auf stärkeren Konsum einrichten als bei ansprechender Literatur. In Romeo und Julia wurden die Rauchschwaden zeitweise so dick, daß man sich mit dem Programm einen Durchblick zur Bühne wedeln mußte.

In einigen wenigen dicht beieinander liegenden Straßen des Zentrums finden sich alle wichtigen Londoner Theater beisammen. Von manchen Straßenkreuzungen aus sieht man zwanzig und mehr Theatereingänge. Ein Plakat schreit lauter als das andere, ein Flammenrad blitzt heller als das andere; fast jeder Titel eines Stückes flammt in Hunderten von roten, grünen, blauen, gelben, violetten Lämpchen auf, verlöscht, blinzelt, kokettiert, platzt dem Unschlüssigen mitten ins Auge.

Für die unreservierten Plätze stellt sich eine bescheidenere Menschheit schon am frühen Nachmittag an, während die Parkett-

und Balkonbesucher im letzten Moment oder sehr lange nach dem letzten Moment erscheinen. Die meisten Herren im Smoking, zu dem sie bei sommerlicher Wärme auf der Straße einen grauen Filzhut und keinen Mantel tragen. Die Garderobe legt man nicht ab, allenfalls knüllt man die kostbarsten Mäntel unter den Sitz und überläßt sie in der Pause den Stiefeln seiner Mitmenschen. Nur einige, meist fremde Außenseiter benutzen den Garderobenraum, zu dem man auf einer engen Stiege emporklimmt und der zehn bis fünfzehn Personen gerecht werden kann. (Frage: Warum zieht man sich so schön an, wenn man den Mantel nicht auszieht? Weil man sich nicht für das Theater anzieht, sondern für das Diner vor- oder hinterher.)

Der Betrieb des Serienspielens bedingt, daß kein Theater — bis auf zwei oder drei Ausnahmen — ein eigenes und ständiges Ensemble hat. Zum Dauerpersonal gehört nur der Direktor (samt seinen Geschäftsfreunden) — günstigenfalls der Regisseur. Der Wohltätigkeitsposten des Dramaturgen ist in England unbekannt. Für jedes Stück engagiert man sich die notwendigen Schauspieler, wie sie gerade frei sind. (Ein System, mit dem man es ja auch in Berlin so herrlich weit gebracht hat.) Nach der letzten Vorstellung läuft das „Ensemble" wieder auseinander. (Wie es auch in London kein einziges ständiges Orchester gibt — geschweige denn eins, das von Stadt oder Staat unterhalten wird. Das Orchester, das zum Beispiel vor kurzem der deutschen Opernsaison aufgespielt hat, zerstob in alle Winde, nachdem der letzte Beifallsorkan überstanden war.)

Es gibt drei Gattungen der Theaterkunst. Erstens: Das englische Theater! mit einem jubelnden Ausrufezeichen. Zweitens: Das „englische" Theater — mit Gänsefüßchen. Drittens: Das englische Theater — mit brandmarkendem Sperrdruck.

Von der dritten Gattung ist die Rede zuerst. Aus den Niederungen wird man sich schließlich zu den unerreichten Höhen der ersten Gattung emporarbeiten.

Ein englischer Schauspieler sieht im allgemeinen wie ein Golfsieger in den illustrierten Blättern aus. (Diese Ansicht wird auch von einer beliebten Zeitschrift vertreten: Sporting and Dramatic News, die auf der einen Seite ein Finish oder ein match abbildet, und auf der andern Seite Szenenbilder oder Großaufnahmen „unserer Lieblinge".) Der englische Schauspieler ist weit davon entfernt, der Schwermut des Heldentums oder der capriziösen Differenziertheit des feinnervigen Charakterdarstellers zu verfallen, wodurch sich kontinentale Schauspieler hervortun, — er ist vielmehr ein freundlicher, umgänglicher Unproblematiker in Sportskleidung, der es taktlos fände, einen Besucher zu veranlassen, mit ihm über Theater zu reden. Die Damen tragen zwar teilweise abgeschnittenes Haar, aber verwenden dies Charakteristikum nicht zu

expressionistischer Ekstase — sie sorgen vielmehr während der Vorstellung dafür, daß der Tee zum Ende des fünften Aktes fertig ist, und dann räkeln sie sich auf einer Ottomane und begreifen nicht, warum jemand aus Deutschland gekommen ist, um hier ins Theater zu gehen, — und gießen den Tee ein.

Der englische Schauspieler hat keine Allüren, er betont keinen Stil, — er gestaltet nicht: er spielt. Er nimmt das Spielen nicht sonderlich ernst, aber er tut es, ohne jemand vor den Kopf stoßen zu wollen. Daher das — wie soll man es nennen? — Dilettantische, das sich von Gattung drei bis zu Gattung eins überall findet. In Gattung drei als peinliche Unfähigkeit, in Gattung eins als leichter unnachahmlicher reifer Stil des graziösen, des unbeschwerten Theaters.

So fällt es nicht auf, wenn die meisten eine unvollkommene Sprechtechnik haben. Man bemüht sich nur, das einzelne Wort zu bringen und diesem Wort von Moment zu Moment zu seinem Recht zu verhelfen — wie in der Unterhaltung des Alltags. Man spricht Shakespearesche Verse wie Prosa, aber Prosa manchmal wie Shakespearesche Verse, vor allem wenn man Ermahnungen oder sittlichen Ernst ausstoßen soll.

So unachtsam oft die Sprachbehandlung ist, so vollendet ist die Körperbehandlung — das heißt, sie ist vollendet wie auch der Alltag sie kennt. Also die unbewußte Körperbehandlung, stehen und gehen, sich hinsetzen, und jemanden zur Tür hinauswerfen, können diese Schauspieler so gut, wie kein mitteleuropäischer Regisseur in seine Jünger hineinpredigen kann.

Ein Musterbeispiel für Gattung drei: Hassan, ein poetisches Prosaspiel. (Der Autor ist mittlerweile verstorben, und die Zeitungen sprechen von der späten Gerechtigkeit, die dem Genie zuteil wird.) Dieses Stück enthält eine Handlung, wie sie die verkommenste Filmgesellschaft nicht mehr zu erfinden wagt. Also: eine Ueberraschung jagt die andere, wird aber im Bestreben, sofort eine noch verblüffendere zu geben, im Nu wieder beiseite gelassen, so daß nichts bleibt, als eine Kette sinnloser Trivialitäten, bei deren Hetzjagd man einschläft. Nachdem nun der Sultan glücklich dem unheimlichen Weltschmerzling in die Falle gegangen ist und in eisernem Gewölbe verwahrt wird, kommt Hassan auf die Idee, einen Brief durch eine Wandritze zu schieben, und der Sultan wird befreit und Hassan von nun an Held des Stückes. Alles verpufft, nichts ist ausgesponnen, — die Kritik beklagte sich indessen nur bei Toller über das Zusammenhanglose der Komposition. Zum Schluß sind alle Mitglieder des Stückes gereinigt worden und ziehen in feierlichem Zuge zu den unendlich oft wiederholten Klängen eines verzückten Gassenhauers nach Samarkand, einer Ortschaft ewiger Läuterung.

Wenn man über die Musik zu diesem Stück einiges berichten würde, könnte das leicht zu einer Verstimmung zwischen den

Völkern führen, also soll sogleich die Regie drankommen. Sie zeichnete sich durch Beleuchtung aus und dadurch, daß sie dem Russen Fokin Gelegenheit gegeben hatte, einige sehr leidenschaftliche Balletts zu arrangieren. (Das Verdienst des Abends.) Sonst entschädigte die Abwesenheit jeglicher Phantasie das Publikum reichlich für die Unfähigkeit, auch nur eine einzige Szene zu packen und zu gruppieren. Dilettantismus auf der ganzen Linie. Monatelang ausverkauft. Die Schauspieler, ziemlich gelangweilt, behandelten die ganze Angelegenheit wie einen mißlungenen Maskenball, bei dem man sich sehnt, möglichst bald der töricht bunten Fetzen wieder ledig zu werden. Sie sprachen mal laut, mal leise mit gelegentlicher Wendung zum Publikum. Hie und da eine gelangweilte Entblößung, ein rabenschwarzes Ebenholzhaar auf dem Elfenbeinnacken und Aehnliches. Das Publikum war sehr angenehm berührt.

Das ist die Gattung drei, die Gattung des Faulen, Sentimentalen, des übersättigten Alltags, des Unpersönlichen. Hier finden sich auch die meisten Schmierentricks: im Bewußtsein eigener Unzulänglichkeit schleudert man gelegentlich ein Wort brüllend hervor (worauf prompt der Beifall auf offener Szene einsetzt), oder man reißt die Augen entsetzt auf (worauf prompt Schauder einsetzt), oder ölt seine Stimme (worauf man prompt das Lob des Sprechkünstlers erntet). Wenn diese Gattung drei auch in England unsanfter angefaßt würde, würde das wirkliche englische Theater einen leichteren Stand haben.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

---

BRUNO FRANK

## DIE NARBE

4. Fortsetzung

### 7.

Es traten ein der Graf Ludwig Cobenzl, bevollmächtigter Gesandter ihrer Römischen und Apostolischen Majestäten, ein noch ganz junger Herr mit einem wachen und trockenen Gesichtsausdruck, höchst vornehm gekleidet in Weiß und Orange und richtig mit goldenem Vließ auf der Brust; mit ihm ein sehr schöner schlanker Mensch, gleichen Alters, von südlichem Typus, ebenso kostbar, aber viel prächtiger angezogen als er. Beide vollführten die höfischen Verneigungen.

„Guten Tag, mein Herr," sagte der König und nahm auch den speckigen Uniformhut ab, der zu seinem Kostüm ohnehin wenig passen wollte, ich bin sehr entzückt, Sie zu sehen."

„Euer Majestät haben gnädig erlaubt, daß ich — hier — meinen Begleiter einführe und untertänigst vorstelle. Es ist der Nobile

Calsabigi, bisher in den Diensten ihrer Majestäten in Neapel, jetzt mit besonderen Aufträgen von Wien hierher abgesandt."

„Ah, sehr gut," sagte Friedrich. „Es darf die Herren nicht stören, wenn — hier — der Herr Erbmarschall von Schottland unserer Unterredung beiwohnt. Er ist mein Freund, und ich habe vor ihm keine Geheimnisse."

Der alte Lord vollzog seine Begrüßung, wenn auch bedeutend lässiger als früher vor dem Schreiber. Er hatte in seinem Leben so viele Minister und Gesandte gesehen. Auch die Monarchen, die sie vertraten, waren nicht Gegenstand seiner besonderen Verehrung. ‚Was ist im Grunde eine Krone?' pflegte er zu sagen. ‚Doch nur ein Hut, in den es oben hineinregnet.'

Inzwischen hatte der Gesandte sich umgesehen. Sein Blick wanderte von dem weißen Kostüm, das der König trug, zu dem Bilde seines Herrn auf dem Kamin-Ehrenplatz, und er wußte vermutlich kaum, was er aus diesen Anstalten zu machen hatte. Der junge Calsabigi hielt seine brennenden Augen mit dem Ausdruck hinschmelzender Bewunderung auf das Gesicht des Königs gerichtet.

„Sie wundern sich vielleicht," begann dieser in ganz leichtem Ton die Unterendung, „mich hier in diesem Kleide zu sehen. Es ist der Rock, den ich trug, als ich mit Ihrem Souverän zusammentraf."

Cobenzl verneigte sich.

„Sie wenden aber wahrscheinlich im Geheimen denken, daß ich nicht recht würdig bin, Ihre Farben zu tragen. Ich bin nicht so sauber, wie ihr Oesterreicher." Er zeigte an der weißen Seide hinunter, die von oben bis unten alte Schnupftabaksspuren aufwies. Gleichzeitig griff er sich aus einer der Edelsteindosen, die umherstanden, eine starke Prise.

„Eure königliche Majestät," sagte der Diplomat, „machen mich glücklich durch den Anblick dieses Kleides. Eure Majestät scherzen über kleine Flecken, die dieser Rock im Gebrauch erhalten hat, aber daß ich ihn heute an Eurer Königlichen Majestät erblicken darf, erfüllt mein Herz mit der Hoffnung, daß Eure Majestät ihn nicht mit Pulver schwärzen wollen."

„Das ist gut gesagt, Cobenzl, aber doch schief. Denn wenn ich Pulver losbrenne, dann, Cobenzl, trage ich ja den andern, den blauen. Aber genug Höflichkeiten," fuhr er fort. „Ich bitte jetzt um Ihren Auftrag."

„Eure Majestät," begann Cobenzl, „mögen mir erlauben, einleitend zu sagen, daß nur ein Teil der Wiener Aufträge heute in meinen Mund gelegt ist. Ein wesentlicher Teil, vielleicht der wichtigere, ist hier dem Nobile Calsabigi mit Spezialmission übergeben worden, ich weiß nicht einmal, ob von Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin oder etwa doch von Seiner Majestät dem Römischen Kaiser."

Es verneigte sich Calsabigi mit prachtvoller Biegung seiner schönen Gestalt.

„Ich weiß ja," sagte Friedrich, und runzelte die Brauen, „wie die Sachen stehen. Ihr junger Kaiser will den Krieg, Ihre alte Kaiserin will ihn nicht. Sie hat selbst erklärt, die Wiener Ansprüche seien verjährt und wenig bewiesen. Wenn sie das einsieht, dann soll sie ihren Mitregenten zur Vernunft stimmen, aber was will sie von mir?"

Diese Worte waren halb auch an den Italiener gerichtet. In einem samtenen Bariton, doch mit fremd gefärbten Vokalen, antwortete dieser:

„Eure königliche Majestät, man glaubt erhabenen Ortes einen Weg gefunden zu haben, der für alle hohen Beteiligten gangbar ist und keine Empfindung verletzt."

„Empfindung? Es handelt sich nicht um Empfindungen, es handelt sich um Interessen. Mein Interesse aber wird nur dann nicht verletzt, wenn man in Wien bereit ist, das widerrechtlich besetzte Niederbayern unverzüglich zu räumen. Ist man dazu bereit, Herr Calsabigi, dann können Sie mir das sehr gut in Gegenwart Seiner Herrlichkeit und des Herrn Gesandten sagen; ist man es nicht, so sehe ich erst recht nicht ein, warum ich Sie noch in besonderer Audienz empfangen soll."

Das war brüsk. Calsabigi zuckte mit den Lidern seiner ausdrucksvollen Augen und sagte devot: „Eure Majestät berauben mich eines großen Glückes, von dem ich mit Verlangen geträumt habe."

Friedrich wandte sich nach Keith hin und schnitt ihm eine Grimasse, die aber der Alte wahrscheinlich nicht sah; dann kehrte er sich zu Cobenzl und forderte ihn abermals zum Vortrag auf. Der Graf, trotz seiner Jugend bis zur Vollendung geschult — er war schon mit einundzwanzig Oesterreichs Bevollmächtigter in Kopenhagen gewesen — entledigte sich seiner Aufgabe in ausgezeichneter Form und mit Klarheit. Neues natürlich hatte er nicht mitzuteilen.

Er trug in einem der Tuilerieen würdigen Französisch die Ansprüche des Hauses Habsburg auf große Teile Bayerns vor, eben jene Ansprüche, die von der Kaiserin selbst als wenig bewiesen in Zweifel gestellt waren. In seinem Mund wurden sie nach jedem Recht und jeder Satzung unanfechtbar. Er rekapitulierte den Hausvertrag, den vor nun zwölf Jahren Max Joseph mit dem erbenlosen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz abgeschlossen hatte; er berührte ganz tonlos, in einem Nebensatz, die später versuchte Beiziehung des Zweibrücker Herzogs, des präsumptiven Thronfolgers; er brachte den im Vorjahr erfolgten Tod Max Josephs in Erinnerung . . .

„Das wissen wir ja, daß der tot ist, Cobenzl," sagte Friedrich brummig. „Erschüttern Sie doch nicht bloß die Luft!"

Der Gesandte, ohne sichtbare Empfindlichkeit, unbeirrt, gab weiter zu bedenken, daß Karl Theodor, der derzeitige Herrscher Bayerns, die Ansprüche des Hauses Habsburg willig und bindend anerkannt habe und, so fügte er hinzu, dieser Kurfürst sei doch wohl der Hauptbeteiligte.

„Falsch," sagte Friedrich. „Der Hauptbeteiligte ist der Herzog von Zweibrücken, dessen Kinder und Kindeskinder dereinst über Bayern herrschen sollen."

Jedenfalls, entgegnete Cobenzl, habe der Kurfürst doch nur darum zugestimmt, weil er sich der Legalität jener Ansprüche nicht habe verschließen können.

„Jedenfalls doch nur darum," unterbrach Friedrich, „weil er eine Menge unehelicher Kinder hat und für die er vom Kaiser schöne Titel und schöne Dotationen haben will. Warum, Cobenzl, verschweigen Sie eigentlich Dinge, die wir alle miteinander wissen? Dadurch eben wird ja das politische Handwerk so langweilig."

Sie waren eng beisammen in dem kleinen, nicht mehr sehr hellen Raum, der König von Preußen, der schottische Erbmarschall, der in Brüssel geborene Oesterreicher und der allzu schöne Vierte. Mit kurzen Schritten, die Hände hinten auf dem weißen Rock zusammengelegt, begann Friedrich hin- und herzuspazieren.

„Sehen Sie, Cobenzl," fuhr er beinahe behaglich fort, „wenn ich auf Ihren traditionellen Ton eingehen wollte, dann würde ich Ihnen jetzt einen edlen und schwermütigen Vortrag halten. Dann würde ich sagen: es handle sich in dieser Sache darum, ob der Kaiser nach seinem Gutdünken mit dem Reichslehen schalten kann. Es handle sich darum, würde ich sagen, ob diese Reichslehen Pfründen nach türkischer Art werden sollen, die bloß auf Lebenszeit gelten, und über die der Sultan nach dem Tode des Inhabers frei wieder verfügt. Nein, würde ich sagen, das steht im Widerspruch mit den Gesetzen und Gebräuchen des Römischen Reiches, und kein deutscher Reichsfürst kann dergleichen mit seiner Ehre vereinbaren. Ich selbst, so würde ich sagen, fühle mich als Glied des Römischen Reiches und als deutscher Fürst. Ich habe den Westfälischen Frieden durch den Frieden von Hubertusburg wieder erneuert und bin, würde ich sagen, als Kontrahent dieses Friedens direkt verpflichtet, die Rechte des deutschen Fürstenstandes gegen jeden Mißbrauch durch das Reichsoberhaupt zu schützen."

Er blieb vor dem Gesandten stehen.

„So würde ich sagen, Cobenzl, wollte ich diplomatische Rhetorik treiben. So etwa müßte ich mich ausdrücken, wollte ich heut an Ihren Kaiser ein offizielles Schreiben abfassen. Solch ein Schreiben wandert ins Archiv und später in die Geschichtsbücher und dient den Knaben als Schultext. Ihnen aber sage ich, Cobenzl, ich kann die Annexion Bayerns nicht dulden, weil mir der Machtzuwachs

für Habsburg zu groß ist, weil er das deutsche Gleichgewicht stört, und weil außerdem meine Erbansprüche auf Bayreuth und Ansbach durch diese Annexion gefährdet werden."

Der König schien schweigen zu wollen. „Mein Souverän," begann der Gesandte, „ist gern bereit . . ."

„Still, still, Cobenzl, er ist gern bereit, mir meine Ansprüche zu garantieren. Er denkt, und er hat ganz recht, daß ich ein abgelebter alter Kerl bin, den der Teufel bald holen wird, und daß sich dann später schon alles findet. Er ist jung, er hat die Zukunft für sich. Ich weiß, daß er persönlich sehr freundlich von mir denkt, Ihr Monarch, das zeigt sich hauptsächlich darin, daß er meinen Lebensgang gründlich studiert hat. Nun will er genau so seine Hausmacht stärken, wie ich es zu Anfang meiner Laufbahn mit der meinen getan habe, und möchte den einstigen Verlust Schlesiens wieder gut machen. Er meint, das könnte ich mir gefallen lassen, denn es gehe ja nicht auf meine Kosten. Es geht aber doch auf meine Kosten, Cobenzl, oder jedenfalls bilde ich mirs ein, und solche alte Kerle sind eigensinnig."

Friedrich hatte sich während der letzten Worte jenem seitlichen Fenster zugekehrt. Der Tag draußen war trübe geworden, bleifarben. Wie verbannt hob der schöne Jüngling aus Erz seine beiden Hände zum grauen Himmel, und die Flora schien sich mißmutig hinzudehnen.

Cobenzl wartete, ob der König sich nicht umwenden würde. Er tauschte einen Blick mit seinem Begleiter. Dann sagte er:

„Eure Königliche Majestät! Der Auftrag, den der Edle Herr von Calsabigi in Wien erhalten hat, ist mir zwar unbekannt; aber ich kann vermuten, mit einiger Sicherheit vermuten, daß es sich um ganz persönliche Anregungen von Höchster Stelle her handelt, mit denen das Kabinett nicht befaßt worden ist, auch der Fürst Kaunitz nicht . . ."

Friedrich hatte sein Fenster verlassen. „Der Fürst Kaunitz," sagte er geschwind in einem frischen Plauderton, „hat mich damals in Neustadt ein wenig amüsiert. Er ist unstreitig ein Mann von Geist und sehr hohen Gaben, aber er hat die Eigentümlichkeit, daß er sich selber für ein Orakel hält und alle andern für Dummköpfe. Von mir hat er gedacht, ich sei eben nichts als ein Soldat, der keine Ahnung von Politik hat. Ja, er hat mich amüsiert, herzlich amüsiert," schloß er befriedigt, denn er konnte glauben, den Gesandten nun von seinem Gedankengange abgebracht zu haben.

Da aber geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Nobile Calsabigi nämlich trat stürmischen Schrittes hervor, warf sich dem König zu Füßen und umklammerte einen von seinen alten Schaftstiefeln, die unter dem Silbersaum des österreichischen Rockes hervorsahen.

„Euer Majestät!“ rief er flehend und innig. „gewähren Euer Majestät mir die unendliche Gnade der angesuchten Unterredung! Seit ich ein Knabe war, haben Eure Königliche Majestät für mich ein Idol bedeutet, die leuchtende Achse, um die sich all mein Tun und Wollen drehte. Der glückseligste Tag meines Lebens war es, als mir jetzt in Wien die Mission an den großen König von Preußen übertragen wurde. Im Staube flehe ich, sie Eurer Majestät unterbreiten und so vielleicht als ein Werkzeug mitwirken zu dürfen, daß Friede und Eintracht zwischen den beiden würdigsten Höfen erhalten bleibt. Gewähren Euer Majestät diese Bitte Ihrem geringsten, aber gewiß glühendsten Adoranten!“

Calsabigi lag so, daß ihm weder der alte Marschall noch Graf Cobenzl ins Gesicht sehen konnten. Er hob seine schönen Tieraugen zu Friedrich empor, und da sah der überraschte und sogar ein wenig verlegene König etwas, was ihn augenblicklich orientierte: der Ausdruck dieser Augen war kein flehender, kein unterwürfig verehrender, in diesen Augen stand Laster, stand Verheißung und Verlockung. Calsabigis beide Hände preßten sanft sein Bein in dem alten Stiefel, von der kunstvollen Frisur stieg ein feines Parfum, stieg ein Weiberduft zu ihm auf.

Er trat zurück und zwar so heftig, daß der Knieende für einen Augenblick mit den Händen nach vorne auf den Fußboden sank.

„Ich habe mich geäußert,“ Graf Cobenzl,“ sagte Friedrich. „Sollte es Ihr Wunsch sein, Ihren Paß zu verlangen, er steht zu Ihrer Verfügung. Sie nehmen, lieber Graf, meine persönliche Hochachtung mit auf die Reise, Sie werden Ihrem Vaterlande noch wertvolle Dienste leisten. Weitere Unterhaltungen zwischen uns sind leider unnütz; unmöglich sind sie mit Personen, die meine königliche Gegenwart nicht verdienen. An Ihren Souverän werde ich noch einen Brief richten des Inhalts, den wir zuvor besprochen haben. Aber ich werde ihn im Feldlager schreiben. Reisen Sie glücklich, mein Herr!“

Der Gesandte ging, verstummt und bestürzt, ihm folgte Calsabigi, ohne noch einen Gruß zu wagen, vernichtet. Der Earl Marishal hatte sich zur Verabschiedung nicht erhoben.

„Oh Keith, Keith!“ rief Friedrich mit einer Miene, in der sich Ekel und Verzweiflung mischten, und machte Anstalt, als wolle er Zuflucht suchend auf ihn zustürzen. Er bezwang sich und blieb stehen.

Keith sah ihm mit seinen redlichen alten Augen entgegen.

„Mein König,“ fragte er mit Güte, „was ist geschehen? Was erregt Sie?“

(Fortsetzung folgt.)

# GLOSSEN

## BISMARCK IM ZIRKUS

Ich liebe den Zirkus. Als kleiner Junge war ich glücklich, wenn die glatt gebürsteten Pferde auf den Hinterbeinen hereintänzelten, wenn Mädchen im Flitterrock kühn auf die ferderücken sprangen. Ach, die Zirkustiere überhaupt! Elefanten, die Kinder mit dem Rüssel gutmütig hoben, Kamele, die sich in der Wüste der Manege allmählich hinkauerten, Hunde, die den Clowns mit Anhänger-Gebell folgten. Ja, die Clowns! Die Lustigsten, die sich im Sande herumwälzen und denen immer alles schief gehen muß. Das war der Zirkus meiner Kindheit, das war der Zirkus meines Großvaters. Der Zirkus, dacht ich, ist das ewig Unveränderliche.

Vorgestern kam ich in Berlin wieder in den Zirkus. Der größte in Berlin: Zirkus Busch. — Im Anfang roch es noch richtig: Seelöwen und Pferde. Dann kamen zwei schlecht gelaunte Clowns.. Und dann: Bismarck. Wirklich: Bismarck im Zirkus!

Nationale Szenen aus der Zeit von 1870. Vor Sedan, vor Paris. Im Feldlager der Franzosen und auch ein Stück Schlachtfeld. Der Regisseur ist wohl nie draußen an der Front gewesen. Man gab einen behaglichen, lustigen Krieg. Harmlose Schlachtfelder, wie wir sie beim Kriegspielen in den märkischen Wäldern kennen. Im Mittelpunkt steht immer Bismarck. Im Kampf mit Napoleon. Im Kampf mit dem König um das Bombardement auf Paris. Und zum Schluß der Einzug der Truppen in Berlin. Alles klatschte, trampelte, schrie. Das Nachspiel: Der Alte im Sachsenwald. Bismarck in der schwarzen Tracht spricht — spricht im Zirkus, wo einst der dumme August bellte — spricht Worte von Deutschlands Einigkeit und Hoffnung. Im selben Moment gehen die Kulissen auseinander, und hinter ihm auf einer Art Veranda steht die deutsche Hoffnung. Jungen, meist wohl Hitlerianer in blauen Uniformen mit Kindergewehren und vielen alten Fahnen. Die Musikkapelle dröhnt: Deutschland, Deutschland über alles . .

Ich konnte nicht länger auf den Zirkusbismarck sehen, ich schaute auf die Zuschauer. Am wildesten gebärden sich die Frauen und älteren Männer, die den letzten Krieg nicht mehr mitgemacht haben, und die Sechzehnjährigen, denen der Krieg als lustige Karl-May-Inszenierung vorgeführt wird...

Ganz verdeppert ging ich nach Hause. Wo sind meine glatt gebürsteten, steil schreitenden Pferde, wo die kühn springenden Tänzerinnen auf ihrem Rücken? Aus dem dummen August ist Otto von Bismarck geworden.

Wie entsetzlich ernst, wie traurig ist es im Zirkus geworden.

*Achim Barthel.*

---

## BÄCKER-BOCHE

Georg Bernhard, der Leiter der „Vossischen Zeitung", in diesen Heften oft an dem Barte gezupft, den er nicht trägt, ist unter den Chefredakteuren der liberalen Presse noch immer der erfrischendste, weil lebendigste. Man kann die Kraft des deutschen Republikaners heute an dem Grade seiner Verhaßtheit messen. Wenn sich nun ein paar studentische Grünlinge herausnehmen, dem Chefredakteur der „Vossischen Zeitung" brieflich eine Rüge mit der Drohung zu übermitteln, daß sich die Herren Knaben künftighin „mit dieser Form der Zurechtweisung nicht begnügen werden" so müßte man meinen, daß die

Redakteure aller Parteien sich gegen diese Zensuren und Drohungen politischer Rotznasen einmütig wenden müssen. Statt dessen haben die greisen, von Stresemännlichkeit erfüllten Chefredakteure der liberalen Presse die Keckheit der völkischen Studenten totgeschwiegen, und Herr Paul Bäcker, ein Führer der Journalistenorganisation, hat die rügenden und drohenden Jungen sogar in Schutz genommen. Unlängst ist in der Zeitung dieses Führers der Zeitungsschreiber der in die Presse verirrte Dichter Alfred Polgar „eine widerliche Erscheinung" genannt worden. Als ich von Oesterreichern, die diesen Pöbelton nicht verstehen, gefragt wurde, welcher Bäcker denn dieses Blatt leite, der Fliegenbäcker, der im Varieté so viel Gelächter weckt, oder der rote Becker, der einst von Lassalle abgefallen, da mußte ich zur Erläuterung sagen: „Nein, er ist Führer der deutschen Zeitungsschreiber, wir nennen ihn zur Unterscheidung von den andern den Bäcker-boche".

---

## BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

### 1.

### *Die angesteckte Literatur*

Herr Reichsverkehrsminister Oeser! Sie sind verantwortlich für alles, was auf den deutschen Eisenbahnen geschieht, dann also auch für jene angesteckte Literatur, von der im letzten Heft des „Tage-Buches" die Rede war. Gehen Sie zu dem erstbesten Eisenbahn-Kiosk in Berlin oder in Magdeburg oder in Halle und werfen Sie einen Blick auf die grellen Hefte des „Reigen", des „Berliner Leben", des „Junggesellen" oder der edlen Zeitschrift „Die ohne". Nie ist der deutsche Reisende abscheulicher angesteckt worden. Ich will Ihnen hier, um Ihnen die Einsicht zu erleichtern, ein Kapitel vorsetzen, das sich in der Nr. 3 der „Zeitschrift für Junggesellinnen" befindet, die sich nennt: „Die ohne". Da veröffentlicht ein sicherer Dr. Hugo Poetko (München) einen brasilianischen Roman, in dem Folgendes erzählt wird:

> Diese Dame, diese dänische Direktorstochter, ist ein großer, üppiger, blonder Satan, der mein Blut saugt. „Ich habe so lange enthaltsam leben müssen, nun möchte ich das gern mal nachholen," meint sie mit drolliger Schelmerei wie zur Entschuldigung.
>
> Valeska kennt alles, jede Dirnenpraktik und jede übt sie mit glühender Hingabe aus. Wenn sie nackend vor mir steht — die fleischgewordene Venus!
>
> Ihr Mann hatte sie in alle Liebesgeheimnisse eingeweiht, in Rio de Janeiro war sie wochenlang in den Händen eines Wüstlings gewesen, dessen geradezu unglaubliche Briefe sie neulich aus dem Koffer zog und mir vorlas, sich dann dabei so erhitzte, daß sie mich brennenden, flimmernden Blickes anstarrte, mit wildem Ungestüm mich nieder-, sich auf mich warf und nun mit mir — bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt! — all das vornahm, wovon jene Briefe gesprochen hatten.
>
> Trotzdem ist sie gesunden, urgesunden Empfindens, das dem Natürlichen den Vorzug vor dem Perversen gibt, und das auch letzteres ihren vollen Beifall findet, ist vielleicht der Beweis dafür, daß an dem ganzen Begriff des „Perversen" nichts daran, daß alles, was Lust schafft, eben Natur ist.
>
> Es ist unglaublich, wie ganz Geschlecht diese Dänin ist. Sie bittet mich, sie „meine kleine H . . ." zu nennen; es habe sie stets so schön gekitzelt, wenn sie ihr Mann mit obszönen Namen beschimpft habe; ob ich wolle, daß sie sich anderen Männern hin-

gäbe, daß sie für mich Dirne für Geld würde; sie würde alles, alles für mich tun, sich einem Dutzend und mehr preisgeben. Sie gesteht mir, es bereite ihr unendliches Vergnügen, wenn die Männer auf der Straße hinter ihr her wären, sie ansprächen, wenn sie sie abblitzen ließe; wenn sie in der Tram sitze und — oft von zwei Seiten — „boliniert" würde, wenn sie sehe, wie die Männer sich dabei erregten usw. usw. Und das fühlt und spricht eine Dame der besten Gesellschaftskreise — —. Sela.

Auf der nächsten Seite befindet sich ein Inseratenmarkt, der den schönen Titel: „Der Verkehr" führt. Da sucht eine so modern wie jene Dänin denkende Frau einen „geselligen Zirkel" und ein „lebensdurstiger Sänger" bietet sich unter „Freude" meistbietend an. Der Briefschreiber im vorigen Tage-Buch hat ganz recht: Nirgendwo in Frankreich, in Italien, auch nicht in Südamerika würde der Staat, d. h. die Eisenbahnverwaltung zusehen, wie durch Zeitschriften dieser Art ein seit dem Krieg ohnehin nicht mehr sehr widerstandsfähiges Volk durch die widerwärtigste Spekulantenliteratur bis auf den Grund verseucht wird.

Herr Reichsverkehrsminister Oeser, rühren Sie sich!

*Dr. Albert Lahmann.*

2.

*Schlemmen die Deutschen in Italien?*

Meine Studienfahrt, die mich durch viele Städte Italiens bis nach Sizilien führt, dauert nun schon 5 Wochen. Und ich kann wirklich sagen, daß ich kaum je etwas bemerkt hätte, was die übertriebenen Erzählungen von all den Raffkes, die sich in den Hotels breitmachen, bestätigte. Im Gegenteil, jedem unbefangenen Beobachter muß sich der Eindruck aufdrängen, daß der größte Prozentsatz der deutschen Reisenden dem gebildeten Mittelstand angehört. Es sind Aerzte, Rechtsanwälte, Gelehrte, Künstler, denen man ansieht, daß sie lange für diese Reise gespart haben und daß sie nun mit gutem Gewissen das Geld ausgeben, um die lang verschlossene Schönheit des Südens in vollen Zügen zu genießen. Es war bezeichnend, wie in dem Schnellzug Rom—München, in dem ich bis Verona mitfuhr, und der bis auf den letzten Platz von Deutschen, die zurückkehrten, besetzt war, die Unterhaltung eigentlich nichts weiter war, als ein Streit darum, wer die schönste Reise gemacht habe. Unterhalten sich Raffkes so? Oder will man es jenem alten Gelehrten verwehren, nach Italien zu reisen, der vom griechischen Theater in Taormina lange traumverloren auf den Golf und die homerische Landschaft blickte und dann die beiden Worte vor sich hinflüsterte: der Aetna! Was lag in diesem kurzen Ausspruch für ein beglückendes Gefühl der Dankbarkeit, daß ihm doch noch Erfüllung wurde, was lange Sehnsucht gewesen war.

Daß es daneben hier und da einige kriegsgewinnlerische Gestalten gibt, will ich nicht leugnen. Die beiden Extreme der deutschen Reisenden, Raffkes und Wandervögel, werden nie aussterben. Sie erfreuen sich aber sowohl bei der Bevölkerung, bei

den Gasthäusern, als besonders bei ihren Landsleuten der größten Mißachtung. —

*Heinrich Heuser.*

—

## TISCH MIT BÜCHERN

L e o P e r u t z: Turlupin. Roman. (Verlag von Albert Langen, München.)

Wer Bedürfnis hat nach Spannung, lese dies; er wird sie auf anständige Weise erleben; sie wächst nicht aus der Spekulation mit billigen Aeußerlichkeiten, sondern ausschließlich aus der reizvoll vorgetragenen Charakterisierung. Ein Narr vertauscht im Zufall, der ihm bedeutsam scheinen muß, die Barbier-Sphäre mit einer herzoglichen; der Traum des Findelkindes spielt hinein. Das ist ins historische Feld gerückt ohne jeden peinlichen Versuch, einen Prominenten niemals Getanes und Gesagtes ausführen zu lassen. Der Narr, auf seine Weise in die große Geschichte verflochten, bestimmt für einen Tag — und damit für anderthalb Jahrhunderte — den Ausgang einer revolutionären Handlung. Plötzlich, im Lager des Adels, hat er die Allüre des großen Herrn und bricht doch wieder, kaum war er Instrument des Zufalls, als Toter mit einem „recht gemeinen Gesicht" zusammen. Daß er im Durcheinander der Schichten und Erlebnisse sein Wesen innehält, ist die eine Qualität des Romans; die andere: daß ohne antiquisierende Bemalung der ganze Bericht doch seine Zeit (1642) zurückstrahlt.

L e o n h a r d F r a n k: Der Bürger. Roman. (Malik-Verlag, Berlin.)

Die Frage nach der künstlerischen Formung des sozialen Chaos müßte wohl die Kardinalfrage heute an den Epiker sein. Aber Heinrich Mann, Sternheim und andere Berufene schweigen sich aus. Frank, nach revolutionärem Anlauf, versagt eklatant. Sein Bürger, der traditionellen Zucht entlaufen, biegt schließlich wieder in diese Zucht ein. Das wäre weiter nichts als ein Beweis für die Kontinuität. Das große Erlebnis der Masse, das eigentliche soziologische Problem, vor das der junge Mensch gestellt wird, umgeht er mit merkwürdiger Schüchternheit, die bei Franks politischer Ostentation betroffen macht. Alles nur Antrieb, kein Auftrieb. Verwaschenheit, nicht etwa als Porträtierung des bürgerlichen Menschen, sondern des theoretisierenden Autors. Wo ein gewisses Pathos notwendig wäre, wird er sentimental; wo man Konsequenz verlangen muß, irrt er schwächlich ab. Es fehlt sogar das Salz des Hasses, in dem sich Liebe kristallisieren könnte. Dieser Roman konnte im Nachhall Zolas vor dreißig Jahren, ohne Eindruck zu machen, geschrieben werden; auch die seither durchmessene Erschütterung, die hier hätte nachwirken müssen, drückt sich nirgends aus. Der Rest ist ein unterhaltsames Buch. *K.*

H e i n r i c h M a n n: Der Jüngling. Vier Novellen. (Verlag Günther Langer, München.)

In Heinrich Manns letzten Romanen („Die Armen" und „Der Untertan") galt eine trockene, überaus nüchterne Sprache, die wohl ihren Rhythmus hatte, in der gewollten Kargheit aber undichterisch wirkte, wobei freilich die Absicht mitsprach, bei der sozialen Auseinandersetzung verständlich und kämpferisch kräftig zu bleiben. Auch diese Novellen haben, in abgewandelter Form, soziale Themata, ihr sprachliches Instrument ist aber zum Teil geschmeidig und elegant wie früher; es mischen sich auf glückliche Weise die beiden Mann'schen Stilperioden. Er gibt unpathetisch und mit dem simplizianischen Sarkasmus seiner besten Zeit psychologische Studien gegenwärtiger Typen (auch in einer napoleonischen Novelle). Bewundernswert ist es, wie stark aus den stendhalisch

klaren Sätzen, in denen eigentlich nur Tatsachen gesagt werden, geheimes Regen und Wehesein mitklingt; er hat da den untersphärischen Lyrismus, der keiner barocken Verzierungen bedarf, um blumig und lebendig zu wirken. Das Glanzstück „Die Verräter" ist dramatisch und dialektisch zugespitzte Florettstudie der Geschlechter, ein Widerspiel der Pflichten und Gefühle, in dem beides siegt und beides erliegt; Leidenschaftlichkeit wurde zugunsten einer kühlen Virtuosität ganz zurückgedrängt; doch empfindet man in diesem Fall Kühle und Virtuosentum nicht als literarisch. *K.*

---

## ANEKDOTE

Der Komiker Engels war ein leidenschaftlicher Jäger. Diese einsame Vergnügen war gerade das Rechte für seine etwas verbitterte gallige Art.

Einmal kam er todmüde und abgerissen von der Jagd am Bahnhof Friedrichstraße an; obgleich er jenseits der Weidendammer Brücke am Schiffbauerdamm wohnte, nahm er die Droschke, die vor dem Bahnhof stand, um sich das Berliner Pflaster zu ersparen. Der Droschkenkutscher stutzt bei dem Auftrag. Ha, denkt er, da haben wir einen biederen Provinzler, der in Berlin nicht Bescheid weiß, den wollen wir mal gehörig hineinlegen.

Er fährt und fährt, durch den Tiergarten, durch Charlottenburg, — Engels sagt kein Wort. Endlich fährt er in einem Riesenbogen durch die Stadt nach dem Schiffbauerdamm.

„Na, det war aber ene Tour," sagt der Biedere und wischt sich den Schweiß von der Stirne, Engels die geöffnete Hand hinhaltend.

„Macht fuffzich Fennje," sagt Engels eisig, legt das bereitgehaltene Fünfzigpfennigstück hinein und verschwindet in seinem Haus.

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 24)



Redaktion des „Tage-Buch": Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

# TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juniwoche

Gute Republikaner haben seit Jahren der Regierung gut zugeredet, sie möchte die Reichswehr zu einem Machtmittel der Republik machen. Leider ist es bei diesen Ermahnungen geblieben. Geholfen hätte nur eine systematische Durchdringung der Reichswehr mit republikanischen Mannschaften und Offizieren. Das wäre eine schwierige, aber eine mögliche Unternehmung gewesen. Tatsächlich ging es umgekehrt. Loyalität ist das höchste, was man von den besten Offizieren erwartet — und diese zweifelhafte Kennzeichnung der beschworenen Zuverlässigkeit wird unbedenklich als ein Lob ausgesprochen und beansprucht. So ist es gekommen, daß heute die Regierung der Republik fasziniert auf die Reichswehr starrt, um aus deren erprobtem Basiliskenblick Deutschlands außenpolitische Zukunft abzulesen. Diese Tatsache darf man sich durch alle Diversionsmanöver nicht verschleiern lassen. Ist die Kontrollfrage wirklich ein Ehrenpunkt? Wenn ja, dann ist sie es nicht erst seit gestern, und es wäre eine traurige Bestätigung völkischen Gefasels, wenn man sich heute auf eine Ehre besänne, von der man vorgestern noch nicht reden wollte. Hier handelt es sich um die klarste Entscheidung, vor die Deutschland seit dem Waffenstillstand gestellt war. Entweder es sind so erhebliche Verstöße gegen die Vorschriften der Friedensbedingungen vorgekommen, daß ihre Entdeckung schlimmer wäre, als die Zulassung zur Kontrolle. Dann müßten sie so erheblich sein, um für den bewaffneten Widerstand gegen diese Kontrolle und gegen die Politik der Alliierten überhaupt auszureichen. Man kann die Gefühle der Friedensfreunde wie der Kriegsschürer hier füglich außer acht lassen. Eine solche Lage anzunehmen, heißt schon ihre Unmöglichkeit beweisen. Bleibt also nur der andere Fall, daß Deutschlands militärische Möglichkeiten für die bewaffnete Sabotage einer Europa-Politik, deren Anfang eben erkennbar wird, nicht ausreichen. Dann ist alles, was über die erlaubte Menge hinaus vorhanden ist oder geheuchelt wird, selbst vom Standpunkte reinsten Macchiavellismus vom Uebel. Was von der Regierung zu verlangen bleibt, ist der Mut, diese Sachlage anzuerkennen und aus ihr nicht nur den nüchternen Nutzen, sondern auch den sittlichen Sinn zu schöpfen, ohne den Deutschland über diese Krise nicht heil hinwegkommen wird.

Nicht für alles, was er sollte, ist der Außenminister Stresemann geeignet. Aber eine kluge Entwaffnungspolitik müßte gerade er führen können. Denn er hat mit heißem Bemühen die Akten des Auswärtigen Amtes studiert und daraus an der Hand eines Leitfadens, bei dessen Anfertigung der zuständige Referent sicher geschmunzelt hat, die trotz allem überraschende Tatsache entnommen, daß Deutschland in den Jahren 1897—1903, „in einer wahrhaft imperialistischen Epoche“, sogar gegen seinen eigenen Vorteil eine Politik des Friedens für Europa und die Welt getrieben hat. Mag der Außenminister bei der Kritik seiner Amtsvorgänger einen Zweifel darüber hegen, ob Friedenspolitik damals richtig war: er wird nach einfachen logischen Gesetzen schließen müssen, daß sie heute allein richtig ist. Diesem Schluß wird die Wirklichkeit zu Hilfe kommen; denn sie ist heute auch allein möglich. Die Namen der Männer, von denen die Akten des Auswärtigen Amtes herausgegeben werden, bürgen dafür, daß diese Veröffentlichung nicht mehr an Tendenz enthält, als von Menschenwerk einmal untrennbar ist. Mit welchen Tendenzen die Akten hernach gelesen werden, dafür kann keiner der Herausgeber etwas. Aber dem Außenminister Dr. Stresemann muß man sagen, daß er es sich sehr viel leichter machen kann, die friedlichen Absichten der deutschen Politik zu beweisen, als durch das Studium von Akten, die seit einem Vierteljahrhundert zu den Akten geschrieben sind. Er braucht nur den Brief seines englischen und französischen Kollegen zu lesen, dann weiß er ganz genau, daß es im Augenblick erheblich nötiger ist, der deutschen Republik von 1924 als dem deutschen Imperium von 1899 eine friedliche Politik nachzuweisen. Man könnte ihm gern erlauben, die Weltgeschichte, die andere gemacht haben, auf seine Art auszubauen, wenn er die Weltgeschichte, die ihm selber anvertraut worden ist, wenigstens auf die gleiche Art machen wollte. Siegt jetzt die Vernunft gegen die Angst vor den nationalistischen Verbänden, dann kann die heutige deutsche Politik mit Recht für sich in Anspruch nehmen, was sie einer früheren zu unrecht attestieren möchte: daß sie „bewußt auf die Erhaltung des Friedens gerichtet war, wie Deutschland überhaupt seinen Einfluß nur von dem Gesichtspunkt aus in die Wage warf, Europa und der Welt den Frieden zu erhalten.“ (Zitat aus der Rede Stresemanns in Karlsruhe.)

Ueber M a t t e o t t i s Leiche ist Mussolini beinahe gestürzt. Der stärkste Italiener, der Diktator, der ein Heer hinter sich hat, begann vor dem Schatten des Ermordeten zu wanken. „Das Jenseits“, predigte Björnson einmal, „ist die mächtigste Tribüne.“ Die italienischen Gerichte sagten die Sitzungen ab, die Universitäten schlossen einen Tag die Hörsäle, höchste Würdenträger des Staates und des Fascismus purzelten, Polizeipräsidenten und Staatssekretäre. Ganz Italien flammte auf — wegen eines Toten. Gerade in diese Tage fällt der zweite Jahrestag von R a t h e n a u s Ermordung. Wer ist über Walther Rathenaus Leiche gestolpert? Der

Mord ist den Mördern wohlbekommen. Alte Weiblein sammelten milde Gaben und Geschenke für die Herren Mörder. Nie ist aus einem deutschnationalen Mund ein so mächtiges Wort der Verwerfung dieser „idiotischen“ Methode der Politik gefallen wie aus Mussolinis Kehle. Ich habe vor zwei Jahren an dem Mittag, an dem Berlin über der Mordkunde erblassen mußte, einen Universitätslehrer getroffen, dem ich die eben eingetroffene Nachricht sagte. Er überlegte eine Weile, dann fragte er zweifelnd: „Glauben Sie denn, daß ein vereinzelter Mord nützen kann?“ Nie hat die moralische Apathie so breit und stumpf vor mir gestanden . . . Wir sind ein mordgewohntes Volk geworden. Wir schrien nicht auf, als Eisner abgeschossen wurde, wir haben jüngst seinem Herrn Mörder nach seiner Begnadigung Ehrenpforten bauen lassen. Wir nahmen es hin, daß man gedungenen Mördern Staatsanstellungen in Bayern versprach, wir bagatellisierten die Ermordung Haases, wir versorgten und versorgen heute noch die Mörder Erzbergers mit ihrer Monatsrente, kennen den Absender dieser Ehrenpension, er sitzt in München, wir stören ihn nicht. Wir wissen, daß Rathenaus Ermordung nicht von den Mietlingen Kern und Fischer und von dem Gymnasiasten Techow beschlossen wurde, sondern von höheren Mordherren. Aber es hat die sonst so eifrigen Spürhunde des Herrn Künzer gar nicht gelockt, die Schleier von den letzten Geheimnissen des Rathenau-Mordes wegzureißen. Wir sind ein mordgewohntes Volk geworden. Im Innersten stumpf. Zum leidenschaftlichen, moralischen Reagieren sind wir nicht, waren vielleicht nie fähig. Vor Matteottis Leiche flammte ein Volk auf. An Rathenaus Leiche schlief ein Volk ein.

In der vorigen Woche wurde ganz Deutschland durch die Aufschrift erregt: „Herriot gegen die deutschen Turnvereine“. In allen Zeitungen wurde der französische Ministerpräsident darüber belehrt, daß unsere Hochspringer, Reckturner und Barrenschwinger harmlose Leute seien. Nun liegen aber die französischen Zeitungen vom 15. Juni vor mir. Da finde ich im „Gaulois“ die Declaration, die Herriot durch die „Agence Fournier“ veröffentlicht hat. Da heißt es: „Nous ne voulons pas, qu'une Allemagne, desarmée d'après ses effectifs officiels, prepare en secret, ou sous le couvert de Societés patriotiques, toute une jeunesse qui n,attendrait qu'un signal pour constituer une armée redoutable“. Also kein Wort von deutschen Turnvereinen! Aber eine klare Erklärung gegen die „vaterländischen Verbände“. Die Telegraphenbüros haben an alle deutschen Zeitungen eine Uebersetzung geliefert, die eine einfache Fälschung war. Einen Tag darauf las man in allen deutschen Zeitungen Leitartikel zum Schutz des deutschen Turnens. Der Vorfall, an sich unwichtig, ist typisch für jenes skrupellose System der politischen Lüge, das in Deutschland jetzt gang und gäbe ist.

Der Herr **Reichspräsident**, den man ungern in die Diskussion zieht, hat eine neue **Verordnung zur Verengung der Preßfreiheit** erlassen, die dazu zwingt, Herrn Eberts Namen einmal zu nennen. Druckschriften, die „zum Ungehorsam gegen Gesetze oder rechtsgültige Verordnungen oder gegen die von Behörden innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen auffordern", können nach dem neuen Erlaß unterdrückt werden. Ist denn niemand in der Nähe des Reichspräsidenten, der ihm als redlicher Freund abrät, Verordnungen zu erlassen, die so reaktionär sind, daß selbst dieser Reichstag sie nicht annehmen würde? Ist es nicht beschämend, daß die „Kreuzzeitung" dem einst sozialdemokratischen Reichspräsidenten sagen, und mit vollem Recht, sagen kann, daß diese Verordnungen die Zeitungen in noch höherem Maß der Willkür ausliefern? Warum erniedert sich ein so kluger Mann wie der Herr Reichspräsident zum Handlanger des Justizministers? Nur aus blindem Haß gegen die Kommunisten? Aber mit dieser letzten Ebert-Verordnung wird eine deutschnationale Administration morgen die Parteizeitungen Eberts unterdrücken, denn wer reizt nicht gelegentlich „gegen die von Behörden innerhalb ihrer Zuständigkeit getroffenen Anordnungen" auf? Wie doch die Macht verblendet! Wie doch die Macht den Intellekt umnebelt. Verlangt irgendein Emminger vom Reichspräsidenten eine solche Büttel-Verordnung, so wäre es das Einfachste, zu erwidern: „Ihr habt einen Reichstag, wendet euch an ihn, ich bin dieser verkappten Absolutismen müde, warum soll der Reichspräsident reaktionärer sein als der Reichstag?" Es muß, offenbar, nicht einen verständigen und mutigen Mann in der Nähe des Herrn Reichspräsidenten geben!

Wenn die Vernunft der Regierung heute so schwer wird, dann dankt sie das der Unvernunft, mit der sie und ihre Vorgängerinnen den Terror der illegalen Verbände haben groß werden lassen. Sicherlich hat einiges Geschick der Radikalen auf der Rechten sie in diesem Ungeschick unterstützt. Nicht umsonst befinden sich zahlreiche Juristen, die schließlich doch dieses oder jenes Semester studiert haben, im Fahrwasser der Völkischen und Auch-Völkischen. Auf diese Weise haben Verwaltung und Rechtssprechung fortwährend Organisationen dedeckt und häufig auch decken müssen, deren Gesetzwidrigkeit ihrem Treiben nach gar nicht im Zweifel stehen konnte, deren Gesetzmäßigkeit aber den Paragraphen nach immer wieder bestätigt wurde. Vielleicht wäre der Arm des Gesetzes stärker gewesen, wenn die moralische Verwilderung in ganz Deutschland nicht so groß wäre. So haben die Rohheiten, Torheiten und Gemeinheiten, deren Liste noch nie vollständig gesammelt worden ist, immer wieder Unterstützung in der öffentlichen Meinung gefunden. Ist doch sogar der Mord an Rathenau durchaus nicht so einstimmig verurteilt worden, wie aus dem Rauschen

des Blätterwaldes hervorzuklingen schien. Kein Wunder, daß diese Verbände mit ihren Vor- und Hinterleuten es gerade jetzt wagen können, sich wichtig zu machen, gegen die Militärkontrolle anzukämpfen — die ihnen nicht so unangenehm zu sein brauchte, wenn sie ihre Pflichten gegen das Vaterland etwas ernster genommen und etwas tiefer durchdacht hätten — und sogar Gedenkfeiern aus Anlaß des Kriegsausbruches abzuhalten. Gewiß, die zehnjährige Wiederkehr dieses furchtbaren, fluchbeladenen Tages wird in der ganzen Welt gebührend beachtet werden. Was in fünf Jahren allzu schnell vergessen worden ist, wird seine grausigen Schatten noch einmal emporrecken. Vielleicht wird es den Entschlüssen einiger Männer helfen, daß der Augenblick der Umkehr zum Besseren so dicht zusammenfällt mit jenem furchtbaren Augenblick der endgültigen Abkehr zum Schrecken. Aber d e u t s c h e n Verbänden, Vereinen in dem b e s i e g t e n Lande, Organisationen der Führer des v e r l o r e n e n Krieges, denen ist es vorbehalten geblieben, aus diesem Gedenktag einen Festtag zu machen. Daß es immer noch Leute gibt, die an den Krieg als an ihre große Zeit zurückdenken und es nicht verschmerzen können, daß so vieles von ihrem Blutschmuck Blech geworden ist — das kann man vielleicht begreifen, wenn auch alles verstehen noch lange nicht verzeihen heißt. Aber daß sich Leute finden, die ihre von der Zeit verdrängten Komplexe schamlos in aller Oeffentlichkeit abzureagieren wünschen, das muß selbst nach den Erfahrungen unserer republikanischen Friedensjahre einigermaßen erschüttern.

Wie schön war das noch vor zwei Jahren, als die Gefährdung der wichtigsten deutschen Interessen, die Vernichtung der besten außenpolitischen Möglichkeiten, die Spielerei mit den ernstesten Gefahren des Vaterlandes den jungen und alten Toren im Naturschutzpark Bayern reserviert war. Wenn in München militärische Aufmärsche inszeniert wurden, dann erschrak darüber nicht einmal das ängstlichste Gemüt in Frankreich. Das war vielleicht falsch — aber schön war es doch. Seit diese Krankheit sich über ganz Deutschland verbreitet hat, seit ihr besonders das Bollwerk staatlicher Ordnung, Preußen, zum Opfer gefallen ist, beginnt die ganze Welt aufzuhorchen. Viel Unglück ist damit geschehen. Das ist umso tragischer, als der Herd des Unheils im heiligen Bayernland langsam auszubrennen beginnt. Mit Hilfe einer Ministerkrise, die eigentlich seit dem Hitlerputsch im Gange ist und sich dann über Landtagsschluß und Landtagsneuwahlen, Landtagseröffnungen und Landtagsvertagungen mit echt bayerischer Gemütlichkeit hingezogen hat, ist eine unerwartete und erfreuliche Beruhigung im Lande des Bieres und der Weißwürste eingetreten. Nun scheint durch die Bereitwilligkeit des Herrn Held, ein Kabinett zu bilden, dieser Gesundungsprozeß jäh unterbrochen zu sein. Armes Bayern! Es war alles so nett in Ordnung ohne Regierung.

Warum sind die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Japan fast zum Zerreißen gespannt? Wenn man sich nur an Tagesnachrichten hält, muß man glauben, es gebe dafür keinen anderen Grund, als daß der amerikanische Senat den Ausdruck „grave consequences“, den der japanische Botschafter Hanihara in seiner Note gebraucht hatte, anders auffaßte, als wie er gemeint war. Nur weil der Senat trotz des Protestes Haniharas darin eine kriegerische Drohung witterte, soll er sich den Warnungen des Präsidenten Coolidge und des Staatssekretärs Hughes, die die Ausschließung japanischer Einwanderer in einer mit der nationalen Ehre der gelben Großmacht verträglichen Form durchgeführt wissen wollten, so hartnäckig verschlossen haben! Die politischen Führer des Volkes der Vereinigten Staaten pflegen bei jeder sich bietenden Gelegenheit auf die traditionellen pazifistischen Maximen ihrer Staatsweisheit zu pochen, und nun hätten ausgerechnet sie um zweier Wörter willen die Gefahr eines neuen Krieges heraufbeschworen! Warum sollte aber Hanihara sich nicht wirklich bloß im Ausdruck vergriffen haben? In der Regel mag auch ein Diplomat aus dem Fernen Osten, der genötigt ist, sich in einem der barbarischen Idiome des Westens auszudrücken, durch persönliche Erfahrungen dazu verführt werden, anzunehmen, daß es vor weißen Ohren nicht so sehr auf sprachlichen Takt ankomme.

Unter normalen Verhältnissen hätten die amerikanischen Parlamentarier in einer solchen Frage jedenfalls nicht so leicht ihr Temperament mit sich durchgehen lassen. Indessen haben die ostasiatischen Verhältnisse für die Amerikaner längst aufgehört, normal zu sein. Onkel Sam hat im Reiche der Mitte mehr als einen „Platz an der Sonne“, aber überall machen ihm japanische Umtriebe den Aufenthalt immer ungemütlicher.

Was erhoffte Amerika von der Zukunft Chinas? Interessante Aufschlüsse darüber finden sich in einem Aufsatz, den der Handelsattaché bei der amerikanischen Gesandschaft in Peking, Julian Arnold, im „Journal of the Association of Chinese American Engeneers“ veröffentlicht hat. Darin werden zum Frommen der amerikanischen Handelswelt 48 springende Punkte (salient facts) für den Handel Chinas aufgezählt, von denen einige der „springendsten“ hier wiedergegeben seien:

Chinas Bevölkerung ist viermal so groß als die der Vereinigten Staaten, achtmal so groß als die Südamerikas, fast ebenso groß wie die ganz Europas und sie bildet den vierten Teil der Bevölkerung der Welt. Etwa sechs Siebentel der Bevölkerung Chinas ist auf ungefähr einem Drittel seines Gebiets zusammengedrängt, weil es an Eisenbahnen fehlt. Schienenwege würden 2 000 000 Quadratmeilen unbesiedelten und unentwickelten Landes erschließen. China

hat 7000 Meilen Eisenbahnen; die nordamerikanische Union dagegen 265 000 Meilen. Es gibt erst 10 000 Kraftwagen in China, in den Vereinigten Staaten 10 Millionen. China hat weniger als 75 000 Telephone; wäre es damit so ausgestattet wie die Vereinigten Staaten mit 25 000 000 Apparaten, so müßte es davon über 100 Millionen besitzen. West-China hat eine Bevölkerung von 100 Millionen ohne eine Meile Eisenbahnen oder selbst — horrible dictu! — einen Fordwagen. In Schanghai sind während der letzten zwei Jahre 100 Millionen Dollar für den Bau moderner Häuser und Fabriken aufgewandt worden. China hat heute 2 Millionen Baumwollspindeln und 5000 Webstühle in Betrieb und weitere 1 Million Spindeln und 7500 Webstühle in Bestellung. Es besitzt die reichsten Eisen- und Kohlenlager von allen Ländern am Pazifik. Wenn der Außenhandel Chinas pro Kopf der Bevölkerung so groß wäre wie der Australiens, so würde er sich auf 60 000 000 000 Dollar statt wie jetzt 1 000 000 000 Dollar jährlich belaufen. Der amerikanische Handel mit China hat sich in den letzten 20 Jahren vervierfacht und beläuft sich jetzt in Ein- und Ausfuhr auf etwa 200 Millionen Dollar. Die Zahl der in China lebenden Amerikaner ist von 3000 im Jahre 1903 auf über 12 000 im Jahre 1923 gestiegen. Die Zahl amerikanischer Firmen in China nahm zu von 30 im Jahre 1903 auf 300 gegenwärtig. Die amerikanische Gemeinde in Schanghai zählt 4000, die in Peking 1200 Mitglieder. Amerikanisches Kapital und amerikanische Technik sind im Begriff, in Schanghai die größte Funkenstation der Welt einzurichten. Amerikaner spenden jährlich 10 Millionen Dollar für Missions-, Erziehungs-, medizinische und Wohltätigkeitszwecke in China. 2500 Chinesen besuchen amerikanische Hochschulen; 400 von ihnen werden aus Mitteln der zurückerstatteten Boxerentschädigung unterstützt. Die Rockefeller-Stiftung wandte 7 Millionen Dollar auf, um in Peking das modernste und bestausgestattete Hospital der Welt zu errichten, das mit einer gleichwertigen medizinischen Hochschule verbunden ist. Vor einigen Jahren trug Amerika 7 500 000 Dollar bei zur Linderung einer im Innern Chinas wütenden Hungersnot. Das Handels-Departement der Vereinigten Staaten trifft Vorkehrungen für die Verteilung und Vorführung von Industrie- und Erziehungs-Filmen in China. Julian Arnold meint schließlich: „Der Chinese hat viel mit dem Amerikaner gemeinsam. Er ist demokratisch, hat hohe erzieherische Ideale, einen glänzenden Gerechtigkeitssinn, ist vernünftig, gutmütig, besitzt einen guten Sinn für Humor und einen tiefen Sinn für Dankbarkeit . . . Amerika liegt China physisch näher als die meisten Amerikaner sich klar machen. Die Küste Asiens ist von den Vereinigten Staaten aus in Alaska sichtbar. Ingenieure behaupten, daß es möglich ist, die Behringstraße zu untertunneln und Chicago mit Peking durch eine Eisenbahn zu verbinden. Die kürzeste Entfernung zwischen diesen beiden Punkten folgt dem großen Bogen über die Behringstraße . . ."

Zum großen Leidwesen der Amerikaner gestalten sich die politischen Verhältnisse in China jedoch immer chaotischer und für sie unerwünschte Militärbefehlshaber schieben sich zwischen das chinesische Volk und die fremden Kaufleute und drohen, diese aller der verrotteten Mandschu-Dynastie vertraglichen „Rechte" zu berauben. Räuberbanden gefährden immer mehr Leben und Eigentum der Fremden. Und nun hat sich in Peking die merkwürdige politische Situation ergeben, daß Amerika China mit einer Einmischung der Mächte droht, während Japan, das 1915 die Absicht, China durch die „21 Forderungen" in seine Kolonie zu verwandeln, auf amerikanischen Druck aufgeben mußte, nun den Schirmherrn chinesischer Souveränität mimt. Inzwischen hat die Pekinger Regierung gegen Amerikas „Rat" Sowjetrußland anerkannt und sich mit ihm über alle schwebenden Streitfragen geeinigt. Immer mehr dringt in den maßgebenden amerikanischen Kreisen, vor allem denen des Handels, die Ueberzeugung durch, daß Onkel Sam sein Prestige auf dem asiatischen Festlande auf die Dauer nur zu wahren vermag, wenn es mit dem „großen Stock" nicht nur droht, sondern auch von ihm Gebrauch macht. Der Weg nach Peking geht aber noch nicht über die Behringstraße, sondern zu Schiff quer durch den Stillen Ozean . . . Darum werden die Vereinigten Staaten früher oder später den Kampf um die Herrschaft im Weltmeer der Zukunft ausfechten müssen, der ohne weiteres China und Rußland, England und Frankreich in Mitleidenschaft ziehen und sich zu einem neuen Weltkriege auswachsen könnte.

---

WALTHER RATHENAU

## VON GEIST UND GEISTERN

Aus dem Nachlasse Walther Rathenaus gibt uns die Mutter des Verblichenen diesen philosophischen Dialog, der vom Verfasser wahrscheinlich fürs „Tage-Buch" bestimmt war. Die Arbeit ist eine Ergänzung zu Rathenaus „De profundis", das in Heft 2, Jahrgang 1920, des T.-B. zuerst erschienen ist.

*Der Mensch* spricht: Entgleite mir nicht. Alle diese Nächte hab ich dich gerufen. Ich finde den Weg nicht zurück. Ich vergehe im Nichts.

*Die Stimme* spricht: Was willst du?

*Der Mensch* spricht: Wissen.

*Die Stimme* spricht: Ich weiß nichts. Laß mich. Du bist schwer. Ich ermüde.

*Der Mensch* spricht: Ich will nicht wissen. Ahnen will ich, fühlen, empfangen. Auch das will ich nicht. Mich dürstet.

*Die Stimme* spricht: Wo warst du?

*Der Mensch* spricht: Ich schwebte. In Nebelkreisen. Nähe und Ferne war eins. Unendlichkeit war ein schwerer Atemzug. Nähe war Vergangenheit, Ferne war Zukunft.

*Die Stimme* spricht: Was sahst du?

*Der Mensch* spricht: Nichts. Jahrelang nichts. Minutenlang nichts. In ewigen Fernen nichts. Und doch —

*Die Stimme* spricht: Rede.

*Der Mensch* spricht: Und doch — in mir? außer mir? Es schwebte vorüber, aus Ferne, in Ferne.

*Die Stimme* spricht: Rede.

*Der Mensch* spricht: Gestalten? Ach, ich weiß nicht. Nicht schreckhaft, nicht verzagend —, fremd und verwandt, fremd wie ich selbst mir, verwandt wie das fernste.

*Die Stimme* spricht: Erkanntest du?

*Der Mensch* spricht: Erkannte ich? Mich selbst? Klagend? Irrend? Im Zeitlosen? — Frage nicht mehr. Ich sinke.

*Die Stimme* spricht: Ich frage nicht. Du sprachst: mich dürstet.

*Der Mensch* spricht: Ach, ich weiß es. Diese Welt ist nicht.

*Die Stimme* spricht: Und doch —

*Der Mensch* spricht: Ich hing an ihr. Ich hänge an ihr. Ich trinke diese Welt. Morgenkühle der Felder, Mittagswolken, Glockenklang der Nacht, Liebe der Tiere und Menschen, Licht, Licht! Ich trinke das Licht des Himmels und der Erde. Ich will vor Licht erblinden.

*Die Stimme* spricht: Licht deiner Sinne?

*Der Mensch* spricht: Licht meiner Sinne, Licht meiner Augen, Lust meines Herzens, Seligkeit meiner Liebe, Gnade meines Lebens.

*Die Stimme* spricht: So lebe! Lebe, und lebe wohl!

*Der Mensch* spricht: Ich lebe! Leben ist Sinn des Lebens. Der Augenblick eine Welt! Der Lebende ist Gott! Weltenzeugend im Augenblick! Im Kern erfassend. Wichtig und Ehrfurcht gebietend der Halm. Nie wiederkehrend ein Menschentag. Heiliges Erleben! Miterleben, Mitbesitzen der Allmacht.

*Die Stimme* spricht: Lebe wohl!

*Der Mensch* spricht: Wehe, du schwindest! Lasse mich nicht! Ich sinke ins Dunkel.

*Die Stimme* spricht: In's Dunkel? Herr des Lichts? König des Lebens?

*Der Mensch* spricht: In Angst und Dunkel. In Angst und Tod.

*Die Stimme* spricht: Willst du nicht sterben?

*Der Mensch* spricht: Ich will mich satt trinken und sterben. Satt am Licht, satt am Leben, und sterben.

*Die Stimme* spricht: Ist das alles? So werde satt und stirb.

*Der Mensch* spricht: Es ist nicht alles. Ich will nicht sein wie ein Operngast. Ich will nicht sein wie ein Lustwandler und Lustreisender. Nicht wie ein Aesthet und Zeitungsnarr. Nicht wie

ein Schaufensterdieb. Nicht ein Tagedieb, Lichtdieb, Lebensdieb. Ich will nicht prassen von den Schmerzen der Schöpfung und vom Leid der Menschen. Ich will mich nicht weiden an Glück und Jammer, wie ein lyrischer Reporter, wie ein Weib, das in die Arena äugelt: wie anziehend! wie furchtbar! wie reizend! wie interessant!

*Die Stimme* spricht: Was willst du?

*Der Mensch* spricht: Ich will schaffen. Ich will leiden. Ich will in Leiden und in Freuden schaffen. Ich will meinen Teil haben am Kampf, am Schmerz, am schaffenden Gottesleid. Leben ist gering.

*Die Stimme* spricht: Was willst du schaffen?

*Der Mensch* spricht: Was Sinn hat. Was über das Leben reicht. Was über das Leben dauert. Was über die Welt geht. Was Gott will.

*Die Stimme* spricht: Welcher Gott?

*Der Mensch* spricht: Nicht der Gott des Minerals. Er wärmt und kältet, er schmilzt und erstarrt. Nicht der Gott der Pflanze. Er führt zum Licht, zum Schlaf und zur Blüte. Nicht der Gott des Insekts. Er ruht flach zwischen Stamm und Borke, er lehrt Gänge bohren und Nahrung saugen. Nicht der Gott der Menschen. Er spendet langes Leben, Herden und Wohlstand, schenkt Geburt und Tod, prüft und lohnt, zürnt und straft.

*Die Stimme* spricht: Wer ist dein Gott?

*Der Mensch* spricht: Der Gott meiner Seele. Der Herr meiner ewigen, unvergänglichen Seele.

*Die Stimme* spricht: Mensch, Mensch, was sprichst du? Was weißt du von deiner Seele? Was weißt du vom Gott deiner Seele?

*Der Mensch* spricht: Nichts weiß ich. Und sprachest nicht auch du und sagtest: ich weiß nichts? Dein Nichtswissen überströmt mich. Das Wissen schweigt. Ich lausche deiner Frage.

*Die Stimme* spricht: Ich frage nicht.

*Der Mensch* spricht: Meine Seele schweigt. Sie ist wie die Neugeborenen, sie hat keine Menschensprache. Die Hüllen meines Lebens sind sichtbar, sie schweifen im Nichts, die Seele ruht wie die Blüte des Wassers, ruht und schweigt.

*Die Stimme* spricht: Sprachst du vom Leben?

*Der Mensch* spricht: Sprach ich vom Leben? Das Leben ist gering. Das Leben hat im Menschen ein Ende. Die Welt hat im Menschen ein Ende. Die Welt ist Geist, sichtbarer Geist. Der sichtbare Geist hat im Menschen ein Ende.

*Die Stimme* spricht: Was bleibt?

*Der Mensch* spricht: Die Käferwelt hat im Käfer ein Ende. Die Pflanzenwelt hat in der Pflanze ein Ende. Die Menschenwelt hat im Menschen ein Ende. Die Menschensinnenwelt hat im

# WALTHER RATHENAU




H. Gottselig

*Zeichnung von Heinrich Gottselig*

Menschensinn ein Ende. Die Menschengeisteswelt hat im Menschengeist ein Ende.

*Die Stimme* spricht: Was ist Menschengeist?

*Der Mensch* spricht: Menschengeist ist Furcht und Begierde. Denken, Sorgen, Handeln und Meiden, Ziel und Zweck. Ist Zählen, Messen, Rechnen und Forschen, Bauen und Zerstören. Ist Wille zu Menschen und Dingen, Männern, Weibern und Kindern, Herrschen, Ordnen, Gehorchen.

*Die Stimme* spricht: Die Herrlichkeit des Lebens?

*Der Mensch* spricht: Welt der Sinne! Mit den Sinnen der Kristalle, der Pflanzen und Tiere ergreifen wir sie, trinken wir sie, schaffen die Sinne des Menschen, die Sinnenwelt des Menschen, das Sinnenglück des Menschen. Mit dem Ueberschuß der Kräfte, der sinnenden Sinneskräfte schaffen wir Kunst, die das Tier nicht hat. Sinne sind der Sinn der Welt. Sie ist nicht! Regenbogen der Sinne! Bis auf das Eine —

*Die Stimme* spricht: Die Kraft des Geistes?

*Der Mensch* spricht: Kraft des Geistes? Ach! Ein Spiel. Ein Wortspiel. Geduldspiel. Patience. Spiel ohne Einsatz, ohne Gewinne, Zeitvertreib. Kraft des Geistes? Nein! Kraft der Geister! Mit Sinnen, von Sinnen spielen wir, um der Sinne willen. Spielregeln finden wir. Was das Tier uns gelehrt: Notdurft, Nahrung, Zeugung, Sicherheit, Vorrat, Zeitvertreib, Lust und Macht erspielen wir. Was das Tier uns gelehrt: Furcht, Gier, Vorbedacht, Mittel wenden wir an. Was wir zugelernt: Zählen, Messen, Rechnen, Handgriff, Plan, Gleichnis bilden wir aus. Und haben wir Notdurft, Nahrung, Zeugung, Sicherheit, Vorrat, Zeitvertreib, Lust und Macht erspielt, erkämpft, wenden wir die Spielregel auf Geist, Welt, Urgrund und scheitern.

*Die Stimme* spricht: Scheitern?

*Der Mensch* spricht: Die Welt zerstäubt in Atome, die Atome in Energien, oder Bewegungen, oder Kräfte. Und was Kraft hat, was sich bewegt, was Energie zeigt, was Willen kundgibt, ist — Nichts. Raum wird Zeit, Zeit-Raum wird Masse, Masse wird Nichts. Was Wunder: Wenn ich ein Pique-Aß wäge, so ist es nicht schwerer als Carreau-Sieben. Wenn ich einen Tausendmarkschein in Salpetersäure löse, so habe ich ein Gramm Sprengstoff ohne Zahlkraft. Aus Spielregel wird nicht Erkenntnis, die Natur schüttelt den Kopf, die Formel antwortet Verneinung.

*Die Stimme* spricht: So ist Natur?

*Der Mensch* spricht: Bilderbuch der Vergangenheit. Gleichnis der Welten, die hinter mir liegen. Die Welt des Käfers reicht bis zum Nagen und bis zur Borke, meine Welt reicht bis zum Zweck, zum Lehrsatz und zum Fixstern. Gleichnis, Bilderbuch, Fibel, Baukasten, Spielregel, Konvention. Bis auf das Eine —

*Die Stimme* spricht: Konvention schafft die Welt?

*Der Mensch* spricht: Geist schafft die Welt. Geister schaffen die Welt. Geister jeglicher Ordnung schaffen Welten jeglicher Ordnung. Welten sind Beziehungen der Geister. Schachspiele geisterner Schachfiguren. Symphonien geisterner Musikanten. Welt ist Eindruck und Ausdruck der Geister.

*Die Stimme* spricht: Und du? Bist du ein Geist?

*Der Mensch* spricht: Ein Geist bin ich. Ein Geist aus Geistern. Ein Ichgeist aus ungezählten ewigen Ichgeistern.

*Die Stimme* spricht: Ewig auch du?

*Der Mensch* spricht: Ewig auch ich? Wer bin ich?

*Die Stimme* spricht: Frage dich selbst.

*Der Mensch* spricht: Aus ungezählten Geistern meines Ich erwächst eine Seele. Sie ist das Eine. Sie ist das Ich und das Nicht-ich. Ich fühle sie, sie fühlt mich, sie fühlt sich in mir, wenn ich in mir und außer mir bin. Sie fühlt sich in Liebe, in Schauen, in Schöpfung. Sie fühlt sich hinter dem Bilde der Welten, der Geister, der gewesenen und werdenden. Sie fühlt sich werdend und gewesen.

*Die Stimme* spricht: Und künftig?

*Der Mensch* spricht: Die Frage ist Antwort.

*Die Stimme* spricht: Rede.

*Der Mensch* spricht: Die Rede versagt. Hier ist Werden und Vergehen Eines.

*Die Stimme* spricht: Also ewig?

*Der Mensch* spricht: Nicht ewig ist mein Ichsein. Vergänglich ist, was sich sagen läßt. Vergänglich, was gedacht wird. Was gewollt wird. Alles Bild. Alles Vorstellbare.

*Die Stimme* spricht: Was bleibt?

*Der Mensch* spricht: Meine Rede ist zu Ende. Meine Seele ist Kind; sie hat nicht Worte.

*Die Stimme* spricht: Erschrick nicht. Was ahnst du?

*Der Mensch* spricht: Eine Welt nicht der Gedanken, nicht der Bilder, nicht des Meß- und Wägbaren, nicht des Wollens, nicht der Bewegung.

*Die Stimme* spricht: Nirwana?

*Der Mensch* spricht: Nirwana? Nein.

*Die Stimme* spricht: Seligkeit?

*Der Mensch* spricht: Nicht Seligkeit.

*Die Stimme* spricht: Ruhe?

*Der Mensch* spricht: Ruhe und Unrast sind eines. Geist bleibt Geist. Abermals wirkt Geist auf Geist, bleibt Geist auf Geist bezogen. Doch nicht in der Form der Sichtbarkeit, nicht als Erscheinung. Höchste Momente führen hinan. Dringe nicht in mich, ich ermatte.

*Die Stimme* spricht: Ich dringe in dich. Woher dein Ahnen?

*Der Mensch* spricht: Du dringst in mich. Daher mein Ahnen.

*Die Stimme* spricht: Daher?

*Der Mensch* spricht: Aus Tönen. Aus Gestirnen. Aus dem Grunde alles Erblickten, Geliebten, Ersehnten. Aus dem Grunde des Todes.
*Die Stimme* spricht: Des Ersehnten, des Todes?
*Der Mensch* spricht: Tod ist alles, was hinter mir liegt. Jede neue Welt eine Auferstehung. Jede neue Welt ein Tod. Jede eine Sehnsucht.
*Die Stimme* spricht: Und jene, die Welt der Seele, ist sie die letzte?
*Der Mensch* spricht: Frage mich nicht. Ein Geschöpf des Uebergangs bin ich, ein Geschöpf des Unterganges und —
*Die Stimme* spricht: Des Aufganges.
*Der Mensch* spricht: Wie kann ein Letztes sein? Ist doch kein Erstes. Weltseite der Schöpfung ist das Durchlaufene, Gottseite der Schöpfung, zu der wir streben.
*Die Stimme* spricht: Durchlaufen? Erstreben? So bleibt es beim Bewegten?
*Der Mensch* spricht: Wie fragst du? Zu reden zwingst du, wovon ich schweigen sollte. Zu reden in der Sprache meiner Welt. In den Bildern ihrer Gedanken.
*Die Stimme* spricht: Du hast mich gerufen. Du hast mich gehalten.
*Der Mensch* spricht: Bist du der Versucher?
*Die Stimme* spricht: Sucher bist du, und willst nicht versucht sein? Was betest du?
*Der Mensch* spricht: Führe uns nicht in Versuchung.
*Die Stimme* spricht: Wer führt in Versuchung? Wer also ist der Versucher?
*Der Mensch* spricht: Erlöse uns vom Uebel.
*Die Stimme* spricht: Was ist das Uebel?
*Der Mensch* spricht: Was hinter uns liegt. Im Geiste heißt es Vorstellung und Wille, im Herzen heißt es Sünde.
*Die Stimme* spricht: Wer befreit?
*Der Mensch* spricht: Im Geiste das Schweigen, im Herzen die Sehnsucht, in Wahrheit die Erlösung.
*Die Stimme* spricht: Wer erlöst?
*Der Mensch* spricht: Jeder. Wer bösen Willen einsaugt und guten Willen ausströmt. Wer Irrtum empfängt und Wahrheit erwidert. Wer Haß duldet und Liebe gibt.
*Die Stimme* spricht: Die Nacht erbleicht. Sterne erlöschen. Lebe wohl!
*Der Mensch* spricht: Segne mich!
*Die Stimme* spricht: Sprich deine stärkste Bitte.
*Der Mensch* spricht: Geheiligt dein Name, geschehe dein Wille, dein die Herrlichkeit.
*Die Stimme* spricht: In Ewigkeit.

# DAS MODERNE ENGLISCHE THEATER

## II.

Bei uns gelten diejenigen, die bewußtes, gestaltetes Theater machen, als Künstler — die Eigentümlichkeit der Nationaleigenschaften bedingt, daß das künstlerische Theater hier hinter dem unbewußten Theater zurückbleibt, obwohl in Gattung zwei die ernstesten Versuche gemacht werden, gerade das Dilettantische zu überwinden.

Die große Könnerin, die alles Dilettantische überwunden hat, die das Instrument ihrer Sprache meisterhaft handhabt (die während der Vorstellung keinen Tee bereitet), die einen klaren Begriff von ihrer Kunst hat, ist die schon öfters besungene Sybil Thorndike. Auf dem Kontinent würde mancher Kritiker sie für eine Gipfelerscheinung erklären, und es ist fast ihre Tragik, daß sie in England neben dem unbewußten, und wie sie selbst mit Recht sagen würde, wertloseren Theater, nicht ganz bestehen kann.

Vor einem Monat hat man Tollers Masse Mensch gespielt, mit einem überraschenden Erfolg, obwohl ein Teil der Tagespresse vor künstlerischen Bedenken platzte. Die Vorstellung war zu sehr nach englischen Begriffen von Revolution einstudiert — man weiß ja dort nicht, wie sich Maschinengewehre vor der eigenen Haustüre ausnehmen. Aber dem, was man die „deutsche Sache in England" nennen könnte, hat diese Vorstellung mehr genützt als tausend Verständigungsreden. Die Nöte des revolutionären Deutschland waren auf einmal mitten nach London gepflanzt, in einer Versammlung, in der „Masse Mensch" diskutiert wurde, bemühte man sich hinter die Gründe dieser Nöte zu kommen. Die Stage Society hat eine Tat vollbracht, für die wir so dankbar zu sein haben, wie für wenige Freundlichkeitsäußerungen Englands.

Die gelungenste Aeußerung des „künstlerischen" Theaters war die Aufführung von Shaw's „Heiliger Johanna", bei der eigentlich nur der Regisseur (und die Schwierigkeit des Objekts) schuld war, daß diese Vorstellung nicht einen Höhepunkt des „Unbewußten" Theaters darstellt. Das Stück von Shaw ist zu herrlich, als daß man es in diese Fülle der Gesichte reihen dürfte — es wird sehr bald und aus besonders triftigen Gründen im „Tagebuch" davon die Rede sein.

(Sybil Thorndike spielte die Johanna, spielte die Frau in „Masse Mensch".)

Eine besondere Stellung hat das einzige Repertoire-Theater Londons: Das Old Vic Theater. Es liegt außerhalb der prächtigen Musenstraßen, am Waterloo-Bahnhof, in einer ärmeren Gegend. Sein Haus ist klapprig und wacklig, die Autobusse dröhnen und hupen unausgesetzt in Hamlets Monologe hinein, seine Preise sind ungewöhnlich billig. (5 Mark für den teuersten Platz.) Es hat sich

ein Publikum gebildet und erzogen und wird von einer Dame geleitet, die jüngst für ihr tapferes Werk zum Oxforder Ehrendoktor ernannt wurde. Dieses Theater ist die Stätte Shakespeares in London. Es hat den Ruhm, im Lauf der letzten Jahre sämtliche Werke Shakespeares aufgeführt zu haben, selbst so „unverständliche“ wie Troilus und Cressida. Es hat, von einem Gelehrten unterstützt (unselige Verkoppelung!) sich eine einfache Shakespearebühne erdacht, auf der es ohne Verwandlung, nur mit Vorhängen und den notwendigsten Requisiten operierend, die Stücke Williams aufführt, unter Berufung auf das Jahr 1600. (Hier kommt der Professor unheilvoll zum Vorschein.) Gewiß ist es richtig, Shakespeare nicht zu Ausstattungsmätzchen zu mißbrauchen, aber es ist professoral, die Entwicklung der Bühne seit dreihundert Jahren zu leugnen. Unsere Primitivität kann und darf nicht so aussehen wie die des elisabethanischen Zuschauers. Historische Richtigkeit gibt uns noch kein lebendiges Gefühl, und wenn wir eine einfache Bühnenform auf unserem Theater suchen, müssen wir — wohl oder übel — unser Theater dazu verwenden. Ferner spielt man Shakespeare ungestrichen, was erstens — wie im Falle Hamlet — etwas zeitraubend ist, und zweitens auf unsere im Vergleich zu den elisabethanischen Hörern etwas gewitztere Theaterseele nicht fesselnd, sondern langweilig wirkt. Der Regisseur vermeidet es auf diese Weise ängstlich, seine eigene Meinung über das Stück oder gar eine „Auffassung“ zu geben, aber ohne persönliche Einwirkung kommt auf dem Theater nichts Lebendiges zustande. (Lieber geohrfeigt werden, als überhaupt nicht gereizt werden . . . der Vorzug von „Hassan“.)

Die puritanischen, fast ärmlichen Aufführungen des „Old Vic“ werden zum großen Teil von der Finanzlage des Theaters veranlaßt. Ja, wenn man in diese Vorstellungen starke Schauspieler zu stellen hätte! (Man hatte nur einen Bleichenwang, — und der überwucherte den Professor sofort!) Die meisten Schauspieler des Old Vic wissen kaum, was sie reden, sie sind eifrig, aber unbegabt, und das beeinträchtigt den Genuß etwas. Trotzdem gilt auch bei vielen nörgligen Westendleuten (die den göttlichen Namen: highbrows führen — Leute mit hochgezogener Braue, nur auf Premierentiger und Aestheten angewendet) — also auch bei den highbrows gilt das Old Vic als die einzige würdige Shakespeare-Stätte. Wobei man wieder der in England sehr häufigen Verwechslung begegnet: daß man nämlich den guten Willen für die Tat nimmt.

Gelegentlich führt das Old Vic unter ungeheuren Opfern und Schwierigkeiten sogar Opern für sein Vorstadtpublikum auf. Hauptsächlich Mozart. Oder zwei kurze Opern einer englischen Komponistin, einer Frau, die in sich England verkörpert wie wenige: Ethel Smyth. In England kennt man sie hauptsächlich durch ihre Lebenserinnerungen, in denen sie ihre Freundschaft mit der

Kaiserin Eugénie, oder ihre witzigen Gespräche mit Wilhelm II. schildert. Sie kennt Deutschland genau, ihr Traum ist deutsche Musik, sie fährt gelegentlich für drei Tage nach Deutschland, um in der Thomaskirche die Matthäuspassion zu hören. Sie hat eine große Oper geschrieben, die vor dem Krieg in München angenommen war, und deren Ouvertüre jetzt (welch ein Trost!) von 1000 Blechmusikern im Stadion zu Wembley geschmettert wird. Sie dirigierte ihre beiden Spielopern selbst — der Probenbetrieb ist so verschmitzt, daß Chor und Orchester sich zum erstenmal — abends bei der Premiere treffen. Aber beide Kontrahenten überbieten sich wiederum gegenseitig an Opferwilligkeit und probieren — jedes für sich! — wenn es nottut acht bis zehn Stunden hintereinander.) Gelegentlich muß die Kapellmeisterin (sie hat zwei Monate für Frauenstimmrecht im Gefängnis gesessen) die ersten Violinisten mit dem Taktstock in die Hüfte stechen, muß auf das Blech der Pultlampe knallend den Takt schlagen, aber siegreich führt sie ihre witzigen und melodischen Opern zu einem Erfolg, wie ihn Deutschland nicht hätte, wenn alle großen Dirigenten auf einmal dirigierten.

Ein größeres und reiferes Unternehmen dieser Art ist das Birmingham Repertory Theatre, das in London einen Teil seiner Truppe spielen läßt. Dieses Theater wird ungefähr nach deutschen Grundsätzen geleitet (jetzt will es sogar eine Theatergemeinde gründen) und hat sich sehr bekannt gemacht durch die erste, fünf Tage währende Aufführung von Shaws Methusalem. Ferner wurde zur Entrüstung aller weißbärtigen wahren Shakespearefreunde hier Cymbelin in modernen Kostümen gespielt — wogegen man höchstens einwenden könnte, daß sie realistische moderne Kleider nahmen, statt ihnen einen übermodernen Schwung zu geben. Der Mann, der diese Unternehmen — in London und Birmingham — leitet, heißt Barry Jackson. Er hat das Verdienst, die beste Shakespeare-Aufführung in seinem Theater zu haben, die augenblicklich und — allem Anschein nach — seit langem in England zu sehen ist.

Er spielt Romeo und Julia. Ohne Musik. (Also sitzt kein Orchester im Orchester, oder singt ein Quartett heitere Volksweisen.) Er benutzt auch nur einen Schauplatz, aber entgegen dem „Old Vic“ hat er jene moderne Simplizität gefunden. Er hat auch keine sehr guten Schauspieler, aber er und seine Regisseure haben Gefühl für Tempo, für Abwechslung, für Steigerung, und so werden seine Schauspieler ausdrucksvoll. Manche zwar haspeln ihre Rolle unpersönlich genug herunter, aber der Wille der Vorstellung ist groß genug, um die Einheitlichkeit nicht zu gefährden. Man darf überhaupt nicht von den Einzelleistungen sprechen, und weder Romeo noch Julia waren Erfüllungen, — aber eins kam durch diese beiden Schauspieler — und durch die ganze Vorstellung — überraschend scharf zum Ausdruck: wie unitalienisch das ganze Stück ist (nichts

Neues) und wie sehr Romeo und Julia „smart boy“ und „lovely girl“ sind (wenn nichts Neues, so doch interessant. Shakespeare hat ja nur Engländer geschrieben.) Durch eine gewisse englische Unbedeutendheit und blasse Lieblichkeit kam die Tragödie Julias klarer zum Ausdruck, als durch feurig südländisches Gebahren, wie es manche Vertreterinnen lieben.

(Nach der Vorstellung stellte sich heraus, daß die Schauspielerin der Julia zwei Herzenswünsche hat: einmal die Julia (nunmehr erfüllt), — zum andern: das Gretchen in deutscher Sprache zu spielen. (Strange!) Ehe man bei Julia vorgelassen wurde, statteten zwei Damen, die dem Buckinghampalast überraschend nahe verwandt sind, der Künstlerin einen Besuch in ihrer Wirkungsstätte ab. Besagte Damen hatten die Künstlerin in ihrer vorigen Rolle — einer Schmachtoper — 51mal zu bewundern erlauchte Gelegenheit genommen. Es gibt in London Leute, die eine alte Oper — die Bettleroper — bis zu 120mal im Lauf von drei Jahren gesehen haben. Wie jemand dieses Jahr in der Zeitung schrieb, daß er mit Gottes Hilfe sein 54. Derby zu erleben hoffe, — welche Hoffnung sich hoffentlich erfüllt hat.)

Die Gilbert- und Sullivan-Opern haben jetzt ihre Saison begonnen. Eine Art etwas kühlen Theaters, abgestandenen Theaters, obwohl die technische Handhabung ausgezeichnet, der „Schmiß erstklassig“ und das Orchester glatt und fehlerfrei ist. Aber der Mikado zum Beispiel, der vor Jahren ein Höhepunkt englischer Theaterkunst gewesen sein soll, wirkt jetzt überspielt und recht bewußt. Seht die Kniffe, seht die Wippchen — da ein Licht, da ein Witz, ein Purzelbaum, alles im Detail und unterstrichen vorgeführt. Abgesehen davon führt das Publikum sich so auf, daß auch eine festgefügtere Vorstellung aus den Fugen gehen würde. Beim Erscheinen jedes Hauptdarstellers rasender Applaus, so daß man minutenlang vom Orchester nichts hört. Jedes Lied, jedes Duett usw. muß einmal, zweimal, dreimal wiederholt werden, die Schauspieler gehen gottergeben schon gar nicht ab, wenn sie eigentlich abgehen müßten. Jeder Witz wird stürmisch belacht, ehe er gesagt worden ist, denn man kennt ihn im voraus.

Bei dieser Gelegenheit darf man den Darsteller des Mikado nicht unterschlagen: ein Mann, der das Formidable des sinnlos grotesken Wüterichs mit so viel Witz, Geist, Können, Grazie und Körpergewandtheit ausdrückte, daß er aus dem Rahmen der ganzen Veranstaltung herausfiel: Er heißt Fancourt, — sollte er ein Franzose sein, und deshalb . . . ? (Es spielte zur selben Zeit Mlle. Sorel aus Paris französische Stücke in London. Schon ihr Plakat erschien wie eine Offenbarung zwischen all den englischen Plakaten, und wenn man sie erst selbst sah . . ., aber hier soll ausdrücklich nur vom englischen Theater die Rede sein.)

Schließlich die Aufführung eines Kriegsstückes: The Conquering Hero — der Sieger. Sogar deutsche Soldaten kommen

vor — kolossal fett und groß, wie aus den Witzblättern. (Sehr amüsant, wie der Autor, mit mangelhaften Kenntnissen der deutschen Sprache, ein paar unbekümmerte Brocken Deutsch einstreut — natürlich ohne einen Kundigen zu fragen. Z. B.: „Wenn Sie entfliehen versuchen, werden Sie geschossen. Verstehe?" — oder: „Ach! Herr Je! Geben Sie her das Licht!" — Das ist gedruckt.)

Es handelt sich in diesem Stück um einen jungen Menschen — Literaten — der aus Gewissenszwang nicht Soldat werden kann, schließlich von der Familie getrieben, von der Lockung und Aufregung des Krieges verführt, nach Frankreich geht und mit zerstörten Nerven — nach Gefangenschaft und Schrecken — zurückkehrt. Ein Stück ohne Schluß, was das beste an ihm ist. — Gespielt von mittelmäßigen Schauspielern, aber sie gaben ein vollendetes, zwingendes, naturalistisches Bild des englischen Familienlebens.

Das Publikum war von den Gewissensnöten des Helden gepackt. Als er sagte: „Wer weiß, ob es nicht unser Glück ist, wenn wir besiegt würden" — war es mäuschenstill im Hause. Alles andere als ein chauvinistisches Werk. Ob die Zeit der wirklichen und wirkenden Kriegsstücke vielleicht jetzt erst beginnt — zum Nutzen aller beteiligten Völker? Wir haben schon zu viel wieder vergessen!

Schließlich jenes unerreichte, jenes wahre englische Theater. Zurzeit ist es an zwei besonders deutlichen und gelungenen Beispielen zu sehen. In einer Aufführung eines alten Stückes von Congreve, das im Jahre 1700 zum ersten Male gespielt wurde, genannt: „The Way of the World" und in der Aufführung eines modernen Gesellschaftsstückes von Maugham, der in Deutschland besonders durch sein Lustspiel: „Der Kreis" bekannt geworden ist. Sein neuestes und augenblicklich zum 300. Male in London gespieltes Werk heißt „Our betters" — etwa zu übersetzen mit: „Unser Vorbild", — womit die Amerikaner gemeint sind.

Beide Werke spielen in der Gesellschaft, und wenn sich auch das Kostüm seit dem Jahre 1700 einigermaßen verändert hat: die Aeußerungen und Empfindungen hochgeborener Herrschaften haben sich nicht verändert. Es handelt sich auch kaum um die Werke. Das Stück von Congreve ist ein etwas altfränkisches Intrigenstück, das Stück von Maugham leuchtet ziemlich unerbittlich in den „Pfuhl der modernen Gesellschaft" hinab.

Beide Aufführungen sind glanzvoll. Beide wirken, als ob wohlerzogene, gebildete, ja hochgeborene Kunstliebhaber sich zu einer Theatervorstellung zusammengefunden haben. Das „Dilettantische" im englischen Schauspieler, das aus seinem Wesen und seiner Einstellung zur „Kunst" kommt, zeigt sich in der Aufführung dieser Stücke als ein Vorzug, der durch keine „Künstlerschaft" nachgeahmt oder aufgewogen werden kann. Die leise Ungeschicklichkeit einer Bewegung, die Befangenheit einer Betonung geben

diesen Schauspielern etwas so heiter Spielerisches, etwas so galant Unwiderstehliches, daß man nicht begreifen kann, wie das Gerede aufkommen konnte, in London gäbe es kein Theater. Diese Schauspieler stellen keine vornehmen Personen dar, — sie s i n d vornehm bis zum Augenaufschlag, bis zum Entfalten eines Briefes. Sie können launisch und gelangweilt und beleidigt sein, und sind immer überlegen, und fühlen sich immer leicht ironisch als Spieler ihrer Nationalvorzüge und Nationalschwächen. Sie bemühen sich, keine Pointe zu bringen und sie bringen sie alle. Sie wissen ihre Kostüme zu tragen, als ob sie in ihnen geboren wären — daß sie ihre modernen Kleider zu tragen wissen, versteht sich von selbst. Nichts wird vorgetäuscht, nichts wird vergeblich angestrebt, alles gelingt, alles muß so sein — und doch wird gespielt. Das ist die stillvergnügte unproblematische Seele dieses Volkes selbst. Das ist die Quintessenz aller „künstlerischen“ Kräfte, die in ihm ruhen.

Es sind zwei Frauen, in denen sich diese Schauspielkunst am stärksten offenbart. Die eine ist Edith Evans, die jene Preziöse aus dem Jahr 1700 spielt. „Furchtbar vornehm“ und heimlich und sehr einfach verliebt, und ändert ihre Absichten jeden Augenblick. Sie labt sich an den verzwicktesten Situationen, haucht ihre Worte mit verschwebender Melancholie, schafft die liebenswürdigsten Schwierigkeiten und erreicht schließlich lächelnd alles, was sie sich in der ersten Scene des ersten Aktes vorgenommen hatte. — Constance Collier spielt eine Herzogin, eine moderne Amerikanerin. Sie spielt eine Frau von unbegrenzter Temperamentlosigkeit und weiß schwermütig und etwas quäkend auf unwiderstehlich komische Art von ihrer Leidenschaftlichkeit zu sprechen. Sie kennt nichts, sie weiß nichts, sie versteht nichts, — sie ist nur Herzogin. Sie ist shokiert, sie ist entzückt — im selben Atemzug. Keine Bewegung für das Publikum, keine unterstreichende Betonung: ihre Kunst und ihre Wirkung bestehen darin, daß sie mit erstauntem Ernst und großen Augen die unsinnigsten Dinge sagt.

Regisseure braucht man für diese Schauspieler nicht; nur das Drum und Dran wird von ihnen bis aufs Letzte bedacht und gelöst. In Mitteleuropa wird auch der begabteste Schauspieler durch die Regie gehemmt oder gefördert, — diese englischen „Prominenten“ singen wie der Vogel singt, und spielen zur höheren Ehre ihres Landes.

---

Jedes Zeitalter wird von zwei Zeiten regiert, von der Gegenwart und von der nächstverstorbenen Vergangenheit; so hatten die ersten Einwohner der Kanarieninseln stets zwei Könige, den eben verstorbenen und einen lebendigen. Aber freilich seufzt oft die Gegenwart, sie müsse blutend untersinken und die Perlen fischen, womit die Zukunft sich schmücke. Aber ist sie selber nicht auch damit geschmückt von der Vergangenheit?

*Jean Paul.*

Des verlängerten Winters wegen fand der Mai im Juni statt.

Deshalb fuhren wir im Juni nach Thüringen. Denn Thüringen ist im Mai am schönsten.

Ein vortrefflicher D-Zug wird früh 7 Uhr in Frankfurtmain abgelassen und trifft einviertel nach 11 in Eisenach ein. In Eisenach stiegen wir aus, trabten durch die Straßen dieser Kongreß-Stadt, vorbei am Kabarett „Spinne", vorbei an Schaufenstern mit nicht sonderlich niedrig gehaltenen Preisen, bis zum Fritz-Reuter-Haus. Reuter ist nämlich am 12. Juli 1874 in Eisenach verstorben. Das Haus wurde in Reuter und Richard Wagner geteilt, die beide zueinander passen wie Gurkensalat und Erdbeer-Eis. Daß Reuter gar kein übler Graphiker war, wußte ich noch nicht. Sein Schreibtisch, durch einen Glassturz geschützt, steht unberührt. Bis auf die Zigarren, deren e i n e freventlich von einem Militärsoldaten zerbrochen ward.

Vom Reuterhaus auf die Wartburg ist ein Katzensprung. Die uns begegnenden Reichswehrsoldaten sind kaum zu zählen. Oben auf der Burg, von Stahlhelmen bewacht, residiert der Hauptmann von Cranach, dem während des Krieges manch unterdrückter Fluch gewidmet worden ist. Im April hat er sein 25jähriges Jubiläum gefeiert. Die Tafelkarte soll eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bilden.

Von der Wartburg zur „Hohen Sonne" durch die Drachenschlucht zu pilgern, ist Ehrensache. Die Schlucht, den unteren Teil des Annatals bildend, öffnet sich nach hundert Schritten wildromantischer Feuchtigkeit in Buchenwaldung und mündet in dem „Hohe Sonne" betitelten Gasthaus, wo ich auf die Frage, was ein Zimmer kostet, die Antwort erhielt: „Pro Bett drei Mark!", am nächsten Morgen aber zu diesen sechs Mark: 30 Prozent Steuer und 25 Prozent Bedienungsgebühr zu zahlen hatte. Dafür durften wir allerdings den Kaffee (schlechte Butter, billigste Marmelade, vier Scheibchen Brot, zwei Tafelbrötchen, alles zusammen 3,50 Mark) unter einem Bildnis der Kaiserin Auguste Viktoria und bei der Lektüre des „Berliner Lokalanzeigers" einnehmen. Im Hotel-Adreßbuch machte ich eine Entdeckung, die ich hiermit weiterreiche. Die meisten von Ihnen werden es schon kennen. Mir war es neu. Ein Zimmer mit einem Bett, telegraphisch bestellt, heißt im internationalen Hotel-Telegraphen-Schlüssel: Alba. Mit Doppelbett: Albaduo. Ein Zimmer mit zwei Betten heißt Arab. Für eine Nacht: Paß. Für mehrere Tage: Stop. Falls der Wirt von der „Hohen Sonne" Vorliegendes liest, wird er mich und meine Schreiberei unendlich verachten. Ich kann ihm da nicht helfen.

Thüringen ist meine stille Liebe seit je. Man muß es aber (mit dem Rucksack auf dem Rücken) durchwandern. Unterwegs trifft

man hin und wieder Menschen. Die reden zumeist sächsisch. Manche singen sogar. Das ist im Wald anscheinend erforderlich. Manche hingegen fahren Auto. Denen wünsche ich von Herzen eine Italienreise. Thüringen sollen sie mir in Ruhe lassen. Und schließlich gibt es welche, die fahren Motorrad. Mit denen wird Gott, der Herr, dereinst persönlich abrechnen.

Man kann es glücklicherweise so einrichten, daß man (mit wenigen Ausnahmen) mit den stänkernden, dreckfabrizierenden, schändlich knallenden Zeitgenossen nicht in Berührung kommt.

In Ruhla gibt es Bananen, die „Leipziger Neuesten Nachrichten", Frauen mit Umschlagetüchern (Kinderwagen-Ersatz), eine Buchhandlung mit Ringelnatz („Aber wir wissen nichts anzufangen damit!"), viele kleben gebliebene Kommunisten-Plakate, einen Wegweiser „Schönen Blick nach Bellevue!" und einen netten, sauberen Gasthof („Deutsches Haus") mit einer alten Linde davor, die nie blüht. Auch war eine Arena da, die ihre „Gala-Eröffnungs-Vorstellung" bot mit einem Welt-Großstadt-Programm der Familie Blondini. Statt 8 Uhr fing die Geschichte punkt 9,17 Uhr an und zeichnete sich durch bescheidenste Leistungen aus.

Von der „Hohen Sonne" nach Ruhla empfehle ich jedem Touristen den Umweg über Mosbach. Nicht des von einem Silberbächlein durchschlängelten, entenwimmelnden Dörfchens wegen, sondern der Zeitversäumnis halber. Man soll in Thüringen nicht immer die kürzesten Strecken wählen. Man soll sogar die Markierungen (die man allenfalls zu einer Rennsteig-Wanderung braucht) in den Wind schlagen. Ununterbrochen ist Thüringen schön, und zwar a n d e r s schön, also nie ermüdend, nie lieblich, nie großartig, sondern täglich aufs neue neu. Und niemals (sofern man im Tale wandert) fehlt das eifrig dahintrudelnde Wasser. Thüringens Bäche sind dauernd unterwegs, und es existieren deren Tausende.

Von Ruhla über den Gerberstein (wiederum ein Umweg) und über den Dreiherrnstein (mit Reißmanns Scheffel-Denkmal) auf den Inselsberg. Unterwegs habe ich alle Hände voll zu tun, nicht zu vergessen, daß ich die rechte große Zehe nach unten drücken muß; sonst scheuert der Schuh. Oben befindet sich lauter Aussicht, hervorgerufen durch barbarisch verstutzte Bäume. Außerdem befindet sich oben ein Verkaufsladen, geleitet von einem Fräulein, die (warum „das"?) sich den Aufenthalt in der Höhenluft wesentlich anders vorgestellt hat. Man kann Schokolade bei ihr haben und Sandbecher und Holzpfeifen und etliche im Strand von Zinnowitz verwendbare Dinge. Ueberaus reizvoll das Fremdenbuch des Hotels „Gotha". Am 13. Mai 1924 hat Helene Glotze eingetragen, daß Scherri Schokolade gefressen hat. Kläre Tommer aus der Pension Edelweiß in Waltershausen ist deutschvölkisch. Der Landschaftsmalermeister Holbein ist 1439 mal auf dem Inselsberg gewesen.

Die letzte Seite bildet eine in mehrstündiger Klebarbeit angefertigte antisemitische Orgie. Antisemitismus ist schön und empfehlenswert. In Thüringen wirkt er deplaziert (916 m). Ein paar ältere Herrschaften, die im Grase liegen, beglücke ich mit dem Zuruf: „Heil!" Sie flüstern mit ungeübten Lippen „Heil!" zurück und blicken sich stolz an. Auch Autos sind vorhanden. Eins für Dutzende von Personen. Da hocken sie nun drin, die Ebenbilder Gottes, und rattern unter teuflischem Gestank den Berg hinab. Wolken nebeln den Berg ein. Es donnerwettert. Am folgenden Morgen wird die Rechnung präsentiert: „2 Wohnung 8 M., 25 Prozent Bedienung 2 M., 30 Proz. Steuer 3 M., 2 Frühstück 2,75 M., 1 Tee —,90 M.; macht 16,65 M."

Nach Tabarz gelangt man auf diversen Pfaden. Ich bin für den Felsengrund. In Tabarz mehrere Tage zu verweilen, lohnt. Die Tanzbuche erreicht man in 2 Stunden (Schnepfenweg, Kickelhahnsprung; zurück durch den Ungeheurengrund). Im Gasthaus zur „Linde" (billig, mustergültig, solid) waltet Fritz Grübel seines Amtes, das Ideal eines deutschen Kellners. Im Fremdenbuch hat sich vor mir eine Dame eingetragen, die als Stand angegeben hat „Frau Professor". Wieder was gelernt. Abends, o Seligkeit: im Kurtheater: „Flachsmann als Erzieher", dargestellt von Familie Breiholz. Der Herr Direktor mimt sowohl den Schulrat Prell wie den Lehrer Dierks. Hans Breiholz erscheint als Negendank und als Lehrer Weidenbaum. Klara Breiholz stellt Frau Biesentahl und Betty Sturhahn dar. Das Stück selbst stammt von einem gewissen Otto Ernst, der ein nicht ungeschickter Bühnentechniker zu sein scheint. Wir werden weitere Proben dieses aufstrebenden Talentes mit Ungeduld abzuwarten haben. (Neulich sah ich ihn, den Schmidt, als ich auf dem Hamburger Hauptbahnhof ankam. Ich bin daraufhin sofort nach Königsberg geeilt.)

Wer den Regen nicht ehrt, ist die Sonne nicht wert. Es tröpfelt. Einerlei. Unterschlupf in der „Marienhöhle". Ich warne künftige Generationen. Die Marienhöhle ist gräßlich. Um einen Tümpel hat jemand Schilfblätter gesteckt, die des öfteren erneuert werden müssen. Das ist der einzige Lichtblick.

In Finsterbergen (Friedrichroda wurde geschickt umgangen, sintemalen es mir ein Dorn im Auge ist. Entweder Thüringen oder Berlin. Aber keine dilettantische Mischung!) heißt jeder dritte Mensch Oschmann. Beim Papa Oschmann hab ich vor 21 Jahren gewohnt. Das Gasthaus ist renoviert. Unterhalb des Hainfelsens findet Festwiese statt. Etwas über 1100 Menschen sind anwesend. Was hätte Fritz Lang mit solcher Komparserie geliefert! Der blaue Dunst der Bratwurstfabriken wallt und wallt. Wir mischen uns unter die Menge. Es wird heftig gesungen. Ich löse dabei das Montblanc-Preisrätsel und vermisse im dritten Bild das T in Montblanc.

Ueber das Vierpfennigshaus nach Tambach. Einkehr im „Thüringer Wald". Regen. Uebernachtenmüssen. Ins Bett. Schlaf. Da . . . was ist das? Volksauflauf! Nibelungen, zweiter Teil? In Tambach-Dietharz mit seinen 4000 Einwohnern? Was ist? Radio ist. Der „Thüringer Wald" hat einen Radio-Salon. Betrieb bis Mitternacht. Kaiser Barbarossa im Kyffhäuser hört mit. Im dritten Montblanc-Bild fehlt das T nach wie vor.

Auf nach Oberhof! Herrlichster Weg durch den Schmalwassergrund! Wenig fromme Pilgerer, die einem begegnen. Das „Guten-Tag"-Sagen gewöhnt man sich bald ab; denn die Mitmenschen (weit davon entfernt, auf eigene Faust zu grüßen) bringen den Mund kaum zum Gegengruß auf. Also schön, wir lassen das. Hinter dem nach dem „Röllchen" abzweigenden Weg abbiegen und am Falkenstein rasten! Der Forellenteich, norwegische Landschaft, ist auf der Karte (Meyers Reisebücher) nicht eingezeichnet. Blaugrünes Wasser, Fichten, Farren, Porphyrgestein. Bequemer Weg nach Oberhof. Sobald die Straße linkerhand von Platanen (teilweis ganz jung) bepflanzt ist, liegt Oberhof in nächster Nähe. Daß man Chausseen, die durch dichten Nadelwald führen, mit Laubbäumen säumt, ist ein eigentümlicher Scherz. Auf manchen Bänken steht „Most". Most ist Schokolade. Bei Herrn König in Oberhof erwerbe ich einen Kopierstift für 1,50 M., der im nächsten Geschäft 40 Pfennig kostet. Er nimmt den Stift zurück. Zwei Komiker haben ihren Wohnsitz in Oberhof aufgeschlagen: Jean Blatzheim und Gertrud Prellwitz; Blatzheim, bekannt durch seine Korpulenz und seinen dito Witz; Salome Prellwitz, bekannt durch germanisch-freigeistige Verkitschtheit. Schwarzhaarige Knaben soll sie mit Wasserstoffsuperoxyd bleichen, ohne zu erröten. Trotzdem halten sämtliche D-Züge der Stuttgarter Strecke drunten am Oberhofer Bahnhof und empfahen Wasser aus dem idyllisch hingelegten Teich. In Oberhof heißen die Einheimischen Langenhan, Holland oder Hofmann. Während eines Gewitters flüchteten wir in die Schule, zum Lehrer, einem vernünftigen und lustigen Herrn. Auf dem kleinen Friedhof haben die Wespen ein kunstvolles Nest gebaut (Grabmal des Lehrers Eduard Thon. Bitte nicht zu entfernen!) Oberhof steht im Rufe, maßlos teuer zu sein. Das ist mitnichten der Fall. Ich habe da eine Tante, die Tante Schilling, der gehört Schillings Hotel, oben an der Tambacher Straße, da ißt man für 2 M. wie bei Muttern, bloß doppelt soviel. Und Touristen können nichts Gescheiteres tun, als bei meiner Tante übernachten. Am liebsten nähme sie gar nichts. Ich habe vierzehn Tage bei ihr gewohnt und bin behandelt worden wie der Großherzog von Hessen und muß natürlich ein bißchen Propaganda machen für die Tante. Aber wenn es nicht wirklich gut und billig bei ihr zuginge, würde ich keinen Ton sagen. Distinguierte Herrschaften sollen nicht hin. Die sollen überhaupt nicht nach Thüringen. Wenigstens nicht in die Wälder und auf die Wiesen. Die sollen ins Golfhotel bei Ober-

hof (übrigens ein märchenhaft schöner Bau) oder nach Friedrichroda, wo es am friedrichrodasten ist. Meinen Segen haben sie. Die distinguierten Herrschaften legen selbst in Oberhof Gewicht auf dezente Feifohglock-Musik, und wenn sie einen Ausflug unternehmen, so tun sie es im Geiste, also im Liegestuhl.

Wohl von keinem Punkte Thüringens kann man derart zahlreiche und köstliche Ausflüge tätigen wie von Oberhof. Zur Schmücke (wo Andenken erhältlich sind in Form von Brunnen mit Fingerhüten — „Schmücke", nämlich dein Heim!) gelangt man in zwei Stunden (Rennsteig). Schneekopf ein halb Stündchen weiter. Plänckners Aussicht (berauschender Blick ins Tal, Suhl, Drei Gleichen, Rhön) dicht vor der von Autos umfurzten Schmücke. — Ins Tal der Lütsche, wo Herzog Ernst II. exemplarisches Strafgericht hielt über Wilderer, indem er das Dörfchen Lütsche schleifen ließ. — Nach der Hohen Möst (etwa zwei Stunden), dem herrlichsten Stück Thüringen. — Nach dem gebrannten und nach dem ausgebrannten Stein, nach dem Veilchenbrunnen, nach den Schweizerhütten, nach dem Silbersee (der aber smaragden ist). Und auf dem Prinzenweg nach dem Kammerbach-Pirschhaus und der Schießplatz-Wiese. Auf dieser von mächtigen Fichten bestandenen Wiese darf, wer Lust hat, ein veritables Märchen erleben: eine Köhler-Stätte mit Meiler und Hütte. Hier werden von Vater Paul Jung und seinen Söhnen die Holzkohlen gebrannt für die Waffenfabriken in Zella-Mehlis.

Der Thüringer Wald, so verriet mir eine Dame, gehört einem jüdischen Konsortium, aber es dürfe niemand erfahren. Nun, abgesehen davon, daß dies auf lauterer Wahrheit beruht: er ist trotzdem wunderschön, und man sollte sichs überlegen, ob man nach Italien reist. Ich meinerseits ziehe Deutschland allen übrigen Konkurrenz-Unternehmungen vor, soweit es die Geographie betrifft.

Von Oberhof reisten wir (Verkehrsverein, Nähe Post, Telephon ab 7 Uhr abends geschlossen; netter, alter Major erteilt bereitwilligst Auskunft) über Erfurt nach Frankfurtmain zurück, und damit die Ueberschrift zuweg kam, las ich während der Fahrt einen Roman Max Brods, nämlich „Tycho Brahes Weg zu Gott", der (unterirdische Technik) ziemlich moderato anhebt und in ebenso moderiertem Tempo weiterläuft, um plötzlich (von Seite 310 an) bis hinauf zu den Sternen zu rasen. Und bei der Lektüre dachte ich daran, wie ich eines Tages mit Brod auf dem Hradschin stand, und die Millionen Lichter Prags flammten auf, und Meyrinks Geist schwebte auf der Moldau, und eine Stunde später saß ich in Puccinis „Manon Lescaut", und nach der Aufführung erzählte der blinde Dichter Oscar Baum, dieser feinste Musikschmecker, von allerhand Dingen, die mit unserer schoflen Rückforthschrittswelt nichts gemein haben.

Auf Wiedersehen, Prag! Auf Wiedersehen, Thüringen!

8.

Aber er erhielt nicht sogleich eine Antwort. Friedrich zog an der Glockenschnur.

„Meinen alten Rock, meinen ehrlichen Rock!“ rief er dem eintretenden Husaren zu. Er riß sich das weiße Kostüm vom Leibe und stand ein paar Augenblicke in Hemdärmeln und gelber Weste da. „Hier,“ rief er, als er seine eigene Uniform und den Hut wieder trug, „nimm das da, lauf in die Küche, da sitzen die beiden Diener Seiner Lordschaft. Der eine ist ein Schwarzer. Dem schenkst du den Kittel! Er soll ihn aber nicht anhaben, wenn er den Lord in der Sänfte trägt oder sonst honorablen Dienst tut, sondern wenn er Geschirr wäscht und die Senkgrube aushebt — ach so, ich vergaß, er versteht dich ja nicht. Nun, einerlei, geh nur und gib ihm den Rock!“

„Oh Keith, Keith,“ rief er wieder, als sie allein waren, „was sagen Sie nun dazu? Mich, mich wollen sie verführen von Wien her, schauen Sie mich an, ob so einer aussieht, den man noch verführen kann.“ — und er deutete an sich herunter, an seiner abgezehrten, gekrümmten, kleinen Gestalt im groben Kleide. „Man sagt immer, wir Könige seien Gottes Ebenbilder. Daraufhin habe ich mich kürzlich im Spiegel betrachtet und muß sagen: der liebe Gott kann mir leid tun, wenn er so aussieht!“

Und er lachte, aber es war ein Lachen, das weder amüsiert noch zornig klang, sondern verzweifelt.

„Ja, so verfahren sie mit mir, meine geliebten Brüder und Schwestern, die allerchristlichsten Könige und Kaiser, die allerkatholischsten, die allergläubigsten, die allerapostolischsten — mit mir, dem allerketzerischsten! Mit mir, so meinen sie, ist alles erlaubt. Mit mir ist alles möglich. Mich wollen sie von meinen Plänen, von meinen notwendigen Schritten abbringen. Mich wollen sie zur Schwäche verleiten lassen — durch wen? Durch einen parfümierten Beau, durch einen Ganymed, durch eine männliche Lorette. Ich weiß nicht, ist es mehr lächerlich oder mehr traurig oder mehr ekelhaft!“

„Mein König,“ sagte Lord Marishal langsam, „ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Was hat man Ihnen angetan?“

Friedrichs Heftigkeit verging, und er lächelte. „Ach, Keith, Keith,“ sagte er noch einmal, jedoch in sanftem Ton, so als spräche er zu einem geliebten Kinde, „da wäre viel zu berichten. Aber weshalb ereifere ich mich denn? Prinzessinnen und Hofdamen gibt es keine hier auf meinem Weinberg, Kammerjungfern auch nicht, um nach meinem billigen Rezepte zu verfahren, da probieren sie es denn mit dem Hausherrn selber. Die gute, schlaue, fromme The-

resia! Die schlauen, frommen Väter Jesuiten! Denn die werden es ja wohl gewesen sein, die den Plan entworfen haben, und die Kaiserin hat ihn gewiß nicht ganz begreifen wollen. Einen hübschen Burschen haben sie für mich ausgesucht, so viel ist wahr. Der würde mich mit seinen Zärtlichkeiten schon dahin bringen, daß ich dem Kaiser Joseph schon ein paar unbedeutende Einräumungen machte, und dann wollte es die Theresia übernehmen, auf solcher Grundlage den Frieden zu wahren. Die Absicht war keine schlechte. Ich habe mich ganz umsonst erregt. Nach meinen Erfahrungen dürfte ich mich über die Menschen nicht mehr wundern."

„Wie denn, mein König," fragte Lord Keith aus seiner Sopha-Nische heraus, „man vermutet bei Ihnen eine Neigung zur sokratischen Liebe und will die benützen? Habe ich das recht verstanden?"

„Ach Keith, um so erstaunt zu fragen, dazu muß man ein Schotte sein und Ihr Herz in der Brust tragen und durch sein Wesen Klatsch und Verleumdung so weit von sich abhalten! Wie könnte Ihnen sonst entgangen sein, was seit Jahrzehnten an allen Höfen laut besprochen wird."

„Mein König," sagte Keith, „ich hätte es niemand raten wollen, ein herabsetzendes Wort über Sie in meiner Gegenwart zu gebrauchen. Es hat aber nie jemand gewagt."

„Herabsetzend . . . Ich weiß nicht einmal, ob ich es herabsetzend finden soll. Vom Alexander weiß man es, vom Caesar sagt man es, und Sokrates bei seinem Alcibiades zu denken ist wohl eigentlich würdiger als Johann bei seiner Liese. Ach, guter Lord, es stünde wohl besser um mich, wenn die recht hätten, die mich auf solche Weise herabsetzen."

„Besser, mein König?"

Er sah ihn an, den Uralten, wie er dasaß in seiner Würde, in der ehrfurchtgebietenden Kindlichkeit seiner neunzig Jahre, am Ende eines geraden und klaren Lebens — und ein Gefühl überkam ihn, darin sich Rührung und Neid vermischten. Um wieviel leichter hatte es dieser gehabt! Das Leid und die Mühsal hatten gewiß nicht gefehlt in seinem langen Dasein. In Schottland als junger Mensch war er, proscribiert, von Dorf zu Dorf, von Fels zu Fels, von Insel zu Insel geflüchtet, hundertfältig von Kerker und schimpflichem Sterben bedroht, dann hatte er das Vaterland meiden müssen, nach dem sein redliches Blut mit jedem Tropfen hindrängte, hatte den unwiderruflichen Sieg derer gesehen, die Kronräuber für ihn waren, hatte, viel härter noch dies, von dem Geschlecht, dem er Schwert und Arbeit unverbrüchlich weihte, nichts als Undank, nichts als Verleumdung erfahren. Er hatte den Bruder, den er sehr liebte, Jakob, in Friedrichs Diensten verloren; und auch sonst waren Schläge für sein Herz nicht ausgeblieben. Noch nicht so lange war es her, und Friedrich wußte davon, da hatte der bereits sehr Bejahrte noch einen ernstlichen Kummer erlebt um ein schönes

Geschöpf, eine türkische Kriegswaise, die er in seinem Hause europäisch herangebildet und geliebt hatte wie ein Kind — mit einem Male aber nicht mehr wie ein Kind, und die ihm mit der unschuldigen Grausamkeit der Jugend klar gezeigt hatte, daß er alt, daß sein Leben vorbei sei, unwiderbringlich.

Aber er hatte doch ein Leben gelebt, ein ganzes und wahres. Er hatte geduldet und getrauert, aber er hatte auch geruht und genossen, hatte Frauen umarmt unter vielen Himmeln, strahlenden und nordisch verhängten, er war ein Mann gewesen, nicht in Arbeit nur und Gedanken und Wagnis, sondern auch in Lust und froher Erfüllung.

Unsterblicher Ruhm war wohl nicht sein Teil, er war nicht ein Mythus für die Länder der Erde; wenn er hinging und seine phantastischen Diener ihn auf den Friedhof trugen, wo er liegen wollte, dann war es zu Ende mit ihm, dann war er nichts mehr als eine freundliche und edle Erinnerung, die rasch verblaßt sein würde und bald erloschen. Er war ein freier und kluger und tapferer Gentleman gewesen, umgetrieben und später im Hafen, von einem König geliebt, von seinem Gesinde verehrt, eine klare Erscheinung, ein offenes Buch. Er war ein Mensch gewesen, ein wirklicher, atmender Mensch. Er war zu beneiden.

Ein hinfälliges Bedürfnis erfaßte den Verschlossenen, den einsam Erstarrten, hier vor Diesem einmal zu reden, von sich zu reden. Dieser letzte Mensch, der ihm nahe war, ging nun auch dahin, fast war er schon dahingegangen, er war nur noch der Schatten eines Schattens.

Das Begebnis mit dem italienischen Abenteurer hatte in dem König vieles aufgerührt. Ach, wie die Welt ihn mißkannte! Arges, Grauenhaftes war da verborgen. Die Wunde seines Daseins, nicht allein, daß sie gebrannt hatte — sie hatte auch noch verheimlicht werden müssen ein Leben lang, und dies eigentlich war das Schlimmste gewesen, dies eigentlich hatte ihn von menschlicher Gemeinschaft ausgeschlossen.

Nie hatte er sich einem anvertraut. Nicht der Mutter, die ihm als Beschützerin in der Jugend teuer gewesen war, nicht der klugen Schwester von Bayreuth! Alle seine Genossen, die geistreichen Männer seines Umgangs, waren abgeschieden, ohne um sein Schwerstes zu wissen. Auf keiner der tausend Seiten, auf denen er selber sein Leben dargestellt, in keiner der tausend Verszeilen, mit denen er es poetisch erhöht hatte, war die Rede davon. Und das war gut so, das war sehr gut. Denn sein Geschick war nicht allein hart und furchtbar zu tragen, es war auch häßlich und, in einem gemeinen Verstande abgespiegelt, vielleicht lächerlich.

Die Situation gewann Macht, sie gewann einen Zauber über ihn. Vorabend eines Krieges, da er seit fünfzehn Jahren nicht mehr mit Truppen ins Feuer geritten war, Vorabend europäischer Ent-

scheidungen, denn es ging um nichts weniger als um die Vorherrschaft im Herzen des Erdteils, und dort, zum letztenmal, dieser Letzte, den er nicht wiederfand, wenn er von seiner Kriegsarbeit nach Hause zurückkehrte.

Er würde einmal sprechen. Hier konnte er's. Ungewiß, ob er ganz begriffen wurde, aber wurde er's, so blieb das Begriffene in dieser hundertjährigen Brust verschlossen bis zum nahen Tage des Vergessens. Er sprach wie in ein Grab hinein.

Er rückte ein Taburett heran, setzte sich und nahm Keiths Hand. Dies war seit Jahren nicht geschehen. Der König reichte niemals die Hand, auch seinen Bevorzugten nicht, er mied wie sengendes Feuer die menschliche Berührung.

Die Hand des Marschalls war klein und so trocken wie ausgedörrtes Holz. Der König hielt sie, während er zu sprechen begann. Später ließ er sie los.

(Fortsetzung folgt)

---

ALBERT EHRENSTEIN

## WANDERND MIT EINER TÄNZERIN

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Ihr Spitzenknöspchen, zwei Zöpfchen —
Noch nicht in eines geflochten!
Jung bist du, noch in der süßeren Hälfte der Jugend;
Fünfzehn Jahre — ich aber bin fünfundsechzig.

Du Dame von Atlas und Seide
Bist nun mir geworden ein Berg- und Bachgenoß.
Bei den Frühlingsquellen bespritzten wir uns im Spiele,
Auf die Frühlingsbäume kletterten wir im Scherz.

Deine Wangen wurden rot,
Als sie durchfuhr der Tanz deiner Arme,
Aber deine Brauen wurden ernst,
Langsamer ward dein Gesang —

Sing nicht das Lied von den Zweigen der Weide,
Wenn nicht bei dir ist ein Herz.
Sie zu brechen für dich.

# TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juniwoche

Wir haben ein Kartellgesetz. Mit welchem Erfolg? Mit dem Resultat, daß hin und wieder ein Verband oder ein Kartell auffliegt, wenn die Mitglieder glauben, ohne Bindung ihre geschäftlichen Interessen besser verfolgen zu können. Sie brauchen sich dann nur auf den § 8 der Verordnung gegen Mißbrauch wirtschaftlicher Machtstellungen zu berufen, sie brauchen nur darzutun, daß ihre privat-wirtschaftliche Bewegungsfreiheit bei der Erzeugung, dem Absatz oder der Preisgestaltung unbillig eingeschränkt sei, und sie sind aller Fesseln des Kartellvertrages ledig. Ausdrücklich hat das Kartellgericht in seiner umfangreichen Judikatur festgestellt, daß als wichtiger Kündigungsgrund für die Kartellmitglieder lediglich derartige rein egoistische Umstände zu gelten haben. Die Bestätigung der Kündigung durch das Gericht erfolgt dann, ohne daß im geringsten das öffentliche Interesse in Betracht gezogen wird. Insofern ist das Kartellgesetz, das die Regierung vor einem halben Jahr als mutige Tat gewertet wissen wollte, nichts als eine — vielleicht gesunde — Weiterbildung des Privatrechts. Theoretisch freilich sind auch gegenüber einer Gefährdung des Gemeinwohls Handhaben mancherlei Art dem Reichswirtschaftsminister bezw. dem Reichsernährungsminister geschaffen worden. Er kann Kartellbeschlüsse für nichtig erklären, wenn die Gesamtwirtschaft oder das Allgemeininteresse bedroht ist. Aber in der Praxis ist noch nicht ein einziges Mal von diesen Befugnissen Gebrauch gemacht worden. Vergegenwärtigt man sich, daß das Kartellgesetz, das nach jahrelangen ergebnislosen Bemühungen der Linken kurz vor der Währungsstabilisierung angesichts der damaligen maßlosen Preisüberschlagung auf Grund des Ermächtigungsgesetzes unvermutet erlassen wurde, nach den amtlichen Erklärungen in erster Linie darauf abgestellt war, den Preisabbau zu beschleunigen, so kann man nicht umhin, zu konstatieren, daß die Verordnung in bezug auf diesen ihren eigentlichen Zweck völliges Fiasko erlitten hat. Kaum ein einziger Preis in Deutschland ist gesenkt worden, weil die Kartellverordnung oder ihre Anwendung dazu nötigte. Das mag zum Teil der Lauheit des Wirtschaftsministeriums zuzuschreiben sein. Zum größeren Teil liegt dieser Mißerfolg im Wesen der Sache begründet. Mit polizeilichen Mitteln vermag man eben dem Preisniveau eines Landes ebensowenig beizukommen, wie mit freundlichen Appellen an die volkswirtschaftliche Einsicht der warenbesitzenden Kreise. Allgemeinen Preisabbau vermag weder ein Polizeipräsidium noch ein Wirtschaftsministerium zu erzwingen.

Nur die Stelle, die über den nervus rerum von heute, die über den Kredit verfügt, hält die Preiszügel in der Hand. Hätte nicht die angespannte Währungslage seinerzeit zu einer rigoroseren Kreditpolitik des Zentralnoteninstituts förmlich gezwungen, so wären bei dem in Deutschland herrschenden Mangel an Ueberblick über die Grundtatsachen der Wirtschaft diese Zusammenhänge zwischen Kreditgewährung und Preisstand in weiteren Kreisen vielleicht überhaupt nicht bekannt geworden. Im Grunde genommen sind natürlich die Preise selbst nichts anderes als der Reflex des inneren Geldwertes. Die Reichsbank, die sich mit ihrer verschärften Kreditpolitik in erster Linie den äußeren Geldwert, das Verhältnis der deutschen Währung zum Dollar, den Valutastand aufs Korn genommen hatte, stützte nebenher, den meisten unbewußt, auch den inneren Geldwert. Was die Valuta anbelangt, so ist das Ziel voll erreicht worden. Die fremden Devisen stehen in exakter Parität zur Goldmark, und anstatt Devisen zu verlieren, hat die Reichsbank bei der ganzen Aktion schließlich sogar Devisen gewonnen, soviel, daß die Frage auftauchen konnte, ob man nicht zweckmäßigerweise eine Besserung der Mark über die einmal gewählte Parität hinaus ins Auge fassen sollte. Der zweite nicht minder notwendige Programmpunkt, die Hebung des Geldwertes im Innern, ist bisher aber nicht voll erfüllt. Die deutschen Preise stehen immer noch über Weltmarktstand. Die Kaufkraft des deutschen Geldes im Inland ist also geringer als es der Wechselkursparität entspricht. Man kann das auch umgekehrt ausdrücken und sagen, daß im Vergleich zur Kaufkraftparität die Wechselkurse zu günstig für Deutschland stehen. Will man darum die jetzigen Wechselkurse dauernd aufrechterhalten, so muß auch die innere Kaufkraft des deutschen Geldes erst noch gestärkt werden.

Die Preise müssen mindestens auf das Weltmarktniveau herabgedrückt werden. Sobald nämlich die Bedingungen zur Saldierung der Zahlungsbilanz weniger günstig sind als im jetzigen Moment, wo eine bedeutende, in langen Jahren der Währungsnot angesammelte Devisenreserve der deutschen Volkswirtschaft noch zur Verfügung steht, würde andernfalls eine fortwährende neue Bedrohung der Beständigkeit des Geldwertes entstehen. *Innerer und äußerer Wert des Geldes* können nur vorübergehend divergieren. Zurzeit weichen sie vermöge einer Reihe von Umständen sogar beträchtlich von einander ab. Auf die Dauer aber tendiert der eine zum anderen.

Diese rein währungspolitischen Gesichtspunkte sind in der bisherigen Diskussion über die Kreditpolitik der Reichsbank zu kurz gekommen. Vielleicht vermögen sie diejenigen zur Einsicht zu bringen, die die Kreditrestriktion der Reichsbank als eine unnötige Schikane bezeichnen unter Berufung darauf, daß ja die Währung nach dem Stande des Wechselkursbarometers jetzt völlig intakt sei.

Sie vergessen, daß hinter den momentanen Wechselkursen ein nachhaltiger Bestimmgrund für die Valuta in Gestalt der Kaufkraftparität steht.

Daneben erheischen andere volkswirtschaftliche Gründe, und solche reparations- und sozialpolitischer Art, gebieterisch, daß Deutschland vom teuersten zum billigsten Lande der Welt werde. Darüber braucht kaum mehr ein Wort verloren zu werden. Der Uebergang ist natürlich hart. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die unmittelbar betroffenen Kreise Sturm laufen gegen die Kreditpolitik des Reichsbankpräsidenten. Man muß sogar darauf gefaßt sein, daß, sobald dem gegenwärtigen Krisenvorspiel die eigentliche Tragödie demnächst folgt, der Kampf der in die Enge getriebenen Geschäftsleute noch ganz andere Formen annehmen wird. Sicherlich wird es dann auch an eilfertigen Pseudonationalökonomen nicht fehlen, die den Argumentationen ein volkswirtschaftliches Mäntelchen umzuhängen sich bemühen werden. Selbstredend muß auch jederzeit von der verantwortlichen Stelle mit Sorgfalt geprüft werden, ob nicht Erleichterungen eintreten können. Man darf die Krise nicht um der Krise willen wollen. Die Krise ist nur ein unvermeidliches Uebel, das man in den Kauf nehmen muß, wenn man den Preisabbau will. Aber es wäre das gefährlichste, wenn man sich von der bisherigen Zahl der Insolvenzfälle bange machen lassen wollte. Alle Opfer, die schon gebracht wurden, wären umsonst gebracht, wenn man kurz vor dem Ziele umkehren und Erleichterungen schaffen würde, bevor der Preisabbau durchgeführt ist.

Die Preise erweisen sich als sehr beharrlich, und der Rückgang vollzieht sich verschämt durch Barzahlungsrabatte usw., während man eine offene und allgemeine Preissenkung zu vermeiden trachtet. Es gilt eben, eine in langen Jahren des Geldwertverfalls gezüchtete Hartnäckigkeit der Warenbesitzer zu brechen. Am zähesten halten die Fabrikantenkreise an ihren Forderungen fest, während der Kleinhandel unter dem Druck der Geldnot eher zur Nachgiebigkeit neigt. Die Verbraucher sind im jetzigen Uebergangsstadium noch Uebervorteilungen schlimmster Art ausgesetzt, weil der Abbau sich bisher ganz regellos vollzogen hat. Was dort schon billig ist, ist hier noch teuer. Allerdings trifft den Konsumenten selbst eine große Schuld. Er hat beim Einkaufen das Rechnen mit dem Pfennig ebenso verlernt, wie andererseits der Produzent durch die aufgeblasenen Ziffern der Vergangenheit zu unwirtschaftlichem Handeln verleitet wurde. Wäre sich der Gegenpart der Warenbesitzer, wäre sich die Käuferschar ihrer Macht bewußt, dann würde sich der Preisabbau, was ohnehin unvermeidlich ist, viel schneller vollziehen. Würden die Verbraucher weniger bereitwillig die überhohen Preise bezahlen, würden sie ihre Nachfrage nach Artikeln, die überteuert sind, aufs äußerste beschränken, dann wären auch die Lebenshaltungskosten schon in ganz anderem Maße gewichen.

# GLOSSEN

POETA — PROPHETA.

O. L. hat in seinem wertvollen Aufsatz „Poeta — Propheta“ unbegreiflicherweise einen Mann ganz übersehen: Walther Rathenau. Ich bin — als Ausländer — erstaunt, daß in den Ergänzungen, die der O. L.-Aufsatz gefunden hat, niemand auf die prophetischen Voraussagen Rathenaus hingewiesen hat. Darf ich dies Versäumte nachholen? Hier einige Sätze, die Rathenau als Künder kommender Tage zeigen. Wie grausam haben sich seine Gesichte erfüllt.

*

*1901 über Wilhelm II.*

Ein Bezauberer und ein Gezeichneter. Eine zerrissene Natur, die den Riß nicht spürt; er geht dem Verhängnis entgegen.

*1912.*

Ich sehe Schatten aufsteigen, wohin ich mich wende. Ich sehe sie, wenn ich abends durch die gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unseres wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkeit kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Ausschließlichkeit berichten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdamenbemerkungen zusammenzuckt. Seit Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als diese.

*1912.*

Endete der Krieg mit einer entschiedenen Niederlage Deutschlands, so hätte England eine Reihe von Jahren Ruhe. . . .

Jeder andere Ausgang des Krieges kann außer Betracht bleiben. Wie er aber auch fiele: immer läge der Hauptvorteil auf der Seite der Vereinigten Staaten, und die amerikanische Wirtschaftsfrage käme in ein so verändertes Stadium, daß möglicherweise alle andern Ereignisse sich ihr unterordneten.

*1912.*

Nicht von der Arbeiterschaft drohen uns Gefahren, denn dem heutigen Sozialismus fehlt die Kraft positiver Ideen. Zwei andere Angriffskräfte werden die preußische Staatsauffassung erschüttern: Mangel an führenden Geistern und ungleiche Verteilung der Lasten.

*1913.*

Die doppelte Spannung, die, gefährlicher als ausgesprochen, zwischen England und uns, ausgesprochener als gefährlich zwischen Frankreich und uns bestand, gewinnt jetzt ihre volle Ex-

plosionskraft, verschärft durch Rußlands Empfindlichkeit, das die Milliardensaat im Festungsgürtel längs seiner Grenzen aufsprießen sieht.

Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, das Unrecht abzutun. Das reifste Unrecht unserer Zeit besteht darin, daß das fähigste Wirtschaftsvolk der Erde, das Volk der stärksten Gedanken und der gewaltigsten Organisationskraft, nicht zugelassen wird zur Regelung und Verantwortung seiner Geschicke.

Nicht äußere Gewalten und politische Konstellationen, sondern innere Gesetze, sittliche und transzendente Notwendigkeiten führen mit Gewalt unser Schicksal herbei.

In einer Stunde stürzt, was auf Aeonen gesichert galt; was heute vermessene Forderung scheint, wird selbstverständliche Voraussetzung.

*1914.*

Nie wird der Augenblick kommen, wo der Kaiser, als Sieger der Welt, mit seinen Paladinen auf weißen Rossen durchs Brandenburger Tor zieht. An diesem Tage hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren. Nein! Nicht einer der Großen, die in diesen Krieg ziehen, wird diesen Krieg überdauern.

*1916.*

Heute sind es zwei Jahre, daß ich von der Denkweise meines Volkes mich schmerzlich getrennt fühle, soweit sie den Krieg als erlösendes Ereignis wertet. — — Dieser Taumel erschien mir als ein Fest des Todes, als die Eingangssymphonie eines Verhängnisses, das ich dunkel und furchtbar geahnt hatte. . . .

Dieser Krieg ist nicht ein Anfang, sondern ein Ende; was er hinterläßt, sind Trümmer. . . . .

Wir sterben als ein Geschlecht des Uebergangs, ein heimgesuchtes, zum Düngen bestimmt, der Ernte nicht würdig.

*1917.*

Die alte Wirtschaftsordnung brennt nieder, und es naht die Zeit, wo der alte Unterbau der Gesellschaftsordnung sich entzündet.

Von der Nachkriegs-Reaktion sagt Rathenau, sie sei jetzt stark — ihre Wirkung aber verschwinde vor jeder gedanklichen Bewegung. *P. S.*

---

## WÖLFFLIN

Wölfflin zeichnet es vor den meisten Kunsthistorikern aus, daß er ein Verhältnis zur Form hat . . . mit der Einschränkung freilich, daß sein Verhältnis zur Form nur innerhalb eines ziemlich begrenzten Gebietes ein unmittelbares ist. Wölfflin bleibt stets Akademiker, aber innerhalb des Akademischen ist er als Schriftsteller ein Mensch mit dem Trieb des Gestaltens. Der Typ des Kunsthistorikers war — von seltenen Ausnahmen abgesehen — der trockene Daten-Registrator, der sich verpflichtet glaubte, von Zeit zu Zeit in eine gerührte Begeisterung zu verfallen. Wölfflin imponierte weder das aktenmäßige Wissen, noch das angekurbelte Gefühl. Ihm ging es um Erkenntnis und um Formung. Sein Verdienst bleibt es, eine sachlich eingestellte Kunstgeschichte zum mindesten vorbereitet zu haben. Welche positiven Leistungen ihm hierbei gelangen, stellt Franz Landsberger in einer Schrift dar, die der Elena Gottschalk-Verlag in Berlin zum 60. Geburtstage Wölfflins herausbringt. Landsbergers Schrift zu lesen ist ein Genuß, weil sie mit Takt und freimütiger Offenheit sich gleicherweise fernhält vom Hymnus wie von Krittelei. Zudem ist sie in einem ausgezeichneten Deutsch geschrieben.

Wölfflin hat eine große Schar von Schülern, auch Nachahmern. Aber

hat er eigentlich Schule gebildet? Man möchte glauben, daß Wölfflins ständige Mahnung, mit exakten Werkzeugen, mit klaren Begriffen an die Arbeit zu gehen, in den Wind gesprochen sei, wenn man ein Buch liest wie Oskar Beyers „Romanik" (im Furche-Verlag in Berlin). Gewiß ist Beyers Absicht, in „Sinn und Wesen früher mittelalterlicher Kunst" einzuführen, sehr sympathisch, wie denn überhaupt kein unsympathisches Wort in dem Buche steht — aber wo ist hier auch nur der Ansatz zu einer Erkenntnis? Hier haben wir die wesenlose Schwärmerei von einst in neuer Reinkultur — Beyer bemüht sich, Seite für Seite einen Ton ergriffener Inbrunst festzuhalten — das Resultat ist eine Mischung von Sonntagspredigt und Feuilleton. Dem gegenüber wirkt selbst die trockenste kunstgeschichtliche Aktensammlung als Labsal. Ihr kann man wenigstens für eigene Arbeit Material entnehmen. Imponierend steht da ein Buch wie August L. Mayers „Geschichte der Spanischen Malerei", das der Verlag Klinkhardt und Biermann in Leipzig jetzt in zweiter Auflage mit reichstem Bildmaterial herausbringt — eine starke Leistung historischer Forschung und selbstlos einfacher Mitteilung, eine Arbeit, die ganz gewiß weit mehr Hingabe und Lebendigkeit enthält, als das Buch Beyers, das in jedem Absatze den Kunsthistoriker mit erhobenem Zeigefinger sanft verweist, aber darüber gar nicht recht zum „Sinn und Wesen" seiner eigenen Aufgabe kommt.

Ohne Arbeiten der Art Mayers wird kein Wölfflin an seine Aufgaben gehen können, aber die fromme Sentimentalität Beyers bleibt Privatangelegenheit. Und darüber hatte doch Wölfflins strenges Beispiel eigentlich die Zunft schon hinausgeführt.

*Adolf Behne.*

—

## GIACOMO MATTEOTTI

Motto:

Er war der Stärkste und Würdigste.
Er mußte am grausamsten getroffen werden.

Filippo Turati.

Von heute an gehört Giacomo Matteotti der Geschichte an und nimmt darin eine hohe Stellung ein, jene eines Märtyrers seiner Idee. Italien, das um die Wiedererlangung seiner Freiheit gegen den Despotismus kämpft, erkennt erst jetzt seine große Schuld an Matteotti.

Matteotti wurde in Fratta Polesine (bei Rovigo) am 22. Mai 1885 als Sohn sehr reicher Eltern geboren, die ihm eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung angedeihen ließen. Er machte seinen Doktor an der Universität Bologna, und nachdem er Reisen und Studien in Deutschland und England gemacht hatte, gehörte

er 20 Jahre der sozialistischen Partei an. Er zog den harten Kampf für die Sache der Armen einem angenehmen und ruhigen Leben und den Genüssen der Künste vor, für die er ein überaus feines Empfinden hatte. Durchdrungen von dem Glauben und der Selbstlosigkeit eines Apostels organisierte er die Bauern der Polisine. Eine Kämpfernatur, bewaffnet mit scharfem Verstande, von großem Wissen, vorbereitet für die größten Probleme des politischen Lebens, beteiligte er sich an der Verwaltung seiner engeren Heimat erst als Bürgermeister von Porigo, später als Präsident der Provinzverwaltung und als Mitglied des Direktoriums der sozialistischen Gemeindeverbände. Er wurde einigemal während des Krieges wegen antimilitaristischer Kundgebungen angeklagt und zu Gefängnisstrafen verurteilt. Im Jahre 1919 wurde er zum erstenmal ins Parlament gewählt.

Während der letzten Wahlen wurde er in zwei Wahlkreisen gewählt. Der Fascismus fand Matteotti an seinem Platze. Während der Kämpfe, und auf der parlamentarischen Tribüne war er der erbittertste Gegner des fascistischen Regimes. Seit Ende 1920 konnte er sein Elternhaus in Rovigo nicht mehr aufsuchen infolge des fascistischen Terrors. Matteotti gehörte zu den Leuten, die am meisten verfolgt wurden, weil er für den gefährlichsten Gegner des Fascismus gehalten wurde. Er war nicht der Mann, vor Drohungen die Stirne zu beugen. Seine letzte Rede in der Kammer am 30. Mai war eine große Anklage gegen das gewalttätige fascistische System der Wahlmache. Matteotti forderte, daß man dem italienischen Volke Genugtuung dafür verschaffen solle, daß es an der freien Wahl verhindert worden sei. Als Sekretär der Sozialistenpartei Italiens hatte er ungeheures Material für die Schrift „Ein Jahr fascistische Gewaltherrschaft" gesammelt und hatte bewiesen, daß die „Wiederherstellung der italienischen Volkswirtschaft" nichts anderes als ein Bluff der fascistischen Regierung sei. Matteotti war ein Reformist von gemäßigten Grundsätzen und erhoffte eine sozialistische Revolution durch konstitutionelle Mittel. Er war ein ausgesprochener Gegner sowohl des Kommunismus als auch der fascistischen Diktatur. Nach dem Sozialistenkongreß zu Rom und nach der Spaltung der Partei in Maximalisten und Unitarier wurde er zum Sekretär der letzteren Partei ernannt, in der er das Bindeglied zwischen dem rechten demokratischen und zur Mitarbeit bereiten und dem rein linken sozialistischen Flügel erblickte. Er war oft im Auftrage der Partei in bedeutenden Missionen im Ausland. Ende April verweigerte ihm die Regierung Mussolinis den Paß, aber es gelang ihm trotz der polizeilichen Beobachtung die Grenze zu passieren und nach London zu gelangen, wo er mit Macdonald und den Führern der Labour Party konferierte. Von London begab er sich nach Brüssel, wo er zum letztenmal in einem internationalen Kongreß seine Kritik des Fascismus auseinandersetzte. Der Schreiber dieser Zeilen sah Matteotti zum letzten Male im vergangenen Jahre in Berlin gelegentlich der Verhandlungen der internationalen sozialistischen Reparationskonferenz. Matteotti sah die Ereignisse der letzten französischen Wahlen voraus und vertrat den Standpunkt, daß dem entwaffneten Deutschland dieselben Sicherheiten gegeben werden müßten wie dem bis auf die Zähne bewaffneten Frankreich. Er sah mit Bedauern den deutschen Nationalismus ausarten und konstatierte mit Unwillen, daß die Entente nichts getan hat, um die deutsche Demokratie zu kräftigen. Am meisten erstaunt war er, so oft in Deutschland zu hören: „Wir brauchen einen Mussolini in Deutschland".

Matteotti ist heute für das italienische nationale Gewissen nicht das Haupt einer einzelnen parlamentarischen Partei, sondern ein Vertreter der Nation, der mitten in seinem hohen Werke für die moralische und politische Emanzipation gefallen ist.

*Dalmo Carnevali.*

---

TISCH MIT BÜCHERN

Dr. Kurt Sternberg: Walther Rathenau der Kopf. (Verlag Dr. Walther Rothschild, Berlin-Grunewald 1924.)

Dieses kleine Buch macht den Versuch, Rathenaus Gedanken in ein System zu bringen. Es will Ordnung in diesem Garten der Einfälle und Intuitionen schaffen. Ordnung das bedeutet in solchen Fällen: Zusammenhänge, Durchblick, und Klarheit. Solche Versuche, die mehr als Essays sind, geschahen zu Anfang des Jahrhunderts, um Nietzsche den Deutschen näher zu bringen. Aus seinem dichterischen Deutsch wurde Nietzsche ins Gelehrtendeutsch der Privatdozenten übertragen, und vielleicht hat er damit erst akademische Wirkungen erreicht. Die Sprache Rathenaus ist nicht die Sprache Nietzsches, und schon deshalb braucht Sternberg ihr und ihm nicht so wehzutun. Es ehrt übrigens den bescheidenen Verfasser, daß er von Anfang an seine Schrift „nur zur Bequemlichkeit" derjenigen empfiehlt, die in die Rathenausche Welt eindringen wollen. Die Bescheidenheit des Verfassers ist um so schätzenswerter, als sie keineswegs auf Kritiklosigkeit beruht. Sternberg spürt die Grenzen des Rathenauschen Geistes, auch der Rathenauschen Form. Er nennt ihn einen Expressionisten, weil Rathenau kein Mann der umständlichen Beweise, sondern ein Empiriker ist, der Kürzung behauptet. Ueber die Definition läßt sich streiten. Aber es kommt bei der Darstellung des weiten Rathenauschen Komplexes am Ende nicht auf die kleine Etikette an, die ihm aufgeklebt wird. Hier sind dem vielseitigen Geist, der in vielen Kontinenten der inneren Welt heimisch war, die Grenzen gezogen.

*Gr.*

Max Brod: Leben mit einer Göttin. Roman. (Verlag Kurt Wolff, München.)

Manchmal kommt einem der Verdacht, das Buch sei mit der linken Hand, sozusagen als Erholungsarbeit nebenher, gemacht — obwohl nahtlos in einem Zug, oder gerade deshalb. Der sensationelle Vorfall, daß einer in krankhaft gesteigerter Eifersucht einen vermeintlichen Nebenbuhler niederschießt, wird beichtenmäßig analysiert, aber nur das. Er bleibt Bagatelle. Man verlangt gar nicht eine Problematisierung, wohl aber eine Vertiefung, die den Dämon am Werk zeigt. Dem Schreiber sitzt verhaltenes Schluchzen in der Kehle, die halben und Vierteltöne sind zart angeschlagen, da ist Vieles wortlos in die Zeilen gelegt; irgendwo aber drängt sich peinliche Parfümstimmung dazwischen. Man liest etliche kluge Dinge, Schönes über Musik (die Brod wie Wenige heute erfühlt); aber unenthüllt bleibt das Dichterische, das aus dem Aktenbericht eine

nachschwingende Schöpfung bereitet. Es gilt also eine kleine Scharte auszuwetzen. *K.*

**Jean Pauls Werke in zwei Bänden.** Herausgegeben von Manfred Schneider. (Verlag Walter Haedecke, Stuttgart.)

Hier scheint das Rezept gefunden, nach dem Jean Paul für uns zurückerobert werden könnte. Was nötig ist! Vor den kompendiösen Romanen erschrickt der Gegenwartsmensch, und sechzig Bände vermag nur der Fachmann zu verdauen. Das Essentielle zu stets bereiter Form zusammenzuziehen bedurfte geschickter, taktvoller Hände. Der zweite Band zeigt, wie so etwas gelingen kann: die großen Romane Jean Pauls werden nur in ihren ganz leuchtenden, Dichtung, Kultur, Politik, Menschennatur paraphrasierenden Stücken geboten; der erste Band vereinigt die köstlichen kleineren Romane (Katzenberger, Wuz, Schmelzle, Fälbel usw.), die jedweden Zeitgeschmack überdauern. Kein Einzelzug des Gesamtbilds blieb unangedeutet und das Gesamtwerk in der Andeutung lebendig. Man nehme diese Auswahl als gewissenhafte und begeisterte Einleitung in das universalste Werk, das heute ungenutzt in der deutschen Dichtung schlummert: Jean Paul wirbt für Jean Paul!

*K.*

## ANEKDOTEN

### *Die dritte Art*

Der uralte Mommsen sprach in einer Gesellschaft von der Liebe. „Ich kenne," sagte er, „drei Arten, eine Frau zu lieben: erst streichelt man sie . . . dann küßt man sie . . . und dann . . . ja, das dritte hab ich jetzt vergessen."

*

### *Gespräch*

— „Sie waren gestern im Theater, Fräulein?"

— „Nein, ich bin gleich zu Bett gegangen."

— „Waren viele Leute da?"

---

## INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 25)



**Redaktion des „Tage-Buch":** Berlin W 8, Jägerstr. 11 Tel.: Merkur 8307. 8308, 8309, 8310, 8311, 8312, 8313, 8314, 8315. Verantwortlich für den wirtschaftlichen Teil: Leopold Schwarzschild, Berlin W 15, Ludwigkirchstr. 10a; für den übrigen Inhalt: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin W 8, Jägerstr. 11. Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstraße 21. Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Jägerstraße 11.



**Bezugspreis** in Deutschland pro Monat 1,50 Goldmark, pro Quartal 4,– Goldmark. Vierteljährlich in England 5 Schilling, in den Vereinigten Staaten, Mittel- und Südamerika, Japan und China 1 Dollar, in Holland 2½ Gulden, in der Schweiz und Spanien 5 Schweizer Franken, in Skandinavien 5 schwedische Kronen, in Frankreich 20 französische Franken, in Belgien 25 belgische Franken, in Italien 30 Lire, in Rumänien 200 Lei, in Jugoslavien 70 Dinar, in der Tschechoslowakei 35 Kc., in Oesterreich 70 000 Kronen.